

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 1

**Martin**  
das  
**Findelkind,**  
oder  
**Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**

Illustriert von Ludwig Löffler.

Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.  
1847.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Einleitung.

Erstes Kapitel. Die zwifache Jagd.

Zweites Kapitel. Das Dickicht.

Drittes Kapitel. Die verlorne Spur.

Viertes Kapitel. Ein jugendlicher Vater.

Fünftes Kapitel. Lumineau.

Sechstes Kapitel. Die Höhle.

Siebentes Kapitel. Geheimnisse.

Achtes Kapitel. Die Meierei.

Neuntes Kapitel. Bruyère.

Zehntes Kapitel. Bruyère.

Elfte Kapitel. Ratschläge.

Zwölftes Kapitel. Der alte Jacob.

Dreizehntes Kapitel. Das Bildniß.

Vierzehntes Kapitel. Die Unterredung.

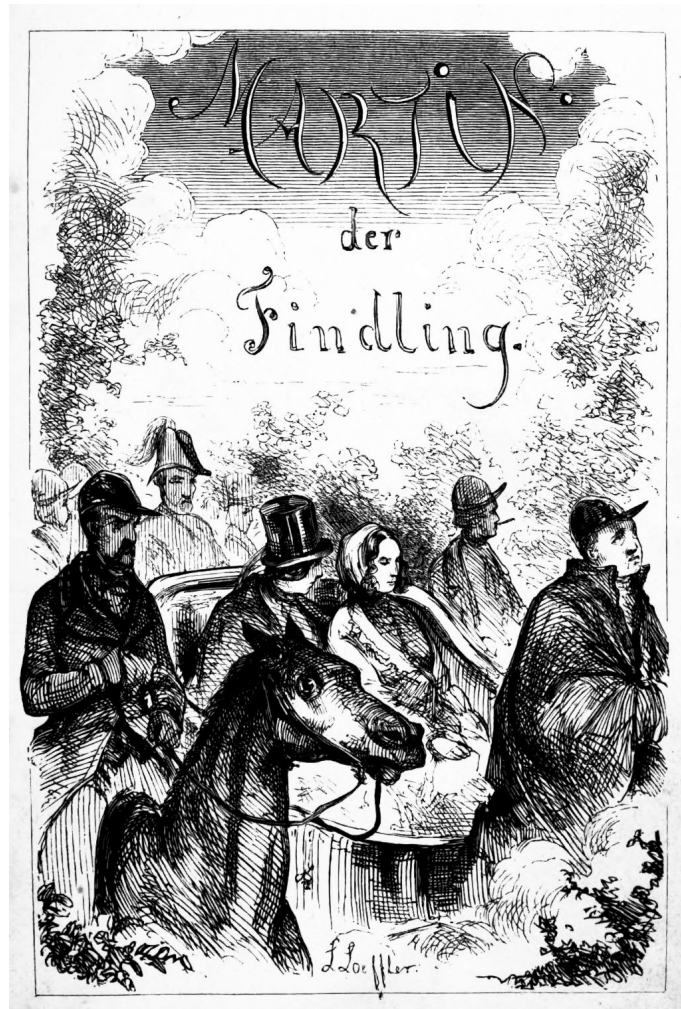
Fünfzehntes Kapitel. Enthüllung.

Sechzehntes Kapitel. Mutter und Tochter.

Siebzehntes Kapitel. Mütterliche Liebe.

Anmerkungen





Herrn Alfred d'Orsay.

*Nimm dieses Buch, mein theurer Alfred, als ein Pfand meiner alten Freundschaft und meines lebhaften Antheils an Dir, dem Maler und Freunde Byron's, der Eins seiner unsterblichen Blätter dem Zwecke hat widmen wollen, dem Edelmuth Deines Herzens und der Erhebung Deines Geistes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, an Dir, dessen mächtiger und strenger Meißel die großartige Bildung Napoleon's in Marmor ausgeprägt hat, an Dir, dessen seltene Freigebigkeit unser National-Museum mit einem der bewunderungswürdigsten indischen Kunsterzeugnisse bereichert hat, an Dir endlich, dem Gründer des wohlthätigen Asyls, in dem jeder arme und von seinem Vaterlande entfernte Franzose wenigstens Brot und Schutz gegen die Elemente findet. Lebewohl, mein theurer Alfred.*

Aux Bordes den 20. Juni 1846.

Eugène Sue.

## Einleitung.



## Erstes Kapitel.

### *Die zwiefache Jagd.*

**D**er Theil der Sologne, wo in der Richtung von Norden nach Süden die Departements Loiret und Loir-et-Cher zusammenstoßen und von welcher ein Theil die Gegend bildet, welche man das Bassin der Sauldre nennt, hat einen eigenthümlichen Charakter. Man findet hier im Allgemeinen weite Nadelholzungen, die hier und da von ausgebreiteten Haide Strecken durchbrochen werden oder von torfhaltigen Niederungen, welche fast immer von dem ausgetretenen Wasser der Flüsse und Bäche überschwemmt sind. Ferner sieht man weite Teiche, die von Büscheln von Iris und Blumenbinsen umgeben sind, stehende Gewässer, über deren Oberfläche mannigfaltige Wasservögel hinstreichen; nur hier und da unterbrechen wiesenreiche Niederungen, mit einzelnen Gruppen von Eichen besäet, den einförmigen Anblick dieser Landschaft, deren allgemeiner Charakter in ihren gradlinigen und ruhigen Umrissen besteht.

Unbeschreiblich ist die melancholische Ruhe dieses menschenleeren Landstriches, dessen weiter Horizont durch die



immer grünen Massen der Tannenwälder gebildet wird; dieser tiefen Einöden, in denen nur von Zeit zu Zeit die Artschläge des Holzhauers ertönen, und wo sich, wenn der Wind saust, ein tiefes, langes, mächtiges Geräusch erhebt, das dem fernen Brüllen des Meeres gleicht, und das durch die Bewegung und Reibung der belaubten Zweige entsteht. Auch ist es ein majestätischer Anblick, wenn die Sonne langsam hinter diesen ungeheuren Ebenen her aufsteigt, die wie ein See eine einzige Fläche bilden und mit rosenrothem Haidekraut und goldgelben Blumen bedeckt sind, welche der Abendwind in sanften Wellen wie einen grünen und blumigen Teppich bewegt.

Die Raubvögel, welche die weiten, menschenleeren Wälder zum Aufenthaltsorte wählen, die verschiedenen Arten von Geiern, Adlern und Falken, sind in diesen Einöden eben so zahlreich wie die Wasservögel. Was vornehmlich im Winter dieser Gegend einen eigenthümlichen Charakter gibt, ist das beständige finstere Grün ihrer Tannenwaldungen, die hier und da von Birken und Eichengruppen unterbrochen sind, in denen beständig Füchse, Rehe und Wölfe hausen, und wohin sich oft die Hirsche und Eber der nahen Waldungen vorwagen.

Auch ist diese Gegend das gelobte Land des Jägers und folglich auch der Wilddiebe; denn Hasen, Rebhühner und Fasanen sind da im Ueberfluß, und Caninchen nehmen dort dergestalt überhand, daß Alle, von dem reichen Eigenthümer an, dessen junge Holzungen sie beschädigen, bis zum armen Landbauer, dessen magere Aecker sie abweiden, sie als eine allgemeine Land plage betrachten.

Es war am Ende October 1845, als an einem schönen Herbsttage zwei Gesellschaften von ganz verschiedenem Ansehen sich von entgegengesetzten Seiten her über eine weite Haidefläche, die im Norden durch einen grünen Waldvorhang begrenzt war, der sich bis in's Unabsehbare erstreckte, einander näherten. Eine dieser Gesellschaften bestand aus einem Piqueur zu Pferde und zwei Hundejungen, welche an der Leine eine schöne Meute von 30 englischen Hunden von der reinen Race der sogenannten Forhounds führten; sie waren von Farbe meistens weiß und dunkelgelb mit schwarzem Behänge, der Piqueur ritt im Schritt vor der Meute her, die ihm, Dank sei es der

Peitsche der beiden Hundejungen, die den Nachtrabbielten, in vollkommener Ordnung folgte.

Der Piqueur, ungefähr 60 Jahre alt, war von sonnenverbrannter Gesichtsfarbe, er trug eine lederne Jagdmütze, einen Oberrock von castanienbrauner Farbe mit hellblauem Kragen, am Kragen und an den Taschen mit Silber besetzt, Reiterstiefeln und ein Beinkleid von dunklem Sammet. Die Hundejungen hatten Jagdkleider von derselben Livree, große Kamaschen von falbem Leder ersetzen bei ihnen die Stiefel, und sie hatten ihre glänzenden Jagdhörner umgehängt.

Die Gruppe, welche ihnen entgegen kam, ward von vier berittenen Gendarmen gebildet, welche von einem Regimentsquartiermeister commandirt wurden, der halbblau und silberne Schnüre trug.

Die Gesichtsbildung dieses Unteroffiziers, eines mehr als reifen Mannes, bot eine ziemlich groteske Mischung von Albernheit und Verwegenheit dar. Den dreieckigen Hut quer auf seine spitze Stirn gesetzt, mit emporgezogenen Augenbraunen und die stumpfe Nase ziemlich hoch tragend, die Brust unter der blauen von einem gelben Lederriemen gekreuzten Uniform hoch erhoben, den Leib in das Gehenk seines großen Säbels eingeschnallt, die Beine steif in die starken Stiefel gesteckt, die rechte Faust auf seinen Schenkel gestützt, rückte Herr Beucaudet, Wachtmeister der Departemental-Gensdarmarie, langsam im Schritt vor, indem er dann und wann einen befehlshaberischen Blick auf seine Begleitung warf.

Dieses Ansehen war so zu sagen das officielle Ansehen des Herrn Beucaudet; aber obgleich ein Gensdarm, war er nichts destoweniger ein Mensch und zwar ein liebenswürdiger Mensch, wie er gern selbst zu versichern pflegte; denn trotz der Reife seines Alters leistete er noch nicht darauf Verzicht, zu gefallen, und das Gerücht von seinen Liebeshändeln, die nicht weniger berühmt waren, als seine amtlichen Berichte, hallte von Salbris bis Romorantin wieder; indem die zugleich bürgerlichen und militairischen Functionen des Herrn Beucaudet als eines unbeugsamen Werkzeugs des Gesetzes ihn zwangen, einen gewissen Anstand zu beobachten, so nöthigte ihn seine heimliche Libertinage zu den Schlichen eines ausschweifenden und

heuchlerischen Dorfrichters. Mit einem Worte, man werfe das Amtskleid des Commissairs in der alten Comödie über die Uniform eines alten Soldaten, und man hat das vollständige Bildniß des Herrn Beucaudet, welcher ein prachtvolles Musterstück selbstzufriedener Beamtendummheit war.

Die Jäger und die Gensdarmen, welche von zwei entgegengesetzten Seiten herkamen, mußten nothwendig an einer Ecke des Weges, die an der Seite der Ebene frei lag und auf der des Waldes ein dunkles Dickicht hatte, zusammentreffen.

– Ah, da ist Herr Beucaudet, – sagte mit einer gewissen Unbehaglichkeit der alte Piqueur zu seinen Hundejungen, indem er sein Pferd bei einem Kreuze anhielt, das in der Mitte des Kreuzweges errichtet war, – man muß diesen würdigen Gensdarmen höflichen guten Tag sagen; denn seht, Ihr Jungen, einen Gensdarmen grüßt man immer zuerst; denn Sonntags macht er den Policisten in den Schenken, und weil er selbst nicht zu trinken wagt, so macht ihn das grimmig auf den Durst der Andern.

Herr Beucaudet erreichte bald die Jäger, hielt sein Pferd beim alten Piqueur an, und indem er sich an diesen wendete,



sagte er zu ihm mit schnarchender Stimme und mit einem zugleich wichtigthuenden und spöttischen Tone:

– Nun, Vater Latrace, schickt Ihr Euch an durch Wald und Thal das wilde Gethier dieser Holzungen zu verfolgen?

– Sie sind zu gütig, Herr Beucaudet, – antwortete der Jäger, indem er den Schirm seiner Mütze mit der Hand berührte, – das Thier, auf welches wir es abgesehen haben, ist nicht so wohl wild

als schlau, es ist blos eine arme Canaille von Fuchs, und ich hoffe, daß wir ihn auf die Beine bringen werden, sobald nur der Herr Graf, sein Sohn und die übrige Gesellschaft angekommen sein werden.

– So, hier soll sich also die Jagd versammeln?

– Ja, Herr Beucadet, und für Sie, der, wie man sagt, das schöne Geschlecht liebt, wird es in der Gesellschaft, die mit dem Herrn Grafen kommt, gar hübsches Wildpret geben.

– Ich bin ein Mensch, und insofern ist Niemand befugt noch berechtigt zum Widerstand – gegen die Liebe – antwortete Herr Beucadet, indem er sich in die Brust warf, sehr zufrieden mit dieser Variante bei einer juristischen Floskel, die er beständig im Munde führte, – aber welches ist denn dieses galante Wildpret, von dem Ihr mir erzählt, Vater Latrace?

– Nachbarinnen des Herrn Grafen, Madame Wilson und ihre Tochter.

– Ach so, die Amerikanerinnen, die Schwester und Nichte des dicken Mannes in Faßgestalt, die kürzlich eingewandert sind: man sagt, es sei was Gutes, wir werden sehen, – sagte Herr Beucadet, indem er seinen dreieckigen Hut festsetzte und ihm eine Neigung von 45 Grad gab, – ich muß mir ehester Tage bei den Amerikanerinnen etwas zu thun machen, um sie in aller Behaglichkeit in Augenschein zu nehmen.

– Und so wollt Ihr die arme kleine Bruyère verlassen? – sagte der Piqueur mit einer tückischen Miene.

– Was, Bruyère? – fragte verächtlich Beucadet, – welche die Truthühner der Meierei von Grand-Genévrier hütet, dieses kleine Mädchen, das nicht größer ist als mein Stiefel, das mit ihren großen, wilden Augen und ihren Blätterkränzen auf dem Kopf wie eine Tolle aussieht, und das diese Narren von Solognern für eine kleine Hexe oder dergleichen halten? Was, Vater Latrace, meint Ihr, daß ich zur Heerde dieser Puterhirtin gehöre, daß Ihr mir mit so Etwas kommt?

– Was, Herr Beucadet, – erwiderte der alte Jäger mit ironischer Ruhe, – was, Sie sind ja Liebhaber und Kenner. Ich habe Sie zwanzigmal sagen hören, es gäbe 10 Meilen im Umkreis kein hübscheres Mädchen, als Bruyère, so klein sie auch wäre.

– Ich habe mir wohl mit Euch altem Knaben einen Spaß gemacht, Vater Latrace.

– Alle Wetter, sie sagen im Lande, man habe Sie manchmal über die Haide hin laufen sehen in Ihren großen Stiefeln, das Pferd am Zaume haltend, blos um der kleinen Bruyère zu helfen ihre Truthühner zusammen zu treiben.

– Mich!

– Ja, Herr Beucadet, und man fügte hinzu, daß eines Tages, als Sie mit der kleinen Bruyère gegen ihren Willen so ein wenig schäkern wollten, ihre beiden großen calcutischen Hähne, die von ihr bezaubert sein sollen, und die so bössartig sind, daß sie ihr eben so gut wie ein Hund zur Schutzwehr dienen könnten, Ihnen zu Kopf gegangen seien, dergestalt, daß Ihnen die Nase ganz zerhackt sei, obgleich Sie sich gegen den Schnabelangriff mit der Säbelscheide zu vertheidigen suchten. Die kleine Bruyère wollte sich todt lachen und kam glücklich davon.

Herr Beucadet zog die Augenbraunen herauf, warf stolz seine stumpfe Nase in die Höhe und antwortete im Amtston, in dem er ironisch zu lächeln versuchte:

– Immer besser, ich der ich die Macht des Gesetzes im Fleische darstelle, ich soll mich mit calcutischen Hähnen gemein gemacht haben, die mich besiegt und behackt hätten, weil ich mit ihrer Hexe von Hirtin hätte Dummheiten treiben wollen! Alter Spaßvogel, von etwas Anderem. Der Herr Graf ist also zurückgekehrt? Wird er lange im Lande bleiben?

– Meiner Treu, ich weiß nicht, der Herr Graf schwatzt nicht gern; wenn er gesagt hat, thut dies, thut das, so macht er weiter nicht viel Worte. Es ist ein rauher und harter Mann.

– Er, der Herr Graf, das wäre! – rief Herr Beucadet mit einer Regung von Verwunderung. – Das ist doch einmal ein Muster von einem Landeigenthümer, macht sich aus den Wenn und Abers, den Ach und Lieber Gott so viel wie eine Kanonenkugel und läßt sich, wo's auf's Gesetz, auf's Recht und sein Eigenthum ankommt, kein X für ein U machen – ein Pifficus, der mir wohl zwanzig Mal den Gefallen gethan hat, mich darauf auszuschieken, einige von diesen Galgenstricken von Solognern einzustecken, weil sie in seinen Wäldern trockenes Holz aufgelesen hatten –

würdiger Mann, nicht wegen des trockenen Holzes, sondern um der Sache willen. Ja ich achte Dich hoch, Du unbarmherziger Gutsbesitzer, – fügte Herr Beucaudet wie ein Stoßgebet hinzu, – und wenn er will, was macht er für eine Figur; es gibt königliche Procuratoren und Policeicommissaire, die es gern aus ihrer Tasche bezahlen würden, wenn sie sich solche physische Kraft aneignen könnten, um die Missethäter zittern zu machen. Wahrhaftig neben dem Grafen, das müßt Ihr zugeben, Vater Latrace, sieht sein Sohn, der Vicomte, wie ein Frauenzimmer aus.

– Die Thatsache ist, daß der Herr Graf nicht gerade, wie man sagt, weich anzufühlen ist, aber er ist gerecht, wenn er Einem nichts hingehen läßt, so schilt er Einen dafür auch niemals mit Unrecht. Außerdem sagt man, daß er früher die Liebe und Hingebung selbst gewesen sei und so zugänglich für Jedermann wie nur Einer sein kann.

– Der Herr Graf die Liebe und Hingebung selbst! Ihr wollt Euch über mich lustig machen, Vater Latrace.

– So sehr, daß es bis zur Schwachheit ging.

– Der Herr Graf schwach, Ihr macht mich schamroth, Vater Latrace.

– Aber plötzlich ist aus dem Schäfchen ein Wolf geworden.

– Man hat ihn wohl zu sehr geschoren?

– Wohl möglich. Uebrigens liebt er die Jagd leidenschaftlich, und das ersetzt für mich alle anderen Tugenden, – sagte Latrace lächelnd.

– Und dann läßt sich der Jäger das griesgrämliche Wesen wohl gefallen, weil er es gegen das Ungeziefer von Wilddieben selbst an sich hat. Dieser verdammte Bettler Béte-Puante, der mit Recht so heißt<sup>1</sup> – er mag nur thun, als wollte er mir immer entwischen, früh oder spät, so wahr ich Beucaudet heiße, werde ich ihn doch packen.

– Daran werden Sie wohlthun, – sagte der alte Piqueur, dessen Gesicht eine leichte Unbehaglichkeit verrieth, – daran werden Sie wohlthun; der Herr Graf wird es Ihnen Dank wissen, denn er liebt die Jagd wie toll.

– Alle Wetter, vorgestern angekommen und heute schon auf der Jagd!

– Sie müssen aber auch in Anschlag bringen, Herr Beucadet, daß es bald 8 Monate sind, daß weder er noch sein Sohn eine Büchse in die Hand genommen; denn sie sind im März, beim Schluß der Jagd, von hier abgereist. Sie wissen ja selbst, Beucadet, daß Sie sich's nicht nehmen lassen würden, es anzugeben, wenn Einer später als am 12. März auf die Jagd ginge.

– Und ich rechne es mir zur Ehre und zum Ruhme an. Das Gesetz muß respectirt werden, und ich repräsentire es. Den 12. März Schluß der Jagd, das muß Jedermann wissen, und ignorantia juris nocet, sagt der Gesetzgeber, ein alter Schurke, – setzte Herr Beucadet in Parenthese mit boshaftem Lächeln hinzu, – und ich wiederhole es alle Tage diesen Galgenstricken von sologner Bauern, wenn sie mir winselnd antworten: – aber, Herr Beucadet, ich wußte nicht, daß das verboten wäre, ich kann das Gesetz nicht kennen, denn man hat mir's niemals vorgelesen; und selbst lesen kann ich nicht.

– Freilich, wenn Einer nicht lesen kann, – sagte der alte Piqueur, indem er den Kopf schüttelte, – und wenn man es ihm niemals vorgelesen hat, woher soll er es kennen?

Einer der Gensdarmen, ein alter Soldat von rauher und freier Gesichtsbildung und mit einer Narbe geschmückt, welcher Litzen am Aermel und im Knopfloche ein rothes Band trug, hatte während der Unterhaltung seines Anführers mit dem Jäger mehre Male ungeduldig die Achseln gezuckt. Endlich nahm er sich eine Freiheit heraus, die ihm im Betreff seiner langen Dienstzeit zu gestanden oder nachgesehen werden mochte, und sagte verdrießlich zu seinem Anführer:

– Damit geht nur die Zeit hin und wir versäumen unseren Streifzug.

– Still dahinten, – sagte Herr Beucadet befehlshaberisch, indem er den Unbescheidenen über die Schulter ansah.

– Das war auch der Mühe werth, uns die Karabiner und Pistolen laden zu lassen, – brummte der alte Soldat mürrisch.

– Ein Streifzug, geladene Gewehre, – sagte der Piqueur betroffen. – Ah, ich verstehe, – setzte er hinzu, – Sie sind auf der Verfolgung irgend eines Wilddiebes begriffen, vielleicht des Béte-

Puante!

Und man sah dem alten Jäger wieder etwas Unbehaglichkeit an. – Ein Widersetzlicher, ein Wilddieb, – sagte der Unteroffizier mit wegwerfendem Tone, – gesegnete Mahlzeit!

– Das Wild, das ich verfolge, verhält sich zu so einem wie ein Eber oder Wolf zu dem Fuchs, den Ihr hier jagen wollt, Vater Latrace, – antwortete Herr Beucaudet, – aber ich habe meine Ursachen, weshalb ich mich nicht so sehr beeile. Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen, daß diese Scene dicht am Rande eines Eichendickichts vorging, über welches sich eine Partie ungeheurer, hochstämmiger Tannen erhob.

– Es ist also ein großer Verbrecher, den Sie verfolgen? – sagte der Piqueur. Statt zu antworten, sagte Herr Beucaudet, dem plötzlich etwas einzufallen schien:

– In welchem Theile des Waldes jagt Ihr?

Unser Fuchs hat sich im zweiten Gehege der alten Schonung von Aubègin verkrochen.

– Ist's nicht in der Schonung von Aubègin, wo man die großen Felsen findet, und wo das Gehölz so dicke ist? – fragte der Unteroffizier angelegentlich.

– Zu dienen, Herr Beucaudet, ein rechter Aufenthalt für die Eber, Herr Beucaudet. So dichtes Gestrüpp, daß meine Hunde Mühe haben werden hinein zu kommen.

Nach einem Augenblicke Nachdenkens rief der Unteroffizier aus:

– Mein Entsprungener ist da oder nirgends. Diesen Morgen bei Tagesanbruch hat ein Holzhacker einen Menschen in Lumpen, dessen Signalement dem meines Räubers gleicht, in's Dickicht schlüpfen sehen, und da der Kerl schwerlich während des Tages aus dem Walde herauskommen wird, so habe ich ihn eben so sicher wie Ihr Euern Fuchs, Vater Latrace.

– Aber worauf warten Sie denn, Her Beucaudet, daß Sie nicht anfangen den Wald zu durchsuchen?

– Ich erwarte einen meiner Leute, der mir den Anfang der Streiferei anzeigen soll, alsdann wird mein Räuber von drei Seiten eingeschlossen sein, und man wird ihn auf den Saum des Waldes



her hintreiben, den ich und meine Gensdarmen bewachen sollen.

– Aber seid wann ist denn ein Räuber im Lande?

– Ihr seid wohl in zwei Tagen nicht in Salbris gewesen.

– Nein.

– Da habt Ihr auch nicht das Signalement des Verbrechers gelesen, das an der Thüre der Mairie angeschlagen ist?

– Nein, Herr Beucaudet.

– Ich will es Euch vorlesen, wenn Ihr auf ihn stoßt, so könnt Ihr ihn mit Hilfe Eurer Hundejungen festnehmen. Hört also wohl zu, Vater Latrace, und auch Ihr Anderen, – setzte Herr Beucaudet hinzu, welcher sich zu den Hundejungen wandte, welche darauf näher herantraten. Der Unteroffizier zog ein Papier aus einem seiner Pistolenhalfter und las Folgendes: – Signalement des Bamboche.

– Kurioser Name übrigens, – sagte Latrace.

– Man weiß keinen anderen, die Gerechtigkeit muß sich herablassen. ihn mit diesem zu nennen, – sagte Herr Beucaudet und fuhr fort:

– Dieser Gefangene, dessen wahrer Name und Antecedentien unbekannt sind, ist in der Nacht vom 12. auf den 13. October aus dem Gefängnisse zu Bourges entwischt, wo er als eines doppelten Mordes verdächtig einregistriert war; alle Zeichen deuten darauf hin, daß er, nachdem er im Walde von Romorantin eine Zuflucht gefunden, wo man ihn beinahe wieder fest genommen hätte, die Holzungen und den öden Steppen, die sich in den Umgebungen von Vierzon, von Salbris und von Laferte-Saint-Aubin ausbreiten, gewonnen habe.

– Dieser verdächtige von athletischer Stärke und außerordentlicher Kühnheit ist ungefähr 30 Jahre alt. Körperlänge: 5 Fuß 7 Zoll 2 Linien – Haar: beinahe grau, trotz seiner Jugend – Augenbraunen: braun – Bart: braun – Stirn: breit, etwas kahl – Augen: grau und rund – Nase: gebogen – Mund; gewöhnlich – Kinn: stark – Gesicht: lang – Augenknochen: sehr vorstehend – Gesichtsfarbe: gebräunt.

– Besondere Kennzeichen:

– Dieser Entsprungene hat auf der linken Brust eine blau und rothe Tätowierung, welche zwei Herzen darstellt, welche von

einem Pfeil durchbohrt sind; über ihnen ein Todtenkopf; unter dem Herzen zwei gekreuzte Dolche, die mit einem schwarzen Bande zusammen gebunden sind, auf welchem man in rothen Buchstaben folgende Worte lieset:

BASQUINE POUR LA VIE  
SON AMOUR OU LA MORT  
42 Février 1826.

– Basquine? seltsamer Name, – sagte der Piqueur.  
– Ein Name, der es werth ist, auf der Brust eines Verbrechers zu stehen, der Bamboche heißt, – sagte der Gensdarm. Basquine, welcher Name!

– Und dann, seht doch, – erwiderte der Jäger, – wenn Herr Bamboche 1826 der Mademoiselle Basquine ewige Liebe geschworen hat, so hat er sich zeitig genug verliebt; denn ist er jetzt 30 Jahr alt, so hat er also diese ewige Liebe mit 10 oder 12 Jahren beschworen.

– Der Verbrecher ist in der Liebe frühreif, so wie die in der Liebe Frühreifen Verbrecher sind, – merkte Herr Beucadet mit vielem Scharfsinn an – und damit fuhr er in der Aufzählung der besonderen Kennzeichen, die in dem Signalement des Entsprungenen bemerkt waren, fort:

– Auf der rechten Brust befindet sich eine andere ebenfalls roth und schwarze Tätowierung, welche zwei ineinander gelegte Hände darstellt; unter ihnen diese Worte:

AMITIE FRATERNELLE ET POUR LA VIE  
A MARTIN  
10 Décembre 1825.

– Teufel! Herr Bamboche ist in der Freundschaft noch früher reif gewesen als in der Liebe, – sagte Latrace.

– Es muß ein Bandit von seinem Schlage sein, der mit ihm bei irgend einem alten Räuber an die Brust gegeben sein mag; der wird sie aufgefüttert haben zum Verbrechen, und die Lumpen haben schönen Vortheil davon gehabt, – erwiderte der Unteroffizier. Und er fuhr im Vorlesen des Signalements fort.

– Unter diesen Worten sieht man eine seltsame Zeichnung, die man am besten mit einem Bäckerbret vergleichen kann; auf dieser Zeichnung, welche eine doppelte blaue Linie bildet,

befinden sich kleine rothe, unregelmäßige Querschnitte, die beinahe  $\frac{1}{4}$  der Länge der Zeichnung ausfüllen.

– Ein wenig unter der fünften Rippe der rechten Seite bemerkt man bei dem Entsprungenen eine Narbe, die von einer Schußwunde herrührt, während der rechte Arm an zwei Stellen durch zwei Narben, welche von Wunden, die von einem schneidenden Instrument herrührten, übrig geblieben sind, tief eingefurcht ist.

– Das letzte Mal, als der Flüchtling im Walde von Romorantin gesehen worden, war er gekleidet in eine blaue, zerrissene Blouse, ein altes rothes Beinkleid von der Art, wie es die Soldaten von der Infanterie tragen; einer seiner Füße war blos, der andere in Lumpen eingehüllt; er hatte in der einen Hand ein Bündel, das in ein carrirtes Tuch eingeschlagen war, und mit der anderen stützte er sich auf einen dicken Knotenstock.

Nachdem Herr Beucaudet dieses Signalement vorgelesen hatte, steckte er es wieder in sein Pistolenhalfter und sagte zum Piqueur, der seit einigen Augenblicken sehr in sich versunken schien:

– Ich hoffe, daß mein Räuber leicht zu erkennen ist, ich hoffe wenigstens nicht, daß Euer Wildpret mit meinem zu verwechseln sein wird, Vater Latrace; aber was Teufel seid Ihr denn auf einmal so nachdenklich?

– Ich denke nur daran, – sagte langsam der alte Jäger mit naiver Verwunderung, – daß es doch ein wunderlicher Zufall ist.

– Was für ein Zufall?

– Daß Ihr Räuber auf der Brust brüderliche Freundschaft mit Martin tätowirt hat.

– Was ist daran Verwunderliches, Vater Latrace?

– Alle Wetter, der neue Kammerdiener, den der Graf mitgebracht hat, heißt gerade Martin.

– Schwere –, sagte Herr Beucaudet, indem er sich in dem Steigbügel zurecht setzte.

Nach einem Augenblick schweigender Verwunderung wandte sich der Gensdarm zu dem Piqueur.

– Also der neue Kammerdiener des Herrn Grafen Duriveau heißt Martin?

- Ja.
- Seit wann ist er in den Diensten des Herrn Grafen?
- Seit sehr kurzer Zeit, glaube ich.
- Habt Ihr ihn gesehen?
- Gestern Abend hatte er mir Befehle zu überbringen.
- Wie sieht er aus? groß, klein, dick, mager?
- Er ist ein schöner und großer Bursche.
- Alter?
- Er muß nahe an 30 sein.
- Augen, Nase, Stirn, Mund, Kinn? – fragte sich überstürzend der Unteroffizier.
- Meiner Treu, Herr Beucaudet, ich kann's nicht sagen, ich habe ihn nicht genau genug angesehen, um Ihnen sein vollständiges Signalement zu geben. Es war gestern Abend schon dunkel, als er in den Hundestall kam, und ich habe ihn nur bei dem Licht meiner Laterne gesehen.
- Und Ihr sagt, er sei erst kurze Zeit im Dienste Eures Herrn?
- Freilich; denn ich sagte diesen Morgen zum Stallmeister, indem ich mein Pferd herauszog, der Herr Graf hat also einen neuen Kammerdiener?
- Ganz neu, – antwortete der Stallmeister.
- Ich kann der Gerechtigkeit einen wesentlichen Dienst erweisen, – sagte Herr Beucaudet nachdenkend; – man weiß von dem frühern Leben meines Räubers bis jetzt nichts; ich werde diesen Martin, dessen Namen mein Entsprungener mit dem Beisatze, daß zwischen ihnen ein Freundschaftsbündniß stattfindet, auf der Brust geschrieben trägt, im Guten oder Bösen zum Geständniß bringen und –
- Einen Augenblick, Herr Beucaudet, – unterbrach der Piqueur den Unteroffizier, – denken Sie an das Sprichwort: es giebt mehr als einen Esel auf dem Markte der – Martin heißt – oder warum soll, was von den Eseln gilt, sans comparaison nicht auch von den Kammerdienern gelten und dann –
- Und dann?
- Dann müssen Sie bedenken, daß der Herr Graf, der so streng ist, und es bei seinen Leuten so genau nimmt, niemals anders als

nur nach den allersorgfältigsten Erkundigungen Jemanden in seine Dienste nimmt.

– Nun, und was weiter, Vater Latrace?

– Meinen Sie, daß ein ehrlicher Mann, wie der Herr Martin sein muß, da er in den Diensten des Herrn Grafen steht, der Freund des Räubers, den Sie suchen, sein oder gewesen sein könne?

– Die Streiferei hat angefangen, – rief Herr Beucadet, indem er den Piqueur unterbrach; – da kommt Ramageau.

– Ein Leithund? – sagte Latrace.

– Ja, ein Leithund in Reiterstiefeln und zu Pferde, – antwortete Beucadet, indem er in der Ferne auf einen Gensdarm zeigte, der in gestrecktem Galopp herbeieilte.

– Nun, glückliche Jagd, Herr Beucadet, – sagte der Jäger.

– Schon gut, ich rechne auf Euch; Jäger müssen einander beistehen. Wenn Ihr auf meinen Räuber stoßt, dann wird ein Ueberfall versucht, nicht wahr?

– Das versteht sich von selbst, Herr Beucadet, und wenn mein Fuchs sich nach Ihnen hinflüchtet, die Sie am Rande des Waldes bleiben, so stoßen Sie nur ein lautes Geschrei aus, um ihn in die ebene Fläche zu treiben.

– Seid ruhig, mir ahnet, daß ich eine gute Jagd haben und vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen werde, in dem ich bei derselben Gelegenheit diesen Lumpen von Wilddieb, Bête-Puante, der mir bis jetzt entwischt ist, einfange.

– Der Piqueur konnte, als wiederum der Wilddieb Gegenstand der Drohung war, eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie entging dem Unteroffizier, welcher nach dem Gensdarmen hinsah, der im Galopp herankam.

Nach einem Augenblick Schweigens fing der Piqueur wie der an.

— Beim Jagen, Herr Beucadet, muß man niemals auf etwas Anderes ausgehen, als auf die bestimmte Jagd, für die man Hunde mitgenommen hat, sonst, pflegen wir Jäger zu sagen, kommt man ganz leer zurück. So sollten Sie sich auch heute begnügen den Wolf zu jagen, morgen mögen Sie es auf die wilde Katze absehen.

– Ei was, Vater Latrace, Ihr seid ein alter Practicus und vergeßt,

daß man auf einer Streifjagd Alles mitnimmt, was einem vor den Schuß kommt. Kommt Béte-Puante mir vor, so soll er meine Handschellen kennen lernen. Ich weiß es wohl, daß man diesem Lump im Lande beisteht, daß diese Galgenstricke von Solognern ihm helfen, sich zu verbergen, und ihn niemals angeben, weil man sagt, daß er Geheimnisse hat, um sie von ihren Fiebern zu heilen, die Hungerleider. Aber Béte-Puante ist genug so herumgeflogen, es ist Zeit, ihn in den Käfig zu setzen.

– In diesem Augenblick erklang in dem Dickicht, das am Saume des Waldes lag, das Geschrei eines Vogels auffallend scharf, hoch und anhaltend.

Der alte Jäger ward roth und fuhr auf.

Der Unteroffizier, über dieses plötzliche Geräusch betroffen, drehte sich im Sattel und erhob neugierig die Augen zu den grünen und dichten Tannenwipfeln. Diese Bewegung verhinderte ihn die Aufregung des Piqueurs, sowie auch eine leichte Bewegung im Laube, da, wo das Dickicht, das an den Kreuzweg grenzte, am dunkelsten war, zu bemerken. Uebrigens herrschte in dem Augenblick die vollkommenste Windstille.

– Das ist ein fatales Vogelgeschrei, – sagte Herr Beucaudet.

– Erkennen Sie das Geschrei des Sologner Adlers nicht? – sagte Latrace ruhig. – Sehen Sie, da unten fliegt er hin, um sein Nest zu erreichen, er streift über die Eichenschößlinge hin. Was für Flügelschläge!

– Wo denn, Vater, Latrace, wo denn?

– Da unten, sehen Sie ihn nicht, links, dicht bei der krummen Tanne, da steigt er noch einmal wieder auf. Da, da –

– Ich habe nichts als Funken vor den Augen; Jägeraugen habe ich nicht – wäre es mein Räuber oder dieser Lump von Béte Puante, ich würde ihn auf hundert Schritte kennen. Aber da kommt Ramageau, wir werden hören, wie es mit der Streiferei steht.

In der That kam der Gensdarm, der seit einigen Minuten sichtbar gewesen war, jetzt heran und machte neben der Gruppe Halt. Sein Pferd dampfte und war weiß von Schaum.

– Nun, Ramageau, wie steht's? – sagte der Unteroffizier.

– Herr Beucaudet, die Streiferei beginnt, die Bauern, welche

requirirt sind, um den Räuber aufzujagen, haben das Gehölz von Aubégin umzingelt und ziehen sich nach diesem Rande desselben zusammen. "

– Gensdarmen, rief Herr Beucadet im Tone eines Oberbefehlshabers, der seine Soldaten im Augenblicke der Schlacht anredet, – Gensdarmen, die Sache geht los, ich zähle auf Euch, die Pistolen geladen, Säbel heraus, marsch.

Und Herr Beucadet schien in seiner Uniform zu wachsen, nahm mit einer Handbewegung von dem Piqueur, der auf dem Kreuzwege zurückblieb, einen gnädigen Abschied und zog an der Spitze seiner fünf Mann ab, welche er als Vedetten am Saume des Waldes vertheilte.

Während dieser strategischen Operation des Herrn Beucadet sah man in der Ferne einen offenen Wagen erscheinen. Mehrere Cavaliere in rothen Anzügen begleiteten ihn; es folgten einige Bedienten, die eine Anzahl Pferde führten, die in Decken eingehüllt waren.

– Frisch, Jungen, – sagte der alte Piqueur zu seinen Begleitern, – zieht die Leinen an, daß die Hunde nicht so weit auseinander stehen! Da kommt der Herr Graf und seine Gesellschaft, – und mit diesen Worten stieg Latrace von seinem Pferde, das er einem der Hundejungen zu halten gab, um so den Grafen Duriveau, seinen Herrn, mit allem gebührenden Respect zu empfangen.

---



## Zweites Kapitel.

### *Das Dickicht.*

Die Jagd hat seit lange angefangen; die Sonne, dem Untergange nahe, wirft ihre warmen Reflexe auf das Himmelsgewölbe; die buschigen Wipfel der Eichen und die gewaltigen Stämme der Tannen heben sich von dem rothen Himmel ab wie getriebene Arbeit von dem kupfernen Grunde. Mitten in einem dunkeln Dickicht, welches durch die üppige Vegetation des Ginsters, der Brombeersträucher, der Farrenkräuter und der wilden Rosen undurchdringlich gemacht wurde, mit einem Worte, in der freisten Wildniß der Waldungen, in welchen die Jagd vor sich ging, fand sich ein kleiner lichter Fleck, der hier und damit grauen, bemoosten Felsblöcken besät war, die unter einem unauflöselichen Gewirr von Epheu, Winden und wildem Geisblatt fast ganz versteckt lagen.





Das tiefe Schweigen dieser Einsamkeit ward nur in langen Zwischenräumen durch das dumpfe Brausen der Tannenzweige, welche von einzelnen Windstößen bewegt wurden, oder von den sehr entfernten Tönen des Jagdhorns unterbrochen.

Plötzlich läßt sich in dem Dickicht, von welchem der lichte Fleck umgeben ist, ein Krachen vernehmen; die Zweige der jungen Eichenschößlinge, deren Blätter schon zu vergilben anfangen, wogen hin und her und öffnen sich, und ein Mann tritt aus dem Dunkel, gebückt und beinahe am Boden hinkriechend.

Dieser Mann, dessen Signalement der Leser schon kennt, ist Bamboche, der aus den Gefängnissen von Bourges Entflohene, der zweier Mordthaten Angeklagte. Die abgetragene blaue Blouse, seine einzige Kleidung, die an den Brombeersträuchen zerrissen war, läßt an mehren Stellen seine behaarte Brust und seine athletischen Arme durchblicken, sein Tuchbeinkleid, das früher ein mal roth gewesen, ist von Rissen aufgezettelt und bis zu den Knien wie ausgezackt; blutige Striemen bedecken seine

Hände und Füße, er ist außer Athem, der Schweiß strömt über sein Gesicht hin.

Einen Augenblick steht er still und horcht auf das leiseste Geräusch, dann stützt er sich an einen Baum, um Athem zu schöpfen, reißt eine Hand voll Blätter ab, führt sie gierig an seine heißen Lippen und käuet sie durch, um seinen brennenden Durst zu beschwichtigen. Die Augen des Mannes glänzen von einem wilden Feuer, die verworrenen grauen Haare, die an seinem schon etwas kahlen Vorderhaupte struppigt in die Höhe stehen, geben ihm in Contrast mit seinem braunen Bart und dem jugendlichen Ansehen seiner kraftvollen Gesichtsbildung ein auffallendes Ansehen. Blaß in Folge der Entbehrungen und der ausgestandenen Angst, drücken seine Züge Schmerz und Schrecken aus.

Plötzlich ruft eine laute Stimme, wie dicht vor seinen Füßen. – Bamboche. –

Bei diesem Namen fährt der Mann vor Erstaunen auf und blickt schreckenvoll um sich, unschlüssig, ob er fliehen oder bleiben soll, dann bückt er sich rasch und rafft zwei große Steine auf, die in seinen Händen zur furchtbaren Waffe werden können.

Alles war in ein tiefes und finsternes Schweigen zurückgekehrt.

Bamboche blickte mit wachsender Aengstlichkeit um sich. Plötzlich erhob sich, drei Schritte vor ihm, ein Mann in seltsamem Aufzuge.

Dieser Mensch, der von mittlerer Größe war, trug einen weiten Kaftan und Beinkleider von Wolfsleder; ein Stück dichtes Rehfell bildete den undurchdringlichen Deckel seiner Mütze, um die ein Streifen Dachs herumlief; seine Gesichtszüge, die von den Einflüssen der Jahreszeiten dunkel gebräunt waren, verschwanden beinahe ganz unter einem falben, mit Grau gemischten Bart; seine braunen, beweglichen, durchdringenden Augen schienen von einem durch eine ausdehnbare und phosphorescirende Pupille Licht zu bekommen, gleich als wenn die Gewohnheit, am Tage zu schlafen und des Nachts umherzustreifen, ihn lichtscheu gemacht hätte, so wie dies beinahe alle Raubthiere sind. Gleichwohl war das Gesicht dieses Mannes weit davon entfernt eine abstoßende und thierische Bildung zu zeigen. Man entdeckte in diesen geistigen und kühnen

Zügen, die häufig von dem Lächeln einer bitteren Ironie durchzuckt wurden, jenes Siegel nicht zu bezeichnender Größe, welches der Stirn des von der Gesellschaft Ausgestoßenen die Gewohnheit in Gefahren, in Einsamkeit und in verzweifelterm Widerstande zu leben, aufzudrücken pflegt.

Der Leser hat gewiß schon den Wilddieb, Namens Béte Puante, erkannt; in dem Dickicht, welches dicht an dem Kreuzwege lag, wo der Piqueur und Herr Beucaudet auf einander trafen, hat er ungesehen das Gespräch derselben belauscht.

Bis zum Augenblick seiner plötzlichen Erscheinung vor Bamboche hatte der Wilddieb sich zusammengeduckt in einem jener Verstecke verborgen gehalten, welche die Wilddiebe Anstand nennen, nämlich einem fünf bis sechs Fuß tiefen Loche, das mit Büscheln, Farrenkraut und Ginster bedeckt wird, durch welche der Wilddieb, der auf diese Weise unbeweglich auf seine Beute lauert, sie herankommen sehen und beinahe aus unmittelbarer Nähe erlegen kann.

Beim Anblick des Béte Puante fuhr Bamboche, trotz seiner Kühnheit, einen Schritt zurück, die Steine, welche er zu seiner Vertheidigung aufgerafft hatte, fielen ihm aus den Händen, sei es, daß der Flüchtling bei dem Anblick eines zweiläufigen, kurzen Karabiners, mit welchem der Wilddieb bewaffnet war, begriff, daß der Kampf zu ungleich wäre, sei es, daß ihm eine Ahnung sagte, daß zwischen seiner Lage und dem abenteuernden Leben des Waldmannes, der ihm entgegentrat, eine Aehnlichkeit stattfinden möge, die ihn von der Sympathie desselben versicherte.

Gleichwohl wich er noch weiter zurück und fuhr fort, den Wilddieb mit einem Blicke, in dem sich eine wilde Unruhe verrieth, zu fixieren.

– Du heißest Bamboche, Du bist aus den Gefängnissen von Bourges entwischt, man hetzt dich wie ein wildes Thier, Du würdest nicht entrinnen können – ich komme Dir zu Hilfe – im Namen Martin's.

Beim Namen Martin's nahm Bamboche's finstere Physiognomie einen andern Ausdruck an, eine innere Rührung schmelzte seine bis dahin starren und angespannten Züge auf, der wilde Glanz seines Blickes zerging in einer Thräne, mit gefalteten Händen, halb geöffneten Lippen, klopfendem Herzen, auf, und nieder

steigender Brust konnte er mit bewegter, von Rührung erstickter Stimme nur eben ausrufen:

– Martin!

Und der Wilddieb, welcher nach diesem Ausdruck leidenschaftlicher Zuneigung aufs Neue in den Zügen des Flüchtlings den Zweifel sich abmalen sah, beeilte sich, hinzuzusetzen:

– Ja, Martin – Basquine – La Levrasse.

– Bamboche unterbrach den Wilddieb, als wenn die seltsamen Namen, welche dieser aussprach, Martin's Identität hinlänglich bewiesen, und rief strahlend vor Freude aus:

– Er ist es, er ist es wirklich. So vergaß der Flüchtling die erbitterte Verfolgung, der er bis jetzt nur durch ein Wunder entgangen war.

Keine Bewegung Bamboche's entging dem durchdringenden Blick des Béte-Puante. Plötzlich krümmte er seine Hand in Form einer Muschel und hielt sie ans Ohr und obgleich fortwährend das tiefste Schweigen in dieser Einsamkeit herrschte, sagte er, nachdem er noch einmal hingehört hatte, mit leiser Stimme:

– Man kommt, du bist verloren.

– Ihr kennt Martin, er ist also aus der Fremde zurückgekehrt? – sprach der Flüchtling, der noch immer die Gefahr vergaß.

Diese Selbstverleugnung in einem so schrecklichen Augenblicke rührte den Wilddieb, er erwiderte:

– Martin ist hier – er verdankt Dir viel, ich weiß es, ich komme in seinem Namen, Dich zu retten, magst Du schuldig oder unschuldig sein.

Der Flüchtling fuhr zusammen.

– Aber bei der brüderlichen Liebe, welche du, Martin, gelobt hast, versprich mir, daß, wenn er es anbefiehlt, Du Dich selbst der Gerechtigkeit überliefern willst.

– Wenn Martin sagt, überliefern Dich, so werde ich's thun.

– Ich kann dir vertrauen, ich weiß es. Hierauf arbeitete sich der Wilddieb einige Schritte in ein tiefes Dickicht hinein links von dem Anstande, wo er verborgen gewesen war. Hier machte er mit Mühe den engen Eingang einer Art von Höhle frei. Die bewegliche Fallthür, welche dieselbe verschloß, bestand aus großen

Büscheln von Tannenzweigen, welche von moosigen Steinen bedeckt wurden, die mit Erde verbunden waren. Brombeerbüsche hatten seit langer Zeit darauf Wurzel geschlagen.

Der Flüchtling war im Begriff, in diesen unverhofften Zufluchtsort zu schlüpfen, als ihm der Wilddieb im Tone feierlicher Trauer zuflüsterte:

– Achtung und Mitleiden für Das, was Du dort sehen wirst, sonst begehest du eine Entweihung und bist der Theilnahme unwürdig.

Und während der Flüchtling einen erstaunenden und unruhigen Blick auf den Wilddieb richtete, näherte sich der Schall der Jagdhörner, der bis dahin nur verworren zu hören gewesen war, mehr und mehr. Jetzt gab Béte-Puante dem Bamboche einen heftigen Stoß und sagte ihm leise, nachdem er aufs Neue aufmerksam hingehorcht hatte:

– Ich höre den Galopp der Pferde, rasch, rasch, verbirg Dich.

Darauf, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, stürzte der Wilddieb, während Bamboche durch die enge Oeffnung verschwand, ohne diese erst zu schließen, mit einem Sprunge aus dem Dickicht heraus, legte sich auf der Mitte des lichten Fleckes der Länge nach zur Erde und drückte sein Ohr an den Boden, um so deutlicher, als es im Dickicht des Waldes möglich war, zu hören.

Bald stand er wieder auf und rief mit verzweifelnder Stimme:

– Verflucht – der Fuchs – er bringt uns die ganze Jagd auf den Hals.

Doppelt alarmiert, eilt der Wilddieb in's Dickicht zurück, um den Eingang der Höhle zu schließen. Aber der Flüchtling tritt heraus mit verstörten Zügen und ruft mit zitternder Stimme:

– Lieber gefangen werden – hingerichtet!! als in dieser Höhle bleiben. O – was habe ich da gesehen – wenn Ihr wüßtet, welcher Zufall! Dieser Name!! – Bruyère – es ist, um den Verstand zu verlieren.

Plötzlich nähert sich das Bellen der Meute, das bis dahin entfernt gewesen war, und erweckt bald in diesen weiten hallen den Holzungen ein furchtbares Echo. In demselben Augenblick bringt ein plötzlicher Windstoß den verworrenen Klang vieler

Stimmen herüber, die gleichzeitig von mehreren Seiten näher kommen. Es ist der Ruf der Leute, die auf der Verfolgung des Flüchtlings begriffen sind.

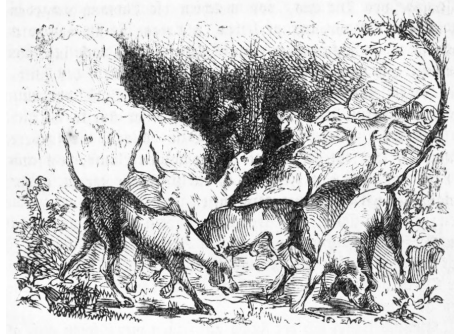
Beides ereignete sich in kürzerer Zeit, als ich brauche, um es aufzuschreiben, und in demselben Augenblick, in welchem Bamboche aus der Höhle des Wilddiebes hervorstürzend mit bebender Stimme rief:

– Lieber gefangen werden – hingerichtet!! als in dieser Höhle bleiben. O – was habe ich da gesehen – wenn Ihr wüßtet, welcher Zufall! Dieser Name!! – Bruyère – es ist um den Verstand zu verlieren.

– Du bist des Todes, schrie der Wilddieb mit furchtbarer Stimme, indem er seinen Karabiner erhob, welchen er, wie eine Keule, mit beiden Händen angefaßt hatte. Ich ermorde Dich – wenn man dich hier fände, ehe ich diesen Zufluchtsort hätte verschließen können.

Der Wilddieb hatte kaum diese Drohung ausgesprochen, als die Zweige des Dickichts, von welchen die Lichtung umgeben war, in heftige Bewegung geriethen, als wenn sie sich von rasch Herrannahenden auseinander thun wollten. Der Flüchtling fuhr zusammen, und sei es, daß er dem verzweifelten Zuruf des Wilddiebes Folge leistete, sei es, daß der Instinct der Selbsterhaltung über sein Entsetzen den Sieg davon trug – er stürzte wirklich in's Innere der Höhle. Jetzt legte Bête-Puante die schwere Fallthür an ihre Stelle, löschte die Fußtapfen Bamboche's aus und hatte nur eben noch Zeit, sich in die Grube zu stürzen, in der er sich vorher verborgen gehalten hatte.

---



## Drittes Kapitel.

### *Die verlorne Spur.*

Der Wilddieb war in der Grube verschwunden; plötzlich hörte man beim Rauschen der Zweige einen leichten Galopp, und ein ungewöhnlich großer Fuchs mit fahlrothem Pelz und schwarzen Pfoten und Ohren erschien eilig in der Lichtung. Er triefte vom Wasser; denn er war durch einen Teich geschwommen, um die Hunde von seiner Spur abzuleiten; auch war ihm seine List gelungen; denn nachdem sich die Meute einen Augenblick dieser Gegend des Waldes genähert hatte, fing sie, wie das mehr und mehr verklingende Gebell anzeigte, wieder an, sich von ihm zu entfernen.

Der Fuchs keuchte und schnappte nach Luft, seine rothe, trockene Zunge hing aus dem offenen Maule, seine grünlichen Augen blitzten, während seine niedergelegten Ohren, sein schleppender Schweif, seine pulsierenden Weichen die Schnelligkeit seines Laufes und die Ermattung seiner Kräfte bezeugten. Einen Augenblick stand er stille und suchte den Wind, indem er seine schwarze Schnauze hier und dahin wandte; darauf schien er einige Minuten lang mit eben so vieler Aufmerksamkeit als Aengstlichkeit nach der Seite der untergehenden Sonne hin zu horchen; er hörte nichts.

Indem der Anstand des Wilddiebes, obgleich nur einige Schritte entfernt, dem Fuchs unter dem Winde lag, konnte dieser diese Nachbarschaft nicht spüren; dazu hatte das Gebell der Meute, welche jetzt gänzlich die Spur verloren hatte, aufgehört. So

konnte denn das gehetzte Thier, das jedenfalls auf diese Weise einige Minuten Vorsprung gewonnen hatte, etwas Athem zu schöpfen; es legte sich nieder, streckte die Pfoten von sich und drückte den Kopf mit offenem Maule an den Boden; man hätte ihn für todt gehalten, wäre nicht die unablässige, convulsive Bewegung der Ohren gewesen, welche beständig bereit waren, den leisesten Ton aufzufangen.

Plötzlich richtet sich der Fuchs auf seinen vier Pfoten auf, als wäre er durch eine Springfeder aufgeschnellt; er hemmt seine keuchenden Athemzüge, deren stoßweises Geräusch die zarte Empfänglichkeit seines Gehörs beeinträchtigen – er horcht.

Die Jagd, wie ihre lauenhaften Wendungen sind, war rasch und plötzlich umgekehrt und näherte sich wieder der Lichtung; diesmal ward das Geheul der Meute vom Klang der Waldhörner begleitet.

In diesem entscheidenden Augenblick versuchte das erschöpfte Thier, welches sein Ende nahen sah, eine letzte Anstrengung, eine letzte List, um die Meute noch einmal irre zu leiten und ihr zu entweichen. Es durchläuft die Lichtung nach allen Richtungen, in dem es seine Spuren in einen so unentwirrbaren Knäuel verschlingt, daß es den Hunden unmöglich sein muß, sich herauszufinden. Darauf kauert er sich zusammen und schleudert sich mit einem gewaltigen Sprunge mitten in's Dickicht zwischen die Felsstücke hinein, beinahe gerade auf die mit Steinen und Brombeerbüschen bedeckte Fallthür, welche den Eingang der Höhle bedeckte; darauf erreichte er, indem er seine Pfoten auf dem Moose der Steine kaum ansetzte, mit einem einzigen verzweifelten Sprunge von 6 Fuß Weite das tiefste Dickicht des Gebüsches, machte noch einige weite Sätze und begab sich mit aller Schnelligkeit, welche ihm seine Ermattung und das kurz vorhergegangene kalte Bad erlaubten, auf die Flucht.

Dank einem wunderbaren Instincte der Selbsterhaltung, welcher allen gejagten Thieren gemeinsam ist, unterbrach der Fuchs durch diese gewaltigen unmittelbar auf einander folgenden Sätze in einem Umkreise von 30 oder 40 Schritten die Fährte. Seine Füße lassen nämlich in ihren Eindrücken auf dem Boden einen scharfen Geruch zurück, welcher die zarten Riechnerven der Hunde trifft und auf der Verfolgung ihr einziger Wegweiser ist.

Als der Fuchs verschwunden war, sprang der Wilddieb rasch



aus seinem Schlupfwinkel, eilte in die Lichtung, bog sich zur Erde, durchlief sie mit forschendem Auge, erkannte die frischen Eindrücke der Pfoten des Fuchses und beeilte sich, dieselben überall sorgfältig auszutreten, indem er solchergestalt durch das Aufwühlen des Bodens nicht nur die Eindrücke in demselben verwischte, sondern auch den Geruch, der ihnen anhaftete, vertrieb. Wenn er auf diese Weise der Flucht und den Schlichen des Fuchses zu Hilfe kam, so war es seine Hauptabsicht, die Hunde und in Folge dessen auch die Jäger von dieser Stelle, welche so nahe an seinem Zufluchtsorte lag, fern zu halten.

Das Geheul der Meute rückt immer näher und wird immer hörbarer, von Zeit zu Zeit mischen sich die Rufe dazwischen, welche den Verfolgern Bamboche's, die von drei verschiedenen Seiten heranrücken, zu Signalen dienen. Mehr und mehr durch die drohende Nähe der doppelten Gefahr erschreckt, dringt der Wilddieb in das Dickicht, durch welches der Fuchs in die Lichtung gekommen war, und erkennt dort natürlich auch die Spuren des Thieres. Er tritt sie nun also auch hier etwa 200 Schritte weit aus bis zu einem gewaltigen, umgestürzten Baumstamme, über den der Fuchs ohne Zweifel hinweggeklettert war.

Ueberzeugt, daß diese gewaltige Unterbrechung des Zusammenhanges der scharfriechenden Spuren, welche der Fuchs zurück läßt, und die, wie angeführt, allein die Hunde auf ihrer Verfolgung leiten können, die Jagd unmöglich machen und von seinem Schlupfwinkel entfernen müsse, eilte der Wilddieb in das tiefste Dickicht des Waldes.

Die Voraussicht des Béte-Puante wurde zunächst nicht getäuscht. Er war seit einiger Zeit verschwunden, die Meute bellte aus vollem Halse; plötzlich hörte dieses Gebell, dieses laute Geheul, welches rings den Widerhall erweckte, wie mit einem Zauberschlage auf; die Hunde waren am Ende der Fährte, d. h. nachdem sie über den gewaltigen Baumstamm geklettert waren, von welchem an der Wilddieb, indem er den Boden umwühlte, die Fußspuren und den Geruch des Fuchses vernichtet hatte, fanden sie nichts mehr, was sie leiten konnte, und da die Meute nur dann bellt, wenn sie auf der vollen Spur des Thieres ist, so war es plötzlich stille.

Unruhig hin und her laufend, betroffen über plötzliche

Unterbrechung der Fährte, die bis dahin ihren Geruchsnerve so deutlich gewesen war, spürten die Hunde, ganz aus der Richtung gekommen, mit der Schnauze allerwärts herum; sie hatten ungefähr 200 Schritte von der Höhle des Wilddiebes gänzlich die Spur verloren. Der alte Piqueur, der diesen Unfall an dem plötzlichen Schweigen der Meute erkannte, eilte herbei, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber er machte ohne Weiteres beim Anblick des umgestürzten Baumes, der ihn von seinen Hunden trennte, Halt; denn der Stamm, von welchem noch einige Zweige in die Höhe standen, bildete ein Hinderniß, mit dem nicht zu spaßen war. Es fehlte dem alten Latrace nicht an Muth, und sein Pferd war gut, aber er war ein zu erfahrener Jäger, als daß er aus bloßer Renomage es hätte aus einen Sturz ankommen lassen sollen, der ihm oder seinem Pferde hätte tödtlich werden können. Da nun auf beiden Seiten des Baumstammes ein unentwirrbares Dickicht das Durchreiten eben so unmöglich machte, so machte er einen langen Umweg, um seine Hunde einzuholen.

Auf einmal fanden sich zwei Damen in Reitkleidern, die dicht aufeinander folgten, an dem umgestürzten Baume ein, dem der alte Latrace verständigerweise aus dem Wege gegangen war. Beinahe in demselben Augenblick wurden sie von zwei Reitern eingeholt, welche, sowie sie das gefährliche Hinderniß bemerkten, beide zugleich voll Schrecken ausriefen:

- Madame, halten Sie Ihr Pferd an.
- Fräulein, nehmen Sie Sich in Acht.

Ungeachtet dieser Warnungen und Bitten gab diejenige von den beiden Damen, die zuerst erschienen war, sei es, daß sie nicht mehr im Stande war, ihr Pferd im Schusse anzuhalten oder daß sie sich darin gefiel, kühnerweise die Gefahr zu bestehen, demselben einen starken Schlag mit der Reitpeitsche und ließ es eben so kühn als graziös über den Baumstamm springen; nur hob sich durch die Gewalt des Sprunges der lange Reifrock der unerschrockenen Frau im Winde ein wenig in die Höhe, so daß man den feinen Umriß eines zarten Beines sah, welches mit einem weißen, seidnen Strumpfe bedeckt war, und festgestützt auf den Steigbügel, einen allerliebsten Fuß, mit einem kleinen silbernen Sporen bewaffnet.

Die beiden Jäger, von so viel Kühnheit betroffen, hatten einen

Ausbruch des Schreckens nicht zurückhalten können; beide wandten sich jetzt an die zweite Jägerin, welche bereit zu sein schien, ihrer Begleiterin nachzuahmen, und riefen aus:

– Fräulein, um Gottes Willen, lassen Sie das.

– Ich will nur meiner Mutter nach, erwiderte das junge Mädchen mit sanfter Stimme, indem sie auf die andere Dame wies.

Diese hatte ihr Pferd jenseit des gefährlichen Hindernisses angehalten und wandte den Zuschauern dieser Scene ein lächelndes und durch die stolze Niederkämpfung der Vorstellung der Gefahr leicht geröthetes Antlitz zu; aber als sie sah, daß ihre Tochter im Begriff war, ihr nachzuahmen, ward sie todtenblaß und rief aus:

– Raphaële, ich bitte Dich!

Es war nicht mehr Zeit. Das junge Mädchen, nicht weniger



kühn als ihre Mutter, setzte über den Baumstamm und hielt zugleich mit schamhafter Anmuth mit dem Ende der Reitgerte, welche sie in der linken Hand hielt, die langen Falten ihres Rockes nieder, damit er nicht, wie der ihrer Mutter, so süße Geheimnisse verrathen könnte.

---



## Viertes Kapitel.

### *Ein jugendlicher Vater.*

Die beiden Reiter, welche jetzt Madame Wilson und ihre Tochter, so hießen die beiden unerschrockenen Jägerinnen, wieder eingeholt hatten, waren der Graf Duriveau und sein Sohn. Der Graf Duriveau, welchem die Meute gehörte, die dazumal auf der Jagd begriffen war, hatte zum Vater einen Gastwirth in Clermont Ferrand gehabt. Dieser Mann war durch ungemessene Habsucht zum Besitz eines unermeßlichen Vermögens gelangt. Nachdem er als Wucherer angefangen und sein Vermögen durch Ankauf von Nationalgütern und als Armeelieferant unter dem Directorium vermehrt, hatte er es späterhin durch alle Arten von Spitzbübereien und Betrügereien der Art, welche von den Gesetzen geduldet werden, so wie durch den schmutzigsten Geiz verdoppelt und vervierfacht.

Beim Tode seines Vaters fand sich Adolph Duriveau, bis dahin nichts weniger als ein Graf, im Besitz von 300,000 Liv. Rente in liegenden Gründen. Obgleich kaum aus dem Zustande der Sklaverei und der Bedürftigkeit herausgetreten, in welchem ihn sein Vater mit einer Härte ohne Gleichen zurückgehalten hatte, neigte sich Adolph Duriveau, der das Glück hatte, einen achtungswerthen Vormund zu finden, zuerst auf die Seite des Guten; ja er schien einer gewissen Erhebung zu Ideen höherer Art fähig zu sein. Das glückliche und glänzende Leben, die Fülle der Freuden, welche ihm bis dahin versagt gewesen waren, öffneten sein Herz und machten ihn gutmüthig und freigebig; er mochte darin einer angeborenen Regung folgen, aber er schwebte zugleich

in einer gewissen Trunkenheit, welche der Eintritt eines unerwarteten, ungeahnten Glücksfalles hervorzurufen pflegt.

Die Großmuth Adolph Duriveau's wurde oft mit Undank belohnt. Der Undank ist der Schmelztiegel, in welchem die wahrhaft großen und starken Seelen sich bewähren. Dieser Mann vermochte eine scharfe Probe nicht zu bestehen; er fing damit an, sich zu betrüben, dann ärgerte er sich, hierauf ward er verstimmt, alsdann verhärtete er sich, und endlich gefror sein Herz zu Eis. Wie so viele Andere vor ihm gethan, waffnete sich Herr Duriveau mit dem wenigen Guten, was er zu thun versucht hatte, stellte die Undankbarkeit der Menschen als ein unumstößliches Axiom hin und erklärte die Herzenshärte für Pflicht gegen sich selber, wenn man nicht unter dem Undank von Menschen erliegen wolle. Herr Duriveau glaubte über das Gute zu leicht enttäuscht zu sein, weil es seiner unbesonnenen Neulingswuth an Geduld, Unbefangenheit, Unterscheidungsgabe und Selbstentäußerung und besonders an Discretion, und, wenn man so sagen darf, an Schamhaftigkeit gefehlt hatte; er ließ es sich nicht einfallen, daß er es an Erkenntniß der Uebel, welche er zu heilen glaubte, und die er bisweilen schlimmer machte, weil er ungestüm, ungeduldig und roh hineingriff, und weil die Linderung gewisser scheuer und das Dunkel liebender Arten des Unglücks eine leise Hand und eine ungewöhliche Zartheit erfordert, hatte fehlen lassen.

Dieser lobenswerthe, aber unglückliche Versuch, großmüthige Gedanken in Ausübung zu setzen, mußte in Adolph Duriveau's Geiste eine schreckliche Reaction herbeirufen. Systematische Gefühllosigkeit hieß bei ihm Menschenkenntniß, Mitleid Schwäche, Egoismus gesunder Verstand, Habsucht besonnene Sorge für die Zukunft, tiefe Verachtung der Nebenmenschen Bewußtsein seines wahren Werthes, das Unglück Anderer gerechte Strafe des Lasters, von jedem gesellschaftlichen Zustande unzertrennliches Unheil, Folge der Erbsünde, Wille der Vorsehung u. s. w.

Mit einem Worte, Herr Duriveau zeigte sich im Punkte der gotteslästerlichen Lüge:

*Daß ein väterlich gesinnt er Gott den Menschen zum Unglück geschaffen habe*, als einen Erzkatholiken.

Das war der schöne Grundsatz, welcher der Härte dieses

unbeugsamen Egoisten zur Rechtfertigung dienen mußte.

Er schalt, er triumphierte:

– Die Menschen sind für das Unglück geschaffen und geboren,  
– pflegte er mit frecher Ironie zu sagen, – Gott hat es gewollt, sein Wille geschehe! Wie dürften wir uns unterfangen, ihm zuwider handeln zu wollen. Laßt uns zufrieden sein, prächtig und in Freuden zu leben, als glückliche Ausnahme, die doch am Ende die Regel bestätigt.

Dieser Mann konnte von seinem Gesichtspunkte aus sagen und sagte wirklich:

– Ich bin gut, großmüthig, menschlich gewesen – ich bin auf nichts als Enttäuschung und Undank gestoßen – jeder Unglückliche verdient sein hartes Loos – ein Thor, wer weichherzig wird.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Herr Duriveau, welcher viel natürlichen Verstand, eine große Energie des Willens und eine seltene Entschiedenheit des Charakters besaß, diesem grausamen Paradoxon durch cynische Rücksichtslosigkeit einen ganz pikanten Anstrich zu geben wußte. Auch fand er in den Kreisen, denen er angehörte, nur zu oft Leute, die ihm Beifall zuriefen oder mit ihm einstimmtten.

Der Eintritt in eine gewisse Sphäre der Gesellschaft, welche einen widerlichen Stolz auf ihre Reichthümer oder auf ihre neu gebackenen Titel zur Schau trug, das Gift des Müßigganges, der fast unvermeidliche schlimme Einfluß, den der Besitz eines großen Vermögens, das Einem ohne Mühe zugefallen, auszuüben pflegt, erstickten bald Herrn Duriveau's frühere Regungen. Er behielt sein hochtrabendes Wesen, aber er ward dazu begehrllich; bald genügte ihm der Reichthum nicht mehr; es ging ihm, wie so vielen Anderen, er wollte nun auch vornehm werden. Seine Heirath mit der Tochter eines Herzogs aus der Mache des Kaiserreichs, welcher sich mit der Restauration vertragen hatte, bekleidete ihn mit einem Grafentitel, und Adolph Duriveau, der Sohn des alten Duriveau, des Gastwirths und Wucherers, des elenden Gaudiebes, hielt sich für einen Grafen und nannte sich in allem Ernste Graf Duriveau. Seine Frau starb jung und hinter ließ ihm einen Sohn, Scipio Duriveau, *Vicomte*, so Gott will.

Das Glück oder vielmehr der Stolz concentrirte sich bei ihm in zwei Punkten, einer der großen Grundbesitzer von Frankreich zu sein und sich von seinen Lakaien, Lieferanten und Pächtern mit Herr Graf anreden zu lassen; später kam zu dieser doppelten Eitelkeit noch ein ohnmächtiges Bestreben, eine politische Geltung zu gewinnen, dessen Veranlassung wir seiner Zeit erklären werden.

Unendlich reich, wußte er nicht, was für eine Zukunft, was für ein Glück er sonst noch für seinen Sohn erträumen sollte, und da er vielleicht noch eitler als habgierig war, sah er in diesem Kinde ein neues Mittel, seine Schätze auszubreiten und beneiden zu lassen. Mit 15 Jahren gab Scipio Duriveau, der von bezaubernder Gestalt und frühreifem Geiste war und, womit Alles gesagt ist, einen Erzieher gehabt hatte, wie er Söhnen aus großen Häusern zu Theil zu werden pflegt, dem Stolze seines Vaters neue Nahrung. Dieser wußte sich vor Freude, einen solchen Ausbund von liebenswürdiger Frechheit als seinen Sohn vorstellen zu können, kaum zu lassen.

Es gab damals in der besten pariser Gesellschaft einen Cirkel, welchen man die *jugendlichen Väter* zu nennen pflegte. Es waren eigentlich mehr oder weniger junge Witwer, witzige Lebeleute, fertige Spieler, welche die Ehre genossen, von den namhaftesten unterhaltenen Mädchen gedutzt zu werden. Diese jugendlichen Väter gingen von dem Grundsatz aus, daß in Betracht der nothwendigen Folgen nichts widerlicher und verderblicher ist, als die Knauserei und Tyrannei, welche die Kinder, in der Hoffnung, kleine Heilige aus ihnen zu machen, jedes Vergnügens, jeder Freiheit beraubt und dadurch ganze Teufel aus ihnen macht; und so gingen sie darauf aus, zum Widerspiel die größte Toleranz geltend zu machen und bisweilen mehr als Toleranz.

So schlug z. B. einer, welcher zwei allerliebste Töchterchen von 6 oder 7 Jahren hatte, die Methode ein, sie mit sich in's Theater zu nehmen, wohin ihn zärtliche Bande täglich einluden; und hier waren denn freilich die Anmuth und das kindliche Geschwätz der kleinen Engel das Ergötzen und die Bewunderung der Schauspielerinnen.

Im Erziehungsplane eines andern jungen Vaters lag es, die ersten Schuldverschreibungen seines Sohnes besitzen zu wollen,

er nannte das die prima nox des Acceptirens. Um dies zu bewerkstelligen, erleichterte er es ihm unter der Hand, sich ein entsetzlich wucherhaftes Darlehen zu verschaffen, wovon übrigens er, der Vater, weiter keinen Vortheil zog, indem er wohlverstanden die Sache so ansah, daß ein jugendlicher Vater der geborne Gläubiger seines Sohnes sei.

Wieder ein Anderer suchte, prüfte und wählte, mit aller Umsicht und Reife der Erfahrung in väterlicher Sorge für das Beste seines Sohnes, für denselben die erste Maitresse.

Auch fand sich einer, der den unerschütterlichen Grundsatz hatte, sein theures Kind mit dem schändlichsten Weine betrunken zu machen, um demselben, wie er sagte, von früh auf einen tiefen, unbesiegbaren und heilsamen Abscheu – gegen schlechten Wein einzuflößen.

Zwei oder drei von diesen jugendlichen Vätern, Männern, die den höheren und höchsten Kreisen angehörten, waren Freunde des Grafen Duriveau. Schon immer sehr stolz auf die gute Erziehung, die er seinem Sohne gegeben, schien es ihm in seiner Wuth, dem Adel nachzuäffen, einen vornehmen Anstrich zu haben, wenn er auch unter die jugendlichen Väter aufgenommen werden könnte. Daran, meinte er, mußte man merken können, daß er Regent einer Quadratmeile sei, denn der Herr Marschall von Richelieu hatte eine solche Stellung zu seinem Sohne, dem Herrn von Fronsas, eingenommen.

Der Graf Duriveau hatte alsbald das Vergnügen, sich unter die freidenkendsten jungen Väter von Paris gerechnet zu sehen. Er setzte seinen Stolz darein – denn Stolz mußte es nun einmal immer sein – daß sein Scipio die Söhne der alten jungen Väter verdunkelte. So hatte denn Scipio mit 17 Jahren monatlich 100 Louis-d'ors Taschengeld, eine abgesonderte Wohnung im väterlichen Palais, sechs Pferde im Stalle und neben dem Grafen in einer Männerloge in der großen Oper einen abonnierten Platz, mit dem der Zutritt hinter die Coulissen verbunden war.

Es würde überflüssig sein, beschreiben zu wollen, wie sehr nun Scipio mit seiner allerliebsten Figur und seinen 17 Jahren in diesem wollüstigen Götterverein, in welchen er feierlich durch seinen Vater eingeführt wurde, gefeiert wurde. Nach wenigen Monaten wußte der junge Mensch schon eine Anzahl williger



Geliebten zu nennen; mit 18 Jahren hatte er mit gewandter Hand schon seinen Mann im Duell erstochen, wobei sein Vater ihm secundirt hatte, und mehr als einmal überraschte der anbrechende Tag den Grafen und seinen Sohn bei tollen und lärmenden Orgien, die eine oder die andere berüchtigte Weibsperson mit ihrer Gegenwart geschmückt hatte.

So seltsam diese Erziehungsmethode auch scheinen mag, so kann man sich doch, wenn man die Welt ein wenig kennt, nicht verbergen, daß die gesellschaftliche Stellung und das Vermögen des Vicomte Scipio Duriveau als gegeben angenommen, von 100 reichen und müßigen jungen Leuten 80 früher oder später, mehr oder weniger dasselbe Leben führen wie Scipio, nur mit dem Unterschiede, daß sie dieses Leben mit Schuldenmachen führen werden und ohne Vorwissen oder trotz der ernstesten Vorstellungen von Seiten ihrer Familie, wo sie denn die dereinstige Erbschaft mit einer Ungeduld erwarten werden, welche – eine leichte Färbung von einer Intention zum Elternmord an sich hat.

Dies zugegeben, wird man eingestehen müssen, daß es den jungen Vätern wenigstens nicht an einem praktischen Blick fehlte, wenn sie versuchten, die Verirrungen der Jugend, welche sie nicht verhindern konnten, wenigstens in eigener Person zu lenken und zu leiten.

Gewiß heben sich in den Augen der Denker das Uebel und das Heilmittel ziemlich gegen einander auf, gewiß ist es traurig, auf solche Weise ungeheure Summen verschwenden, in der ersten Blüthe der Jugend so viele edle Regungen, welche derselben eigen sind, knicken und nur allzuoft in dieser ungesunden Atmosphäre die kostbarsten Talente hinschmachten und untergehen zu sehen – aber alle diese Uebel und noch viele andere sind die unvermeidliche Folge des Zustandes der Dinge, wie er in Bezug auf die Familie, das Eigenthum und besonders das colossale Unrecht, welches man das Erbrecht nennt, nun einmal stattfindet.

Man wird es uns leicht glauben, daß nach einigen Jahren bei einer solchen Lebensweise die väterliche Autorität des Grafen und die kindliche Unterwürfigkeit des Vicomte sich in gleicher Proportion hatte außerordentlich vermindern müssen. Aber diese Abnahme war zu rasch, der Abgrund, in den man hinunterglitt, zu

steil, als daß eine Rückkehr hätte möglich sein sollen; gar manchmal zog der hochfahrende Charakter, der energische Wille des Herrn Duriveau vor dem spöttischen und impertinenten Phlegma seines Sohnes den Kürzern. Besonders seit einiger Zeit war es mehrmals vorgekommen, daß der Graf gleich gewissen Ehemännern aus der guten Gesellschaft, welche aus Furcht, eifersüchtig zu erscheinen, Scham und Thränen hinunterschlingen, aus Angst sich lächerlich zu machen, wenn er den Alten spielen wollte, seine Rolle des jugendlichen Vaters mit Lächeln auf den Lippen aber mit Wuth und Schmerz im Herzen durchzuführen gesucht hatte. Aber es blieb ihm nichts Anderes übrig; denn seit langer Zeit behandelte ihn sein Sohn mit einer frechen Familiarität, welche die Folge der Gemeinschaft war, in welcher er sich mit ihm unwürdigen Vergnügungen hingegeben hatte. Der Graf und seine Freunde hatten zuerst viel darüber gelacht, nun zeigte es sich, daß jedes Gefühl der Unterwürfigkeit und der kindlichen Pietät in der Seele des Jünglings erstickt war.

Der Graf Duriveau, obwohl bald 50 Jahre alt, schien kaum ein 40ger zu sein, so viel Jugendkraft und Energie sprach sich in seinem hohen und schlanken Wuchs, seiner körperlichen Gewandtheit, seinem raschen Gange aus. Er hatte eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, seine Zähne waren von blendender Weiße, sein Kinn und seine Nase ein wenig stark, seine Augen sehr groß und blau, seine Augenbrauen, sein Bart, seine Haare trotz seines Alters beinahe noch pechschwarz; es mochte regelmäßiger, anziehendere Züge als die des Grafen Duriveau geben, aber es war unmöglich, einen sprechenderen, geistreicheren, entschlosseneren Gesichtsausdruck zu finden, und in dem sich besonders eine unbeugsamere Willensstärke ankündigte. Auch flößte Herr Duriveau immer die Zurückhaltung, die Unterwürfigkeit und Furcht ein, welche stolze, in sich ganze Charaktere hervorzurufen pflegen; selten fühlte man für ihn eine Regung von Neigung oder Theilnahme.

Und doch ließ sich dieser energische Mann auf einer so erschreckenden Schwachheit gegen seinen Sohn betreffen. Auch war er erblaßt und hatte an allen Gliedern gezittert, als er sah, wie Madame Wilson so unerschrocken einer wirklichen Gefahr entgegenging. Der Graf Duriveau hatte in diesem Augenblicke

und während der ganzen Jagd jede Bewegung der allerliebsten Witwe mit einer Aengstlichkeit verfolgt, in welcher sich Besorgniß und Zärtlichkeit abmalten; kaum hatte sein unruhiger, glühender, leidenschaftlicher Blick dieses bezaubernde Weib verlassen, und es war leicht zu errathen, daß nur die gute Lebensart und der Wohl stand ihn abhielten, die unwiderstehliche Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, deutlicher an den Tag zu legen.

Der Graf sowohl als sein Sohn trugen Mützen von schwarzem Sammet, kleine scharlachrothe Oberröcke mit silbernen Knöpfen, Beinkleider von weißem Hirschleder und Stulpenstiefel. Das Aeußere des Vicomte stand im auffallendsten Contrast: die männliche Gestalt des Herrn Duriveau, seine kräftigen und gewandten Bewegungen ließen auf eine unglaubliche Fülle von Lebenskraft



und Lebensmuth schließen, dagegen schienen die Züge des Vicomte, die von beinahe weiblicher Feinheit und Regelmäßigkeit waren, in Folge früher Ausschweifungen, die Spuren der Entkräftung an sich zu tragen. Er war kaum 20 Jahre alt, und doch

war sein Gesicht, welches von zarten Backenbärten, die wie sein Haar und sein keimender Schnurrbart, beschattet wurde, mager und gefurcht. Seit langer Zeit war auf diesem hübschen, länglichen Antlitz die Blässe der Erschöpfung an die Stelle jugendlicher Frische getreten. Seine Augen waren sehr groß, sehr schön, von dunklem Braun, aber sie lagen ihm tief im Kopfe, und die Augenlider waren in Folge durchschwärmter Nächte noch ein wenig geröthet; denn erst seit einigen Tagen hatte der Vicomte Scipio Paris verlassen, und in Paris galt der unglückliche Sohn, von dem Grafen und den andern jungen Vätern, den Freunden des Grafen, angefeuert, für einen der Haupthelden bei diesem müßiggängerischen, verschwenderischen und aushöhlenden Leben, dessen Stunden sich unter das Landsknecht, den Clubb, den Stall, die Tafel vertheilten. In dem verbotenen Tanze fand Scipio nur zwei seines Gleichen, einen Pair von Frankreich, der ein sehr geistreicher Diplomat war, und den Nestor des Cancan, den großen Chicard.

Gleichwohl konnte sich der Vicomte Scipio rühmen, von diesen Vergnügungen schon übersättigt zu sein. Er hatte sich freilich so oft und so lange ohne Durst zu haben, mit den feinsten Weinen benetzt, daß er sie gegenwärtig fade und unschmackhaft fand und ihnen oft den Branntwein vorzog und dazu gepfefferten Branntwein, den Branntwein der Winkelkneipen. Er hatte sich gänzlich an die rohe und verderbte Gesellschaft der Frauenzimmer, die ihm die Liebe gelehrt hatten, gewöhnt, daß bei ihm immer diejenige den Preis davon trug, welche am meisten trank, am meisten rauchte, am meisten fluchte, und die er überhaupt am meisten verachten konnte. Sie gab ihm seine Geringschätzung und seine Schimpfwörter in der Sprache der Fischweiber zurück, die er gelegentlich auch sehr fließend sprechen konnte, und das Alles amüsierte ihn sehr, ohne daß sich dabei sein eisiger Ernst oder sein insolentes Phlegma vermindert hätte; die blasierten Leute lachen niemals. Was seine Sinnlichkeit anbetrifft, so war sie durch die allzufrühen Ausschweifungen und den entnervenden Einfluß des Weines und der Spirituosen so ziemlich abgetödtet. Es blieben dem Vicomte Scipio nur noch die fieberhaften Aufregungen des Landsknecht, der Wetten beim Pferderennen und gewisser anderer Dinge, von denen späterhin

die Rede sein wird – und dieser Jüngling war noch nicht 21 Jahre alt.

Und doch waren seine Züge, so schlaff sie waren, und trotz ihres Ausdrucks von Verstimmung und Langerweile – denn der Vicomte Scipio hatte die Prätension, nicht mehr jung genug und zu blasiert zu sein, um sich für die Jagd zu interessieren – noch immer reizend; man konnte keine zierlichere und besser gezeichnete Gestalt, kein vollkommneres Ganze sehen; wenigstens war dies der geheime Gedanke des Fräulein Wilson.

Madame Melcy Wilson, von Geburt Französin, aber Witwe des Herrn Stephan Wilson, eines amerikanischen Banquiers, und Fräulein Raphaële Wilson, als deren männliche Begleitung Herr Alcides Dumolar zu betrachten war, der den Augenblick nicht bei der Hand war, der Bruder der einen und Onkel der andern Dame, nahmen, wie angeführt, in Gesellschaft des Grafen Duriveau und seines Sohnes an der Jagd Theil.

Wäre nicht die Vergleichung mit der Juno und Hebe gar zu abgebraucht, so würden wir sie auf Madame Wilson und ihre Tochter anwenden. Nicht als ob Madame Wilson in ihren Zügen oder in ihrer Haltung irgend etwas gehabt hätte, was nur im Geringsten an die strenge Majestät der Königin des Olymps hätte erinnern können; im Gegentheil ließ sich nichts Pikanteres, ich möchte sagen Launischeres denken als das allerliebste Gesicht der Madame Wilson, obgleich diese verführerische Frau mit blauen Augen, schwarzem Haar und einer Sammethaut so eben ihr 32. Jahr erreicht hatte. Wenn ich von Juno und Hebe spreche, so will ich nur den Unterschied bezeichnen, der zwischen der Schönheit in ihrer reifen Entfaltung und der Schönheit in ihrer ersten und zartesten Blüthe stattfindet; denn Raphaële, die Tochter der Madame Wilson, welche sich sehr jung verheirathet hatte, war höchstens 16 Jahre alt.

So lebhaft bewegt und muthwillig das Gesicht der Mutter war, so ruhig und melancholisch war der Ausdruck der Tochter. Man sah in ihr das Ideal verwirklicht, welches die nebelhaften englischen Vignetten, und der aristokratische Pinsel Lawrence's vergebens angestrebt haben. Welche Farbenmischung hätte die durchsichtige Weiße dieser Gesichtsfarbe, welche von einem zarten Rosenroth angehaucht war, wiedergeben können oder das

Blau dieser großen Augen, welches gleich dem der Kornblumen sanft und lebhaft zugleich war, und den Elfenbeinglanz dieser feingebildeten Stirn, die von castanienbraunen Haaren umgeben war, welche so geschmeidig waren und in so natürlichen Wellen herabfielen, daß Raphaëls Frisur keine Spur von der leichten Unordnung zeigte, welche gewöhnlich die Folge eines langen Rittes ist. Die elastischen Locken ihres Haupthaares schwammen eben so leicht um ihr bezauberndes Gesicht, wie ihr kleiner Schleier von grüner Gage, welcher an der einen Seite an den schwarzen Filz ihres Mannshutes befestigt war.

In dem eleganten Reitkleide von schwarzem Tuch, welches Madame Wilson und ihre Tochter trugen, zeichnete sich ihre Gestalt, die auf entgegengesetzte Weise bezaubernd war, auf aller liebste Weise ab, schlanker, aufstrebender, man könnte sagen keuscher bei der Tochter, voller, üppiger bei ihrer Mutter.

Der Schnitt ihrer Kleidung machte diesen Unterschied noch bemerkbarer. Raphaëls Corset reichte festgeschlossen bis an den Hals; nur ein kleiner, gefalteter Kragen, der durch ein festgeknüpftes seidenes Tuch von himmelblauer Farbe wie die Augen des jungen Mädchens zusammengehalten wurde, ragte aus ihm hervor. Dagegen war das Corset der Madame Wilson, obgleich an der Taille festgeschlossen, vorn in Art einer Weste geöffnet und ließ ein anderes, darunter angezogenes von Isabellfarbe mit goldenen Knöpfen erblicken, welches seinerseits wieder den Prospect auf ein feines Vorhemdchen eröffnete, welches sich, von zwei Rubinen zusammengehalten, über die elastischen und festen Umrisse des schönen Busens ausspannte. Um endlich diesen eben so fein gewählten, wie vielsagenden Anzug zu vervollständigen, fiel der überschlagende Kragen, den Madame Wilson trug, über ein Tuch von rother Seide hin, dessen Roth aber nicht so sammetartig, nicht so reich, nicht so lebhaft war als das ihrer lächelnden und muthwilligen Lippen.

Als sie das gefährliche Hinderniß, von dem die Rede gewesen ist, hinter sich hatten, zeigte das Gesicht der Mutter und der Tochter einen ganz verschiedenen Ausdruck. Madame Wilson, welche zuerst über die Gefahr, welcher sich die letztere ausgesetzt hatte, erschrocken gewesen war, betrachtete sie, als sie sie in Sicherheit sah, mit aller Freude, allem Stolze der

mütterlichen Zärtlichkeit, während Raphaële, ohne der vergangenen Gefahr zu achten, unablässig den zerstreuten Blick Scipio's zu suchen schien.

Es ist unnütz anzuführen, daß der Graf Duriveau und sein Sohn sich nicht weniger entschlossen zeigten, als Madame Wilson und ihre Tochter. Beide setzten dicht hinter einander über den umgestürzten Baum hin, der Vater mit der ungestümen Hitze, die in seiner Art lag, der Sohn mit einer Art väterlicher Nachlässigkeit, die nicht ohne Anmuth war; denn er war ein ausgezeichneter Reiter. Ja, er trieb die Renommage so weit, daß er den rasch verfließenden Augenblick, in welchem sein Pferd, das er mit der linken Hand lenkte, über dem Baumstammeschwebte, dazu wählte, mit der rechten die Cigarre, die er zwischen den Lippen hatte, herauszunehmen und ruhig eine Wolke bläulichen Rauches in die Luft wirbeln zu lassen.

Diese Heldenthat würde, wäre sie durch die Gegenwart zweier allerliebsten Frauen hervorgerufen und mit jugendlich überschäumendem Leichtsinn ausgeführt worden, den unwiderstehlichen Reiz gehabt haben, welcher von Allem unzertrennlich ist, was aus plötzlicher Eingebung der Liebe oder des kühnen Muthes hervorgeht; aber als blasierter Mensch setzte Scipio seinen Stolz darein, in Allem und bei Allem eine wegwerfende Kälte zu zeigen; auch blieben seine Züge unbeweglich, während Madame Wilson und besonders ihre Tochter ihn wegen einer so heldenmüthigen Geistesgegenwart glücklich priesen. Der Graf von der Haltung seines Sohnes betroffen, wählte einen Augenblick, an dem er von Madame Wilson und ihrer Tochter weder gesehen noch gehört werden konnte, und sagte zu Scipio mit einem scheinbar herzlichen und vertrauten Tone, der aber ein lebhaftes Mißvergnügen durchschimmern ließ, welches er kaum um der Gegenwart der beiden Frauen und seiner zur Gewohnheit gewordenen Nachsicht als jugendlicher Vater willen zu bezwingen mußte:

– Was fällt Dir ein, Scipio, Du erweistest dem Fräulein Wilson nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit und doch –

– Ha, ha, weißt Du wohl, daß Du da ein lächerliches Amt übernommen hast? – unterbrach Scipio seinen Vater, – es ist freilich des guten Zwecks wegen, aber das macht es gerade

unverzeihlich, unseliger Urheber meiner Tage.

Und Scipio warf seinen Cigarrenstumpf nachlässig weg.

So sehr Herr Duriveau an diesen Ton des kalten Spottes, den er unglücklicherweise selbst genährt hatte, gewöhnt war, so konnte er doch in diesem Augenblick aus guten Gründen den Zorn, welchen diese Antwort ihm aufregte, nicht bezwingen. Er sagte zu seinem Sohne immer noch leise aber fest und kurz:

– Spaß bei Seite, ich muß Dir in allem Ernste sagen, daß Dein Betragen unerhört ist; wir werden uns heute Abend sprechen und

–

– Sagen Sie mir doch, Madame Wilson, – rief der Vicomte, ohne seine Cigarre im Stich zu lassen, und indem er auf's Neue seinen Vater unterbrach.

– Was gibt's, Scipio? – fragte die hübsche Witwe, indem sie sich umwandte, zu großer Beruhigung des Grafen.

– Wenn Sie wünschen Papa in seinem ganzen Glanze zu sehen, so müssen Sie ihn bitten, Ihnen die Rolle eines edelmüthigen Vaters vorzuspielen – er ist darin unübertrefflich.

Wachsender Unwille und Zorn zuckten in Duriveau's Zügen, aber sein Gesicht zeigte ein gezwungenes Lächeln, sobald ihn ein Blick der Madame Wilson traf, welche dem Vicomte heiter antwortete:

– Und Sie, mein theurer Scipio, spielen zum Entzücken und über die Maßen natürlich die Rolle eines jungen Thoren. Aber da kommt unser Beschützer, er wird Sie, wenn es nöthig sein sollte, an die Achtung erinnern, die Sie einer Frau von meinem Alter schuldig sind, unbesonnener junger Mensch.

Darauf wandte sich Madame Wilson an einen neuen Ankömmling und sagte:

– Nun komm doch, Bruder!

– Die beiden Damen und die beiden Jäger hielten wie gesagt, an der anderen Seite des Baumstammes nebeneinander, inmitten der Hunde, welche die Spur des Fuchses immer noch nicht wiedergefunden hatten.

In diesem Augenblick erschien Herr Alcides Dumolar, der Bruder der Madame Wilson, jenseit desselben.

Herr Alcides Dumolar, ein Witwer, der sich, wie man ihm



nachsagte, über den Verlust seiner Frau sehr leicht getröstet hatte, war 40 Jahre alt, trug keinen Bart und war von einer ungestalteten Corpulenz. Nichts könnte eine so genügende Vorstellung von diesem breiten Gesichte mit herabhängenden Wangen, kleinen, erloschenen Augen und dürftiger Schädelbildung geben, als jene Mandarinengestalten mit blassen und aufgedunsenen Wangen und flachen und verquollenen Zügen, die man auf chinesischen Gefäßen sieht. Der gewaltige Bauch und das riesenhafte Kreuz des Herrn Dumolar, dessen Rücken eben so riesenhafte Dimensionen zeigte, droheten jeden Augenblick seinen kurzen, rothen Oberrock platzen zu machen; endlich läßt sich nichts Groteskeres ersinnen, als wie dieses breite, feiste Gesicht eine kleine Jagdmütze von schwarzem Sammet, die ihm ganz oben auf dem Kopfe schwebte, umsäumte. Herr Dumolar hatte sich klugerweise ein Pferd von herkulischer Stärke, einen braunen, sogenannten doppelten Pony gewählt, von den Proportionen eines Brauerpferdes, was denn freilich für einen armen Vierfüßler, der eine Art Mastodon tragen sollte, wesentliche Eigenschaften waren.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Herr Alcides Dumolar vor dem umgefallenen Baume bescheiden Halt machte. Man wird es aber eben so erklärlich finden, daß ihm Vicomte Scipio mit impertinenter Ruhe zurief:

– Nun frisch, Dumolar, hinübergesprungen, mein Wänzchen, fürchten Sie sich nicht, Sie können in jedem Falle darauf rechnen, daß Sie auf ein weiches und elastisches Polster fallen.

– Da hinübersetzen? Gehen Sie doch, – das sind Späße, mein Theuerster, die man sich erspart, wenn man 50,000 Thaler jährliche Einkünfte hat, – antwortete der Dicke, indem er die Backen mit wichtiger Miene aufblies und mit den Augen einen weniger halsbrechenden Weg aufsuchte.

– Ich kann nur nicht einsehen, inwiefern Ihre 50,000 Thaler Jahreseinkünfte Ihnen darin hinderlich sein können, über den Baum hinwegzusetzen, – erwiderte Scipio mit kaltem Spott, – es müßte denn sein, daß es Ihr Vermögen wäre, was Sie so schwerfällig und aufgedunsen machte. Sie sind am Ende wohl mit Goldbarren ausgestopft und mit Banknoten wattirt.

– Sein Sie doch ruhig, – rief der beleibte Mann mit ängstlicher

Miene aus, – es ist wahrhaftig ein übel angebrachter Spaß, mitten in diesen Wäldern und in diesem Lande von Wölfen und Hungerleidern auszuschreien, daß ich mit Banknoten ausgestopft sei; wenn das Einer hörte, könnte es mir an die Kehle gehen.

Darauf wandte er sich zum Piqueur, der auf der andern Seite des Baumes zu seinen Hunden zurückgekehrt war und rief ihm zu:

– Lieber Mann, gibt's hier nicht einen andern Weg, ich habe nicht Lust, um nichts und wieder nichts den Hals zu brechen.

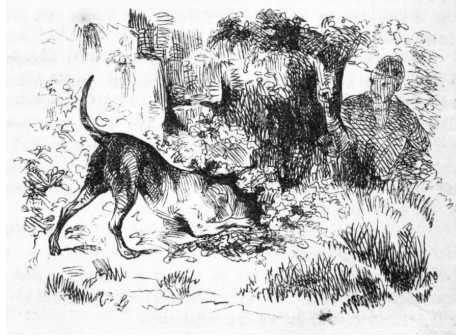
– Reiten Sie nur links am Dickicht hin, Herr Dumolar, 50 Schritte von hier finden Sie einen kleinen Fußsteig, auf dem Sie sicher zu uns stoßen können.

– Ein kleiner Fußsteig? – sagte Scipio. – Sie sind verloren, lassen Sie sich darauf nicht ein, Wanst, Sie müssen sich an die großen Landstraßen halten.

Herr Dumolar zuckte die Achseln, machte rechts um und folgte der Weisung des Piqueurs.

– Wir wollen jetzt sehen, was daraus erfolgte, daß die Hunde die Spur des Fuchses verloren hatten, ungefähr 200 Schritte, wie man sich erinnern wird, von der Höhle Bête-Puante des Wilddiebes.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Lumineau.*

Die Hunde, noch immer stumm und desorientiert, durchrannten den Theil des Waldes, wo der Wilddieb die Spur des Fuchses unterbrochen hatte, nach allen Richtungen hin. Der alte Piqueur, den die Gegenwart seines Herrn und der Gesellschaft desselben anfeuerte, durchstreifte die Gegend mit größter Aufmerksamkeit. Vom Pferde herabgebückt und den Kopf zum Boden geneigt, strengte er sich an, die Fußtapfen des Thieres wiederzufinden, indem er seine Hunde mit der üblichen Phrase antrieb: – Sucht, Kerle, sucht, Liebchen.

Der Graf Duriveau selbst, ein sehr guter Jäger, der überhaupt das Feuer und den Ungestüm seines Temperamentes in seine Vergnügungen zu übertragen pflegte und dieses Mal noch besonders froh war, die Aufregung, welche Scipio's Betragen in ihm hervorrief, unter äußerer Geschäftigkeit verbergen zu können, hatte sich von Madame Wilson und ihrer Tochter entfernt und leistete seinem Piqueur Gesellschaft die Hunde mit lauter Stimme anzutreiben.

Während der Graf diese fieberhafte Thätigkeit entfaltete, unterhielt sich Scipio, nachlässig auf den Sattel gelehnt und mit dem linken Beine baumelnd, damit, daß er den Stahl seines Sporens an dem des Steigbügels, welchen er bis zum Fußgelenk heraufgezogen hatte, klingen ließ, indem er in der Luft die leichten Rauchwolken verfolgte, die aus seiner Cigarre wirbelten, und sagte zu Madame Wilson und ihrer Tochter, neben denen er jetzt

hielt, kein Wort.

Jetzt benutzte Raphaële einen Augenblick, in dem ihre Mutter, von irgend einem Vorfall bei den Jägern angezogen, das Gesicht abwandte, sich Scipio zu nähern und sagte zu ihm mit schmerzlichem Ausdruck und leiser zitternder Stimme:

– Scipio, was haben Sie gegen mich?

– Nichts, – erwiderte der Vicomte, ohne davon abzulassen, den leichten Windungen des bläulichen Rauchs seiner Cigarre in der Luft nachzusehen.

– Scipio, – fing das junge Mädchen mit bewegter und bittender Stimme wieder an, indem sie mit Mühe die Thränen zurückhielt, die ihr in die Augen kamen, – Scipio, warum bist Du so kalt und hart gegen mich? was habe ich Dir gethan?

– Nichts, – antwortete der Vicomte mit derselben beleidigenden Ruhe.

– Lesen Sie diesen Brief, und dann werden Sie vielleicht Mitleiden mit mir haben, – sagte das junge Mädchen, indem sie eilig ein Billet, das sie seit einigen Augenblicken aus dem Handschuh gezogen hatte, in Scipio's Hand gleiten ließ.

Vicomte steckte das Billet nachlässig in seine Westentasche, und da er sah, daß Raphaële noch mehr sagen wollte,



erhob er die Stimme und rief zu der Madame Wilson, welche den Bewegungen der Hunde mit gespannter Aufmerksamkeit zusah, hinüber:

– Sagen Sie, Madame Wilson, finden Sie, daß das nun etwas besonders Amüsantes ist, so eine Jagd, es ist doch am Ende nur eine Unterhaltung, weil man nun einmal übereingekommen ist es dafür zu halten, gerade wie die Oper und die Heirathen aus Liebe.

Kaum hatte Scipio diese Worte ausgesprochen, und wie zu fällig fiel der kleine, grüne Schleier, der an Raphaëls Hute schwebte, herab, so daß Madame Wilson, als sie sich umwandte, um dem Vicomte zu antworten, die Thränen, welche aus den Augen ihrer Tochter brachen, nicht bemerkte.

Schon während der ganzen Jagd hatte Madame Wilson, ungeachtet der Heiterkeit und Belebtheit, welche sie zeigte, den Scipio in's Geheim oft und aufmerksam beobachtet; auch waren die Züge der jungen Witwe mehre Male von Verwunderung und selbst von einem gewissen Mißmuth verfinstert worden, wenn sie bemerkte, mit welcher beleidigenden Kälte der Vicomte Raphaëlen behandelte. Jetzt glättete sich die Stirn der Madame Wilson wahrscheinlich, weil ihr irgend ein besonderer Gedanke gekommen war, und mit einem feinen spöttischen Lächeln nahm sie die Frage des Vicomte auf:

– Sagen Sie, Madame Wilson, finden Sie, daß das nun etwas besonders Amüsantes ist, so eine Jagd, es ist doch am Ende nur eine Unterhaltung, weil man nun einmal überein gekommen ist es dafür zu halten, gerade wie die Oper und die Heirathen aus Liebe.

– Ich wette, mein lieber Scipio, – antwortete die junge Witwe lachend, – daß Sie mit 12 Jahren statt mit so einem hübschen runden Röckchen, wie sie den Knaben so gut stehen, zufrieden zu sein, einen geschmacklosen Anzug beansprucht haben, blos um wie ein kleiner Herr auszusehen.

Trotz seiner Kälte brachte diese Antwort auf seine präntensiose Frage Scipio ein wenig aus seiner Fassung; doch erwiderte er mit seinem gewöhnlichen Phlegma:

– Ich verstehe nicht, liebe Madame Wilson –

– Lieber Gott, es ist doch so einfach. Mein theurer Scipio, ein verzogenes Kind, das mit 12 Jahren für einen kleinen Herrn gehalten sein will, das will mit 20 Jahren für einen blasierten Mann gelten.

Das hieß, Scipio's Prätension an's Herz greifen, nun war diese freilich bei ihm durch die Gewohnheit zu affectiren – denn wenn man eine Maske gar zu lange trägt, so nehmen die Gesichtszüge am Ende ihre Formen an – und auch durch den Mißbrauch entwürdigender Genüsse bei ihm leider gerechtfertigt.

Der Vicomte verbarg seinen Verdruß, erwiderte, indem er seine Kälte und Unbekümmertheit verdoppelte: – Hm – so – ich spiele die Rolle eines blasierten Mannes.

– Freilich, aber für die Kenner sehr schlecht, armer Scipio; nur unglücklicherweise für die armen, unschuldigen Zuschauer, die noch keine Kenner sind, nur allzugut.

Und Madame Wilson warf einen bedauernden Blick auf ihre Tochter. Aber überzeugt, daß es ihr gelingen werde, Raphaëlen, deren Niedergeschlagenheit sie mehre Male bemerkt hatte, sogleich zu beruhigen, fing sie wieder an:

– Nein, nein, lieber Scipio, bilden Sie sich nicht ein, sich für einen alten Mann ausgeben zu wollen, so lange Sie jung sind; solche Affectation geht nicht tief. So seltsam, so – nun was schadet's, eine alte Frau kann Alles sagen, so lächerlich sie auch ist, sie kann Ihre hübsche Figur doch nicht entstellen. Sagen Sie, so viel Sie wollen, die Jagd ist nur ein Vergnügen, weil man darüber eingekommen ist, sie dafür zu halten, Sie lassen es nichts desto weniger darauf ankommen, indem sie Ihren Hunden folgen, den Hals zu brechen. Heirath, Liebe sagen Sie, ist nur – aber nein, Raphaële, darauf wollen wir ihm nicht antworten, – und Madame Wilson wandte sich fröhlich zu ihrer Tochter, deren herrliches Gesicht sich bei den Worten ihrer Mutter schon wieder erheiterte, – wir wollen ihm nicht darauf antworten, es käme gar zu ruhmredig heraus. Aber wenn die Oper auch nur ein Vergnügen sein soll, so lasse man nur Madame Stolz singen, Mademoiselle Carlotta tanzen und Mademoiselle Basquin singen und tanzen, und Eure Theaterlogen sind in einem Feuer zum Auflodern; man hat in Euren Ausbrüchen des rasenden Enthusiasmus über diese beiden Wunder von Talent und Anmuth, und besonders über Mademoiselle Basquin, von der Ihr sagt, daß sie zugleich eine Gazelle und eine Nachtigall sei, die feinsten Glacéhandschuhe platzen und mehr als ein Halstuch in Unordnung gerathen sehen, und Ihr wollt blasiert sein !!

Als Madame Wilson den Namen der Mademoiselle Basquin aussprach, wurden Scipio's Züge vorübergehend von einem seltsamen Ausdrucke belebt; es war eine Mischung von Ironie, beleidigtem Stolz und kühnem Trotz.

Indem Scipio einen durchdringenden Blick auf Madame Wilson

warf, sagte er zu ihr, immer mit unerschütterlicher Ruhe und ohne seine ewige Cigarre im Stich zu lassen:

– Warum soll ich nicht lieber in Mademoiselle Basquin verliebt sein?

– Wie, sind blasierte Leute verliebt? Sehen Sie, wie schlecht Sie Ihre Rolle spielen, – sagte Madame Wilson lachend. Hie rauf machte sie ein ernstes Gesicht und fing mit herzlichem Ton wieder an: – Lassen Sie uns einmal ernsthaft sprechen, mein lieber Scipio, ja ich halte Sie für blasiert, und es freut mich, daß Sie es sind; ja Sie sind blasiert, aber über die falschen Freuden, über die täuschenden Genüsse, und ich glaube auch, ja ich weiß, daß, was gut, rein, edel, zart, erhaben ist, für Sie den unwiderstehlichen Reiz der Neuheit im Guten und Wahren haben muß und wirklich hat – einen bezaubernden Reiz, der Sie für immer an die Gegenstände fesseln wird, die eines Mannes von Geist und Herz, wie Sie, allein würdig sind. Aber da kommt Ihr Vater, – setzte Madame Wilson heiter hinzu: – sagen Sie ihm nur nicht, Sie Unbesonnener, daß ich nun auch meinerseits zu Ihnen als edelmüthige Mutter gesprochen habe.

Und damit wandte sie sich an Herrn Duriveau, der zu ihr heranritt.

– Nun, Herr Graf, wie steht's mit der Jagd?

– Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als Sie um Verzeihung zu bitten, Madame, daß ich Sie zu einer Unterhaltung eingeladen habe, die ein so schlechtes Ende nimmt.

– Wie das?

– Wir müssen Verzicht darauf leisten, unseren Fuchs zu fangen.

– Warum denn das?

– Weil die Hunde die Spur verloren haben und es unmöglich ist, sie wieder zu finden.

– Ja, Madame, die Meute verliert die Spur des Fuchses diesseits dieses Baumstammes, wir haben Alles gethan, um sie wieder aufzufinden – unmöglich, wir haben selbst den Boden um den Baum herum aufgewühlt, ob sich da vielleicht ein Dachsloch fände, in welches sich der Fuchs verkrochen hätte – Alles vergebens, es ist unbegreiflich.

– Ziehen Sie sich das nicht zu Herzen, lieber Herr Duriveau, –

sagte Madame Wilson fröhlich, – das Vergnügen, was wir schon gehabt haben, bleibt uns.

– Und es wird uns doch auch die Hoffnung bleiben, den übrigen Theil des Tages mit Ihnen zuzubringen? Denn Sie werden doch mit Mademoiselle Raphaële und Dumolar zu Tremblay unter einigen unserer Nachbarn mit uns zu Mittag essen ?

– Einigen Nachbarn, die unter den einflußreichsten Wählern der Landschaft gewählt sind. Nicht wahr? – sagte Madame Wilson lächelnd, – denn ich kenne Ihre ehrgeizigen Pläne. Nun ich will es mich etwas kosten lassen, Ihnen alle ihre Stimmen zu erobern, weisen Sie mir meinen Platz bei dem Widerspenstigsten an, und Sie sollen sehen.

– Ich setze keinen Zweifel in Ihre Macht über die Gemüther, – sagte der Graf ebenfalls lächelnd, – wenn Sie meinen Proceß plaidiren, so ist er gewonnen. Nun, die Jagd wäre zu Ende, wir müssen nur noch zu dem Kreuz auf dem Scheidewege zurückreiten, wo Ihr Wagen auf Sie wartet.

– Komm, Latrace, kopple Deine Hunde zusammen.

– Wir geben die Jagd auf, liebes Kind, – sagte Madame Wilson, indem Sie sich zu Raphaële wandte. Sie sprach einige Worte leise zu ihr und alsbald war das traurige Gesicht des jungen Mädchens wieder in froher Heiterkeit.

In diesem Augenblicke erreichte Herr Alcides Dumolar, der äußerst vorsichtig den Gang seines Pferdes, so viel es möglich, zu zügeln pflegte und auch einen ziemlich langen Umweg zu machen gehabt hatte, die Stelle, wo die Uebrigen hielten, und sagte mit geheimnißvoller Miene zum Grafen Duriveau:

– Was bedeutet denn dieser Haufe Leute, die mit Stöcken bewaffnet sind und dann und wann ein Geschrei erheben, als wenn es zu einem Signal dienen sollte?

– Ich weiß durchaus nichts davon, lieber Dumolar, – sagte der Graf ziemlich verwundert.

Der alte Piqueur faßte sich ein Herz, seinen Herrn anzureden, der ihn mit den Augen zu fragen schien, und sagte schüchtern:

– Es sind Leute aus dem Flecken, Herr Graf, die dem Herrn Beucadet und seinen Gensdarmen Gerichtsfolge leisten.

– Gerichtsfolge? und wozu? – sagte der Graf in immer



steigendem Erstaunen.

– Um einen sehr gefährlichen Mörder einzufangen, der aus den Gefängnissen von Bourges entwischt ist und sich seit gestern in diesem Walde versteckt hat.

– Ein Mörder in diesem Walde, wo wir sind? – schrie Herr Dumolar.

– Ja; Herr, – antwortete der Piqueur. – Diesen Morgen haben ihn noch Holzhacker von ferne gesehen und –

Aber der Piqueur hielt plötzlich ein und entfernte sich um einige Schritte, indem er auf ein entferntes Geräusch zu horchen schien.

– Wie, ein gefährlicher Mörder? – schrie Alcides Dumolar, indem er immer mehr ängstlich um sich zu blicken und vor Furcht zu zittern anfing, – und ich hätte, da ich eben ganz allein war, auf ihn stoßen können – und dazu schreit dieser Scipio ganz laut aus, daß ich mit Banknoten ausgestopft bin – das ist ein verflucht übel angebrachter Scherz.

– Sein Sie doch still, mein Lieber, – sagte der Graf achselzuckend, – es ist gar keine Gefahr vorhanden; Sie könnten Ihre Frau Schwester erschrecken, die glücklicherweise mit ihrer Tochter spricht und nichts gehört hat.

– Herr Graf, – rief plötzlich Latrace, nachdem er lange und aufmerksam gehorcht hatte, – Herr Graf, es ist noch nichts verloren.

– Was sagst Du?

– Lumineau läßt sich hören.

– Ich höre nichts, bist Du Deiner Sache auch gewiß?

– O ganz gewiß, er ist der König unter den Hunden; er wird wie immer eine halbe Viertelmeile vor den übrigen voraus sein. Da, Herr Graf, hören Sie nicht?

– Wahrhaftig, – sagte der Graf, indem er auch hinhorchte, – ja ich höre ihn, aber auf welcher Seite ist er?

– Zweihundert Schritte von hier, bei der kleinen Lichtung nahe an den Felsblöcken.

– Ah! bei meiner Ehre, meine Damen, – sagte der Graf, indem er sich den beiden Frauenzimmern näherte, – das ist ein wunderbarer Glückswechsel; eben wollten wir die Sache aufgeben, und nun haben wir die beste Hoffnung auf Erfolg; wenn wir

unseren Fuchs fangen, so ist's ein wahres Wunder, und der Wunderthäter ist der wackere Lumineau.

– Er macht es immer so, – sagte der alte Jäger.

Und damit ritt er nach der Seite der Lichtung hin, in deren Nähe sich der Zufluchtsort des Wilddiebes befand, in vollem Galopp in den Wald hinein.

– Es gibt doch nichts Hübscheres, als wenn so ein Hoffnungsblick unmittelbar auf die Verzweiflung folgt, – sagte Madame Wilson fröhlich, indem sie einen Blick des Einverständnisses auf ihre Tochter warf. – Wohlan, mein lieber Graf, wir wollen sehen, ob dieser Zauberer Lumineau, wie man ihn nennt, die Wunderthat, die man von ihm verlangt, wird ausführen können.

Und Madame Wilson setzte auch ihr Pferd in Galopp, worauf denn die ganze Gesellschaft die Richtung, welche der Piqueur eingeschlagen hatte, durch eine hochstämmige Waldpartie in größter Eile verfolgte.

Nur Herr Alcides Dumolar blieb bald zurück; denn man mußte ein Pferd geschickt zu lenken wissen, um sich im Galopp durch diese gewaltigen Tannen, welche schachbretartig durcheinander standen, hindurch zu winden. Herr Alcides Dumolar versuchte es lieber gar nicht, von seinem Pferde solche Gewandtheit zu verlangen, und begnügte sich damit, den anderen Jagenden bald im Schritt, bald im Trab von fern zu folgen. Da er sich aber so, trotz seiner Anstrengung, in immer weiterem Abstände von seiner Gesellschaft erblickte, so fühlte er sich von einer schrecklichen Angst gequält; denn der Gedanke an den gefährlichen Mörder, den man in diesem Walde und gerade auf dieser Seite verfolgte, kam ihm immer wieder in den Sinn.

– In einem verzweifelten Augenblick ist ein solcher Räuber Alles fähig – ein Unglück ist bald geschehen, – diese Wälder sind so einsam, – murmelte der dicke Mann, indem er so schnell, als ihm seine Vorsicht erlaubte, durch die Bäume trabte – – und dieser Duriveau weiß das und reitet und reitet und reitet, ohne sich um mich zu bekümmern. Es gibt Menschen von einem Egoismus, und sein Sohn schreit, daß ich mit Banknoten aus gestopft bin. Glücklicherweise sehe ich da meine Leute noch zwischen den Bäumen – diese rothen Röcke glänzen so – das kann mich leiten.

– Und bei diesen Worten machte Herr Dumolar, angetrieben durch die Angst und die Hoffnung, die anderen Jagenden wieder einzuholen, von einer bequemeren Stellung der Bäume Gebrauch und setzte sein Pferd in Galopp. – Ah! ich komme ihnen endlich wieder näher, – sagte er, indem er vor Aufregung außer Athem war, – ich will sie rufen, sie werden auf mich warten.

Und immer im Galopp, um die Distance nicht größer werden zu lassen, schrie Herr Dumolar:

– Schwester Melcy, warte doch.

Madame Wilson hörte die athemlose Stimme ihres Bruders wahrscheinlich nicht; denn sie verschwand, indem sie ihrer Tochter nachfolgte, die vor ihr herritt, in demselben Augenblick durch eine Seitenwendung, indem ein sehr verworrenes und unzugängliches Dickicht auf die hochstämmige Partie gefolgt war.

– Duriveau, warten Sie doch auf mich – alle Teufel, – schrie Dumolar mit der ganzen Kraft seiner Lungen.

Der Graf Duriveau verschwand und sein Sohn nach ihm.

– Diese Rücksichtslosigkeit ist abscheulich, – rief Dumolar mit eben so vieler Bitterkeit als Angst, – aber Gott sei Dank, ich sehe den Weg, den sie eingeschlagen haben, sie haben sich links gewendet und –

Herr Dumolar konnte nicht fortfahren, sein Pferd hielt mitten im kleinen Galopp plötzlich auf die Vorderfüße gestemmt an; der Stoß von dieser unerwarteten Bewegung war so heftig, daß Herr Dumolar aus dem Sattel geworfen über den Kopf seines Pferdes hinüber geschleudert wurde.

Er setzte sich mißlaunig wieder auf und bemerkte jetzt, was so plötzlich den Galopp seines Pferdes unterbrochen hatte; es war ein breiter Abzuggraben, regelrecht angelegt, 8 Fuß breit, mit hohen Böschungen 6 Fuß tief; dieser Graben durchschnitt die hochstämmige Partie in ihrer ganzen Breite.

Beim Anblick dieses klaffenden Abgrundes, der sein Weiterreiten verhinderte, bemächtigte sich Verzweiflung des Herrn Dumolar. Er bemerkte an den Rändern der Böschung die Eindrücke von den Hufen der Pferde der übrigen Jagenden, welche hinübersetzt waren. Er konnte also nicht mehr hoffen sie wieder zu erreichen, er wäre lieber gestorben, als daß er den

fürchterlichen Sprung über den Graben hätte wagen sollen. Auf der anderen Seite hieß Umkehren sich noch mehr von den Jagenden entfernen und schon senkte sich die Sonne allmählig; es war in den kurzen Tagen der Tag- und Nachtgleiche, in denen die Nacht auf den Tag fast ohne Uebergang folgt.

– Das heißt es darauf ankommen lassen, daß mir von den Banditen der Hals abgeschnitten wird, – sagte Herr Dumolar seufzend, – dazu sind diese verfluchten rothen Röcke so weitsichtbar, er wird mich eine Meile weit bemerken – es ist fürchterlich – wenn ich rufe, so ziehe ich mir damit den Banditen auf den Hals, wenn er in dieser Gegend ist – ich muß an dem Graben hinreiten, vielleicht treffe ich auf einen Fußsteig.

Und Herr Dumolar ritt jämmerlich am Rande des Grabens hin bis zu einem Punkte, wo derselbe einen Winkel machte, indem er an einem undurchdringlichen Eichendickicht dahinlief. Sich in dieses dunkle Gewirre von durcheinander gekreuzten und gleichsam verwebten Aesten einzulassen, wo keinerlei Weg gebahnt war, erschien Herrn Dumolar beinahe eben so schrecklich, als über den gewaltigen Graben zu setzen; denn um in ein solches Dickicht zu dringen, muß man sich dem Instinct und der Geschicklichkeit seines Pferdes überlassen, den Kopf senken, den Arm drüber halten und blindlings drauf losreiten.

Trotz des Entsetzens, welches der Gedanke an dieses Mittel in Herrn Dumolar hervorrief, wählte derselbe, da er die Nacht heranrücken sah und in Betracht zog, daß, wenn er in dieser lichten, hochstämmigen Partie bliebe, sein rother Rock ihn von Weitem sichtbar machen und ihm den Räuber auf den Hals ziehen könnte, von zwei Uebeln das kleinste und versuchte, in der Hoffnung, die Jagenden wieder zu finden, sich durch das Dickicht durchzuarbeiten. Und bald hörte man in dieser Gegend ein so fürchterliches Krachen von zerbrochenen Aesten, als wenn ein großer Eber in der unzugänglichen Wildniß wüthete.

Ueberlassen wir Herrn Dumolar den Zwischenfällen, die ihn noch ferner bei diesem Versuche betroffen haben mögen, um mit zwei Worten das Wunder zu erklären, das man von dem berühmten Hunde erwartete, dessen Bellen die Jagenden veranlaßt hatte, sich nach der Seite des Wilddiebes hinzuwenden.

Der wackere Lumineau hatte, nachdem er ebenso wie die

anderen Hunde die Spur des Fuchses verloren hatte, von Erfahrung belehrt und von seinem wunderbaren Instinct geleitet, folgendes logische Raisonement angestellt: daß, da der Fuchs häufig schlaue genug ist, in der Absicht, seine Fährte zu unterbrechen und auf diese Weise die ehrlichen Hunde, die ihn um der Ehre willen verfolgen – indem es ihnen nur darauf ankommt, ihn zu fangen und todt zu beißen, da ihnen sein Fleisch einen unwiderstehlichen Widerwillen einflößt – in Verwirrung zu setzen, gewaltige Sätze zu machen, besagte wackere Hunde, um die Spur des Verräthers wieder aufzufinden, der doch am Ende nicht in der Luft verschwunden sein kann, sich nach und nach, indem sie immer größere Kreise beschreiben, von dem Orte, wo sie die Spur verloren, entfernen müßten, gewiß, daß sie am Ende die Fährte des Flüchtlings wieder finden würden. In der That muß ja auch, so gewaltig die 2 und 3 Sätze immer sein mögen, mit denen der Fuchs seine Spur unterbrochen hat, dieser am Ende seinen gewöhnlichen Gang wieder annehmen und seinen Lauf, sei es rechts oder links oder diesseits oder jenseits des Ortes, wo die Fußstapfen verschwinden, fortsetzen. Folglich muß, schloß Lumineau, wenn der Radius des Kreises, den die Hunde bei ihrem Suchen beschreiben, beständig wächst, der Bogen, den sie machen, sich an irgend einem Punkte mit der Linie, die das Thier verfolgt hat, schneiden.

Lumineau setzte diese vortreffliche Theorie in Anwendung, überließ das gemeine Volk von Hunden, die unnützer Weise beständig dieselbe Stelle wieder durchspürten, ihrem Schicksal und begann, indem er den Boden unablässig mit der Schnauze befragte, in vollem Galopp immer weitere Kreise zu beschreiten. Auf diese Weise kam er zuerst bis an die Lichtung, welche er durchstreifte, und dann an die Felsblöcke, zwischen denen sich die mit Steinen und Brombeerbüschen bedeckte Fallthür befand, die den Eingang zu der Höhle, in welcher Bamboche eine Zuflucht gefunden hatte, versteckte. Der Fuchs hatte, wie man sich erinnern wird, kaum eine Secunde auf diesen Steinen geruht, um einen neuen Satz zu nehmen, aber der Geruch Lumineau's war so fein, daß er nichts desto weniger die Fußstapfen desselben erkannte, und zugleich erklang sein lautes Triumphgebell und zog die Jagenden herbei, welche gerade die Jagd aufgeben wollten.

Nach diesem ersten glücklichen Erfolg hätte Lumineau, da er hier aufs neue eine Unterbrechung der Fährte antraf, sein Herumstreifen im Kreise wieder anfangen müssen, denn 30 Schritte von da wäre er auf die volle Spur des Fuchses gestoßen, die von nun an gerade fort lief. Aber Lumineau merkte bei den so wohl verborgenen Eingänge zur Höhle des Wilddiebes, daß der Boden unter ihm hohl war und indem nun der wackere Hund meinte, was ein verzeihungswürdiger Irrthum war, daß der Fuchs sich dicht bei diesen Steinen in die Erde ein gegraben habe, verdoppelte er sein Geheul und kratzte mit den Vorderpfoten die Erde auf. Auch legte er bald durch die Brombeersträucher und die aufgeschüttete Erde hindurch einen Theil der Oeffnung der Höhle bloß. Unterdessen kamen zuerst der Piqueur, dann der Graf, sein Sohn, Madame Wilson und Raphaële nach einander in der Lichtung an.

– Der Fuchs ist unser, er hat sich eingegraben, – rief der alte Piqueur, als er sah, wie sein Hund wüthend in der Erde kratzte.

Und damit sprang er vom Pferde und lief hinzu, um mit dem Stiel seiner Peitsche Lumineau beizustehen, das Loch zu vergrößern.

Der Graf Duriveau sprang, im Feuer der Jagd und in der Freude über einen Erfolg, der einen Augenblick so zweifelhaft gewesen war, ebenfalls vom Pferde und kniete ohne Bedenken neben seinem Piqueur nieder, um ihm bei der raschen Aufräumung des Eingangs zu dem Gewölbe, welches er für den Bau des Fuchses hielt, Beistand zu leisten.

---



## Sechstes Kapitel.

### *Die Höhle.*

Nach einigen Minuten hatten der Graf Duriveau und sein Piqueur die mit Erde verbundenen und mit Brombeerbüschen überwachsenen Steine, welche die Fallthür der Höhle des Wilddiebes, in der Bamboche eine unverhoffte Zuflucht gefunden hatte, versteckten, entfernt.

Madame Wilson und ihre Tochter beobachteten, über den Hals ihrer Pferde gebeugt, mit Interesse den Ausgang dieser neuen Wendung der Jagd; Scipio selbst theilte, trotz seiner naserümpfenden Indifferenz, die allgemeine Neugierde.

– Aber das ist kein Thierbau, – rief plötzlich der Graf Duriveau aus, als er endlich das Holz der Fallthür erblickte, das jetzt von den Steinen und Brombeerbüschen, welche es verkleideten, befreit war.

Und indem er durch dieses Gitter von starken hölzernen Latten das Dunkel der Höhle gewahr wurde, setzte er mehr und mehr erstaunend hinzu:

– Das sieht aus wie der Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe.

– Ein unterirdisches Gewölbe! – sagte Madame Wilson fröhlich, – das ist sehr romantisch; das bekommt jetzt Mancher nicht zu sehen, der es gern möchte; in unsern Tagen sind die unterirdischen Gewölbe rar.

– Gewölbe oder nicht, unser Fuchs muß sich hier verkrochen haben! – rief der alte Piqueur, indem er die Fallthür aufhob, die,

indem sie sich um ihre Angeln von Weidenzweigen drehte, einen engen und steilen Absturz gewahren ließ.

– Es ist doch seltsam, – sagte der Graf nachdenkend, daß in meinen Waldungen eine solche Höhle existieren soll, von der ich nichts weiß – Du kanntest sie doch auch nicht, Latrace, nicht wahr? – fragte er seinen Piqueur.

– Nein, nein, Herr Graf.

Und jetzt erschien zum ersten Mal, seitdem die Höhle entdeckt war, der Jäger, ohne Zweifel, weil er gerade nachdachte, was es mit ihr auf sich haben möge, etwas aus der Fassung gebracht.

– Ich werde selbst dieses Gewölbe untersuchen, um zu sehen, wo es ausläuft, – sagte der Graf Duriveau.

– Sie haben nicht nöthig, Herr Graf, selbst hineinzusteigen, – sprach Latrace; – wenn wir Lumineau hinschicken, werden wir gleich sehen, ob der Fuchs drinne steckt. Da hinein, such', Lumineau, – setzte der Jäger hinzu, indem er auf den Eingang der Höhle wies.

Der Hund sprang hinein.

Der Graf antwortete auf die Bemerkung seines Piqueurs kein Wort, sondern schickte sich an, nachdem er sein Pferd einem der Hundejungen übergeben hatte, dem Lumineau zu folgen. Doch Madame Wilson wandte sich zu Herrn Duriveau.

– Lieber Graf, nehmen Sie sich in Acht, – sagte sie, – es ist vielleicht unvorsichtig, wenn Sie sich so vorwagen.

– Kinderei, – sagte der Graf lächelnd, – glauben Sie, Madame, daß aus dieser Höhle ein Löwe oder ein Tiger heraussetzen wird? Ach, diese Waldungen sind zu bescheiden, als daß sie ein so königliches Wild verbergen sollten. Erlauben Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse; denn ich bekenne, meine Neugierde ist auf's Aeüßerste aufgeregt.

– Beruhigen Sie sich, Madame, – sagte Scipio spöttisch, ich werde die glorreiche Gefahr meines Vaters theilen.

Und damit stieg er auch vom Pferde und gesellte sich zum Grafen.

– Das ist doch seltsam, – sagte dieser, auf einer der Stufen, die in den Boden geschnitten waren, stillstehend und mit den Augen in das Dunkel der Höhle hineinbohrend; – es kommt mir vor, wie



der Widerschein von einem Lichte.

– Wir gerathen in's Phantastische, – sagte Scipio, indem er seine Lorgnette von schwarzem Schildpatt an seine Augenlider drückte.

Der Graf war im Begriff, in die Höhle weiter vorzudringen, als das Geräusch vieler eiligen Schritte, die sich von verschiedenen Seiten näherten, seine Aufmerksamkeit und diejenige der andern Zuschauer dieser Scene auf sich zog. Er blieb mit einem Fuße auf der ersten Stufe der Treppe unbeweglich stehen, als er aus verschiedenen Oeffnungen an 30 Bauern auf die Lichtung heraustreten sah, welche elend gekleidet und bewaffnet waren, einige mit Dreschfliegeln, andere mit Heugabeln oder mit Sensen, noch andere endlich mit Knotenstöcken.

So wie diese verschiedenen Gruppen aufeinander trafen, wechselten die Männer, welche ihren Marsch geleitet zu haben schienen, sobald sie einander nur aus der Ferne gewahr werden konnten, folgende Reden:

– Nun ?

– Nichts – und Ihr?

– Auch nichts, und doch haben wir jeden Busch durchsucht.

– Und wir haben in jeden Baum hinaufgesehen, wie bei dem Eichhörnchenfang.

– Und wir sind in alle Gräben gestiegen.

– Und doch nichts – nichts.

– Vielleicht hat Vater Lancelot, der gerade auf Herrn Beucaudet zugeschritten ist, besseres Glück gehabt als wir, und den Räuber angetroffen.

– Was ist das für ein Haufen von unnützen Menschen, die sich so in meinen Wäldern herumtreiben? – sagte der Graf Duriveau finster zum Piqueur.

– Es sind die requirirten Bauern, die den Wald durchsuchen müssen, um den Räuber aufzujagen, von dem ich dem Herrn Grafen vorhin Bericht erstattete.

– Ein Räuber, was für ein Räuber? – riefen Madame Wilson und ihre Tochter zu gleicher Zeit, indem sie sich dem Grafen näherten.

– Ich wollte Sie nicht beunruhigen, Madame, – sagte Herr Duriveau lächelnd, – und darum hatte ich Ihnen diesen Vorfall

verheimlicht, der, mit der Entdeckung des Souterrains zusammengenommen, diesen Tag zu einem sehr romantischen macht. Mit einem Worte, man behauptete, daß ein Bandit, der aus den Gefängnissen von Bourges entwischt, sich in diese Gehölze geflüchtet habe.

– Und dieses Gewölbe, in welches Sie eindringen wollten! – rief Madame Wilson mit Schrecken. – Bedenken Sie, daß dieser Mensch sich darin versteckt haben kann.

– Wahrhaftig! – sagte der Graf, indem er sich rasch wie der dem Eingange der Höhle näherte, von der er einen Augenblick zurückgetreten war, – es ist möglich, daß der Bandit gerade dort ist, und ich will mich dessen versichern.

– Halten Sie ein, um Gottes Willen, – rief Madame Wilson, indem sie mit Leichtigkeit vom Pferde herabglitt; dann setzte sie hinzu, indem sie lebhaft auf den Grafen zuschritt:

– Wenn dieser Mensch da versteckt ist, ist von ihm eine verzweifelte Vertheidigung zu erwarten. Ich beschwöre Sie, keine Tollkühnheit.

– Allerliebste furchtsame Freundin, – antwortete der Graf lächelnd, – ich habe so eben auch, als ich Sie im Begriffe sah, über das allergefährlichste Hinderniß hinwegzusetzen, ausgerufen: Keine Tollkühnheit! Erlauben Sie, daß ich mich räche, Madame.

Scipio half Raphaëlen vom Pferde; nachdem er ganz leise einige Worte zu dem jungen Mädchen gesprochen hatte, führte er sie zu ihrer Mutter, welche sich mit den Worten an den Vicomte wandte:

– Scipio, verbinden Sie sich mit mir, um Ihren Vater da von abzuhalten, daß er eine so gefährliche Unvorsichtigkeit begeht, ganz allein jenem Räuber, der vielleicht in dieser Höhle verborgen ist, entgegenzugehen !

– Wahr ist's, – sagte Scipio zu seinem Vater mit kaltem Hohn, – Dein Entschluß ist erhaben, heroisch, aber nur ein Bisschen zu gends'armisch; laß den edeln Wetteifer, nimm den tapfern Spitzbubenfängern nicht das Brot – ich wollte sagen dem Uebelthäter, vor dem Munde weg; da Gends'armen hier in der Nähe sind, kann Latrace zu Pferde steigen und sie holen.

– Bei allen seinen Thorheiten hat Scipio doch Recht, – sagte Madame Wilson zum Grafen, – ich bitte Sie, mischen Sie sich nicht in diese Festnahme.

– Scipio hat Unrecht, Madame, – antwortete der Graf mit Festigkeit, – es ist die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, einen Verbrecher festnehmen zu helfen, und vollends wenn Gefahr dabei ist.

– Schweige doch, Du erniedrigst mich, Du sprichst in der Verwirrung wie ein Policeicommissair, – sagte Scipio zu seinem Vater, indem er ihn mit dem Ellbogen stieß.

Der freche und kalte Spott Scipio's verwundete diesmal den Grafen doppelt, der doch aus Furcht, einen noch unangenehmeren Auftritt zu veranlassen, diese Sarkasmen in Gegenwart einer Frau, die er anbetete, und auf die er durch diese Aeußerung von Mannhaftigkeit, die ihm übrigens Niemand abstreiten konnte, Eindruck zu machen hoffte, ertragen mußte. Aber da er nun ein mal zum Stillschweigen gezwungen war, beherrschte er sich, zuckte die Achseln und ging entschlossen auf die Oeffnung der Höhle los.

– Lieben Freunde, – sagte darauf Madame Wilson zu den Bauern, – verlaßt den Herrn Grafen nicht, folgt ihm, vertheidigt ihn, wenn's nöthig ist.

Der Graf Duriveau war im Lande gefürchtet, man kannte seine Härte gegen seine Pächter, die unversöhnliche Strenge, mit welcher er die Bestrafung der geringsten Widersetzlichkeit gegen seine grundherrlichen Rechte verfügte; außerdem flößten seine befehlerische Sprechweise, sein stolzes Betragen, sein strenges Gesicht. Allen Entfremdung oder Schrecken ein. So beeilten sich denn die Bauern nicht, die Bitte der Madame Wilson zu erfüllen und sich um den Grafen zu schaaren, als er in die Höhle dringen wollte. Ja, einer der Bauern sagte mit halber Stimme:

– Wenn der Herr Graf den Räuber ganz allein arretieren will, so mag er's thun; wir bewerben uns nicht darum.

– Ich weiß es wohl, Ihr Feiglinge, – antwortete Herr Duriveau verächtlich.

– Feigling? Wetter! – sagte ein armer Teufel mit blassen Lippen und durch die schrecklichen Fieber dieser Gegend entstellten

Zügen, – Wetter! Feigling! – wenn der Räuber mich um bringt, das trifft mich, meine Frau und meine Kinder müssen's büßen.

– O das feige und viehische Volk – sagte der Graf mit tiefer Verachtung. – In dem Allen haben sie blos eine Gelegenheit gesehen, zusammen loszubrüllen, meine Waldungen zu plündern, mein Wild aufzujagen oder welches im Lager zu stehlen, wenn's anginge – das ist ein Tag, der in Nichtsthun und Tagedieberei hingeht, das schmeckt ihnen.

– Wir sind nicht zu unserm Vergnügen hier, Herr Graf, – sagte einer der Bauern schüchtern, – der Herr Maire hat uns im Namen des Gesetzes requirirt. Für uns armes Volk ist ein Tag ohne Arbeit ein Tag ohne Brot.

– So ? darum sind denn also Sonntags Eure Schenken voll Betrunkener, – antwortete der Graf mit verdoppelter Bitterkeit. – Wenn aus Mangel der Arbeit der Sonntage ein Tag ohne Brot ist, so scheint er wenigstens für Euch nicht ein Tag ohne Wein zu sein; denn Ihr besauft Euch wie das Vieh. Geht doch; sonst war ich albern genug, mich von Euern jämmerlichen Klagen hinter's Licht führen zu lassen.

– Das ist besser, – sagte Scipio zu seinem Vater, – Du steigst wieder in meiner Achtung, aber der Schluß erinnert etwas zu sehr an den Biedermann von Heinrich Monior, Du wurdest verflucht sentimental.

Diese friedlichen und unterwürfigen Bauern, geknickt durch alle Arten von Erniedrigung: durch das Elend, durch eine gezwungene Unterthänigkeit gegen die, welche sie ausbeuten und auch durch den Mangel an Selbstachtung, welcher die nothwendige Folge der Knechtschaft und Unwissenheit ist, hörten die harten Vorwürfe des Herrn Duriveau mit Niedergeschlagenheit, aber ohne Zorn an. Doch antwortete einer von ihnen, ein alter Mann mit weißem Haupte, in Bezug auf das Nichtsthun am Sonntage:

– Der liebe Gott hat einen Tag von sieben geruhet, Herr Graf; da dürfen wir armen Menschenkinder es doch wohl auch.

– Genug, – sagte Herr Duriveau hochmüthig, – ich werde thun, was Keiner von Euch wagt, das ist ganz einfach.

Und eben so sehr von wahren Muthe getrieben, als um zu zeigen, wie er diese Leute, welche er in allem Ernste als eine

niedere Gattung von Wesen betrachtete, an Mannhaftigkeit überträte, trat er darauf, trotz den Bitten der Madame Wilson und Raphaëls, welche ihre Vorstellung mit der ihrer Mutter verband, entschlossen und unbewaffnet in die Höhle ein, nachdem er mit einem herrschenden Blicke dem Latrace verboten hatte, ihm zu folgen.

Sei es, daß Herr Duriveau vergessen hatte, seinem Sohne zu befehlen, daß er draußen bleiben sollte, sei es, daß er auf seine Mitwirkung rechnete, genug: Scipio folgte ihm, nur nahm er sich noch Zeit, eine dritte Cigarre anzuzünden, dann schloß er sich mit dem kalten Phlegma, das ihm eigen war, seinem Vater an, nachdem er zur Madame Wilson gesagt hatte:

– Nun, Béte n Sie für uns – da ist auch ein Chor – es nimmt sich aus wie die Scene in Mosis Gebet.

Und indem er mechanisch seine staubigen Stiefel mit dem Ende seiner Reitpeitsche klopfte, folgte er den Spuren seines Vaters unbekümmert. Nachdem sie acht oder zehn Stufen, die roh in's Erdreich hin eingearbeitet waren, hinunter gestiegen, befanden sie sich in einer ziemlich weiten Grotte, welche die Natur in der Mitte der Felsen ausgehöhlt hatte, deren oberer Theil in der Mitte des Dickichts in steilen Massen emporrage. Zwischen diesen äußeren Zacken hatte der Zufall oder die Hand des Menschen eine von Epheu und Brombeersträuchen halb verschleierte Oeffnung angebracht, sie stand mit der Höhle in Verbindung und gab ihr die nothwendige frische Luft und Beleuchtung. Dieser lichte Kreis verbreitete zugleich mit dem schwachen Schimmer eines kleinen Lichts von gelbem Wachs ein seltsames, leichenhaftes Licht, bei welchem der Graf Duriveau ein Gemälde entdeckte, das ihn zusammenfahren und einen Schritt zurücktreten machte.

Auch Bamboche war beim Anblick desselben Gegenstandes zurückgefahren; aber bei ihm hatte sich zu dem unmittelbaren Eindrucke noch eine Erinnerung gesellt, die ihn mit Schmerz und Entsetzen erfüllt hatte.

Im Grunde der Grotte, auf einer Art von Fußgestell, welches von aufgehäuften Steinen gebildet war, sah man eine von Sumpfbinsen geflochtene Wiege, und in ihr mit frischem Haidekraut vom schönsten Rosenroth bestreut, ein ganz kürzlich

erst gestorbenes kleines Kind, dessen Lage so ruhig, dessen Farbe so weiß und so frisch war, daß man hätte schwören mögen, es schliefe; es mußte etwa einen Monat alt geworden sein. Am Fuße der Wiege brannte das Wachlicht wahrscheinlich als Leichenfackel.

Das Zwielight der Höhle erlaubte ferner in einem Winkel einen hölzernen Kasten zu erblicken, der mit trockenem Farrenkraut angefüllt war und als Bette zu dienen schien. Ueber diesem ländlichen Lager unterschied man eine enge Oeffnung, welche derjenigen einer Mineurgalerie glich; ein Mann konnte kriechend hindurchschlüpfen. Die Neigung dieses langen Ganges erhob sich vom Boden der Höhle zur Fläche des Erdbodens im Walde, wo er, wie ein blasser bläulicher Glanz, wie ihn die Durchsickerung des Tageslichtes durch das Laub hervorbringt, bewies, zu Tage ausging. Der doppelte Ausgang der Höhle erklärte Bamboche's Verschwinden.

Der Vicomte holte seinen Vater in dem Augenblicke ein, als dieser beim Anblick des bescheidenen und geheimnißvollen Leichen schmuckes dieses kleinen Kindes, das in seiner Wiege mit frischer Haide bestreut dalag, zurücktrat. Wäre auch der Vicomte durch das Erblicken dieses einfachen, rührenden und schmerzlichen Gemäldes vorübergehend ergriffen worden, so hätte ihn die Nothwendigkeit, den Ruf eines blasierten Menschen, eines Roué auf recht zu erhalten, gezwungen, diesen Eindruck zu verbergen, aber das Herz dieses Jünglings, welcher in der schrecklichen Atmosphäre, in der er seit dem Alter von 15 Jahren gelebt, schnell und jung gewelkt hatte, war wirklich vertrocknet. Er affectirte die innere Dürre nicht, wie man zu glauben versucht war, er war nur frech genug, sie nicht zu verbergen, als sein Vater, unwillkürlich von einer Regung der Rührung und des Mitleids ergriffen und den Verdruß, den er in Betreff der Raphaële Wilson empfand und ihm vorzuwerfen im Begriff war, vergessend, mit leicht bewegter Stimme zu ihm sagte:

– Scipio, sieh' doch das arme todte Kind.

Scipio antwortete, indem er die Lorgnette an's Auge drückte:

– Teufel, ich sehe – ein verheimlichter Bauerbengel – verstorbener Fehltritt einer ländlichen Tugend – Episode aus dem Leben einer Rosenjungfer. – Darauf blickte er um sich, und indem

er seinen Vater mit der Peitsche auf die Oeffnung des zweiten Ausganges der Höhle hinwies, setzte er hinzu: – wenn der Kerl, den die Narren von Bauern den Räuber nennen, sich hier versteckt hat, so wird er durch das Loch entwischt sein – so wenig ein Räuber, wie ein Fuchs – die zwiefache Jagd ist um sonst – was meinst Du, es ist doch eine hübsche Sache um die Unschuld der ländlichen Sitten – da verlasse sich noch Einer auf die frische Sahne und die frischen Eier der Landleute.

Und damit drehte sich der Vicomte auf den Fersen um und schickte sich an, das Gewölbe zu verlassen. Trotz der Härte seines Charakters hatte sich der Graf Duriveau, im ersten Augenblick von der grausamen Gleichgültigkeit Scipio's beleidigt, vielleicht auch, weil er vor seinem Sohne seine Rührung hatte blicken lassen, gedemüthigt gefühlt; aber da die letzten Worte desselben dem Lieblingsgedanken des Grafen entsprachen und so zu sagen wie die Probe einer Rechnung seiner unheilbaren Verachtung gegen gewisse Classen zu Hilfe kamen, sagte er zu seinem Sohne:

– Ich weiß es schon lange, daß die Plebs auf dem Lande eben so verderbt ist, wie die Plebs in der Stadt; der Misthaufen nimmt's mit dem Straßenkoth auf.

Drauf, wie immer, dem Zuge seiner ersten Regung nach gebend, ergriff er zum großen Erstaunen seines Sohnes die Wiege, stieg mit dieser traurigen Last eilig hinauf, wandte sich an die Bauern, welche neugierig waren zu wissen, was in der Höhle vorginge, und rief mit donnernder Stimme:

– Seht da, lieben Landleute, Ihr unglücklichen und vor allen andern tugendhaften Sterblichen! Seht, was Eure Töchter mit ihren Kindern machen, wenn sie ihnen zur Last sind.

Und er setzte die Wiege auf ein Felsstück.

Während des augenblicklichen Verschwindens des Grafen Duriveau war Latrace auf die inständigen Bitten der Madame Wilson fortgeritten, um Herrn Beucadet und einige von seinen Gensd'armen zu holen; der Unteroffizier kam mit zwei Mann an und stieg gerade in dem Augenblick, als der Graf seine schreckliche Anrede an die Bauern hielt, vom Pferde.

– Ein kleines, todttes Kind, – riefen die Bauern erschreckt

zurückfahrend, nachdem sie einen Blick auf die Wiege geworfen hatten.

– O Mutter, es ist schrecklich, – seufzte Raphaële und warf sich der Madame Wilson in die Arme.

– Ah, Herr Graf – meine Tochter! – rief Madame Wilson im Tone schmerzlichen Vorwurfs.

Zu spät fühlte Duriveau, wie verletzend und unpassend er verfahren hatte.

– Eine Kin – des – mör – de – rin, – sagte Herr Beucadet, der bei wichtigen Gelegenheiten die Gewohnheit hatte, gewisse Wörter ganz besonders deutlich auszusprechen; – eine Kin – des – mör – de – rin – wiederholte er, indem er sich durch die Bauern hindurcharbeitete und sich der Wiege bemächtigte, – halt, das geht mich an, das ist mein Amt.

Darauf betrachtete der Unteroffizier den Körper des Kindes aufmerksam, und indem er einen Gegenstand bemerkte, den der Graf im Halbdunkel der Höhle nicht hatte unterscheiden können, rief er aus:

– Ein Papier, das unschuldige Opfer hat ein Papier am Halse. Achtung!

Alle Zuschauer dieser Scene, mit Ausnahme der Madame Wilson, welche ihre zitternde Tochter in den Armen hielt, näherten sich gespannt dem Herrn Beucadet und der Wiege, indem sie leise zueinander sagten:

– Das Kind hat ein Papier am Halse.

Wirklich war an einem kleinen, schwarzen Bande, das dem Kinde um den Hals hing, ein Papier befestigt, welches Beucadet schnell entfaltete und mit seiner übereilten Wichtigthuerei, ohne es vorher mit den Augen durchlaufen zu haben, rasch vorlas.

Das Blatt enthielt folgende Worte, die von dem Unteroffizier mit lauter Stimme ausgesprochen wurden:

– *Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße, wie sein Vater.*

– Das ist curios, – sagte Scipio, indem er mit unbeweglicher Ruhe eine vierte Cigarre anzündete.

Raphaële Wilson war ein starkes Mädchen. Diese Enthüllung gab ihr einen heftigen Stich in's Herz. Aber nur einen Augenblick



verließen sie ihre Kräfte, so daß sie genöthigt war, mit der einen Hand an den Arm ihrer Mutter zu greifen, um



nicht zur Erde zu sinken, aber zugleich ermannte sie sich gegen diesen eben so schrecklichen wie unerwarteten Schlag und fand die nöthige Kraft in sich, um nicht zu unterliegen, und einen Augenblick nachher wechselte sie mit der Madame Wilson einen langen und unbeschreiblichen Blick.

---



## Siebentes Kapitel.

### *Geheimnisse.*

– Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße wie sein Vater.

Dies war der Inhalt des Blattes, welches am Halse des kleinen todtten Kindes hing.

– Dies ist curios, – hatte der Vicomte gesagt, indem er eine Cigarre anzündete.

Von dem Vorlesen dieses Billets, von der schrecklichen Unempfindlichkeit und frechen Kaltblütigkeit des Vicomtes waren alle Zuschauer dieser Scene wie mit Stummheit geschlagen.

Der Graf stand unbeweglich und blickte seinen Sohn schweigend mit zornigem Erstaunen an, indem er an die schrecklichen Wirkungen dachte, welche diese Enthüllung auf Raphaëls Gemüth ausüben mußte. Diese drückte krampfhaft die Hand ihrer Mutter, indem sie ihre großen, blauen Augen auf sie richtete, die in Thränen gebadet waren. Die Bauern, welche trotz ihrer friedlichen und furchtsamen Gemüthsart durch die phlegmatische Frechheit Scipio's erbittert waren, fingen an, ein dumpfes Murren des Unwillens hören zu lassen. Herr Beucadet, verlegen über seine Ungeschicklichkeit, denn er bekannte sich zu der ehrfurchtsvollsten Verehrung des Herrn Duriveau, des Musters von einem Gutsbesitzer, war in einem jämmerlichen Seelenzustande und blickte das verhängnißvolle Billet maschinenmäßig an, während das Ungewitter, das über das Haupt des Schuldigen loszubrechen drohte, näher heranrückte.

Plötzlich fiel ihm ein, daß, wenn er den Namen des Opfers nannte, denn bis jetzt hatte er die Unterschrift des Billets aus einer Regung von Großmuth unterdrückt, es ihm gelingen könnte, die wachsende Aufregung, von der ein Ausbruch zu besorgen war, von dem Verführer abzulenken. Und so fing der Unteroffizier in wichtigem Tone an:

– Das Blatt ist unterzeichnet von der Unglücklichen – der Elenden, die – ich brauche nichts weiter hinzuzusetzen, mit einem Worte, es ist unterzeichnet.

– Das Blatt ist unterzeichnet? – hörte man murmeln.

– Ja, die Kin – des – mör – de – rin hat ihren Namen darunter gesetzt; die verbrecherische Unbesonnene, – sagte Beucaudet mit seinem feierlichsten Amtsgesicht, – hat ihren Namen darunter gesetzt.

Ein dumpfes Murren der Neugierde und Angst durchlief die Reihen der Bauern, die, wie man zu sagen pflegt, an Beucaudet's Lippen hingen.

– Es ist die kleine Bruyère, das Calcutenmädchen auf der Meierei von Grand-Genèvrier.

Bei diesen Worten fuhr Scipio trotz seiner unerschütterlichen Ruhe doch zusammen, das Blut fuhr ihm ins Gesicht, sein blasses Antlitz röthete sich einen Augenblick, aber Raphaële, die ihn nicht aus den Augen ließ, war die Einzige, welche diese vorübergehende Regung, die er nicht hatte bemeistern können, bemerkte.

Als die Bauern erfuhren, daß Bruyère das schuldige Opfer sei, Bruyère, ein noch ganz junges Mädchen von 16 Jahren, der man eine gewisse übernatürliche Kraft beilegte, und deren außer ordentliche Schönheit, allerliebstes neckisches Wesen und rührende Gutherzigkeit unter diesen armen, abergläubischen und unwissenden Leuten allgemein beliebt war, fühlten sie, wie ihr Unwille, ihr Zorn gegen den Vicomte sich noch vermehrte.

Beucaudet bemerkte zu spät, daß er Scipio's Lage verschlimmert hatte; das frühere dumpfe Murren wuchs zu lauten Klagen, zu Verwünschungen an.

– Bruyère, die arme Kleine!

– Der Schutzgeist der Landschaft!

- Und so sanft, so gut!
- Sie hintergangen zu haben, das ist eine große Missethat.
- Aber diese vornehmen Leute, die erlauben sich Alles gegen das arme Volk.
- Und nun untersteht man sich noch zu sagen, daß sie ihr Kind gemordet habe.
- Sie – nimmermehr !
- Und wir heißen dumme Bestien, Feiglinge.
- Wenn wir Bestien sind, nun so werden die Bestien Rache nehmen.
- Ja, blasen Sie uns nur den Rauch ins Gesicht, um sich über uns lustig zu machen, – sagte Einer, zu Scipio gewendet; – wir werden uns nicht vor Ihnen fürchten.
- Und wenn die arme Bruyère meine Schwester wäre, – setzte ein Anderer hinzu, indem er seinen Dreschflegel schwang, – so käme Ihr Blut an diesen Dreschflegel.
- Die liebe kleine Bruyère, – sagte Einer mit bewegter Stimme, – sie ist so gut wie unsere Schwester; denn wenn sie auch besprechen kann, so hat sie doch Jeder von uns so lieb, als wenn sie seine Schwester wäre; denn sie übt das nur zum Segen Aller aus.

Dieses Crescendo von Anschuldigungen und Drohungen ward beunruhigend. Zu der Aufregung, die durch Scipio's freche Insolenz hervorgerufen worden war, gesellte sich der Haß, den sich sein Vater durch seine Härte, durch seinen gehässigen Hochmuth, die er recht absichtlich zu zeigen pflegte, allgemein zugezogen hatte – ein Haß, der nur um so heftiger war, je länger er durch die Gewohnheit der Unterwürfigkeit, durch den allmächtigen Nimbus, mit dem in diesen abgelegenen Gegenden der Reichthum noch umgeben ist, zurückgedrängt worden war.

Diese Gestalten, welche vor kurzem noch so unterwürfig, so furchtsam gewesen waren, nahmen eine drohende Stellung an. Madame Wilson und ihre Tochter, mehr und mehr erschreckt, suchten die Nähe des Grafen und Scipio's, während Beucaudet, die Hand an den Griff seines Säbels legend, seinen Leuten zurief:

- Achtung! Darauf wandte sich der Unteroffizier zu den aufrührerischen Bauern, deren Kreis sich mehr und mehr um den

Vicomte und seinen Vater zusammenschloß, und fügte im achtunggebietendsten Tone, der ihm zu Gebote stand, hinzu:

– Zusammenrottirtes Volk, im Namen des Gesetzes, das Jedem bekannt sein muß – zusammenrottirtes Volk, geht auseinander und kehrt zu Euren Feldarbeiten zurück.

Aber Beaucadet's Stimme verhallte ohne Wirkung: das Geschrei, die Vorwürfe verdoppelten sich und wurden durch die herausfordernde Stellung des Vicomte noch verschärft; denn während dieser neuen und plötzlichen Wendung der Dinge war Scipio sich selbst nicht untreu geworden. Da er das Opernrepertorium auswendig wußte, fühlte er sich ohne Zweifel in das Finale des Maskenballs beim Don Juan versetzt, wo Leporello's Gebieter, nach seinem brutalen Anschlag auf Zerline mit Schimpfworten, Anschuldigungen und Drohungen überschüttet, kühn seine freche Stirn erhebt und, Einer gegen Alle, der aufrührerischen Menge die Spitze bietet.

Ebenso Scipio: ungebeugten Hauptes stand er fest da, mit herausfordernder Miene, die linke Hand nachlässig in der Hosentasche, die rechte Hand klopfte mechanisch mit der Reitpeitsche auf die staubigen Stiefeln. So bot der Jüngling mit seltener Fassung diesem Bauernaufstand die Stirn; Verdruß, Zorn und Verachtung gaben in diesem Augenblick seinen schönen, aber gewöhnlich erschlafften Zügen den Ausdruck einer überraschenden Entschlossenheit; seine Augen glänzten kühn und lebhaft, und unter seinem kleinen, blonden Schnurrbart hervorbliessen seine Lippen, von einem trotzigen Lächeln gekräuselt, den Rauch seiner Cigarre in etwas beschleunigten Stößen von sich.

In diesem Augenblicke warf Raphaële, die mehr und mehr erschreckt sich an ihre Mutter drängte, auf Scipio einen langen Blick voll Schmerz und Vorwurf. Ach, niemals war ihr Scipio schöner erschienen.

Selbst der Graf Duriveau konnte, so äußerst unangenehm ihm dieser Vorfall aus gewissen geheimen Ursachen war, sich nicht enthalten, bei dem Anblick der unerschrockenen Stellung seines Sohnes eine Art Stolz zu empfinden. Gleichwohl sprach er, theils um die Erbitterung der Bauern zu besänftigen, theils weil er der allmächtigen Gewalt gewisser moralischer Gefühle, die selbst der

zweifelsüchtigste und verderbteste Vater nicht zu verleugnen wagt, wenn er in Gegenwart Anderer zu seinem Sohne spricht, nicht widerstehen konnte, zum Vicomte mit lauter und fester Stimme:

– Die Beschuldigung, die auf Dir lastet, mein Sohn, ist schwer; ich hoffe, daß sie trotz des bösen Scheines nicht begründet sein wird. Nicht, als ob ich für Dich von solchen thörichten Drohungen mehr fürchtete, als Du selbst, sondern weil ich gern glauben möchte, daß Du auch nicht einmal den Vorwand gegeben hast, Dich mit ihnen zu betheiligen.

Bei den ersten Worten des Grafen war auf das Getümmel ein allgemeines Schweigen erfolgt, Jeder wartete auf Scipio's Antwort, welche die allgemeine Aufregung entweder besänftigen oder erhöhen mußte. Der betrübte, bittende Blick Raphaëls schien Scipio zu beschwören, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen.

– Antworte, Scipio! – rief der Graf.

– Ich erkläre, – sagte der Vicomte mit eben so ruhiger als spöttischer Stimme, indem er die drohende Menge lorgnettirte, – ich erkläre, daß es mir zuerst lustig vorkam, daß ein Calcutenmädchen sich den Spaß gemacht habe, die Frucht ihrer unschuldigen ländlichen Muße mit meinem Namen zu schmücken; aber jetzt finde ich es den großprahlerischen Drohungen dieser herzlich wenig ehrenwerthen Beschützer des Calcutenmädchens gegenüber, die mir noch amüsanter, noch lustiger zu sein scheinen, laut her auszusagen, daß das Kind mein ist.

Und als auf diese Erklärung Scipio's ein plötzlicher Ausbruch wüthenden Geschreis erfolgte, trat der Jüngling mit blitzenden Augen, bebender Lippe, emporgeworfenem Haupt zwei Schritte vor, legte die Arme über die Brust zusammen und wiederholte, indem er sich dem am meisten vorgedrungenen Bauer beinahe bis zur Berührung näherte, kurz und fest:

– Ja, das Kind ist mein – was weiter!

Der Blick, die Bewegung, die Stellung Scipio's zeigten eine so unglaubliche Unerschrockenheit, daß einige Bauern im ersten Augenblick unwillkürlich zurücktraten; aber auf diese erste

Regung folgte ein schrecklicher Gegenstoß. Die Erbitterung erreichte ihren Gipfel; der von den Bauern, welcher vorher schon seinen Dreschflegel geschwungen hatte, ergriff Scipio mit starker Hand bei den Schultern, zwang ihn gleichsam kehrum zu machen, drehte ihn zu der Wiege hin, die auf einem Felszacken stand, und sagte mit drohender Stimme:

– Unglücklicher! Haben Sie das Herz, sich vor Ihrem todten Kinde lustig zu machen – sehen Sie es an, wenn Sie es wagen.

Zum zweiten Male fuhr Scipio zusammen, nicht vor Schrecken, sondern vor Wuth; einen Augenblick haften seine Augen unwillkürlich auf dem blassen Gesicht des kleinen Kindes.

– Ha! Bettler, wagst Du es, Hand an meinen Sohn zu legen! – rief der Graf ungestüm, indem er den Bauer, welcher Scipio gezwungen hatte, sich umzudrehen, beim Kragen ergriff.

– Ja, an ihn, wie an Sie, wenn Sie Hand an mich legen.

– Der Vater taugt mehr als der Sohn, – riefen mehre Stimmen.

Schon sahen sich Scipio und sein Vater, trotz der Anstrengungen Beucaadet's, seiner Gensdarmen und der Leute des Grafen, auf gefährliche Weise eingeschlossen, als plötzlich ein Geschrei: – Hilfe! Mörder! – das immer lauter und näher ertönte, durch die Verwunderung, welche es erregte, zu Gunsten des Herrn Duriveau und seines Sohnes die drohende Gefahr von ihnen abwendete. Während ihre Angreifer sich mit unruhiger Neugierde nach der Lichtung umkehrten, machten sich die Beiden leicht von ihnen los.

Ein Mann von unförmlicher Beleibtheit und beinahe nackt, denn er hatte nur ein Hemde und eine Unterhose an, die mit Koth bespritzt war, stürzte in die Lichtung, indem er mit schreckverstörtem Gesicht unaufhörlich schrie:

– Hilfe! Mörder! vertheidigt mich, rettet mich!

So erschrocken dieser Mann war, gaben ihm doch seine Gestalt, sein Aufzug, sein gänzlich haarloses Haupt – denn Dumolar, man hat ihn gewiß schon erkannt, hatte seine vollkommene Kahlköpfigkeit mit einer schwarzen Perrücke zu verbergen gesucht, – seine lächerliche Beleibtheit ein so groteskes Ansehen, daß die gewalthätige Erbitterung, deren Opfer der Vicomte und sein Vater beinahe geworden wären, sich

in einen unwiderstehlichen Lachkitzel verwandelte.

Beim Anblick Beucaadet's, welcher die Uniform trug, warf sich Dunolar, der in ihm ohne Zweifel die fleischgewordene, schützende und rächende Gerechtigkeit sah, dem Gensdarmen mit solcher Gewalt in die Arme, daß der Unteroffizier fast erstickt und umgeworfen worden wäre.

– Allzuwenig ballmäßig angethaner Civillist, – sagte Beucaadet, indem er sich den krampfhaften Umschnürungen Dumolar's zu entziehen suchte, – Sie sind unanständig, es sind Damen dabei, ziehen Sie sich zurück, bedecken Sie sich und erklären Sie sich.

– Rette mich, Gensdarm, vertheidige mich, räche mich! – schrie Dumolar aus vollem Halse.

– Aber unglücklicher Hosenloser, ich sage Dir, es sind Damen dabei, – wiederholte Beucaadet, – Du bist ja ein ganz gemeiner Kerl, so unangezogen im Walde herumzulaufen.

– Er hat mir meinen Rock genommen, meine Weste, mein Beinkleid und selbst meine Stiefel, – schrie Dumolar außer sich, – er hat mir Alles genommen.

– Wer? – fragte Beucaadet.

– Er hat mich mit Drohungen, mir das Leben zu nehmen, genöthigt, mich auszuziehen; er hat meine Kleider angezogen, indem er sich noch beklagte, daß sie ihm hundertmal zu weit wären, der Schurke, und merken Sie wohl, ich hatte 53 Louis-d'ors in meinem Geldbeutel, und der war in meiner Hosentasche; endlich hat mir der Räuber sogar meine Kappe, ja meine Perrücke genommen, um sich zu verkleiden.

– Aber wer? – rief Beucaadet aus allen Kräften.

– Endlich nahm er mein Pferd am Zügel, führte es aus dem Dickicht, in welchem ich mich verirrt hatte, und wo ich zu meinem Unglück auf dieses Ungeheuer stoßen mußte, und verschwand, ohne daß ich's hätte wagen können zu folgen.

– Aber wer – wer – wer? – schrie Beucaadet, in schrecklich erbittertem Crescendo.

– Und so eben, – fuhr der Andere in der Aufregung zu erzählen fort, – so eben habe ich ihn, während ich mich hierher schleppte, am Ende einer langen Durchsicht vorbeireiten sehen; er galoppierte mit verhängtem Zügel und traf auf zwei Gensdarmen,



die ihn grüßten, die Dummköpfe.

– Aber Sie sind selbst einer, – schrie Beucadet, – wenn Sie mir nicht endlich sagen, wer es denn ist, der Ihnen Pferd, Kleidung, Geld, Stiefel und Perrücke vom Leibe weggestohlen hat.

– Wer soll's denn sein, wenn er's nicht ist.

– Er, wer? – heulte Beucadet wüthend.

– Eurer!

– Was? Meiner ?

– Ich habe es Ihnen schon zehnmal gesagt, der Verbrecher, auf den Sie fahnden.

– Bamboche! – rief Beucadet versteinert.

– Was, Bamboche (Spielwerk)? – erwiderte Herr Du molar beleidigt, – nehmen Sie meine Angabe so auf, daß Sie sie als ein Spielwerk behandeln?

– Aber schauderhafter Hosenloser, so heißt ja mein Räuber.

– Sich so zu nennen, wenn man ein solches Handwerk treibt, das ist ein grausamer Scherz, – brummte Dumolar.

– Und meine Gensdarmen haben ihn begrüßt ?

– Wetter, sie haben ihn für Einen von der Jagdpartie gehalten, – setzte Herr Dumolar hinzu; – wie können sie so dumm sein?

– Ah, Bamboche, Du bist ein Vagabund im großen Styl, – rief Herr Beucadet mit intensivem Unwillen, – auf diese Weise die Kleider, das Pferd und die Perrücke dieses dicken Herrn zu mißbrauchen, Dich von meinen Leuten grüßen zu lassen, Du aus dem Gefängnisse entsprungener Lump, Du großer Räuber – ah, es ist empörend, Du sollst es mir bezahlen.

– Raphaële, Kind, was hast Du? – rief Madame Wilson, indem sie ihre Tochter aufrecht zu erhalten suchte, die in ihren Armen ohnmächtig wurde, – mein Gott, ihr wird unwohl, Hilfe !

Bei diesem Zwischenfall richtete sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden, die kurz vorher auf Herrn Alcides Dumolar gefallen war, aufs neue auf einen andern Gegenstand; Aller Augen wandten sich mit eben so viel Erstaunen als Mitleid auf Madame Wilson und ihre Tochter.

Eben so wenig wie ihre Mutter, es darf nicht verschwiegen

werden, von besonderem Mitleid mit Herrn Dumolar's lächerlichem Abenteuer ergriffen, unterlag Raphaële jetzt nur der Macht der bitteren Seelenschmerzen, welchen sie so lange schon Widerstand geleistet hatte. Ihr sanftes, schönes Gesicht entfärbte sich nach und nach und ward marmorweiß; in ihren langen, geschlossenen Augenwimpern hingen noch einige glühende Thränen. Obgleich ihre Mutter, die sie nicht zur rechten Zeit hatte halten können, sie noch immer nach Kräften stützte, war das junge Mädchen doch auf die Knie gesunken; ihr Köpfchen hing matt über die Schulter und da von der Erschütterung des Falles ihr Reithut abgefallen war, löste sich Raphaëls herrliches braunes Haar und hüllte sie halb in sein seidenes Netz ein, während ihre Mutter, die neben ihr niedergekniet war, um sie besser halten zu



können, sie an ihre Brust drückte und sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

Der drohende Unwille der Bauern, der durch die groteske Erscheinung des Herrn Dumolar wenn nicht besänftigt, doch abgelenkt war, zerschmolz, so zu sagen, unter diesen verschiedenartigen Wechselfällen. Vor dem rührenden Gemälde, welches Madame Wilson darbot, wie sie untröstlich ihre bewegungslose Tochter an's Herz drückte, vergaßen sie auf's neue ihre heftige Wuth gegen Scipio.

---

Eine Viertelstunde nach diesen Vorfällen, im Augenblick, wo die Sonne auf das klarste unterging, verließen drei Gruppen von sehr verschiedenem Ansehen die Holzungen, in denen die Jagd

stattgefunden hatte.

Eine rasche Kalesche, welcher Bediente mit Handpferden folgten, trug Raphaële Wilson hinweg; ihre Mutter unterstützte sie mit ihren Armen, während Herr Dumolar, für welchen man einen Gensdarmenmantel geliehen hatte, noch bebend und ohne Fassung auf dem Rücksitz des Wagens hin- und herschwankte.

Auf der einen Seite der Kalesche ritt der Graf Duriveau mit finsternen Zügen und von tiefer innerer Unruhe gequält. Der Vicomte Scipio, der Rolle eines jeder inneren Regung unzugänglichen Mannes getreu, galoppierte mit stoischer Ruhe an der andern Thür, obgleich von Zeit zu Zeit eine Wolke über sein Gesicht hinzog und ein krampfhaftes Zucken seine Augenlider kräuselte.

Der Brigadier des Herrn Beucadet ritt im Schritt an der Spitze der zweiten Gruppe, die nicht weit von dem Kreuz auf dem Scheidewege aus der Waldung trat. Zwei Bauern trugen auf einer Bahre, die aus Baumzweigen geflochten war, die Wiege, in der das kleine todte Kind lag, die anderen Bauern folgten entblößten Hauptes stumm, traurig und in sich gekehrt.

Der Brigadier begleitete auf Befehl des Herrn Beucadet diesen traurigen Zug, welcher den Leichnam des Kindes der Civilbehörde ausliefern sollte; diese und die Aerzte hatten alsdann zur Untersuchung des Leichnams zu schreiten.

Die dritte Gruppe, welche das Gehölz verließ, bestand aus Herrn Beucadet und vier Gensdarmen. Sie verfolgten in starkem Trabe den Weg zum Meierhofe von Grand-Genèvrier, um dort die Festnahme der Bruyère vorzunehmen, welche des Kindermordes verdächtig war.

Sobald diese Festnahme beschafft worden, mußte Herr Beucadet es für seine Aufgabe halten, so schnell als möglich den Behörden die Verkleidung zu signalisieren, in welcher es dem Bamboche gelungen war, aus dem Walde zu entwischen, in welchem er ohne sein Zusammentreffen mit Herrn Alcides Dumolar unfehlbar festgenommen worden wäre.

Noch ein anderer Mann, der den geschilderten Auftritten unsichtbar beigewohnt hatte, beeilte sich, aber auf einem andern Wege, die Meierei von Grand-Genèvrier zu erreichen. Dieser

Mann war Bête-Puante, der Wilddieb.

---



## Achtes Kapitel.

### *Die Meierei.*

Die Sonne war nahe am Untergang, als Beucadet von seinen Gensdarmen begleitet und entschlossen, die Festnehmung der Bruyère in's Werk zu richten, sich nach der Meierei von Grand-Genèvrier gewendet hatte, welche dem Grafen Duriveau gehörte und einen Theil des Grundstückes von Tremblay ausmachte.

Es würde schwer sein, Denen, welche nicht den größten Theil der Meiereien in diesem Theil der Sologne gesehen haben, von dem empörenden Ansehen dieser stinkenden, verfallenen, selbst für das Vieh ungesunden Höhlen einen Begriff zu geben, in welchen die Pächter, ihre Knechte und Tagelöhner leben. Fast ohne Ausnahme sehen diese Leute elend und abgezehrt aus; denn unaufhörliche, schreckliche Fieber, die durch die tödtlichen Ausdünstungen des lockern Bodens, der beständig von schleichenden Gewässern feucht gehalten wird, hervorgerufen werden, entkräften hier die Bevölkerung, die obendrein auf schlechte und unzureichende Nahrung beschränkt ist.

Die Meierei von Grand-Genèvrier hieß so von einem großen Wachholderbaum von wenigstens 200 Jahren, welcher sich nicht weit von den Wirthschaftsgebäuden und der Wohnung des Pächters erhob; das Ganze bestand aus einer Art Parallelogramm, das von rissigen, baufälligen Gebäuden im Pisébau gebildet wurde. Unter dem Pisé versteht man eine Art Mörtel, der aus Erde und Sand bereitet ist, und dem man, wenn er im flüssigen Zustande ist, durch Zusetzung von gehacktem Heu

etwas mehr Consistenz gibt.

Die Bedachung, die an vielen Orten eingestürzt war, fand sich theils mit zerbrochenen Ziegeln, die bald vom Moose, bald vom Alter angefressen waren, erneuert, bald mit Stroh, das durch die Feuchtigkeit halb vermodert war und weiterhin mit Büscheln von getrocknetem Ginster, die auf baufälligem Holzwerk ruhten, bedeckt.

Diese Gebäude, welche die Scheune, den Schafstall, den Kuh- und Pferdestall und das Wohnhaus der Meierei ausmachten, umgaben einen Hof, der zu drei Vierteln von einem großen Haufen faulen Düngers eingenommen wurde, welcher in einem tiefen Pfuhl von schwarzem, stinkendem und stillstehendem Wasser schwamm, der von den flüssigen Theilen des Mistes und den aus dem sumpfigen Boden heraussickernden Feuchtigkeiten genährt wurde. Die ekelerregende Masse, die mit einer Lage bläulichen Schlammes bedeckt war, nahm auf der Seite der Wohnung des Pächters den Hof dermaßen ein, daß der Mann sich genöthigt gesehen hatte, eine Art steinernen Damm zu erbauen, der mit Bündeln stacheligen Strauchwerks bedeckt war. Auf diesen liefen die drei oder vier bemoosten und auseinanderweichenden Stufen aus, die zu dem einzigen Gemache führten, aus welchem die Wohnung bestand.

An der Ostseite dieser Meierei, welche in eine so ungesunde Niederung vergraben war, erstreckte sich eine weite Fläche voll Torfmoore; im Norden erhob sich ein Haufen großer Eichen, während auf der Westseite nur ein schmaler Rasenstreif die Gebäude von einem weiten Sumpf trennte, der im Herbst und Winter stets mit dickem Nebel bedeckt war und im Sommer, wenn sein Schlamm durch die Sonnenhitze in Gährung gerieth, die Luft mit pestilenzialischen Miasmen erfüllte.

Die Nacht brach herein, es war die Stunde, in welcher das Vieh vom Felde heimzukehren pflegte. Bald wateten einige magere, knochige Kühe mit halb vertrocknetem Euter, matt glänzendem Haar und an verschiedenen Stellen mit einer dicken Kruste Mist bedeckt durch den stinkenden Pfuhl ihrem Stall zu. Die ungenügende Weide, denn sie waren, weil die Wiesen fast immer überschwemmt waren, auf Haidekraut angewiesen, war die Ursache der Magerkeit dieses Viehes. Es ward von einem Kinde

von 15 Jahren getrieben, das man kaum für zehnjährig gehalten hätte; es lief mit bloßen Füßen, welche in Folge der Gewohnheit, unaufhörlich auf dem sumpfigen Boden zu gehen, ganz blau aussahen und hier und da aufgesprungen waren. Als einzige Kleidung trug dieses Kind ein zerrissenes Beinkleid und auf bloßem Leibe – denn diesem vom Glück enterbten Geschlechte sind Hemden unbekannt – einen Kittel von grober grauer Leinwand, der von dem durchdringenden Abendnebel durchfeuchtet war. Sein gelbes Haar hing ihm dick und ungekämmt wie eine Mähne um den Kopf, seine hohlen und bleichen Wangen und scorbutisch blassen Lippen, sein erloschenes Auge, sein schleppender Gang zeigten an, daß es vom Fieber ergriffen war. Was Heilmittel anbetrifft, so können diese Unglücklichen daran nicht denken. Der Arzt wohnt in ungeheurer Entfernung, auch würde sein Besuch zu viel kosten; sie haben also das Fieber und behalten es, bis dasselbe durch seine periodische Wiederkehr ihre Lebenskraft besiegt hat, oder bis die letztere das Fieber besiegt. Der letztere Fall kommt sehr selten vor.

Ein fahler, greifenartiger Hund, bärtig, kothig und mager, half beim Hereintreiben des Viehes; der kleine Kuhhirte gelangte nur mit großer Mühe dazu, dasselbe in einen schmutzigen, eisigen Stall einzusperren, dessen Dach an mehreren Stellen eingedrückt war, ein Uebelstand, dem man dadurch abzuhelpen gesucht hatte, daß man einige Tannenzweige auf die Oeffnungen geworfen hatte.

Man sah, daß eine gegenseitige zärtliche Zuneigung, die auf vielfältig wechselseitig geleistete Dienste und eine vollkommene Gleichheit der Existenz gegründet war, den kleinen Hirten und seinen Hund vereinte. Wie viel lange Stunden hatte dieses Kind im Herbst und Winter, hinter irgend einem Haufen Haidekraut nothdürftig gegen das Wetter geschützt, mitten auf den menschenleeren Flächen zugebracht, den Hund fest an seine Brust drückend, um an der thierischen Wärme desselben seine armen, erstarrten Glieder aufthauen zu machen.

So dasitzend und nur noch an ein Thier denkend, sah das Kind bald seinem Vieh zu, wie es in dem kalten und feuchten Nebel weidete, der es halb verhüllte, bald folgte es in der Luft mechanisch dem langsamen Fluge der Kiebitze und wilden Enten,

bald saß es ganze Stunden lang in eine noch dümmere Apathie versenkt und nur noch ein Polypendasein lebend, den Kopf auf die Hände gestützt und die Augen starr auf des Hundes starre Augen gerichtet.

Und dieses einsame, thierische, verdummende Leben, welches den Menschen unter das Vieh erniedrigt, wiederholte sich für dieses unglückliche Kind jeden Tag; wie Tausende von Wesen in seinem Alter und seiner Lage des allereinfachsten Unterrichts gänzlich beraubt, lebte es auf den öden Steppen eben so dumm in den Tag hinein wie das weidende Vieh. Mit den einfachsten Begriffen des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten unbekannt, beschränkte sich dies Kind instinctmäßig darauf, in Gemeinschaft mit seinem Hunde die Heerde davon abzuhalten, in die Holzung einzubrechen oder die jungen Saaten abzufressen, und endlich des Abends sein Vieh heimzuführen, dessen Streu es theilte.

Und eine unzählige Menge von Geschöpfen werden in diesem Zustande geboren, leben und sterben in ihm, das heißt in vollkommener Unwissenheit und Verdummung, indem sie von den Menschen nur das äußere Ansehen haben, von der Menschlichkeit nichts als die Schmerzen und das Elend kennen und nicht wissen, daß Gott sie mit einer Seele begabt hat, welche sie mit der Gottheit verknüpft, und geistigen Anlagen, die, wenn sie ausgebildet wären, sie auf gleiche Stufe mit allen Uebrigen stellen würden.

Der kleine Kuhhirt hatte seine Heerde eben in den Stall geführt, als die Viehmagd mit zwei kranken Pferden, die sie im nahen Teiche getränkt hatte, nach Hause kam; sie saß rücklings und ohne Sattel auf dem einen von ihnen, mit bis zum Knie auf gehobenen Rücken, indem sie den schleppenden Gang des Thieres dadurch zu beschleunigen suchte, daß sie seine Weichen mit ihren rothen Beinen bearbeitete.

Das Elend, die allzuharte Arbeit und die geistige Dumpfheit arbeiten, indem sie ihre Opfer auf unbarmherzige Weise auf ein und denselben Standpunkt herabdrücken, dermaßen darauf hin, die mannigfaltigen Unterschiede an Erhebung, Kraft und Anmuth, welche Gott seinen Geschöpfen aufgeprägt hat, zu verwischen, daß dieses Mädchen von einem Frauenzimmer nur noch den



Namen trug.

Mit groben, gebräunten, sonnenverbrannten Zügen, von kurzer, von allzugroßer Anstrengung in der Entwicklung gehemmter Gestalt, die Kleider zerfetzt und kothig, das Haar in Unordnung und in eine baumwollene Mütze von schmutzigem Weiß hineingestopft, mit brutaler und verwegener Miene, rauher Stimme, männlichen Bewegungen, gehörte diese Unglückliche nichts desto weniger zu dem Geschlecht, welches Gott ursprünglich mit Zartheit der Formen, jener Feinheit der Färbung, sanften Bewegungen, natürlichem Zartgefühl, schüchternen Seelenreinheit, zugleich anziehendem und keuschem Reiz begabt hat, welche das Weib bezeichnen, und die die Erziehung entwickelt und befruchtet; denn jedes dieser kostbaren Geschenke scheint den Keim oder die Verpflichtung zu irgend einer weiblichen Anmuth oder Tugend in sich zu tragen.

Davon war diese arme Viehmagd weit entfernt. Ohne Erziehung, ohne Unterricht, ohne Aufsicht gelassen, wie es ihre Mutter gewesen war, und wie es die unzählige Menge von ihres Gleichen ist – war sie nicht noch mehr zu beklagen als ein Mann in ähnlicher Lage? Alles Glückes, aller Freude auf der Erde beraubt, hatte sie durch Arbeiten, Mühseligkeiten und Elend so gar die Gesichtsbildung, ja beinahe die Leibesgestalt, welche der Schöpfer ihr gegeben, verloren – und wenn schon der Anblick der physischen Entartung des Mannes die Seele betrübt, ruft nicht der Anblick eines Weibes, wie dasjenige, dessen Bild wir so eben skizziert haben, ein noch kummervolleres, bittereres Gefühl hervor?

Bald kamen auch die beiden Ackerknechte nach Hause; jeder stieg vom Pferde ab, auf welchem er saß. Das schmutzige Geschirr wurde in irgend einen Winkel des Hofes, sei es auf den Mist oder in das schleichende Gewässer geworfen; die Pferde, bis an den Bauch mit Koth bedeckt, wurden in diesem Zustande am andern Ende des Kuhstalls angebunden.

Unterdessen nahm der kleine Kuhhirt einen gewaltigen Napf von Steingut, wischte ihn mit einer Hand voll Heu aus und wandte sich der Thüre des Wohnhauses zu. Das Kind stieg die lockeren Stufen hinauf, setzte den Napf auf den Absatz und sagte mit schmerzlicher Stimme:

– Das Vieh ist alles zu Hause, da ist unsere Schüssel. Und dann wartete er, auf dem Steine sitzend, von Ermattung erschöpft und vom Fieber und der Abendkälte zitternd, den Kopf auf beide Hände gestützt.

Nach einigen Augenblicken erschien in dem röthlichen Lichte, das an der Thür des baufälligen Gemäuers zitterte, ein magerer Arm mit einem großen hölzernen Löffel bewaffnet, und bald war der gewaltige Napf mit einer Mischung von Nahrungsmitteln, welche eine besondere Erwähnung verdient, beinahe angefüllt.

Die Grundlage dieses namenlosen Gerichtes war sauer geronnene Milch mit Buchweizenmehl und einigen Stücken Roggenbrot, welches ein schwarzes, hartes und zähes Brot ist, gemischt. Mörtel, der ein Bisschen angefeuchtet ist, bringt, wenn er in den Kübel des Maurers geschüttet wird, kein so schweres, mattes Geräusch hervor, als diese widerliche Speise hervorbrachte, die, wohlverstanden, kalt dargeboten wurde. Der Pächter und seine Familie hatten keine gesündere und appetitlichere Nahrung.

Als der Napf gefüllt war, hob der kleine Kuhhirt ihn mühselig auf, setzte ihn auf den Kopf und kehrte zum Stalle zurück.

Als er in diesem ankam, goß die Viehmagd die wenige warme und schäumige Milch, welche die Kühe gegeben hatten, in einige Gefäße von Steingut, um die Fertigung der Butter vorzubereiten. Diese pflegte man zu verkaufen, in der Meierei wurde nur das geronnene Residuum verbraucht, welches durch das Buttern einen bitteren Geschmack bekommt.

Indessen fühlten diese Leute, durch das Elend geknickt, als sie sahen, wie die warme, gesunde und nährende Milch zum Verkaufe zurückbehalten wurde, bei der schauderhaften Nahrung, welche sie nach einem Tage voll großer Anstrengung erwartete, keinerlei Neid. Nein, es war mit ihnen, wie mit jenen mit Lumpen bedeckten Arbeitern, welche in ihrem Dachstübchen unablässig über ihre Arbeit hingebeugt die frischen und glänzenden Seiden und Goldstoffe, an denen sie ohne Erholung arbeiten müssen, um sie mit Stickereien zu verzieren, die eben so fröhlich, blühend und blendend sind, wie die Feste, auf denen sie glänzen sollen, nicht zu begehren gewohnt sind.

Als der kleine Kuhhirt mit dem Napfe, welcher ihre

gemeinschaftliche Portion enthielt, auf dem Kopfe am Stalle eintraf, fand er dort seine Genossen auf dem Dünger sitzend, und zwar möglichst nahe an der Thür, damit ihnen der letzte Schimmer des Tages zu Gute käme. Denn dieser allein sollte zu ihrer Mahlzeit leuchten; eine zweite Laterne, neben der, welche die Wohnung des Pächters erleuchtete, würde nothwendig für einen verschwenderischen Ueberfluß gehalten worden sein.

In diesem Augenblick hörte man aus dem Innern des Stalles ein schmerzliches Aechzen.

– Schön, – sagte einer der Ackerknechte, – da fängt der alte Jacob seine Musik wieder an.

– Ja, weil es die Stunde ist, wo ihn die kleine Bruyère alle Abende besucht.



– Der arme Mann, man kann ihm nichts Besseres wünschen, als daß er crepirt.

– Zu leiden wie ein Besessener, stumm zu sein wie ein Fisch, und das seit länger als zwei Jahren, das ist schlimmer als der Tod.

– Es ist nur ein Glück, daß Herr Chervin ihm eine Streu im Stalle gibt, und was von unserer Milch übrig bleibt, sonst müßte der alte Jacob wie ein Hund in einem Graben crepiren.

– Ja, zu dieser guten That hat unser Herr auch Ursache; denn es kann mit ihm bald aus sein, – sagte die Viehmagd, welche die Robin genannt wurde und, wie wir angeführt haben, von einem Weibe nicht viel mehr als den Namen hatte. – Man sagt, der Verwalter des Herrn Grafen wird Herrn Chervin austreiben, weil er nicht bezahlen kann.

– Was geht uns das an? – sagte einer der Ackerknechte brutal.

– Es wird doch immer ein Pächter auf der Meierei sein müssen. Ob ich Hans oder Kunz diene, das ist mir ganz gleich gültig, bis ich, wie der alte Jacob, dazu gut bin, im Graben zu crepiren.

– Und dazu soll zu seiner Zeit der alte Jacob ein so geschickter und kräftiger Arbeiter gewesen sein, – erwiderte der andere Knecht.

– Und jetzt ganz fertig – an allen Gliedern gelähmt.

– Es ist die kalte Luft beim Urbarmachen des Sumpfes, die ihn so krumm wie eine Sichel gemacht hat.

– Und dann später der Thau in den Herbstnächten, als er Schäfer war.

– Wir werden es eben so in den Knochen haben, wenn wir alt sind und vielleicht noch früher. Es ist kein Spaß, ich werde das Fieber nicht mehr los.

– Was, es schiert uns nicht mehr noch weniger als die Andern, – sagte das arme häßliche Geschöpf, die Robin, der es nicht an Unbekümmertheit, der Philosophie der Demüthigen, fehlte. Wenn man hackt, so nutzen sich die Hacken ab, und wenn sie abgenutzt sind, wirft man sie in den Sch–. Was ist dabei zu machen?

– Nichts – freilich – es ist das Loos –

– Aber es ist ein Loos, das darum für die armen Leute doch sehr schmerzlich ist, – sagte einer der Knechte.

– O ja – und es ist hart, es zu ziehen.

– Was – man zieht's, – sagte die Robin, – das Loos ist das Loos.

– Ja, Du Robin, – erwiderte der Knecht, – man könnte Dich in vier Stücke reißen und Du würdest sagen: – entschuldigen Sie, ich habe es nicht mit Willen gethan.

– Aber wenn es einmal das Loos ist, – antwortete die Viehmagd im Tone tiefer Ueberzeugung, – und der Beweis, daß es das ist, ist, daß es unseres ist, daß es Deines ist.

Bei dieser siegreichen Erklärung der Unabänderlichkeit seines Schicksals wußte der Knecht keine Antwort zu finden, sondern kratzte sich hinter den Ohren und schüttelte den Kopf; er war nur halb überzeugt.

– Sieh', – erwiderte die Robin, indem sie Thatsachen anzuführen suchte, um ihre Behauptung zu unterstützen, – ich will

es Dir klar wie die Sonne beweisen. Diesen Abend habe ich meine Kühe gemolken, die Milch ist noch ganz warm; heute Morgen habe ich auf Befehl des Herrn sechs fetten Gänsen den Hals umgedreht; sie sind in der Milchammer aufgehängt, um morgen früh mit sechs von den Calcutten der kleinen Bruyère, 20 Pfund Butter, einem halben hundert Eier, zwei Scheffel vom schönsten Weizen, den der Herr geerntet hat, einem Hecht von wenigstens 15 Pfund und zwei Karpfen, die zusammen eben so viel wiegen – ich habe diesen schönen Fisch heute Morgen in den Netzen gefunden, welche Herr Chervin gestern Abend im Teiche ausgespannt hatte – auf den Markt des Fleckens gebracht zu werden.

– Nun, was beweist das für das Loos? – sagte der Knecht ganz verduzt.

– Warte nur, – erwiderte die Robin, – aus diesem Weizen könnte man schönes, weißes Brot machen, nicht wahr?

– Freilich.

Mit dieser Butter und diesen Eiern einen schönen, großen Eierkuchen.

– Das meine ich.

– Von der Milch eine gute Suppe.

– O ja.

– Von dem Hecht und den Karpfen, wenn sie zerschnitten wären, ein prachtvolles Fischgericht.

– Nun – ja – ja.

– Und diese Gänse würden gebraten ein herrliches Essen sein. Als ich klein war, habe ich viele Gänse gehütet, aber gegessen habe ich niemals von einer; das muß ein ganzer Fraß sein.

– Nun, – fuhr die Robin mit immer mehr triumphierender Miene fort, so haben wir ganz in der Nähe, was zu weißem Brot, Milchsuppe, Eierkuchen, Gänsen oder Calcuttenbraten, Fischgericht und am Ende auch zu einem schönen Kuchen gehört, denn Mehl, Eier und Butter sind ja da; das ist doch ein Abend essen, denk' ich.

– Ein wahres Hochzeitsessen, man muß freien, um einmal im Leben so eines zu bekommen; aber das Loos? womit beweist das unser Loos?

– Freilich beweist das unser Loos, – antwortete die Robin schulmeisterlich, – freilich beweist es das; denn dicht neben diesen guten Dingen essen wir unsern Mischmasch von Buchweizen und saurer Milch.

– Hm, – machte der Knecht, indem er seinen Genossen mit fragender Miene ansah, aber sein Genosse, von Müdigkeit überwältigt, war im halben Schläfe und hörte auf diese philosophische Unterhaltung nicht, während der kleine Kuhhirt, in sich selber zu sammengekrümmt, von Fieberfrost geschüttelt wurde.

Die Robin, welche aus dem Gesichte ihres Mitunterredners schloß, daß er noch nicht vollkommen zufrieden gestellt sei, setzte hinzu: – Siehst Du, Simon, wenn es unser Loos wäre, diese guten Dinge anstatt unsers Mischmasch zu essen, so würden wir sie essen, aber da wir sie nicht essen, und unser Herr auch nicht, so ist es unser Loos nicht.

– Aber Donnerwetter, – rief der Knecht, als sie ausgesprochen hatte, – wessen Loos ist es denn, diese guten Dinge zu essen?

– Es ist das Loos der reichen Leute in den Flecken und Städten; denn diese kaufen sie und essen sie, – antwortete die Robin, – so wie es auch ihr Loos ist, unsere Kälber, unsere Hammel, unsere Ochsen zu kaufen, von deren Fleisch wir niemals kosten<sup>2</sup>.

– Hm –

– Ist's nicht wahr, – antwortete die Robin triumphierend, – ja oder nein, essen sie nicht Alles, und wir Nichts?

– Das Wahre ist, daß sie Alles essen, – sagte der Knecht mit erbärmlicher Miene, nach einem Augenblick Nachdenkens und wie überrascht von der überzeugenden Klarheit des Raisonnements der Robin, – das Wahre ist, daß sie Alles essen und wir Nichts.

– Sie haben also ihr Loos, wie wir das unsrige haben, darum schnell die Löffel heraus, – setzte die Robin hinzu, laßt uns den Mischmasch essen, es geht rasch, dann haben wir es hinter uns.

Und Alle näherten sich dem Napfe, von Hunger getrieben, den freilich der Ekel minderte; die Robin, zwischen den beiden Knechten sitzend, schien sie mit gleichem Wohlwollen zu

behandeln; der kleine Kuhhirt nahm den Platz der Robin gegenüber ein.

– Das Zeug fällt einem so schwer und kalt in den Magen, wie zerbrochene Eiszapfen in den Schnee, – sagte der Knecht, indem er seinen Löffel langsam in die Terrine tauchte, – ich war durch und durch kalt, als ich hereinkam, das macht mich noch frostiger.

– Nicht die Hunde des Herrn Grafen, der vorhin in den Wäldern jagte, würden sich mit dem Mischmasch begnügen – wie? – sagte der andere Knecht.

– Wahrhaftig, sie sind sehr glücklich, sehr wohl gepflegt, diese Bestien, – erwiderte Simon, – neulich, als ich Heu in's Schloß brachte, habe ich im Vorbeigehen gesehen, wie der alte Latrace, der Piqueur, ihnen die Suppe einbrockte; ich kann Euch versichern, es waren Hammelköpfe darin, Kaldaunen, Ochsenherz – eine wahre Hochzeitsuppe.

– Hm – es kann nicht jeder ein Jagdhund sein, – sagte die Robin mit einer Art von Resignation und ohne die geringste ironische Absicht. Der Wunsch der Viehmagd schien so natürlich, daß diese Worte weiter keine Bemerkung veranlaßten.

In diesem Augenblicke erneuerte sich das Aechzen im Stalle, und die Stimme rief Bruyère mit einem Tone wachsender Ungeduld.

– Hört, der alte Jacob ruft Bruyère, der arme Alte wird ungeduldig, – sagte die Robin.

– Es ist aber wirklich curios, es ist bald dunkel, und die Kleine ist noch nicht mit ihren Truthühnern zurück, – sagte einer der Knechte; es ist nicht um des Essens willen, daß ich das sage, es wird noch immer mehr übrig bleiben, als sie braucht.

– Das ist wahr, die Kleine ißt wie ein Zaunkönig, und doch ißt sie – weil sie nun einmal will, – sagte der Andere mit geheimnißvoller Miene, – wenn sie nicht wollte, brauchte sie gar nicht zu essen.

– Schon recht, – erwiderte die Robin, den Kopf schüttelnd, – weil sie besprechen kann, das zeigen ihre Calcutten, welche sie kennen, sie lieben, ihr gehorchen und für sie sind, was kein Hund für seinen Herrn ist.

– Und vollends ihre beiden großen Truthähne, die so böseartig

sind, daß sie Einem das Gesicht zerkratzen würden, wenn man das Unglück hätte, in der Nacht in den Hühnerstall zu kommen, wo Bruyère über ihren Thieren, in dem Nest, das sie sich dort gebaut hat, wie ein Sperling nistet. Das beweist der große Sylvan, der vorigen Sommer hinein wollte und fast die Augen eingebüßt hätte.

– Und Herr Beucaudet, der Gensdarmenoffizier, der mit Bruyère Dummheiten treiben wollte und vor den beiden Truthähnen, ich mag nicht sagen wie schnell, Reißaus nehmen mußte.

– Gewiß, ihre Thiere sind auch besprochen, und ich möchte nicht von ihnen essen, wenn's mein Loos wäre von ihnen zu essen, wie die Robin sagt.

In diesem Augenblicke traten mehre Bauern, ein Greis, ein Mann von reifem Alter und eine Frau, die ein Kind trug, in den Hof der Meierei und gingen auf die Dienstboten zu.

– Gut, – sagte die Robin, das sind gewiß Kunden für die Bruyère, aber ich kenne die Leute noch nicht.

– Ist Bruyère in der Meierei? – fragte einer der neuen Ankömmlinge.

– Ich wußt's wohl, – sagte die Robin für sich hin – dann fuhr sie laut fort: – Ihr wollt sie wohl um ihren Rath fragen, nicht wahr, lieben Leute?

– Ja, liebe Tochter, wir sind von der Seite von Chale, wir haben von ihr gehört und sind nach der Arbeit fortgegangen.

– Die Kleine sollte schon zurück sein, – erwiderte die Robin, – aber Ihr werdet nicht lange zu warten brauchen. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ihr bis an den Canal entgegen gehen, links von hier, Bruyère wird gewiß über den Steg kommen.

– Danke, – liebe Tochter, sagte der älteste der beiden Bauern.

Und damit verließen er und seine Begleiter die Meierei.

---





## Neuntes Kapitel.

### *Bruyère.*

– Gut, – sagte die Robin, indem sie die Kunden der Bruyère sich entfernen sah, – der Zug währt immer fort, jetzt sind's schon Leute aus dem Thal, Ihr sollt nur sehen, bald kommen sie auch aus der Beauce, um sie zu Rathe zu ziehen. Beweis genug, daß sie Zauberkräfte hat, die Kleine.

– Ja, ja, freilich muß sie die haben, – setzte die Robin hinzu, – daß sie so zierlich bleibt.

– Und ihr Haar, so glänzend wie eine Baumrinde!

– Und ihr Kranz und ihre Blumensträußer!

– Und ihre allerliebsten gestickten Gürtel.

– Und ihre Halbstiefelchen von Binsen!

– Und ihre großen grünen Augen, die sind's, man kann's wohl sagen, die haben die Zauberkraft!

– Und dann, wie sie das Wetter vorhersagen kann, Trockenheit, Hagel, Regen und Nebel!

– Das will ich meinen, darin ist ein Schiffer von der Loire nichts gegen sie.

– Darum kommen die Leute auch von allen Seiten herbei, um sie zu Rathe zu ziehen.

– Und wie sie die Erde kennt; sie braucht Denen, die sie d'rum bitten, nur ein paar Worte zu sagen, so werden die schlechtesten Aecker gut; für sie gibt's gar keine unfruchtbaren Sandflecke; aber man muß thun, was sie sagt.

– Das zeigt die Meierei hier; Herr Chervin hat nach ihrem Rathe gethan, und das letzte Jahr war's eine vortreffliche Ernte.

– Ja, das hat dem Herrn Chervin viel genützt! sein Pacht ging zu Ende, da sah der Verwalter des Herrn Grafen die schöne Ernte und erhöhte das Pachtgeld um  $\frac{1}{3}$  und eine Kanne Wein dazu. Herr Chervin ließ sich drauf ein, dabei ist Alles drauf gegangen, und dies Jahr wird er ausgetrieben, weil er nicht bezahlen kann.

– Daran ist doch immer der Rath der Bruyère unschuldig.

– O nein, sie irrt sich niemals, und wie sie die Kräuter kennt! denn eine Zeitlang haben die Kräutertränke, welche sie für den alten Jacob machte, ihm Erleichterung verschafft, aber zuletzt wurde das Uebel zu heftig.

– Ja, – erwiderte die Robin, – aber es sind so viele Andere zu nennen, die sie geheilt hat.

– Nur gegen die Fieber richtet ihre Besprechung nichts aus.

– Die Fieber, sagt sie, kämen von den Sümpfen und Torfmooren.

– Ha, ha, die Fieber von den Sümpfen, – platzte einer der Knechte heraus, indem er laut auflachte, – was für eine Dummheit!

– Da sie es sagt, – sprach die Robin, – glaube ich es; wenn sie für die eine Sache Zauberkräfte hat, so hat sie sie auch für die andere.

– Hm, – machte der Knecht verlegen, – möglich ist's!

– Man braucht nur einmal d'rauf zu achten, – sagte die Robin, – wenn man etwas verloren hat, braucht man ihr nur zu sagen, wo es ungefähr geschehen sein mag; dann geht sie Knall und Fall mit ihren Calcuten fort und zwingt sie die Sache wiederzufinden, wie das mit der silbernen Tabaksdose des Verwalters geschehen ist.

– Ja, und mit dem kupfernen Pulverhorue des Flurschützen<sup>3</sup>.

– Und die kleine Bruyère sollte nicht Zauberkräfte besitzen?

– Alle Wetter!

– Ohne in Anschlag zu bringen, daß sie, was das gute Herz

anbetrifft, gar nicht ihres Gleichen hat.

– Das zeigte sich recht, als Béte-Puante, der Wilddieb, wie ein Wolf gehetzt wurde; da wachte sie über ihm und warnte ihn immer.

– Und das half auch, man sah, daß man ihn nicht fangen könnte, und hat ihn seitdem in Ruhe gelassen.

– Auch ein guter Mann, der Béte-Puante, man sagt ihm nach, daß, wenn er Etwas schießt, es immer geschieht, um einem kranken armen Teufel, den ein Bisschen gute Nahrung wiederherstellen würde, ein Stück gutes Wildpret oder ein frisches Fischgericht zu verschaffen.

– Das ist sehr gut möglich, die kleine Bruyère würde ihn nicht so lieb haben, wenn er nicht so ein guter Mann wäre.

– Man sieht sie seit einiger Zeit viel zusammen, sie hat den Wildschützen gewiß auch bezaubert, die Zauberin.

– Ja, ja, eine Zauberin muß sie sein; man braucht sie nur, – sagte die arme, abschreckende Robin naiv, – neben mir anzusehen. Mit ihren kleinen Füßen, kleinen Beinen, kleinen Händen, ihrer ganzen kleinen Person fällt sie, wenn sie auch 16 Jahre alt ist, neben mir ganz weg; sie muß wo seine Zauberin sein.

– Wenn sie das nicht wäre, warum hätte sie, selbst als sie noch ganz klein war, vorgezogen, statt zwischen uns im Stall zu liegen, da oben bei ihren Hühnern zu nisten?

– Das wurmt Dich, mein Junge, Du hättest auch gern mit ihr Dummheiten treiben wollen, – sagte die Robin mit lärmendem Gelächter, indem sie ihrem Nachbar zur Rechten einen kräftigen Faustschlag in die Seite verabreichte. Dieser reichte nun, ihn weiter zu schicken, hinter der Robin herum und gab dem andern Knechte, welcher schlummerte, einen tüchtigen Rippenstoß, worauf der letztere, wie es das Spiel verlangte, sich damit revangirte, dem kleinen Kuhhirten einen tüchtigen Fuß tritt zu geben. Das Kind, noch immer in Fieberschauer, versuchte zu lächeln und schickte den Fußtritt nicht weiter.

– Ja, Du Robin hättest es nicht gemacht, wie die kleine Bruyère. Du bist nicht so dumm, des Nachts aus dem Stalle zu gehen.

Und Simon umarmte das widerliche Geschöpf inbrünstig, indem

er wiederholte:

– Du bist nicht so dumm, des Nachts aus dem Stalle zu gehen!  
– Nein, sie ist so dumm nicht, – setzte der Nachbar zur Linken hinzu, indem er die Robin seinerseits eben so vertraulich umarmte, ohne, wie es schien, im Geringsten die Eifersucht Simons zu erregen, während der kleine Kuhhirt bei den groben Scherzen, welchen er zuhören mußte, ganz unempfindlich blieb. Wir können uns nicht dazu verstehen, die ungezwungene Unterhaltung, zu welcher die schallenden Küsse, welche die Viehmagd von den beiden Knechten erhielt, das Signal gaben, weiter in's Einzelne zu verfolgen.

Was von der sauren Milch und dem Buchweizenmehl übrig geblieben war, wurde von dem kleinen Kuhhirten außerhalb des Stalles auf einen Trog gestellt und mit einem Eimer zugedeckt. Dies war Bruyère's Abendessen, deren langes Außenbleiben die Leute der Meierei ein wenig wunderte, aber nicht beunruhigte; denn was für Ursache einer Unruhe hätte man bei einer Zauberin?

Nachdem die baufällige Thür des Stalles zugemacht war, legten sich die beiden Knechte, die Viehmagd und der kleine Kuhhirt durcheinander auf derselben Streu schlafen, angezogen wie sie waren und sich aneinander drängend, um sich zu erwärmen, wobei sich höchstens der Eine oder der Andere in eine schlechte Pferddecke einhüllte; denn Betten, Betttücher und Bettdecken sind den Landleuten gemeiniglich unbekanntere Dinge.

Was die unanständigen Auftritte anbetrifft, welche im Dunkel der langen Winternächte, die auf diese Weise in einer einsamen Meierei zugebracht werden, vorgehen mögen, oder in den schwülen Sommernächten, wenn zur Zeit der Ernte die Scheunen von Erntearbeitern und Arbeiterinnen voll sind, wo dann Weiber, Männer, Mädchen, Kinder auf demselben Strohlager durcheinander liegen – wer wird sich darüber wundern, oder viel mehr, wer darf sich darüber wundern?

Man denke sich die vernachlässigten Geschöpfe, die mit nicht mehr Sorgfalt und unter keiner andern Aufsicht als die Thiere des Feldes auferzogen sind und nun ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts wie das Vieh, welches von der Arbeit oder von der Weide kommt, alle miteinander eingepfercht werden – mit

welchem Rechte kann man von ihnen andere Sitten als die des Viehes erwarten? Mit welchem Rechte darf man von ihnen die Besiegung ihrer thierischen Triebe, die Scheu vor den Kindern und die Achtung vor sich selbst verlangen?

Wie viele von diesen Unglücklichen leben, sich selbst und den schrecklichen Ueberlieferungen dieser elenden und verdummtten Existenz überlassen, von Allem ausgeschlossen, was den Geist ausbildet, das Herz reinigt und die Seele ausweitet, dahin, wie sie nun eben können, und also in den Koth, in welchem man sie verfaulen läßt.

Aber, werden die Optimisten und die Satten sagen, welche die schlimmste Art von Egoisten sind, dieses zur Thierheit herab gesunkene Geschlecht läßt sich sein elendes Loos gefallen, ohne, sich zu beklagen; häufig wälzt es sich sogar mit brutalem Genuß in seinem Koth; sehet nur diese Proletarier auf dem Lande, sie lassen sich an schlechter und äußerst ungesunder Nahrung genügen, während sie alle Tage auf dem Felde, im Garten und im Stall die gesündesten, saftigsten und ausgesuchtesten Nahrungsmittel ohne Neid durch ihre Hände gehen lassen! Wozu soll es nützen, bei diesen Unglücklichen Bedürfnisse und Gelüste hervorzurufen, die ihnen unbekannt sind? Sehet sie nur an, kaum haben sie sich gesättigt, so werfen sie sich Alle, Männer, Weiber und Kinder auf dieselbe Streu. Was ist daran gelegen, was manchmal unter dem Dach dieser Hütten vorgehen mag! Die Nacht ist gefällig, ihr Dunkel verhüllt, was verhüllt werden soll. Dieses Geschlecht lebt so seit Jahrhunderten, es ist geduldig, es ist an die Knechtschaft gewöhnt, es fordert Nichts, es läßt sich genügen, es arbeitet, es duldet still, *nehmt doch nicht mehr seine Partei, als es das selbst thut!* Diese Leute, so unglücklich Ihr sie nennt, lachen, singen und lieben auf ihre Weise, hofft also nicht, ein besonderes Mitleid mit ihrem Schicksal zu erregen.

Und wir antworten:

Gerade weil diese vernachlässigten Classen häufig kein Bewußtsein davon haben, wie roh, erniedrigend und verdummend das thierische Leben ist, welches sie zu führen gezwungen sind, fordern wir im Namen der Menschenwürde, der Bruderliebe für sie eine Erziehung, die ihnen ein Bewußtsein von diesem traurigen Dasein und einen Abscheu gegen dasselbe einzuflößen geeignet

sei –

Eine Erziehung, die diese übervorteilten Classen, indem sie sie das Maß ihrer Kraft, ihre Pflichten, ihre Rechte kennen lehrt, in den Stand setzt, einen gesetzmäßigen Antheil an den Gütern, die ihren Werth größtentheils ihrer Arbeit verdanken, an den Erzeugnissen des Bodens, mit deren Erzielung sie sich beschäftigen, zu fordern und zu erwerben – einen Antheil, welcher zu der körperlichen Anstrengung und der geistigen Thätigkeit des Arbeiters in einem billigen Verhältniß stehe.

Aber, werden die Optimisten und die Satten, welche ermüdet von den Vergnügungen des Winters, als vernünftige Leute den Frühling und Sommer zu ihren ländlichen Ausflügen wählen, weiter sagen: was schwatzt ihr uns von feuchten und ungesunden Höhlen, von menschenleeren und unbebauten Steppen, von verderblichen Sümpfen vor? Nehmt nur z. B. die Meierei von Grand-Genèvrier, das ist doch in allem Ernste ein reizendes Plätzchen, Cabal oder Dupré würden ein allerliebstes Gemälde daraus machen.

Und freilich bedecken sich im Frühling die unbebauten Haiden mit rosenrothen Blümchen, am sumpfigen Rande der stehenden Gewässer entwickeln sich garbenweis die lanzettförmigen Blätter der Iris mit goldgelben Blumen und die Schafte des hohen Schilfs mit brauner Federkrone; junges Moos bedeckt mit seinem Sammet und seinem smaragdgrünen Widerschein die Ziegel und das Stroh der halb eingestürzten Dächer; die Risse der baufälligen Gebäude verschwinden unter Mauerpflanzen, unter denen die geschmeidigen Ranken der Winde mit weißen und blauen Glöckchen sich hin und her schlängeln. Endlich sind die großen Eichen, welche die Meierei im Norden begrenzen, von üppigem Grün.

Wenn so der Optimist dieses Mauerwerk sich im stehenden Wasser der Sümpfe spiegeln sieht, mitten zwischen rosenrothem Haidekraut, blühender Iris und großen, grünen Bäumen, ruft er aus: Welches Landschaftsstück, welche Ruinenansicht, wie pittoresk! und zuckt mitleidig die Achseln, wenn man ihm von der schrecklichen Lage der Menschen erzählt, die an einem Orte zu leben verdammt sind, der, wie der Optimist die Sache ansieht, ein so allerliebstes Bild machen würde.

Nur würde der optimistische Liebhaber der Farbenwirkungen und der Landschaftsstücke, wenn er seinen Aufenthalt in dieser malerischen Gegend um einige Tage verlängerte, sehr bald gewahr werden, daß, wenn die Sonnenhitze die Massen feuchten Düngers, welche den Hof bedecken, in Gährung setzt, ein Geruch von ihnen ausgeht, der für die Bewohner, die ohnehin keine reine Luft einathmen, ein wahres Gift ist, während der Schlamm des Sumpfes, durch die Glut der Hundstage erwärmt, verderbliche Miasmen aushaucht, die nicht weniger gefährlich sind, als die dicken Nebel, mit denen er während des Herbstes und Winters bedeckt ist.

Man weiß nicht, oder man vergißt, daß, wenn, Dank dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, diese ärmlichen Wohnungen, in denen die landbauende Bevölkerung Schutz sucht, während eines kleinen Theils des Jahres im Aeußeren mit einem bescheidenen und ländlichen Schmuck geziert sind, das Innere dieser Gebäude und die Lage Derer, welche sie bewohnen, zu jeder Zeit eines der traurigsten Gemälde darbieten, welche das Herz betrüben können.

Und wir behaupten, daß das Schicksal, die Gesundheit, das Leben von Tausenden von Geschöpfen Gottes nicht von dem guten oder bösen Willen, dem guten oder schlechten Herzen eines einzigen Menschen unter dem Vorwande, daß er in einem Lande einen Theil des Grundes und Bodens inne habe, abhängen sollte.

So ist z. B. Herr Duriveau oder nach ihm sein Sohn Eigenthümer von ein oder zwei Quadratmeilen Landes. Durch die Sorglosigkeit, Unwissenheit, die Selbstsucht oder Habsucht dieses Mannes, mit einem Worte durch seine Schuld, ist der Theil des Erdbodens, den er besitzt, welcher von zahlreichen Arbeiterfamilien bewohnt ist, der mörderischen Einwirkung der stehenden Gewässer preisgegeben, welche, hätte man sie abgeleitet und in Abzugsgräben nützlich verwendet, denselben Boden fruchtbar und ergiebig machen würden, dessen Unfruchtbarkeit sie jetzt bewirken, und welchen sie für Die, welche ihn mit so großer Mühe anbauen, zu einem tödtlichen Aufenthalte machen. Herr Duriveau, nicht zufrieden, diese Herde der Ansteckung fortbestehen zu lassen, zwingt seine Pächter, in den

schrecklichen Wohnungen zu leben, die er ihnen aus Koth und Dachstroh, und zwar an den ungesundesten Stellen seines Grundbesitzes, aufbaut – finstern und feuchten Höhlen, in denen diese unglücklichen Proletarier von Fiebern und Lähmungen ergriffen werden, bis ein früher Tod sie decimirt<sup>4</sup>.

Gibt es eine Macht, ein Gesetz, welches diesen Menschen verhindern könnte, was fruchtbar sein sollte, unfruchtbar, was gesund sein sollte, mörderisch zu machen? Nein! dieser Mensch verfügt nach Gefallen über einen Theil des Grund und Bodens von Frankreich.

Und doch – was für ein seltsamer Widerspruch! – sobald in der Stadt ein etwas altes und baufälliges Haus in eine 30 bis 40 Fuß breite Straße um einen Fuß vortritt, gleich ist die Gerechtigkeit in Aufruhr: ihr Herz blutet, sie fühlt sich empört, sie schreit laut auf und ruft im Namen der öffentlichen Wohlfahrt Zeter über den Eigenthümer. In Gutem oder Bösem wird er gezwungen, sein Haus abzutragen. Sah es vielleicht nicht hübsch aus? Behinderte es vielleicht ein wenig an einem gegebenen Orte den Verkehr? War die Sache nicht etwa schrecklich dringend? Entstand nicht ungeheure Gefahr, wenn es ferner bewohnt wurde? Oder handelte es sich um die Herstellung einer geraden Linie und Herstellung eines Trottoirs?

Auf diese Weise werden von Seiten des Wegeamts die vorgeblichen unverjährbaren Rechte des Grundbesitzes ohne Umstände mit Füßen getreten, und man zwingt diesen Mann, augenblicklich sein Haus niederzureißen, vielleicht sein von den Vätern ererbtes Haus, in dem er seine Mutter hat sterben sehen.

Diese Unterordnung des Privatinteresses unter das Interesse Aller geht sicherlich aus einem bewundernswürdigen Princip hervor, welches in den Worten: öffentliche Wohlfahrt, zusammen gefaßt ist; für alle Wohlgesinnten liegt in der umsichtigen, weiten und fruchtbaren Anwendung des Principis der Expropriation eine heilige gesellschaftliche Umwälzung – aber warum will man die Folgen dieses vortrefflichen Grundsatzes brüderlicher Gleichheit bloß auf die Verschönerung der Städte beschränken? Warum bleibt die Gesellschaft, die auf das Eigenthum und den Individualismus einen so gründlichen und wohlberechtigten Angriff ausführt, wenn dieselben bei gewissen Gelegenheiten dem



allgemeinen Wohl schädlich sind, bei Fragen, welche eine ganz andere Wichtigkeit haben, als die Geradelegung der Straßen, unthätig und rathlos, nämlich, wo es sich von der Fruchtbarmachung des Bodens, vom Reichthum des Landes und vor allen Dingen von dem Leben – ja geradezu von dem Leben des größten Theils seiner Kinder handelt?

Sollte nicht die Gesellschaft im Namen der beleidigten Menschheit, im Namen der beleidigten Gottheit – denn es ist eine Entweihung, so unwürdig zu behandeln, was Gott zur Freude und zum Genuß Aller geschaffen hat – sollte nicht die Gesellschaft dem großen Grundbesitzer eben so strenge wie Dem, dessen Haus in der Mitte der Straße einen unangenehmen, aus springenden Winkel bildet, zurufen:

– Im Namen der öffentlichen Wohlfahrt! bewässere Deine Ländereien, baue menschliche Wohnungen und nicht ungesunde Höhlen für die arbeitsamen Menschen, denen der Boden, den Du besitzt, ganz allein seinen Anbau und seinen Werth verdankt, entreiße diese Unglücklichen, die doch immer Deine Brüder, Deine Mitmenschen sind, den Krankheiten, welche sie entkräften, welche sie tödten, und für die Du vor Gott und Menschen verantwortlich bist, weil es von Dir abhängt, die Ursache dieser Sterblichkeit zu entfernen! Wo nicht, so wird die Gesellschaft Dich expropriiren, wie sie es thut, wenn ein Grundbesitzer sich der Gradelegung einer Straße nicht unterziehen oder ein Haus, dessen drohender Einsturz die Sicherheit der Vorübergehenden gefährdet, nicht einem Neubau unterwerfen will.

– Vergebens, – würde Herr Duriveau antworten, – ich habe nicht die nöthigen Geldmittel, um meine Grundstücke urbar zu machen oder zu bewässern und statt der Höhlen aus Koth und Stroh gesunde und bewohnbare Häuser zu bauen.

Müßte die Gesellschaft ihm nicht erwidern:

– Die Bewässerung eines Theiles des gemeinsamen Bodens, seine Verwerthung, seine Urbarmachung und außerdem die Gesundheit und das Leben von 50 Familien dürfen nicht den Schwankungen Deiner Casse, der Ungenügendheit Deiner Hilfsquellen oder der Härte Deines Herzens unterworfen sein. Bist Du zu arm, um so reich zu sein, so verkaufe Deine Grundstücke. Die Gesellschaft wird von dem Erwerber die Garantien fordern,

die Du nicht bieten kannst. Gehen die Erwerber zu Grunde, so wird die Gesellschaft Käufer sein; der Grund und Boden zahlt immer und zuverlässig und mit reichen Zinsen den Vorschuß zurück, den man ihm macht, sobald man im Stande ist, auf seine Producte zu warten. Sobald die Gesellschaft einmal Eigenthümerin ist, wird sie bewässern, cultiviren, urbar machen, bauen im Interesse Aller und folglich auch in ihrem eigenen; denn sie wird die Arbeiter zur Association, zur Participation herbeiziehen.

Und dann wird die Gemeinschaft den egoistischen und unfruchtbaren Einzelbesitz ersetzt haben, und dann werden diese Steppen, die bis jetzt sumpfig, verödet und unfruchtbar waren, und in denen eine elende, kränkliche Bevölkerung lebte, sich in ein lachendes, fruchtbares und von glücklichen Menschen, die vermöge der Rechte, welche Arbeitsamkeit und Einsicht geben, die Güter genießen, welche Gott für Alle geschaffen hat, bevölkertes Land umwandeln.

Und Gott sei gedankt, so groß ist die Macht der Verhältnisse, daß diese Zeit herannaht! – Möchten die Männer, welche über die Menschen herrschen, den Gang der Sache so zu lenken wissen, daß die Emancipation der von der Gesellschaft übervortheilten



Classen, wie es gar wohl möglich ist, ohne Erschütterung, ohne Gewaltigkeit, ohne Opfer und mit Berücksichtigung aller Interessen, so verschiedenartig sie sein mögen, in's Werk gerichtet werde.

---

Die Dienstboten in der Meierei von Grand-Genèvrier hatten die Thür des Stalles, in welchem sie schliefen, so eben geschlossen, als Bruyère in den Hofraum trat.

---



## Zehntes Kapitel.

### *Bruyère.*

Bruyère hatte die Leute, welche sie aufsuchten, um sie zu consultiren, wie die Robin es vorausgesagt hatte, dicht bei der Meierei angetroffen, weil sie aber vorher ihre Geschäfte in der Meierei abmachen wollte, hatte sie ihre ländlichen Clienten gebeten, draußen einige Augenblicke auf sie zu warten.

Als Bruyère in den Hof der Meierei trat, bewahrte der dämmernde Himmel am Zenith von dunklem Blau, in welchem schon einige Sterne blinkten, im Westen noch den durchsichtigen Glanz, der als letzter Widerschein der untergegangenen Sonne den schönen Herbstabenden einen so schwermüthigen Reiz gibt. Auf diesem Hintergrund von blassem Purpur zeichnete sich Bruyère's Gestalt ab: von sehr kleinem Wuchs, aber vollkommen proportioniert, trug sie ein Bauernkleid mit Halbärmeln von grobem, weißlichem Wollenstoff mit breiten, braunen Streifen, von einem biegsamen Gürtel von Binsen, die so fein waren wie Seide – Bruyère hatte ihn mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit geflochten – zusammengehalten. Vermöge seiner Weite und der Dicke seines Gewebes hing das Gewand des jungen Mädchens, das bis an den Hals hinauf - und bis auf die Wade hinabreichte, in einfach anmuthigen Falten herab; seine Kürze bewirkte, daß es niemals vom Schlamm der Moräste beschmutzt wurde; die weiten Aermel, welche nur bis zum Ellbogen reichten, zeigten die runden und leicht gebräunten Arme des jungen Mädchens; ihre zierlichen Füße waren mit kleinen Holzschuhen aus Birkenholz bedeckt, das

im Feuer geschwärzt war; das Wasser eines kleinen Baches, an welchem Bruyère sich vor dem Schlafengehen zu waschen pflegte, hatte ihnen einen Glanz, als wären sie von Ebenholz, gegeben. Durch ihre Armuth genöthigt, mit bloßen Beinen zu gehen, hatte Bruyère sich mit der industriösen Geschicklichkeit der Wilden, eben falls aus Binsen, eine Art Halbstrümpfe gemacht, die vom Knie bis zum Fußgelenk reichten, welches durch den Holzschuh geschützt wurde. Nichts konnte lieblicher sein, als dieses biegsame und glänzende Gewebe, welches, indem es sich an den feingerundeten Umriß des allerliebsten Beinchen dicht anschloß, dasselbe zugleich vor der Röthe und dem Aufspringen der Haut schützte, welche durch die häufige Berührung mit dem Mist hervorgebracht zu werden pflegen.

Zufolge einer eigenthümlichen Gewohnheit trug das junge Mädchen, trotz Kälte, Regen und Hundstagshitze, niemals irgend eine Kopfbedeckung, nur in der Blüthezeit des Haidekrauts steckte sie dann und wann einige von den biegsamen Zweigen desselben in ihr Haar, ohne Zweifel zur Verherrlichung des Namens, mit dem sie getauft worden war, als man sie ganz klein in den Steppen ausgesetzt und in einem Büschel rosenrothen Haidekrauts liegend gefunden hatte. – Seitdem war das Geheimniß, welches ihre Geburt verhüllte, immer noch nicht gelüftet worden. – Ihr kastanienbraunes, reiches Haar, von Natur wellig, war von einer so harmonischen Farbe, daß es mit dem leichten Schatten verschmolz, der vermöge seiner Dicke auf ihre Stirn fiel; einige Zweiglein rosenrothen Haidekrautes zitterten gerade diesen Abend auf ihrem Köpfchen; feine Augenbrauen, braun wie die ungewöhnlich langen und gekräuselten Wimpern, welche ihre Augenlider säumten, wölbten sich über Bruyère's Augen. Diese großen Augen waren von wunderlicher Farbe, meergrün: je nach dem Eindrücke des Augenblicks wurden sie bald hell und glänzend wie Aquamarin, bald zeigten sie ein klares, dunkles Grün, wie die Wellen des Meeres, das trotz seiner Tiefe immer durchsichtig ist. Diese ungewöhnliche und wechselnde Farbe gab dem Blick Bruyère's, welcher außerdem schon außerordentlich nachdenkend und zu weilen auch äußerst beweglich und glänzend war, einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck.

Die Züge des jungen Mädchens waren außerdem durch die feine Vollendung ihrer Formen merkwürdig; denn es herrschte in dem ganzen Aeußern dieses allerliebsten, kleinen Geschöpfes eine bewundernswürdige Uebereinstimmung. Ihre seltene Schönheit, welche durch ihren eigenthümlichen Anzug einen leichten Anflug des Fremdartigen bekam, ihre scheue Anmuth, ihre unglaubliche Geschicklichkeit für tausend kleine Arbeiten, welche sie selbst erfand, ihr Verstand, welcher nach verschiedenen Richtungen bewunderungswürdig schnell und durchdringend war, der überraschende, man möchte sagen aus Liebe hervorgehende Gehorsam der Thiere, die ihr anvertraut waren, die beinahe unfehlbare Wahrsagekunst oder vielmehr Voraussicht, mit welcher sie in Bezug auf alle ländlichen Angelegenheiten begabt zu sein schien, alle diese unschuldigen Wunderlichkeiten ließen Bruyère in den Augen der naiven Bewohner dieses abgelegenen Landstrichs als ein gefeites Geschöpf erscheinen, d. h. als ein Geschöpf, welches dem Einflusse eines Looses unterworfen sei, das gleich bei seiner Geburt für dasselbe erzogen worden. Aber wenn solche vom Aberglauben angenommene Eigenthümlichkeiten gemeinlich Furcht oder Entfremdung hervorrufen, so flößte Bruyère im Gegentheil Gefühle lebhafter Erkenntlichkeit oder aufrichtiger Zuneigung ein; denn der Einfluß, den man ihr zugestand, soweit er davon entfernt sein mochte, übernatürlich zu sein, äußerte sich immer nur durch Dienstleistungen; die arme, kleine Calcuttenhirtin fand in ihrer niedrigen Stellung Mittel, Vielen nützlich und gegen Alle gefällig zu sein.

Beim Eintritt in den Hof der Meierei war Bruyère von ihrer zahlreichen Heerde mit schwarzem, glänzendem Gefieder und rothem Kopf umgeben, welche weder vor ihr herlief, noch hinter ihr zurückblieb. Zwei gewaltige Truthähne, welche ihren Kamm und Kopf von glänzendem Purpur mit lebhaftem Blau gemischt stolz empor hielten, spreizten sich erschrecklich, indem sie, wie man zu sagen pflegt, das Rad schlugen, d. h. ihr Gefieder aufsträubten und ihren Schweif zu einem glänzenden Fächer von Ebenholz, der mit dunklem Grün glasiert war, ausbreiteten. Beide verließen Bruyèren nicht eine Minute, indem sie der Eine an ihrer Rechten, der Andere an ihrer Linken hinschritten; bald blickten sie

sie mit ihren rothen Augen an, bald kollerten sie mit so triumphierender, so arroganter, so herausfordernder Stimme, daß sie Thieren und Menschen Trotz zu bieten schienen, ihrer Führerin gegen ihren Willen nahe zu kommen.

Beim Anblick dieser monströsen Vögel von drei Fuß Höhe und, wenn sie ihre Flügel ausspannten, fünf Fuß Breite, welche starke Flügelknochen, einen spitzigen Schnabel und scharfe Sporen hatten, konnte man allenfalls begreifen, daß Herr Beucaudet, trotz seiner Tapferkeit, etwas Mühe gehabt haben mochte, sich gegen so unerschrockene Angreifer mit der Säbelscheide zu vertheidigen.

Auf ein Zeichen der Bruyère machte alle dieses Geflügel, vor Freude gluckend, vor der Thür eines Hühnerhauses Halt, von dem das junge Mädchen nur den Schieber öffnete, um ihre Heerde zu zählen. Auf diese Weise gingen sie einzeln, nach der Größe, die jüngsten zuerst, alle ohne sich zu drängen, in bewundernswürdiger Ordnung vor ihr vorüber, während die beiden Truthähne vermöge ihres Alters und ihrer Ergebenheit gegen Bruyère einige Vorrechte genossen, ihre Genossen majestätisch vor sich vorbeidefiliren ließen und sogar mit einigen auf das allergerechteste ausgetheilten Correctionen mit dem Schnabel der Langsamkeit der Zögernden oder Herumschweifenden nachhalfen. Als die Heerde, mit Ausnahme dieser beiden wichtigen Personen, ihren nächtlichen Aufenthalt erreicht hatte, öffnete Bruyère die Thür des Stalles. Obgleich in diesem Augenblick eine tiefe Melancholie das Gesicht des jungen Mädchens durchzuckte, streifte doch ein zufriedenes Lächeln über ihre Lippen hin, als sie die wirklich bewundernswürdige Ordnung sah, die drinnen herrschte. Das geflügelte Volk hatte sich nach der Größe symmetrisch aufgeschichtet; die kleinsten von der Heerde, welche zuerst hereingekommen waren, hatten sich nach der Gewohnheit, die ihnen Bruyère beigebracht hatte, auf die höchste von den drei hölzernen Stangen, welche zurücktretend übereinander angebracht waren, gesetzt. Die Beobachtungsgabe und der scharfe Verstand des jungen Mädchens hatten die unbegreifliche Erziehungsfähigkeit, welche alle Thiere besitzen, errathen, und so hatte sie denn mit Geduld und Sanftmuth in ihrer bescheidenen Sphäre

Bewundernswürdiges ausgerichtet.

Im Giebel des Stalles und die Stangen beherrschend, war, wenn man so sagen darf, das Nest des jungen Mädchens.

Schon als sie noch ganz klein war, hatte Bruyère, vermöge einer Regung frühzeitigen Schamgefühls und derjenigen Selbstachtung, welche einer der hervorstechendsten Züge ihres Charakters war, einen unbesiegbaren Widerwillen gezeigt, die gemeinschaftliche Streu zu theilen, auf welcher in dieser Meierei, wie in allen andern, Mädchen und unverheirathete Männer, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in irgend einem Stalle durcheinander liegen. Bruyère hatte vom Pächter die Erlaubniß erhalten, sich über den Hühnerstangen und am Dachstuhl hängend, wie ein Schwalbennest, einen kleinen Zufluchtsort zu bauen, den sie da durch erreichte, daß sie die Stufen der Hühnerstangen mit der Behendigkeit einer Katze erkletterte. Das Kind fand in dieser Art Nest, das mit Moos und trockenem Farrenkraut bedeckt war, die sie mit wohlriechenden Kräutern vermischt hatte, wenigstens ein gesundes Lager und die Abgeschlossenheit, welche sich für ihr Alter und Geschlecht ziemte. Bald hatte sie auch an ihrer Heerde wachsame Hüter; denn das komische Abenteuer Beucader's war nicht das einzige in dieser Art gewesen. Als im Jahr vorher ein Knecht aus der Meierei in der Frechheit seiner brutalen Liebesglut einmal des Nachts in Bruyère's Zufluchtsort hatte eindringen wollen, hatte das gefiederte Volk ein solches Gegluckse angefangen und sich aus allen Winkeln des Hühnerhauses mit einer solchen Wuth auf den kühnen Liebenden gestürzt, daß dieser von dem Lärm aus der Fassung gebracht, und von dem unvorhergesehenen Angriff erschreckt, eilig die Flucht ergriffen hatte.

Nachdem Bruyère, was ihr jeden Abend oblag, erfüllt hatte, machte sie die Thür des Hühnerhauses zu, stellte einen kleinen, mit frischen Blättern bedeckten Korb, den sie in der Hand hielt, in eine Ecke und ging aus dem Hofe der Meierei, um den Leuten, welche sie um Rath fragen wollten, Gehör zu geben. Diese warteten außerhalb der Gebäude, auf dem Stamm eines umgestürzten Baumes sitzend, nicht weit von dem gewaltigen Wachholderbaum, der der Meierei ihren Namen gab.

Man wundere sich nicht, wenn man in der folgenden



Unterredung die bescheidene Calcuttenhirtin eine Sprache wird sprechen hören, die eine gewisse Erziehung und eine seltene Erhebung des Geistes verräth und Kenntnisse durchscheinen läßt, die nicht nur mannigfaltig sind, sondern vor Allem auf die ländlichen Verhältnisse bewundernswürdig anwendbar.

Der durchdringendste Verstand, die glücklichsten Anlagen hätten einem Mädchen ihres Alters niemals das praktische Wissen geben können, welches nur aus der langen Gewohnheit ländlicher Arbeiten und dem hartnäckigen Studium der Gesetze und Erscheinungen der Natur hervorgehen konnte; denn die einsichtsvolle Beobachtung der Vergangenheit dient beinahe unfehlbar zum Voraussehen der Zukunft. Ohne Zweifel hatte Bruyère sich mit ungewöhnlichem Glücke den Unterricht und die Resultate einer fremden Erfahrung angeeignet.

Auf diese Weise erklärt sich, was in dem Wissen Bruyère's, in der Zuverlässigkeit ihrer Voraussagungen, in der naiven Weisheit ihrer Rathschläge wirklich Außerordentliches war. Was die einfachen und unwissenden Leute anbetrifft, deren Orakel Bruyère geworden war, so mußten sie in ihr freilich ein ziemlich übernatürliches, oder wie sie sich ausdrückten, ein gefeites Wesen sehen.

Zwei Männer, der eine von reifem Alter, der andere ein Greis mit weißem Haar, eine noch junge Frau, die ein Kind von fünf bis sechs Jahren auf dem Schooße hatte, übrigens Alle elend gekleidet, dies waren die neuen Kunden Bruyère's.

– Was wünscht Ihr von mir, liebe Frau? – fragte Bruyère mit liebevoller und sanfter Stimme die Frau, die ein Kind auf dem Schooße hielt.

Bei dieser Frage entfernten sich der Greis und der Mann von reifem Alter aus lobenswerthem Zartgefühl um einige Schritte von ihrer Gefährtin.

– Ach, mein Gott, liebe Tochter, – antwortete die Frau traurig, – ich bin aus Saint-Aubin, man sagt im Thal, Ihr könntet die Krankheiten besprechen, und ich möchte Euch bei der Krankheit meines armen Kleinen darum bitten.

Und sie zeigte ihr lumpenbedecktes Kind; es war blaß und von erschreckender Magerkeit, die geschwollenen Augen fielen ihm

von unwiderstehlicher Schlafsucht zu.

Bruyère schüttelte traurig den Kopf.

– Ihr seid falsch berichtet, liebe Frau, ich kann keine Kinderkrankheiten besprechen.

– Man hat mir doch gesagt, Ihr hättet im vorigen Frühling die Krankheit eines ganzen Schafstalles voll Lämmer besprochen, und beinahe alle sind wieder gesund geworden; thut doch für dieses arme, kranke Kind, was Ihr für die Lämmer gethan habt, liebe Tochter, – bat die arme Frau naiv. – Ich will Euch erzählen, wie's gekommen ist. Seht, dieser Kleine war immer schwächer als die beiden ältern, aber am Ende machte er sich heraus. Nun war der Winter, wie Ihr wißt, sehr hart. Im Herbst hatte mein armer Mann das Fieber bekommen beim Ausreuten eines überschwemmten Waldstücks; das Fieber lähmte ihm Arm und Bein, aber er ist Tagelöhner, er ging drauf los, wie es gerade gehen wollte. Aber unser Napf blieb meistens leer; ohne ein paar Scheffel gekeimte Kartoffeln, die ein guter Nachbar uns gegeben hat, wären wir ganz verhungert. Und dann kam im Februar der letzte große Sturm, der beinahe alles Stroh von unserm Dache herabriß. Mein armer Mann ging in die Waldung auf dieser Seite des Thales, um Ginster abzuschneiden, unser Dach ein Bisschen auszubessern, und abgefallene Tannennadeln zu holen, um uns zu wärmen; aber die Wächter des Herrn Grafen verboten ihm, irgend Etwas einzusammeln, Gott, da regnete es bei uns herein wie unter freiem Himmel, und besonders des Nachts war's kalt, kalt wie Eis. Seit dieser Zeit ist mein armes Kind blaß geworden und hat einen Husten und ein Zittern bekommen und ist nun seitdem so hingeschwunden, wie Ihr sehet, – sagte die Frau weinend. – Ach, liebe Tochter, Ihr seid meine einzige Hoffnung, Ihr könnt, was Ihr wollt, es ist ja nichts für Euch, ein paar Worte zu sagen. Seid doch so gut, das arme Kind von seinem Uebel zu befreien, wie Ihr die Lämmer davon befreit habt.

Mehre Male während dieser traurigen und naiven Consultation war Bruyère auf dem Punkte gewesen, die arme Frau zu unterbrechen, aber es hatte ihr an Muth dazu gefehlt. Jetzt sagte sie, nachdem sie das Kind aufmerksam angesehen und seine beiden kleinen, blauen Hände in die ihrigen genommen hatte, seufzend zu der Mutter:

– Ja, seht Ihr, den Lämmern fehlte es weder an der Milch ihrer Mütter, um sie zu ernähren, noch an ihrer Wolle, um sie warm zu halten; ihr einziges Uebel bestand darin, daß sie Tag und Nacht in einen niedrigen Stall voll Mist ohne frische Luft eingeschlossen waren; davon mußten die Lämmer ersticken und viele von ihnen starben. Ich sagte zum Pächter, Eure Frühlingslämmer müssen in die frische Luft, in's Grüne und in die Sonne, des Nachts muß der Stall offen stehen und kühl sein, daß die Lämmer reine Luft einathmen, an der Seite ihrer Mütter wird sie nicht frieren. Die jungen Hasen und Rehe im Walde werden groß und stark ohne andern Schutz gegen das Wetter, als den Körper ihrer Mütter, unter den sie sich verkriechen, und das Eichendickicht, in welchem sie geworfen sind. Aber die Kleinen des Armen, – setzte Bruyère mit Thränen in den Augen hinzu, – haben es schlimmer als die Kleinen des Schafs im Stall oder der Rehkuh im Walde; ihre Mutter kann sie an ihrem erstarrten Busen nicht erwärmen, und wenn ihr die Milch ausgeht, so finden sie nicht ihre Nahrung im Felde oder im Gehölz. Euer Kind hat von der Kälte, vom Hunger gelitten, arme Mutter, ach! und dies Uebel kann ich nicht besprechen.

– So muß er also sterben, liebe Tochter, wenn Ihr sein Uebel nicht besprechen könnt, – sagte die Mutter schluchzend.

– Habt Ihr das Kind einem Arzt gezeigt?

– Zu uns kommt kein Arzt, es ist zu weit, und dann, wo mit sollten wir ihn und die Arzneimittel bezahlen? Für uns arme Leute gibt's keine Aerzte.

Bruyère sah das Kind mit schweigender Rührung an, der Gedanke that ihr weh, die arme Mutter ohne ein Wort der Hoffnung wieder fortzuschicken.

– Es bedürfte vielleicht so wenig, um das kleine Wesen zu retten, – fing Bruyère mit nachdenkender Miene wieder an, – ein warmes Kleid, ein trocknes Bett und jeden Tag reine, warme Milch.

– Guten Abend, kleine Bruyère! – sagte plötzlich eine derbe Stimme vergnügt.

Das junge Mädchen erhob den Kopf und sah die freudestrahlende Gestalt eines großen, magern und

sonnenverbrannten Mannes mit großem, runden Solognerhut, weißer Blouse und eben solchen Kamaschen zu ihr treten.

– Möge der liebe Gott Euch behüten, – setzte er hinzu, indem er sich der Bruyère näherte, – möge er Euch lange er halten zum Besten der armen Menschenkinder; denn es ist mir, als müßtet Ihr ein Bisschen verwandt sein mit dem lieben Gott; wenn Ihr es wollt, kann kein Unglück aufkommen.

– Was gibt es Neues, Herr Chouart? – fragte Bruyère.

– Was es Neues gibt? Heute Abend – meine Ernte ist eingefahren, mein Weizen gedroschen, ich rechnete auf 100 Scheffel Korn, das war schon vortrefflich, nun habe ich 122, das ist Eure Zauberkraft und –

Bruyère, einen Augenblick nachdenklich, unterbrach den Mann mit dem großen Hute lebhaft.

– Ihr seid zufrieden mit Eurer Ernte, Herr Chouart?

– Ob ich zufrieden bin? Bei jedem Scheffel mehr, den ich maß, sagte ich leise: Danke, kleine Bruyère – danke, kleine Bruyère – nicht anders, als wenn ich zum lieben Gott Bete –

Bruyère unterbrach ihn noch einmal.

– Wenn Ihr zufrieden seid, Herr Chouart, so müßt Ihr mich auch zufrieden machen.

– Drum kam ich eben – man sagt, Ihr nehmt niemals Geld, wenn Ihr besprochen habt. Ich –

Neue Unterbrechung Bruyère's. Indem sie dem Mann mit dem großen Hute die arme Frau wies, deren bittender Blick zu dem jungen Mädchen zu sagen schien: Ihr, die Ihr soviel vermögt, solltet auch mein Kind retten, fing sie wieder an:

– Da ist eine würdige Frau aus dem Thale, ihr kleines Kind ist sehr krank, es würde gewiß gerettet werden, wenn es ein kleines, warmes Bett hätte, eine gute Kleidung und ein oder zwei Monate lang jeden Tag etwas Milch. O, ich bitte Euch, Herr Chouart, gebt der Mutter einen Arm voll Wolle von der letzten Schafschur in einem halben Leinensack, damit ist für die Matratze gesorgt; Eure Haushälterin wird wohl im Schranke einen Barchentrock finden, aus dem man für das Kind zwei machen kann, das reicht für die Kleidung aus. Jeden Tag setzt Ihr dann wohl einen Topf Milch für das arme Kind bei Seite, die Mutter wird ihn in Eurem Hause

abholen. Thut das, Herr Chouart, – setzte Bruyère mit sanfter und durchdringender Stimme hinzu, – thut das, und ich will's Euch danken –

– O gewiß werde ich das für die arme Frau thun, – rief der Mann mit dem großen Hut, – und ich werde es gern thun – aber für Euch, kleine Bruyère, – für Euch?

– Eines Tages werde ich Euch sagen lassen, was ich wünsche – durch eine andere arme Frau, – sagte Bruyère mit schwer müthigem Lächeln.

– Ah! ich verstehe, – sagte Chouart mit feiner Miene, – Ihr – immer für die Andern – ach, man hat wohl Recht, kleine Bruyère, es hat mit Euch eine ganz besondere Bewandtniß.

– O, liebe Tochter, – sagte die Mutter, indem sie die Hände Bruyère's ergriff, welche sie zweimal mit Erkenntlichkeit küßte, – wie thut man wohl, sich an Euch zu wenden, mein Kind ist halb gerettet. Aber, – setzte sie schüchtern und zögernd hinzu, – das ist noch nicht Alles; wenn Ihr nur ein paar Worte gegen sein Krankheit sagen wolltet, so würde es ganz gerettet sein.

Bruyère glaubte nicht ohne Einsicht, daß ihre Rathschläge doppelte Autorität bekommen und noch sorgfältiger befolgt werden würden, wenn sie mit etwas Geheimnißvollem begleitet wären; darum nahm sie, indem sie der Bitte der Mutter Folge zu leisten schien, langsam einen von den Haideschößlingen, welche ihr braunes Haar schmückten, näherte ihn ihren Rosenlippen, die einige geheimnißvolle Worte zu murmeln schienen, und reichte ihn alsdann mit feierlicher Miene, die mit ihrem kleinen Wuchse und ihrer kindlichen Gestalt in wunderlichem Contraste stand, der armen Frau mit den Worten: – Nehmt diesen Haideschößling.

– Danke, liebe Tochter, – sagte die arme Frau, indem sie den leichten Zweig mit einer Art achtungsvoller Vorsicht entgegen nahm.

– Sobald Ihr die Matratze habt, die Herr Chouart Euch für Euer Kind geben wird, – fuhr das junge Mädchen fort, – so schneidet diesen kleinen Zweig in sieben Stücke, weder mehr noch weniger, es kommt darauf an.

– In sieben Stücke, – wiederholte die Frau, indem sie dem jungen Mädchen mit tiefer Sammlung zuhörte.

- Aber um ihn zu zerschneiden, müßt Ihr bis Sonnenuntergang warten, – setzte Bruyère mit dem Zeigefinger an den Lippen hinzu, um damit ihrer Vorschrift noch mehr Gewicht zu geben. –
- Ich will ganz gewiß bis zum Sonnenuntergang warten, – erwiderte die Mutter.
- Alsdann, – fuhr die Zauberin fort, – legt Ihr die sieben Stücke in die Wolle der Matratze und nähet sie wieder zu.
- Und an welche Stelle der Matratze muß ich sie legen, liebe Tochter?
- Drei Stücke an das eine Ende und vier an das andere.
- Drei Stücke an das eine Ende und vier an das andere, –



wiederholte die Frau immer mit derselben respektvollen Aufmerksamkeit.

- Nur müßt Ihr auf die Seite, wo die vier Stücke sind, etwas mehr Wolle nehmen, und auf diese Seite gehört der Kopf des Kindes.
- Ich werde es nicht vergessen, liebe Tochter.

– Aber merkt wohl auf, – setzte Bruyère mit wichtiger Miene hinzu, – damit die Stücke ihre Kraft behalten, müßt Ihr die Matratze alle vierzehn Tage auftrennen und bei Sonnenaufgang die Leinwand recht auswaschen.

– Gut, liebe Tochter.

– Und dann müßt Ihr die Wolle sieben Stunden lang in freie Luft legen.

– Alle vierzehn Tage sieben Stunden – schön, ich werde es nicht daran fehlen lassen.

– Und nach vier Wochen kommt Ihr wieder einmal zu mir, – setzte Bruyère majestätisch hinzu.

– O, ich werde kommen – ich werde kommen, und das wird sein, um Euch zu sagen, daß mein Kind gerettet ist, – antwortete die Frau, ihren Sohn mit freudiger Hoffnung an ihren Busen drückend.

– Diese halbkabbalistische Unterredung schien Herrn Chouart mit tiefer Verwunderung zu erfüllen, welcher eine unschuldige Eifersucht beigemischt war; denn die vortrefflichen Rathschläge, welche er von Bruyère erhalten hatte, waren nicht mit diesen schönen magischen Formeln umgeben gewesen; er war ohne Zweifel eben im Begriff, der kleinen Zauberin darüber sein Bedauern auszudrücken, als die beiden andern Kunden, der Greis und der Mann im reifen Alter, ihrerseits herantraten.

---



## Elftes Kapitel.

### *Ratschläge.*

Der älteste der beiden neuen Hilfesuchenden sah traurig aus, auch sein Sohn, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, hatte ein sehr sorgenvolles Ansehen. Die arme Frau ließ sie beide mit Bruyère allein, indem sie sich eine Strecke von ihr entfernte, eben so wie Herr Chouart, der glückliche Pächter, welcher dem guten Rathe des jungen Mädchens eine so schöne Ernte verdankte.

– Was wünscht Ihr von mir, Vater? – fragte diese den alten Mann mit sanfter, liebevoller Stimme.

– Liebe, kleine Heilige, – rief der Greis, indem er durch diese Anrede der Hochachtung und dem Vertrauen, welche ihm Bruyère's Ruf einflößte, Worte zu geben suchte. – Liebe, kleine Heilige, ich komme mit der Bitte, daß Ihr unseren Acker auf der anderen Seite des Thales entzaubern möget. Es ist wirklich am Ende nicht mehr auszuhalten. Seit zehn Jahren, wo ich ihn von einem Onkel erbte, vermindert sich die Ernte auf erbärmliche Weise, man möchte behaupten, daß es jährlich schlimmer damit wird, und die letzten Jahre waren schon sehr schlecht; das vergangene und das heurige sind es noch mehr. Wieviel glaubt Ihr, daß ich auf 20 Morgen geerntet habe? Kaum 50 Sester. Was für eine Ernte! Kleine Aehren, und so dünn und kränklich stand das Korn, ich habe kaum meine Aussaat wieder heraus bekommen. Verflucht seist Du, undankbarer Boden, – rief der Greis, indem er verzweiflungsvoll auf die Erde stampfte.

– O der Vater hat ganz Recht, – versetzte der Jüngere, –



verflucht sei der Boden, der gegen den armen Arbeiter so undankbar ist – verflucht sei der geizige und störrige Boden.

Als Bruyère diese Verwünschungen gegen den bösen Willen des Erdbodens hörte, nahm ihr reizendes Gesicht plötzlich einen Ausdruck der Verletzung und der Betrübniß an, als wenn sie Jemanden, der ihr lieb und theuer wäre, hätte ungerecht schmähen hören. Sie wandte sich zu dem Alten und sagte ihm in dem Tone sanften Vorwurfs und mit einer gewissen Aufregung, welcher ihrer Schönheit einen Anflug von Erhabenheit gab:

– O achtet, liebt, segnet doch Gottes Erde, die freigebige, unermüdliche Mutter, gibt sie nicht für ein Korn 10 Aehren und für eine Hand voll Eicheln einen Eichenwald? Ihr Schooß ist immer offen und bereit. Alles aufzunehmen und fruchtbar aufkeimen zu lassen, Alles, von dem Samen an, den der Wind säet, vom Fruchtkorne an, das aus dem Schnabel des Vogels fällt, bis zu der Aussaat, die Ihr in Eure Furchen streuet. O nein – nein – niemals ist die Erde undankbar; wenn sie am Ende karg wird und sich erschöpft, die arme Allernährerin, so ist es nur, weil sie als verschwenderische Mutter beständig über ihre Kräfte gegeben hat, weil man unaufhörlich und ohne Ruhe und Erholung



von ihr gefordert hat. O Erde, heilige, gebenedeite Erde, wann wirst Du nach Gottes Gesetz Dich überall und ohne Mühe mit Holzungen, Ernten und Blumen bedecken? Wann wirst Du alle Deine arbeitsamen Kinder in Ueberfluß und Freude leben sehen?

Es ist unmöglich, die Stellung, den Ausdruck, mit dem Bruyère diese Worte aussprach, mit Worten auszudrücken; ihre großen, meergrünen Augen glänzten zum Himmel erhoben eben so lebhaft wie die Sterne, die am Himmel zu funkeln anfangen. Das letzte Rosenlicht der Abenddämmerung warf auf das entzückende Gesicht des jungen Mädchens, das von Glauben und Hoffnung auf die väterliche Güte des Schöpfers strahlte, einen geheimnißvollen Widerschein.

Die Frau und ihr Kind, der Greis und sein Sohn und auch der andere Pächter hörten Bruyère schweigend zu und sahen sie mit ehrfurchtsvoller Bewunderung an. Für diese einfachen, unwissenden Leute war diese ein wenig poetische Sprache eine

Art magischer Beschwörung, welche den Nimbus, mit welchem das junge Mädchen umgeben war, noch vermehrte. Bruyère fühlte, nachdem sie dem unwillkürlichen Impuls einen Augenblick nach gegeben hatte, daß es nöthig sei, Thaten an die Stelle der Worte zu setzen, und wandte sich, nach einem Augenblick Stillschweigens, wie folgt an den Greis:

– Nein, nein, ich sage Euch, Vater, die Erde versagt ihre Gaben niemals, es sei denn, daß sie zu lange oder zu viel gegeben habe.

– Zuviel gegeben? – rief der Greis mit Bitterkeit und Zorn, – zuviel gegeben? die Geizige! was habe ich denn seit zehn Jahren von ihr gefordert? Es mochte ein gutes oder schlechtes Jahr sein, nichts als eine Weizenernte. Ist sie verschwenderisch gewesen, so ist dies kaum das erste Mal gewesen, späterhin ist sie von Jahr zu Jahr geiziger geworden. Vielleicht aber wird das Uebel sich noch wieder in Glück verwandeln, wenn Ihr ein Paar Worte über sie aussprechen wollt; denn Ihr seid meine einzige Hoffnung.

– Hört, Vater, – fängt Bruyère sanft wieder an, – was bedürft Ihr nach einem Tage rastloser Arbeit, um Eure erschöpften Kräfte wieder herzustellen? Nahrung und Ruhe, nicht wahr?

– Das ist wohl das Wenigste, liebe, kleine Heilige.

– Es ist wohl das Wenigste und Das, worauf man gerechten Anspruch hat; aber diese arme Erde, Vater, die Ihr scheltet, habt Ihr ihr auch nach jeder Ernte die gebührende Nahrung an Dünger und eine Brachzeit zum Ausruhen zukommen lassen?

– Dünger ein wenig, Brachzeit – niemals, das fehlte noch, – rief der Alte, – so wenig sie auch gibt, die Elende, so gibt sie doch, das Wenige ist doch besser wie Nichts.

– Ja, Vater, wenig ist besser wie Nichts; würde aber Viel nicht besser sein als wenig? Und die großmüthige Mutter würde Euch viel geben, wenn sie genug Nahrung und Ruhe hätte, und völlige Ruhe ist nicht einmal nöthig; denn der liebe Gott ist so gütig, daß er es so eingerichtet hat, daß für die Erde wechselnder Anbau so gut wie Ruhe ist.

– Wie das? liebe, kleine Heilige, – sagte der Greis mehr und mehr erstaunend.

– Seit zehn Jahren gebt Ihr dieser armen Erde nur ein ganz wenig Nahrung und verlangt von ihr Korn und immer Korn und

wieder Korn, was wundert Ihr Euch, Vater, daß am Ende die Ernährerin davon leidet, sich erschöpft und Nichts mehr hervorbringen kann?

Der Alte und sein Sohn sahen einander unschlüssig und betroffen an, sie gehörten zu diesen Arbeitern, welche die Gewohnheiten einer unwissenden Routine blind befolgen, selten und wenig düngen und von der auf verständige Weise abwechselnden Feldwirthschaft, die einen so mächtigen Einfluß auf die Production ausübt, keine Vorstellung haben.

– Statt das Land zu erschöpfen, indem wir immer Dasselbe von ihm verlangen, – fuhr Bruyère fort, – befolgt meinen Rath, und bald werdet Ihr Eure Scheune und Euren Geldbeutel sich anfüllen sehen.

– Ach, liebe, kleine Heilige, bewirkt das, Ihr könnt ja Alles.

– Ihr habt 40 Morgen Landes, nicht wahr? Darunter gibt es doch wohl gutes, weniger gutes und schlechtes.

– Ich habe 8 Morgen, die, so wenig sie auch geben, doch allein so viel geben, wie die 32 übrigen, – antwortete der Greis.

– Nun wohl, wenn Ihr diesen 8 Morgen alle die Nahrung, so mager sie sein mag, gebet, welche Ihr den 40 gebet –

– O dann wären sie gedüngt wie Marschland.

– Und dann, lieber Mann, würden in einem Jahre diese 8 Morgen, indem sie Euch viel weniger kosteten und viel geringere Mühe machten, viel mehr bringen, als Eure 40 Morgen zu dieser Stunde bringen, besonders wenn Ihr, nachdem Ihr das eine Jahr Weizen von ihnen gefordert hättet, das folgende Kartoffeln fordert, dann ein Jahr Roggen, dann Klee und dann erst wieder Weizen, und so immer abwechselnd von der einen Art der Erbauung zur andern überginget; denn seht, Vater, was die arme Ernährerin erschöpft, ist nicht, immer hervorzubringen – sie verlangt nichts Anderes, sondern was sie erschöpft, ist, immer *Dasselbe* hervorzubringen; man beutet auf diese Weise nur Eine von ihren Anlagen aus und sie hat deren tausend. Glaubt mir also, Eure Scheune wird bei 8 wohlbebauten Morgen wohl gefüllt sein, während sie bei 40 schlecht bebauten bei nahe leer ist.

– Und meine anderen 32 Morgen, – sagte der Greis mit nachdenklicher Miene.

– Die weniger schlechten besäet mit Esparsette, Ihr könnt darauf einiges Vieh halten, das Vieh wird Euch Dünger geben und ohne Dünger kein Korn.

– Und das schlechteste Land –

– Besäet es mit Kiefern; dieser Baum ist für unsere arme Sologne der Baum Gottes: sein Holz dient Häuser zu bauen; seine Nadeln wärmen den Ofen; seine Zapfen brennen auf dem Heerd; sein Saft gibt Harz; das schlechteste Land ist gut genug für ihn, er wächst, ohne daß man Sorgfalt und Mühe darauf zu verwenden braucht, und nach 10 Jahren wirft er wegen der nothwendigen Lichtung schon Zinsen ab.

Diese so einfachen wie weisen Rathschläge, gegründet, wie sie waren, auf das Studium und die praktische Erforschung der verschiedenen Anlagen des Bodens, waren zu klar, zu logisch und vor Allem zu praktisch, um nicht auf den Greis einen lebhaften Eindruck zu machen, aber die Gewohnheit, dieser böse Dämon der Landleute, leistete dem richtigen Gefühle des Alten, welches ihm Bruyère's Rathschlägen zu folgen rieth, heftigen Widerstand. Diese errieth die Ursache seines Zauderns, rief Herrn Chouart herbei und sagte zu ihm:

– Herr Chouart, was für einen Rath habe ich Euch denn im vorigen Jahre gegeben?

–Ah! theuerstes Mädchen, – rief der Pächter, – einen zauberhaften Rath, das ist der richtige Ausdruck. Ich baute viel Land mit großen Kosten und schlecht an, Ihr sagtet mir, bauet wenig an, aber gut. Dieses Jahr habe ich zweimal weniger Kosten gehabt und viermal mehr geerntet. Aber, was die Hauptsache ist, ich hatte wenig Dünger – und der Dünger ist, wie Ihr sagt, das Brot der Erde – ich hatte also wenig Dünger und konnte auch keinen kaufen; denn das hätte mich vielleicht 70 Franken für den Morgen gekostet – was sagtet Ihr mir da mit Eurer kleinen niedlichen Stimme? Herr Chouart, sagtet Ihr, Ihr müßt im August Buchweizen säen, der blühet dann im October, und dann müßt Ihr ihn, Blüthen, Stengel, Blätter und Alles unterpflügen, das ist der beste und wohlfeilste Dünger, den es gibt; wenn Ihr dann hinterher in den so ernährten Boden säet, so sollt Ihr sehen, was es für eine Ernte gibt. Ich habe Euch Folge geleistet, ich habe meinen Buchweizen in der Blüthe untergepflügt, das hat mich beinahe Nichts gekostet,

ich habe darauf meine Aussaat gemacht, und im Frühling trieb mein Weizen dicht und stark wie eine Wiese; nun habe ich ihn eingefahren und gedroschen und habe mehr als 10 Sester auf den Morgen; ich sage Euch, es ist ärger als in Beauce.

– Zehn Sester auf den Morgen! – rief der Greis mit einer Mischung von Zweifel und Verwunderung.

In diesem Augenblick bemerkte Bruyère den kleinen Kuhhirten, welcher aus der Meierei tretend auf sie zulief.

– Der alte Jacob ruft nach Euch, daß es ein Jammer ist, – sagte das Kind zu dem jungen Mädchen; – wir können im Stalle nicht schlafen, so sehr ächzet er.

– Lauf zu und sag' ihm, daß ich komme, – antwortete Bruyère, deren Gesicht plötzlich traurig wurde; darauf wandte sie sich zu dem Greise und sagte:

– Herr Chouart, Vater, wird Euch sagen, was er gethan hat, sein guter Erfolg wird Euch Muth machen; folgt meinen Rathschlägen, Ihr werdet Euch dabei wohlbefinden und nicht wieder von mir verlangen, daß ich gegen die ernährende Erde sprechen soll. Aber ich will Euch Zauberworte sagen, die Euern erschöpften Boden in fruchtbares Land umwandeln können.

Diese Worte sind folgende, behaltet sie wohl:

– Bauet wenig an, aber gut.

– Jedes neue Jahr eine neue Benutzung des Bodens.

– Viel Dünger gibt fruchtbares Land.

– Wiesen angelegt – Wiesen angelegt.

– Ohne Wiesen kein Vieh.

– Ohne Vieh kein Dünger.

– Ohne Dünger kein Korn.

– Setzt diese Vorschriften in Anwendung, Vater, – fügte Bruyère sanft und ernst hinzu, – und Ihr werdet Gottes Erde nicht mehr fluchen, sondern sie segnen.

Als Bruyère diese Worte gesagt hatte, küßte sie das kleine Kind, welches auf dem Arme seiner Mutter eingeschlafen war, drückte mit ihren kleinen Händchen herzlich die harte Hand des Herrn Chouart, und nahm von dem Greise mit einer anmuthigen und ehfurchtsvollen Bewegung Abschied; darauf erreichte sie rasch die Meierei und verschwand leicht und lieblich wie eine Fee.

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Der alte Jacob.*

Ehe Bruyère in den verlassenen Stall eintrat, in dessen Hintergrunde der alte Jacob ächzend nach ihr rief, nahm sie den kleinen Korb, den sie vom Felde nach Hause trug, als ihre Kunden sich zu ihr gesellt hatten, wieder auf. Er enthielt vortreffliche Brombeeren von schwärzlichem Roth; einige Tropfen ihres Saftes hatten die frischen Blätter von wildem Wein, mit denen der Korb ausgelegt war, wie mit Purpur gefärbt.

Bruyère trat in den Stall, indem sie durch einen der weiten und zahlreichen Risse, von denen die Mauern gespalten waren, hindurchschlüpfte.

Der Mond ging rund und glänzend auf, einer seiner Strahlen fiel durch das durchlöcherete Dach und erleuchtete das Ende des zerfallenen Gebäudes schwach.

Hier stand Bruyère still; denn von diesem Orte ging von Zeit zu Zeit das schmerzliche Aechzen aus, das mehre Male während des Abendessens die Aufmerksamkeit der Dienstboten des Pachthofes auf sich gezogen hatte. Das junge Mädchen heftete traurig ihre Augen auf ein Gemälde, das für sie freilich nicht neu war, aber ihr Herz immer von neuem verwundete.

Eine Streu von Roggenstroh bedeckte den feuchten Boden, welcher vor dem Regen und Schnee nur eben durch einige Bunde Ginster geschützt war, welche auf Stangen befestigt waren, die



hier das Dach ersetzen, dessen freiliegendes und zerbrochenes Holzwerk sich auf dem durchscheinenden Blau des Himmels, von welchem das Mondlicht bereits widerschien, dunkel abzeichnete. Auf dieser schmutzigen, faulen Streu, welche schmutziger und fauler war, als die des Arbeitsviehes, bewegte sich schwach eine menschliche Gestalt, die in einige Fetzen einer Bettdecke halb eingehüllt war. Was Alter, Elend und unheilbare Krankheit Trauriges und Schreckliches darbieten können, war hier zu sehen.

Man stelle sich einen achtzigjährigen Greis vor, der auf eine so seltsame, so schreckliche Art gelähmt war, daß man hätte sagen mögen, eine unerbittliche Macht habe ihn in dem Augenblick mit Lähmung geschlagen, als er die Stirn gegen eine Furche geneigt, dieselbe mühsam umwühlte, und so den Unglücklichen verdammt, für immer mit Körper und Antlitz gegen die Erde gebückt zu bleiben.

Und es war nicht eine übermenschliche Macht, sondern der bloße Wille des Menschen, welcher den Menschen mißbraucht, was dieses Geschöpf Gottes so fürchterlich entstellt hatte.

Auch war es nicht eine jener eben so seltenen wie betrübten Erscheinungen, welche hier und da von der Wissenschaft an gemerkt worden sind. Wer hat nicht allzuoft auf dem Lande alte Männer oder Frauen angetroffen, welche, sich mittelst eines Stockes fortschleppend, im eigentlichen Sinne des Wortes zusammengeklappt waren, so daß ihr vornübergeneigter Oberkörper beinahe einen rechten Winkel mit ihren unteren Extremitäten bildete und in dieser Lage gleichsam festgelöthet zu sein schien?

Nichts ist häufiger als solche Abweichungen von geradem Wuchse bei Geschöpfen, welche auf unaufhörliche und ihre Kräfte übersteigende Arbeit hingewiesen sind. Die Körper dieser Menschen, welche schon an sich schwach sind und jeden Tag durch unzureichende Nahrung noch mehr geschwächt werden, verlieren alle Energie, alle Springkraft und behalten so nach und nach die Beugung, die Lage, welche für sie die gewöhnlichste ist. Indem sie unablässig zum Boden niedergebückt sind, verknöchern sich ihre Gelenke; ihre schwachen Glieder, die der Kälte und Feuchtigkeit ausgesetzt sind, erlahmen; das Alter kommt heran, und eines Tages vermehren diese Unglücklichen die Anzahl der Märtyrer der Arbeit.

Man könnte sich denken, daß man etwa in einer Legende läse, eine rächende Gottheit habe einen Mörder damit bestraft, daß sie ihn in dem Augenblick, als er über sein Opfer hingebeugt, den Dolch erhoben hätte, um es zu erwürgen, mit Unbeweglichkeit geschlagen, und um den Menschen ein schreckliches Beispiel zu geben, zu demselben gesagt habe:

– Du sollst leben, aber Dein verfluchter Körper soll für immer die Stellung behalten, welche er in dem Augenblicke hatte, als Du Dein Opfer treffen wolltest.

Obgleich dies eine seltsame Erdichtung wäre, so würde es ihr doch nicht an einer Moral fehlen.

Aber wenn man an die grausamen Paradoxien gewisser müßiger Glückssöhne denkt, in denen sie von falschen Priestern und gelehrten Staatswirthschaftlern bestärkt werden, welche die unbarmherzigste Selbstsucht damit rechtfertigen wollen, daß sie im Namen Gottes verkündigen, der Mensch sei auf dieser Erde für immer den Thränen, dem Elende, dem Jammer geweiht, so kann man es fast erklärlich finden, wenn etwa einer von diesen religiösen Leuten, die an den Fatalismus des Uebels glauben, bei Gelegenheit einer solchen Legende ausriefe:

– Ihr Proletarier auf dem Lande, Euer verfluchtes Geschlecht soll unablässig die Stirn gegen den dünnen Boden gesenkt tragen, den Ihr mit Eurem Schweiß befruchtet, das ist Euer Schicksal! Unser Gott verdammt Euch durch unseren Mund zu ewiger Arbeit, ewigem Elend, ewigen Leiden, und damit es vor den Augen Aller offenbar werde, daß dies unabwendbar Euer Loos ist, so soll eine große Anzahl von Euch durch Gottes Willen in dem Augenblicke, wo sie ihr Schicksal erfüllend mühsam den Boden umwühlen, mit Unbeweglichkeit geschlagen, für immer in dieser Stellung verharren, auf daß sie lebendige Zeichen seien des unwandelbaren Schicksals, das Eurem verfluchten und verworfenen Geschlechte zugefallen.

---

Und wird solche Barbarei in Worten nicht ausgesprochen, so sieht dafür jeder Tag noch barbarischere Thaten.

Einsamkeit, Verlassenheit, ein elendes Ende, oftmals nach vieljähriger, erdrückender Arbeit ein Todeskampf voll Qualen, das

ist das Loos, welches in unserem gesellschaftlichen Zustande die nicht mehr arbeitsfähigen Landleute erwartet.

Keine schützende Voraussicht, keine väterliche Sorge für ihre Zukunft nimmt sich dieser unermüdlichen Werkzeuge des Grundwerthes unseres Landes an.

Und doch – sie bauen das Korn – und sie essen niemals Weizenbrot.

Sie säen die grünen Wiesen, machen zahlreiche Heerden fett – und essen niemals Fleisch.

Sie bauen den Weinstock – und trinken niemals Wein.

Sie ernten das warme Vließ der Schafe – und sie beben unter schmutzigen Lumpen vor Kälte.

Sie hauen das Holz, mit dem der Herd versorgt, von dem das Dach erbaut wird, und sie sterben ohne Feuer und Obdach.

Endlich gibt es für sie nur unbarmherzige Unbekümmertheit, menschenmörderische Vernachlässigung; glücklich, wenn ihnen noch wie dem gelähmten Greise, Bruyères Schützling, die Streu eines verlassenen Stalles zu Theil wird, um dort unter fürchterlichen Schmerzen zu sterben.

Beim Anblick Bruyère's unterbrach der gelähmte Greis, der sich auf seiner Streu herumwälzte, sein schmerzliches Aechzen und wandte mühsam den Kopf nach dem jungen Mädchen.

Das Gesicht dieses Achtzigers war bleich und von erschrecken der Magerkeit, nur die Glut des Fiebers gab seinen hohlen erloschenen Augen etwas Leben. Er lag auf der Seite, seine knochigen Kniee berührten die fleischlose Brust; seit ungefähr zwei Jahren waren seine Glieder in dieser Stellung so zu sagen fest gelöthet geblieben, nur seine rechte Hand hatte einige Beweglichkeit behalten.

Der Greis verdankte der Mildthätigkeit des Pächters, der selbst sehr arm war, dieses Obdach und die wenige grobe Nahrung, die er mit den Dienstboten der Meierei theilte. Lange Jahre hindurch hatte der alte Jacob, so hieß der Greis, in dieser Meierei gearbeitet, zuerst als Tagelöhner beim Urbarmachen wüster Strecken. Aber da diese harte Arbeit, welche in sumpfigen Einöden vorgenommen werden muß, bei ihm die ersten Anzeichen seines grausamen Uebels entwickelt hatte, war ihm

von dem Pächter, der seinen Eifer und seine Rechtlichkeit kannte, die Sorge über die Heerde anvertraut worden. Das Geschäft des Schäfers, obschon keineswegs den Müßiggang erlaubend, fordert doch nicht, wie die Feldarbeit und das Urbarmachen wüster Strecken, positive Kraftanstrengungen, und so hatte der alte Jacob die Aufsicht über die Heerde bis zu dem Tage behalten, an welchem er, durchaus gelähmt und vollkommen zusammengekrümmt, er schöpft auf die Streu hinsank, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Die Einsamkeit, der man ihn in diesem Stalle überließ, die Heftigkeit seiner unheilbaren Schmerzen, das Bewußtsein, daß er nur vom Tode Befreiung zu erwarten habe, hatten den Greis in eine tiefe Apathie versenkt, die sich besonders in hartnäckiger Schweigsamkeit äußerte. Die einzige Person, zu deren Gunsten der Greis bisweilen sein Stillschweigen unterbrach, war Bruyère.

Manche Menschen, welche eben so ungewöhnlich wie wunderbar von der Natur begabt sind, werden als Geometer, Astrologen (?) Maler, Musiker u. s. w. geboren. Auf welche geheimnißvolle Weise mögen solche Organisationen die Grenze gewisser Kenntnisse erreichen und überschreiten und zwar oft ohne Anstrengung und beim ersten Anlauf? Niemand weiß es, aber die Thatsache ist so offenbar wie unerklärlich.

Der alte Jacob war eine dieser bevorzugten Naturen. Er war zum Ackerbau geboren, er hatte seit lange nicht nur die Verbesserungen, sondern auch die Umwälzungen, welche die Wissenschaft und die agronomischen Studien beim Ackerbau herbeiführen sollten – Studien, von deren Resultaten, Dank der schrecklichen Unwissenheit, in welcher man das Landvolk hartnäckig hinfallen läßt, erst wenig Anwendungen gemacht sind – vorausgeahnt. Zahlreiche Versuche, die auf wenig Quadratfuß angestellt waren, hatten dem alten Jacob den ganzen Werth seiner Ideen enthüllt. Er streifte an die Geologie durch die Kenntniß der Wirkung, welche unterschiedene Mergelarten bei verschiedener Bodenbeschaffenheit ausüben, an die Naturgeschichte durch seine merkwürdigen Beobachtungen über die Physiologie des Viehes und die Thierarzneikunde, endlich an die Pflanzenkunde durch eine sehr verständige Eintheilung der verschiedenen vegetabilischen Düngerarten und eine genaue

Theorie ihrer Anwendung. So besaß der alte Jacob einen Schatz praktischer Kenntniß, und diesen Schatz hatte er lange vergraben gehalten; Niemand hatte seine Existenz geahnt.

Diese Verheimlichung hatte weder Bosheit noch Egoismus zur Ursache gehabt, noch auch den störrischen Eigensinn, der bisweilen die Gelehrten veranlaßt, ihre Entdeckungen mit ebenso viel Sorgfalt zu verbergen, wie der Geizige sein Geld verbirgt. Nein, eine tiefe, unheilbare Indifferenz hatte den alten Jacob verhindert, sein Wissen zu zeigen und anzuwenden. Welches Interesse, welche Anreizung hätte ihn auch dazu bewegen und er muthigen sollen? Ob das Feld seines Herrn etwa mehr trug oder weniger oder Nichts, was ging ihn das an? Sein unzureichender Lohn und seine harte Arbeit wären dieselben geblieben<sup>5</sup>. In seiner naiven Unbewußtheit konnte der alte Tagelöhner durch den Ehrgeiz, für einen Neuerer zu gelten, nicht angereizt werden. Indessen, da er bei alledem ein guter Kerl war und die verderblichen Ueberlieferungen des gemeinen Verfahrens ihn ärgerten, nahm er sich's mehre Male heraus, bisweilen diesen oder jenen vortrefflich gedachten und auf praktisches Wissen gegründeten Rathschlag zu ertheilen. Aber man kehrte ihm den Rücken und hielt ihn für einen Narren. Dies ließ er sich gesagt sein und verfuhr in der Folge, sei es als Ackerbauer oder Schäfer, weder mit mehr noch mit weniger Einsicht als seine Genossen. Dann kam endlich der Tag, an dem er an allen Gliedern gelähmt auf die Streu hinsank, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Von diesem Augenblicke an schien er sich einem völligen Still schweigen gewidmet zu haben.

Indessen, nachdem dieses traurige Dasein einige Monate gewährt hatte, fühlte der Greis, welcher der Zerstreuung durch äußere Gegenstände beraubt, schrecklichen Schmerzen zum Raube und beständig mit seinen Gedanken allein war, eine Art Gewissensbiß, die wunderbare Kenntniß, die er von Gott erhalten, und die so fruchtbar hätte werden können, so lange unbenutzt gelassen zu haben. Bruyère, damals 14 Jahre, pflegte den Greis mit der zärtlichsten Sorgfalt und war ihm aus mehr als einem Grunde theuer; die Gewandtheit und der Verstand dieses Kindes waren außerordentlich; ihre natürlichen Anlagen waren in Folge ihrer Erziehung ungemein entwickelt; an dieser Erziehung

arbeitete der wunderlichste Erzieher von der Welt, Bête-Puante der Wilddieb, beinahe täglich inmitten der Einöden, der Wälder und Haide Strecken, Denn dieser Mann hatte, nachdem er ein niedriges und verborgenes, aber ganz intelligentes Dasein gegen ein Vagabunden leben eingetauscht, Gefallen daran gefunden, was er im Geiste und Herzen des jungen Mädchens Edles, Zartes, Hohes fand, mit Liebe auszubilden.

Der alte Jacob, mehr und mehr über Bruyère's seltene Eigenschaften erstaunend, faßte den Entschluß, sich ihrer zu bedienen, um den Schatz von Kenntnissen, welche er eingesammelt hatte, und die er so lange vergraben zu haben bitter bereute, auszubreiten und auszustreuen. Seitdem sprach er mit Bruyère – aber nur mit ihr; er faßte sein Wissen in kurze, einfache und klare Grundsätze zusammen, geduldig unterrichtete er das junge Mädchen, deren durchdringender Verstand sich diese vortrefflichen Lehren sehr bald aneignete.

Der alte Jacob, welcher so zu sagen die abergläubischen Bedürfnisse der Einwohner des entlegenen Landstriches kannte, hatte Bruyère das förmliche Versprechen abgenommen, die Quelle ihres Wissens niemals zu nennen, indem ihre Rathschläge um so mehr Glauben finden würden, je außerordentlicher und geheimnißvoller sie schienen. Der Nimbus, mit welchem das junge Mädchen vermöge ihrer Schönheit, ihres Reizes, ihrer angeborenen Originalität bereits umgeben war, kam dem Wunsche des alten Jacob zu statten; man würde über die Rathschläge des lahmen Achtzigers gespottet haben, aus Bruyère's Munde wurden sie mit beinahe abergläubischem Erstaunen angenommen, und galten, als man sah, daß sie fast immer von wirklichem Erfolge begleitet waren, für Orakel.

Dies war das Geheimniß von Bruyère's Wissenschaft.

Unglücklicherweise nahmen später die Geisteskräfte des alten Mannes in Folge des Schmerzes, der Einsamkeit und des hohen Alters gar sehr ab, besonders verschwand sein Gedächtniß fast ganz; wenn die Vergangenheit bisweilen in seinem Geiste noch wieder auftauchte, so hielt er solche seltene und unbestimmte Erinnerungen für neue Erfindungen; besonders seit einigen Monaten hatte ihn selbst Bruyère's Gegenwart kaum aus seiner finstern Gefühllosigkeit herausreißen können.

Gleichwohl war der alte Jacob zweimal aus seiner Verdumpfung erwacht, um noch an Andere als das junge Mädchen das Wort zu richten.

Das erste Mal hatte er inständig gebeten, mit dem Grafen Duriveau, dem Eigenthümer der Meierei sprechen zu dürfen, aber da diese Bitte von dem Grafen mit spottender Verachtung aufgenommen worden war, hatte der alte Jacob blos geantwortet:

— Er thut Unrecht daran, er thut Unrecht daran.

Darauf hatte der arme Gelähmte gebeten, man möchte den Wilddieb Béte-Puante zu ihm führen.

Dieser kam.

Nach einer langen, geheimen Unterredung mit dem frühern Schäfer, in welcher der Name Martin häufig vorkam, verließ der Wilddieb den Stall blaß und äußerst bewegt.

Und der alte Jacob verfiel wieder in sein hartnäckiges Schweigen.

Vergebens kam der Wilddieb den folgenden Tag wieder, um dem alten Jacob auf's neue einige Worte zu entlocken. Dieser blieb stumm.

Ein andermal hatte der alte Jacob in Folge eines Besuches von einem Unbekannten, welcher das Ansehen eines Bauern hatte, und der sich auf dem Pachthofe niemals wieder sehen ließ, auf's neue den Wilddieb zu sich kommen lassen und eine lange weitere Unterredung mit ihm gepflogen. Vier Wochen nachher – es war noch nicht lange – wurde die eine der beiden schlechten Stuben, die der Pächter inne hatte, durch einen engen Gang von seiner Wohnung getrennt und mit einfachen und bequemen Mobilien aus Vierzon, der nächsten Stadt, wenn nicht geschmackvoll doch bewohnbar eingerichtet. Nach einigen Tagen erschien in der Nacht im Pachthofe von Grand-Genèvrier ein kleiner Wagen mit Vorhängen von Zwillich; ein Frauentzimmer, die in den Mantel einer Bäuerin eingehüllt war, stieg aus, und diese bewohnte seitdem die erwähnte Stube, welche sie niemals verließ, indem sie in so vollkommener Einsamkeit lebte, daß außer dem Pächter, der sie empfangen hatte und Bruyère, welche sie jeden Tag besuchte, die Leute auf dem Pachthofe diese Unbekannte kaum gewahr worden waren.

Ungeachtet dieser Ereignisse, denen er nicht fremd war, und von denen er durch den Wilddieb Kenntniß hatte, sah der alte Jacob dieses Frauenzimmer niemals und verschloß sich in sein gewöhnliches Schweigen; nur seit dem Morgen des Tages, an welchem die Ereignisse, in deren Erzählung wir begriffen, vorfielen, schien der Greis von seltsamer Unruhe gequält zu werden.

Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er im Laufe des Tages ungeduldig nach Bruyère gerufen, die ihm seit einigen Tagen einen Korb Brombeeren vom Felde mitzubringen pflegte, deren säuerlicher Geschmack seinen trocknen Gaumen erfrischte.

– Da sind Eure Brombeeren, Vater Jacob, – sagte Bruyère, indem sie neben der Streu niederkniete, – verzeiht mir, wenn ich Euch habe warten lassen, aber es waren arme Leute aus dem Thale da, die mich um Rath fragen wollten, und ich habe sie gelehrt, was Ihr mich gelehrt habt. Sie danken mir, sie segnen mich, – setzte Bruyère mit rührender und bewegter Stimme hinzu, – ach, wie thut es mir wehe, daß ich ihnen nicht sagen darf, es ist der alte Jacob, den Ihr segnen müßt.

Es war, als wenn der Greis, das Gedächtniß, das ihm einen Augenblick wieder gekommen war, sogleich verlierend, bereits vergäße, weshalb er einen Theil des Tages hindurch so ungeduldig nach Bruyère gerufen hatte; er schien sie kaum zu erkennen und zu verstehen und warf einen leblosen Blick auf sie.

– Ihr habt nach mir gerufen, – sagte Bruyère traurig zu ihm, – wollt Ihr mit mir sprechen, Vater Jacob?

– Der alte Jacob spricht mit Niemand mehr, – antwortete der Greis mit fast wahnsinnigem Ausdruck, – und Niemand spricht zu ihm. Warum sollte er sprechen? Als Sauvageon, der große, alte, schwarze Stier mit dem gelben Kopfe, verschlagen hatte, sprach er da, und sprach man zu ihm?

Bei diesen Worten, die die Abnahme der Geisteskräfte nur zu sehr bewiesen, seufzte Bruyère; darauf setzte sie, um ihn seinen trüben Gedanken nicht zu überlassen, hinzu:

– erinnert Euch doch, was Ihr seid, was Ihr gewesen seid, Vater Jacob; es hat zu Eurer Zeit keinen bessern Anbauer gegeben, als Ihr waret, man spricht noch von Eurem Muth bei





der Arbeit, man sagt, Ihr hättet im Thale bis zu einem  $\frac{1}{4}$  Morgen des Tages mit der Hacke urbar gemacht.

– Ja, – sagte der Greis mit einer Art Stolz, indem er sein Gedächtniß anzustrengen schien, – ja, ich hatte eine Hacke, die zweimal so schwer und groß war als die anderen, und ich führte sie vom Morgen bis zum Abend so unablässig und so tief zum Boden gebückt, daß ich auch nicht einmal in der Stunde zum Himmel aufsah. Aber Bah! – fuhr er bitter niedergedrückt fort, – was denk ich daran? Sauvageon war auch ein braver Ackerstier, er hatte nicht seines Gleichen, wenn es galt, Land urbar zu machen, auf dem sich Baumstümpfe und Wurzeln fanden, er zog den Pflug beinahe allein. Auch Sauvageon, als er verschlagen hatte, wie ich, ist jämmerlich crepirt in diesem Stalle da unten rechts in der Ecke. Sauvageon oder ich, das ist einerlei, der Unterschied ist nur, daß er todt ist und sich nicht vor seinem Tode der Zeit seiner Jugend und Kraft erinnert hat. Ist's nicht besser, das Gedächtniß zu verlieren und stumm zu bleiben?

– Aber, Vater Jacob, Ihr waret ja nicht nur ein starker und muthiger Arbeiter, denkt doch an alles das, was Ihr mich gelehrt habt, an die Vorschriften, welche unfruchtbares Land in fruchtbares verwandeln, – fing Bruyère mit bewegter Stimme wieder an, – das ist doch eine Belohnung, sich sagen zu können, daß man mit dem, was man weiß, so viel Gutes thut.

Eine neue Regung des Stolzes glänzte einen Augenblick in den erloschenen Augen des Greises, und er antwortete:

– Wahr ist's, zu meiner Zeit hab' ich mancherlei gewußt, hätte ich gesprochen oder hätte man mich angehört, Elend wäre Reichthum geworden, Unglück Glück.

Dann unterbrach er plötzlich sich selbst und fuhr mehr und mehr niedergedrückt mit bitterer Ironie fort:

– Nein, ich war nicht blos ein starker Ackerstier wie Sauvageon, es fehlte mir auch nicht an Verstand; daran fehlte es auch Capitain, meinem letzten Hunde, nicht: nur ein Zeichen, er führte die Heerde, trieb sie an oder ließ sie Halt machen, wie ich wollte, und bewachte ganz allein den Saum des Waldes oder eines Saatfeldes besser als eine Dornhecke. Nun, so ein kluger und guter Hund war er, er ist hier zu meinen Füßen blind, zahnlos und von einem Wolfe, den er erwürgt hatte, beinahe verstümmelt gestorben. Capitain, ich oder Sauvageon, das ist ganz einerlei; die Bösen sagen: wollen sie denn ewig leben, diese Taugenichtse? die Guten sagen: armer Sauvageon, armer, alter Jacob, armer Capitain, zu ihrer Zeit was für ein Stier, was für ein Tagelöhner, was für ein Hund! Und nun liegen sie alle Drei auf dem Stroh, verstümmelt in Folge ihrer Pflichterfüllung und sind zu Nichts gut, als sobald als möglich zu crepiren.

Thränen brachen aus Bruyère's Augen, niemals hatte sich der Greis mit so viel Bitterkeit über sein Schicksal beklagt.

– Vater Jacob, – sagte sie mit bewegter Stimme, indem sie sich über den Greis beugte, – erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin's, Bruyère, die Euch so lieb hat; so eben rief Ihr mich noch, wie man mir gesagt hat, was wolltet Ihr von mir? Sprecht, Eure Tochter wird Euch gehorchen.

Bei diesen Worten Bruyère's zuckte ein Blitz der Erinnerung und Besinnung in den Augen des Greises, er strich sich mit der

Hand über die Stirn und antwortete mit schwacher Stimme:

– Ja, es ist wahr, Kleine, ich habe den ganzen Tag nach Dir gerufen, aber warum? Ich weiß nicht mehr. Vielleicht, um Dir von dem Traum zu erzählen, den ich gehabt habe. Aber warum so spät? – setzte er zu sich selber sprechend hinzu; – warum habe ich diesen Traum so spät gehabt?

– Welchen Traum, Vater Jacob?

– Ein Traum wie früher schon einmal, ich glaube, ich habe schon einmal so einen gehabt, es ist lange, lange her, – sagte der Greis, indem er seine Erinnerungen zu sammeln suchte, ein mal habe ich nach diesem Traume mit dem Herrn Grafen sprechen wollen – ja, ich erinnere mich, es war der Herr Graf, er kam nicht, er that Unrecht daran. Warum kam er nicht? Ich weiß nicht mehr, aber der Wildschütz kam an seiner Stelle – und dann nach dem anderen Traume – ich weiß nicht mehr.

– Ihr rieft nach mir, Vater Jacob, um mir von Eurem Traume zu erzählen, – sagte Bruyère sanft, um den Greis nicht zu verwirren, – nun erzählet ihn mir, ich höre zu, aber dann müßt Ihr diese Brombeeren essen, die Ihr gern habt, und die Euch gesund sind.

Der Greis legte auf's neue die Hand an die Stirn und drückte sie krampfhaft, als wollte er Verstand und Gedächtniß, die ihm wieder zu entweichen drohten, festhalten, dann erwiderte er mit hastiger Stimme:

– Ja, das ist's, den ganzen Tag rief ich nach Dir, es war, um Dir den Traum zu erzählen. Siehst Du, mir träumte, man hätte Dich mir ganz klein übergeben, und ich hätte Dich da unten hingetragen auf die Haide, wo die Kibitze nisten, dicht an den Eichen, und da hätte ich Dich in einen Haufen Haidekraut gesetzt, Du warst kaum fünf Jahre alt, und hinterher habe ich gethan, als wenn ich Dich zufällig da gefunden hätte.

– Ihr, Ihr, – rief das junge Mädchen, welches nicht wußte, ob der Alte delirierte oder sich einer längst vergangenen Thatsache erinnerte; sie wiederholte äußerst erstaunt: – Ihr –

– Ich weiß nicht, es ist möglich, mir träumt jetzt so.

– Aber diese Träume, Vater Jacob, – sprach Bruyère, durch diese unerwartete Enthüllung ganz aus der Fassung gebracht: – es ist vielleicht das Gedächtniß, das Euch nach und nach

wiederkommt, aber wer hat mich denn Euren Händen übergeben?

– Warte, es war eine Person – ich weiß nicht mehr – aber es war doch mit Dir etwas ganz Besonderes, was mir auffiel, was war es doch?

Und auf's neue strich sich der Greis mit zitternder Hand über die Stirn.

Bruyère, mehr und mehr verwirrt und beunruhigt, beherrschte ihre verzehrende Neugierde und schwieg still, um nicht den schwachen, mürben Faden, welcher die ungewissen Gedanken des Greises verknüpfte, zu zerreißen.

– Du weißt wohl, – fing er nach einigen Augenblicken wie der an, während er seine Gedanken zu sammeln schien, – Du weißt wohl die Trümmer der Bäckerei am Ufer des Teichs hinter der Meierei?

– Ach! – seufzte Bruyère bei diesen Worten, deren scheinbare Zusammenhanglosigkeit die schwache Hoffnung, welche sie allzurasch gefaßt und der sie sich allzubald hingegeben hatte, zu zerstören schien.

– Ja, – fuhr der Greis fort, – das war's – ganz wie mein Traum – im Grunde dieser verlassenen Bäckerei war ein Backofen, dessen Loch damals verstopft war – warte, daß ich mich besinne – ja, das ist's; ich nahm einen Stein weg und verbarg in diesem verlassenen Backofen – was mir die Person gegeben hatte, indem sie mir sagte – gebt das diesem Kinde, das Ihr Bruyère nennen sollt. Ihr müßt warten – und darum habe ich Dir bis jetzt Nichts gesagt, und heute spreche ich, weil – weil – ach Gott ich weiß nicht mehr, ich erinnere mich nicht mehr, – murmelte der Greis, dessen Stimme, zuerst ziemlich volltönend, sich nach und nach umschleierte.

Es war mit dieser Enthüllung des Alten ein so bestimmter Thatbestand gegeben, daß Bruyère ausrief:

– Diesen Ort, von dem Ihr sprecht, die Trümmer der Bäckerei kenne ich wohl – darf ich hingehen, um zu suchen, was Ihr dort verborgen habt? Hat es Bezug auf meine Geburt? O, um Gottes Willen, Vater Jacob, nehmt Euch noch einmal zusammen, gebt mir Antwort.

– O, mir ist schwindlicht, – sagte der Greis, indem er die Augen

schloß und von der Anstrengung erschöpft schien, die es ihm gekostet hatte, Bruyère zu erzählen, was er für einen Traum hielt, und was doch in der That einer seiner seltenen Gedächtniß blitze war.

– Vater Jacob, – rief Bruyère, über die Streu des Greises gebeugt, – ich bitte Euch, nehmt Euch noch einmal recht zusammen – diese Person, war es meine Mutter, mein Vater, wißt Ihr, ob sie noch leben?

– Ich weiß nicht mehr, – murmelte der Greis mit todes schwacher Stimme.

– Meine Mutter? – noch ein Wort – meine Mutter?

Der alte Jacob bewegte die Lippen mechanisch und einige unarticulirte Töne gingen aus ihm hervor, dann schloß er die Augen und stieß nur von Zeit zu Zeit schmerzliche Seufzer aus, nicht anders als wenn er, durch die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen für einen Augenblick von seinen Leiden abgezogen, sie nun mit verdoppelter Stärke fühlte.

Nach einigen neuen Versuchen sah Bruyère ein, daß ihre Bitten vergebens sein würden, und betrübt über ihre Ohnmacht, dem Greis andere Hilfe zu leisten, legte sie das Stroh, das ihm zum Kopfkissen diente, ein wenig zurecht, stellte den kleinen Korb mit Brombeeren so hin, daß er ihn erreichen konnte, und ging aus dem Stall, zitternd, bewegt, aufgeregt und an die seltsame Enthüllung des alten Jacob denkend.

So brennend ihre Neugierde war, überwand sie doch ihre Ungeduld; man sah in der Stube des Pächters noch ein blasses Licht; Bruyère hielt es für passend, um sich nach den Ruinen der Bäckerei zu begeben, zu warten, bis Alles schlief.

Außerdem ging Bruyère jeden Morgen und jeden Abend zu dem unbekanntem Frauenzimmer, welches in jener Nacht in der Meierei angekommen war und dort seit langer Zeit wohnte.

Das junge Mädchen ging also an den Gebäuden hin, mit welchen der Hof umgeben war, trat aus dieser Umzäunung und war im Begriff, an eine kleine Thür zu klopfen, welche sich hinter dem Hause öffnete und auf das Ufer des großen sumpfigen Teiches hinausging, von dem die Rede gewesen ist, und dessen Wasser damals sehr hoch war.

In diesem Augenblicke näherte sich auch Beucaudet, der den Gang seines Pferdes und derjenigen seiner Begleitung beschleunigt hatte, sich mehr und mehr der Meierei von Grand-Genèvrier, wo er Bruyère wegen der Anklage oder vielmehr des Argwohns eines Kindermordes festnehmen wollte.

---



## Dreizehntes Kapitel.

### *Das Bildniß.*

Ehe man in das Zimmer kam, in welches Bruyère eingetreten war, mußte man über einen kleinen, dunkeln Treppenabsatz.

Das Zimmer, so bescheiden es eingerichtet war, konnte im Vergleich zu den ruinenhaften Gebäuden der Meierei für prächtig gelten.

Eine frische Papiertapete bedeckte die Pisémauern, die kurz vorher gegypst worden waren, der Kamin mit hölzerner Einfassung war mit einem Vorhange von grüner Sarsche geschmückt, der nach der alten Mode ausgeschweift war und gelbe Borten hatte, während vor dem Kamin eine große Fußdecke zum Theil das leuchtende Pflaster des Fußbodens verbarg; ein gutes Bette und einige einfache aber saubere Mobilien bildeten die Einrichtung dieses Zimmers, welches am Tage nur durch ein kleines, altes Fenster mit grünen, achteckigen Scheiben in Blei sein Licht erhielt.

Eine Lampe, wie sie auf dem Lande gebräuchlich sind, nämlich ein Licht, dessen Glanz verdoppelt wird, indem es von einer gläsernen Kugel mit Wasser umgeben ist, erleuchtete diesen Raum und warf sein lebhaftes Licht auf eine Frau, welche am Kamin in einem Lehnstuhl saß. Sie schien in sich versunken, daß sie Bruyère's Eintritt nicht bemerkte; diese blieb stumm und unbeweglich an der Thüre stehen.

Die Frau hatte neben sich einen Stickrahmen, welcher mit

grünem Tuch überzogen war, auf welchem sich, von Tausenden von Stecknadeln festgehalten, feine weiße Fäden hin- und herkreuzten, an welchen kleine Klöppel von Ebenholz hingen; die auf diesem Stickrahmen begonnene Spitzenarbeit war von bewundernswürdiger Schönheit und ließ die Hand einer vortrefflichen Arbeiterin erkennen.

Madame Perrine, so hieß diese Frau, schien ungefähr 45 Jahre alt, sie war ohne Zweifel sehr schön gewesen. Zwei Streifen pechschwarzen Haares, welche von der weißen Haube, wie die Bäuerinnen sie tragen, zusammengehalten wurden, faßten ihre Stirn ein, die, wie überhaupt ihre Gesichtsfarbe, sehr dunkel war; ihre schwarzen, weit offenen, glänzenden Augen, welche von feinen, gebogenen Brauen eingefaßt waren, irrten bald in der Leere herum, bald ruhten sie abwechselnd auf zwei Gegenständen, von denen wir sogleich sprechen werden. Die braune Gesichtsfarbe der Madame Perrine hatte etwas Kränkliches, die Magerkeit ihres Gesichtes ließ es länger erscheinen und verrieth die Größe ihrer Adlernase zu sehr; auf ihrem Munde, welcher von anmuthigem Schnitte war, schwebte ein melancholisches Lächeln; ihre nachdenkende Stirn stützte sie auf die Hand. Madame Perrine trug ein sehr sauberes Bauernkleid, dessen schwarzer Stoff die Weiße ihrer Haube und ihres kreuzweis gebundenen Halstuchs noch mehr hervorhob.

Bisweilen bewegte ein beinahe unbemerkbares Zucken zugleich die Lippen und die Augenbrauen dieser Frau; es war dieses ein Nervenzucken, das von den Folgen einer traurigen Krankheit herrührte.

Madame Perrine war viele Jahre geisteskrank gewesen.

Zuerst war ihre Krankheit förmliche Tobsucht gewesen, aber nach und nach hatte sie ihren Charakter verändert; auf den Wahnsinn war eine schmerzliche, aber unschädliche Melancholie gefolgt. Die Zeit und die auf sie verwendete Sorgfalt hatten nach und nach eine beinahe vollständige Genesung zuwege gebracht, und die tiefe Ruhe, deren Madame Perrine, seitdem sie in der Meierei von Grand-Genèvrier eingezogen war, genoß, hatte die Genesung befestigt.

Nach aufmerksamem Studium des Charakters dieser Unglücklichen und besonders der mistrauischen Empfänglichkeit,



welche von ihrer Krankheit zurückgeblieben war, hatte ihr der Arzt, im Widerspruch mit den gewöhnlichen Vorschriften, vornämlich in der ersten Zeit, welche sie auf dem Pachthofe zubringen würde, eine beinahe vollständige Einsamkeit angerathen. In der That empfand sie über ihren früheren Zustand eine so peinliche Beschämung, sie fühlte sich so sehr durch ihn erniedrigt, daß ihr selbst Wohlwollende durch ihre Gegenwart eine unsägliche Unbehaglichkeit, ja ein wahres Seelenleiden bereitet hätten. Gewiß, hatte der Arzt hinzugesetzt, wird diese Empfänglichkeit nach und nach verschwinden, aber wenn Madame Perrine sich nicht einem Rückfall aussetzen will, der dann vielleicht unheilbar ist, so muß sie in der Einsamkeit leben. Uebrigens waren diese Vorschriften mit dem Geschmacke der Frau so sehr übereinstimmend, daß es sie glücklich machte, sich in sie zu fügen: den Tag über ging sie niemals aus, nur wenn die Nacht herangekommen war, und besonders bei hellem Mondschein machte Madame Perrine an den Ufern des Teiches häufig lange Spaziergänge.

Bruyère, welche allein täglich Zutritt zu ihr hatte, leistete ihr tausenderlei Dienste. Das junge Mädchen, welches anfangs von ihr mit mistrauischer Zurückhaltung aufgenommen worden war, hinter der sich eine peinliche Beschämung verbarg, hatte nach und nach durch ihre natürliche Anmuth und durch ihre Zuvorkommenheit die krankhafte Scheu der Madame Perrine zu beseitigen gewußt. In Kurzem nahm diese an Bruyère einen zärtlichen Antheil: eine innere Regung, welche dazu beitrug, die Genesung der armen Kranken noch mehr sicher zu stellen.

---

Als Bruyère in diese Wohnung eingetreten war, blieb sie, wie wir gesagt haben, vermöge des tiefen Nachdenkens, in welches Madame Perrine versenkt war, unbemerkt; die Gegenstände, auf welchen diese unbeweglich und schweigend abwechselnd ihren Blick ruhen ließ, waren zwei Bildnisse und zwei Briefe.

Das eine dieser Bildnisse in Miniatur lag in einer offenen Kapsel von Maroquin auf ihrem Schooße.

Das andere, welches viel größer war, denn es hatte ungefähr drei Fuß Höhe zu zwei Fuß. Breite, befand sich in einer Art von

Aufsatz, der den oberen Theil eines Meubels von Nußbaum ausmachte, dessen anderer Theil als Kommode diente.

Das Miniaturbild stellte einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren dar, mit brauner Gesichtsfarbe, lebhaften Augen, schwarzem, lockigem Haar, ein wenig in die Länge gezogenem Gesicht und geistreicher und kecker Bildung. Seine Züge zeigten, von dem Unterschiede im Alter und Ausdruck abgesehen, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit denen der Madame Perrine. Diese Aehnlichkeit fand ihre Erklärung in den Worten, die auf den Rahmen des Medaillons graviert waren:

– Der guten Mutter von Martin.

Das andere Bildniß oder vielmehr Gemälde, denn das Beiwerk gab ihm eine gewisse Wichtigkeit, trug das Datum 1845. Sein prächtiger Bronzerahmen, welcher ciselirt und vergoldet war, und über dem sich die Zeichen des Königthums erhoben, stand mit der Aermlichkeit dieser Wohnung in seltsamem Gegensatz.

Dieser prächtige Rahmen umschloß die Gestalt eines Königs – eines Königs, welcher ein Volk im Norden von Europa



beherrscht; dieser Fürst war bürgerlich einfach gekleidet; er trug einen blauen Rock, eine weiße Weste und ein schwarzes Halstuch.

Die Gesichtsbildung dieses Herrschers, welcher noch jung war, trug den Ausdruck einer eigenthümlichen Verbindung von hoher Einsicht, Entschlossenheit und Herzensgüte; sein Lächeln war sanft, obgleich ein wenig traurig, als wenn etwa allzufrühe Menschenkenntniß sein Herz verwundet hätte, ohne seine angeborne Herzensgüte trüben zu können; sein Blick erschien zugleich nach denkend und durchdringend, übrigens fehlte es seinen Zügen an Regelmäßigkeit; die Lippen waren dick, die Nase lang, das Gesicht viereckig, nur die Augen waren sehr schön und von lasurblauer Farbe, welche mit dem blonden, sehr glatten Haar und dem dicken Schnurrbart von derselben Farbe vortrefflich harmonierte.

Die Stellung, der Ausdruck dieses Fürsten zeigten die äußerste Einfachheit, ja wir möchten sagen Gutmüthigkeit, wenn man nicht Gutmüthigkeit für unvereinbar mit Energie erklären will; seine große, starke Gestalt, seine gewölbte, breite Brust, seine starken Schultern, sein fleischiger Hals, seine muskulösen Hände sahen mehr plebejisch als aristokratisch aus und kündigten Kraft und Gesundheit an.

Wir haben von dem Beiwerk dieses Bildnisses gesprochen, es war zahlreich und merkwürdig. In der Mitte des dunkeln, erdpechartigen Hintergrundes zeichneten zwei Büsten, welche, ohne Zweifel zum Zeichen, wie sehr sie zu ehren seien, auf Altären standen, ihr strenges Profil von weißem Marmor ab; der Künstler hatte sie in ein geheimnißvolles Schlaglicht gestellt.

Die eine dieser Büsten stellte Brutus dar.

Die andere Büste war die des Marcus Aurelius.

Die phrygische Mütze, mit welcher man die unbeugsame Gestalt des Brutus geschmückt hatte, war von scharlachrother Farbe und von einem glänzenden Nimbus umgeben, welcher in dem Halblight, in welches der Künstler ohne Zweifel mit Absicht diese Büste sowohl als die des Marcus Aurelius gestellt hatte, doppelt leuchtete. Die nachdenkende Stirn dieses Letzteren schien ebenfalls von einer göttlichen Klarheit zu erglänzen.

Es war unmöglich, in dieser Verherrlichung nicht einen glänzenden Beweis der Verehrung, welche dieser König für den großen Kaiser und für den großen Tribunen (?) empfinden mußte, zu erblicken.

Ist die anbetende Bewunderung eines Fürsten für Marcus Aurelius, einen dieser Gottesmänner, dieser verehrungswürdigen und dreimal heiligen Seelen, welche von Gott unmittelbar aus gegangen zu sein scheinen, allenfalls erklärlich, so wird man es vielleicht weniger begreiflich finden, wie ein absoluter Herrscher – und die Könige des Nordens sind dies alle (?) – dem unbesiegbaren Tribunen, in welchem die Mannestugend und die stolze Unabhängigkeit wahrhaft republikanischer Seelen Fleisch geworden zu sein scheinen, eine verehrungsvolle Bewunderung, eine Art von Bilderdienst habe widmen können.

Dieses waren die beiden Bildnisse, welche Madame Perrine, die geheimnißvolle Bewohnerin der Meierei von Grand-Genèvrier, mit träumerischer Miene betrachtete, von denen sie dann und wann ihren Blick losriß, um einige Stellen in den beiden Briefen, welche auf ihrem Schooße lagen, immer noch einmal zu lesen.

Der eine dieser Briefe lautete, wie folgt:

Paris, den 20. October 1845.

– Gute, liebe Mutter!

*– Nach wenigen Tagen werde ich Dich wiedersehen, bis da hin Geduld, Muth und Hoffnung; besonders brauchst Du Nichts zu fürchten; Claudius wacht über Dich, er steht für die Verschwiegenheit des Pächters ein, auch gehst Du ja am Tage niemals aus, und der Graf Duriveau besucht niemals seine Meiereien. Sollte ihn aber auch der Zufall nach Grand-Genèvrier führen, ja sogar ihn Dir gegenüberstellen, so hast Du doch Nichts zu befürchten. Seit mehr als dreißig Jahren hat der Graf Dich nicht gesehen, und Du hast so viel gelitten, arme Mutter, Du hast Dich so sehr verändert, daß der Graf unmöglich Dich wieder erkennen kann.*

*– Du sollst meinen Plan erfahren, Du sollst erfahren, warum es mir, als ich, von meiner Reise in den Norden durch die späte Enthüllung des Claudius zurückgerufen, nicht ohne*

*Mühe und Dank den vortrefflichen Empfehlungen eines meiner früheren Herren gelungen ist, beim Grafen Duriveau eine Kammerdienerstelle zu erhalten.*

*– Auch bei diesem Punkte, liebe, zärtliche Mutter, laß Dich keine Besorgniß anwandeln, ich habe die Probe bestanden, ich bin mit mir zufrieden. Ich bin in Gegenwart des Grafen ruhig und unerforschlich geblieben, und doch sagte ich während dieser seltsamen Unterredung, um mich noch besser zu prüfen, zu mir selbst:*

*– Dieser Mann, der mich mit so hochmüthigem Stolze ausfragt – dieser Mann ist mein Vater – er weiß nicht, daß ich sein Sohn bin – der Sohn dieses armen sechzehnjährigen Mädchens, das er einst in seiner Grausamkeit –*

*– Aber genug, genug, liebe Mutter, warum diese schrecklichen Erinnerungen zurückrufen? Ich erwähnte die Sache nur, damit Du aus der Ruhe, die ich bei dieser Zusammenkunft gezeigt, auf meine Selbstbeherrschung schließen könntest. Ich bitte Dich noch einmal, beruhige Dich. Während meiner Unterhaltung mit dem Grafen hat mich trotz der Gedanken und Gemüthsbewegungen aller Art, die in mir kochten, meine Kälte nicht verlassen; ich habe auf alle hochmüthigen Fragen des Grafen so passend, achtungsvoll und ruhig geantwortet, daß er mich auf der Stelle in Dienst genommen hat.*

*– Wundere Dich übrigens über diese gewaltige Herrschaft, die ich über mich selbst habe, nicht zu sehr; denn siehst Du, liebe Mutter, das Bedientenleben, dem ich zwar zuletzt entsagt hatte, das ich aber so lange geführt, hat mich so sehr daran gewöhnt, meine Gefühle in mein tiefstes Innere zu verschließen, daß mir eine scheinbare Unempfindlichkeit zur zweiten Natur geworden ist.*

*– Daher beschwöre ich Dich, theuerste Mutter, fürchte in diesem Bezug Nichts, meine Sache ist heilig und gerecht, meine Pläne werden gelingen.*

– *Du hast mich gefragt, wie das Bildniß, das ich Dir geschickt hatte, weil ich es nicht für klug hielt, es hier zu behalten, in meinen Besitz gekommen sei; der einfache, würdige und rührende Brief, den ich Dir mitschicke, wird Dich darüber belehren. Indem ich ihn an Dich einlege, gute Mutter, und bedenke, daß er von Dir, deren edles und großes Herz so grausam geprüft worden ist, gelesen und verstanden werden wird, fühle ich zum ersten Male in meinem Leben etwas Stolz; denn ich sage mir, daß Du auf Deinen Sohn stolz sein wirst, und dann ehre ich in mir den Sohn der armen Arbeiterin, die feige verführt und unwürdig verlassen worden, den Sohn des Volkes, der nach dem elendesten, gefahrvollsten, niedrigsten Leben im Begriffe steht – aber verzeih, liebe Mutter, verzeih, ich werde gewahr, daß diese Regung des Stolzes, wenn sie vielleicht die erste ist, darum nur um so lebhafter ist. Nicht mir steht es an, stolz zu werden, nur Du hast ein Recht, auf Deinen Sohn stolz zu sein, wenn sein Betragen Dir würdig und gut scheint.*

– *Lebe wohl, liebe Mutter, auf baldiges Wiedersehen – vielleicht in 3 oder 4 Tagen; denn mein Herr reiset, wie ich hoffe, übermorgen in die Sologne ab, und die Vorsicht wird mir nicht erlauben, Dich schon an dem Tage meiner Ankunft in meine Arme zu schließen.*

– *Noch einmal, lebe wohl, verehrteste der Mütter, ich küsse Dir kindlichst Stirne und Hände.*

– Dein ehrerbietiger Sohn

Martin. –

Der zweite Brief, auf den Madame Perrine oft mit Stolz die Blicke warf, war an Martin von dem Könige gerichtet, welcher oben geschildert worden<sup>6</sup>.

Den 30. August 1845.

– *Ich verdanke Ihnen das Leben – ich verdanke Ihnen mehr als das Leben – nehmen Sie dieses Portrait als Pfand meiner Erkenntlichkeit und meiner tiefen Achtung.*

– Gern erinnere ich mich, gern erinnere ich auch Sie an die Ursache dieser Erkenntlichkeit, an den Grund dieser tiefen Hochachtung.

– Es ist ein Jahr her, daß ein seltsames Abenteuer Sie zu mir in Bezug setzte. Sie konnten vermöge des Incognito, das mich verbarg, nicht errathen, wer ich war, und Sie haben mich dessen ungeachtet aus einer Lebensgefahr gerettet<sup>7</sup>.

– Ich wollte wissen, wem ich das Leben verdankte, Ihre Geschichte war einfach, Sie waren mit einer Herrschaft in's Land gekommen, dann waren Sie, dieses Verhältnisses müde, zu dem Stande Ihrer Kindheit zurückgekehrt und Handwerker geworden, um zu verdienen, was Sie brauchten, um nach Frankreich zurückzukehren.

– Ein Dritter kam dazu, er kannte mich und nannte meinen Namen.

– Zu meinem großen Erstaunen, ich gestehe es, zeigten Sie in meiner hohen Gegenwart, wie man das bei Hofe nennt, weder Verlegenheit, noch kriechende Ehrfurcht, und zu meiner noch größeren Verwunderung zeigte Ihre Haltung nichts Gezwungenes, sie war würdig und einfach. Es war mir sehr merkwürdig, bei einem Handwerker ein so sicheres Benehmen und so viel Mäßigung zu finden, und da ich ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit gegen Sie empfand, sprach ich den Wunsch aus, daß man uns Beide allein ließe. Als dies geschehen, fragte ich Sie, wie ich für den Dienst, den Sie mir geleistet, dankbar sein könnte. Ich werde Ihre Antwort niemals vergessen.

– Sie können für mich Nichts thun, sagten Sie, ich bin jung und stark, ich habe keine Familie, noch wenige Tage Arbeit, und ich werde verdient haben, was ich brauche, um nach Frankreich zurückzukehren. Aber hier, auch in diesem Lande, gibt es viele Handwerker, die nicht wie ich jung, stark und ohne Sorge für die Zukunft sind. Es gibt deren, die bei starker Familie ehrlich und arbeitsam grausame Entbehrungen erdulden, denken Sie an das unverdiente Loos dieser Männer, unserer Brüder, Sire, bewirken Sie, daß dieselben weniger zu

*erdulden haben, und ich werde Gott segnen, daß er mich gewählt, Ihr Leben zu retten.*

*– Diese Worte, die von Ihnen mit Wärme und Festigkeit ausgesprochen wurden, riefen in mir neue Verwunderung hervor. Zum ersten Mal, ich habe es Ihnen später gestanden, ward meine Aufmerksamkeit auf eine Art Elend gelenkt, die ich immer für nothwendig, unvermeidlich und hilflos gehalten hatte. Der seltsame Umstand, der uns zueinander in Bezug setzte, gab Ihrer edlen Bitte einen eigenthümlichen Charakter. Mehr und mehr betroffen von einer Uneigennützigkeit und einer Seelengröße, die ich bei den Leuten Ihres Standes für so selten hielt, unterhielt ich mich lange mit Ihnen, ich wünschte alle Einzelheiten aus Ihrem Leben zu erfahren. Sie dachten wahrscheinlich, daß eitle Neugierde an meinem Wunsche zuviel Antheil hätte, und gaben mir zu verstehen, daß man das Vertrauen gewinnen, aber nicht befehlen kann. Ich sprach darauf mit Ihnen von dem Elende der Leute, welche Sie unsere Brüder nannten; das war nicht mehr Ihre persönliche Angelegenheit, es war die Sache der Ihrigen, die Sie jetzt zu vertheidigen hatten, und nun waren Sie mehr als beredtsam, Sie waren einfach, rührend und wahr. Sie nannten mir unabweisbare Thatsachen und Zahlen, Sie machten mir mit wenigen Worten die Schilderung einer unerbittlichen Wirklichkeit, Sie enthüllten mir schreckliche Dinge, und wenn Sie nicht gleich in dieser ersten Unterredung gewisse hartnäckige Vorurtheile, Meinungen und Ueberzeugungen bei mir erschütterten, so verließ ich Sie doch nachdenkend mit einem Stachel im Herzen.*

*– Ich gestehe Ihnen meinen Argwohn mit um so weniger Bedenken, da Sie ihn zerstört haben; ich glaubte einen Augenblick, daß Ihr Stolz oder meinetwegen Ihr Ehrgeiz erwachen und Ihnen die Wichtigkeit der Aufmerksamkeit, die ich Ihnen geschenkt, in übertriebenem Lichte darstellen, und daß Sie sich bald bemühen würden, sich wieder bei mir in Erinnerung zu bringen. Aber es war damit Nichts. Ich erfuhr hinter Ihrem Rücken, daß Sie den Tag nach unserer Unterredung Ihre Arbeit wieder aufgenommen hätten und daß*



*Sie sie fortsetzten, indem Sie über unser Zusammentreffen ein vollkommenes Stillschweigen beobachteten.*

*– Seitdem habe ich Sie wieder zu sehen gesucht; unsere Zusammenkünfte haben vor Aller Augen verborgen häufig stattgefunden; ich habe den geraden Sinn, den gesunden Verstand, die edle Denkungsart, welche Sie auszeichnen, mehr und mehr schätzen gelernt; ich habe Sie nicht gefragt, durch welches Zusammentreffen von außerordentlichen Umständen Sie, der mir an Herz und Geist den meisten Menschen überlegen zu sein schien, bewogen habe, sich mit einer so bescheidenen Stellung zu begnügen. Ihr Geheimniß war mir heilig.*

*– Ich höre Ihnen mit Nutzen zu. Auf meine Bitte willigten Sie ein, einige Zeit in meinem Reiche zu bleiben, wenn auch nur, indem Sie eine Arbeit für mich übernahmen, welche Sie mit ängstlicher Genauigkeit ausführten; denn Ihre Delicatesse ist äußerst argwöhnisch. Unsere Beziehung, die einmal geheim blieb, war von großem Werthe für mich; als Findelkind haben Sie alle Lagen, alles Elend der Leute vom Volke durchgemacht, später hatten Sie Ihr abenteuerndes Leben und Ihre Stellung als Bedienter mit allen Classen der Gesellschaft, von der niedrigsten bis zur höchsten, in Berührung gebracht. Von Natur nach denkend und beobachtend und mit scharfem und durchdringendem Verstande begabt, haben Sie über das, was Sie gesehen, tiefe Betrachtungen angestellt, indem Sie die Ursachen wenigstens eben so sehr als die Erfolge studierten. Dabei haben Sie, davon habe ich mich überzeugt, eine so strenge Wahrheitsliebe bewährt, daß Sie, was es in den Volksclassen, denen Sie anzugehören sich rühmten, Gutes und Böses gibt, gewiß niemals übertrieben oder zu gering dargestellt haben. Nachdem ich mich einmal Ihrer Aufrichtigkeit vergewissert hatte, widmete ich den Aufklärungen, welche ich bei Ihnen fand, ein reifliches Nachdenken; denn es waren wahrhafte, mannigfaltige, lebendige Aufklärungen, auf die ich bis dahin nicht hatte stoßen können, weil Nichts seltener ist, als die Verbindungen eines solchen Schicksals, wie das Ihrige, mit einem Charakter*

*und Geiste wie der Ihrige.*

*– Nachdem ich einmal durch reifliche Ueberlegungen, die aus unseren Unterhaltungen hervorgegangen, auf einen neuen Weg geführt war, auf welchem fortzuschreiten schwer, vielleicht gefährlich ist, eröffneten sich mir, wenn auch – ich muß es gestehen – nur langsam und nach und nach, neue Gesichtskreise, klärten sich große Wahrheiten meinem Geiste auf.*

---

*– Sie wissen, ich habe versucht, nicht undankbar gegen Sie zu sein; als ich im Begriff war, Ihnen meine Erkenntlichkeit in einer Weise, die nach Ihrem Herzen wäre, zu beweisen, reiseten Sie plötzlich nach Frankreich ab. Eine heilige Pflicht, sagten Sie, rief Sie dahin. Mit Trauer und Bedauern habe ich Sie auf eine lange Zeit, vielleicht für immer, scheiden sehen.*

*– Es will mich bedünken, Sie sind mir einen Ersatz schuldig, denken Sie auch so, so gewähren Sie mir eine Bitte, die, wie ich glaube, jetzt nicht mehr unbescheiden sein wird.*

*– Erinnern Sie sich, daß ich einst in Betreff eines außerordentlichen Vorfalles, von dem Sie Zeuge gewesen, nicht Ihre Aufrichtigkeit, aber wohl die Treue Ihres Gedächtnisses in Zweifel zog? In diesem Betreff sagten Sie mir, wäre es beinahe unmöglich, daß Ihr Gedächtniß Sie täuschte; denn seit langen Jahren schrieben Sie beinahe Tag für Tag auf, was Ihnen begegnete.*

*Ihr Leben muß von Ihrer Kindheit bis zu diesem Tage bisweilen ein so seltsames Ansehen gehabt und so verschiedenartige Lagen dargeboten haben, daß diese Erzählung, einfach und auf richtig, wie sie ohne Zweifel sein wird, nothwendig ein reicher Text zu ernsten Betrachtungen sein muß. Auch haben mich einige Worte, die Sie über diesen Gegenstand fallen ließen, besonders lebhaft ergriffen. Die Stellung des Bedienten, sagten Sie zu mir, habe Sie, indem sie Ihnen das Heiligthum des heimischen Herdes eröffnet, in den Stand gesetzt, Geheimnisse kennen zu lernen, die selbst dem*

*Arzte, dem Richter, dem Priester, den drei Beichtvätern der Seele und des Körpers, undurchdringlich gewesen, und die fehlerhafte Einrichtung des Familienlebens, welches Sie auf diese Weise von einem so nahen Standpunkte aus betrachten können, habe Ihnen, setzten Sie hinzu, die merkwürdigsten und herbsten Aufklärungen gegeben.*

*– Vertrauen Sie mir diese Memoiren Ihres Lebens an, es ist nicht eine eitle Neugierde, die mich veranlaßt, diese Bitte an Sie zu richten. Der Mensch ist überall derselbe; was in Frankreich gilt, gilt auch hier, und für Diejenigen, welche berufen sind, unter den Menschen eine weitumfassende Wirksamkeit auszuüben, ist das Studium des Menschen von mächtigem und ewigem Interesse. Soll ich noch hinzusetzen, daß ich diese Memoiren auch deshalb gern lesen möchte, weil darin vielleicht die Rede von mir und meinen Handlungen ist, und weil diese Memoiren nicht für mich geschrieben sind? Denn ich kenne Sie und weiß, daß keine Rücksicht im Stande gewesen sein wird, in dem, was mich betrifft, die Unabhängigkeit Ihrer Ueberzeugungen zu trüben.*

*– Ich dringe nicht weiter in Sie, Sie werden die Gründe meiner Zurückhaltung zu verstehen wissen; geben Sie mir eine abschlägige Antwort, so werde ich überzeugt sein, daß Sie Gründe dazu haben, welche ehrenwerth sind, und die ich im voraus zu achten weiß, ohne sie zu kennen.*

*– Leben Sie wohl, sein Sie auf immer überzeugt von der Hochachtung und tiefen Erkenntlichkeit*

Ihres wohlaffectionirten

\*\*\*\* \*

*– Ich habe Ihren Brief Nr. 2 erhalten, ich danke Ihnen über die Nachricht in Betreff der Einrichtung der Drehlade, die Sache ist bewundernswürdig; der Name des wackern Mannes, dessen liebevolle Genialität auf diese Weise Tausenden von Kindern das Leben retten wird, war hier noch unbekannt, während beim ersten Kanonenschuß der Name und Titel des einfältigsten unserer*

Menschentödter, sobald er nur recht viele gemordet und geplündert hat, innerhalb 8 Tagen von einem Ende von Europa bis zum andern wiederhallt. –

---



## Vierzehntes Kapitel.

### *Die Unterredung.*

Madame Perrine, immer noch in die Briefe und in die Betrachtung der beiden Bildnisse, von denen wir gesprochen haben, vertieft, bemerkte Bruyère's Gegenwart nicht.

Seit der unvollkommenen Enthüllung des alten Jacob, welche so interessant für sie war, da sie ihr die schwankende Hoffnung gab, vermöge gewisser Gegenstände, welche, wie der Greis sagte, seit langer Zeit in einem verlassenen Backofen verborgen seien, in das Geheimniß ihrer Geburt einzudringen, fühlte das junge Mädchen eine peinigende Ungeduld. Gleichwohl konnte sie sich nicht enthalten, als sie bei Madame Perrine eintrat, beim Anblick des königlichen Bildnisses, dessen reichvergoldeter Rahmen zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, lebhaft ergriffen zu werden.

Aber nachdem sie beinahe unwillkürlich einen raschen Blick auf dasselbe hatte, wandte sie die Augen ab, weil sie es ihrer nicht würdig hielt, dieses Bildniß, dessen Existenz ihr durch eine Art Unachtsamkeit enthüllt wurde, länger zu betrachten; denn Madame Perrine hatte bis dahin in Bruyère's Gegenwart den oberen Theil des Geräths, welches dieses Gemälde enthielt, bis dahin niemals geöffnet.

Um ihrer peinlichen Lage ein Ende zu machen und die Aufmerksamkeit der Madame Perrine auf sich zu ziehen, hustete das junge Mädchen erst leise, dann lauter, dann verrückte sie, als

sie sah, daß Madame Perrine noch immer in Gedanken war, einen Stuhl. Bei diesem plötzlichen Geräusch fuhr diese auf, erhob sich mit einer raschen Bewegung und schloß die Thüren des Schrankes, um das Bildniß zu verbergen, während sie sich zugleich bestrebte, die beiden Briefe und das Miniatur-Gemälde, welches Martin darstellte, in die Tasche zu stecken. Dann wandte sie sich zu Bruyère und sagte zu ihr sanft, aber ziemlich verlegen:

– Guten Abend, liebes Kind, ich hatte Dich nicht gesehen.

– Ich trat herein, ohne daß Sie mich hörten, Madame Perrine, – antwortete Bruyère verlegen über die Zudringlichkeit, die sie, ohne es zu wollen, ausgeübt hatte; – ich machte ein Bisschen Lärm, damit Sie bemerkten, daß ich da wäre, nehmen Sie's nicht übel.

Madame Perrine reichte dem jungen Mädchen liebevoll die Hand, diese drückte sie an ihre Lippen.

- Da die Stunde, in der Du gewöhnlich kommst, vergangen war, – fuhr Madame Perrine fort, – erwartete ich Dich nicht mehr, liebes Kind.

Bruyère, die in diesen Worten eine Gelegenheit sah, sogleich auf den Gegenstand zu kommen, den sie mit Madame Perrine zu besprechen sich vorgesetzt hatte, antwortete mit bewegter Stimme: – Es ist, weil der alte Jacob so lange mit mir gesprochen hat, Madame Perrine.

– Der alte Jacob, der arme, alte Schäfer, von dem Du mir ein paar Mal erzählt hast? Hast Du mir nicht gesagt, daß er seit langer Zeit das Gedächtniß verloren habe, und daß er zu Niemand spräche?

– Es ist wahr, Madame Perrine, ich bin auch sehr erstaunt, um so mehr, da das, wovon er mich unterrichtete –

Bruyère vollendete nicht, Verwirrung, Furcht malten sich auf ihrem Gesichte, Madame Perrine, verwundert über das Schweigen und die Gemüthsbewegung des jungen Mädchens, erwiderte:

– Du bist ganz blaß, Du zitterst, Du schweigst, was fehlt Dir, Kind, was ist vorgefallen?

Nach neuem Zögern sprach das junge Mädchen schüchtern:

– Madame Perrine, ich stehe allein in der Welt, ich habe

Niemanden, der mir in diesem Augenblicke rathen kann, ich wage nicht, aus mir selber zu handeln, und nun komme ich zu Ihnen –

– Sprich – sprich, – antwortete Madame Perrine mit zärtlicher Eile, – ich habe nicht viel Einsicht, aber ich habe Dich lieb, das wird mich gewiß auf den rechten Weg leiten.

– Oh – halten Sie wirklich Etwas auf mich, Madam Perrine? – sagte Bruyère lebhaft.

– Ob ich Dich lieb habe, liebes Kind! Ich liebe Dich, wie ich meine Tochter lieben würde, wenn das Schicksal mir eine gegeben hätte, aber es hat mein Mutterglück beschränkt, ich habe niemals mehr als ein Kind gehabt, nur einen Sohn – den besten, den würdigsten der Söhne, – setzte sie stolz hinzu.

Dann wandte sie sich zärtlich zu Bruyère.

– Aber Du siehst, ich habe kein Recht, mich zu beklagen: ich habe einen Sohn, auf den ich stolz sein kann, und Du hast mich beinahe so lieb, wie Du Deine Mutter haben würdest, nicht wahr, liebes Kind?

– Ja – o ja – wie ich meine Mutter geliebt haben würde. – Dann aber verbesserte sich das Mädchen und fügte halb laut hinzu: – ach nein, einer Mutter sagt man Alles.

Und sie schwieg von neuem und trocknete ihre Augen.

– Höre, liebes Kind, seit einiger Zeit machst Du mir Sorgen, – sagte Madame Perrine, indem sie Bruyère zu sich heranzog und sie besorgt bei der Hand faßte: – ja seit einiger Zeit habe ich Dich bleich gefunden, leidend, zerstreut, besonders vor einem Monat, Du weißt, als Du mich drei Tage nicht besucht hattest, da fand ich Dich so verändert.

– Ich war krank gewesen, – antwortete Bruyère lebhaft, – sehr krank, Madame Perrine, ich versichere es Ihnen.

– Ich habe es nur zu wohl bemerkt; als Du wieder kamst, warst Du kaum zu erkennen und –

– Ich bitte Sie, – rief das junge Mädchen, mit beinahe flehender Stimme, lassen Sie uns davon nicht sprechen.

– Gott! Gott! Bruyère, was hast Du? Warum diese Heimlichkeit, diese Verlegenheit, diese Thränen?

– Es ist Nichts, Madame Perrine, – versetzte Bruyère, indem sie versuchte, sich ruhiger zu zeigen. – Die Worte des alten Jacob,

die Hoffnung, welche sie in mir erregt haben, machen mir wohl den Kopf drehen, nehmen Sie's nicht übel, Madame Perrine.

– Nun, armes Kind, – sagte Madame Perrine, indem sie Bruyère auf die Stirn küßte, – beruhige Dich, laß hören, Du wolltest mich eben in Bezug auf die Unterredung mit dem alten Schäfer um Rath fragen.

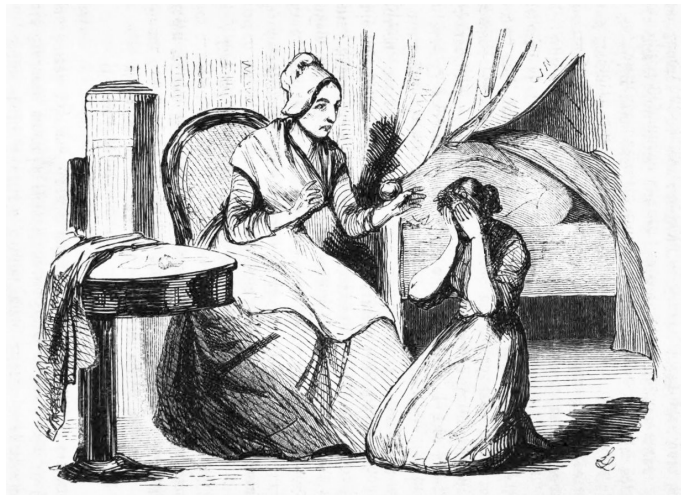
– Ja, Madame Perrine; denn nach dem, was mir der alte Jacob gesagt hat, könnte ich vielleicht eines Tages meine Aeltern wieder erkennen.

– Und wie das?

– Hören Sie, Madame Perrine, ich bin ein ausgesetztes Kind, vielleicht sind mein Vater, meine Mutter durch die Nothwendigkeit gezwungen worden, mich zu verlassen.

– Sobald man einer Mutter nicht ihr Kind raubt, und das mit Gewalt oder während sie schläft – eine Frau, die ihr Kind verläßt, ist ein Ungeheuer, – rief Madame Perrine mit eigenthümlicher Erhebung.

Und jetzt färbte sich zum ersten Male, seitdem sie mit Bruyère sprach, ihr blasses Antlitz mit lebhaftem Roth, ihre Augen glänzten.



Kaum hatte Martin's Mutter diese Worte ausgesprochen, als Bruyère einen herzerreißenden Schrei ausstieß, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und mit dem Ausrufe auf die Kniee fiel:

– Gnade! Gnade !

– Bruyère, was hast Du, warum bittest Du mich um Gnade? – sagte Madame Perrine, indem sie Schrecken, Schmerz und



Verzweiflung in den Zügen des jungen Mädchens sich abmalen sah.

Darauf glaubte sie plötzlich die Ursache dieser Aufregung zu errathen und sagte jetzt ihrerseits flehend und mit betrübter Stimme:

– Bruyère, verzeih, ich muß Dich um Gnade bitten, liebes Kind; denn, ohne es zu wollen und durch die erste Regung hingerissen, habe ich vielleicht Deiner Mutter Unrecht gethan. Verzeih mir, liebe Kleine, ich habe übel daran gethan, so zu sprechen wie ich that – lieber Gott, so ein armes, junges Mädchen, verrathen, verlassen, verliert denn wohl den Kopf – was soll man dazu sagen, Furcht, Scham –

– O ja! nicht wahr, Madame Perrine, – rief Bruyère schauernd, – die Schande – es ist so etwas Fürchterliches die Schande und dann die Spöttereien, die Verachtung, wenn man daran nicht gewöhnt ist – o die Schande, sehen Sie, ich könnte es nicht überleben.

Und da Bruyère bemerkte, daß bei diesen Worten Madame Perrine zusammenfuhr und sie mit sorgenvoller Verwunderung und Neugierde ansah, setzte sie rasch hinzu:

– Ich muß auch sagen, Madame Perrine, als mir vorhin der alte Jacob sagte, daß ich vielleicht meine Mutter wieder finden könnte – da war zuerst meine Freude groß; aber bald darauf sagte ich zu mir selbst: wenn ich meine Mutter entdecke, wenn ich zu ihr gehe, so bedecke ich sie vielleicht mit Schande; denn vielleicht ist ihr Fehltritt verborgen geblieben, oder er ist vergessen, und ich, ihre Tochter, ich würde diesen Fehltritt, diese Schande wieder erwecken – und doch – seine Mutter zu kennen, sie zu sehen – o Madame Perrine, was soll ich machen, Sie sehen, daß ich Ihren Rath sehr nöthig habe – aber was haben Sie? Wie werden Sie bleich, Ihre Hände zittern.

– Es ist Nichts, Kind, – antwortete Madame Perrine mit veränderter Stimme, indem sie sich mit der Hand über ihre heiße Stirn strich: – Deine Aufregung steckt mich an, und dann, wenn Du wüßtest, welche Erinnerung! Doch von mir ist nicht die Rede, wir wollen von Deinen Angelegenheiten sprechen. Dein Zögern verstehe ich wohl – es beweist mir Dein vortreffliches Herz – nur sage mir, wie hat der alte Jacob Dir Hoffnung geben können, Deine Aeltern wieder zu finden?

– Gewisse Gegenstände, die mir behilflich sein könnten, das Geheimniß meiner Abkunft zu enthüllen, seien, sagte er, in den Trümmern des Backofens dahinten am Ufer des Teiches versteckt.

– Wie hat der alte Jacob das erfahren?

– Im Traum –

– Im Traum! armes Kind, dem Traum eines armen Greises, der von Leiden geschwächt ist, schenkst Du Glauben?

– Was er einen Traum nennt, Madame Perrine, ist ein Gedächtnißblitz, wie er sie manchmal hat.

– Aber hat er Dir keine anderen Aufklärungen gegeben?

– Nein, Madame Perrine; nach dieser Enthüllung sank er, ohne Zweifel erschöpft, in sein finsternes Schweigen zurück.

– Aber wer hat diese Gegenstände dort versteckt?

– Er selbst.

– Wie sind sie in seinen Besitz gekommen?

– Eine unbekannte Person hat sie ihm gegeben, mehr konnte ich nicht erfahren; denn ach in diesem Augenblicke verließ ihn sein Gedächtniß.

– Das ist seltsam, – sagte Madame Perrine nachdenkend, indessen Nichts ist leichter, als sich über die Wahrheit dieser Enthüllung zu vergewissern. Wo ist das Versteck, das er Dir bezeichnet hat?

– Zwei Schritt von hier.

– Ein Haufen Ziegel, ganz bedeckt mit Moos und Epheu, da, dicht am Teich – nicht wahr?

– Ja, Madame Perrine, es war ein früherer Backofen der Meierei, er ist verfallen, weil man näher am Hause einen anderen erbaut hat.

Nach einem Augenblicke Stillschweigens, während dessen die Züge der Madame Perrine häufiger, als es bis jetzt der Fall war, durch ihr Nervenzucken bewegt zu sein schienen, sagte sie zu Bruyère:

– Höre, liebes Kind, Du mußt Dich, scheint es mir, vor allen Dingen von der Wirklichkeit dessen, was der alte Jacob Dir gesagt hat, überzeugen; die Entdeckungen, die Du machst, mögen Deine

weiteren Schritte bestimmen. Ist das nicht auch Deine Meinung?

– Ja, Madame Perrine.

– Die Stunde ist passend, in der Meierei schläft Alles, warum gehst Du nicht gleich hin, dieses Versteck zu untersuchen?

– Madame Perrine, Sie gehen ja manchmal des Abends aus, wollen Sie mich nicht begleiten?

– Gern, liebes Kind.

Im Augenblick, wo Madame Perrine sich anschickte, hinauszutreten, faßte Bruyère sie lebhaft bei der Hand, und ihre Lippen öffneten sich, als wenn sie sprechen wollte, dann ließ sie, wahrscheinlich von ihren Gedanken übermannt, niedergeschlagen den Kopf sinken, ließ die Hand ihrer Beschützerin los, stieß einen tiefen Seufzer aus und murmelte:

– Nein, die Kraft fehlt mir, ich wage nicht.

– Was wagst Du nicht, Kind?

– Ihnen Alles zu sagen – und doch werde ich müssen; denn sehen Sie, Madame Perrine, es ist nicht bloß um meinetwillen, daß ich meine Aeltern kennen möchte –

– Nicht bloß um Deinetwillen?

– Kommen Sie – kommen Sie – Madame Perrine, – sagte Bruyère eilig, als wenn sie gefürchtet hätte, von einem Ausbruch unwillkürlicher Offenherzigkeit überrascht zu werden – kommen Sie – was wir in diesem Versteck finden, soll darüber entscheiden, ob ich schweige oder Ihnen Alles sage.

Die beiden Frauen traten aus dem Zimmer, gingen über die kleine Treppe und waren außerhalb der Gebäude.

Der Himmel war bewundernswürdig heiter, über dem schwarzen Vorhang von großen Tannen, die sich unabsehlich weit erstreckten, glänzte der Vollmond, ein weißlicher Dunst schwebte über dem stehenden Wasser des Teiches, aber diese ungesunde Ausdünstung vertheilte sich, je höher der Mond allmählig herauf stieg, dessen glänzender Widerschein den Teich in eine ungeheure Silberfläche verwandelte.

Tief war das Schweigen.

Der Abendwind, der das trockene Schilf bewegte, machte es stoßweise rauschen, aber wenn von Zeit zu Zeit dieses leichte Säuseln, mit dem launischen Blasen des Windes aufhörte, hätte

ein aufmerksames Ohr in der Ferne – weit in der Ferne – den dumpfen, regelmäßigen Hufschlag mehrerer galoppierender Pferde, die nach und nach näher kamen, unterscheiden können.

Madame Perrine und Bruyère waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um diesen Umstand zu bemerken.

---



## Fünfzehntes Kapitel.

### *Enthüllung.*

Madame Perrine und Bruyère waren bald an den Trümmern des alten Backhauses; es waren von ihm nur noch zwei halb eingestürzte Mauerstücke übrig, die einen rechten Winkel bildeten. In der Mitte des einen von ihnen sah man das Loch des Ofens, welches mit Ziegeln, die durch Erde verbunden waren, auf rohe Weise zugemacht war. Vermöge dieser Vorkehrung konnte diese Höhlung nicht den Mardern, den Iltissen, den Füchsen und anderen unversöhnlichen Feinden der Hühnerhöfe zum Lager oder zum Hinterhalte dienen. Der Epheu, die Brombeersträucher, welche dieses Mauerwerk bedeckten, ließen bei Mondschein nur den Halbbogen von Ziegeln, die früher durch die Flammenwirbel, die aus der Oeffnung des Ofens herausschlugen, geschwärzt und verkalkt waren, erblicken.

Einige Schritte von diesen Trümmern, welche auf der aus dem Teiche herausgeworfenen Erde lagen, erhob das Rohr, mit dem der Teich umgeben war, seine bereits verblichenen Schafte; mitten unter ihnen sah man über der Fläche des Wassers den obern Theil einer Schleuse, welche bestimmt war, das Gewässer des Teiches, wenn man ihn, um ihn auszufischen, trocken legte, in einen breiten mit Binsen bedeckten Canal abzulassen.

Die Aufregung der Madame Perrine wuchs jeden Augenblick. Die verschiedenen Vorfälle dieses Tages, die Erinnerungen, über die sie geschwiegen hatte, aber die darum nicht weniger laut in ihrem Herzen sprachen, Bruyère's Verlegenheit und ihr halbes Geständniß riefen in Madame Perrine eine heftige Gemüthsbewegung hervor; denn seit ihrer Genesung war ihr Leben in der vollkommensten Ruhe und Einsamkeit verlaufen. Sie schrieb es also den Vorfällen dieses Abends zu, wenn sie seit einigen Augenblicken eine gewisse fieberhafte Betäubung bemerkte.

– Da ist's, – sagte Bruyère, indem sie in dem Winkel, der durch die beiden Mauerstücke der Bäckerei gebildet wurde, still stand und der Madame Perrine die Oeffnung des Ofens zeigte.

Diese erwiderte:

– Das Versteck ist wenigstens gut gewählt; denn man könnte hier tausend Mal vorbeigehen, ohne Etwas zu vermuthen.

– O, Madame Perrine, wie klofft mir das Herz, – sagte Bruyère zitternd, – aber freilich da ist's.

– Glaube mir, Kind, täusche Dich nicht durch zu lebhaftes Hoffnung, aber laß uns eilen. Ich weiß nicht, ob es die Nacht kühle ist, – setzte Madame Perrine mit schwächerer Stimme und zusammenschauernd hinzu, – aber ich zittere am ganzen Körper.

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Bruyère sich mit der Energie und Beständigkeit eines Landmädchens mit einem Stocke versah, die Trümmer erklimmte, bei der Oeffnung des Ofens anlangte, den Epheu und die Brombeersträucher entfernte und ohne Mühe in dem Mauerwerk von Ziegeln und Erde ein Loch machte. Plötzlich erklang fern, und als ob es von der äußersten Nachtseite des Teiches käme, in der Luft das Geschrei des sologner Adlers, aber die Entfernung schwächte diesen Ruf so sehr, daß er kaum vernehmlich war.

Dennoch traf er das Ohr Bruyère's, sie kehrte sich unruhig und aufmerksam um.

– Was hast Du? – fragte Madame Perrine, die Nichts gehört hatte. – Was stößt Dir zu, liebes Kind?

Bruyère, noch immer stumm und unbeweglich, machte mit der

Hand gegen Madame Perrine eine bittende Bewegung, neigte das Köpfchen und horchte auf's Neue ängstlich.

Sie hörte Nichts mehr, sei es, daß der Ruf nicht wiederholt wurde, sei es, daß er durch einen der leichten Windstöße, die von Zeit zu Zeit aus gerade entgegengesetzter Richtung kamen und das mehr und mehr genäherte Geräusch mehrerer galoppierender Pferde herübertrugen, vermehrt wurde.

– Liebes Kind, – sagte Madame Perrine in einem Tone, welcher Beängstigung und Leiden verrieth, – ich bitte Dich, laß uns eilen, ich fühle mich nicht wohl. Diese Worte brachten Bruyère wieder zu sich selbst; in wenigen Augenblicken hatte sie eine Oeffnung gemacht, welche hinreichte, sie in die dunkle Höhlung eindringen zu lassen, aber Madame Perrine faßte sie beim Kleide und sagte zu ihr:

– Liebes Kind, nimm Dich in Acht, es gibt in dieser Landschaft gefährliche Schlangen, wenn so eine in diesem Loche versteckt wäre?

– Fürchten Sie Nichts, Madame Perrine, es ist noch nicht die Zeit, wo die Schlangen sich hinlegen, um zu erstarren. Mit diesen Worten machte sich Bruyère durch eine leichte Bewegung aus den Händen von Madame Perrine los, deren Herz sich krampfhaft zusammenzog, als sie das junge Mädchen in dem Dunkel der Wölbung des Ofens verschwinden sah. In diesem Augenblicke, aber Bruyère konnte es nicht mehr hören, erklang aufs Neue und diesmal durchdringend, deutlich und nahe der Ruf des Adlers der Sologne.

– Ein Raubvogel – das ist schlimm – ein böses Anzeichen, – sagte Madame Perrine zusammenfahrend ganz leise.

Darauf, als hätte dieser Gedanke ihre Besorgniß für das junge Mädchen verdoppelt, neigte sie sich gegen den schwarzen Eingang des Ofens und rief:

– Bruyère, liebes Kind, sprich doch zu mir.

– Ich suche das Gewölbe entlang überall und finde Nichts, – antwortete das junge Mädchen traurig.

– Ich wußte es wohl, armes Kind, – sagte Madame Perrine.

Darauf setzte sie, nach der Seite, woher der Wind kam, hinhorchend, halb laut hinzu:

– Es ist seltsam, es ist, als wenn man mehre Reiter heran galoppieren hörte.

Sie horchte wieder hin und sprach: Es werden die Füllen einer benachbarten Meierei sein, die des Nachts im Freien bleiben und sich bei Mondschein erlustigen.

Plötzlich stieß das junge Mädchen einen durchdringenden Schrei aus.

– Was gibt's? – sagte Madame Perrine entsetzt. – Bruyère, um Gottes Willen, antworte!

– Ein Kästchen, Madame Perrine. Und beinahe in demselben Augenblicke erschien das junge Mädchen ganz zitternd vor unverhoffter Freude am Eingange der Wölbung wieder.

Ein Maler hätte aus dieser Scene ein Gemälde von reizen der Eigenthümlichkeit machen können.

Bruyère erschien im Volllichte des Mondes im Eingange der Wölbung auf den Knien, das Kästchen in den Händen haltend; die grünen Blätter des Epheu, die vom Herbst gerötheten Zweige der Brombeere faßten mit ihren zierlichen Guirlanden den dunkeln Halbbogen ein, in dessen Mitte, von weißem Lichte über fluthet, die Gestalt des jungen Mädchens unbeweglich auf den Knien, die Augen in Thränen schwimmend, mit einem Ausdrücke unaussprechlicher Hoffnung zum Himmel erhoben, glänzte.

Trotz ihrer Aufregung und Unruhe und der mit Besorgniß gemischten Neugierde, die ihr Bruyère's Entdeckung einflößte, blieb Madame Perrine bei dem Anblicke dieses reizenden Bildes einen Augenblick stumm.

– Dank Dir Gott im Himmel! der alte Jacob hat mich nicht getäuscht, vielleicht werde ich meine Mutter kennen lernen, – sagte Bruyère mit bebender Stimme, dann war sie mit einem Satze bei Madame Perrine und sagte:

– Da ist das Kästchen.

Dies Kästchen hatte nichts Bemerkenswerthes als seine ziemlich seltsame Form; es war rund, mit plattem Boden und gewölbtem Deckel; an einigen Stücken Zeugens, welche Zeit und Feuchtigkeit allein übrig gelassen hatten, konnte man sehen, daß es früher mit grünem Tuch bedeckt gewesen war, welches an das Holz mit kleinen, kupfernen Nägeln befestigt gewesen, die jetzt



vom Grünspan zerfressen waren. Dieses Kästchen hatte wahrscheinlich als Behälter für eine ähnliche Spitzenarbeit gedient wie wir sie im Zimmer der Madame Perrine neben ihrem Lehnstuhle gesehen haben.

Die Köpfe der Nägel, welche das Tuch festhalten sollten, rundeten sich, nachdem sie auf dem Deckel einige grobe Arabesken gebildet, zu folgendem Namen in Cursivschrift ab:

Perrine Martin.

Madame Perrine war beim Anblick des Kästchens zuerst von Betäubung ergriffen, als ob sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, sobald sie aber beim glänzenden Lichte des Mondes diesen Namen las, der der ihrige war, stieß sie einen lauten Schrei aus.

– O Gott! Madame Perrine, was ist Ihnen? – sagte Bruyère.

Madame Perrine antwortete Nichts, nahm das Kästchen, um es noch näher zu prüfen und rief mit zitternden Händen und verstörten Blicken in Zwischenräumen aus, ohne an Bruyère's Gegenwart zu denken:

– Dieses Kästchen – ist mein – aber wie kommt es hier her? – ich habe es mitgebracht in dieses Haus – ja, ich erinnere mich – in dieses Haus – wohin man mich brachte – als ich noch nicht ganz wahnsinnig war.

– Sie wahnsinnig? – rief Bruyère mit Schrecken.

– In dies Haus, – fuhr Madame Perrine mehr und mehr verwirrt fort, – in dies Haus, wo man mich so lange bewacht gehalten hat, und als ich herauskam – geheilt – da erinnere ich mich wohl, ich forderte dieses Kästchen – und auch noch andere Dinge – an denen ich hing – o! sehr hing – und man antwortete mir, man wüßte nicht, was ich wollte.

– Dieses Kästchen gehört Ihnen? – rief Bruyère, und einen Augenblick durchleuchtete sie eine thörichte Hoffnung, ob vielleicht Madame Perrine ihre Mutter wäre! – Aber sie erinnerte sich bald, daß diese wenige Augenblicke vorher ihr Bedauern ausgesprochen hatte, daß sie niemals eine Tochter gehabt habe.

Sprachlos erwartete Bruyère mit unaussprechlicher Angst die Aufklärung dieses Geheimnisses.

Madame Perrine hatte das Kästchen auf einen Schutthaufen

gestellt. Jetzt ließ sie, wenn auch wegen des Rostes nicht ohne Schwierigkeit, eine beinahe unbemerkbare Feder spielen, öffnete das Kästchen und nahm zuerst eine kleine Kinderklapper von Weidenholz, an welcher Schellen hingen, heraus, wie arme kleine Kinder sie bisweilen haben.

– Seine Klapper, – rief Madame Perrine, – meines Sohnes Kinderklapper – ich hielt sie für verloren – welches Glück – da ist sie, – und nachdem sie dieses Spielwerk mit freudigen Küssen bedeckt hatte, legte sie es wieder in's Kästchen. Darauf kam ein kleines Taschenbuch von Maroquin an die Reihe, das mit Zierrathen bedeckt war, die von der Zeit schwarz geworden waren, und zwischen denen eine Grafenkrone glänzte.

– Das Taschenbuch, das sein Vater einmal hatte fallen lassen, in welchem jene schrecklichen Briefe waren – und da sind ja auch die beiden kleinen hölzernen Klöppel, die der arme Claudius, der beste und der unglücklichste der Menschen, für mich geschnitzt hatte – o welches Glück – meine theuren Schätze – meine heiligen Reliquien – die ich so lange beweint – finde ich euch endlich wieder! – und Madame Perrine bedeckte diese Gegenstände mit Thränen und Küssen und zwar in fieberhafter und schreckenerregender Aufregung; denn mit ihrem Schluchzen verbanden sich bald krampfhaftige Bewegungen.

– Aber Dieses hier – Das kenne ich nicht – Das hatte ich nicht hier gelassen, – sagte Madame Perrine plötzlich.

Und sie ergriff einen ziemlich schweren ledernen Geldbeutel, welcher, ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit angegriffen, unter der Last seines Inhaltes barst. Eine große Anzahl Goldstücke fiel heraus.

– Gold! – rief Madame Perrine mit wachsender Verwunderung.

Dann setzte sie hinzu:

– Was bedeutet dieses Pergament? In der That war an dem Beutel ein Stück vergilbtes Pergament befestigt, welches offenbar von dem Deckel eines alten Buches abgerissen war.

– Da ist etwas Geschriebenes! – rief Madame Perrine.

– O lesen Sie! – stotterte Bruyère, deren Gedanken sich vor allen diesen unerwarteten Thatsachen zu verwirren anfangen.

Bei dem überaus hellen Mondlicht konnte Madame Perrine

Folgendes lesen:

– Dieses Kästchen und was es in sich schließt, soll der Mutter meiner Tochter gehören, welche gegenwärtig fünf Jahre alt ist, ich bin genöthigt, auszuwandern und sie zu verlassen, ich vertraue sie einem treuen Menschen an. Diese Gegenstände werden meiner Tochter behilflich sein, sich eines Tages, wenn ich es für passend halte, bei ihrer Mutter zu legitimiren, später werde ich andere Vorschriften ertheilen. Aber da ich in Kurzem fallen kann, so sollen diese Worte mein Testament sein und in diesem Testament will ich ein Geständniß aussprechen, das mich niederdrückt.

– Ich, der ich bis jetzt Alles gewagt und Nichts geachtet habe, ich fühle in diesem Augenblick eine Regung des Gewissens. Ich habe ein schreckliches, namenloses Verbrechen begangen; ich muß anfangen es abzubüßen, indem ich es Dem, welcher dieses lesen wird, enthülle.

Von hier an hatte die Feuchtigkeit das Pergament durchdrungen und fleckig gemacht, so daß viele Worte beinahe unleserlich, andere vollkommen erloschen und in Folge dessen die letzten Zeilen unverständlich waren; aber Madame Perrine, mehr und mehr aufgeregert und von verzehrender Neugierde fortgerissen, las die unzusammenhängenden Worte rasch nach einander weg, als hätten sie einen vollständigen Sinn dargeboten.

---

Das Pergament fiel der Madame Perrine aus den Händen.

Der neue und schreckliche Stoß, welchen ihr der Inhalt dieser Zeilen versetzte, gab ihrem Geiste so zu sagen für einen Augenblick das Gleichgewicht wieder, gleichwie ein Denkmal, das durch eine Schwankung des Bodens auf seinem Fußgestelle wankt, für den Augenblick durch eine entgegengesetzte Schwankung wie der auf seine Stelle gerückt wird, bis endlich eine letzte Erschütterung es mit Gepolter zusammenstürzen macht.

So unvollkommen der Sinn dieser halbverloschenen Worte war, begriff Perrine Martin doch ihre Bedeutung. Ein Schändlicher hatte, von der Schönheit dieser Unglücklichen ergriffen, den Zustand von Geistesabwesenheit, in welchem sie versenkt war,

mißbraucht. Bruyère war die Frucht dieses schrecklichen Verbrechens, und sie, Perrine Martin, war Mutter geworden, ohne daß ihr davon irgend eine Erinnerung geblieben wäre.

Bei dieser schrecklichen Enthüllung fühlte das mütterliche Herz dieser Unglücklichen nur Eins, Eine unendliche, göttliche Freude – es war ihr eine Tochter geboren – und diese Tochter – sie konnte sie an's Herz drücken.

Und sie rief aus, indem sie ihre Arme nach Bruyère ausstreckte:

– So eben fühlte ich, daß mein Wahnsinn zurückkehren wollte, jetzt fürchte ich Nichts mehr. Komm – komm, meine Tochter, Du gibst mir den Verstand wieder. –

Sie hatte Recht, es gibt Lagen, in welchen eine Mutter nicht wahnsinnig werden kann und es nicht wird.

– Sie, meine Mutter? – rief Bruyère erstarrt; denn sie war zu unbefangen, als daß sie den gehässigen Sinn der verstümmelten Worte, welche ihre Mutter verwirrt vorgelesen hatte, hätte durchschauen können.

– Ja! ich bin Deine Mutter, – sagte Madame Perrine schluchzend und Bruyères mit Thränen und Liebkosungen bedeckend, – das Uebrige geht uns nicht an – siehst Du, Du bist meine Tochter – was wollen wir mehr? O, mein Gott! und ich sagte eben erst, wie glücklich wär' ich gewesen, wenn ich zugleich eine Tochter hätte und einen verehrungswürdigen Sohn – einen Sohn hatte ich schon – o, einen würdigen Sohn – o, Du wirst ihn lieb haben, Deinen Bruder.

– Eine Mutter, ein Bruder! – murmelte Bruyère, indem sie ihrer Mutter Thränen für Thränen, Liebkosungen für Liebkosungen, Seligkeit für Seligkeit zurückgab.

Plötzlich fuhr Perrine Martin zusammen und sagte ganz leise zu Bruyère, die sie an ihren Busen gedrückt hielt:

– Man ruft Dich –

– Mich, Mutter?

– Ja, horch! In der That ertönte durch ein wildes Geräusch von auf dem Boden schleppenden Säbeln, Hufritten von Pferden, großen, eisenbeschlagenen Stiefeln und verworrenem Geschrei, was Alles in seinem allmäligen Wachsen Perrine Martin und ihre

Tochter wegen ihrer inneren Aufregung überhört hatten, die durchdringende und wichtigthuende Stimme des Herrn Beucaudet.

– Wir suchen Bruyère, – sagte der Gensd'armenunteroffizier, – im Namen des Gesetzes, dessen Kenntniß von Jedem vorausgesetzt wird, wo ist Bruyère. Ich muß sie festnehmen.

Es ist unmöglich zu beschreiben, mit welcher krampfhaften Gewalt der Mutterliebe Perrine Martin, als diese Worte ihr Ohr trafen, ihre Tochter an ihren Busen drückte, indem sie sich mit ihr in den durch die beiden Mauern des Backofens gebildeten Winkel verkroch, welche an dieser Stelle einen tiefen Schatten warfen.

– Festnehmen? Bruyère! – rief die gute, mannhafte Robin.



– Sind Sie toll, Herr Beucaudet? Diese arme Kleine festnehmen, den Schutzgeist der Landschaft.

– Das ist wahr, – riefen die Knechte – die arme Kleine festnehmen zu wollen – und warum?

– Weil sie des Kin – des – mords angeklagt ist, – antwortete Beucaudet mit entscheidendem Tone, indem er nach seiner

Gewohnheit die Sylben trennte.

– Was machen Sie da für einen Singsang? – fragte die Robin, – Sie sprechen wohl wieder Ihr Rothwelsch?

– Mit andern Worten, Unwissende, die Du bist, – versetzte Beucadet verächtlich, – Bruyère ist im Verdacht, ihr Kind getötet zu haben.

Bei diesen Worten hörte man hinter der Ecke, welche durch die verfallenen Mauern der Backstube gebildet wurde, zwei Frauen stimmen fürchterlich aufschreien.

In dem Augenblicke, wo Beucadet, von seinen Gensd'armen begleitet, nach dieser Richtung hinlief, riß sich Bruyère mit der Schnelle des Blitzes aus der krampfhaften Umarmung ihrer Mutter los, sprang mit einem Satze über die Trümmer des Ofens und stürzte sich von dieser Höhe in den Teich.

Alles dieses war in weniger Zeit geschehen, als dazu erforderlich ist, es auszusprechen. Als Beucadet mit seinen Soldaten und von den Leuten der Meierei begleitet in der Ecke ankam, welche von den beiden Mauerstücken gebildet wurde, deren Höhe ihnen Bruyère's schreckliche That verborgen hatte, fanden sie nur Perrine Martin.

Die unglückliche Mutter lag mit dem Kopfe auf einem Steine da, die Arme steif, die Finger krampfhaft gekrümmt, die Augen starr und halb geschlossen, die Zähne fest verbissen – also überhaupt von einem schrecklichen Nervenanfalle ergriffen.

– Madame Perrine! – rief die Robin, indem sie sich neben ihr auf die Kniee warf, um ihr Hilfe zu leisten; die Gensd'armen traten um sie.

– Robin! Hilfe! – hörte man plötzlich auf der andern Seite des Ofens eine Stimme rufen. Es war einer der Knechte, welcher gehört hatte, wie Bruyère's Körper in's Wasser stürzte, und deshalb an das Ufer des Teiches gelaufen war, während die übrigen Mithandelnden auf die Trümmer zustürzten.

– Robin! – rief er aufs neue, – Bruyère hat sich in den Teich gestürzt, es liegt einer ihrer kleinen Schuhe in den Binsen – schnell zu Hilfe – mache den Kahn los – vielleicht ist sie noch zu retten.

---

Während Perrine Martin, gänzlich des Bewußtseins beraubt, in die Meierei zurückgebracht wurde, machte man den Kahn los; die Robin, die Knechte und die Gensd'armen durchsuchten und durchfischten den Teich nach allen Richtungen. Man fand Bruyère's Leichnam nicht.

Die Robin brach in Schluchzen aus und nahm den kleinen Schuh des jungen Mädchens wie eine heilige Reliquie mit, dann besann sie sich plötzlich und sagte zum Knecht:

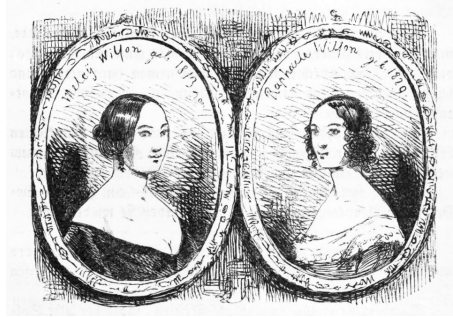
– Wir sind Thoren, daß wir weinen – ein gefeites Geschöpf wie Bruyère stirbt nicht – wir werden sie wiedersehen.

---

Herr Beucadet nahm das Protocoll über den Selbstmord auf, stieg wieder zu Pferde und eilte dem Schlosse des Grafen Duriveau zu, um ihm diese traurige Neuigkeit zu melden. Nachdem sie einige Augenblicke geritten, sagte der alte Soldat, der sich an diesem Tage mehre Male über die lächerliche Wichtigkeit, die Beucadet annahm, ungeduldig bezeigt hatte, halb laut zu seinen Kameraden, indem er auf den Quartiermeister zeigte:

– Ich habe es wohl gesehen, er vergoß Thränen, als wir zu Pferde stiegen. Desto besser – ich hatte es mir immer gedacht, daß er mehr dumm als böse sei.

---



## Sechzehntes Kapitel.

### *Mutter und Tochter.*

Während die so eben geschilderten Begebenheiten in der Meierei von Grand-Genèvrier vorgingen, hatten im Landhause de la Sablonière, welches Madame Wilson bewohnte, andere Auftritte statt.

Als Madame Wilson und ihre Tochter nach diesem unglücklichen Jagdtag nach Hause gekommen waren, hatten sie sich niedergeschlagen und ermattet auf ihr Zimmer begeben, ohne an das Mittagsessen zu denken. Herr Alcides Dumolar, welcher sich kaum von dem Schrecken erholt hatte, von dem er seit dem kühnen Angriff Bamboche's gepackt war, theilte gleichwohl die Unbekümmertheit seiner Schwester und Nichte in Betreff des Essens nicht; weichlich ausgestreckt im Lehnstuhl ließ er sich am warmen Kamin eine reichliche Mahlzeit auftragen; denn es wollte ihn bedünken, daß alle die verschiedenen Gemüthsbewegungen und besonders der Schmerz über den Verlust seines Geldbeutels ihm den Magen ganz seltsam ausgehöhlt hätten.

Raphaële Wilson gab den Bitten ihrer Mutter nach und legte sich in's Bette. Neben demselben saß ihr Kammermädchen, Mademoiselle Isabeau, ein Mädchen von höchstens dreißig Jahren, nicht schön, aber von feiner, ausdrucksvoller, gescheidter Gesichtsbildung mit prächtigem Haar und glänzenden Augen; ihre Hände waren schwächlich, ihr Fuß zierlich und ihr Wuchs schlank; das Letztere ward durch ihren sehr einfachen, aber vortrefflich



gearbeiteten schwarzen Anzug noch bemerkbarer. Mademoiselle Isabeau schien über das leidende, niedergeschlagene Ansehen ihrer beiden Herrinnen eben so verwundert wie betrübt. Auf ein Zeichen der Madame Wilson verließ sie das Gemach.

Mutter und Tochter blieben allein.

Raphaële's Schlafzimmer, welches an das ihrer Mutter stieß, war mit Toile de Perse – große Bouquette von Kornblumen auf weißem Grunde – ausgeschlagen; mit demselben Stoff waren die Meubeln überzogen, ein Wachslicht, welches von einer mattgeschliffenen Krystallkugel halb verschleiert wurde, verbreitete in dem Gemache ein mattes Licht.

Madame Wilson hatte ihren Reitanzug mit einem Morgenkleide von flachsgrauem Kasimir vertauscht, welches einen blaßrothen Besatz hatte; das geschmeidige und feine Gewebe verrieth die zarten Umrisse ihres herrlichen Körpers.

Am Bette ihrer Tochter sitzend, hielt sie mit unruhiger Besorgniß eine ihrer Hände in den ihrigen. Das allerliebste Gesicht Raphaële's, welches gewöhnlich von einem so zarten Rosenroth angehaucht war, zeigte jetzt eine solche Blässe, daß man es, wäre nicht der fieberhafte Glanz ihrer großen, blauen Augen und das tiefe Kastanienbraun ihres Stirnhaars gewesen, von dem Schneeweiß der Spitzen und des Batistes ihrer kleinen Nachthaube vielleicht kaum hätte unterscheiden können.

Dies ganz junge Mädchen und ihre junge Mutter, oder viel mehr dieses Schwesterpaar, bildeten in dieser Gruppierung ein reizendes Gemälde ! Ein sanftes Licht warf seinen zweifelhaften Schein über dieses mit blumichten Stoffen tapezierte Zimmer, welches ganz von den leichten Wohlgerüchen durchzogen war, welche die Umgebung eleganter und der höheren Gesellschaft angehöriger Frauen beständig aushaucht.

Zum ersten Male seit ihrer Rückkehr von der Jagd, waren Madame Wilson und ihre Tochter allein.

– Armer Engel, Du leidest wohl sehr? – sagte Madame Wilson zu Raphaële.

Das junge Mädchen antwortete mit einem schmerzlichen Seufzer, den ein thränenschwerer Blick begleitete.

Madame Wilson faßte den Kopf ihrer Tochter, welcher auf ihrer

Schulter ruhte, mit ihren beiden kleinen Händen und küßte sie mehre Male auf die Stirn, indem sie sagte:

– Du sollst leiden, mein Engel, Du – o ich habe bis jetzt keinen Haß gekannt – aber wer Dir das geringste Herzeleid verursachte, den würde ich mit schrecklicher, unversöhnlicher Erbitterung verfolgen.

Indem Madame Wilson von dem Hasse sprach, den sie empfinden könnte, veränderte sich der lebhafte und neckische Ausdruck ihres Gesichts, ihre Augen, die sonst immer so fröhlich und heiter waren, leuchteten von einem unheimlichen Feuer, ihr Mund, der immer so lächelnd war, schloß sich strenge, die Adern ihrer Stirn schwollen an, mit einem Worte, der Ausdruck ihres Gesichts schien Raphaëlen einen Augenblick so drohend, daß sie erschrocken ausrief:

– Mutter, hasse ihn nicht, ich habe ihn so lieb!

Bei diesen Worten Raphaële's, welche ihre unheilbare Leidenschaft für den Vicomte Scipio Duriveau verriethen, verbarg Madame Wilson mit einer plötzlichen Wendung ihr Gesicht in den Händen und zerfloß in Thränen.

– Mutter, theure Mutter; ich betrübe Dich! – rief das junge Mädchen, indem sie der Madame Wilson um den Hals fiel, – o wie bin ich verächtlich und unglücklich! Er liebt mich vielleicht nicht mehr, und ich breche Dir das Herz.

– Er liebt Dich nicht mehr! – rief Madame Wilson, in dem sie rasch mit der Hand die Thränen abwischte, die über ihre zarten Wangen liefen – er liebt Dich nicht mehr! – und ihre Wangen erglühten von der Röthe des Unwillens, – Du, Du solltest eine solche Beleidigung erfahren! Du, schön vor Allen – schön – o schön, um das Ideal, um das Unmögliche zu verwirken, – rief Madame Wilson von dem thörichten Stolze der Mutterliebe hingerissen.

– Er soll Dich nicht mehr lieben! Er, – fing sie nach einem Augenblicke Schweigens wieder an, – Du weißt nicht, was es mich gekostet hat.

Madame Wilson hielt inne, von ihrer ersten Regung hingerissen, war sie im Begriff, ihrer Tochter ein Geheimniß zu enthüllen, das sie ihr verschweigen wollte; sie verbesserte sich

also, indem sie schnell hinzusetzte:

– Nein, Du weißt nicht, wie viel Sorgen mir diese Liebe gemacht hat – beruhige Dich also – komm wieder zu Dir selbst, mein Götterbild.

– Ach, liebe Mutter, seit unserer Abreise von Paris sind wir verlobt. Und heute den ganzen Tag, Du hast es gesehen – Nichts – einige oberflächliche Höflichkeiten; kaum bekümmert er sich um mich – immer zerstreut – unaufmerksam; und was soll diese Gefühllosigkeit, und was soll ich von dieser Gleichgültigkeit denken, wenn ich sie neben diesen schrecklichen Auftritt halte – bei welchem er, wie immer, so viel Muth und Verachtung der Gefahr gezeigt hat. O, dieses Landmädchen, das er liebt – darum liebt er mich nicht mehr. Er liebt sie, und sie hat ihr Kind gemordet! – rief Raphaële mit einer unbeschreiblichen Mischung von Haß, Eifersucht und Verzweiflung.

Und sie fiel ihrer Mutter in Thränen zerfließend um den Hals und verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen.

– Ach, beklage mich, verachte mich; trotz dem Allen liebe ich Scipio noch, ich liebe ihn noch immer, ich liebe ihn vielleicht noch mehr; denn niemals ist er mir schöner erschienen, als da er allein, so jung, so schwach, aber so unerschrocken der Wuth dieser Bauern trotzte – welche ihn bedrohten. – O, fluche mir, Mutter, – setzte Raphaële hinzu, und indem sie ihr schönes Gesicht, das von Thränen überfluthet war, ihrer Mutter zuwendete, streckte sie ihr die Hände flehend entgegen, indem sie wiederholte, – fluche mir – denn Du weißt nicht Alles!

Madame Wilson richtete sich plötzlich auf und befragte ihre Tochter mit einem unruhigen, durchdringenden Blick.

– Ich habe Deine blinde Zärtlichkeit, Dein unbegrenztes Vertrauen gemißbraucht, – sagte Raphaële mit äußerster Niedergeschlagenheit.

Bei diesen Worten war die erste Regung der Madame Wilson, zurückzufahren und Raphaële's Hände, die sie in den ihrigen hielt, loszulassen; darauf erröthete sie, daß sie einen Augenblick an ihrer Tochter habe zweifeln können, wenn gleich diese sich selbst anklagte, und sagte zu ihr:

– Du, mein Vertrauen mißbrauchen? – ich glaube es Dir nicht,

armer Engel.

Diese Worte wurden mit einem so vollkommen heitern Lächeln ausgesprochen, daß Raphaële erstarrt stillschwieg.

– Nein, Du hast meine Zärtlichkeit nicht mißbrauchen können, meine Theuerste, – versetzte ihre Mutter, es wird wohl nach Deiner Gewohnheit Dein reines und gutes Herz irgend eine unschuldige Kinderei zu schwer nehmen, so wie Du auch Scipio's Kälte zu schwer nimmst. Uebrigens, böses Kind, – setzte Madame Wilson hinzu, indem sie lächelte und mit einer äußerst anmuthigen Bewegung ihr niedliches Köpfchen zu gleicher Fläche mit dem ihrer Tochter herabneigte, – wirst Du mich eben so furchtsam machen, wie Du bist; denn als Du eben ausriefst, Du boshafte kleine Blinde, er liebt mich nicht mehr, da muß ich gestehen, habe ich einen Augenblick gezittert – mich an Dir zweifeln zu machen, an der Allmacht Deiner Schönheit, dem anbetungswürdigen Einfluß Deines Geistes und Herzens – das kann ich Dir nicht vergeben. Komm, Fräulein, laß mich diese schönen Augen mit groben Küssen zudecken, da doch diese schönen Augen so kurzsichtig sind und Scipio's Liebe so schlecht zu beurtheilen wissen.

Und Madame Wilson drückte ihre Rosenlippen auf die weißen Augenlider Raphaële's.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sich Raphaële von der Sprache ihrer Mutter schmerzlich befremdet.

Die Zuversicht und Ruhe, welche Madame Wilson nach den Vorfällen dieses Tages, welche für das Herz des jungen Mädchens so schmerzlich waren, zeigte, erfüllten diese mit Befremdung und Unruhe.

– Vergib mir, Mutter, – sagte sie betrübt, – es wundert mich, daß Du, was heute vorgefallen ist, als etwas so Unwichtiges – behandelst und – Madame Wilson unterbrach ihre Tochter und sprach im Tone ernster Zärtlichkeit:

– Höre, Liebe, wir sind wie zwei Schwestern, ich will zu Dir als eine verheirathete Frau sprechen, zu Dir, die Du bald das Weib des Mannes sein wirst, den Du anbetest. Siehst Du, liebes Kind, man muß die Welt nehmen, wie sie ist, die Dinge, wie sie sind. Du erschrickst, Du betrübst Dich über das, was Du Scipio's

Unbekümmertheit und Kälte nennst. Was willst Du? Er gehört seinem Jahrhunderte, seiner Zeit an. So jung er noch ist, affectirt er, und – ich habe es ihm in Deiner Gegenwart vorgeworfen, – affectirt er wie die meisten jungen Männer seines Alters eine gewisse Freiheit von allem und jedem zärtlichen Gefühl – ja eine gewisse Verachtung gegen dasselbe. Er würde das dienstbeflissene Benehmen eines Verlobten als vollkommen lächerlich betrachten, er würde die Rolle eines Bräutigams aus der Provinz zu spielen glauben, wenn er Dich mit Zuvorkommenheiten überschütten wollte. Was ist denn am Ende solche Affectation? Eine Außenseite, ein Schein, der in Nichts die wärmste, tiefe Zuneigung, die er zu Dir hat, beeinträchtigt – ja, er liebt Dich mehr, als Du glaubst. Jetzt ist es an mir, die ich weiß, was Du werth bist, Dich gegen Deine traurigen Zweifel zu beschützen, armer, angebeteter Engel. Du hast Scipio gewählt, Du liebst ihn so sehr, daß Du dem Tode nahe warst, er hat durch seinen Vater um Dich anhalten lassen, es ist nicht Deine bescheidene Mitgift, die ihn hat versuchen können; was mir an Vermögen bleibt, ist herzlich wenig, und Alles, was Dein Onkel besitzt, ist auf Leibrenten gelegt –

– Liebe Mutter –

– Lieber Gott! Alle diese Gründe, die Du mich Dir anzuführen zwingst, um Dich zu beruhigen, Dich zu überzeugen, sind elend, sind kleinlich, lieber Engel. Aber da es Dir an dem gerechten Selbstvertrauen fehlt, so muß ich mich wohl auf die Einzelheiten, so widerwärtig sie sind, einlassen.

– Ach, Mutter, heute, an diesem traurigen Tage ist's ja nicht nur Scipio's Mangel an Zuvorkommenheit, wovon ich zu leiden gehabt habe.

– Ich verstehe Dich, Du denkst an jene grausame Entdeckung, an das unglückliche kleine Kind. Auch hier, mein Kind, laß mich zu Dir als Schwester, als Freundin reden oder vielmehr als eine Mutter, die alle falsche Zurückhaltung, alle lügnerische Scheinsprödigkeit bei Seite setzt, weil es sich davon handelt, Dich aufzuklären und Dich nicht zu täuschen. Höre an. Vor einem Jahre war Scipio allein mit seinem Vater hier; er kannte Dich noch nicht. In der Unthätigkeit des Landlebens lernt er dies junge Mädchen kennen und macht ihr den Hof. Sie wird ihn er hört

haben – Du weißt das Uebrige. Nun ist das vom Gesichtspunkte der Moral freilich schlimm, sehr schlimm – aber ich kann es Dir nicht verbergen, wie die Welt es ansieht. Der Welt, in welcher wir Beide leben, ist Scipio's Handlung, was man einen Jugendfehler nennt; wenn morgen ganz Paris wüßte, daß der Vicomte Duriveau ein kleines Bauermädchen zur Geliebten gehabt habe, und daß diese Liebschaft die tragische Entwicklung gefunden, von der wir Zeugen gewesen sind, wenn ganz Paris das wüßte – es würde sich nicht ein Salon für Scipio verschließen, es würde kein Mann und keine Frau, die in der Welt. Etwas bedeuteten, das Benehmen, welches sie gegen Scipio zu beobachten pflegten, in irgend einem Punkte verändern – ja noch mehr, liebes Kind, keine Mutter, kein Vater würden ihm deshalb ihre Tochter versagen. Alles dieses setzt Dich, wie ich sehe, ein wenig in Verwunderung, aber wenn ich jetzt die Sprache zu Dir rede, welche Du, wenn Du einmal vermählt wärst, schon in den ersten 14 Tagen hören würdest, wenn ich Dir den wahren Stand der Dinge zeige, so ist's, um Dich zu beruhigen, zu trösten und eine Vorstellung, die Dir die Ruhe raubt, auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

– Und so ist also, Mutter, – sagte Raphaële mit bebender Stimme, indem sie bleich ward und an allen Gliedern zitterte, – so ist also in der Welt für das verführte, verlassene junge Mädchen kein Mitleid zu finden, so trifft also in der Welt den Verführer kein Tadel, keine Verwerfung, Alle reichen ihm die Hand, wie gewöhnlich, während sein Opfer Gleichgültigkeit und Verachtung –

– Theuerste Tochter! Das ist freilich grausam, ungerecht, bedauernswerth; aber was will man machen, die Welt ist einmal so, und man muß sie nehmen, wie sie ist. Der peinliche Auftritt von vorhin hat also unter diesem Gesichtspunkte, wie Du jetzt einsehen wirst, nicht die unglückliche Wichtigkeit, welche Du ihm beilegst. In Bezug auf Dein zukünftiges Glück aber ist er noch weniger von Belang; denn sieh', es ist ein Jahr her, Scipio kannte Dich noch nicht – und ich wiederhole es, es war freilich Unrecht von ihm, dies Mädchen zu verführen, aber warum war sie am Ende so schwach, warum hat sie nicht Tugend und Muth genug gehabt, ihm zu widerstehen, es ist eine gerechte Strafe –

– O ! das ist zu viel, – rief Raphaële, indem sie ihre Mutter

unterbrach, – ich bin noch schändlich feige dazu! Das zu hören und zu schweigen, wäre über alle Maßen verächtlich. –

Und darauf wandte sie sich an Madame Wilson mit beinahe wahnsinnigen Mienen und sagte zu ihr in einem Tone, der die schrecklichste Aufregung verrieth:

– Mutter! Sprich nicht mit solcher Härte von verführten Mädchen.

– Raphaële, mein Engel, was ist Dir? Wie Du zitterst, wie Du mich ansiehst!

– Ich sage Dir, Mutter, wir müssen Nachsicht und Mitleid mit verführten Mädchen haben.

– Du wirst immer blässer, Du erschreckst mich.

– Habe Mitleid – o ja ! habe Mitleid – o viel Mitleid mit den Unglücklichen, die nicht Tugend und Muth genug haben, dem Scipio zu widerstehen – bedenke, was Du sagst, Mutter!

Und Schluchzen unterbrach die Stimme des jungen Mädchens.

– Raphaële, komm zu Dir und beruhige Dich!

– Gott straft Dich, Mutter !

– Gott straft mich?

– Dies unglückliche Kind, das Scipio verführt hat, war arm, ohne Stütze, – fuhr Raphaële mit einem Lächeln fort, in welchem eine schreckliche Ironie lag, – und auch Du hast gesagt, wie die Welt sagen wird, was ist daran gelegen, Verachtung dem Opfer, Ruhm dem Verführer.

– Raphaële! !

– Ihr Kind ist todt, sie selbst wird vielleicht bald sterben – was liegt an einem solchen Geschöpf? Ein Jugendfehler des Vicomte Scipio – Du hast das gesagt, und Gott straft Dich, Mutter.

– O Gott, Gott!

– Du warst das Echo der egoistischen und grausamen Welt und hattest kein Mitleid für das arme Landmädchen – ich sage Dir, Gott straft Dich in Deiner Tochter, Mutter.

– Was sagst Du?

– Ich sage, ich bin eben so schuldig gewesen – vielleicht noch schuldiger, als dieses unglückliche Geschöpf; denn ich bin nicht allein und verlassen wie sie – ich habe eine zärtliche und geliebte

Mutter, unter deren Augen ich von Kindheit auf gewesen bin, ja, und diese Mutter, diese zärtliche Mutter habe ich hintergangen.

– O schweig!

– Ich habe ihr Vertrauen gemißbraucht.

– Du weißt nicht, was Du sagst, Du bist toll – komm zu Dir, Raphaële.

– Nein, nein, ich bin nicht toll, – rief das junge Mädchen fast wahnsinnig aus; – aber ich werde es werden, wenn mich die Schande nicht tödtet.



– Die Schande!

– Auch ich habe Scipio nicht zu widerstehen vermocht.

– Unglückselige!

– Was liegt daran? – Ein Jugendfehler des Vicomte Scipio, wird die Welt sagen, nicht wahr, Mutter? – murmelte die Unglückliche, deren Kräfte zu Ende waren.

Und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und sank bewegungslos auf ihr Lager hin.

---





## Siebzehntes Kapitel.

### *Mütterliche Liebe.*

Es waren jetzt einige Augenblicke seit dem schrecklichen Geständniß, welches Raphaële der Madame Wilson gethan hatte, und welches sie mit sterbender Stimme durch eine nähere Erläuterung vervollständigt hatte, verflossen.

Ehe wir diese Erzählung weiter führen – ein Wort über Madame Wilson.

Diese Frau vergötterte ihre Tochter; die Beweise dieser Vergötterung, dieser blinden, leidenschaftlichen, wir möchten sagen heroischen Hingebung, werden sogleich in reichem Maße vor Augen liegen.

Die Leute, welche kennen, was man die Welt nennt, und die sie gesehen haben, wie sie ist, wie sie die Folgen des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes nothwendig gestaltet haben, werden die Sprache der Madame Wilson in Betreff von Bruyère's Verführung durch Scipio, vielleicht im Munde einer Mutter, die zu ihrer Tochter spricht, nicht an ihrer Stelle finden, aber an sich ist diese Sprache den Vorstellungen, den Sitten, den Gewohnheiten, den Ueberlieferungen dieser Welt im strengsten Sinne gemäß.

Wenn Madame Wilson Raphaëlen die Gesellschaft mit so grellen Farben abmalte, so hatte sie dazu ihre Gründe, und diese waren, von ihrem Gesichtspunkte angesehen, vortrefflich.

Die Leidenschaft, welche Scipio Duriveau Raphaëlen eingeflößt hatte, war während einer Reise, die Madame Wilson in Betreff

einiger Schuldforderungen, welche ihr Gatte, ein amerikanischer Banquier, welcher insolvent gestorben war, hinterlassen hatte, nach England hatte machen müssen, entstanden und zu ihrem Gipfel gelangt. Madame Wilson war also nicht im Stande gewesen, ihre Tochter gegen diese thörichte und maßlose Leidenschaft zu schützen. Als sie zurückkehrte, kämpfte Raphaële mit dem Tode und zwar in Folge dieser Leidenschaft.

Jetzt hatte es sich für Madame Wilson nicht mehr davon gehandelt, zu untersuchen und zu prüfen, ob der Gegenstand dieser wahnsinnigen Liebe derselben würdig wäre. Es war ihr vor Allem darauf angekommen, das Leben ihrer Tochter zu retten, in dem sie sie mit dem Vicomte Duriveau verheirathete. Diese Heirath bot unglaubliche Schwierigkeiten dar; es bedurfte, um sie zu übersteigen, der ganzen Geschicklichkeit, der ganzen Willenskraft der Madame Wilson, es war dazu vor Allem nothwendig, daß sie sich zu einem bewundernswürdigen Opfer entschloß.

Endlich war Madame Wilson zu stolz auf die anbetungswerthe Schönheit Raphaële's, zu überzeugt von ihren seltenen Eigenschaften, als daß sie ihnen nicht hätte einen unwiderstehlichen Einfluß beilegen und glauben sollen, daß Scipio unter einem Schein berechneter Kälte eine wahre Liebe verberge; nun liebte Raphaële ihn so heftig, daß es sie das Leben kosten zu können schien, und so glaubte denn Madame Wilson um jeden Preis die Furcht ihrer Tochter besänftigen und dieselbe über die Zukunft einer Liebe, welche ihr ganzes Leben war, beruhigen zu müssen.

Dieses war das Verfahren gewesen, welches Madame Wilson in Betreff Raphaële's bis zu dem Augenblicke verfolgt hatte, in welchem diese ihr ein so peinliches Geständniß that, welches gleich darauf durch folgende Enthüllungen vervollständigt wurde:

Einige Tage, bevor sie mit ihrer Mutter von Paris in die Sologne abreisen sollte, hatte Raphaële einen freien Augenblick benutzt und den inständigen Bitten Scipio's nachgegeben, mit ihm an einem bestimmten Orte zusammenzutreffen.

Eine ziemlich lange Zeit war seit diesen traurigen Geständnissen verflossen.

Raphaële und ihre Mutter saßen schweigend, finster, vernichtet

da.

Madame Wilson stützte sich mit dem Ellbogen auf die Armlehne eines Lehnstuhls und schien einem tiefen Schmerz hingegeben; sie heftete auf ihre Tochter einen traurigen, mitleidigen, liebevollen und verzeihenden Blick.

Raphaële saß bleich da mit gesenktem Kopfe, starren Augen, die Hände im Schooß gefaltet und schien gefühl- und leblos; von Zeit zu Zeit flossen, ohne daß man sie hätte weinen hören, große Thränen schweigend über ihre Wangen, welche weiß und kalt wie Marmor waren.

– Raphaële, – sagte Madame Wilson, – höre mich, armes Kind.

Bei diesen Worten, welche die unendliche Nachsicht und Zärtlichkeit ihrer Mutter ausdrückten, fuhr das junge Mädchen auf und bedeckte die Hände der Madame Wilson mit Thränen und Küssen.

– Stehe auf, beruhige Dich, mein Engel, ich habe selbst große Mühe, meinen Schmerz zu bezwingen, laß uns Muth fassen, laß uns von Dir, von uns sprechen.

– Ich höre, Mutter, – sagte Raphaële, indem sie ihre Thränen zu bezwingen suchte.

– Siehst Du, wir sind zwei Frauen und sind auf uns selbst angewiesen, wir haben von Niemandem Rath zu erwarten als von uns selbst. Du weißt, was wir von Deinem Onkel erwarten können. Wir allein, Theure, müssen für die Zukunft einen Entschluß fassen. Du hast wahr gesprochen, Gott hat mich für die Grausamkeit bestraft, mit der ich von diesem armen Landmädchen sprach; Gott hat mich bestraft, aber möchte er nur mich bestrafen, und ich will ihn segnen. Einen Augenblick schien mir Dein Zweifel an Scipio's Liebe ungegründet, jetzt scheint er mir wahnsinnig; denn jetzt kann ich mir Scipio's scheinbare Kälte erklären, er hat sie sich in Eurer Beider Interesse auf erlegt.

– Ach, Mutter, – antwortete Raphaële niedergeschlagen, – beim Anblick des kleinen, armen, todten Kindes blieb Scipio's Blick kalt und trocken. Das flößt mir Zweifel gegen sein Herz ein, und doch fühle ich, daß ich ihn noch immer liebe. Er ist jetzt Herr über meine Ehre, wie er der Gebieter meines Herzens ist. O, es ist ein schrecklicher Gedanke – wenn er jetzt sein Wort nicht hielte,

wenn er mich verschmähte, verstieße –

– Dich verschmähen, verstoßen! Da müßte ich vorher todt sein, – rief Madame Wilson mit unglaublicher Kraft. – O nein! nein! beruhige Dich, liebes Kind. Scipio wird sein Versprechen halten, – er wird es halten, weil er Dich liebt – er wird es halten, weil er es halten muß – weil es keine menschliche Macht gibt, siehst Du wohl, welche sich jetzt noch dieser Heirath widersetzen könnte.

– Ach! Mutter, wenn Du Scipio's Unbeugsamkeit kenntest! O! wenn er mich nicht mehr liebt, so wird ihn Nichts hindern, mich zu verlassen, – lispelte das junge Mädchen mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit.

– Raphaële's Aengstlichkeit, die wachsende Aufregung in ihren Zügen zerrissen der Madame Wilson das Herz, sie kannte das überaus lebhafte Gefühl ihrer Tochter, welcher diese Liebe beinahe schon das Leben gekostet hatte. Mehr und mehr erschrocken über die Niedergeschlagenheit dieser Unglücklichen und entschlossen, ihr um jeden Preis durch Enthüllung der Vergangenheit einen Glauben an die Zukunft einzuflößen, bequeme sie sich zu einer Eröffnung, welche sie bis jetzt aus Bescheidenheit zurückgehalten hatte.

Nachdem sie einen Augenblick gezögert, wandte sie sich an Raphaële.

– Antworte mir, armer Engel; wenn man Dir vor dem Tage, da Du in wahnsinniger Unbesonnenheit zu Scipio gingst, gesagt hätte, entsage dieser Liebe?

– Es hätte mir den Tod zugezogen.

– Wenn man Dir nun heute sagte, Du mußt dieser Liebe, dieser Heirath entsagen.

– Mir würde Liebe und Schande zugleich den Tod zuziehen.

– Ja! ich glaube es, ich weiß es, Du würdest vor Liebe und Scham sterben – aber ich will nicht, daß Du stirbst, und damit Du am Leben bleibst, muß ich Dich beruhigen, und um Dich zu beruhigen, muß ich Dir beweisen, daß Nichts auf der Welt sich Deiner Heirath widersetzen kann, selbst Scipio's Wille nicht – verstehst Du wohl? Ich muß Dir beweisen, daß ich, um diese Vereinigung zu sichern, ich darf es sagen, – das Unmögliche gethan habe –

– Du, Mutter?

– Ja! Und nun siehst Du wohl ein, daß jetzt das Mögliche für mich nur ein Spiel sein kann. Das wundert Dich, Theuerste, ich will Dir Alles sagen, freilich nicht ohne Schmerz; denn es sollte Dir immer verborgen bleiben –

Und nach einer Pause fing Madame Wilson stolz wie der an.

– Und warum sollte ich erröthen, Dir zu gestehen, was die Mutterliebe mir Edles eingegeben hat. Höre also: Du weißt, ich hatte Paris in der Hoffnung verlassen, in England gewisse Schuldforderungen beizutreiben, welche in Folge des Todes und der traurigen Umstände Deines Vaters bestritten waren; die Summe, die ich in Anspruch nahm, war sehr groß, sie erhalten, hieß Dir eine beträchtliche Mitgift sichern, und eine solche konnte, nach meiner Meinung, in diesen Zeiten der Habgier zu Deinem Glück vielleicht viel beitragen. Bei meiner Ankunft in England brachte mich der Zufall mit Sir Francis Dudley in Berührung, welcher bei den Forderungen, die ich zu machen hatte, interessiert war. Ritterliche Biederkeit, ausgesuchtes Zartgefühl, anziehende Geistesgaben, edles Herz, großer Charakter, Alles, was Achtung und Zuneigung einflößen kann, fand sich bei Sir Francis Dudley vereinigt. Ich mußte oft mit ihm zusammenkommen, um bei ihm Interessen zu vertheidigen, welche zugleich die Deinigen waren. Was soll ich sagen, liebes Kind, auf unsere ernsthaften Beziehungen folgte eine lebhafte Freundschaft, dann ein zärtlicheres Gefühl, welches mich glücklich und stolz machte; denn ich theilte es und fühlte mich des Mannes würdig, der es mir ein flößte. Sir Francis Dudley war frei, ich war's auch, den Antheil, welchen Deine Zukunft an unseren Heirathsprojecten hatte, will ich nicht nennen. Aber wozu jetzt diese Erinnerungen, – sagte Madame Wilson mit einem melancholischen Lächeln, – das Alles ist jetzt nur ein leerer, glücklicher Traum.

– Und warum mußt Du jetzt von dieser Vergangenheit wie von einem Traume reden, Mutter? – sagte Raphaële über diese Eröffnung eben so erstaunt wie verwundert.

Madame Wilson schüttelte traurig den Kopf, und als suchte sie peinlichen Erinnerungen zu entgehen, setzte sie, ihre Tochter zärtlich umarmend, hinzu:

– Laß uns von Deinen Angelegenheiten sprechen. Du weißt, während dieser Reise bekam ich jeden Tag einen Brief von Dir; plötzlich blieben Deine Briefe aus. Deine Tante schrieb mir, die Nachricht von Deiner Krankheit traf mich wie ein Blitzschlag, ich reiste ab, ich kam an, Du warst dem Tode nahe.

– O! Mutter, Du liebtest, und Du kamst. Jetzt verstehe ich das Opfer, was Du mir gebracht hast.

– Wenn ich mir es Etwas habe kosten lassen, liebes Kind, so kennst Du mein Opfer noch nicht – ich komme an, ich finde Dich dem Tode nahe, Du gestehst mir Deine rasende Leidenschaft; außer mir und entschlossen, Dir um jeden Preis das Leben zu erhalten, verspreche ich Dir, Dich mit Scipio zu verheirathen; die Hoffnung auf dieses Glück, Dein blindes Zutrauen auf mein Wort bringen eine heilsame Krisis zu Wege, Du bist wie neu geboren, Du lebst, Du bist gerettet. Aber das Versprechen, das ich im Wahnsinn des Schmerzes gethan hatte, wollte gehalten sein, ich mußte Dich mit Scipio vereinigen, oder Du sankst in den Abgrund von Tod und Schmerz zurück, aus dem ich Dich durch ein unbedachtes Versprechen herausgerissen hatte. Ach! ich wußte nicht, armer Engel, wozu ich mich verpflichtet hatte.

– Wie? meine Heirath?

– Höre! Eine Freundin von mir kannte Scipio's Vater, den Grafen Duriveau, genau. Nach einer langen Unterredung mit dieser Frau ging ich in Verzweiflung fort; Deine Heirath war unmöglich. Herr Duriveau hatte damals die Absicht, seinen Sohn an eine reiche Erbin von 3 Millionen und sehr hoher Geburt zu verheirathen, und da ich meiner Freundin bemerkt hatte, daß dazu wenigstens Scipio's Einwilligung nöthig sein würde –

– Wie, Mutter? – rief Raphaële.

– Bekam ich die Antwort, daß, wenn ich Herrn Duriveau kannte, es mir nicht unbekannt sein würde, daß bei diesem eisernen Charakter gewollt – gethan sei.

– Scipio willigte also in diese Heirath? – rief Raphaële schmerzlich aus; – da täuschte er mich schon.

– Nein, nein, er täuschte Dich nicht, er wollte seinen Vater nur nicht gleich Anfangs vor den Kopf stoßen.

– Und Du hattest mir das verborgen, Mutter?

– Warum sollte ich Dir's sagen, ich hatte Dir durch das Versprechen, den Scipio zu heirathen, das Leben wiedergegeben. Diese Besorgnisse, diese Zweifel hätten Dich getödtet; ich mußte Dir Deinen blinden Glauben an mein Wort und mein Versprechen lassen.

– O Mutter! Mutter! – lispelte das junge Mädchen, wie erdrückt von diesen Beweisen der innigen Liebe ihrer Mutter.

– Ich wünschte den Grafen Duriveau selbst persönlich kennen zu lernen, – versetzte Madame Wilson, – ich wünschte mir selbst über diesen furchtbaren Mann, der, ohne es zu wissen, das Leben meiner Tochter in seinen Händen hatte, ein Urtheil zu bilden. Die Freundin, von der ich gesagt habe, brachte mich mit dem Grafen zusammen –

– Und dann, Mutter –

– Drei Monate nach dieser Zusammenkunft, – sagte Madame Wilson, ohne sich diesmal Mühe zu geben, den Stolz ihrer mütterlichen Freude zu verbergen, – kam der Graf Duriveau, nachdem er die ganz sichere Verbindung, welche seiner Eitelkeit so sehr schmeichelte, kurz abgebrochen hatte, zu uns, Dich in meiner Gegenwart zu fragen, ob Du Dich entschließen könntest, Scipio zu Deinem Gemahl zu wählen.

– Und wie kam diese plötzliche Umwandlung?

– Weil ich in dem Grafen Duriveau eine Liebe zu mir zu erwecken gewußt hatte, – sagte Madame Wilson einfach.

– Liebe beim Grafen Duriveau! – rief Raphaële.

– Leidenschaftliche Liebe; denn, nachdem er mir zwei Monate unablässig den Hof gemacht, flehte er mich an, seine Hand, sein Vermögen anzunehmen. Ich nahm sie an –

– Du, Mutter? – sagte Raphaële erstarrt.

– Aber unter Einer Bedingung, daß Deine Vermählung mit Scipio zugleich mit meiner Vermählung mit dem Grafen gefeiert würde.

Das junge Mädchen ward auf's Neue von einem so tiefen Erstaunen ergriffen, daß sie eine Weile stumm blieb, dann fiel sie ihrer Mutter um den Hals und rief:

– Ach, Mutter, jetzt verstehe ich das schmerzliche, ungeheure Opfer, das Du mir gebracht hast – um meine Heirath zu sichern,

hast Du dieser Liebe entsagt, deren Du Dich so glücklich und stolz erinnerst; Du willst einen Mann heirathen, den Du nicht achten kannst, den Du vielleicht hassest, und das um meinetwillen.

– Nein, nein, mein Engel, enttäusche Dich, – sagte Madame Wilson, um die Bedenklichkeiten ihrer Tochter zu zerstreuen, – beruhige Dich – ich bin dem Herrn Duriveau von Herzen zu gethan; hat er nicht zuerst Dein Glück gesichert, sichert ihm dies nicht für immer meine Erkenntlichkeit? Und dann, – setzte Madame Wilson mit leichter Verwirrung hinzu – denn das Lügen widerstand ihrer reinen Seele – muß ich Dir gestehen, ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß mein Einfluß auf den Grafen heilsam gewesen ist; was in seinem Charakter Hartes und Rauhes war, verschwindet nach und nach. In seinem Alter, glaub' es mir, und besonders bei der glühenden Energie seines Charakters und seiner Leidenschaften thut die Liebe Wunder. Laß Dich also mein Schicksal nicht beunruhigen, liebes Kind. Und was nun Dich anbetrifft, – setzte Madame Wilson hinzu, indem sie ihre Tochter mit einer Art Trunkenheit umarmte; denn sie war überzeugt, sie vollkommen beruhigt zu haben, – glaubst Du nicht für Deine Zukunft hinreichende Sicherheit zu finden in meinem Willen, in dem des Grafen und endlich und vor Allem in der aufrichtigen Liebe, die Scipio für Dich fühlt, und die jetzt unzerstörbar und heilig ist? denn es hängt von ihr die Ehre eines Mädchens und eines Mannes ab. Glaubst Du endlich nicht, lieber Engel, daß ich, wie ich Dir im Anfang dieser Unterredung sagte, das Unmögliche ausgeführt habe, indem ich den Grafen dazu brachte, mich für seinen Sohn um Deine Hand zu bitten, jetzt auch leicht –

– Ich glaube Dir, theure Mutter, ich glaube Dir Alles, – rief Raphaële, Madame Wilson unterbrechend.

Und das schöne Antlitz des jungen Mädchens glänzte von Hoffnung und Glück, sie stürzte an den Busen ihrer Mutter.

– O, ich glaube Dir, ich glaube Dir gern, – versetzte Raphaële, – ja, Deine lieben Worte haben Ruhe, Vertrauen und Glück in meine Seele gebracht, und dann macht es mich selig, unendlich selig, die Opfer zu erfahren, die Du mir gebracht hast; das verpflichtet mich zu so zärtlicher Liebe –

Ein bescheidenes Klopfen an die Thür des Zimmers der



Madame Wilson, welches vor dem Gemache ihrer Tochter lag, unterbrach diese Unterredung.

– Wer ist da? – sagte Madame Wilson, indem sie Raphaële's Zimmer verließ.

– Ich, Madame, – antwortete hinter der Thür die Stimme der Mademoiselle Isabeau.

– Was willst Du, Isabeau?

– Madame, es ist ein Brief da vom Herrn Grafen Duriveau; es eilt sehr; der Ueberbringer wartet auf Antwort.

– Gib her, – sagte Madame Wilson, indem sie ihrem Kammermädchen die Thür öffnete, – und sieh' zu, ob meine Tochter Deiner auch bedarf.

Und während Mademoiselle Isabeau zu Raphaëlen hineinging, entsiegelte Madame Wilson den Brief des Grafen.

– Ich wußte es wohl, – sagte Madame Wilson, indem sie den Brief las, – er ist in der größten Besorgniß. Welche Liebe, welche Leidenschaft! In diesem Alter noch solche innere Glut zu besitzen! Wie mag es doch kommen, daß, während ihn diese Liebe beherrscht, sein Benehmen Nichts als Egoismus, Hab sucht, Stolz und übermüthige Verachtung alles Dessen, was nicht reich, vornehm oder mächtig ist, zeigt? Und dieser Mann ist gutherzig gewesen, er hat, sagt man, in seiner Jugend den edelmüthigsten Eingebungen Folge geleistet. Die Zeiten haben sich sehr verändert, das Alter hat diese früher weiche und zarte Seele verknöchern und versteinern machen.

Darauf setzte Madame Wilson, indem sie im Lesen fortfuhr, langsam und mit nachdenkender Miene hinzu: – Ich erwartete es, er fürchtet, daß der schreckliche Auftritt von vorhin Raphaële's und meine Absichten umgewandelt habe; er bittet mich, im Namen seiner Liebe, meinen ganzen Einfluß auf meine Tochter auf die Wage zu legen, um sie dahin zu bringen, daß sie Scipio verzeihe. Denn, setzt der Graf hinzu, das Glück seines Lebens, seine Heirath mit mir, hängt von der Vereinigung Scipio's mit meiner Tochter ab.

Und nach einer Pause sprach Madame Wilson, indem sie sich eine heimliche Thräne abtrocknete:

– O! meine schönen, goldenen Träume, ihr süßen und theuern

Erinnerungen, die ihr so eben noch in mir wieder er wachtet –

Aber sich selber unterbrechend, setzte sie hinzu:

– Keine Schwachheit, kein feiges Bedauern, von mir ist nicht die Rede – Muth – der Graf drängt mehr, als je – er bittet mich den 15. des nächsten Monats unsere Vermählung fest zusetzen – ich muß – gestern hätte ich gezögert, diesen verhängnißvollen Tag, der für mich immer nur zu früh kommt, schneller herbeizuführen, aber heute, – Madame Wilson erröthete,



als handelte es sich von ihr selber, – heute befiehlt mir die Lage dieses unglücklichen Kindes, diese Doppelheirath zu beschleunigen.

Und indem sie den Brief zu Ende las:

– Auf welches traurige Ereigniß, welches heut Abend vorgefallen sei, mag der Graf anspielen, er will mich nicht davon unterrichten, aus Furcht, daß es mich zu sehr ergreifen möchte, aber wenn ich ihn morgen, wie gewöhnlich, bei mir sehen kann, will er mir Alles sagen. – Ich muß ihm antworten.

Und Madame Wilson verließ ihr Schlafzimmer und trat in einen kleinen Salon, wo sie zu schreiben pflegte. Sie vollendete eben ihren Brief an den Grafen Duriveau, als plötzlich Raphaële blaß, halb entkleidet, wie wahnsinnig hereinstürzte.

– O, es ist fürchterlich, – rief das junge Mädchen, indem sie in die Arme ihrer Mutter sank, – todt!

– Mein Gott, was gibt's, Raphaële, wovon sprichst Du?

– Das junge Mädchen, die Mutter des kleinen Kindes, das heute Morgen gefunden wurde – sie ist todt!

- Was sagst Du?
  - Sie hat sich ertränkt, als sie festgenommen werden sollte.
  - Aber woher weißt Du –
  - So eben hat es einer der Leute des Grafen der Isabeau erzählt.
  - Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, – rief Madame Wilson schmerzlich, das ist das Ereigniß, auf welches der Graf anspielte.
  - O Mutter! Gott straft uns! Daß das Mädchen todt ist, das ist ein Vorzeichen, – lispelte das junge Mädchen.
- Und sie sank ihrer erschrockenen Mutter in die Arme.



## Anmerkungen

- [1] Man nennt Bête-Puant in der Jagdsprache die Füchse, Iltisse und andere Vierfüßler, welche dem Wilde nachstellen.
- [2] Man liest in den Werken des Jacob Bujault, Werken von seltenem Verstand und bewundernswürdiger praktischer Einsicht, welche ein wahrer Katechismus für den Ackerbauer ist: „Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere lebt; man läßt sich's nicht träumen, daß in diesem Departement (Jacob Bujault spricht vom Departement des Deux-Sèvres, das viel weniger arm ist als die Sologne, in der wir unsere Personen auftreten lassen), 270,00 Individuen leben, die niemals weder Ochsen-, noch Kalb-, noch Hammelfleisch genießen, *und die sich jedes mit dem Viertel eines halben Kilogramm Schweinefleisch die Woche, 1/8 Pfund, begnügen.* (Jaques Bujault, 358. – Des races poreines crauaises). In der Sologne ist's nur ein kleiner Theil der Bevölkerung, der auch nur auf *dieses 1/8 Pfund Schweinefleisch die Woche* Anspruch machen kann.
- [3] Wir sind zweimal Zeugen eines solchen Vorfalles gewesen; man gab uns die ganz annehmliche Erklärung, daß die Truthühner, wenn sie einen glänzenden Gegenstand erblicken, sich wegen seines Schimmers, und weil er für sie etwas Neues ist, um ihn versammeln und laut glucksen.
- [4] Seltene, aber ehrenwerthe Ausnahmen beweisen, wie sehr die oben angeführten Thatsachen leider in der Regel sind. Der verstorbene Herr Vincent Caillard hat zuerst in einem Theil der Sologne in großem Maßstabe die Bewaldung mit nordischen und schottischen Kiefern eingeführt: Diese Pflanzungen haben einen bis dahin unfruchtbaren und ungesunden Landstrich gesund und fruchtbar gemacht. Später hat Herr De Lorges, nicht zufrieden, die ausgebreitetste Wohlthätigkeit auszuüben, ungeheure Strecken urbar gemacht und derselben Gegend durch den edelmüthigen Antrieb, welchen er dem Ackerbau gegeben, bemerkenswerthe Dienste geleistet. Herr Menard, früherer Notar zu Baugency, versucht ebenfalls einsichtsvolle Verbesserungen der Lage der ackerbauenden Classe; er gründet sie auf die fruchtbaren und zukunftsreichen Ideen der Association und des Socialismus. Aber diese Beispiele, so ehrenwerth sie sein mögen, sind nur Ausnahmen, sie stützen sich auf keins von jenen großartigen Systemen, zu deren Ausführung die Initiative nur von einem gesellschaftlichen Zustande ergriffen werden kann, welcher auf vollkommen demokratischen Grundlagen beruht; denn nur ein solcher kann weder Repräsentanten der drei Elemente des Reichthums, der Arbeit, der Intelligenz, des Capitals, eine vollkommene und sichere Genugthuung verschaffen.
- [5] Man sollte nicht glauben, wie viele kostbare Entdeckungen und

vortreffliche Verbesserungen in der Fabrication sowohl, als in der Production auf diese Weise beim Mangel an Anregung, Interesse oder Gelegenheit im Dunkel bleiben. Wir haben bereits in einem andern Werke, dem ewigen Juden, von den unglaublichen Folgen gesprochen, welche einer unserer besten Freunde, Herr Camille Pleyel, erlangt hat, indem er zuerst den Arbeitern in seinen Werkstätten einen Antheil an seinem Verdienste und seinen Arbeiten zugestanden hat; es sind ihm auf diese Weise neue und ganz vollkommene Verfahrensarten enthüllt worden.

[6] Es ist uns immer nothwendig erschienen, die dem Scheine nach auffallenden Erdichtungen durch analoge Thatsachen so zu sagen zu legitimiren, welche nicht die Wirklichkeit, aber doch die Möglichkeit eines Motivs, dem man vielleicht ohne diese Vorsicht Unwahrscheinlichkeit vorwerfen würde, beweisen können.

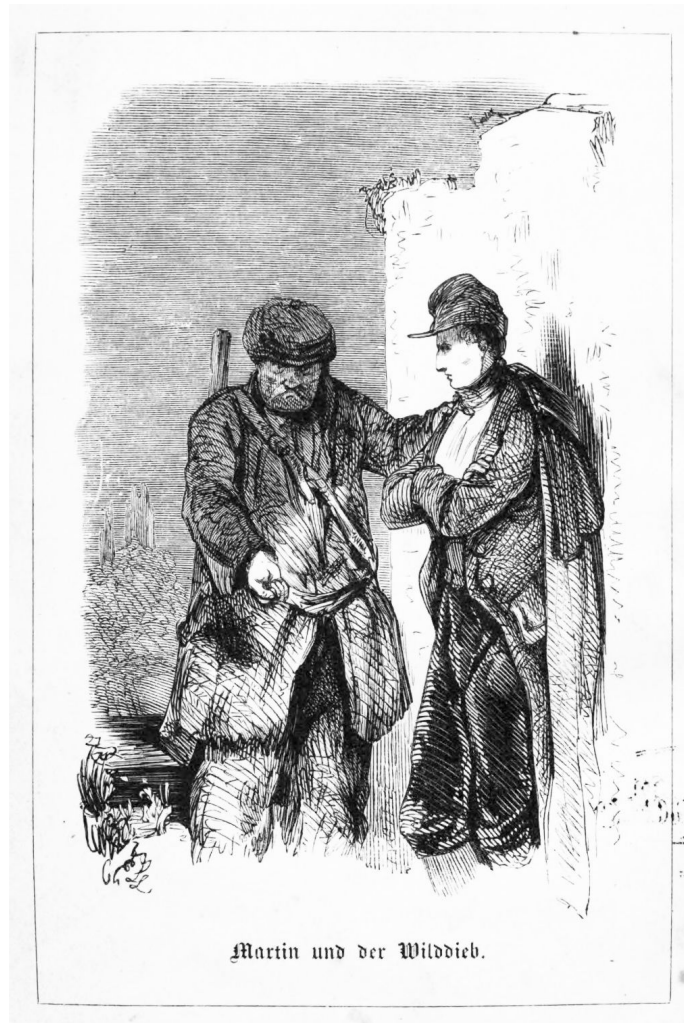
Man höre also folgende Thatsache:

Eine Frau von großem Geiste und großem Herzen, Frau Bettina von Arnim, die niemals in der mindesten persönlichen Beziehung zu Friedrich Wilhelm, König von Preußen, gestanden hat, sagt in der Vorrede zu einem Buche, das den Titel führt: *Dieses Buch gehört dem Könige*, daß sie sich zu diesem Titel erst entschlossen habe, nachdem ihr der König förmlich zugesichert, das ganze Buch durchzulesen. Nun schildert dieses Buch das fürchterliche Elend der arbeitenden Stände und nimmt mit aller Kühnheit die allerdringendsten socialen Fragen auf, und wir glauben zu wissen, daß in Folge der Lesung dieses Buches sich zwischen Friedrich Wilhelm und der edlen Frau, welche die Sache der verwaorlosten Classen der Gesellschaft so muthig zur ihrigen gemacht und die Aufmerksamkeit eines Allmächtigen auf die schrecklichen Fragen, die ganz Europa durch dröhnen, zu ziehen gewußt, ein fortlaufender Briefwechsel entsponnen hat.

[7] Der Vorfall hat dem Vernehmen nach im Gebirge bei Möckern stattgefunden!!! Anmerk. d. Uebersetzers.

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 2



**Martin**  
das  
**Findelkind,**  
oder  
**Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**

Illustriert von Ludwig Löffler.  
Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1847.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Zweiter Band

Erstes Kapitel. Das Mittagsessen.

Zweites Kapitel. Der Wintergarten.

Drittes Kapitel. Der Kaffee.

Viertes Kapitel. Das Vogelhaus.

Fünftes Kapitel. Vater und Sohn.

Sechstes Kapitel. Vater und Sohn (Fortsetzung).

Siebentes Kapitel. Der Verkauf.

Achtes Kapitel. Die Pächtersfrau.

Neuntes Kapitel. Der Wilddieb.

Zehntes Kapitel. Der Richter.

Elfte Kapitel. Ueberraschung.

Zwölftes Kapitel. Die Austreibung.

Dreizehntes Kapitel. Martin's Zimmer.

Anmerkungen

## Zweiter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Das Mittagessen.*

**W**erfen wir einen Rückblick auf die Ereignisse, welche im Schlosse von Tremblay, dem Aufenthalte des Grafen Duriveau, vorgingen an dem Abende, da Bruyère im Teiche den Tod suchte – an dem Abend, da Raphaële ihrer Mutter ihren Fehltritt und ihre Schande gestand.

Als der Graf Duriveau zu Hause angekommen war, vermißte er die Gegenwart der Madame Wilson und ihrer Tochter, welche ebenso wie Herr Alcides Dumolar nach Beendigung der Jagd im Schloß von Tremblay hatten speisen sollen, doppelt. Zu dem lebhaften Verdruß, welchen ihm die Abwesenheit der lebenswürdigen Witwe verursachte, kam noch die Langeweile, die ihm daraus erwuchs, daß er mehre von seinen ländlichen Nachbarn empfangen mußte, die auch zu diesem Mittagessen geladen waren, und deren Einladungen nicht hatten rückgängig gemacht werden können. Indessen hatte diese Langeweile auch ihre gute Seite. Diese Nachbarn, große Landeigenthümer, Fabrikbesitzer, die durch gewagte Unternehmungen reich geworden waren, Rechtsgelehrte, welche sich mit bedeutendem

Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatten, waren alle einflußreiche Wähler – und einige Freunde des Herrn Duriveau, welche gewissen politischen Kreisen angehörten, hatten ihm das Jahr vorher gesagt:

– Die Zeiten sind schwer, diese verabscheuungswerthen Lehren, welche auf Umwälzung des gesellschaftlichen Zustandes und Herrschaft des Volkes abzwecken, richten unter den arbeitenden Classen eine schreckliche Verwüstung an; es ist erforderlich, daß eine fest zusammenhaltende, kraftvolle und energische Partei diese zügellosen Neigungen einschüchtere und niederhalte, welche uns geraden Weges zur Republik und zur Schreckensregierung führen würden. Sie sind als großer Grundeigenthümer mehr als irgend Jemand bei der Aufrechthaltung der Ordnung und des Friedens betheilig. Treten Sie zu den Unseren, werden Sie Landtagsabgeordneter an der Stelle des Herrn de la Levrasse, eines wohldenkenden Mannes, der aber ohne Kraft ist, bereiten Sie Ihre Bewerbung vor, die Verwaltung des Königs wird Sie unterstützen, Sie werden ernannt werden und mit uns stimmen für die Erhaltung der bestmöglichen Regierungsform.

Diese Eröffnungen schmeichelten dem Stolze des Grafen Duriveau und dem kernigen und unversöhnlichen Zuge in seiner Gemüthsart; er befolgte die Rathschläge seiner Freunde mit Eifer und fing an, sich mehren einflußreichen Wählern von der Partei, welcher er angehören wollte, zu nähern, empfing sie häufig auf seinem Schlosse Tremblay, und das Mittagsessen, zu welchem er sie an diesem Tage eingeladen hatte, war bestimmt, seine Rückkehr nach der Sologne zu feiern.

Die mannichfaltigen Vorfälle des Tages, die Art von Aufstand, welcher durch die kühne Frechheit Scipio's bei der Entdeckung von Bruyère's Kind hervorgerufen war, mußten dem Grafen Duriveau dem Vorhergehenden zu Folge in doppelter Beziehung unangenehm sein. Theils fürchtete er, daß Raphaële Wilson nach einem so ärgerlichen Vorfall das Verlöbniß zurücknehmen möchte, welches allein seine Heirath mit Madame Wilson sicherte, theils konnte das Gerücht von dem beklagenswerthen Auftritt, in welchem Scipio der Hauptspieler gewesen war, wenn es sich in dem Lande verbreitete, auf des Grafen Anschläge auf einen Sitz

in der zweiten Kammer den verderblichsten Einfluß ausüben. Für jetzt war übrigens dieser traurige Vorfall den Gästen, die sich im Schlosse von Tremblay versammelt hatten, vollkommen unbekannt.

Dieser Wohnsitz, welcher am Ende des 17. Jahrhunderts gebaut war und das liebliche Thal der Sauldre beherrschte, welches in diesem armen Landstriche eine wahre Oase bildet, hatte ein beinahe königliches Ansehen. Die Gäste des Grafen hatten eine weite Vorhalle, in welcher ein Dutzend Läufer gepudert und in brauner Livree mit silbernen Tressen aufgestellt waren, zu durchschreiten, ehe sie in das Vorzimmer kamen, wo die Kammerdiener sich aufhielten; von hier trat man in eine Gemäldegalerie, an deren Ende sich der Empfangsaal öffnete, der im reinsten Style Ludwigs XIV. prachtvoll vergoldet und meublirt war.

Die langen Vorhänge von Damast, Leuchter und Kronleuchter von vergoldeter Bronze, die von Wachslichern glänzten, wurden von den 15 Fuß hohen Spiegeln zurückgestrahlt, an deren Fuß man riesenhafte chinesische Porzellangefäße voll der seltensten Blumen sah. Die Stunde, sich zu Tische zu setzen, nahte heran. Der Graf Duriveau überwand seine peinliche Stimmung und nahm allein mit etwas stolzer Höflichkeit die Pflichten des Hausherrn über sich, eine Sorge, deren ganze Last Scipio auf ihn allein fallen ließ.

Vater und Sohn standen bis zu den scheinbar kindischsten Kleinigkeiten herab in dem auffallendsten und bezeichnendsten Gegensatze.

Der Graf, obgleich ein jugendlicher Vater, war weit entfernt, die unanständige und formlose Kleidertracht der jungen Leute von 1845 gut zu heißen. Nachdem er seine Jagdkleider abgelegt, hatte er sich mit Sorgfalt und Geschmack angekleidet; die breiten Klappen seines lichtblauen Rockes mit getriebenen goldenen Knöpfen schlugen über einer eng anschließenden Weste von weißem Piqué zurück, welche die Feinheit und jugendliche Schlankheit seines Wuchses hervorhob; die breite Schleife einer hohen Cravatte von schwarzem Atlas ruhte auf einem herrlich gestickten und mit drei ungewöhnlich großen, feinen Perlen, die mit Brillanten umgeben und in ein Blätterwerk von grünem

Schmelz gefaßt waren, befestigten Vorhemd; ein schwarzes Beinkleid, das ziemlich fest anschloß und Umrisse durchscheinen ließ, welche zu gleich sehnig und zierlich waren, zeigte sehr hübsche, kleine Füße mit weißen, seidenen Strümpfen; endlich vollendeten lackirte Schuhe, die sehr weit ausgeschnitten waren und große Schleifen hatten, den Anzug des Grafen Duriveau, der vermöge seiner braunen Farbe, seines schwarzen Haars, seines mageren, aber ausdrucksvollen Gesichtes trotz seiner 50 Jahre höchstens 35 oder 40 alt zu sein schien.

Wir wiederholen es, diese Einzelheiten des Anzuges hatten, so kindisch sie scheinen mögen, eine tiefe Bedeutung; der Graf Duriveau hätte sich gegen seine Gäste oder gegen sich selbst außerordentlich zu versündigen geglaubt, wenn er sich nicht zum Mittagsessen, und hätte er es ganz allein einnehmen wollen, mit Auswahl angekleidet hätte. Abends statt seidener Strümpfe Stiefel anzuziehen, wäre ihm unerhört vorgekommen, er erinnerte sich nicht, daß er es sich jemals hatte zu Schulden kommen lassen, er sah darin eine Art persönlicher Würde; es schien ihm damit figürlich gesagt zu sein, daß ein Mann, der seidene Strümpfe anhat, zweimal zusieht, ehe er in den Koth tritt. Es war dies eine wunderliche Art, die Menschenwürde aufzufassen, aber es war nun einmal die seinige.

Der Vicomte Scipio, weit entfernt, diese steife Ueberlieferung fortzupflanzen, übertrieb im Gegentheil das Sichgehenlassen, – das Schludrige, – welches die Ungenirtheit im Clubb, im Stall und bei den Mädchen bei der Mehrzahl der ganz jungen Leute aufgebracht hat.

Auf diese Weise stand der Anzug Scipio's mit dem seines Vaters im schneidendsten Contrast: seine schwarze Cravatte, so schmal, daß sie einem Bande glich, war nachlässig um den eckigen und gesteiften Hemdkragen geschlungen, der den Hals bei nahe ganz blos ließ; sein Rock von dunklem Grün und unmäßiger Weite, obgleich sehr kurz und mit runden Schößen glich einer Jagdjacke; eine Weste von schottischem Zeuge, von unmäßiger Länge und nach dem Muster derer, welche die Stallknechte tragen, zugeschnitten, reichte auf ein Beinkleid von braunem Grund mit großen, blauen Vierecken herab, das weit wie ein Matrosenbeinkleid auf lackirte Stiefeln mit sehr hohen

Absätzen herabhing.

Dieses war der Anzug des Vicomte, ein Anzug, dessen nachlässiges und unbekümmertes Wesen noch durch ein gewisses Sich gehenlassen in den Stellungen, durch etwas Hingeworfenes, was sich leichter fühlen als begreifen läßt – das Hemd ein wenig offen stehend, breite, gestärkte Manschetten, zerknittert und halb über die Rockaufschläge hinaufgeklappt, aus denen die weiße, feine und wie die einer kränklichen Frau abgemagerte Hand herauswuchs – man muß Verzicht darauf leisten, diese zarten Züge, welche beinahe unbemerkt sind, und die doch dazu beitragen, den Bildnissen ein eigenthümliches Siegel aufzudrücken, im Einzelnen beschreiben zu wollen.

Nach seiner Gewohnheit war Scipio sehr spät in den Saal getreten. Als der Graf ihn so nachlässig angethan sah, trat er auf ihn zu und sagte zu ihm ganz leise im Tone freundschaftlichen Vorwurfs:

– Du hättest Dich sorgfältiger kleiden sollen; Du weißt, daß man in der Provinz Alles bemerkt.

– Geh doch, – antwortete Scipio ganz laut, – Du machst mir Schande mit Deiner angeleimten Hose. Du bist als Saint Leon angekleidet, als Verliebter in der komischen Oper; unterm Kaiserreich wärest Du der Nebenbuhler Elleviou's in den Keulenrollen gewesen, über welche die schönen Damen, die Trümmer des Directoriums, närrisch werden wollten.

Der Graf biß sich in die Lippen vor Verdruß, einige der Eingeladenen traten ein, er mußte sie empfangen. Der Gegensatz, von welchem wir sprechen, war in dem Benehmen des Vaters und des Sohnes nicht weniger auffallend. Der Graf stand bald am Kamin, um mit den Männern zu sprechen, bald lehnte er sich auf die Stuhllehne der Frauen, um einige höfliche Worte an sie zu richten. Scipio dagegen, sich in einen breiten und tiefen Lehnstuhl legend oder vielmehr darin wälzend, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, das rechte Bein horizontal über das linke Knie gelegt, sah bald die Decke an, bald gähnte er laut oder verhöhnte durch Grinzen oder Kichern Alle, die in seine Nähe kamen. Was die Frauen anbetrifft, so würdigte er sie, nachdem er vom Lehnstuhle aus, sein Augenglas aus Schildpatt an's Augenlid drückend, ihren Eintritt beobachtet hatte, weiter keines Wortes

noch Grußes.

Der Graf Duriveau, von dem Betragen Scipio's an diesem traurigen Tage bereits tief verwundet und überdies über den beißenden Spott, mit welchem ihn Scipio in der Gegenwart der Madame Wilson überschüttet hatte, nicht wenig gereizt, war seiner Rolle als – jugendlicher Vater – herzlich müde und litt sichtbarlich bei dem beleidigenden Benehmen Scipio's, welches ihm seine Wähler entfernen konnte. Aber er fürchtete den Hohn dieses jungen Menschen, dessen freche Anmaßung kein Verhältniß achtete, dermaßen, daß er sich bezwang und die ernste und strenge Erklärung, welche er mit Scipio haben wollte, bis nach dem Ende der Abendgesellschaft aufschob.

Dieser, immer noch in seinem Lehnstuhl tief vergraben, bemerkte in der Nähe den Verwalter des Grafen und machte ihm mit dem Finger ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Herr Laurençon, der Verwalter, ein großer, trockner und sonnverbrannter Mann von unempfänglichem und kaltem Gesichtsausdruck, näherte sich Scipio achtungsvoll und sagte zu ihm:

– Sie wünschen. Etwas, Herr Vicomte.

– Klingeln Sie doch, mein Lieber, – sagte Scipio zu ihm mit spitzen Lippen, – ich weiß nicht, was sie im Kopfe haben mögen – sie richten nicht an, und ich bin hungrig.

Herr Laurençon trat an den Kamin und zog an einem langen, seidenen Glockenzug.

Beinahe in demselben Augenblick öffnete ein Kammerdiener, in Schwarz gekleidet, mit kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und goldenen Schnallen auf den Schuhen, die Thür des Saales.

Es war Martin, der Sohn der Madame Perrine und des Grafen Duriveau.

Das Bildniß, welches Martin seiner Mutter geschickt hatte, war von vollkommener Aehnlichkeit; wie auf dem Bildniß hatte er eine braune Gesichtsfarbe, ein offenes und geistreiches Gesicht, einen zugleich nachdenkenden und durchdringenden Blick; aber ein Beobachter hätte dazumal etwas Gehaltenes und, wenn man so sagen darf, Verschleiertes in Martin's Gesichtsausdruck gefunden, als wenn er die kluge Nothwendigkeit gefühlt hätte, sich vollkommen als den Mann seiner gegenwärtigen Stellung zu

zeigen.

Der Vicomte, welcher so saß, daß er beinahe gerade gegen die Thür gewendet war, machte ihm ein Zeichen, zu ihm zu kommen.

Martin näherte sich achtungsvoll dem Vicomte, *seinem Bruder*, mit einer innern Bewegung, die Nichts verrieth, aber die er noch nicht hatte überwinden können.

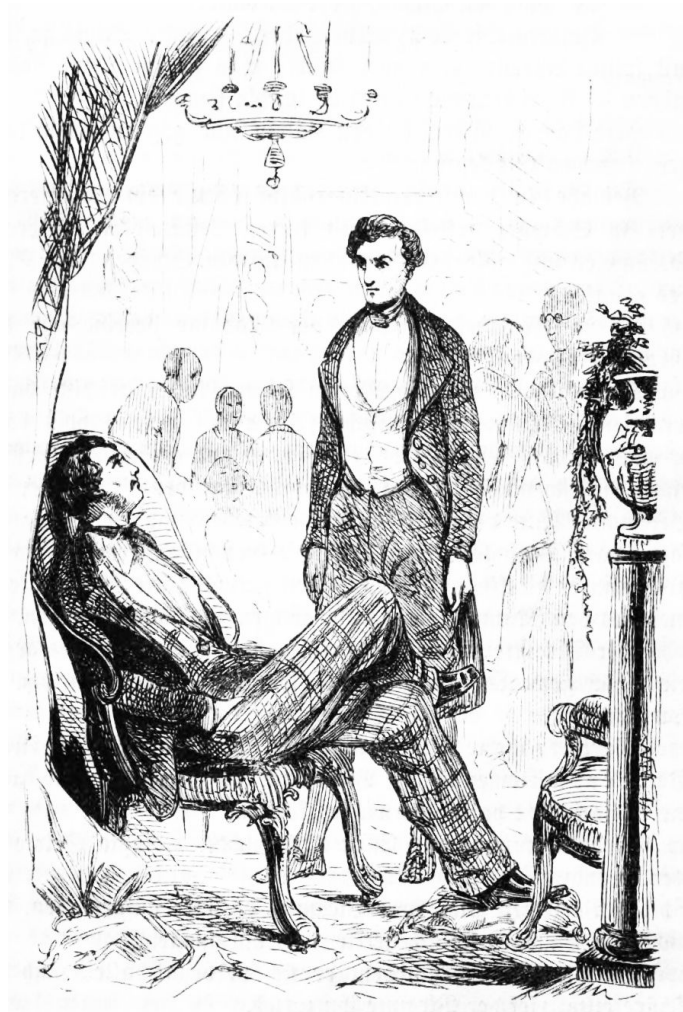
– Nun, kommt das Essen noch nicht? – sagte Scipio zu ihm.

– Verzeihen Sie, Herr Vicomte, es wird aufgetragen.

– So mögen sie sich beeilen, ich bin hungrig.

Und als Martin, nachdem er sich verbeugt hatte, nach der Thüre eilte, rief der Vicomte ihn zurück.

– Martin, sagen Sie dem Schaffner, daß ich nur Portwein trinken will. Man soll mir zwei Bouteillen wärmen lassen



bis zur Wärme des Bordeauxweines 12 bis 15 Grad, nicht mehr noch weniger.



– Ja, Herr Vicomte.  
– Achten Sie auch darauf, daß man neben mir Curry und Cayennepfeffer hinstellt.

– Ja, Herr Vicomte, – sagte Martin.

Und er verließ den Saal.

Die Gäste des Grafen gehörten im Allgemeinen zu den Leuten, welche sagen – meine Gemahlin, – und welche die Männer und Frauen, von denen sie voraussetzen, daß sie – Mode – sind, *Löwen* und *Löwinnen* nennen. Für die Mehrzahl dieser unwissenden und selbstsüchtigen Honoratioren, welche Schmeichler und eitle Gecken waren und ganz voll von ihrer Wählerwichtigkeit, waren Scipio's Ungezogenheiten eben so viel allerliebste *Löwenstreiche*; seine verachtende Ruhe, sein frecher Hohn pflegten sie zugleich zu entzücken und einzuschüchtern; sie nannten ihn niemals anders als Herr Vicomte und lachten im Voraus, sobald er den Mund aufthat, was ihn über die Maßen ungeduldig machte; denn wie der Mann mit den grünen Bändern *hielt er sich nicht für belustigend*.

Was die *Gemahlinnen* dieser Herren anbetrifft, so verwünschten sie Scipio, indem sie aus dem Augenwinkel nach seinem niedlichen Gesichte schielten, d. h. sie wollten vor Aerger sterben, indem sie sich gestehen mußten, daß sie wohl nicht hinreichend hübsch, nicht hinreichend große Damen, nicht hinreichend *Löwinnen* sein möchten, um auch nur einige einfache Worte der Höflichkeit von Seiten dieses Narren, dieses Grobians u. s. w. zu verdienen, mit andern Worten, mehr als eine dieser schönen Zornigen war auf dem besten Wege, ganz träumerisch Abschied zu nehmen und voller Gedanken an das blasse und liebliche Gesicht Scipio's, an seine großen, blauen Augen, an sein spöttisches Lächeln, das seine schönen Zähne sehen ließ, und an seine kleine, weiße Hand, die von Zeit zu Zeit seinen feinen, blonden Schnurrbart so nachlässig kräuselte.

Plötzlich öffneten sich die beiden Thürflügel des Salons mit Geräusch, und Martin ließ mit tönender Stimme die Einsetzungsworte erschallen:

– Herr Graf, es ist aufgetragen.

– Scipio, biete Deinen Arm der Madame Loethrohr, – sagte

sogleich der Graf zu seinem Sohne mit ernster Miene, in dem er selbst einer anderen Frau den Arm gab.

Scipio lachte als blasirter Mann niemals, sonst würde er, seines Vaters Ernst zum Trotz, bei dem wunderlichen und unerwarteten Namen einer Madame Loethrohr in ein lautes Gelächter ausgebrochen sein. Aber ein lautes Gelächter wäre noch weniger herausfordernd gewesen, als die höhnische Dienstbeflissenheit, mit welcher Scipio aus der Tiefe seines Lehnstuhls so zu sagen heraussetzte, um Madame Loethrohr seinen Arm anzubieten, nachdem er ihr eine tiefe, ironische Verbeugung gemacht hatte.

Madame Loethrohr, die Frau eines der einflußreichsten Wähler, nahm diese Höflichkeiten für Ernst. Sie war eine kleine, kurze, dicke Person, wie Scarron sie beschreibt, ein Bisschen bläßlich und quatschlicht, mit pechscharzen Augen und Haaren und dem einzigen Uebelstand, daß sie etwas zu rothe Ohren hatte, das Kinn ihrer Kehle etwas zu nahe saß, und daß sie zu viel künstliche Vegetabilien in Form eines kleinen Gärtchens auf ihre Mütze geformt trug, so daß sie dadurch einen scheffelgroßen Kopf bekam. Uebrigens waren ihre Lippen rosenroth, ihre Zähne blendend weiß, und ihr Blick hatte etwas schmachtend Verliebtetes.

Herr Loethrohr, der einflußreiche Wähler, ein großer, kahlköpfiger Mann mit blauen Brillengläsern, richtete sich hinter seiner Frau empor, wunderbar stolz, sie am Arme des Vicomte zu sehen, während die glückliche Loethrohr, vor Freude und Stolz zitternd, ihre Ohren vom Roth zum Scharlach aufsteigen fühlte und mit ihrem festen und runden Arm an dem schwächlichen Arme des Vicomte zerte, als hätte sie gefürchtet, daß die übrigen Frauen, welche sie mit triumphirendem Blicke zu vernichten suchte, einen Anschlag gemacht hätten, ihr ihren Ritter zu rauben.

– Die Tückische! – sagte eine der Eingeladenen, die Frau eines viel weniger einflußreichen Wählers, indem sie ihrem Manne mit wuthentflammtem Blicke die beneidete, die verfluchte Loethrohr zeigte.

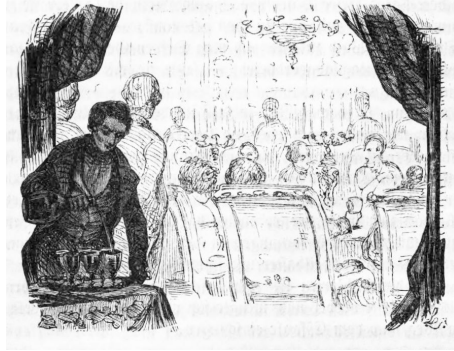
– Mein Täubchen, Loethrohr verfügt über 37 Stimmen, – sagte der Mann betrübt, – ich nur über 11 – folglich muß seine Frau Dir vorgehen.

– Das hindert nicht, daß, wenn es Dir begegnen sollte, für den Vater dieses Hasenfußes gegen Herrn de la Levrasse zu

stimmen, Du es mit mir zu thun bekommst, – sagte die Frau Wählerin vor Wuth zitternd; ich mag Deinen Grafen Duriveau nicht zum Landtagsabgeordneten, – setzte sie mit aufgebrachtener Stimme hinzu.

– Nun, sei doch billig, mein Täubchen, – antwortete der Wähler, wir wollen doch sehen, ob Herr de la Levrassé uns solche Feste gibt, mit Bedienten, die wie Marquis gepudert sind; er ist arm wie eine Kirchenmaus und führt unsere Aufträge in Paris sehr schlecht aus, während, wenn wir einen Grafen, einen Erzmillionair zu unserem Abgeordneten haben, welcher seinen Verwalter mit unseren Besorgungen in der Hauptstadt beauftragen kann, dies viel vortheilhafter und schmeichelhafter sein wird. Mit diesen Worten ließ der bescheidene Wähler seine zornmüthige Hälfte vorbei und mengte sich unter die Haufen, welche den Weg nach dem Eßsaale einschlugen.

---



## Zweites Kapitel.

### *Der Wintergarten.*

Die Gäste des Herrn Grafen Duriveau waren über einen Gang hingeschritten, der mit alten Rüstungen und kostbaren Waffen angefüllt und gleichlaufend mit der Gemäldegalerie angelegt war, und traten in den Speisesaal, dessen Wände mit weißem Getäfel belegt waren, dessen Eindruck durch vergoldete Gesimse erhöht wurde, und der geschmückt war mit schönen Jagdstücken aus verschiedenen Zeiträumen.

Auf dem Tische standen vier Armleuchter von mattem, getriebenem Silber, welche von Figuren getragen wurden, die auch von Silber waren, aber, was einen sehr glücklichen Gegensatz bildete, von jenem Bleiglanze, welcher der alten Goldschmiedekunst eigen ist. Jeder dieser prachtvollen Leuchter, welche wahre Kunstwerke waren, lief in sechs gekrümmte Arme aus, welche Weinranken darstellten, die mit Blättern und Trauben, auf kostbare Weise in das Metall eingegraben, besetzt waren. Diese Arme ließen, indem sie sich von einander trennten, in der Mitte einen leichten Korb sehen, welcher wie eine Kante durchbrochen, und mit natürlichen Blumen angefüllt war, deren frische Farben beim Schein der Wachslichter ihren Glanz noch verdoppelten. Hier und da lehnten Champagnerflaschen in Kühleimern von böhmischem Glase, das wie Rubin glänzte, Gruppen von silbernen Figürchen bildeten ihre Füße, und ihre Einfassung dicke, ebenfalls silberne Weinranken, die, nachdem sie den Rand dieser Gefäße in Form von schlanken Gewinden

umgeben, sich zu Henkeln von geschmackvoller Krümmung abrundeten und durchkreuzten. Kostbare, silberne Teller, welche dieser Gefäßpracht entsprachen, faßten den Tisch ein, und vermöge einer glücklichen Neuerung konnten die Gäste, statt unbequem auf Stühlen zu sitzen, in vortreffliche Lehnstühle gelehnt die kostbaren Meisterstücke des Küchenmeisters des Grafen Duriveau weichlich einschlürfen. Jeder hatte hinter sich einen Laquaien, die Bedienung ging mit bemerkenswerther Ordnung und Schnelligkeit vor sich. Es würde überflüssig sein, anzuführen, daß die ausgesuchtesten Weine, die vor trefflichsten Speisen im Ueberflusse herumgingen, und daß die Zurückspiegelung des Silberzeuges, der Duft der Blumen, der prismatische Glanz des Krystalls, in welchem die Flammen aller Wachslichter blinkten, diesen gastronomischen Genüssen einen neuen Reiz gaben.

Der Graf Duriveau, der in der Mitte des Tisches saß, hatte zur Rechten die Frau des einflußreichsten Wählers, und sich gegenüber Scipio, welcher zwischen der glücklichen Loethrohr und der Frau Wählerin saß, deren Mann ganz unbefangen gestand – und er war nicht der einzige – daß er seinem jetzigen Beauftragten, dem Herrn de la Levrasse, einem geizigen und undienstfertigen Mann, den künftigen Landtagsdeputirten vorzog, den er in dem Grafen Duriveau sah, diesem Erzmillionair, welcher sich die Leute so sehr zu verpflichten wußte, und dessen Tafel so vor trefflich besetzt war.

Ein Einziger betrachtete diese fürstliche Pracht mit heimlichem, bitteren Schmerze – es war Martin. Beim Anblick dieses fabelhaften Aufwandes, dieses übertriebenen Ueberflusses, dachte er an das schreckliche Elend der Bewohner dieses Landstrichs, welche durch Anstrengungen, Krankheit und Noth umkamen – eine fürchterliche Lage, welche der Graf Duriveau, der Besitzer beinahe der ganzen Gegend, so leicht und beinahe ohne daß er sich von seinen Genüssen Etwas zu entziehen gebraucht hätte, in einen mäßigen Wohlstand hätte umwandeln können. *Denn der Reichthum bringt Pflichten mit sich*, dachte Martin, und man muß es verstehen, *sich wegen solchen Aufwandes zu entsündigen*. Aber keiner von diesen geheimen Gedanken verrieth sich auf seinem unbeweglichen Gesichte, kein

anderer von den Dienstboten des Hauses zeigte sich bei der Bedienung umsichtiger und eifriger.

Scipio, der Bruder Martin's, aß, obgleich er den Hunger eines Oger zu besitzen behauptete, wenig, und dieses Wenige pfefferte er dergestalt mit Gewürzen, als wollte er sich den Gaumen verbrennen; seit langer Zeit war sein Geschmacksinn abgestumpft; aber er trank wie ein Schlauch und das ungestraft. Der berauschendste aller Weine, der Portwein that ihm Nichts. Wenn er nicht trank, schenkte er der Madame Loethrohr Champagner ein und richtete an sie mit halber Stimme ungescheut die gewagtesten und schlüpfrigsten Reden. Die arme Loethrohr, welche in den schönen Augen eines so hübschen Löwen als eine Zierpuppe aus der Provinz zu erscheinen fürchtete, fing damit an, bei diesen sittenlosen Frechheiten sich zu zieren; am Ende aber, da das hübsche Gesicht Scipio's und die Aufregung, die das reiche Mahl und der Champagner zu Wege brachten, ihre Wirkung thaten, lächelte das junge Weib doch, ihre Augen fingen mehr an zu glänzen, ihre Ohren gingen vom Scharlach zum Carmoisin über, und es fehlte bereits wenig, daß nicht ihr unbescheidenes Herzklopfen die Schnüre, mit denen ihr Kleid besetzt war, gesprengt hätte, als sie merkte, daß Scipio's Stiefel einen leichten Druck auf ihren Schuh ausübte – und sie zog den Fuß nicht zurück.

Der Graf Duriveau, der mehr und mehr besorgt wurde, daß sein Sohn im Begriffe sei, ihm einen neuen unwillkommenen Streich zu spielen, denn er täuschte sich über die Natur der Aufmerksamkeiten, welche der Vicomte an seine Nachbarin verschwendete, nicht, warf von Zeit zu Zeit einen Blick voll schwer bezwungenen Unwillens auf ihn, dem Scipio mit einem Blick voll anmaßenden Trotzes antwortete.

Plötzlich fuhren der Vicomte, sein Vater und Martin, der hinter dem Stuhle seines Herrn stand, bei einem Namen, welchen einer der Gäste aussprach, zusammen.

Dieser Name war der der Basquine. Dieser Name war im Laufe dieses Tages schon einige Mal genannt worden, zuerst von Beaucadet, als er die Personbeschreibung des Bamboche vor las, welcher den Namen Basquine auf den Arm geätzt trug, so dann von Madame Wilson, als sie von der Entzückung sprach, welche

diese große Künstlerin, die zugleich Gazelle und Nachtigall sei, auf der Bühne, wo sie spielte, hervorriefe.

Bei diesem Namen drückten Scipio's Züge eine Art gehaltener Selbstzufriedenheit aus –

Die Züge des Grafen eine peinliche Abneigung –

Die Züge Martin's ein tiefes, gedankenvolles Erstaunen, als wenn dieser Name in ihm zahlreiche Erinnerungen hervorriefe.

– Wir müssen den Herrn Grafen bitten, uns über diesen Punkt aufzuklären; denn er kommt ja so eben aus der Hauptstadt, – sagte Herr Loethrohr.

– Ueber welchen Punkt, lieber Herr? – sagte der Graf.

Mein Freund Chandavoine behauptet, – sagte der einflußreiche Wähler, indem er auf seinen Nachbar wies, – die berühmte Basquine, die Schauspielerin im Opernhause, von der in den Zeitungen so viel die Rede ist, werde von den vornehmsten Damen als Freundin behandelt und stehe auf Du und Du mit ihnen.

– Wäre das hier eine Junggesellengesellschaft, mein lieber Herr Loethrohr, und wären Sie nicht zu spröde, so könnte ich Ihnen mittheilen, wobei ich doch noch Vieles verschleiern könnte, was für eine Person diese Madame Basquine ist, – antwortete der Graf mit einem Lächeln voll bitterer Verachtung, – aber die Gegenwart dieser Damen macht ein solches Gespräch unmöglich.

– Mein Vater macht sich unfreiwilligerweise zum Wiederhall gewisser abgeschmackter Gerüchte, – sagte plötzlich Scipio mit blitzendem Auge und leicht gerötheter Wange, – ja, mein Herr, es ist vollkommen wahr, daß die Frauen aus den besten und höchsten Kreisen, da die höchst gestellten Männer sich bestreben, der Mademoiselle Basquine durch die zartesten Aufmerksamkeiten die tiefe und hochachtungsvolle Bewunderung, welche sie ihnen einflößt, an den Tag zu legen, und ich bin in Bezug auf sie um so unparteiischer, – setzte Scipio hinzu, indem er einen Nachdruck auf diese Worte legte, – da ich nicht die Ehre habe, mit Mademoiselle Basquine anderweitig als nur vermöge der Begeisterung, die ihre Kunst mir einflößt, bekannt zu sein.

Der Graf sah seinen Sohn mit tiefem Erstaunen an; zum ersten Mal seit langer Zeit hörte er ihn sich in ernsten und gewählten

Ausdrücken und im Tone der Ueberzeugung aussprechen, und das in Betreff eines Frauenzimmers, über welches die entgegengesetztesten Gerüchte umliefen. Die Einen, und der Graf gehörte zu ihnen nicht, sahen in Basquine ein um so seltneres Muster von Tugend, da sie als Schauspielerin von dem größten Rufe allen Versuchungen und Verlockungen ausgesetzt war; nach der Ansicht der Anderen, und zu dieser bekannte sich der Graf, war Basquine ein Ungeheuer von Heuchelei, und zugleich ein Ungeheuer von Verderbtheit, Wollust und Bosheit, zugleich eine Messaline und eine Cleopatra, wenn auch gleich wie diese eine Herrscherin, zwar nicht vermöge einer Krone, aber vermöge ihres Geistes.

Der Graf war nicht der Einzige, der sich über Scipio's Worte und Ton wunderte, und auf seinem Gesichte den Grund dieses seltsamen Abfalles von seinem gewöhnlichen höhnischen Betragen zu errathen suchte.

Auch Martin hatte den Vicomte aufmerksam in's Auge gefaßt und sich eine Miene schmerzlicher Verwunderung entschlüpfen lassen, als er hörte, daß der Jüngling, er, der immer so unverschämt, spöttisch und verächtlich that, seine Bewunderung für Basquine's Kunst und Gemüthsart in so ernsthaften Ausdrücken an den Tag legte.

An der Art, wie sein Vater ihn ansah, merkte Scipio, daß er sich unwillkürlich von einer ersten Regung hatte hinreißen lassen und eine Sprache geführt hatte, die für jeden Anderen äußerst natürlich gewesen wäre, aber bei ihm dermaßen überspannt herauskam, daß es nothwendig auffallen mußte. Der Vicomte suchte also ein Mittel, den Eindruck, welchen seine Worte in Betreff Basquine's bei dem Grafen hervorgerufen hatten, wieder auszulöschen und ihn gänzlich auf eine falsche Fährte zu leiten. Madame Loethrohr kam Scipio wunderbar zu Hilfe.

– Wie, Sie vertheidigen diese Schauspielerin, Herr Vicomte? – sagte sie zu ihm halb laut und mit bittersüßer Stimme.

Scipio entschuldigte sich auf diesen zärtlichen Vorwurf sie reich; denn nach einigen Erklärungen verschwand die Wolke, die einen Augenblick die Stirn der eifersüchtigen Loethrohr verfinstert hatte, gänzlich, und bald stellte sich der Schuh, der während der Lobeserhebung der Mademoiselle Basquine plötzlich unter dem



Stiefel Scipio's weggezogen worden war, schüchtern und frei willig auf seinem alten Platze wieder ein.

Herr Loethrohr sah trotz seiner blauen Brillengläser Nichts und dachte auch nicht daran, Beobachtungen anzustellen; er hatte Mittel gefunden, sich bei Tische zu seinem Freunde Chandavoine zu setzen, und Beide thaten ihr Möglichstes, von Allem zu essen, was man ihnen anbot, und suchten hinterher zu rathen, was sie gegessen hatten, indem die fremden Namen, welche der Haushofmeister beinahe jedem Gerichte gab, für diese uneingeweihten Gäste wahre Räthsel waren.

Die beiden Freunde hatten aufs Gerathewohl von einer timballe de nouilles à la reine genommen, die ihren Vermuthungen weiten Spielraum ließ, und ließen sich eben einige gon dolfes à la viennoise auf den Teller legen, welche sie neugierig kosteten, als Herr Loethrohr in seinen kühnen Hypothesen durch Scipio unterbrochen wurde, der ihn über den ganzen Tisch anredete.

Die Ursache der Anrede des Vicomte war folgende:

Nachdem Scipio zu wiederholten Malen dem Fuß der Madame Loethrohr einen leichten Druck gegeben, hatte er sich, da er sah, daß, was er sich herausnahm, mit einer Gefügigkeit aufgenommen wurde, die ganz im Styl der Regentschaft war, flüchtig gegen seine Nachbarin hingeneigt und, indem er einen frechen und auffordernden Blick auf sie richtete, ihr einige Worte ganz leise gesagt. Der Vicomte mochte wohl zu weit gehen; denn die arme Loethrohr konnte, trotz aller der Umstände, welche sich verschworen hatten, um ihr moralisch und physisch den Kopf zu verdrehen, eine Bewegung des Unwillens nicht zurückhalten.

– Gut! – hatte Scipio mit kaltem Spott gesagt, – wenn Sie mich abweisen, so werde ich mich ganz laut bei Ihrem Manne beklagen.

Diese unerhörte Frechheit machte Madame Loethrohr verstummen, obgleich es unglaublich schien, daß Scipio es wagen würde, seine Drohung auszuführen; aber wie ward der armen Frau, als sie den Vicomte ganz laut ausrufen hörte:

– Hören Sie einmal, Herr Loethrohr!

Auf diesen Ausruf hörte das Summen der Einzelgespräche plötzlich auf, alle Blicke richteten sich auf Herrn Loethrohr und auf

den Vicomte; dieser fuhr fort:

– Ich muß mich bei Ihnen beklagen, Herr Loethrohr.

– Und worüber, Herr Vicomte? – antwortete der Wähler mit verlegener Stimme und bis an die Brille erröthend, da er sich so ungestüm angeredet fand.

– Ich muß Ihnen sagen, daß Madame Loethrohr mir Alles abschlägt, warum ich sie bitte – Sie müssen ihr nothwendig etwas den Kopf zurecht setzen, – setzte Scipio mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit hinzu.

– Wie, meine Theure, – sagte der Wähler, indem er sich an seine Frau wandte, – der Vicomte bittet Dich um Etwas?

Und von der Stirn des Herrn Loethrohr rannen so große Schweißtropfen, daß seine Brillengläser davon feucht wurden; der unglückliche Mann sah daher Nichts als einen blauen Dunst vor sich, Verwirrung und Angst wollten ihm die Kehle zuschnüren, indessen ermannte er sich und setzte hinzu:

– Der Herr Vicomte hat die Gnade, Dich um Etwas zu bitten, und Du – Du schlägst es ihm ab – aber das ist nicht hübsch von Dir, meine Theure.

– Nun sehen Sie wohl, Madame, – sagte Scipio, indem er sich zu der armen Loethrohr wandte, die unter ihrem Besatz fast des Todes war.

Darauf wandte sich Scipio zu dem Mann und setzte hinzu:

– Ja, Herr Loethrohr, bitten Sie selbst Madame, daß sie mir es nicht abschlägt, sie wird Ihnen vielleicht gehorchen – und wenn sie noch obendrein wüßten, warum ich sie bitte!

– Ich zweifle nicht daran, Herr Vicomte, es kann nur etwas sehr Liebenswürdigen sein.

Dem Grafen Duriveau war fürchterlich zu Muthe, er unterbrach Herrn Loethrohr und sagte zu ihm mit der lächelndsten Miene:

– Ich will's Ihnen sagen, lieber Herr, was mein Sohn sich so inständig von Madame Loethrohr zu bitten untersteht, und was sie ihm mit vollem Rechte abschlägt, ehe sie Ihrer Einwilligung gewiß ist: er bittet sie, bei der nächsten Wahl Ihre Stimme mir zu verschaffen.

– Wie, Herr Graf, – rief der einflußreiche Wähler, – Sie wissen ja längst, daß meine Stimme und die meiner Freunde Ihnen gewiß

ist.

Dann wandte er sich an seine Frau und sprach im Tone eines förmlichen Vorwurfs:

– Aber, meine Theure, ich habe Dir ja hundert Mal wiederholt, daß der Herr Graf unser Bewerber ist, wir wollen nur ihn, Herr de la Levrasse kann uns nicht mehr dienen. Warum hast Du denn nicht auf der Stelle dem Herrn Vicomte Ja geantwortet? Nimm's mir nicht übel, das ist unverzeihlich.

– Es ist wahr, mein Lieber, ich habe Unrecht gethan, – antwortete Madame Loethrohr bescheiden.

Der Graf Duriveau sah an dem spöttischen Ausdruck von Scipio's Zügen, daß dieser im Begriff war, den schönen Ausspruch des Herrn Loethrohr aufzunehmen. Indem er nun fest entschlossen war, einer Höhnerei, die ihm einen seiner wichtigsten Wähler entfremden konnte, ein Ende zu machen, und zu gleich glücklicherweise das Mittagsessen zu Ende gehen sah, rief er aus:

– Meine Herren! da das Gespräch auf die Wahlen gefallen ist, einen Gegenstand, der für ernste Männer, für staatskundige Männer, wie wir es sind, so wichtig ist, erlauben Sie mir eine Gesundheit auszubringen, die, wie ich hoffe, von Ihnen wohl aufgenommen werden wird.

Drauf wandte er sich halb gegen Martin um, der hinter seinem Herrn stehend, dem ganzen Auftritt beiwohnte, ohne irgend einen besonderen Antheil daran zu verrathen, und sagte zu ihm, indem er ihm sein Glas hinhielt:

– Geben Sie mir Cyperwein.

Martin nahm von einem Schenktisch eine Krystallflasche und goß dem Grafen ein Glas von diesem Götterwein von der Farbe eines flüssigen Topasen ein.

– Meine Herren, – sagte der Graf aufstehend, – den Grundeigenthümern! – den einzigen wahren Stützen, den einzigen wahren Bürgen der Ordnung und des Friedens, den einzigen, den wahren Vertretern unseres schönen Frankreichs; denn sie sind es, welche seine Gesetzgeber ernennen. -

Diese Worte, welche von dem Grafen mit tiefer und volltönender Stimme ausgesprochen waren, wurden bei schallendem

Zusammenklingen der Gläser mit Zuruf aufgenommen.

Einige Augenblicke darauf hob der Graf die Tafel auf, in dem er der Dame, die neben ihm saß, den Arm bot. Scipio ahmte das Beispiel seines Vaters nach und gab der Madame Loethrohr seinen Arm; diese fand den Vicomte sehr sittenlos, sehr verderbt, aber ach, diese bösen Eigenschaften waren weit davon entfernt, sie dazu zu vermögen, dieses allerliebste – Ungeheuer – in vorsichtiger Entfernung zu halten. Sie fühlte selbst eine Art Bewunderung, indem sie an die Kühnheit, an die Kaltblütigkeit dachte, mit der der Vicomte gewagt hatte, an voller Tafel sich bei Herrn Loethrohr über die abschlägige Antwort seiner Frau zu beklagen. Welche Sicherheit, welche Geistesgegenwart, dachte sie, und so jung und so reizend! Und um ihr gänzlich den Kopf zu verdrehen, kam der blendende Glanz der fürstlichen Pracht hinzu, für die Scipio geboren zu sein schien, und die seine Laster so glänzend übergoldete; endlich hatte der Jüngling, der es aus blasirter Laune lustig fand, wie er zu sagen pflegte, die Tugend dieses einfältigen Geschöpfes, welches übrigens ganz appetitlich war, auf's Glatteis zu führen, am Ende des Mittagessens plötzlich sein Benehmen geändert, sich wegen seines allzuhastigen Flehens entschuldigt, dasselbe der ungestümen Glut einer eben so rasch entstandenen als plötzlichen Leidenschaft Schuld gegeben u. s. w., u. s. w.

Mit einem Worte, als der Vicomte vom Tische aufstand, bemerkte er mit spöttischem Frohlocken, wie die unbesonnene Loethrohr ihren Arm kräftig an den seinigen drückte, und daß die schwarzen Augen seines Opfers, die gewöhnlich lebhaft und glänzend waren, vor Aufregung und verliebtem Schmachten ganz matt beschleiert waren.

– Sehen Sie, – sagte der Vicomte ganz leise zu ihr, – jetzt werden mein Vater und diese Herren von Politik reden und im Wintergarten Kaffee trinken. Alle diese Frauen da erwecken mir Schauer, so häßlich und dumm kommen sie mir vor, und das ist Ihre Schuld, warum sind Sie geistreich und hübsch? Wenn es Ihnen recht ist, überlassen wir sie sich selbst und besehen das Vogelhaus, es ist wunderhübsch.

– O nein, Herr Vicomte, das nicht.

– Wie boshaft Sie sind! Wenn Sie mich darum bäten oder selbst

um etwas Bedenkliches, z. B. auf mein Zimmer zu kommen, wahrhaftig, ich würde es Ihnen gleich gewähren!



Aber freilich, Sie lieben mich nicht, wie ich Sie liebe, – sagte Scipio mit trübsinniger Bitterkeit.

– Aber bedenken Sie doch, wenn uns Jemand sähe!

– Sein Sie ruhig, das Vogelhaus ist am Ende eines Treibhauses, das in den Wintergarten mündet. Nichts ist natürlicher, als daß wir es in Augenschein nehmen, wir werden dort bloß ein Bisschen einsamer sein, und die Einsamkeit mit Ihnen muß ein süßes Glück sein.

Bei dieser zarten Wendung schlug die allzuempfindliche Loethrohr die Augen nieder, und das Herz schlug ihr gewaltsam unter ihren Schnüren, während Scipio, der den Augenblick nicht von ihr gesehen werden konnte, ihr zum Hohn ein freches und spöttisches Gesicht schnitt.

Während dieser raschverlaufenden Unterredung hatten Scipio und seine Tischnachbarin eben so wie die übrigen Gäste ein

Billardzimmer durchschritten, dessen drei Glashüren in ein gewaltiges, leicht geheiztes Treibhaus führten, welches einen Wintergarten bildete, der in diesem Augenblick durch unzählige Wachslichter erleuchtet war, die auf hölzernen Armleuchtern von ländlicher Arbeit staken, zwischen Hängepflanzen, wie Geranium mit Epheublättern, Eisenkraut, Cactus und Viconien von allen Arten. Gekrümmte Wege, welche mit buntfarbiger Mosaik gepflastert waren, wendeten sich zwischen gewaltigen Büscheln von Kamelien, Rhododendron, Magnolien, Limosen, Erikaarten u. s. w. hin und her.

Im Hintergrunde des Gartens sah man eine Grotte, deren moosige Steine unter einem unentwirrbaren Netz von Passionsblumen, Glycineen, Bigonien u. s. w. beinahe verschwand. Eine der Thüren dieses Gartens, welche der des Billardzimmers gegenüber lag, führte in ein starkgeheiztes Treibhaus, das in der Form eines Ganges gebaut war und in einen Rundbau auslief, in dessen Mitte ein Vogelhaus emporstieg, das mit den seltensten Vögeln besetzt war, die nur in der Atmosphäre der Tropenpflanzen leben konnten.

Der Kaffee wurde im Wintergarten gereicht, einige der Frauen wandelten auf und ab, andere plauderten im Hintergrunde der Grotte, die mit chinesischen Lampen von verschiedenen Farben erleuchtet war, auf ländlichen Sesseln sitzend, während die größte Anzahl der Männer sich um den Grafen Duriveau geschaart hatten und wie er stehend den heißen Mokka schlürften.

Diese schöne Herbstnacht war so milde, daß mehre Fenster des Wintergartens, von denen die eine Seite auf den Park des Schlosses hinaussah, geöffnet worden waren; das Mittagsessen hatte sich ziemlich spät hingezogen, das Licht des Mondes schien in der Ferne von einem Bache wieder, dessen Böschungen von Rasen umgeben waren, und der sich durch eine weite Grasfläche hinschlingelte, die hier und da mit hundertjährigen Bäumen besät war. Ein dickes Gebüsch, das von außen an die Hauptseite des Wintergartens stieß, erhob sich bis zur Brüstungsmauer des einen der offenen Fenster, an dem der Graf Duriveau und seine Gäste miteinander sprachen, während Martin mit einem rothen Präsentirteller, der mit Fläschchen besetzt war,

dabei stand und die Befehle seines Herrn erwartete.

Plötzlich fuhr Martin zusammen.

Beim Lichte des Mondes, welches voll auf das dichte Blätterwerk der Büsche fiel, die unter den Fenstern standen, hatte Martin einen Augenblick den Kopf Bête-Puante des Wilddiebes erscheinen sehen, der, nachdem er Martin ein Zeichen des Einverständnisses gemacht, sogleich wieder im Dickicht verschwand.

Bête-Puante kam in aller Eile von der Meierei von Grand Genévrier, wohin er sich auf Rechtwegen zur selben Zeit, wie Beucaudet und seine Gensd'armen, begeben hatte.

Bei der plötzlichen Erscheinung des Wilddiebes, von dem er wußte, daß er so viele Ursachen zum Haß gegen den Grafen habe, fuhr Martin so lebhaft zusammen, daß diese rasche Bewegung dem Teller, welchen er trug, einen heftigen Stoß gab und eins der Fläschchen auf ein Glas fiel und es zerbrach.

Bei dem Geräusch wandte sich der Graf, der gerade im lebhaftesten Gespräche mit seinen Gästen war, um und sagte, als er die Stücke des Glases sah, hart zu ihm:

– Nehmen Sie sich doch in Acht, Ungeschickter !

– Verzeihen Sie, Herr Graf, aber –

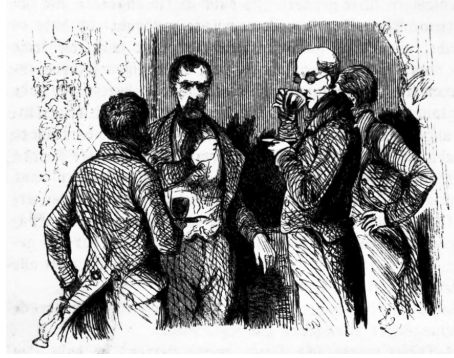
Herr Duriveau unterbrach Martin hochmüthig:

– Still – da Sie nicht einmal verstehen, einen Teller zu halten, so stellen Sie ihn auf diesen Tisch und erwarten Sie meine weiteren Befehle.

Martin erwiderte Nichts, setzte den Teller auf einen der kleinen ländlichen Tische, die sich hier und da im Wintergarten fanden, und blieb einige Schritte vom Grafen stehen.

Sein Gesichtsausdruck gewann bald wieder seine gewöhnliche Ruhe, und er hatte Herrschaft genug über sich, die neuen Beklemmungen zu bemeistern, die er empfand, als er sah, wie der Graf die Unterhaltung fortführte, indem er sich mit dem Ellbogen auf den Rand des offenen Fensters stützte, unter dem sich das dichte Gebüsch ausbreitete, in welchem sich der Wilddieb versteckt hatte.

---



## Drittes Kapitel.

### *Der Kaffee.*

Der Graf Duriveau verdoppelte in dem Gespräch mit den Leuten, die er künftig vertreten sollte, seine Bitterkeit und Heftigkeit; denn die Unterredung, die anfangs politisch gewesen war, war weiterhin beinahe von selbst auf einen Gegenstand gefallen, den er niemals ohne leidenschaftliche Erbitterung berühren konnte, nämlich die *Abneigung und Verachtung, welche ihm die Laster der nothleidenden Classen einflößten.*

Der Graf lehnte sich mit dem Ellbogen auf die Brüstungsmauer des Fensters, es gewährte ihm Erquickung, daß der Abendwind seine Stirn kühlte, welche von der gehässigen Zornwuth, die er zu dieser Erörterung mitbrachte, erglühte.

– Ja, bei Gott, meine Herren, – sagte Herr Duriveau, – in meiner Jugend habe ich wie ein Anderer, ja mehr als irgend ein Anderer ein weiches Herz, eine offene Hand und ein thränenfähiges Auge gehabt. Ich habe an die Tugenden und das unverdiente Mißgeschick des Lumpenpacks geglaubt: ich habe es geglaubt, wenn von Familienvätern die Rede war, die keine Arbeit finden könnten, während sie doch die einzigen Stützen unerzogener Kinder und eines kränklichen Weibes wären; ich habe es geglaubt, wenn von Leuten die Rede war, die seit 48 Stunden hungerten; ich habe an die unglückliche Lage von Witwen geglaubt, die von Allem entblößt, sich genöthigt sehen, des Abends einen Säugling an der Brust und ein anderes Kind an



der Hand führend auf's Betteln auszugehen, ich habe an die Thränen armer, kleiner, verlassener Mädchen, die auf die Straßen von Paris hinausgestoßen auf der Welt allein ständen, ich habe es geglaubt, wenn ich von verführten Mädchen hörte, welche ohne alle Hilfsquellen verlassen worden waren.

Und darauf zuckte der Graf die Achseln mit einem Ausdrucke erbarmungsloser Verachtung und setzte hinzu:

– Dieses romantische Elend, meine Herren, ich habe ihm abzuhelpen gesucht – welche Albernheit beging ich! – Der Familienvater, der keine Arbeit bekommen konnte, war ein schändlicher Trunkenbold, den man aus seiner Werkstatt weggejagt hatte; der Unglückliche, welcher seit 48 Stunden Nichts gegessen hatte, kam vollgestopft aus der Schenke; die trostlose Witwe tränkte einen Säugling von Pappe und hatte an der Hand ein gestohlenen Kind. Die armen, kleinen 12jährigen Waisenmädchen theilten mein Almosen mit Gassenjungen in ihrem Alter, denen sie sich seit langer Zeit Preisgaben, und die verführten und verlassenen Mädchen waren an einem schlechten Orte Mütter geworden! Welche Lehre!!

Es ist unmöglich, den Ton zu beschreiben, in welchem der Graf diese giftigen Worte sprach, welche, wie dies nicht anders sein konnte, auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck machten.

– Der Herr Graf hat vollkommen Recht, – sagte Herr Loethrohr, der aus Gewohnheit seine Frau, die soeben mit Scipio verschwunden war, mit den Augen suchte, – der Herr Graf hat vollkommen Recht, man wird immer von seinem guten Herzen hinter's Licht geführt; diesem Lumpenpack Gutes zu thun, heißt sich undankbare Schurken verpflichten wollen.

Und der würdige Mann schlürfte seinen Kaffee mit zerknirschem Herzen.

Entweder ist das Elend des Volkes nur vorgegeben, oder es ist die Folge seiner Lasterhaftigkeit, – setzte Herr Chandavoine, der gern wie ein Buch sprach, hinzu, indem er seinen Zucker in der Tasse umrührte, – und in diesem Falle verdient dieses Elend kein Mitleid.

– Es ist sonnenklar, versetzte ein Fabrikbesitzer, welcher sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, – die guten Unterthanen

werden reich, die Sparkassen beweisen es; und übrigens lese man nur, was jedes Jahr die Thronrede sagt: Der Wohlstand ist im beständigen Wachsen.

– Der Herr Graf kennt die Undankbarkeit dieser Art Leute besser als irgend Jemand, *experto crede Ruperto*, – fügte ein ehemaliger Sachwalter hinzu, – ist seine natürliche Großmuth nicht auf das Grausamste getäuscht worden?

Wie Martin die herben Worte des Herrn Duriveau hörte, ließ sein blasses und ausdrucksvolles Gesicht nicht Verwunderung, nicht Unwillen, sondern nur eine bittere Traurigkeit, wir möchten beinahe sagen, ein schmerzliches Mitleid blicken. Von Zeit zu Zeit warf er einen unruhigen Blick auf das Gebüsch, in welchem sich noch immer der Wilddieb verborgen hielt, der auf diese Weise ungesehen ebenfalls diese Unterredung anhörte.

– Aber was Sie nicht glauben werden, meine Herren, – fing der Graf wieder an, – ist dies, daß ich so dumm war, mich über diese Truggestalten, welche auf den Gassen herumlaufen, zu betrüben.

– Wahrhaftig, Herr Graf?

– Ja, und es kommt noch besser, ich sagte zu mir selbst mit blutendem Herzen, ich muß diesen widerlichen Stadtpöbel in dem Koth lassen, in dem er nun einmal leben und sterben muß; ich will auf meine Landgüter gehen, da wenigstens werde ich ein fache, gute und erkenntliche Menschen finden, welche die Verderbniß der Städte nicht ergriffen hat, da kann ich meine Wohlthaten anbringen -- auf dem Lande ist man tugendhaft. Ich komme also hier an, mein Vater, ein ganzer Mann –

– O! – sagte Herr Chandavoine mit einer Bewegung tiefer Verehrung, indem er den Grafen unterbrach, – o ein stolzer Mann!

– Mein Vater, – fuhr der Graf fort, – hatte den Vorübergehenden bei schwerer Strafe verboten und es auch durch Anstellung zahlreicher unerbittlicher Wächter unmöglich gemacht, das todte Holz in seinen Waldungen abzubrechen, auf seinen Feldern Aehrenlese zu halten und in seinen Weinbergen nachzulesen; seine Pächter wurden, wenn sie mit der Bezahlung im Rückstande blieben, ausgetrieben, und was die Bettler anbetrifft, so wurden sie eigens von zwei ungeheuren Pyrenäenhunden empfangen.

– Ha! ha! ha! – machte Herr Loethrohr spöttisch lachend, dann sagte er ganz leise zu seinem vertrauten Freunde: – Chandavoine, siehst Du meine Frau nicht?

– Nein, – versetzte der Andere ungeduldig, – laß mich doch dem Herrn Grafen zuhören, er spricht wie ein Advocat – was für ein Mann! Das ist ein Landtagsabgeordneter, der die Zunge nicht in der Tasche haben wird – er wird noch viel besser sprechen als Herr de la Levrasse.

– Ich komme also hier an, – fuhr der Graf fort, – ganz voll von meinen Plänen zu Ausübung ländlicher Menschenfreundlichkeit. Ich finde gleich, daß mein Vater wie ein Mensch ohne Verstand gehandelt hat, und stürze mich in meinem heiligen Eifer über Hals und Kopf in die Ausübung dieser schönen Lehren, die offenbar von irgend einem Bettler erfunden worden sind, der weder Haus noch Hof, weder Heller noch Pfennig besaß: *der schüchterne Nothleidende sollte niemals vergeblich an die Thür des Reichen klopfen.*

*Laß den bescheidenen Unglücklichen auf dem Felde des Ueberflusses Aehren lesen.*

*Seid für die kleinen Kinder, was der liebe Gott für die kleinen Vögel ist: wenn die Ernte vorbei ist, finden sie immer noch Etwas aufzupicken u. s. w.*

– Es war rührend, wie Sie sehen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich dran denke, – setzte der Graf mit sardonischem Lachen hinzu – ein halbes Jahr nach meinen menschenfreundlichen Erstlingsversuchen belagerte die *schüchterne Armuth* in Gestalt von betrunkenen Bettlern Tag für Tag mein Schloß, meine Pächter bezahlten mich nicht mehr, das *bescheidene Unglück* hieb meine Bäume an der Wurzel um und weidete seine Kühe in meinem Korn, während die kleinen Vögel unter dem Himmel unter der Gestalt von gräulichen Gassenjungen mein Wild mit Schlingen wegfangen und meine Weinberge plünderten. Da kam es mir denn über die Maßen abgeschmackt vor, länger die Rolle des lieben Gottes spielen zu wollen.

Diese Rede ward mit einem lauten Gelächter aufgenommen.

– Ich glaube es wohl, hol' mich der Teufel um diesen Preis, –

sagte der frühere Sachwalter, welcher zu viel gegessen hatte, – die Rolle des lieben Gottes kommt sehr theuer zu stehen.

– Je freigebiger man ist, desto mehr wird man gemißbraucht, ich habe es im Kleinen erfahren, wie der Herr Graf im Großen, – sagte Herr Chandavoine mit sachverständiger Miene.

– Chandavoine, – sagte Herr Loethrohr, welcher anfang im Ernste besorgt zu werden, ganz leise zu ihm, – siehst Du meine Frau nicht?

– Nein doch! – sagte der Andere mit den Achseln zuckend.

– Der Herr Graf hat ganz Recht, – versetzte ein andrer Gast, – es ist, um Einem das Mitleid gänzlich zu verleiden.

– Dieses war meine Handlungsweise, meine Herren, – fuhr der Graf fort, – und dieser freche Mißbrauch, welchen meine alberne Schwachheit ermuthigte, hat mir die Augen geöffnet. Nachdem ich wieder zur Vernunft gekommen war, d. h. zur wohlberechtigten Abneigung, zur verdienten Verachtung gegen dieses widerliche, verderbte und viehische Gezücht, habe ich, so viel an mir lag, eine eiserne Hand auf seinen Nacken gelegt. Und so kam Alles wieder in Ordnung. In's Gefängniß mit dem ersten Taugenichts, der es wagt, in meinen Holzungen einen Ast abzuschlagen, gepfändet, und wenn Nichts da ist, in's Gefängniß gesetzt die geringste Unglückliche, welche es wagt, eine Kuh auf meine Wiese zu treiben! Jeder Pächter, der mit der Bezahlung im Rückstand ist, wird ausgetrieben, das war die Verfahrungsweise meines Vaters und die richtige. Was die Bettler anbetrifft, die so schlecht berathen sind, daß sie jetzt die Hand an meine Thür legen, so wird dieses freche, ausgehungerte Gewürm mit tüchtigen Bissen empfangen. Ja, meine Herren, ahmen Sie meinem Beispiel nach. Verschanzen wir uns in unser gesetzliches Recht. Halten wir uns gut, schließen wir unsre Reihen, wir, die wir im Besitz sind. Keine Zugeständnisse, dies hieße, das tyrannische und auf freche Weise vorgegebene Recht des Armen, vom Reichen Hilfe zu bekommen, anerkennen. Zeigen wir uns unerbittlich, sonst werden wir überflügelt, und bei Gott! es ist besser, den Wolf zu fressen, als von ihm gefressen zu werden.

Der Ton der Ueberzeugung, worin der Graf dies sprach, das Leben in seinen kraftvollen Zügen, seine entschiedene Haltung machten auf seine Zuhörer einen tiefen Eindruck; seine

grausamen Paradoxien, die die Selbstsucht rechtfertigten und sie zu einer Pflicht machen wollten, wurden mit beinahe einstimmigem Beifall aufgenommen.

Der peinlichen Regung, welche Martin am Anfange der Unterredung des Grafen mit seinen Gästen gezeigt hatte, folgte eine tiefe Beängstigung; er warf die Augen bald auf den Grafen, bald auf das Gebüsch, in welchem der Wilddieb versteckt war und das jetzt im tiefsten Schatten lag, da der Mond hinter den großen Bäumen des Parks verschwunden war; er schien für den Grafen eine Gefahr zu fürchten.

Nach einem kurzen Zögern und indem er von einem augenblicklichen Schweigen, wie es oft die belebteste Unterredung unterbricht, Gebrauch machte, näherte sich Martin seinem Herrn, der noch immer an dem offenen Fenster lehnte, und sagte zu ihm im Tone achtungsvoller Theilnahme:

– Der Herr Graf denken vielleicht nicht daran, daß die Abendluft feucht ist, und es ist vielleicht nicht vorsichtig, daß der Herr Graf –

Herr Duriveau, eben so erstaunt wie verletzt, unterbrach Martin und sagte barsch zu ihm:

– Sie müssen ein für allemal wissen, daß ich keine Vertraulichkeit dulde, auch nicht unter dem Vorwande der Vorsorge – nehmen Sie den Herren ihre Tassen ab.

Martin verbeugte sich, ohne ein Wort zu antworten.

Nachdem er Allen die Tassen abgenommen und sie nach einander auf einen Präsentirteller gesetzt hatte, stellte er diesen auf den kleinen Tisch; er selbst blieb unbeweglich und bleich neben diesem stehen; die Augen fest auf das dunkle Gebüsch gerichtet und von beständig wachsender Angst gepeinigt.

Die schneidende und rauhe Sprache des Grafen hatte auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck hervorgebracht; nichts destoweniger sagte einer von ihnen, Herr Chandavoine, der, was Menschliches in ihm übrig war, sich trotz seiner ererbten Selbstsucht und seines beschränkten Verstandes gegen die unbarmherzigen Grundsätze des Grafen empören fühlte, schüchtern zu ihm:

– Erlauben Sie mir eine kleine Bemerkung, Herr Graf?

– Ich bin ganz Ohr, lieber Herr Chandavoine, – sagte Herr

Duriveau.

– Wie Sie, Herr Graf, verwerfe ich die Laster der Verderbtheit der untern Classen, aber sollte es nicht, vollkommen zu gegeben, daß der Arme durchaus *kein Recht* hat, von dem, Reichen Hilfeleistung zu fordern, unter gewissen Umständen und mit aller Einschränkung auf Seiten des Reichen, wenn nicht eine Pflicht, doch wenigstens eine Maßregel der Klugheit sein, dem Armen beizustehen? Wohlverstanden unter der Bedingung, daß der Arme sich bescheiden, unterwürfig und für Das, was der Reiche für ihn zu thun würdigt, erkenntlich erweist.

– Gewiß ist das Almosengeben, juristisch genommen, keine Obliegenheit des Reichen, – sagte der frühere Sachwalter, – aber es ist in Dem, was Chandavoine sagt, wohl etwas Wahres.

– Ja, ja! – sagten mehre Stimmen; – denn es gibt unter den Armen sehr boshafte Taugenichtse.

– Und man muß sich in Acht nehmen, sie aufzubringen.

– Was halten Sie davon, Herr Graf?

– Was ich davon halte, meine Herren? – antwortete der Graf im bittersten und schneidendsten Ton seiner Stimme. – Ich halte dafür, daß das Almosengeben nicht nur nicht eine Pflicht des Reichen ist, sondern etwas an und für sich Dummes, Gefährliches und Gewissenloses.

– Das Almosengeben etwas Dummes! – rief der Eine.

– Das Almosengeben etwas Gefährliches! – rief der Andere.

– Das Almosengeben etwas Gewissenloses –

Und Alle sahen den Grafen verdutzt an.

– Ja, – antwortete dieser mit absprechendem und herrischem Tone, – das Almosengeben ist eine Dummheit – ja, das Almosengeben ist gefährlich – ja, das Almosengeben ist gewissenlos, und ich bin es nicht, der das sagt, es sagen dieses die besten Köpfe, deren Kenntnisse, deren Geist von ganz Europa bewundert werden, und was sie sagen, beweisen sie durch unwiderlegliche Thatsachen und Zahlen. Diese Geister sind meine Heiligen, ihre Schriften sind mein Katechismus und mein Evangelienbuch, und da ich als ein guter Gläubiger mein Evangelienbuch auswendig weiß, so hören Sie, was Malthus wirklich sagt – der heilige Malthus, einer der

bewundernswürdigsten Staatswirthschafter in der neuern Zeit, hören Sie wohl zu, meine Herren. *Ein Mensch, der in einer bereits in Besitz genommenen Welt geboren wird, hat im Falle, daß seine Familie nicht die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder daß die Gesellschaft seiner Arbeit nicht bedarf, nicht das Recht, irgend einen Antheil an dem zum Leben Nothwendigen in Anspruch zu nehmen; er ist in allem Ernste auf der Erde ein unnützer Ueberschuß; bei dem großen Gastmahl der Natur ist kein Platz für ihn.*

– *Beim großen Gastmahl der Natur* – ei, ei – dieser Malthus hat eine sehr blumenreiche Schreibart, – sagte der frühere Sachwalter, welcher sich gern belesen zeigte, – man möchte an Fenelon denken.

– *Die Natur befiehlt diesem Menschen sich fortzumachen,* – fing der Graf wieder an, indem er seine Anführung fortsetzte, – *und sie wird nicht säumen, diesen Befehl selbst wieder in Ausübung zu bringen<sup>1</sup>. Ist das klar genug, meine Herren?* – setzte der Graf mit bitteren Hohnlachen hinzu.

– Wie, wenn die unverbesserliche Natur, als weise Mutter Polizei, das Elend beauftragt, diese Ueberfülle von Bevölkerung bei Seite zu schaffen, da sollte ich mit dummem Almosengeben den Absichten der Natur entgentreten – meine Herren, es wäre bedauernswürdig!

Die Zuhörer des Grafen sahen einander bei dieser schrecklichen Anführung schweigend an.

– Wie? – sagte Herr Chandavoine, – wie! Malthus sagt geradezu –

– Ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen seine gesammelten Werke zu schicken; es sind für Grundeigenthümer vortreffliche Bücher.

– Lesen Sie den Malthus, meine Herren, studiren Sie ihn, Sie werden in diesem gesunden Quell das Bewußtsein Ihrer Rechte wieder auffrischen, Sie werden dort Aussprüche finden, die ich Ihnen dazu empfehle, sich an sie zu erinnern, wenn der Teufel des Almosengebens Sie in Versuchung führt, z. B. *Je der mag in dieser Welt für sich einstehen; was gehen uns Die an, die hienieden den unnützen Ueberschuß bilden? Man hätte zu viel zu*

*thun, wenn man Denen, welche vor Hunger schreien, Brot geben wollte; wer weiß, ob für die Reichen genug übrig bleiben würde, da die Bevölkerung unablässig im Begriff ist, die Summe der Subsistenzmittel zu überschreiten? Das Almosengeben ist eine Thorheit, es hilft das Elend vermehren – nun, meine Herren, was habe ich Ihnen gesagt?*

– Die Thatsache ist, – sagte der frühere Sachwalter, voll kommen überzeugt, – daß unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, und es ist der richtige, das Almosengeben ungesetzlich ist.

– Und merken Sie wohl, meine Herren, – versetzte der Graf mehr und mehr frohlockend, – daß Malthus ein geistreicher Mann und ein vortrefflicher Mensch war; er hatte Nichts mit diesen frechen und albernen Weltverbesserern gemein, die sich in Mondscheinträumereien ergeben, über Das, was sein sollte, anstatt Dessen, was ist. Malthus, welcher den wahren Stand der Dinge kannte, wollte Niemanden anködern und täuschen; als logischer Kopf und überzeugt, daß der große Haufe zu jeder Zeit dem elendesten Loose gewidmet war, ist und sein wird, hatte er in seinem bewundernswürdigen Buche den Armen streng verboten, Kinder zu zeugen; und er hat Recht, wozu dient diese Brut von Hungerleidern? Markus, ein Schüler des Malthus und des Adam Smith, eines andern großen Staatswirthschafers, ist noch consequenter gewesen, er hat gerade heraus vorgeschlagen, die Kinder der Armen nicht geboren werden zu lassen.

– Teufel! – sagte Herr Chandavoine, indem er sich hinter den Ohren kratzte, – dieser Markus war ein verfluchter Kerl. – Ein streng logischer Kopf, – antwortete der Graf mit seiner scharfen Ironie, endlich hat der heilige Johann Baptist Say, ein anderer Heiliger aus meinem Kalender, folgende bemerkenswerthe Worte gesagt: bedenken Sie sie wohl, meine Herren, wenn Ihre Arbeiter sich über den geringen Tagelohn beklagen: – *wenn die Nachfrage nach Arbeit groß ist, so sinkt der Erwerb der Arbeiter unter den Betrag, welcher dazu erforderlich wäre, daß sie in derselben Anzahl fern er hin leben könnten. Die Familien, welche durch zahlreiche Kinder und durch Krankheiten am meisten gedrückt werden, gehen zu Grunde. Sodann nimmt die Nachfrage nach Arbeit ab, und der Lohn für dieselbe steigt wieder, oder mit*



anderen Worten, meine Herren, wie Ricciardo sagt, noch einer von meinen Heiligen: *vermöge der Entbehrungen wird die Anzahl der Arbeiter vermindert, und das Gleichgewicht stellt sich wieder her.* Das ist ganz einfach, die Natur will keine Uebervölkerung, und die Sterblichkeit übt das Amt des Gerichtsdieners aus.

– Freilich! und da es nicht anders sein kann, – sagte einer der gutherzigsten Zuhörer, – muß man sich freuen, daß man nicht zum Ueberschuß gehört.

– Das ist klar, wahrhaftig, die Staatswirthschafter haben Recht, Jeder mag für sich sorgen.

– Die Anderen mögen sehen, wie sie durchkommen.

– Man muß sich nur in Acht nehmen, daß man nicht zu den Anderen gehört, und damit gut.

– Chandavoine, wo mag meine Frau sein? – sagte Herr Loethrohr seinem Freunde in's Ohr. Er hatte, mit dem Verschwinden seiner Frau beschäftigt, der Unterredung nur eine zerstreute Aufmerksamkeit schenken können.

– Laß mich doch mit Deiner Frau in Ruhe, – sagte Chandavoine, – suche sie!

– Ich mag's nicht thun, der Herr Graf spricht so viel – nun jetzt – aber da fängt er schon wieder an.

– Was folgt aus dem Allen, meine Herren, – sagte der Graf, stolz auf den tiefen Eindruck, den seine Anführungen und die Erläuterungen zu ihnen hervorgebracht hatten, – was folgt daraus? – daß wir, die wir im Besitze sind, wie ich es Ihnen so eben gesagt hatte, Alles aufwenden müssen, um uns oben zu halten, und uns nicht etwa unter dem Vorwande des Almosengebens oder Mitleids irgend ein feiges Zugeständniß entreißen lassen dürfen, dessen man sich gegen uns bedienen würde; denn Diejenigen, welche zu leiden haben, beklagen, heißt die Gesellschaft anklagen, und die Gesellschaft kann nicht Unrecht haben. Dies vorausgesetzt, – lassen Sie uns gegen uns selbst aufrichtig sein: Zwischen Dem, welcher im Besitz ist, und Dem, der Nichts hat, findet ein Kampf auf Leben und Tod statt. Nun so sei es der Kampf! – Was man Proletarier nennt, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, fühlen gegen uns eine wilde Mißgunst, weil wir im Ueberfluß leben, und sie nicht das

Nothwendige haben; das ist ganz natürlich, ich würde es an ihrer Stelle eben so machen. Sie möchten unsere Häuser plündern, unseren Wein austrinken, in unsere Staatswagen steigen; – wohl, von ihrem Standpunkte haben sie Recht, mögen sie thun, was sie können, es ist ein ehrlicher Kampf. Aber mögen die Herren Proletarier sich nicht wundern, wenn ich ihnen meinestheils Haß mit Haß vergelte, wenn mein Selbsterhaltungstrieb mir befiehlt, Alles zu thun, damit dieses wilde Thier, dessen Rachen und Zähne ich fürchte, so lange als möglich unter dem Maulkorb gehalten werde. Ich sage es Ihnen laut, meine Herren, ich bewerbe



mich um eine Stelle in der gesetzgebenden Versammlung, um zu unser Aller Nutzen und zum Vortheil unserer Kinder dazu beitragen zu können, daß Sattel, Zügel und Spannkette für dieses wilde Thier so solide wie möglich gearbeitet werden – damit ihm so Lust wie Kraft fehlen möge, sich zu entfesseln. Denn es hat große Lust zu dem Grundbesitz, das ausgehungerte, und ich

meinstheils habe die Schwäche, zu wünschen, daß mein Sohn meine Güter erbe, und, so Gott will, sein Sohn ihn beerbe, wie ich meinen Vater beerbt habe. Freilich, das besagte wilde Thier möchte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beerben. Aber nur stille, wir sind auf dem Platze – und was das anbetrifft – meine Herren, lassen Sie uns darauf trinken – daß das wilde Thier sich *niemals, in alle Ewigkeit nicht*, von seinem Maulkorb befreit sehen soll.

Und er wandte sich zu Martin mit den Worten:

– Bringen Sie Liqueurs herbei –

Kaum hatte der Graf diese Worte ausgesprochen, als Martin einen Schrei des Schreckens ausstieß, sich auf den Grafen zu stürzte, ihn heftig zur Seite stieß, mit einem Sprung über die Brüstungsmauer setzte, die etwa vier Fuß hoch war, und sich mitten in das Dickicht stürzte, in dem der Wilddieb sich versteckt hatte. Beinahe in demselben Augenblick erscholl ein Schuß, der von eben dieser Stelle aus fiel, durch das Dunkel.

---



## Viertes Kapitel.

### *Das Vogelhaus.*

Als man den Schuß hörte, der nahe an dem Fenster des Wintergartens fiel, waren Schreck und Entsetzen allgemein; die Frauen stießen ein gellendes Geschrei aus und stürzten auf die Ausgänge des Treibhauses zu. Mehre der Gäste des Grafen, die in dem Augenblicke um ihn standen, liefen nach allen Seiten auseinander, – Herr Loethrohr gehörte zu diesen Flüchtigen – andere stellten sich dagegen muthig um den Amphitruo. (Amphiktionen?)

Der Graf trat, ein wenig bleich zwar, aber mit der gewohnten Festigkeit, an das Fenster zurück, von welchem ihn Martin gewaltsam zurückgerissen hatte, und nach einer ersten Regung der Verwirrung und Verwunderung sagte er zu seinen Gästen, obgleich er von der Ursache des Schusses noch Nichts wußte, mit einer lächelnden Kaltblütigkeit, die seinem Rufe Ehre machte:

– Beruhigen Sie sich, meine Herren; es ist ohne Zweifel das Zeichen zu einem Feuerwerk, einer Ueberraschung, die mir meine Leute bereiten, – nur schien mir mein Kammerdiener ein wenig beeilt, seine Stelle dabei einzunehmen.

In dem Augenblick, wo er diese Worte aussprach, kam Martin, der einige Minuten verschwunden gewesen war, im vollen Laufe zurück, öffnete eine Thür des Wintergartens von außen, trat ein und sagte zu seinem Herrn mit aufgeregter Stimme:

– Er ist nach der Seite des Milchhauses entflohen – im Dickicht

des Gehölzes habe ich seine Spur verloren.

– Wer – er ! – rief der Graf.

– Der Mensch, der sich dort versteckt hatte, Herr Graf. – Ich hatte bei dem Schein der Lampen im Wintergarten bemerkt, wie er sich plötzlich aus diesem Gebüsche erhob, in dem er versteckt lag. Vielleicht hatte er keine böse Absicht, aber in der ersten Aufregung dachte ich nicht genau nach, ich dachte, es drohte dem Herrn Grafen vielleicht eine Gefahr, und so sprang ich aus dem Fenster, um den Unbekannten zu erreichen – während ich mit ihm rang, ging eine Pistole, mit der er bewaffnet war, los – ich suchte ihn zu verfolgen, und –

– Aber Sie sind verwundet, – rief der Graf lebhaft, in dem er näher an Martin herantrat.

– Ich glaube, ja, Herr Graf, an der Hand; aber es will nicht viel sagen, die Kugel hat mir die Handwurzel gestreift.

– Einerlei, Sie müssen sich verbinden lassen, – sagte der Graf, und da bei dem Schall des Schusses mehre von seinen Leuten herbeigelaufen waren, sagte er zu einem von ihnen:

– Man hole auf der Stelle den Arzt in Salbris.

– Und wie sah dieser Landstreicher aus? – sagte Herr Chandavoine mit Schaudern, – es ist vielleicht der Verbrecher Bamboche, nach dem man auf allen Seiten jagt, und dessen Personbeschreibung angeschlagen ist.

Als Martin erfuhr, daß Bamboche, dessen Namen er seit seiner Ankunft in der Sologne zum ersten Male aussprechen hörte, von allen Seiten verfolgt werde, fuhr er, trotz seiner Aufregung, vor Ueberraschung heftig zusammen, und das Wort er starb auf seinen Lippen.

Betroffen von dem Ausdruck seiner Züge, sagte der Graf zu ihm:

– Was haben Sie, Martin ?

– Nichts, Herr Graf, Nichts, – ich fühle mich ein wenig schwach – der Blutverlust –

– Haben Sie den Landstreicher recht in's Auge fassen können, sagte Herr Chandavoine.

– Ja, Herr, – antwortete Martin, – er war sehr klein – sehr brünett – und sehr jung, höchstens 18 bis 20 Jahre alt, – setzte er

mit Sicherheit hinzu – er trug eine weiße Blouse und eine Mütze.

– Das ist Bamboche's Personbeschreibung nicht, – sagte Herr Chandavoine, – aber da er eine Pistole bei sich trug, muß er doch ein Mörder sein.

– Ein Mörder! – Und warum in aller Welt meinen Sie, daß man mich sollte ermorden wollen, mein lieber Herr, – sagte der Graf mit verächtlicher Unbekümmertheit, – es müßte denn sein, daß dies eine heilsame Warnung von Seiten eines namenlosen Correspondenten wäre, – setzte er mit einem bittern und gezwungenen Lächeln hinzu, ohne sich weiter zu erklären. – Aber, meine Herren, dieser Vorfall ist nicht werth, daß wir uns noch länger mit ihm beschäftigen, es ist die Sache des wackern Beucadet, des Gensd'armenquartiermeisters, den ich nachher werde kommen lassen, um ihm meine Aussage zu machen. Martin, gehen Sie und lassen Sie sich verbinden, Sie scheinen mir ein treuer Diener zu sein. Was den Elenden anbetrifft, der Sie verwundet hat, so wird Beucadet, mag er auch für den Augenblick verschwunden sein, seine Spur schon ausfindig zu machen wissen; er ist ein feiner Spürhund, er wird ihn entdecken, davon bin ich überzeugt, und er soll seiner Strafe nicht entgehen.

Während dieser letzten Worte des Grafen hatte Herr Chandavoine ein Papier aus der Tasche gezogen, das er aufmerksam überlas; plötzlich rief er aus:

– Ach, das ist doch seltsam!

Und als der Graf ihn mit fragender Miene ansah, fügte er hinzu:

– Ich konnte den Gedanken noch nicht loswerden, daß der Mensch, der sich hier versteckt, doch vielleicht der Verbrecher mit Namen Bamboche wäre, und las daher seine Personbeschreibung durch, die man mir brachte, als ich eben zu Ihnen gehen wollte. Diese Personbeschreibung gleicht in Nichts, ich muß es zugeben, dem Bilde, welches Ihr Bedienter von dem Menschen, der ihn verwundet hat, entwirft. Aber das Wunderliche der Sache ist dies: Wir haben doch bei Tische von der berühmten Basquine gesprochen, von der man so viel Gutes und Böses erzählt.

– Nun? – sagte der Graf, dessen Stirn sich bei dem Namen dieses Frauenzimmers verfinsterte.

– Lesen Sie, Herr Graf, – sagte Chandavoine, indem er dem Grafen Duriveau ein Papier reichte, der es nahm und über las, – Sie werden sehen, daß der Räuber Bamboche auf dem einen Arme die Worte geätzt trägt: – Basquinen ewige Liebe.

– Wahrhaftig, dieser Elende trägt den Namen dieses scheußlichen Geschöpfes auf dem Arme. Welch ein Geheimniß mag da zu Grunde liegen? – sagte der Graf, so tief erstaunt, daß er gar nicht bemerkte, daß nach der Personbeschreibung auch Martin's Name auf Bamboche's Arm geätzt war.

Plötzlich, inmitten eines großen Tumultes sah man am Ende des Thiergartens Herrn Loethrohr auftauchen, bleich, außer sich und wüthend und Madame Loethrohr hart am Arme fassend, die verwirrt und ganz in Thränen folgte und, den Kopf auf ihre pochende Brust gesenkt, wie man zu sagen pflegt, hundert Fuß unter der Erde hätte sein mögen.

Unmittelbar auf die beiden Gatten folgte Scipio mit frecher und spöttischer Miene, die Hände in den Hosentaschen. Nach einem kurzen Zwischenraume kamen die übrigen Gäste des Grafen, von dem Abenteuer und der Frechheit des Vicomte dermaßen angedonnert, daß sie ein tiefes Stillschweigen beobachteten, das nur dann und wann durch das Gesumme einiger mit leiser Stimme ausgetauschten Worte unterbrochen wurde.

– Herr Graf, – rief Herr Loethrohr mit vor Zorn zittern der Stimme, indem er auf Scipio's Vater zutrat, – es ist eine Unwürdigkeit, und ich mache Sie dafür verantwortlich.

– Darf ich wissen, lieber Herr?

– Ich sage Ihnen, daß Sie dafür verantwortlich sind, Herr Graf, – rief der unglückliche Wähler, indem er Herrn Duriveau unterbrach – ja, Sie sind an Allem Schuld und für Alles verantwortlich; denn wenn man einen Sohn besitzt, wie der Ihrige, so schließt man ihn ein – ja, Herr, da stellt man ihn unter Gewahrsam, wenn man Damengesellschaft bei sich sieht.

– Aber Herr –

– Aber Herr, – rief der Wähler mit Entrüstung, – wissen Sie, was geschehen ist? Wissen Sie, was mir begegnet ist, Herr? Wissen Sie, wo ich meine Frau gefunden habe, Herr?

– Ich weiß Nichts, Herr, – sagte der Graf, indem er mit großer

Mühe die heftige Gemüthsbewegung bemeisterte, welche diese neue Unbesonnenheit Scipio's in ihm hervorrief; – aber wenn Sie von mir irgend eine Erklärung zu fordern haben, er suche ich Sie zu unser Beiden Bestem, mit mir auf mein Zimmer zu gehen, um diese Erklärung nicht öffentlich zu machen.

– Nicht öffentlich zu machen! – rief Herr Loethrohr mit lautem, bitterm Lachen – o, ich wollte, daß meine Stimme von hier bis Romorantin schallte, damit ich es mit der Kraft meiner ganzen Lunge ausrufen könnte, daß meine Frau eine Unglückliche ist und Ihr Sohn ein –

Scipio tupfte den Herrn Loethrohr mit dem Finger auf die Schulter und unterbrach ihn kurz, indem er mit seiner klaren und hochmüthigen Stimme zu ihm sagte:

– Ein? –

Der Wähler kehrte sich rasch nach dem Vicomte um, maß



ihn zuerst mit zornigen Blicken, dann stellte er sich entschlossen vor ihm in Positur und rief mit trotziger Miene:



– Ich sage Ihnen, Herr, Sie sind ein Mensch, der ganz aus ehebrecherischen Leidenschaften zusammengesetzt ist – scheußlichen, ehebrecherischen Leidenschaften –

Scipio, der niemals lachte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren und sagte zu Herrn Loethrohr mit einer herablassenden Handbewegung:

– Gut, nun können Sie gehen!

– Wie, ich kann gehen? Ich bin nicht Ihr Bedienter, Herr, ich bedarf Ihrer Erlaubniß nicht, um –

– Mein Herr, – sagte der Graf, – ich beschwöre Sie, wenn es nicht um Ihretwillen ist, so sei es wenigstens um der Madame willen, machen Sie diesem peinlichen Auftritt ein Ende und glauben Sie mir übrigens, der Anschein ist oft betrügerisch.

– Nicht der Anschein ist betrügerisch, sondern die Weiber sind es, – rief der Wähler, indem er auf die allzuempfindliche Loethrohr blickte, als wollte er sie mit dieser empfindlichen Stichelei in Grund schmettern, – wie ich den Schuß höre, suche ich mich, da mir die Geschichte des Räubers, den man gegenwärtig verfolgt, im Kopfe liegt, eiligst zu retten. Ich öffne die erste Thür, die ich antreffe, es war das heiße Treibhaus; ich gehe hindurch, ich komme in einen Rundbau, in dem sich ein Vogelhaus befindet, ich flüchte mich hinein; ich höre durch eine Thür ein Rauschen und eine Weiberstimme – diese Stimme ist mir bekannt; ich stoße die Thür auf, es war ein Kabinetten, und in diesem Kabinetten, meine Herren, was sehe ich – des Herrn Sohn, der meine Frau in seinen Armen hält.

– Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, – sagte der Graf, welcher sich kaum bezwingen konnte und einen furchtbaren Blick auf Scipio warf, – ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß mir das Alles sehr leid thut – aber der Scandal, den Sie verursachen, ist in Wahrheit betrübend.

– Ich verursache Scandal? Bin ich's, der Scandal verursacht? – schrie Herr Loethrohr erbittert, – das ist zu stark – ah! man hat wohl Recht zu sagen, wie der Vater so der Sohn!

– Herr!

– Herr! – erwiderte der Wähler mit erhabenem, olympischem Zorne, – Sie glauben wohl, daß ich und meine politischen

Freunde von Frankreich nicht anders vertreten werden können, als durch einen Vater, dessen Sohn uns –

– Uns, uns, – sagte zu dem Wähler sein Freund Chandavoine, – sprich für Dich selber, sage vielmehr Dich –

– Es ist wahr, mein Bester, – antwortete Herr Loethrohr seufzend, – dessen Sohn mich –

Der Graf unterbrach ihn.

Von diesem Auftritte auf's Aeüßerste gebracht und fest entschlossen, ihm um jeden Preis ein Ende zu machen, sagte er zu dem beleidigten Gatten:

– Es sei, mein Herr, so werthvoll mir Ihre Stimme und die Ihrer Freunde gewesen sein würde – ich leiste darauf Verzicht. Jetzt aber hoffe ich, werden Sie einsehen, daß, so schmeichelhaft es mir auch war, daß Sie mich mit Ihrem Besuche beehren wollten, die Dinge zu meinem tiefsten Bedauern eine solche Wendung genommen haben, daß es mir leid thun müßte, Sie hier noch länger aufzuhalten.

– Kommen Sie, Madame, kommen Sie, Schamlose, – sagte der Wähler mit fürchterlicher Stimme, indem er die unglückliche Loethrohr fortschleppte, welche alles Mögliche that, um ohnmächtig zu werden; aber ihre blühende, üppige, strotzende Gesundheit widersetzte sich diesem Wunsche, und es fehlte der Unschuldigen an der rechten Schule, um mit Erfolg eine erheuchelte Ohnmacht zu spielen.

Herr Loethrohr näherte sich der Thür, als Scipio ihm höhnisch nachrief:

– Nun, wenn Sie wollen, so wissen Sie mich zu finden:

Der Wähler durch einige Worte, die ihm sein Freund Chandavoine in's Ohr sagte, von der Bedeutung der Worte des Scipio unterrichtet, antwortete ihm mit vieler Würde:

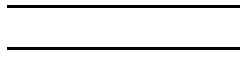
– Ich bin kein Raufbold, Herr, ich bin ein entsetzlich beleidigter Gatte.

– Jetzt, – sagte Scipio mit durchtriebenem Ernste, – kann ich erklären, daß der Herr in einer lächerlichen Täuschung befangen ist, und daß ich Madame für vollkommen unschuldig erklären muß.

– Hörst Du, mein Freund? – wagte die arme Loethrohr zu

flüstern.

– Gültiges Zeugniß! – rief der Wähler, – kommen Sie, Madame, kommen Sie!



Der Abschied der Gäste vom Grafen ging in tiefer Stille und äußerster Verwirrung vor sich; der weibliche Theil der Gesellschaft, der auf Madame Loethrohr eifersüchtig war, die in der Landschaft als eine Modedame betrachtet wurde, war über das Abenteuer hoch erfreut und verbarg seinen tugendhaften Abscheu nicht. Unter den Männern waren die einen auf Herrn Loethrohr neidisch, der ein größerer Landbesitzer war als die meisten unter ihnen, andere hatten zu ihrer Zeit der Madame Loethrohr den Hof gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen, obwohl man allerdings von einem gewissen Neffen des Mannes flüsterte, einem ungeheuern Carabinierlieutenant, der einige Halbjahre auf der Gaudriole – ein selbstfabricirter Name, welchen Herr Loethrohr seinem Landhause beigelegt hatte – zugebracht hatte. Mit Einem Wort, Männer und Weiber waren über den ungeheuern Scandal, der auf lange Zeit hinaus alle Gespräche in der Landschaft mit Stoff zu versehen versprach, innerlich äußerst zufrieden.

Der Graf, der genug Herrschaft über sich selbst besaß, um bis zuletzt an sich zu halten, hatte sich so gut wie möglich aus der schwierigen Lage gezogen, in welcher er sich seinen Gästen gegenüber befand, und die Dame, welche während des Mittagessens an seiner Seite gesessen hatte, bis vor die Hausthür begleitet.

Endlich verließ der letzte Wagen das Schloß Tremblay.

Der Graf, statt in's Haus zurückzutreten, stieg die Treppen herab, die verhaltene Wuth drohte ihn zu ersticken, er hoffte, daß das Gehen und die frische Luft seine heftige Aufregung beschwichtigen und daß es ihm gelingen würde, hinlängliche Ruhe wieder zu gewinnen, um mit seinem Sohne eine entscheidende Unterredung zu halten, die durch diesen neuen Vorfall, welcher die Geschichte des Tages vervollständigte, noch unerläßlicher geworden war.

Am Morgen war Scipio der Held eines bedauernswerthen Abenteuers gewesen, welches auf die niedern Classen des Landstrichs den schlimmsten Eindruck machen mußte, und an demselben Abend häufte er das Maß, indem er dem Grafen die einflußreichsten Leute aus dem höhern Bürgerstande verfeindete.

Scipio verwundete auf diese Weise die beiden glühendsten Leidenschaften des Grafen, seinen Ehrgeiz und seine Liebe auf's Tiefste: seinen Ehrgeiz; denn das possenhafte Abenteuer des Vicomte mit Madame Loethrohr zerstörte die politischen Pläne des Grafen, indem es ihm die Stimmen entfremdete, die seine Erwählung sichern sollten; seine Liebe; denn derselbe Tag sollte seine Heirath mit Madame Wilson und die Raphaële's mit Scipio sehen, und dieser schien durch Kälte und anstößige Auftritte eine Vereinigung, welche ganz allein im Stande war, die glühendsten Wünsche seines Vaters zu krönen, zu verzögern oder zu gefährden.

Der Graf ging in seiner fieberhaften Aufregung auf dem Vorhofe seines Schlosses immer auf und ab, indem er einige Male seine glühende Stirn in seine Hände drückte, bald einen Blick voll bitterer Ironie auf den glänzenden Schein warf, welchen alle Fenster des weiten Erdgeschosses in seinem Schlosse, durch welche er die funkelnde Livree seiner zahlreichen Bedienten hin und her gehen sah, ausstrahlten.

Zum ersten Male in seinem Leben fühlte dieser Mann, welcher so vernarrt war in seinen Reichthum, der sich so stolz rühmte, sagen zu können, daß nach ihm sein Sohn und ohne Zweifel auch der Sohn seines Sohnes die Niedrigen durch den Glanz dieses ungeheuern Vermögens blenden und beherrschen würden – zum ersten Male, sage ich, fühlte dieser Mann, durch seine üble Lage gedrängt, einen bitteren Verdruß bei dem Gedanken, daß alle diese Güter, aller dieser Glanz von Rechtswegen, und ohne daß er sich darum Mühe zu geben brauchte, an diesen frechen und unverschämten Sohn fallen müßten, gegen welchen er in diesem Augenblick eine Art Haß empfand; und ungeachtet der seltenen Kraft seines Charakters, fürchtete der Graf doch die spöttische und eisige Kälte seines Sohnes, und das Bewußtsein dieser Schwäche er bitterte ihn gegen sich selbst und gegen Scipio noch

mehr. Vielleicht niemals hatte der Graf die allzuspäte Reue, sich gegen diesen anmaßenden Sohn als – jugendlicher Vater – gezeigt zu haben, peinlicher gefühlt; er sah sich, er fühlte sich überflügelt, wenn er nicht auf das Allerentschiedenste eingriff, wenn er nicht noch an diesem Tage und mit der größten Anstrengung den Vicomte seine väterliche Gewalt, die dieser bisher verkannt oder nicht gekannt hatte, fühlen ließ.

Rasche Schritte, die zugleich mit dem Geräusch von einem schleppenden Säbel und Sporengeklirr hörbar wurden, entrissen den Grafen seinen peinlichen Gedanken; er wandte den Kopf um und sah bei dem Schein einer Lampe, die einer seiner Bedienten hielt, Herrn Beucaudet die Stufen der Freitreppe herabsteigen.

Seltsam betroffen über diesen Besuch, trat der Graf auf den Unteroffizier zu und fragte ihn barsch:

– Was wollen Sie?

– Herr Graf, – sagte Beucaudet mit ernster und bewegter Miene, die ihm sonst nicht eigen war, – es ist ein großes Unglück geschehen!

– Was für ein Unglück?

– Ich begab mich in die Meierei von Grand-Genevrier, um zu der Vernehmung des Mädchens, Namens Bruyère, zu schreiten, welche des Kindesmordes verdächtig war.

– Nun –

– Die Unglückliche war schuldig; denn als sie mich sah, mich und meine Leute, stürzte sie sich in den Teich.

– Großer Gott! – rief der Graf.

– Und ertränkte sich, – sagte Beucaudet.

– O, es ist fürchterlich! – murmelte Herr Duriveau mit einem Ausdruck voll Entsetzen, indem er sein Gesicht mit den Händen verbarg.

– Ich bin gekommen, Herr Graf, – fuhr Beucaudet fort, – um Sie

–

– Lassen Sie mich –

– Aber Herr Graf –

– Lassen Sie mich, sage ich Ihnen –

– Als Vertreter des Gesetzes, – sagte Beucaudet mit seiner

Amtsstimme, – habe ich das Recht, in seinem Namen zu handeln. Ich bringe so eben in Erfahrung, daß diesen Abend ein im Gebüsch versteckter Mensch einen Pistolenschuß auf einen Ihrer Bedienten abgefeuert hat. Es ist meine Pflicht, Herr Graf, ein Protokoll aufzunehmen –

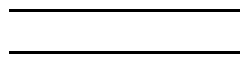
– Protokolliren Sie, so viel Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe, – rief der Graf außer sich, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte.

– Aber, Herr Graf, das ist nicht Alles; der verwundete Bediente heißt Martin, und ich habe einen Argwohn.

Beucadet konnte nicht zu Ende sprechen; denn der Graf verschwand, ohne weiter auf ihn zu hören, in einem der finstern Baumgänge des Parks.

– Es kann mir wenig daran liegen, ob er mich anhört oder nicht, – sagte der Unteroffizier, – die Gelegenheit ist vortrefflich, um diesen Martin zu vernehmen, von dem ich vermuthe, daß er ein durchtriebener Gesell sein muß, da sein Name auf dem einen Arme dieses Räubers, des Bamboche, steht, der sich von meinen Gensd'armen hat grüßen lassen, der große Schurke!

Mit diesen Worten trat Beucadet wieder in das Schloß.



Ungefähr eine halbe Stunde nach seinem Zusammentreffen mit dem Unteroffizier stieg der Graf die Stufen der Freitreppe hinauf.

Herr Duriveau war bleich, aber vollkommen ruhig. Als er in die Vorhalle trat, war der Erste, auf den er stieß, Scipio.

Der Vicomte schickte sich eben an, auf sein Zimmer zu gehen, und zündete eine Cigarre an dem Wachslight an, mit dem sein Kammerdiener ihm leuchtete, während er in der andern Hand auf einer silbernen Schüssel ein Fläschchen mit Rum hielt.

– Scipio, komm' – ich habe mit Dir zu reden, – sagte der Graf mit ruhiger Stimme zu ihm.

– Vater, ich zünde meine Cigarre an.

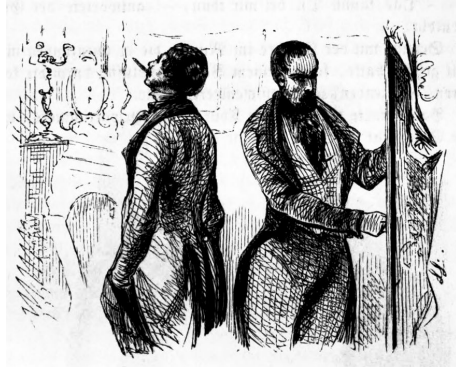
– Das kannst Du bei mir thun, – antwortete der Graf geduldig.

Scipio, mit der Cigarre im Munde, die er anzuzünden nicht Zeit gehabt hatte, folgte seinem Vater unschlüssig durch die

kostbaren, glänzenden, jetzt menschenleeren Säle.

Bald öffnete der Graf die Thür seines Privatzimmers, und sein Sohn trat in seinem Gefolge ein.

---



## Fünftes Kapitel.

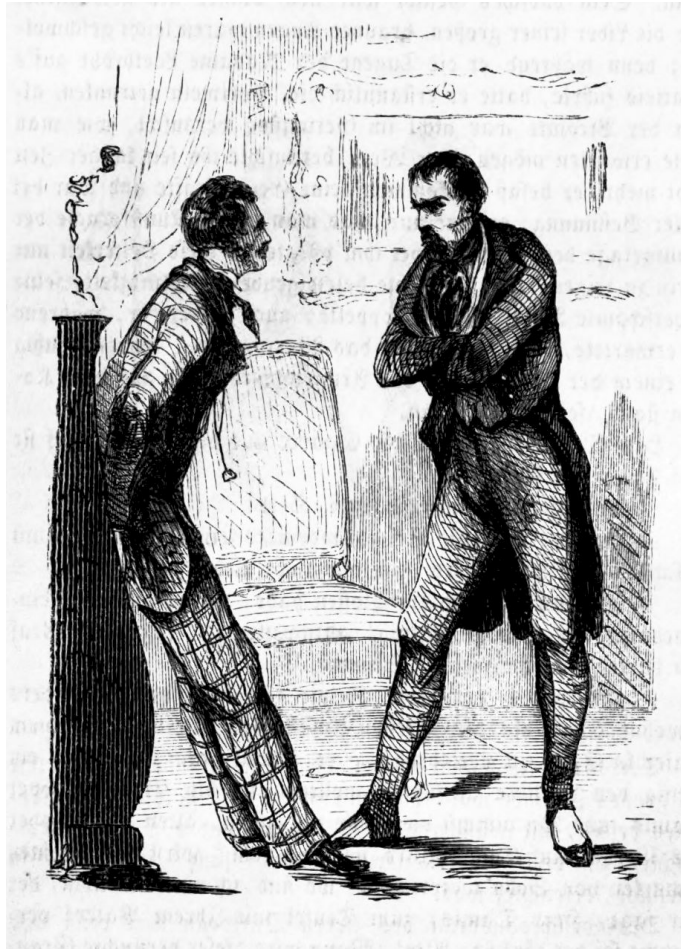
### *Vater und Sohn.*

Der Graf schob den Riegel seiner Schlafstube vor, welche ein großes Zimmer war, das mit schwarzen, goldlackirten Mobilien besetzt, mit grünem Damast tapezirt und von einem Armleuchter zu drei Wachslöchern, deren Glanz ein Lichtschirm schwächte, erleuchtet war.

Der Gesichtsausdruck des Herrn Duriveau war ernst und streng; er wartete einige Augenblicke, ehe er das Wort an seinen Sohn richtete, und sah ihn fest an.

Der Vicomte, nachlässig an einen Kamin gelehnt, drehte





seine nun angezündete Cigarre an den Lippen hin und her; er hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt und wiegte sich, nach Stutzerweise, bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein. Sein hübsches Gesicht war noch blässer als gewöhnlich, und die Lider seiner großen, braunen Augen waren leicht geschwollen; denn während er die Tugend der Madame Loethrohr auf's Glatteis führte, hatte er erstaunlich viel Portwein getrunken, allein der Vicomte war nicht im Geringsten berauscht, wie man hätte erwarten mögen; der Wein berauschte ihn seit langer Zeit nicht mehr, er besaß vollkommen seine Geisteskräfte und war bei voller Besinnung; er war nur, was man in der Kunstsprache der Saufgelage heiter nennt; bei ihm pflegte sich diese Heiterkeit nur darin zu zeigen, daß sich seine beleidigende Kaltblütigkeit, seine unverschämte Ruhe noch verdoppelte; auch zündete er, während er erwartete, daß sein Vater das Wort nehmen würde, ruhig an einem der Wachlichter des Armleuchters, der auf dem Kamin stand, seine Cigarre an.

Herr Duriveau riß ihm die Cigarre aus der Hand, warf sie in's

Feuer und sagte:

– Bei mir wird nicht geraucht, Herr!

– Bah! – versetzte Scipio, indem er seinen Vater erstaunt ansah, – seit wann wird denn hier nicht mehr geraucht?

– Seitdem ich mich entschlossen habe, meine Stellung einzunehmen und Dir die Deinige anzuweisen, – sagte der Graf mit harter und schneidender Stimme.

– Oh, oh, – erwiderte Scipio kalt, der es nicht anders gewohnt war, als die seltenen Anfälle von Strenge bei seinem Vater in Spaß zu verkehren, – es scheint, als wenn wir ein wenig den Moliere aufführen wollten, ich bin Clitander oder Damis, und Du nimmst die Rolle des guten, alten Orgon oder des Geront auf Dich. Wird sie lang sein? wirst Du Deinen Schurken von Sohn todprügeln? wo find' ich einen Scapin, der mir sagt, Herr Damis, zum Teufel mit Ihrem Vater! verdammt sei der zänkische Alte! Wann wird dieser verfluchte Graubart uns zu seinen Erben machen? – Es ist nicht auszudrücken, mit welcher schamlosen Ruhe Scipio diese Höhnerei aussprach.

Obgleich Duriveau auf diesen Spott gefaßt war, an dem er sich lange belustigt hatte, und obgleich er sich versprochen hatte, ruhig zu sein, ward er doch von einer unwillkürlichen Regung übermannt und rief, indem er einen Schritt auf seinen Sohn zu trat, mit drohender Stimme:

– Unverschämter !

– Gut! nun kommt der Auftritt mit dem Stock, ich wußte es wohl, – sagte Scipio mit verdoppelter Frechheit – schnell einen Stock – schnell einen Stock für den Herrn Geront!

– Scipio! – schrie der Graf mit fürchterlicher Stimme, indem er seinen Sohn unterbrach und ihn mit zitternder Hand am Arme faßte – dann fing er nach kurzem Schweigen, mit tiefer Bitterkeit wieder an:

– Es ist meine Schuld, ich habe Dich zu diesen Frechheiten ermuthigt, ich habe diese unverschämte Vertraulichkeit geduldet – es ist die Frucht der Erziehung, die ich Dir gegeben habe; diese letzte Lehre ist hart, aber sie soll von Nutzen sein.

– Bah! – sagte Scipio, – alle Erziehungsmethoden sind gut. Preval ist von einem Priester, unter den Fittichen einer Mutter

erzogen worden, und er hat eine Betrügerei begangen, die die Galeerenstrafe verdient; d'Havrincourt kommt aus der polytechnischen Schule und wird pro prodigo erklärt – Du bist wirklich zu bescheiden, Dein Zögling macht Dir Ehre.

– Genug, Herrchen, genug! Du kennst mich noch nicht, – aber wir wollen bekannt werden, und, bei Gott, von heute an, von dieser Stunde an, ich wiederhole es Dir, werden wir Beide die richtige Stellung einnehmen – und in Zukunft wirst Du so unterwürfig, so gehorsam, so hochachtungsvoll gegen mich sein, wie Du bisher unverschämt und spöttisch gewesen bist.

Scipio, der sich nicht leicht verwunderte, ward von Erstaunen ergriffen, nicht ein einziges Mal hatten bis jetzt die selten vorkommenden Vorwürfe seines Vaters gegen einen Scherz Stich gehalten, niemals bis auf diesen Tag hatte sein Vater mit solcher Festigkeit, mit solcher Entschlossenheit, seinen Vorsatz geltend zu machen und zu behaupten, zu ihm geredet.

– Also, – sprach er, indem er Herrn Duriveau mit tiefem Mitleiden ansah, und als wenn es ihm leid thäte, daß derselbe sich zu einem so philisterhaften Verweise herabließe, – also sprichst Du im Ernst?

– Vollkommen im Ernste, mein Herr.

– Das ist etwas Neues – aber wenig erfreulich. Und warum wählst Du gerade diesen schönen Tag dazu, um auf diese Weise Moral und väterliche Würde aushängen zu lassen?

Du unterstehst Dich danach zu fragen, da es doch noch nicht eine Stunde her ist, daß ein schändlicher Scandal –

– Ah, wir werden sehen, – sagte Scipio mit Achselzucken, – sieh mich an, ohne zu lachen, wenn Du kannst. – Erwinnere Dich doch nur an Deine schöne Geschichte mit der Marquise von St. Hilaire, die Du uns in diesem Winter bei dem Abendessen bei der Zephyrine erzähltest.

Einen Augenblick blieb der Graf stumm, von der Erinnerung, die sein Sohn in ihm wach rief, in Verlegenheit gesetzt.

– Nun, fürchte Nichts, – sagte Scipio mit ironischem Wohlwollen, ich sage Dir das nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen, ganz im Gegentheil. Du brauchst nicht den Sittsamen zu spielen, das ist abgeschmackt. Dein Abenteuer war hundert Mal

besser als das meinige; denn die Marquise von St. Hilaire war entzückend schön. So viel ich mich erinnere, warst Du auf dem Lande bei dem Marquis, der übrigens ein wackerer und schöner Kerl war; Du hattest ihm am Abend im Whist 2000 Stück Louisd'or abgenommen und mitten in der Nacht überraschte er Dich bei seiner Frau – das war vortrefflich, ohne nur den Spaß dabei in Rechnung zu bringen – am Morgen ein Duell mit dem Marquis im Park, bei dem Du ihn mit der Pistole in die Brust schossest, daß er nachher davon in Italien gestorben ist. – Ich habe Dich immer um diese Ehrensache beneidet – einen so schönen Ehemann todt zu schießen – und ich habe noch Niemanden todtgeschossen als diesen dicken Capitain, weil ich ihm einen Peitschenhieb in's Gesicht gegeben hatte, indem ich mit Vieren fuhr – der elende Kerl, er sah so ruppig aus, wie ein Bär, und hatte nicht die Strümpfe in den Stiefeln. Bah, was für ein Todter! – das macht uns schöne Ehre!

Der Graf konnte kein Wort antworten – die Lehre war schrecklich – in seiner ohnmächtigen Wuth drückte er seine geballten Fäuste an die Stirn und murmelte:

– Mein Gott, mein Gott!

– Weißt Du wohl, was Du mir in Bezug auf den Vorfall an diesem Abend, den Du einen Scandal nennst, hättest sagen sollen? – fing Scipio mit unerbittlicher Ironie an, – denn ich bin billig und kenne die heiligen Pflichten eines Vaters. Du hättest mir sagen müssen: Schämst Du Dich nicht, mein Sohn, Dich mit einer kleinen, dicken, quatschlichen Frau abzugeben, die Loethrohr heißt und ein Kleid mit Besatz trägt? Ich hätte Dir mit Ehrerbietung geantwortet: O, mein Vater, haben wir nicht als blasirte Leute einige Male in einer Kneipe Mironon gegessen, ein wahres Portieressen, das aber für einmal und so beiläufig immer appetitlich genug ist? – Diese Entschuldigung würde Dich entwaffnet haben, Du hättest mir Deinen Segen gegeben, und wir hätten auf die Gesundheit der Marquise von St. Hilaire, der Schönen Deiner schönen Tage, ein Fläschchen Rum geleert.

– Es mag sein, – sagte der Graf, indem er sich von diesem niederschmetternden Schlage wieder aufzurichten suchte. Ich habe Unrecht gethan, Dir von gewissen Jugendverirrungen, die ich Dir hätte verschweigen sollen, auf leichtsinnige Weise zu

erzählen: aber Du darfst nicht die Frechheit haben, sie mir vorzuwerfen, und sie rechtfertigen auf keine Weise Dein Betragen von heute Abend, das für mich doppelt verletzend ist; denn Du weißt, warum ich diese Leute zum Mittagsessen eingeladen hatte.

– Du Landtagsabgeordneter? – Geh mir doch – um ein guter Landtagsabgeordneter zu sein, nimmst Du mir noch viel zu viele Dinge ernsthaft. – Magst Du weder auf mein Haus, noch auf meine Pläne Rücksicht nehmen, – versetzte der Graf, ohne den Spott seines Sohnes zu beachten, – ich habe nicht das Recht, mich darüber zu beklagen, mein Beispiel berechtigt Dich dazu. – Mag auch das hingehen, – setzte der Graf mit tiefer Bitterkeit hinzu. – Aber dieser Scandal ist heute nicht der einzige gewesen.

– Wie?

– Dieses unglückliche Kind –

– Dieses unglückliche Kind?

– Das vorhin in der Höhle entdeckt wurde –

– Nun ?

– Aber – nein, es ist furchtbar.

– Was?

– Deine Handlungsweise –

– Daß ich der Kleinen ein Kind gemacht habe? – Geh doch! – Aber bei diesem Spiele verfrühter Vaterschaft wirst Du mir wenigstens zehn Point vorgeben; denn Du warst noch jünger als ich, wie Du mir erzählt hast, als Du die kleine Spitzenarbeiterin zur *Mutter machtest*, um im Styl des Ambigu comique zu reden, – die kleine Spitzenarbeiterin, Deine erste Jugendliebe, die, glaube ich, obendrein toll geworden ist.

Bei diesem neuen Schlage, bei diesem neuen Vorwurfe, der noch schrecklicher als der vorige war, erfuhren die Züge des Grafen eine heftige Veränderung – er fuhr zusammen, – darauf rief er, durch die unerbittliche Logik seines Sohnes zum Aeüßersten getrieben, aus:

– Aber sie hat sich nicht aus Verzweiflung das Leben genommen.

– Wie, das Leben genommen? – fragte Scipio.

– Bruyère –

– Sie! – rief Scipio, und sein bleiches Gesicht ward roth. – Sie!

– wiederholte er noch einmal, und Schweiß bedeckte seine Stirn.

– Ja, an diesem Abend, als man sie festnehmen wollte, weil sie des Kindesmordes verdächtig sei – da hat sie sich er trinkt – ertränkt – hörst Du – ja, das bringt wenigstens Deine freche Kaltblütigkeit zum Weichen, unbärtiger Verführer, unwürdiger Großsprecher in Sachen des Lasters, – rief der Graf mit erschreckender Unvorsichtigkeit; denn es hieß den furchtbaren Cynismus dieses Jünglings bis zur Wildheit aufstacheln.

Und das war auch der Erfolg.

Eine unwillkürliche Thräne, die in Scipio's Auge gekommen war, verschwand schnell, seine Stirn, die sich einen Augenblick unter der Last eines furchtbaren Gedankens gesenkt hatte, hob sich rasch wieder – seine aufgeregte Stimme ward wieder ruhig, und im scherzenden Tone erwiderte er:

– So – die Kleine ist todt?

– Ja todt, – wiederholte der Graf, indem er seinen Sohn aufmerksam ansah, – todt, hörst Du, todt!

– Nun, – erwiderte Scipio mit erschreckender Ruhe, – wenn Du Dein schönes Duell mit dem Marquis hast, so habe ich ein Weib, – das meinetwegen in's Wasser gesprungen ist – wir sind quitt.

– Ungeheuer! – schrie der Graf außer sich.

– Schlechter Spieler! – sagte Scipio achselzuckend, dann fügte er ruhig hinzu: – Wer ist am Zuge?

Und er zog aus seiner Westentasche einen Zahnstocher und besorgte seine Zähne.

Es herrschte einen Augenblick in dem großen Zimmer ein tiefes Schweigen von schrecklicher Art: der Sohn frohlockte, daß er sich so stark gezeigt, der Vater war entsetzt über das, was er gehört hatte.

– Er macht mir Angst, – sagte der Graf halblaut, indem er seinen Sohn ansah; dann fing er mit wankender Stimme an: – Nein, es ist unmöglich, daß Du in Deinem Alter so verhärtet sein solltest; die Gewohnheit, über Alles zu spotten, hat Dich weiter fortgerissen, als Du beabsichtigtest – es ist ein Scherz – ja ein Scherz, – grausam – aber er thut Dir leid.

Scipio unterbrach seinen Vater und sagte zu ihm mit einem unglaublichen Ausdruck von Ueberlegenheit:

– Was mir leid thut, ist, Dich bei allem Deinem Geist so ungeschickt in dem moralischen Moraste herumpatschen zu sehen. Deine Stellung gegen mich ist so verkehrt, daß Dich das richtige Denken verläßt. Was Du in dieser Stunde meine Laster, meine Scandale, meine Ungeheuerlichkeiten nennst, ist Dir in Deinen Plänen nicht hinderlich gewesen. Du hast Dich über meine Streiche todts lachen wollen, und Du hast sie ermuthigt, indem Du mir die Deinigen als Beispiele anführtest! Ist das wahr, oder ist es nicht wahr?

Auch dieses Mal hatte der Graf, da die furchtbaren Consequenzen der Erziehung und der traurigen Lehren, die er diesem unglücklichen Sohn ertheilt hatte, ihm entgegentraten, Nichts zu antworten, und er *konnte* Nichts zu antworten haben; denn Scipio hatte Recht – und indem er sich seines Vortheils mit grausamer Freude bediente, fuhr er fort und sprach in einem Ausbruche frecher Verachtung von seinem Vater in der dritten Person.

– Es ist kostbar! – weil es sich von der Frau eines dieser albernsten Wähler handelt, darum ist mein Abenteuer nicht mehr ein lustiges, und es liegt nur an der Dicke – des Kleiderbesatzes dieser Loethrohr, so nannte mich dieser unnatürliche Vater ebenfalls einen – Ehebrecher. – Es ist betäubend zu nennen! Und weil die Entwicklung meiner ländlichen Neigung für jene bäuerliche Tugend mir nach seiner Meinung darin hinderlich sein könnte, mich mit Raphaële Wilson zu verheirathen, fängt er an, mit mir in dem Style der Bestien von diesem Nachmittag zu moralisiren, die mich mit Heugabeln überzeugen wollten!

– Und wenn das nun der Fall wäre, – rief der Graf, – wenn mein Gefühl, meine Moral, nenne es wie Du willst, erwachte, weil es sich von Deinem Besten handelt.

– Von meinem Besten – meinem ?

– Und wer sagt denn, daß, wenn ich Landtagsabgeordneter werden will, ich nicht eben so sehr an Deine Zukunft denke, wie an meine? Und was Raphaële Wilson anbetrifft, habe ich nicht Ursache anzunehmen, daß der Scandal, von heute Morgen so wohl, als von heute Abend, Deine Heirath mit ihr gefährdet?

– Wahrhaftig? – sagte der Vicomte mit einem höhnischen Lachen, indem er auf seinen Vater einen durchdringenden Blick

warf. – Und wenn ich meine Absichten in Betreff dieser Ehe veränderte – ich? –

– Was sagst Du? – rief der Graf mit Schrecken.

– Ja, wenn es mir nicht mehr gefiele, Raphaële Wilson zu heirathen? – sagte Scipio langsam, indem er seinen Vater auf's Neue mit einem durchdringenden Blicke ansah.

Der Graf antwortete Nichts.

Eine Wolke schien vor seine Augen zu treten, all' sein Blut drängte nach seinem Gehirn – aber er suchte seinem Sohne diese schreckliche Aufregung zu verbergen.

Es ist unerläßlich, daß wir hier in Betreff der Liebe des Grafen Duriveau zu Madame Wilson eine kurze Erklärung einschalten.

Dieser ungestüme und kraftvolle Mensch liebte, wie Leute seines Alters und seiner Gemüthsart zu lieben pflegen, wenn sie nach einem Leben voll leichtfertiger und vorübergehender Zerstreungen zum ersten Male, trotz ihrer Jahre, eine glühende, tiefe und jeden Tag, sei es durch die herausfordernde Verlockung einer halben Untreue, sei es durch ernste Abweisung, die gleich wohl nicht alle Hoffnung raubt, aufs Neue belebte und angefeuerte Leidenschaft empfinden. Denn es darf nicht verschwiegen werden, Madame Wilson liebte ihre Tochter zu sehr und den Grafen zu wenig, als daß sie nicht in dieser seltsamen Liebesgeschichte alle die unwiderstehlichen Mittel einer reizenden, gefallsüchtigen, geistreichen und erfahrenen Frau hätte in Bewegung setzen sollen – oder mit einem Worte, alle Mittel, die eine Frau, welche *nicht liebt*, in ihrer Gewalt hat, wenn es sich um einen Zweck handelt, von dessen Erreichung das Leben eines geliebten Kindes ab hängt.

Alle Antriebe, deren Vereinigung die Liebe eines Mannes auf dem Uebergang von einem Lebensalter in das andere, wenn er dieselbe erwidert glaubt, unbesiegbar machen, ja, bis an die Grenze der Raserei treiben können: das Bewußtsein, durch Aufmerksamkeit, Geist, Zuvorkommenheit, Ergebenheit und Leidenschaft seine Jahre haben vergessen zu machen, die Ueberzeugung, in einem Alter, wo die Männer auf dergleichen nicht füglich mehr Anspruch machen können, um seiner selbst willen geliebt zu werden, endlich die blinde Anerkennung, die in



einem solchen Falle gerade das stolzeste Herz am entschiedensten dem Weibe zollen wird, deren Liebe die rohesten Anmaßungen der Selbstliebe zu rechtfertigen scheint, – alle diese Antriebe, sage ich, hatten die Leidenschaft des Grafen bis zur äußersten Grenze des Möglichen in die Höhe getrieben.

Und endlich – ein grober Umstand vielleicht, aber ein hauptsächlichlicher – bei dieser Gelegenheit fühlte sich dieser Mann, den eine lange Reihe von Liebschaften und der übertriebene Genuß der Freuden des Lebens wenigstens eben so sehr, wie seine Jahre, erkaltet hatten, daß seine glühende Leidenschaft für eine schöne Witwe einen neuen Jason aus ihm machte. Das schmeckt vielleicht zu sehr nach Materialismus? – Man nehme den unsterblichen Denker, dessen Name Molière ist, wieder zur Hand: in seinen Schriften wie in der Wirklichkeit ist es überall die sinnliche Glut, die auf ein Hinderniß stößt, was die Liebe der älteren Männer so hartnäckig, so hitzig, so unbezähmbar macht. Was gibt es Ernsteres, Leidenschaftlicheres, ich möchte sagen, Rührenderes; denn der Mann leidet schrecklich, als die Liebe Arnolph's zu Agnes – aber was kann es zu gleicher Zeit Schlüpfrigeres geben?

Dies vorausgeschickt, wird man die furchtbare Beklemmung begreifen, welche den Grafen befiel, als es ihm aufging, daß diese Liebe, daß der heißersehnte Besitz dieser reizenden Frau von dem Gutbefinden seines Sohnes abhing – denn der Graf wußte den unerschütterlichen Entschluß der Madame Wilson: die Vermählung des Grafen und die seines Sohnes mußte an demselben Tage vor sich gehen.

Nun versetze man sich in die Angst des Herrn Duriveau, als er nicht nur die kalte Behandlung Raphaële's von Seiten Scipio's, sondern dazu die unselige Entdeckung des toten Kindes und den Selbstmord Bruyère's, – und endlich das anstößige Abenteuer mit der Madame Loethrohr vor seiner Seele vorübergehen ließ. War es zu erwarten, daß die Liebe des Fräulein Wilson so harte Prüfungen bestehen würde? Und wenn Scipio vermöge einer plötzlichen Willensänderung, wie er es anzudeuten schien, diese Vermählung von sich wies, und wenn die kaum verhehlte plötzliche Gemüthsbewegung, mit der er über Tische seinem Vater gegenüber in ernsten und würdigen

Ausdrücken die Vertheidigung Basquine's übernommen hatte – er, der sonst über Alles spottete, Alles verhöhnte, wenn diese Vertheidigung auf seiner Seite Anzeigen einer entarteten Leidenschaft für dieses Geschöpf war, das man so verschieden beurtheilte, – eine Leidenschaft, die Scipio jetzt vielleicht von einer Heirath, in die er zuerst eingewilligt hatte, abwendig machte, – wie sollte es dann möglich sein, ihn zu dieser Heirath zu vermögen, oder ihn, im schlimmsten Falle, zu deren Vollziehung zu zwingen?

Dem Grafen vergingen, als er diesen Abgrund vor sich sah, die Gedanken; es war für ihn ein schrecklicher Augenblick.

Nur allzuspät, es läßt sich nicht leugnen, und nur durch Das, was seinen Vortheil betraf, veranlaßt, war der Graf sich endlich seiner väterlichen Würde, die so lange Zeit hindurch verkannt und verhöhnt worden war, war er sich der Lasterhaftigkeit seines Sohnes bewußt geworden; zum ersten Male in seinem Leben sprach er als Vater, und jetzt warf ihm sein Sohn bei jedem Vorwurfe die schrecklichsten Gegenbeschuldigungen ins Gesicht, – was ist der Scandal, den ich verursache, gegen den, Dessen Du Dich gegen mich gerühmt hast, was ist meine Schändlichkeit gegen die, mit welcher Du Dich vor mir brüstetest?, – und das war noch nicht Alles – in eben demselben Augenblicke fühlte sich der Graf wegen seiner blinden Leidenschaft für Madame Wilson in der vollkommensten Abhängigkeit von seinem Sohne, indem dieser, wenn er es ablehnte, Raphaëlen zu heirathen, auch die Heirath des Grafen unmöglich machen konnte.

– Was soll ich machen, was soll ich machen? – sagte der Graf mit schrecklicher Beklemmung zu sich selbst. – Wenn er es ablehnt, Raphaëlen zu heirathen, ihm von der Aufrichtigkeit, von der Heftigkeit meiner Liebe vorzureden – welchen Spott wird er mir entgegensetzen – welchen Hohn, wenn ich mich auf meine Stellung als Vater berufe!

Und dieser herrische, hochmüthige, eiserne Mann, dieser Mann, der in diesem Augenblicke alle Erhabenheit, alle Heiligkeit der Rechte eines Vaters fühlte, – sank dazu herab, es zu bereuen, daß er seinem Sohne gegenüber eine feste und würdige Sprache geführt, ja noch mehr – da er wohl wußte, daß er auf dem Wege der Strenge von diesem Jünglinge keine Aufklärung, kein

Geständnis erpressen würde, entschloß er sich feigerweise und vor Wuth und Scham knirschend, seine Rolle als – jugendlicher Vater – wie der aufzunehmen, um auf diese Weise in die geheimen Anschläge seines Sohnes einzudringen.

Alle diese Erwägungen waren vor dem Geiste des Grafen in kürzerer Zeit vorübergegangen, als dazu erforderlich ist, sie zu verzeichnen. Er wußte, daß Scipio sich durch keinen Uebergang, so geschickt er auch angelegt werden möchte, würde täuschen lassen; da er doch aber ihn auch nicht die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung in seinem Benehmen und in seiner Sprache wissen lassen wollte, machte er einen Gang im Zimmer hin und her, indem er mit nachdenkender Miene ganz laut, so daß Scipio es hören mußte, zu sich selbst sagte:

– Wahrhaftig – ich muß es aufgeben.

Dann trat er wieder zu seinem Sohne und sagte zu ihm mit vertraulicher Stimme:

– Nun, so zünde Deine Cigarre an, Taugenichts.

Trotz der Vorsicht des Grafen, war der tiefe Eindruck, den er gefühlt, als er seinen Sohn von der möglichen Aufhebung seines Verlöbnisses mit Raphaële hatte sprechen hören, dem Scipio nicht entgangen; aber dieser hielt es für zweckmäßig, diese Bemerkung zu verbergen, und als der Graf ihm mit anscheinender Vertraulichkeit sagte:

– Nun, so zünde Deine Cigarre an, Taugenichts.

So antwortete der Vicomte, indem er seine Havannacigarre an's Licht hielt, seinem Vater:

– Nun erkenne ich Dich wieder; vorhin hätte ich fast geglaubt, Du wärst es gar nicht.

– Was zum Teufel soll ich denn sagen? – erwiderte der Graf mit erkünstelter Gutmüthigkeit, – Du weißt auf Alles zu antworten – Du schlägst mich mit meinen eigenen Waffen; ich spielte meine Rolle als Geront, der, wie Du sagst, ein boshafter Galgenstrick ist, ganz gut, aber die Rolle scheint Nichts zu taugen. – Eine jammervolle Rolle ist's – das mag Dir zur Lehre dienen, übrigens beruhige Dich nur, ich werde das Loch, das ich in Deine Bewerbung gestoßen, schon auszufüllen wissen. Du mußt Landtagsabgeordneter werden, das wird ein Spaß – ja, Du mußt

Landtagsabgeordneter werden, das ist abgemachte Sache – und ich auch – wir wollen's Beide werden.

– Du auch? – wahrhaftig?

– Das heißt, jetzt noch nicht, bewahre, ich bin noch kein ernster Mann, wie Dein Freund Guizot sagt, aber wenn ich eine Million Schulden gemacht haben werde, wenn ich mit Glanz eine Herzogin und eine staatskundige Dame – eine staatskundige Dame, das muß lustig sein – entführt, wenn ich noch ein Paar Menschen im Duell erlegt haben werde, wenn ich Pfeffer rauche, weil mir der stärkste Tabak wie Rosenblätter vorkommt, wenn ich Stecknadeln trinke, weil der rectificirte Alkohol Brotwasser für mich ist, wenn ich mit einem Worte gänzlich abgestumpft sein werde, dann komm' ich auch an die Reihe, dann bin ich ein ernster Mann, und Dein Freund Guizot macht mich zum Deputirten. Wenn ich einst durch seine Unterstützung wie d'Armainville und Saint-Firmin ein *junger Deputirter* sein werde, dann sollst Du meine Würde sehen. Höre nur – Du mußt aber auf merken –

Und Scipio schlug die Augen nieder, erhob aber die Stirn und declamirte mit einer verächtlichen Selbstgefälligkeit, welche durch die angenommene Demuth in seinen Worten noch erhöht wurde:

– Ich bitte die Kammer, vor der ich das erste Mal zu sprechen die Ehre habe, um die Erlaubniß, der Regierung des Königs meine höchst bescheidene, höchst geringfügige, höchst unbedeutende Hilfeleistung darbringen zu dürfen u. s. w., u. s. w. Und wenn ich meine ministerielle Rede endige – darf ich hoffen, daß die Kammer geneigt sein wird, meiner schüchternen Unerfahrenheit Nachsicht angedeihen zu lassen? Ich wage es, diese Güte der Kammer in Anspruch zu nehmen; denn ihr nachsichtiges Wohl wollen gegen mich kann niemals so groß sein, wie die tiefe Achtung, welche ich für sie empfinde.

Dann nahm er seine natürliche Stimme wieder an und setzte hinzu:

– Und dann soll mich der Teufel holen, wenn mich nicht das Jahr darauf Dein Freund Guizot, der die guten Redner zu schätzen weiß, als bevollmächtigten Minister – an die Königin Pomaré schickt. Doch da fällt mir so eine Bekanntschaft ein, die Du voriges Jahr durch meine Vermittlung auf dem Ball Mabilie

gemacht hast. Du kannst es nicht leugnen, ich spielte meine Rolle glänzend, als ich zu ihr sagte, Rosita, ich stelle Dir Papa vor, wir werden heute zu Vieren mit Mogador zu Abend essen. – Aber keine Dummheit, ich stehe für den Urheber meiner Tage bei meinen Gläubigern ein.

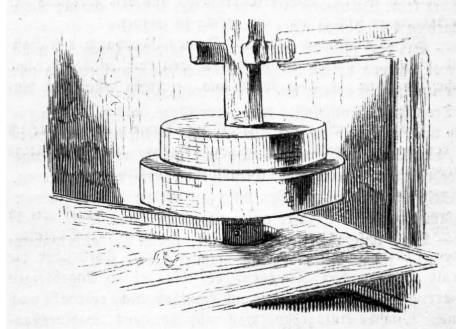
– Sei doch stille, Taugenichts, – sagte der Graf, – willst Du wohl jetzt von unsern Junggesellenstreichen schweigen, da wir Beide im Begriff stehen, uns zu verheirathen.

Trotz seines Entschlusses konnte der Graf, als er, einen zu gleich unruhigen und durchdringenden Blick auf seinen Sohn werfend, die Worte aussprach: – Da wir im Begriff stehen, uns zu verheirathen, – eine große Gemüthsbewegung nicht verbergen.

Scipio heftete einen festen Blick auf seinen Vater, zündete langsam eine zweite Cigarre an und sagte zu ihm:

– Was unsere Heirath anbetrifft, kannst Du es leugnen, daß Du darauf ausgegangen bist, mich zu schrauben ?

---



## Sechstes Kapitel.

### *Vater und Sohn (Fortsetzung).*

– Ich! Wie? ich hätte Dich in Bezug auf Deine Heirath schrauben wollen?

– Höre nur. Erst kürzlich war, durch Deine eigenen Bemühungen, meine Heirath mit Fräulein von Francheville d'Ormon ins Reine gebracht – drei Millionen Mitgift, eine Waise, einer der größten Namen Frankreichs – das war angemessen – 50,000 Thaler jährliche Einkünfte machen Einen schon flott, – eine Waise – also auch gar keine weiteren Rücksichten zu nehmen, – ein großer Name – das bringt herauf, besonders wenn man der Enkel eines Garkochs in Clermont ist, des alten Du-riz-de-veau – ausgesprochen Du Riveau, vermöge ehrgeiziger und adelstolzer Buchstabenauslassung –

Obgleich diese Spöttereien über den Ursprung der Familie, in denen Scipio sich gern erging, dem Stolze des Grafen besonders peinlich waren, erwiderte er doch, auf den Fortgang der Unterredung zu sehr erpicht, um zornig zu werden:

– Meinetwegen, ich gebe Dir Deinen Großvater, den Gastwirth, preis; gieße nach Deiner Gewohnheit eine Brühe über ihn, welche Du willst – aber sprich aus – wohin willst Du hin aus?

– Während diese reiche Heirath im Gange war, machte ich mir den Spaß – was Dir unbekannt blieb – eine vollständige Liebesgeschichte mit Raphaële Wilson aufzuführen.

– Du?

– Ja, ich lernte sie bei ihrer Tante kennen, wohin wir zu den

Morgenspielgesellschaften des dicken Narren, des Dumolar, gingen. Diese Pensionsliebschaft erheiterte mich sehr, aber die Heirath mit den drei Millionen, der Mangel an Angehörigen und der große Name gefiel mir; ich entschloß mich, eine Ehe nach Deinem Wunsche einzugehen, was mich übrigens, wohlverstanden, nicht hinderte, Raphaëlen Wilson fortwährend den Hof zu machen. Auf einmal ziehst Du an der Schnur, und die Scene verändert sich: die reiche Heirath wird unmöglich, die drei Millionen des Fräulein von Francheville d'Ormon lösen sich in unsichere Schuldforderungen auf, das junge Mädchen hat ihre Meinung geändert, der Vormund desgleichen, – Possen von Deiner eigenen Erfindung; denn Du wünschtest diese Heirath nicht mehr –

– Ich versichere Dir –

– Du willst ein Landtagsabgeordneter sein? – lerne erst, den Redner nicht zu unterbrechen, Du magst nachher antworten – Fräulein von Francheville war im Kloster zum heiligen Herzen in Pension, es war mir also unmöglich, sie zu sehen und selbst irgend Etwas zu erfahren. Das Kurze und Lange an der Sache war also, daß ich nicht heirathete – ich starb daran nicht, aber ich blieb überzeugt, daß der Urheber meiner Tage mich bewundernswürdig geschraubt hatte, in seinem eigenen Interesse, versteht sich, und daß er an meiner Stelle die Rolle des Robert Macaire übernommen, indem er mir die wenig erbauliche des Gogo oder des Bertrand überließ.

– Scipio!

– Unterbrich den Redner nicht. – Kurze Zeit nach der Aufgebung dieser reichen Heirath fängst Du wieder an, mir vom Heirathen vorzureden, und schlägst mir vor – wen? – Raphaële Wilson, meine Geliebte! Vermögen: – keins! Herkunft – eine Banquierswitwe, die Dumolar ausgesogen – Du schlägst mir eine solche Heirath vor – ein namen- und geldloses Mädchen – Du !!! – ich muß in meiner Kindheit verwechselt worden sein, dachte ich. – Aber – nur immer geheuchelt, – setzte Scipio im Tone eines Verräthers im Melodrama hinzu.

Der Graf erbleichte, eine schreckliche Beklemmung drohte ihm das Herz zu zersprengen. Er sagte zu seinem Sohne, um seine Gefühle zu verbergen:

– Sprich weiter.

– Formhalber machte ich einige Einwendungen – Lieber Vater, warum eine so prächtige Heirath um einer so magern willen fahren lassen? – Beruhige Dich, mein Sohn, Du sollst da bei keinen Schaden haben, ich sichere Dir als volles Eigenthum eine Jahreseinnahme von 50,000 Thalern zu, den dritten Theil meines Vermögens, und zwar vom Tage Deiner Vermählung an. Diese Großmuth des Urhebers meiner Tage, der mich wirklich mit Dem beschenkte, was mir schon gehörte oder dereinst gehören mußte, schien mich mit Erkenntlichkeit zu erfüllen und meinen Entschluß zu bestimmen. Ich lasse mir noch immer Nichts merken und verdopple einstweilen, da es mir vorkommen will, als hätte die kleine Wilson ihre Hand in dem Allen, und nicht wenig Lust verspüre, zuletzt zu lachen, meine Liebesbetheuerungen. Ich rede Raphaëlen von unserer baldigen Heirath vor, das verdreht ihr den Kopf, ich verlange eine geheime Zusammenkunft mit ihr – und nun mag kommen, was da will, ich *habe meine Kosten her aus*.

– Raphaële! – rief der Graf.

– Alle Wetter! – – – versetzte Scipio mit unglaublicher Frechheit, indem er mit dem Nagel die Asche von seiner Cigarre abstreifte. – Was Dich anbetrifft, – fuhr er fort, indem er seinen Vater höhnisch anblickte, – so fuhr ich fort, Dir vorzusagen – ich werde sie heirathen – um nur hinter Dein Spiel zu kommen – und das geschah auch bald. Herz war Trumpf, Du bist rasend verliebt in die Mutter, die, Dein junges Herz unerhört marternd, vermuthlich für ihre Heirath mit Dir zu Bedingung gemacht hat, daß ich die Tochter heirathe – rührend ! Eine Heirath über's Kreuz im Geschmack unseres Abendessens mit Mogador und Pomaré. Nun, die Moral der Geschichte ist diese: Jetzt kann Nichts als mein Entschluß Dich mit dem Gegenstande Deiner Wünsche vor den Altar führen, und Raphaële Wilson ist meine Geliebte gewesen. Wer ist geschraubt, Du oder ich?

– Das ist nicht übel, – versetzte der Graf, indem er seinen geheimen Schrecken bewundernswürdig überwand. Aber Du spielst nur um der Ehre willen; denn was hast Du davon, Raphaële's Liebhaber gewesen zu sein, und, wie Du wenigstens meinst, meine Heirath in Händen zu haben?

– Was ich davon habe? – Viel. Ich bin im Besitz Deines



Geheimnisses, nur mein Wille kann Dich an's Ziel Deiner Wünsche bringen – ich lasse Dich tanzen, wie man in der Gaunersprache sagt.

– Das ist ein jammervoller Gedankengang, mein Junge.

– Bah!

– Doch, ich will annehmen, daß Du dadurch, daß Du Dich weigerst, Raphaëlen zu heirathen, mich verhinderst, mich mit ihrer Mutter zu vermählen, was für Vorthail hast Du davon? – Durchaus keinen. Und wenn das Gegentheil erfolgt, wozu all' das Reden von Schrauben; denn Deine Einwilligung zu der Heirath mußt Du doch geben.

– Ja – aber unter solchen Bedingungen – das weißt Du nicht.

– Und diese Bedingungen –

– Hab' ich sie nicht zu stellen?

– Wer sonst?

– Ein bezauberndes Weib –

– Ein Weib? – sagte der Graf erstaunt.

– Ja – ein Weib, das ich anbete, das an meiner Zukunft großen Antheil nimmt – aber da sie von großer Eigenthümlichkeit ist und besonders auf die Ehefrauen sehr wenig eifersüchtig, so besteht sie darauf, mit Dir, und mit Dir allein ins geheim die Bedingungen meiner Heirath und die Clauseln des Contractes abzureden.

– Du machst Spaß. – Meinetwegen. Und wie heißt dies Weib mit dem notariellen Geschmack?

– Gut gesagt – der Name des Weibes ist Basquine.

Der Graf fuhr in die Höhe, als wäre er von einer Schlange gestochen – Unwille, Zorn, Abscheu malten sich plötzlich auf seinen Zügen, die bis dahin von einer erheuchelten Vertraulichkeit beherrscht gewesen waren.

– Ist es denn wahr, dieses gräuliche Geschöpf, dessen Vertheidigung Du bei Tische gegen mich übernahmst, kennst Du?

– Seit vier Wochen habe ich die Ehre – ich hatte nicht Lust, es in Gegenwart der Wähler zu sagen.

– Wie, – rief der Graf mit verdoppeltem Entsetzen, – Du kennst dieses Ungeheuer von Wollust, Verderbtheit, Bosheit und Heuchelei?

– Neidischer, – sagte Scipio achselzuckelnd, – ich hätte Dich gern vorgestellt, aber Du warst so verliebt –

– Und dieses gräuliche Geschöpf liebst Du wohl gar?

– Rasend, – und Scipio's schönes Gesicht färbte sich leicht; seine braunen Augen strahlten. – Und was ich an ihr anbete, ist nicht ihr bewundernswürdiges doppeltes Talent des Gesangs und Tanzes, solchen Enthusiasmus überlasse ich unsern Prosceniumsschwärmern, – was ich an Basquine anbete, weißt Du's? ist, was Du ihr mit allen Anderen vorwirfst, aber ohne Beweise; denn sie ist zu gut geschult, als daß man Dergleichen aufbringen könnte – was ich an ihr anbete, ist ihre wüthende Verderbtheit, ihr kühner, teuflischer Geist, den sie mit der großartigsten Verstellung so göttlich zu verbergen weiß, daß man sie für einen Engel hält, und die Zimmer der ehrbarsten Frauen ihr offen stehen, die Zimmer von Hoheiten und Kaiserinnen. Ja, mir – mir allein hat Basquine ihre Lasterhaftigkeit gestanden, weil sie mich allein für würdig hielt, sie zu vergöttern, – sagte Scipio voll gräßlichen Stolzes.

– Der Unglückliche ist verloren, dieses schreckliche Wesen hat ihn bei der Eitelkeit, die sich auf's Laster Etwas zu gute thut, gefaßt!

– Ja, was ich an ihr vergöttere, – fuhr Scipio mit wachsender Wärme fort, – ist der Gegensatz dieser Seele, die schwarz ist wie die Hölle mit der Engelsingestalt, die mit blondem Haar prangt; auch habe ich heute Abend Basquine's Vertheidigung übernommen, damit sie auf immer diesen Tugendnimbus bewahre, der uns so viel Spaß macht, und der die Unerfahrenen und Ehrbaren so mächtig blendet. Begreifst Du jetzt meine Vergötterung dieses Engels der Finsterniß? Aber ach – ich liebe als Platoniker – sie hat unsere Schäferstunde, oder Teufelsstunde, wie sie sagt, bis nach meiner Heirath mit Raphaële aufgeschoben, deren Bedingungen sie mit Dir allein ausmachen will. Also, nimm Dich in Acht, – setzte Scipio in dem Tone unerbittlicher Drohung hinzu, – befriedige Basquinen – meine Heirath und folglich auch die Deinige hängen daran – entweder, oder.

Der Graf glaubte Basquine's früheres Leben hinreichend zu kennen, um einsehen zu können, daß die schändliche

Leidenschaft, welche sie seinem Sohne einzuflößen gewußt hatte, ein Abgrund sei, in welchem nicht bloß seine, Duriveau's, theuerste Hoffnungen, sondern auch Scipio's Zukunft, Ehre und vielleicht sein Leben, verschlungen werden könnten. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf, als käme ihm eine neue Erinnerung in den Sinn, und zog aus der Tasche die Personbeschreibung Bamboche's, die einer seiner Gäste ihm dagelassen hatte. In dieser Beschreibung las man, wie der Leser sich erinnern wird, daß der entsprungene Gefangene unter anderm auch folgende Worte auf der Brust und zwar in der Herzgegend, eingätzt trug:

– Basquinen ewige Liebe. –

Der Graf gab das Blatt seinem Sohne.

– Lies, und Du wirst sehen, daß die Abscheuliche die Geliebte eines Mörders gewesen ist, des Räubers, den man heute Morgen im Holze verfolgte. Scipio las das Blatt, gab es dem Grafen zurück und antwortete kalt:

– Was beweist das? Vielleicht ist um ihretwillen dieser Mensch Räuber und Mörder geworden – es sollte mich nicht wundern.

– Aber mich, Werther, mich erschreckt das um Deinetwillen, – rief der Graf, indem er seinen ganzen Stolz wieder annahm, seinen drohenden Blick, die herrschende Wärme, die kraftvoll entschiedene Stellung.

Und da ein höhnisches Lächeln um Scipio's Lippen zuckte, rief der Graf:

– O, es ist nicht mehr Zeit zu spaßen, vom Geront und Orgon zu sprechen, – ich habe schwach, unklug, feige, verbrecherisch, ja verbrecherisch gehandelt, daß ich in mir die väterliche Würde von Dir mißhandeln ließ, aber es ist jetzt genug, ich sage, es ist genug, hörst Du mich? – rief der Graf, furchtbar in seiner unbezwinglichen Entschlossenheit. – Es handelt sich jetzt nicht mehr von frechen und schändlichen Ausschweifungen, welche die Welt duldet, und die ich, ich gestehe es, elend genug bin, bei Dir dadurch zu befördern, daß ich Dich auf mein Beispiel verwies – es handelt sich von einer fürchterlichen Leidenschaft, die Dich zur äußersten Ehrlosigkeit bringen kann – ja, zur Ehrlosigkeit; denn diese Ausgeburt der Hölle lieben, heißt wissentlich das Laster, die Verderbtheit lieben und es darauf ankommen lassen, ob man es

eines Tages bis zum Verbrecher bringt – denn, – hier unterbrach er sich mit einem heftigen Ausbruche von Wuth gegen sich selbst und fuhr fort, — aber was schwatze ich noch mit Dir? Weißt Du denn nicht, daß vor mir mit Deiner schändlichen Liebe stolz zu thun, Dich zu unterstehen, ein solches Geschöpf als Schiedsrichterin über mein Loos und das eines Engels von Reinheit, den Du unwürdig verführt hast, hinzustellen, daß, dergleichen mit 20 Jahren sich zu erfreuen, nicht mehr meinen väterlichen Zorn verdient –

– Sondern den des ewigen Vaters, die Blitze Jupiter's vermuthlich, – sagte Scipio spottend.

– Nein – sondern den Kerker –

– Den Kerker?

– Ja, – rief der Graf erbittert, – ja, wenn Du mich dazu zwingen willst, so sollst Du, ich schwöre Dir's, erfahren, was ein Besserungshaus für ein Ding ist; denn erst nach zehn Monaten wirst Du großjährig – ja, ein Besserungshaus, verstehe mich wohl, mit seiner ganzen, strengen Hausordnung – Du Verhöhnner des väterlichen Ansehens! – mit seinem trockenen Brote – das gute Leben hat Dich übermüthig gemacht – mit seiner Gefängnißkleidung – die Pracht hat Dir den Kopf verrückt! Der Uebergang ist plötzlich und nimmt Dich etwas Wunder – das sollte er auch.

– Plötzlich, der Uebergang – o, geht wohl an, – sagte Scipio, indem er seine Kaltblütigkeit wiedergewann, die einen Augenblick erschüttert worden war – von der hohen Komödie gehen wir zum Drama über und vom Drama zum Besserungshause, es sieht ein Bisschen nach der Gazette des Tribunaux aus, das ist Alles.

– Ja, und ich werde ein strenges Auge darauf haben, daß es nicht dahin komme, daß Dein Name einstmals in diesem Blatte glänze, wenn auch dieser Name einmal einem elenden Gastwirth angehört hat, – sagte der Graf mit Bitterkeit. – So lächerlich Dir dieser Name vorkommt, so soll er wenigstens nicht mit Schande beladen werden. Meinst Du, daß Du nur geboren sein willst, um alle Genüsse des Reichthums bis zum Uebermaß hinunterzuschlüpfen, und durch diesen Mißbrauch zur Uebersättigung an Allem, zur scheußlichsten Verderbtheit geführt zu werden?

– Ich erkläre diesen Vorwurf für abgeschmackt, – sagte Scipio unerschütterlich, indem er den Ranch seiner Cigarre aufwirbeln ließ. – Du hast selbst Nichts gethan, als daß Du reich warst und die Frucht der halsbrechenden Mühen des Großpapa Du-riz-de-veau genossest, der ein gräulicher Wucherer war und ein Schurke aus der Zeit des Directoriums – mehr braucht es nicht.

– Mir ist zu bange um Dich, als daß ich Deine Frechheiten beachten könnte, – rief der Graf. – Du sprichst von Bedingungen? – Hier sind die meinigen – Du siehst das scheußliche Weibsbild, dessen Namen Du genannt, nie wieder, und machst das Verbrechen, das Du mit dieser unwürdigen Verführung ausgeübt, wieder gut, indem Du Raphaële Wilson heirathest.

– Immer, damit Du die Mutter heirathen kannst? Sie sind ein tugendhafter Goldschmied, Herr Josse.

– Ich sage Dir, Du heirathest Raphaële Wilson, Du bleibst auf diesem Landgute nach meinem Willen zwei bis drei Jahre, vielleicht länger, ohne einen Fuß nach Paris zu setzen. Dieser Aufenthalt, die Liebe einer Frau, die mit den seltensten Eigenschaften begabt ist, und endlich meine strenge Wachsamkeit werden hinreichend sein, Deine wilde Querköpfigkeit zur Ruhe zu bringen, die mir im Grunde leid thut, weil sie in Deinem Alter, Gott sei Dank! nicht eingefleischtes Laster, sondern nur eine thörichte Ueberspannung, eine beklagenswerthe Monomanie ist – und davon ist Heilung möglich, wie viele Narren werden geheilt! Sei also ganz ruhig, ich werde Dich in die Cur nehmen.

– Du bist sehr gütig – aber wenn ich mich nun dazu bequeme, Raphaële Wilson zu heirathen, mit andern Worten, wenn ich es Dir unmöglich mache, ihre Mutter zu heirathen?

– Enttäusche Dich, glaube nicht, das Schicksal einer Liebe, die ich eingestehe, verstehst Du wohl? deren ich mich rühme, weil sie ehrenhaft ist, in der Hand zu haben. Wenn Du Dich nicht dazu verstehst, wieder gut zu machen, was Du verdorben, so sage ich der Madame Wilson aufrichtig – was an Dir ist, ich erzähle ihr von der schändlichen Liebschaft, die Du mir zu gestehen frech genug gewesen bist, ich kläre sie über die Leiden auf, deren Opfer Raphaële werden würde, wenn sie Dich heirathete – und da Madame Wilson Nichts mehr liebt, als ihre Tochter, wird sie es für

ein Glück halten, für ein großes Glück, für sie und für Raphaële, daß diese der traurigen Zukunft entgeht, die Du ihr bereitest. Dieses offene Verfahren, weit entfernt ein Hinderniß für meine Vereinigung mit Madame Wilson zu sein, wird vielmehr das Band edler Zuneigung, das uns verknüpft, noch fester ziehen. Unter diesem Gesichtspunkt hat Deine tiefe Verderbtheit die Sache nicht angesehen – es ist schade! –

Scipio zuckte die Achseln, und indem er den traurigen Vortheil über seinen Vater, den er jetzt eingebüßt zu haben schien, wieder zu gewinnen suchte, antwortete er ihm mit bitterer Ironie:

– Es thut mir leid, meine Uebermacht mißbrauchen zu müssen, aber Du machst mir das Spiel wahrhaftig zu leicht – Du vergissegst, was mit Raphaëlen vorgefallen, und außerdem weißt Du nicht, was ich erfahren habe, als ich heute Abend ein kleines Briefchen las, das sie mir auf der Jagd zusteckte – ach, Du weißt nicht, daß in Kurzem dieses liebe Mädchen, wie man alljährlich von der Königin Victoria sagt, in einem interessanten Zustande sein wird.

– Das ist eine schändliche Lüge, deren Zweck ich absehe.

– Lies selbst, – sagte Scipio zu seinem Vater, indem er ihm einen Brief gab.

Der Graf las – und war versteinert.

– Du siehst also, daß gegenwärtig Raphaële, um nicht zu sterben, ich will nicht einmal sagen vor Liebe, sondern vor Scham, mich wird um jeden Preis heirathen wollen, – sagte Scipio. – Was Du also auch von mir der Mutter sagen wirst, so wird diese, durch ihre Tochter gedrängt, die ihr vielleicht Alles bekennt, sich doppelt an meine Heirath mit Raphaële anklammern, und um so mehr aus ihr die gebieterische Bedingung der Deinigen machen. So bist Du also mehr als jemals von mir abhängig, gesteh' es nur, daß Du wie ein armer Unbesonnener gehandelt hast – was freilich erstaunlich – jugendlich – herauskommt. Und was Dein Drohen mit dem Besserungshause anbetrifft, das ist bei einem Manne von Geist, wie Du bist, eine reine *Dummheit* und *Ungezogenheit*.

So entsetzlich auch seine Frechheit war, so war doch Scipio's Gedankengang in Betreff der Heirath seines Vaters vollkommen logisch; der Graf blieb einen Augenblick verdutzt. Dann aber

stürzte er, erbittert durch das unerhörte Benehmen seines Sohnes, auf's Aeüßerste aufgebracht durch den Zorn, durch die heftigen Gemüthsbewegungen aller Art, die seit so langer Zeit in ihm rasten, blaß und wie wahnsinnig und stumm vor Wuth, mit einer drohenden Bewegung auf seinen Sohn.

– Nimm Dich in Acht, – rief Scipio, ohne einen Schritt zu weichen, – jetzt ist nicht mehr die Rede von Geront und Damis – es sind hier zwei Männer, die sich stehen!!

Glücklicherweise machten zwei oder drei Schläge, die von außen an die Kammerthür geschahen, den Arm des Grafen fallen: er trocknete den Schweiß von der Stirn, blieb einen Augen blick stumm und rief dann mit aufgeregter Stimme:

– Wer da!

– Ich bin's, Beucadet, – erwiderte die wichtige Stimme des Unteroffiziers.

– Wie, Herr, – rief der Graf, – es ist unbegreiflich, wie Sie sich auf diese Weise bei mir eindringen können.

– Es handelt sich um Leben oder Tod, – antwortete die Stimme des Gensdarmen.

Der Graf öffnete bei diesen Worten dem Unteroffizier rasch die Thür, während Scipio eine neue Cigarre anzündete und sich nachlässig in einen Lehnstuhl warf.

– Um Leben oder Tod? – fragte er Beucadet lebhaft, der mit geheimnißvoller Miene eintrat.

– Ja, Herr Graf – es kann so weit kommen, wenn man sich nicht vorsieht; aber ich, als Auge der Gerechtigkeit, werde unermüdlich wachen –

– Nun, was ist's denn? – fragte der Graf ungeduldig.

– Sie haben, Herr Graf, einen Kammerdiener mit Namen Martin ?

– Ja.



- Er ist heute Abend leicht verwundet worden.
- Nun ja.
- Ich habe so eben den Genannten vernommen, der mir bereits verdächtig war.
- Martin !
- Ja, Herr Graf, nach den ausweichenden und zweideutigen Antworten des genannten Verdächtigen muß ich annehmen, daß er zu einer Bande von Uebelthätern gehört, von der Bamboche – Du Schurke, Dich von meinen Gensdarmen grüßen zu lassen! – von der Bamboche der Hauptmann, und er, der ob genannte Martin und Bête-Puante, die Helfershelfer sind.
- Er, Martin? – Sie sind nicht gescheidt! – sagte der Graf mit Achselzucken, – ich habe über diesen Mann die besten Zeugnisse.
- Aber Sie wissen nicht, Herr Graf, daß der obengenannte Martin der vertraute Freund des Bamboche gewesen ist, maßen derselbe den Namen des Martin auf seiner Brust geätzt trägt – die



Personbeschreibung hier kann es Ihnen beweisen.

– Wahrhaftig, – sagte der Graf, indem ihm der Umstand wieder einfiel.

– Sieh', der wackere Bamboche trägt den Namen Martin's auf der Brust, wie den Basquine's, – sagte der Vicomte, indem er sein Erstaunen unter einem spottenden und herausfordernden Tone verbarg; denn es machte ihm Spaß, seinem Vater damit Trotz zu bieten, daß er in seiner Gegenwart den Namen Basquine wieder nannte. – Herr Martin ist da in sehr guter Gesellschaft – aber wer hat Euch gesagt, mein würdiger Gensdarm, daß dieser Martin unser Martin ist ?

– Er muß es sein, Herr Vicomte, – erwiderte Beucaudet, – mein Regimentsquartiermeister hier sagt es mir. – Dann wandte er sich zu Herrn Duriveau: – Darum schlau, Herr Graf, schlau; um meine Schurken zu ertappen, müssen wir uns in Acht nehmen, daß sie keine Lunte riechen. Lassen Sie sich also Nichts merken, schlafen Sie ruhig – legen Sie blos ein Paar Pistolen, einen Carabiner und einen Hirschfänger unter Ihr Kopfkissen – und nun mag nur der geringste Umstand vorkommen, und ehe vier oder fünf Tage vergehen, werden wir, so wahr ich Beucaudet heiße, wissen, wie wir daran sind; vorausgesetzt, daß wir die Leute, welche ich durchaus für die Helfershelfer des großen Schurken, der sich von meinen Gensdarmen hat grüßen lassen, halten muß, im Auge behalten.

– Kommen Sie morgen zu mir, da wollen wir weiter da von sprechen, – sagte der Graf, indem er einige Schritte nach der Thür hin machte.

– Morgen früh, Herr Graf, werde ich hochachtungsvoll zu Ihrem Befehl sein.

Und der Unteroffizier entfernte sich.

Scipio war während dieser Unterredung in dem Lehnstuhl, in welchem er seine Cigarre rauchte, liegen geblieben – ein paar Mal nur hatte er mit den Achseln gezuckt – als der Unteroffizier hinausgegangen war, sagte er mit bitterer Ironie zu seinem Vater:

– Das Gespräch war bei einer drohenden Bewegung von Deiner Seite stehen geblieben – wenn ich mich recht erinnere, hob'st Du die Hand gegen mich auf.

– Ich that Unrecht daran. Und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung, – sagte der Graf kalt, – Heftigkeit beweist Nichts und hilft Nichts. Ich will Dir lieber diese einfachen Worte sagen – Innerhalb 14 Tagen wirst Du, ohne weitere Bedingungen und ohne Dich von hier zu entfernen, Raphaële Wilson geheirathet haben.

– Bah – ich heirathen – ganz ruhig – und so –

– Du heirathest – ganz ruhig – und so, wie ich sage, – antwortete der Graf mit vollkommener Ruhe.

– Soll ich sonst noch Jemand heirathen? – fragte Scipio aus dem Lehnstuhl aufstehend.

– Nein, sonst Niemand.

– Nun denn, gute Nacht, – sagte der Vicomte auf die Thür zugehend – dann wandte er sich, als er schon den Klopfer in der Hand hatte, noch einmal um, und sagte zu seinem Vater:

– Höre – träume ja nicht zu viel von der Madame Wilson, es könnte Dir Unglück bedeuten.

Der Graf antwortete Nichts.

Scipio ging hinaus.

---



## Siebentes Kapitel.

### *Der Verkauf.*

Drei Tage sind vergangen, seitdem Bruyère sich in den Teich der Meierei von Grand-Genèvrier gestürzt. Die Sonne ist dem Untergange nahe. Auf dem Pachthofe herrscht eine ungewöhnliche Bewegung; das Arbeitsgeräth, Karren, Eggen, Pflüge, Geschirre, sind auf der Außenseite der Gebäude auf einer Erhöhung reihenweis aufgestellt; nicht weit davon stehen die magern Kühe des Pächters an einem Geländer von Pfählen und Querbalken aus Tannen. Ferner sind die prächtigen Truthühner, welche früher Bruyères anvertraut gewesen waren, ebenso wie die Gänse in ein rasch errichtetes Gehäge eingesperrt. Weiterhin sieht man die magern und abgezehrten Pferde des Pachthofes an einigen verstreuten Bäumen angebunden.

Die Dienstboten in der Meierei gehen geschäftig hin und her; die einen bringen Korn, die andern Hafer in Säcken und legen sie neben einer Wage hin, welche an einem Querbalken befestigt ist.

Zwei Männer, welche über ihre schwarzen Kleider blaue Blousen gezogen hatten, waren bei dieser ungewöhnlichen Bewegung thätig. Der eine befahl dem andern, er hatte eine hoch müthige und wichtige Miene, seine Mütze à la Perinet-Leclerc, eine etwas veraltete Mode, war bis auf die Ohren herabgezogen, auf seiner langen Nase ruhte eine Brille von Horn, er hielt in der Hand eine Schreiftafel, in welche er die Anzahl des Viehes in der Meierei aufschrieb, nachdem er dasselbe mit Kenneraugen geprüft hatte; als dies abgemacht war, kam die Reihe an das

Ackergeräth, auch dieses wurde von dem Bebrillten in die Schreibtafel verzeichnet; hierauf die Kornsäcke nach ihrem Gewicht, endlich das Viehfutter, welches in dem verfallenen Schuppen der Meierei noch übrig war. Alles wurde Sack für Sack, Heubündel für Heubündel unter seiner Aufsicht durchgezählt. Es war kein anderer als Herr Herpe, einer der Beamten des Königs, zu gleicher Zeit Sachverständiger und Gerichtsdienner zu Salbris, begleitet von seinem Schreiber. Sie bereiteten durch eine annähernde Schätzung die Confiscation des Eigenthums des Herrn Chervin, des Pächters von Grand-Genèvrier, vor. Ein großer gelber Anschlag flatterte im Winde, an die Trümmer der Pforte des Meierhofs genagelt; er kündigte an, daß der Verkauf auf Befehl der Obrigkeit am folgenden Sonntag mit Ausgang der Messe auf der besagten Meierei stattfinden solle. Der Beamte des Königs<sup>2</sup> hatte jetzt die Schätzung der ziemlich werthlosen Dinge, die sich in der Meierei fanden, beendigt und schickte sich eben an, zu dem Pächter, Herrn Chervin, hineinzugehen, als eine alte Frau in elender Kleidung, mit bleichem Gesichte und roth geweinten Augen die ungleichen und moosigen Stufen, die zu der Wohnung des Pächters führten, eilig herabstieg; sie näherte sich schüchtern und flehend dem Gerichtsdienner, indem sie die Hände rang und ihm beinahe den Durchgang versperrte:

– Mein lieber, guter Herr, ich bitte Sie –

– Nun was denn, noch immer Klagen und Thränen! – erwiderte der Beamte des Königs mit roher Ungeduld, – bei allen Teufeln, was kann ich denn dafür? Ihr seid Euer Pachtgeld schuldig geblieben, Ihr könnt nicht bezahlen, der Herr Graf läßt das Eurige confisciren und treibt Euch aus. Dabei ist er in seinem guten Rechte.

– Es ist wahr, lieber, guter Herr, – antwortete die arme Frau, – wir können nicht bezahlen, darum wird das Unsrige confiscirt und wir werden ausgetrieben – ich habe Nichts dagegen.

– Ihr habt Nichts dagegen? Schön, daß Ihr's erlaubt, wenn Ihr's nicht erlaubtet, so wäre es ganz gewiß dasselbe; der Herr Graf ist auch ein Kerl, der sich bange machen läßt, er kennt nur Gesetze und Recht – er will bezahlen, was er schuldig ist, und drum will er auch, daß man ihn bezahle, was man ihm schuldig ist – und darin hat er Recht.

– Ach, mein Gott, ich weiß wohl, daß er Recht hat, er muß wohl Recht haben; denn wir werden ja wirklich unseres Eigenthums beraubt und ausgetrieben.

– Nun wohl, so laßt mich mein Verzeichniß zu Ende bringen, – sagte der Beamte des Königs, indem er eine Bewegung machte, als wollte er die Frau zurückstoßen, die ihm die Treppe versperrte, – ich muß das Stubengeräth der Schätzung unterwerfen – dann werde ich fertig sein; denn die Nacht rückt heran, und ich habe nicht Lust, mich auf Euren Haiden und zwischen Euren Sümpfen zu verspäten; man hat den Verbrecher Bamboche noch nicht packen können, trotz aller Verfolgungen streift er noch in der Gegend herum und ich bin kein Freund von gefährlichen Abenteuern.

Bei diesen Worten machte der Beamte des Königs auf's Neue eine Bewegung, als wollte er die Treppe hinaufsteigen.

– Mein lieber, guter Herr, um Gotteswillen gehen Sie nicht hinauf! – rief das arme Weib, indem sie schmerzenvoll die Hände rang.

– Und warum soll ich nicht hinaufgehen?

– Ach, lieber Gott, weil mein Mann im Bette liegt, er hatte schon das Fieber, als der Tod unserer armen, kleinen Bruyère eintrat, und gleich darauf die Ankündigung der Confiscation – das Alles hat ihm so viel Kummer gemacht, daß er seit fünf Tagen nicht hat das Bett verlassen können. Wenn er Sie eintreten sehen müßte, das würde ein zu harter Schlag für ihn sein.

– Er scheint sehr weich zu sein, der Vater Chervin; wenn er sich beim Wochenmarkt an den Tisch setzt und mit einem seines Gleichen eins trinkt, so beklagt er sich nicht übers Fieber. Kommt, ich muß Euer Geräthe verzeichnen, laßt uns ein Ende machen.

– Guter Herr, theurer, bester Herr, das könnte meinem armen Mann das Leben kosten – unser Geräth will ich Ihnen sagen, das ist kurz abgemacht.

– Freilich, – sagte der Beamte des Königs, indem er sah, daß die Sonne dem Untergange nahe war, und bedachte, daß er mehr als zwei Meilen öde Haidestrecken und menschenleere Tannenwälder zurückzulegen hatte, die dem schrecklichen Bamboche vortrefflich zur Zuflucht dienen konnten. – Freilich, ich

muß Freitag wieder kommen, ich werde bis dahin warten, das Geräthe in Augenschein zu nehmen, ich kann es immerhin einstweilen aufzeichnen; nun? –

– Wir haben unseren Hochzeitschrank, – sagte die gute Frau mit einem schweren Seufzer.

– Von Nußbaumholz der Schrank?

– Ja, mein würdiger Herr, ach, Sie sind sehr gütig.

– Weiter –

– Unser mé –

– Was ist das?

– Unser Backtrog.

– Also, neu oder alt?

– Es sind jetzt zwölf Jahre, daß wir ihn im Gebrauch haben.

– Weiter –

– Einen Tisch von weißem Holz und zwei Böcke.

– Weiter –

– Unser Bett.

– Euer Bett läßt Euch das Gesetz. Weiter.

– Das ist Alles, lieber, guter Herr.

– Nun, also Freitag, – dann rief der Beamte des Königs seinem Schreiber und sagte zu ihm: – schnell Benjamin, die Beine nachgezogen, die Sonne ist beinahe untergegangen, und wir brauchen mehr als eine Stunde, um nach Hause zu kommen. Die Haide ist menschenleer, und wir haben's dem Schurken Bamboche zu verdanken, daß das Land nicht sicher ist.

Mit diesen Worten verließen der Gerichtsdienner und sein Gehilfe den Hof der Meierei und machten sich in der Hoffnung, ihre Wohnung noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, eiligst auf den Weg.

– Schert Euch fort, und mag Euch der Teufel den Hals umdrehen, Ihr Unglücksvögel. – rief ihnen die wackere Robin nach, sobald sie ziemlich gewiß sein konnte, daß sie sie nicht mehr hören würden; denn sie theilte die mit Abneigung gemischte Furcht, welche diese Beamten des Königs der armen Bevölkerung jener Landschaft einflößen.

– Und Sonntag Abend wird nun Herr Chervin, der Pachter, ein

Mann sein, der so gut wie wir für 20 Sous auf Tagelohn geht und wie eine Schnecke kein ander Haus hat, als seine Blouse, – sagte einer der Knechte, indem er die Pferde vor sich her in den Stall trieb. Da war's auch der Mühe werth, dreißig Jahre Pächter zu sein. Nun, am Ende ist's ganz gut.

– Warum ist's gut? – fragte die Robin.

– Nun, weil's ein Herr ist, – antwortete der Knecht.



– Wie das?

– Wetter, es macht immer Spaß zu sehen, wenn der Herr zum Teufel geht.

– Es ist aber doch traurig, daß es den Herrn Chervin betrifft, – sagte die Robin, indem sie die Achseln zuckte, – ein wahres Lamm; keinem Kinde hätte er ein Wort sagen können, er hat uns ja auch immer unseren Lohn bezahlt, wenn er auch selbst darum etwas entbehren mußte.

– Was macht das aus? Es ist doch immer ein Herr, der uns

befohlen hat, – antwortete der Knecht mit bornirter Starrköpfigkeit, – mir macht das Spaß, wenn die Herren zum Teufel gehen; das ist so meine Art.

Diese Antwort erzürnte die Robin heftig, rief aber bei dem anderen Knechte ein lautes Gelächter hervor, er wiederholte:

– Ha, ha, ha! das macht uns Spaß, wenn die Herren zum Teufel gehen.

– Aber, müssen wir nicht immer einen Herrn haben? – fragte die Robin empört.

– Gerade darum, – fuhr der Demagoge des Pachthofs fort; – gerade darum macht's uns Spaß, sie zum Teufel gehen zu sehen, weil wir welche haben müssen, und sie uns bei der Vermiethung einholen, wo wir wie Kälber eingepfercht sind<sup>3</sup>.

Und das Lachen fing wieder an.

In Mangel besserer Ueberzeugungsgründe, gab die erboste Robin dem Lacher einige starke Fußtritte an die Beine und schrie:

– Ihr seid wirklich nichts Besseres als große Kälber.

Die Fußtritte, welche die Robin als Beweisgründe austheilte, thaten mehr Wirkung, als die schönsten Erörterungen gethan haben würden, und der lustige Knecht antwortete, indem er sich die Beine rieb, als handelte es sich nur von einem einfachen Einwurfe:

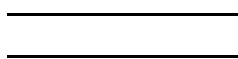
– Gut, das ist nun Deine Art, Robin, meinetwegen, aber ich kann doch auch meine haben.

– Nein, Du Herzloser, Du sollst nicht lachen, wenn der arme Herr Chervin im Unglück steckt.

– Ich lache nur, weil's ein Herr ist, ja weil eine Katze eine Katze ist, so wie ein Hund ein Hund ist.

– Was Hund und Katze? – sagte die Robin ungeduldig.

– Nun, ein Herr ist ein Herr, und ein Knecht ist ein Knecht, was meinst Du, Robin? – versetzte der Knecht, – es ist wie Hund und Katze, die leben unter demselben Dach, die fressen aus demselben Napf, aber sie werden immer jedes ihre eigene Art bewahren, und Nichts kann sie Eines Herzens machen.





Durch die dicke Unwissenheit und Verdumpfung hindurch, in welcher dieser Unglückliche, wie so viele von seinen Brüdern, zu leben verurtheilt war, entdeckte sein gesundes Gefühl doch die Wahrheit, welche, wenn sie die Gleichgültigkeit, das Mißtrauen, selbst die Abneigung, mit der der Landarbeiter gemeiniglich den Herrn, für den er arbeitet, ansieht, nicht rechtfertigt, dieselben doch bisweilen erklärt; denn wie er in seiner Naivetät sagte, Nichts verbindet den Herrn und den Arbeiter, keine Gemeinschaft, keine gegenseitige Verbindlichkeit, kein Band des gemeinsamen Vortheils ist unter ihnen; mit Einem Worte, Nichts flößt dem Arbeiter einen Antheil an dem guten oder schlechten Erfolge der Landwirthschaft ein, mag die Ernte reich sein oder ganz ausbleiben, ihm ist's einerlei, der Pächter vermehrt oder vermindert seinen Lohn nicht, es ist dasselbe Verhältniß, wie das des Pächters auf feste Pachtung in Bezug auf seinen Grundherrschaft, wo auch keinerlei gemeinschaftlicher Vortheil stattfindet<sup>4</sup>, es mag ein gutes oder schlechtes Jahr sein, der Pächter muß sein Pachtgeld bezahlen, oder er wird ausgetrieben und gepfändet, so daß das Mißtrauen, die natürliche Abneigung, welche den Tagelöhner vom Pächter trennen, auch den Pächter dem Landeigenthümer entfremden.

---

Als der Gerichtsdienner fort war, war die Frau des Pächters, die aus schlecht verbundenen Steinen bestehende Treppe, die zur Wohnung des Herrn Chervin führte, wieder hinaufgestiegen. In diesem Zimmer, welches ziemlich groß, aber sehr niedrig war, sah man auf zwei Horden, welche an den vom Rauch geschwärzten Balken aufgehängt waren, zwei Reihen scharfer und stinkender Käse aufbewahrt, während man am andern Ende die gespaltene Decke und durch dicke Spinnengewebe das Heu auf dem Boden erblicken konnte.

Den Tag über drang in dieses dunkle Zimmer nur durch die obere Füllung der Thür, welche beweglich, aber ohne Glasscheiben war, einiges Licht, des Nachts war die Luke geschlossen. Die Mauern, welche hier und da gespalten waren, zeigten sich mit einer dicken Lage Feuchtigkeit von dunkler Farbe bedeckt, der ungleiche Boden, der nur aus geschlagenem Lehm

bestand, ließ hier und da Wasser durchsickern.

Auf der einen Seite dieses Zimmers sah man einen hohen Kamin, wenn man nämlich eine weite Röhre von Ziegelsteinen, die sich vier oder fünf Fuß hoch über dem Boden befand und aus der Mauer heraussprang, und welche über einem Herde lag, der nur aus einem großen Steine bestand, auf welchem man Feuer machte, wie in der Hütte eines Wilden, als Kamin bezeichnen kann. Bei dem geringsten Windstoße mußte der Rauch in dieses ohnehin schon so ungesunde Zimmer herauswirbeln. An diesem Abend hatte man, um die feuchte und durchdringende Herbstkälte, welche in dem Zimmer herrschte, ein wenig zu mildern, auf den Herd zwei kleine, todte Tannen gelegt; ihre Gipfel, durchkreuzten sich auf dem Herde, und ihre erdigen Wurzeln reichten bis in die Mitte des Zimmers, aber dieses Holz, das noch grün war, verkohlte statt zu brennen und verbreitete einen schwarzen, scharfen Rauch.

Nicht weit von dem Herde sah man einen wurmzerfressenen Backtrog und über ihm auf einem schimmligen Brette einiges halbzerbrochene Steingut. Hieran stieß ein großer Schrank von Nußbaumholz, und am Ende erhob sich ein Bette von gewaltiger Höhe, das aus einem Strohsack von drei Fuß Dicke, und einer dünnen Matratze von roher Wolle bestand, eine hölzerne Bank, ein wackelnder Tisch und einige Böcke machten das Geräth dieser Wohnung aus, welche von einem Talglichte, das in eine mit Eisen vergitterte Laterne gesetzt war, schwach erleuchtet wurde; denn es war Nacht.

Dies war die Wohnung des Herrn Chervin, des Pächters des reichen Grafen Duriveau, und so ist die Wohnung der Pächter in der Sologne gewöhnlich beschaffen. Der Pächter schien zu schlafen, während seine Frau vor dem Feuer niederknien es anzufachen suchte, indem sie aus allen Kräften auf die rauchen den Brände blies. Da es ihr nicht gelingen wollte, so kauerte sie vor dem Herde nieder, das Kinn auf die Knie stützend und dann und wann ihren Kopf nach der Seite hin wendend, wo ihr Mann schlummerte.

---



## Achtes Kapitel.

### *Die Pächtersfrau.*

Plötzlich stieß Herr Chervin, indem er sich auf seinem feuchten und harten Lager umdrehte, einen langen und schmerzlichen Seufzer aus. Er war etwa 60 Jahre alt, von rechtlichem und sanftem Gesichtsausdruck, seine Farbe war bleich und grau, seine seine Augen hohl, seine Lippen weiß, sein grauer Bart, der seit langer Zeit nicht abgenommen war, starrte auf seiner runzligen Haut dicht und rauh empor.

Als seine Frau hörte, daß er sich bewegte und Klagetöne ausstieß, trat sie an's Bette und sagte zu ihm:

– Du schläfst also nicht, lieber Mann?

– Ach Gott, Mutter, mir träumte von dem Herrn des Königs, ist er fort?

– Ja, er wollte heraufkommen, um unser Geräth aufzuzeichnen, aber ich habe ihn so lange gebeten, Dich nicht aufzuwecken, bis er es aufschrieb, wie ich es ihm sagte, und so ist er fortgegangen.

– Es ist also vorbei – Alles vorbei! – murmelte der Pächter seufzend, – Nichts mehr, was soll aus uns werden?

– Ach, lieber Gott, ich weiß nicht, lieber Mann?

– Und so schwach, das Fieber hat mich so heruntergebracht, ach, es ist auch meine Schuld, es ist meine Schuld!

– Deine Schuld?

– Ja, als voriges Jahr der Verwalter des Herrn Grafen, indem er

die Ernte sah, die mir zu Theil geworden war, weil ich den Rathschlägen der guten, kleinen Bruyère Gehör gegeben hatte, von mir einen Krug Wein und eine Erhöhung forderte, weil mein Pacht ablief, da hätte ich sie um diesen Preis nicht erneuern sollen. Das war unser Unglück; denn früher hatten wir höchstens das Pachtgeld aufgebracht, ohne für einen Pfennig bei Seite legen zu können, und für eine gute Ernte, die uns durch die Bruyère zu Theil geworden ist, haben wir so und so viel schlechte, weil es uns an Geld fehlt, die Sache richtig zu betreiben, auch überstieg der Krug Wein selbst den Gewinn von der schönen Ernte, und die in diesem Jahre, obschon sie auch schön ist, läßt uns in doppelter Beziehung im Rückstande, weil jetzt das Pachtgeld zu hoch ist. Ach, mein seliger Vater hatte wohl Recht, wenn er sagte, verbessere Deinen Anbau niemals, mein armer Junge; denn Dein Grundbesitzer wird Dich, wenn er's kann, um das Doppelte von Dem, was diese Verbesserung Dir eintragen wird, hinaufsetzen.

– Der Herr Graf muß das Geld sehr, sehr nöthig haben, daß er das ganz Wenige, was wir besitzen, verkaufen läßt und uns nach so langen Jahren austreibt.



– Hm! ja, muß es wohl nöthig haben, und dann ist es sein Recht, und das Gesetz will es so, sagt der Herr des Königs. –

– Aber wenn wir von hier fort sind, mein armer Mann, wie sollen wir leben? Du bist zu sehr angegriffen, um jetzt als Tagelöhner zu arbeiten, und ich, was ich verdienen könnte, wenn ich Arbeit fände, würde nicht einmal ein Viertel von Dem sein, was für unser trockenes Brot nöthig wäre. –

– Das ist wahr. –

- Was sollen wir machen? –
- Ach, mein Gott, ich weiß nicht! –
- Und doch, – versetzte die Pächterin, nach einem ziemlich langen Stillschweigen, mit einer Art schmerzlicher Ungeduld, – und doch wird man nicht zugeben, daß ein Paar alte arme Leute, die sich Nichts vorzuwerfen haben, auf einmal so ohne Brot und Obdach sind. Nein, nein, man wird es nicht zugeben! –
- Wer wird es nicht zugeben, Mutter? –
- Ich weiß freilich nicht, aber ehrliche Geschöpfe des lieben Gottes sollten nicht so von aller Welt verlassen sein. –
- Das sagen alle Unglücklichen von sich, Mutter. –
- Ja, – versetzte die Pächterin mit bitterem Schmerz, – *lebe, wenn Du kannst, stirb, wenn Du willst – Das ist unser Fall.*
- Freilich, aber es ist nun einmal so; bei wem sollen wir uns beklagen? über wen? über den Herrn Grafen? Er ist in seinem Recht, es ist nicht unsere Schuld, wenn wir nicht bezahlen können, aber seine ist's auch nicht. –
- Er hat uns zu sehr hinaufgesetzt. –
- Wir hätten nicht nöthig gehabt, es einzugehen. –
- Das ist wahr. –
- Siehst Du, der Herr Graf ist gnädiger Herr<sup>5</sup>, wir sind Pächter. Mögen wir unglücklich sein, was macht ihm das aus – die gnädigen Herren helfen sich gewiß unter einander, Jeder ist mit den Seinigen und für die Seinigen; er ist nicht unseres Gleichen, daß er uns helfen müßte. –
- Das ist richtig, – sagte die Pächterin mit ihrer bescheidenen und naiven Entsagung. – Hätten wir einen anderen Herrn, als den Herrn Grafen, das wäre dieselbe Sache – müssen ihn nicht anklagen – aber ach, es ist sehr hart für uns. Und der arme, alte Jacob, dem wir wenigstens ein Obdach und Speise gaben, was soll noch aus dem werden? –
- Gott, Mutter, so lange wir konnten, haben wir geholfen, nun werden wir ausgetrieben – der arme Alte, es ist mit ihm, wie mit uns, er steht in Gottes Hand. –
- Es ist nicht, weil ich das bereuete, daß wir ihm geholfen haben, daß ich das sage, –
- Ich weiß wohl, Mutter: was mich reuet, ist das Geld, was ich

im Flecken aufgehen ließ, im Wirthshaus, an den Markttagen, wenn ich unser Gemüse verkaufte. Wenn wir das jetzt hätten, das Geld! –

– Du wirfst Dir die Flasche Wein und das Bisschen Fleisch vor, wenn Du die ganze Woche gefastet und so heftig gearbeitet hattest, armer Mann? –

– Das ist gleich, Mutter, ein Bisschen und noch ein Bisschen, thut am Ende Schaden, und wenn ich an solchen Tagen ein paar Gläser Wein trank und mir bei einem Stück Fleisch wohl sein ließ, so trankst Du, wie immer, das schlechte Wasser aus dem Brunnen und aßest die geronnene Milch mit Deinem schwarzen Brot – aber das Unglück bringt einen zum Bewußtsein – ach ja, das bringt einen zum Bewußtsein. –

– Horch, – sagte die Pächterin plötzlich, indem sie ihren Mann unterbrach und aufmerksam hinhörte.

Die beiden Alten blieben stumm und horchten.

Jetzt hörte man durch das tiefe Schweigen der Nacht zwei oder drei Mal den Ruf des sologner Adlers erschallen.

– Es ist Bête-Puante, – sagte die Pächterin plötzlich, – das ist sein Zeichen, er will mich vielleicht in Bezug auf die arme Perrine sprechen. Wenn nur ihre Geisteskrankheit wieder nach gelassen hat, welche sie an dem Tage, wo die arme kleine Bruyère umkam, wieder befiel. Bête-Puante weiß es vielleicht, er nahm immer Antheil an ihr. –

Da der Ruf, welcher dem Bête-Puante als Zeichen diente, jetzt aufs neue erscholl, nahm die Pächterin eine Laterne, ging eilig hinaus und eilte auf den schmalen Damm, der bei den Trümmern des frühern Backofens am Teiche hinlief; dort hob die Mutter Chervin ihre Laterne dreimal in die Luft, dann löschte sie aus und wartete.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Der Wilddieb.*

Der reine und heitere Mond überfluthete den Teich mit seinem Silberlichte, bald sah die Pächterin sich auf dieser glänzen den Fläche den schwarzen Schattenriß einer menschlichen Gestalt abzeichnen, die bald aufwärts schritt, bald gebückt durch das Schilf in der Richtung nach der Meierei zu hinschlüpfte.

Nach einigen Augenblicken trat Bête-Puante aus den Binsen, unter denen er hinkroch, und erklimm den Damm, wo ihn die Pächterin ganz zitternd erwartete.

– Ist Martin gekommen? – fragte der Wilddieb.

Die Pächterin schlug statt zu antworten die Hände zusammen und rief:

– Ach, mein Gott, sind Sie es, Herr Bête-Puante? Ich dachte, Sie wären tief im Gehölze verborgen. Wissen Sie denn nicht, daß Herr Beucadet und seine Gensdarmen –

– Ist Martin gekommen? – wiederholte der Wilddieb ungeduldig, indem er die Pächterin unterbrach.

– Nein, Herr Bête-Puante, – antwortete diese, – noch nicht.

– Hierauf setzte die Pächterin mit furchtsamem Zögern hinzu:

– Ich mag nicht so frei sein, Sie zu bitten, zu uns herein zu kommen, Herr Bête-Puante – Sie setzen nicht gern den Fuß in das Haus. –

– Und der Mann? – fragte der Wilddieb, ohne auf das Anerbieten, das man ihm machte, zu antworten.

– Ach, mein Gott, – versetzte die Pächterin traurig, – mein armer Mann wird immer schwächer. Seit dem Tage, wo die Gensdarmen kamen, um Bruyère festzunehmen, und sie sich ertränkte, ist der liebe Mann nicht wieder aufgestanden, solch einen Stoß hat ihm das gegeben. Wir hatten sie so lieb, die arme Kleine. –

– Sie ist todt – ganz todt – laßt uns nicht mehr an sie denken, – versetzte der Wilddieb hastig mit dumpfer Stimme.

– Und wenn man bedenkt, daß man nicht einmal ihren armen, kleinen Körper hat wieder finden können. –

– Nein, nein, man konnte ihn nicht wieder finden, – antwortete der Wilddieb, – es sind Wirbel in dem Teiche, der Körper wird von ihnen in die Tiefe hinabgerissen worden sein. – Darauf setzte er hinzu, als wollte er diesem Gespräche ein Ende machen: – Also dem Mann geht es nicht besser? –

– Wie sollte es, Herr Bête-Puante! Der Tod der armen Kleinen, der Verkauf unserer Sachen, alles Das setzt meinen Mann in Verzweiflung; wir wissen nicht, was aus uns werden soll, –

Und das arme Weib trocknete ihre Thränen ab, die sie vor Herrn Chervin zurückzuhalten die Fassung gehabt hatte.

– Ja man stellt hier Auction an, weil Ihr Euer Pachtgeld nicht bezahlen könnt – das ist Gerechtigkeit, – sagte der Wilddieb mit bitterm Lächeln. – Ihr müßt nach 40 Jahren voll Arbeit und Rechtschaffenheit in irgend einem Winkel vor Elend umkommen – das ist Gerechtigkeit. –

– Ach, ja, es ist sehr wahr, daß der Herr Graf in seinem Rechte ist. –

– In seinem Rechte! Warum nicht gar? Die Höhe Eures Pachtgeldes drückt Euch zu Boden, die Höhle, in die Ihr eingepfercht seid, ist so ungesund, daß Ihr Euch dort unheilbare Fieber zugezogen habt – Alter, Unglück, Krankheit haben Euch entkräftet, also hinaus, Ihr Lumpenpack – hinaus! Ihr werdet bis auf's Hemd ausgezogen, glücklicher Weise sitzt Eure Haut am Körper fest, sonst würde der Beamte des Königs solche Euch auch abziehen. Allein was ist zu machen? Euer gnädiger Herr ist in seinem Recht. –

– Ach, ja! –



- Man kann ihm Nichts drumthun, dem Grafen Duriveau. –
- Ach, nein! –
- Ach ja, ach nein, – rief der Wilddieb mit höhnischem Gelächter, – das ist ihre Antwort, man zieht ihnen das Fell über die Ohren, und was weiter? Der Herr Schlächter ist in seinem Recht, Beweis: denn er zieht uns das Fell ab. –
- Wie meinen Sie das, Herr Bête-Puante? –
- Freilich, der Graf ist ein so würdiger Mann und sein Sohn ein so musterhafter Jüngling! Sehen Sie, ich liebe sie von Herzen, aber genug davon. Herr Chervin muß sich nicht niederschlagen lassen und im Bette liegen bleiben, er muß aufstehen, sich auf die Füße stellen, Muth fassen, der Verkauf ist noch nicht vor sich gegangen, und von heut bis morgen kann viel geschehen. –
- Wie soll der arme Mann Kräfte bekommen und aufstehen, Herr Bête-Puante? Er kann nicht essen, die saure Milch widersteht ihm. –
- Das ist wohl zu bewundern, – versetzte Bête-Puante noch immer spöttisch, – denn seit 60 Jahren ißt er nichts Anderes und allenfalls Buchweizen dazu und trinkt Brunnenwasser. –
- Er ist gewiß nicht lecker, Herr Bête-Puante, aber –
- Still, armes Schaf, – sagte der Wilddieb mit einer seltsamen Mischung von Rührung und bitterer Ironie, – Du könntest mich grausam gegen die Wölfe machen. –
- Darauf steckte der Wilddieb die Hand in eine der tiefen Taschen seines Reitrocks und zog einen prächtigen Fasan heraus, der noch die Schlinge am Halse trug, in der er gefangen war.
- Da ist ein zweijähriger Hahn, Du mußt ihn in Deinem Kessel drei oder vier Stunden lang mit ein paar Fingern voll Salz und einem Büschel Waldthymian kochen, das wird für den guten Mann die beste Fleischsuppe sein, die ein Kranker trinken kann, und er wird wieder Beine bekommen. –
- Ach! mein Gott! Sie schießen also noch immer, Herr Bête-Puante? – rief die Pächterin mit Schrecken, indem sie den Fasan am Hals hielt, den der Wilddieb ihr in die Hände gegeben hatte, – und die Wächter und die Gensdarmen, sie haben Ihnen den Untergang geschworen, Herr Bête-Puante, nehmen Sie sich in Acht. –

– Und wenn er diese Fasanensuppe getrunken hat, – fuhr der Wilddieb fort, ohne den Schrecken der Pächterin im Mindesten zu beachten, – so wird es ihm besser gehen; wenn er krank ist, so ist das nöthig. –

– Aber, Herr Bête-Puante, der Fasan gehört dem Herrn Grafen und kommt aus seinem Gehölz, es ist sein Wildpret, wir dürfen nicht. –

– Beruhige Dich, es ist nebenbei auch des lieben Gottes Wildpret, der es für alle Welt geschaffen hat; und dann hat Dein gnädiger Herr mehr Wild als er essen kann; seinen Knechten widersteht's – und den Knechten seiner Knechte auch – und seinen Hunden obendrein. –

– Aber, Herr Bête-Puante –

– Aber nimm's doch, wenn ich Dir sage, daß die Hunde es nicht mehr mögen, – rief der Wilddieb, dann setzte er hinzu: – mit dieser Suppe kann der Mann eine von diesen Schleien essen, die Du auf Kohlen braten magst, das ist zugleich ein leichtes, nährendes und wohlschmeckendes Gericht. –



Mit diesen Worten zog der Wilddieb unter seinem Oberrock zwei vortreffliche, runde, fette, fußlange Schleien hervor; sie waren mit einer Binse, die ihnen durch die Kiemen gezogen war, zusammen gebunden, so daß er sie nur so zu sagen rittlings auf den Daumen der Pächterin zu hängen brauchte, wo sie neben dem Fasan hin und her schwankten, den die gute Frau mechanisch immer noch am Halse hielt.

– Heilige Jungfrau! – rief sie, – so haben Sie also auch noch Ihre Angeln in den Teichen ausgelegt, trotz Gensdarmen und Allem?

– In diesem Augenblicke hörte der Wilddieb, Dank seinem seinen und geübten Ohr, hinter der Meierei Fußstritte, die nur ihm vernehmlich waren, der den scharfen Sinn eines Wilden hatte.

– Es ist gewiß Martin! Laß uns allein.

– Mit diesen Worten schob der Wilddieb die Frau, welche den Fasan und die beiden Schleien noch immer in der Hand hielt,

sanft in's Haus, dann blieb er allein nahe an den Trümmern des Backofens.

Einige Zeit lang ging Bête-Puante finster und nachdenkend auf und ab, bald auf Martin's Schritte, die sich mehr und mehr näherten, sorgenvoll horchend, bald einen durchdringenden Blick auf das andere Ufer des Teiches werfend, wo man erst seit einigen Augenblicken das ferne und immer wachsende Geräusch eines starken Wassersturzes hörte.

Bald erschien Martin an den Trümmern des Ofens; als er den Wilddieb bemerkte, der ihm entgegen kam, lief er zu ihm, schloß ihn in seine Arme und sagte zu ihm mit schmerzlich bewegter Stimme:

– Verzeih, Claudius, verzeih! –

– Was soll ich verzeihen, mein Sohn? – fragte der Wilddieb im Tone väterlicher Liebe.

– Ach, Claudius, es sind schon drei Tage, seitdem Du in den Park drangst und bis an's Schloß schlichst, um mich zu sehen und mir anzukündigen –

Martin unterbrach sich selbst einen Augenblick, schrak zusammen und fuhr mit bewegter Stimme fort:

– Mir das schreckliche Ereigniß mitzutheilen, welches Dein Brief von gestern Abend – Martin hielt wieder inne, er konnte nicht endigen, seine Thränen erstickten seine Stimme.

– Muth, mein Sohn, – sagte der Wilddieb, – Muth! – Was das Ereigniß von neulich Abend anbetrifft, laß uns nicht mehr dran denken. Du sahest, wie ich mich in dem Augenblicke, wo Duriveau seinen Gästen ganz ungescheut seine schrecklichen Grundsätze auseinandersetzte, drohend aufrichtete; Du fürchtetest für das Leben dieses Mannes; Du stürztest Dich auf mich, die Waffe, die ich trug, ging zufällig los, daher aller Lärm. –

– Du bist sehr nachsichtig, Claudius, aber ich werde mir immer einen Vorwurf daraus machen, daß ich Dich in meinem thörichten Schrecken eines Mordes fähig halten konnte, Dich, Dich, Claudius! –

– Ich schwöre bei Gott, der uns hört, mein Sohn, – sagte der Wilddieb mit feierlicher Stimme, – daß ich, hingerissen durch meinen gerechten Unwillen, dem Duriveau nur in Gegenwart

seiner Gäste eine letzte und schreckliche Warnung geben und ihm zurufen wollte: Bereue so lange es noch Zeit ist und –

– Brauchst Du mir das zu schwören? – rief Martin, indem er den Wilddieb unterbrach. – Du, Claudius, Mörder? Du –

– Es wird ein Tag kommen, an dem ich zugleich Richter und Rächer sein werde, ich werde ein schreckliches Recht in Ausübung bringen, aber Mörder – niemals. –

– Ich weiß es, Claudius, – antwortete Martin tief bewegt, – o ich wiederhole es Dir, ich mußte von einem Taumel überfallen sein, um solche Besorgnisse fassen zu können, aber die Heftigkeit der Worte des Grafen, Deine gerechten Gründe zum Hasse gegen ihn –

– Vom Grafen wird gleich die Rede sein, – sagte der Wilddieb kurz abschneidend, – aber Deine Mutter? –

– Ich habe sie noch nicht sehen können, – antwortete er mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit, – ich fürchtete, es würde einen zu heftigen Eindruck auf sie machen. Die Leute, zu denen sie gestern hingeschafft worden ist, haben mich heute Morgen wissen lassen, daß der Zustand meiner armen Mutter nicht schlimmer geworden sei. –

Der Wilddieb seufzte tief und senkte das Haupt. Martin, der nicht weniger niedergedrückt war, als er, merkte nicht, daß aus den Augen seines Begleiters eine Thräne in seinen grauen Bart herabrann.

Seine Gemüthsbewegung bewältigend, rief Martin nach einigen Augenblicken Stillschweigens:

– Und Bruyère, meine arme Schwester –

– Wie ich Dir geschrieben habe, sie ist außer Gefahr, morgen kannst Du sie sehen. –

– Das arme Kind, – sagte Martin bitter, – ich erfuhr ihr Dasein erst, als ich zugleich das Unheil erfuhr, das sie so schnell und so früh geknickt hat. Aber Du täuschest mich doch nicht, Claudius? Morgen werde ich sie sehen, sie ist außer Gefahr? –

– Ihre Jugend hat allen diesen Schlägen, allen diesen Gemüthsbewegungen Widerstand geleistet, ihr Befinden ist gut, sage ich Dir, so wahr ich die arme Kleine aus diesem verfluchten Teich gezogen habe! –

– Ja, Claudius, wackerer Claudius, noch eine Schuld gegen Dich, aber und abermals finde ich Dich als meinen Schutzgeist auf meinen Wegen, – sagte Martin gerührt, indem er seine beiden Hände gegen den Wilddieb ausstreckte, der sie kräftig mit der seinigen faßte, – aber in Deinem eilig geschriebenen Briefe hast Du mir nicht sagen können, wie es Dir gelungen, meine Schwester dem beinahe sicheren Tode zu entreißen. –

– Im Gehölz verborgen, hatte ich dem schrecklichen Auftritte der Entdeckung des Kindes beigewohnt. Als ich den Gensdarmen erklären hörte, daß er sich in die Meierei begeben würde, um Bruyère festzunehmen, hoffte ich ihm zuvorzukommen. Ich kannte Fußsteige, welche näher waren als der gewöhnliche Weg; wenn ich einmal in der Nähe der Meierei wäre, rechnete ich darauf, indem ich einen Ruf thäte, welcher Deiner Schwester wohlbekannt ist, sie herauszulocken und zu warnen; unglücklicherweise kamen die Gensdarmen zu schnell, daß Bruyère mein Zeichen nicht hörte. Da ich zu spät kam und mich zu verbergen suchte, kroch ich in das Schilf des tiefen Grabens dort; er ist von dem Teiche nur durch diese Schleuse getrennt – das war eine Eingebung Gottes! –

– Und dann? –

– Beim Lichte des Mondes sah ich das unglückliche Kind sich in den Teich stürzen – plötzlich begriff ich, daß ich sie retten könnte, ich zog rasch die Schleuse auf, bei welcher Deine Schwester in's Wasser gestürzt war. Das Wasser strömte in diesen Graben, es entstand ein Strom, der das unglückliche Kind zu mir hinriß, welches mit dem Tode kämpfte; mit der einen Hand faßte ich sie bei ihren Kleidern, mit der anderen schloß ich die Schleuse, der Strom hörte auf, das Wasser des Grabens, in welchem ich stand, und das mir bis an den Gürtel stieg, verlief sich. Darauf ging ich, Deine Schwester wie ein Kind auf dem Arme tragend, in dem Graben immer fort, bis ich ihn verlassen konnte, ohne gesehen zu werden – alsdann erreichte ich durch das Gehölz einen meiner Schlupfwinkel – und das Weitere weißt Du. –

– Und unterdessen suchten sie vergeblich den Leichnam der Unglücklichen, die ihre schändliche Anklage zum Selbstmorde getrieben hatte, – sagte Martin, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte.

– Die Elenden – Kindermord – Sie! die arme Kleine, die, nur einem unwiderstehlichen Gefühl der Scham und des Schreckens Raum gebend, die Geburt ihres Kindes verheimlicht hatte, sie, die mit bewundernswürdigem Muthe zweimal des Tages in meinen Schlupfwinkel, der mehr als eine Meile von der Meierei lag, kam, um es zu säugen – aber da ich sah, daß trotz ihrer und meiner Sorgfalt das unschuldige Geschöpf in dieser feuchten und dumpfigen Höhle zu Grunde ging, kam mir der unglückliche Gedanke, das Kind nach Vierzon zu bringen, wo sonst ein Findelhaus bestand. Dir die furchtbare Verzweiflung, in welche bei diesem Vorschlage die junge sechszehnjährige Mutter ausbrach, ihr Schluchzen, ihr herzerreißendes Geschrei zu beschreiben – darauf muß ich Verzicht leisten; endlich entschied sie das Heil ihres Sohnes. Ich ging fort, sie begleitete mich fast einen ganzen Tag, abwechselnd ihr Kind säugend und es mit Thränen und Küssen bedeckend; als sie sich von ihm trennen mußte – ich dachte, sie würde gar nicht den Muth dazu haben – faßte sie sich doch. Ich hatte noch nicht 20 Schritte gemacht, als sie mir nach lief; – noch ein Mal, zum letzten Mal! – sagte sie von Schluchzen erstickt – neue Küsse, neues Weinen, sie sank erschöpft nieder. Ich machte mich wieder auf den Weg, und bald hörte ich einige Schritte hinter mir, sie war es – noch einmal, guter Claudius, es soll gewiß das allerletzte Mal sein! – Und ich, der ich niemals weine, mußte auch weinen. Endlich kehrte sie nach der Meierei zurück, um keinen Argwohn zu erregen. Ich kam in Vierzon an, das Findelhaus war aus Sparsamkeit für immer aufgehoben, ich, der ich mitten im Walde lebe, hatte von diesem edlen Rechenexempel Nichts erfahren. –

– Aus Sparsamkeit? – sagte Martin, indem er den Wilddieb ansah, als wenn er ihn nicht recht verstanden hätte.

– Ja, aus Sparsamkeit, – versetzte Bête-Puante mit wildem Gelächter, – aber nein, was sage ich, wenn sie diese letzte Zuflucht, welche dem Elende, der Scham, der Reue der verführten Mädchen durch einen wahrhaft christlichen Priester eröffnet worden war, aufgehoben, wenn sie diesen Zufluchtsort schlossen, so war es aus Logik: sie wußten wohl, daß dieses die größte Anzahl der Kinder, welche an diesem bescheidenen Zufluchtsorte eine mütterliche Fürsorge gefunden haben würden,

dem gewissen Tode widmen hieß – aber warum sollten diese Geschöpfe, die von ihrer Geburt an dem Elende geweiht waren, auch leben? werden diese klugen Rechenmeister gesagt haben – gibt es nicht schon zu viel Volk? *Drängen sich nicht schon zu viel Gäste beim Gastmahl des Lebens?* wie neulich Duriveau versicherte, indem er die fürchterlichen Grundsätze seiner Evangelisten anrührte. – Wohlan ! werden diese Kindermörder gesagt haben, wir wollen die Findelhäuser schließen, *so wird des Volks weniger werden* – und um den Sohn Deiner Schwester ist's weniger geworden. –

– Ach, Claudius, es ist schrecklich, – sagte Martin, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte. – Schonung, Schonung! –

– Du hast Recht, keine Ironie, Haß! – rief der Wilddieb, – ja, Schande und Verwünschung über diese Welt, in welcher der Sprößling einer der Geschöpfe Gottes nicht wie ein göttliches Geschenk betrachtet und mit eben so viel Dank wie zärtlicher Besorgniß aufgenommen wird – ja, Fluch über diese Welt, in welcher Derjenige, der arm und verlassen geboren wird, wie eine gefährliche und Verderben bringende Last für die Gesellschaft betrachtet wird, weil seine Zukunft fast unausbleiblich Elend, Unwissenheit, Unglück und oft das Verbrechen sein wird – Fluch über diese Welt, die mir beinahe das Recht nimmt, mich über den Tod des Sohnes Deiner Schwester zu betrüben, so schrecklich ist das Loos, welches seines Gleichen erwartet! Und doch, – versetzte der Wilddieb, indem er einer unwillkürlichen Rührung unterlag, – wenn Du wüßtest, was es sagen will, ein armes, unschuldiges Geschöpf vor Deinen Augen nach und nach erbleichen, auslöschen und verscheiden zu sehen. Nein, ich kann Dir nicht beschreiben, wie mein Herz in dieser Nacht zerrissen ward, nachdem ich ohne Erfolg an die Thür des Zufluchtsortes geklopft hatte, wo ich das Kind Deiner Schwester niederzulegen hoffte. Ach, obgleich es durch die Krankheit und die Ermüdung von der Reise so sehr erschöpft war, würde es am Leben geblieben sein, wenn es bei der Rückkunft die sorgfältige Pflege gefunden hätte, welche seine Schwäche forderte; aber nein, Nichts, Nichts, in dieser späten Nachtzeit – die Nacht war regnerisch und kalt – kein Haus war offen, ich fühlte wie die Glieder des armen Kindes steif wurden, erstarrten, ich wärmte sie



mit meinem Athem, es fuhr krampfhaft zusammen, dann hörte ich ein sanftes und klagendes Weinen, es lächelte, als ob es den Engeln zulächelte – und war todt. –

Nach einem kurzen Schweigen, das Martin nicht zu unterbrechen wagte, versetzte der Wilddieb mit festerer Stimme:

– Ich machte mir eine fromme Pflicht daraus, Deiner Schwester ihr Kind wieder zu bringen, für eine Mutter ist's immer noch Etwas, auf dem Grabe ihres Sohnes beten und weinen zu können, ich suchte mit der traurigen Last meinen Schlupfwinkel zu erreichen. An dem Tage“ meiner Rückkehr von Vierzon wurde dieser Schlupfwinkel durch einen unglücklichen Zufall entdeckt, ich hatte Bruyère vorher nicht unterrichten können, sie erfuhr in demselben Augenblicke den Tod ihres Sohnes und die Anschuldigung des Kindesmordes, die auf ihr lastete – das war zu viel, sie wollte sterben.

– Du weißt jetzt die Leiden des Opfers, – fuhr der Wilddieb fort, – morgen sollst Du die unwürdige Grausamkeit des Henkers erfahren, Du sollst erfahren, welcher gewaltsamen und schändlichen Ueberraschung Deine Schwester unterlegen ist, einmal, nur einmal – immer noch keusch, wenn auch befleckt. Diesen schrecklichen Bericht, den Scham und Furcht immer auf ihren Lippen zurückhielten, und den sie, fast erliegend vor Beschämung, nur mir allein abgestattet hat, wird Deine Schwester Dir, ihrem natürlichen Rächer, abstaten; denn die Stunde hat geschlagen. –

– Welche Stunde hat geschlagen, Claudius? –

– In der ein großes Beispiel statuirt werden wird. –

Plötzlich rief Martin: – Claudius, hörst Du nicht den Galopp von mehren Pferden? –

– Seit einer Viertelstunde höre ich ihn; denn mein Ohr ist geübter als das Deinige. –

– Aber was bedeutet das? – fragte Martin beunruhigt.

– Es sind die Gensdarmen, welche mich suchen, – antwortete Claudius kalt, – sie kommen, mich hier festzunehmen. –

Der Wilddieb schien bei der Gefahr, von der er bedroht war, so gleichgültig, daß Martin ihn verdutzt ansah und ausrief:

– Man will Dich festnehmen; und Du bleibst, Claudius? –

Bête-Puante antwortete Nichts, nahm Martin beim Arm, führte ihn aus den Trümmern des Ofens, zu welchen Beide sich zurückgezogen hatten, heraus, ließ ihn auf dem Damm einige Schritte vorwärts thun und zeigte ihm mit der Hand in der Ferne auf dem entgegengesetzten Ufer des Teiches, beim Mondschein, eine Anzahl Gensdarmen, die auf einem Wege, der gerade nach der Meierei führte, im Galopp vorrückten.

– Die Gensdarmen! – rief Martin, – flieh, Claudius, flieh! –

– Ich habe Dir zu wichtige Dinge mitzutheilen. –

– Aber nicht zehn Minuten, so sind die Soldaten hier. – Bête-Puante schüttelte mit dem Kopfe.

– Was soll sie aufhalten? – fragte Martin.

– Die Schleuse, horch! –

Martin horchte und hörte im tiefen Schweigen der Nacht das ferne Rauschen eines starken Wassersturzes.

– Du hast also die Schleuse aufgezogen, Claudius? –

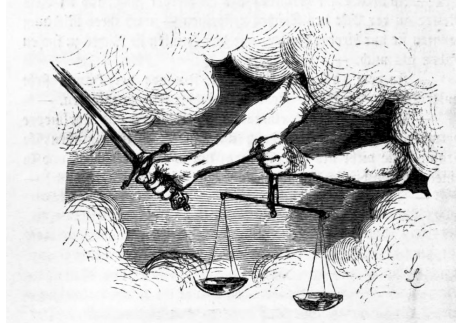
– Ja, seit einer Stunde; als ich hierher ging, sah ich diese Reiter an der Ecke des Teiches erscheinen – nach ihrer Richtung konnten sie nur hierher wollen, und hier konnten sie Nichts zu suchen haben als mich. –

– In dem Falle hast Du Recht, Freund; der Damm steht unter Wasser, die Reiter werden genöthigt sein umzukehren. –

– Und wenn sie sich einmal in die Sümpfe und Torfmoore verwickelt haben, die den Teich auf unserer Seite einfassen, so brauchen sie mehr als eine Stunde, um uns zu erreichen, und in einer Stunde bin ich vor ihnen in Sicherheit. Jetzt höre mich! –

– Ich höre, Claudius. –

---



## Zehntes Kapitel.

### *Der Richter.*

– Es ist einige Monate her, – sagte Bête-Puante, – daß ich vom Geheimniß Deiner Geburt unterrichtet wurde. Du warst in der Fremde, ich schrieb Dir, Du kehrtest nach Frankreich zurück. Ich habe Dir das fürchterliche Benehmen des Duriveau gegen Deine Mutter erzählt, sie war vor Verzweiflung wahnsinnig geworden, weil er Dich ihr entreißen ließ, um Dich als Kind dem grausamsten Elend Preis zu geben. Ich habe Dir erzählt, wie Duriveau, nachdem er auf unbarmherzige Weise mein Herz verwundet, da ich ihm doch niemals etwas Uebles gethan, mich als mein böser Engel noch ein zweites Mal auf herabwürdigende Weise bei meiner Ehre angegriffen. –

– Ich weiß es, das Alles war schändlich, Claudius – höchst schändlich. –

– Ich habe Dir endlich erzählt, wie ich nach seinem eigenen Geständniß das Leben dieses Menschen mit gutem Fug und Recht in Händen hatte; bleich, entsagend erwartete er den Tod, aber ich traute auf ein heiliges geschworenes Versprechen, das er bald darauf verlachte, und ließ ihn leben. –

Bei diesen Worten drückten die Züge Martin's eine unbeschreibliche Rührung und Bewunderung aus.

– Ja, Freund, – rief er, – wie hat sich bei dieser Gelegenheit Dein Herz wie immer groß und edelmüthig gezeigt. Ich werde niemals vergessen, wie Du mir vor einigen Jahren bei einer unserer letzten Zusammenkünfte, nach einer langen Trennung,

ohne mich damals zu unterrichten, daß von Dir selbst die Rede sei, Folgendes sagtest: Höre, mein Sohn, einen Zug, der eine gute Lehre enthält. Ein Mann von niederem Stande und geringen Glücksumständen ward von einem Reichen und Mächtigen beleidigt, – es war, merke wohl, eine jener tödtlichen Beleidigungen, die das Gesetz mit dem Tode zu bestrafen erlaubt. Der Arme war bewaffnet, er sagte zu dem Andern: Du mußt sterben. – Mein Leben ist in Deinen Händen, sagte der Reiche, thue was Du willst. Höre, versetzte der Andere ernst, bis jetzt bist Du böse gewesen, sei in Zukunft gut, sei menschlich, komm Deinen leidenden Brüdern zu Hilfe, Du, der Du für sie kein Mitleid kennst – schwör' es mir, und Du sollst leben – aber nimm Dich in Acht; Deine Beleidigung hat mir für immer das Leben verhaßt gemacht, es ist mir zur Last, – wirst Du trotz Deines feierlichen Versprechens meineidig, so werde ich Dir früh oder spät das Leben nehmen, das ich Dir jetzt lasse, um es gut anzuwenden – und dann würden der Richter und der Gerichtete dasselbe Loos haben – der Reiche schwur. –

– Ja, fahr nur fort, – sagte der Wilddieb, indem er Martin mit tiefer und bitterer Ironie unterbrach, – verweile auf meinem albernem und strafbaren Vertrauen. – Geh, ich bin der thörichtste, der verbrecherischste der Menschen gewesen. –

– Du wirst nicht so sprechen, Claudius, wenn Du erfährst, daß mir Dein Beispiel, wie Du wünschtest, eine wichtige Lehre gegeben. –

– Ich verstehe Dich nicht. –

– Später habe ich meinerseits Gelegenheit gehabt, nicht Einem, der mich beleidigt hatte, auf edle Weise das Leben zu lassen, sondern einen mächtigen Mann, einen sehr mächtigen Mann einem gewissen Tod zu entreißen und ihm, indem ich mich Deines erhabenen Beispiels erinnerte, zu sagen: Dieses Leben, das ich gerettet habe, widmen Sie es dem Guten; ihre Macht ist groß; kommen Sie Ihren leidenden Brüdern zu Hilfe. –

– Und ist der auch meineidig geworden? –

– Nein, Claudius, der ist nicht meineidig geworden, – antwortete Martin mit Rührung, – der hat treu sein Wort gehalten. Du siehst also, ich hatte Recht zu sagen, daß Du auch diesmal den bewundernswürdigen und unerschöpflichen Edelmoth Deines

großen Herzens gezeigt hast. –

– Und ich sage mir, daß ich auch dieses Mal strafbar gewesen bin, – rief der Wilddieb mit wilder Aufregung, – ja, strafbar; denn ich habe einen Elenden leben lassen, welcher, trotz seines Schwures, Ströme von Thränen hat fließen machen und die schrecklichsten Leiden verursacht hat. Einen Elenden, welcher sich seiner Laster gerühmt, sie in seinem Geschlechte fortgepflanzt hat. Nein, ich hätte diesen Menschen nicht leben lassen sollen, nein, ich hätte es nicht thun sollen; und doch habe ich, indem ich meinen persönlichen Haß überwand, Alles versucht, ihn zur Reue zu bringen, indem ich ihn an das beschworene Wort erinnerte. Vergebens habe ich ihn rühren wollen, indem ich ihm das Unglück, welches er verursachte, zum Bewußtsein zu bringen suchte; ich habe vor Allem versucht, ihn über die Ursache der Täuschung aufzuklären, die ihn von dem guten Wege entfernt hatte. Zuerst waren Spott und Hohn, dann Stillschweigen die Antwort auf meine Ermahnungen, meine Bitten, meine Drohungen – und Du hörtest ihn neulich Abends. –

– Niemals kann ein Mensch einen ungescheuteren, wüthenderen Haß gegen Alles, was Achtung und Mitleid gebieten, an den Tag gelegt haben, – antwortete Martin mit finsterner Miene.

– Ja, es war die unverschämteste, die frechste Herausforderung die man der Menschheit in's Gesicht werfen kann – gleich wohl hat es an Warnungen nicht gefehlt. Ich habe Dir das Alles gesagt – Dir, der Du auch eine schreckliche Schuldforderung an diesen Mann hast, ich habe Dir gesagt: die Sache hat zu lange gewährt, meine Nachsicht ist zu Ende, die Stunde des Gerichts hat geschlagen. Du antwortetest mir: Geduld, Claudius, ich habe Hoffnung, in dem Hause des Grafen Zutritt zu erlangen, Geduld! – Nun bist Du in dem Hause – Du kennst die verabscheuungswürdigen Grundsätze, die er ungescheut bekennt, das Unheil, das er angerichtet hat. Sein Sohn, sein würdiger Sohn ist der Verderber Deiner Schwester geworden. – Wirst Du noch sagen, Geduld?

Und da Martin den Wilddieb besorgt mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Angst ansah, rief Claudius:

– Du antwortest nicht? Billigst Du, was ich sage? Verdammst

Du mich? Sagst Du nicht auch: die Stunde ist gekommen? Ist nicht dieser herzlose Mensch die Geißel dieser unglücklichen Landschaft, da er doch der Wohlthäter, der Schutzengel derselben sein sollte, wie er mir einst in einem feierlichen Augenblicke im Angesicht des Todes geschworen? – Ist nicht dieser Mensch, der Millionen besitzt, der unbeschränkte Herr dieses weiten Landstrichs, den sein Vater mit Kniffen und Wucherkünsten erworben, so wie man dergleichen früher mit Speer und Degen erwarb? Und was sieht man in diesen weiten Besitzungen, welche der Ertrag von niedrigen Schurkenstreichen, die nun durch den Besitz unantastbar geworden sind, und die ungestört auf den Erben übergehen werden – was sieht man dort? Unglückliche Geschöpfe, die in Unwissenheit verdummt sind, deren Reihen sich durch Anstrengung, Hunger und Krankheit beständig lichten, Pächter, die unter so unerschwinglichem Pachtgelde seufzen, daß die Ernte von diesen Feldern, welche sie vom Morgen bis zum Abend mit ihrem Schweiß bewässern, gänzlich für den Grafen ist. Ihnen die Arbeit, ihnen die unablässigen Sorgen, ihnen das Elend, ihnen der Untergang, ihm Ruhe, Müßiggang, Freuden, Reichthum! Und das ist nicht genug. Ein unwürdiger Sohn, das lebende Bild dieses unwürdigen Vaters, wird seine durch Betrügereien erworbenen Güter erben und seine Schlechtigkeit fortsetzen – und dieser Sohn wird seinerseits wieder einen Sohn haben, der ihm gleicht – so ist ein Viertel einer Provinz von Frankreich allen Uebeln Preis gegeben, weil es das Unglück hat, unter der Regentenfamilie der Duriveau, einer verderbten Regentenfamilie, die von einem glücklichen Schurken gegründet wurde, zu stehen, und man sagt, daß die Lehnsherrschaft abgeschafft sei, und man sagt, daß die Leibeigenschaft abgeschafft sei? – rief der Wilddieb mit bitterem Lachen. – Bemitleidenswert, lächerlich!

– Dann fuhr er fort, indem er sich mit wildem und entschlossenem Ausdruck an Martin wandte:

– Ich sage Dir, da die Zeit der brüderlichen Liebe unter den Menschen noch nicht herannahet, bedarf es jetzt eines aufsehen machenden, schrecklichen, heilsamen Beispiels, welches die Bösen in Schrecken setze und die edlen Herzen veranlasse, auf dem guten Wege zu verharren. –

Martin hatte schweigend diese Verwünschungen angehört, welche aus einem Unwillen hervorgingen, welcher bis zur wildesten Wuth gesteigert war.

Mehre Male erröthete er, und sein Blick funkelte, als fühlte er sich empört von dem schrecklichen Entschlusse des Wilddiebes. Nach einigen Augenblicken sagte Martin zu Claudius mit liebevoller und trauriger Stimme:

– Claudius, Du hast viel gelitten. Dein Kummer, der durch die Einsamkeit und das wilde Leben noch geschärft worden, zu dem Du verdammt bist, seitdem –

– Genug! – rief der Wilddieb mit dumpfer Stimme, – die Wunde blutet noch immer. –

– Ja, sie blutet, und wie ich sehe, ist sie grausam vergiftet; ich werde also schweigen, Claudius, und Dich nicht an die schrecklichsten Schmerzen erinnern, welche einem Manne zu tragen auferlegt wurden, zumal da dieser Mann Du bist, und er Dein Herz hat, Claudius. Aber das bitterste Leiden, aber der gerechteste Groll würden aus einem Manne, wie Du bist, niemals einen Gewaltthätigen und einen Mörder machen.

– Der Wilddieb sah Martin mit Erstaunen an.

– Nein, so unbarmherzig der Graf sein mag, so schnöde er das gegebene Wort gebrochen, so bewundernswürdig edel Du gegen ihn gewesen bist, so gerecht Dein Groll ist – Du hast nicht das Recht, Claudius, über das Leben, das Du ihm einst gelassen, zu verfügen. Dieses Recht kommt nur Gott zu –

– Ich werde Gottes Werkzeug sein, – sagte der Wilddieb wild.

– Nein, Du hast das Recht nicht, und Du wirst es bald selbst einsehen, – antwortete Martin sanft und würdevoll; – denn die Einsamkeit hat in Dir die glänzende und edle Umsicht, den richtig blickenden und freien Geist nicht ausrotten können, welchen Niemand vermuthete, so lange Du das bescheidene und ehrwürdige Amt des Dorfschullehrers verwaltetest, welches Du gegen ein herumirrendes und einsames Leben vertauscht hast. Claudius, – fügte Martin hinzu, indem er die Hand des Wilddiebes zärtlich drückte, – o, mein alter Freund, wenn ich in den seltsamen Wechselfällen meines Lebens, seitdem ich Dich kenne, häufig an schrecklichen Abgründen hingegangen bin, ohne jemals

hineinzufallen, so verdanke ich's Dir, so verdanke ich es jenen unauslöschbaren Eindrücken, welche Deine väterlichen Lehren in meinem Herzen zurückgelassen haben, als Du Dich meiner annahmst, eines armen Kindes, das, wie so viel andere Geschöpfe Gottes, für die man weniger Sorge trägt, als für die Thiere des Feldes, vollkommen verlassen war. – Nun wohl, Claudius, weil ich Dir das Leben des Herzens und des Verstandes verdanke, kann ich an Deinen Plänen nicht Antheil nehmen und hoffe, daß Du Dich bei den meinigen betheiligen wirst. –

– Deinen Plänen? –

Und der Wilddieb warf auf Martin einen durchdringenden Blick.  
– Welchen Plänen? –

– Mein Zeil ist das Deinige, Claudius; nur meine Mittel sind andere. –

– Es bedarf eines Beispiels. –

– Wir werden ein Beispiel geben, – sagte Martin mit feierlicher Stimme, – ein großes Beispiel. –

– Ein schreckliches Beispiel? –

– Vor Allem ein heilsames, wie Du selbst sagtest –

– Für das Geschlecht, das ich zu treffen wünsche, gibt es keine Lehre ohne Schrecken. –

– Vielleicht! –

– Nein, der Schrecken, der heilige Schrecken –

– Was ist Dein Zweck, Claudius? –

– Die Guten zu ermuthigen, daß sie im Guten beharren, die Bösen zu verhindern, daß sie nicht im Bösen verharren. Und die Bösen über das Uebel, welches sie gethan, zu bestrafen, damit diese Bestrafung ihres Gleichen in Schrecken setze. –

– Aber wenn die Bösen nun eben so gut würden, wie sie vorher böse waren, wenn sie eben so menschlich würden, wie sie unmenschlich waren? –

– Gut, menschlich? – erwiderte Claudius mit tiefem Erstaunen, – ist also nicht die Rede vom Grafen Duriveau, *Deinem Vater*?

Und der Wilddieb sprach diese Worte! – Deinem Vater – mit bitterer Ironie.

– Es ist die Rede vom Grafen Duriveau, meinem Vater. –



– Und vom Vicomte, Deinem Bruder? –  
– Und vom Vicomte, meinem Bruder. –  
– Lebe wohl, Deine Livrée scheint abgefärbt zu haben; die Hausgenossenschaft ist Sklaverei, die Sklaverei hat Dich verweichlicht und verderbt. –

Der Wilddieb machte eine Bewegung um sich zu entfernen.

– Martin hielt ihn zurück und sagte mit traurig bewegter Stimme zu ihm: – Du bist streng gegen mich, Claudius. –

– Weil Du feig bist, weil Du die gute Sache verlässest, weil in Dir keine Spur von Männlichkeit und Kraft übrig geblieben ist, weil Du mir jetzt wahrscheinlich gleich die Tugenden des Grafen Duriveau, Deines Vaters, und die edle Sanftmuth des Vicomte, Deines Bruders, zu rühmen anfangen wirst. –

– Ich kenne keinen selbstsüchtigeren, keinen härteren, keinen habsüchtigeren, keinen so wahnsinnig hochmüthigen Mann, wie den Grafen Duriveau, – sagte Martin streng und kurz.

Der Wilddieb machte eine Bewegung des Erstaunens.

– Ich kenne keine Seele, die mehr als die seinige alle Dem, was Mitleid, Zartgefühl und Liebe heißt, mehr verschlossen wäre, als die seinige, ich kenne keinen Menschen, welcher eine ungescheutere, unerbittlichere und ungeheucheltere Verachtung gegen diejenigen seiner Mitbrüder, welche dulden und entsagen, zur Schau trüge. –

– Und Du fürchtest Dich, Du zittertest in Deiner Livrée? –

– Ja, ich fürchtete mich, ich zitterte, Claudius, – antwortete Martin sanft, – ich fürchtete, die heiligen Angelegenheiten, die mich zwingen, die Rolle zu spielen, die ich bei dem Grafen spiele, zu gefährden und auf immer zu zerrütten. Aber Du siehst, Claudius, ich beurtheile diesen Mann eben so streng wie Du. Und, wie ich Dir sage, dieser Mann ist doppelt strafbar; denn er hätte aus seinen ungeheuren Besitzungen ein gelobtes Land machen können, und er hat ein Jammerthal daraus gemacht. –

– Nun, was willst Du denn? Worauf wartest Du denn? Ich verstehe Dich nicht mehr, – rief der Wilddieb mit wilder Ungeduld, – und ist nicht der Sohn des Vaters würdig? –

– Da Scipio in einer solchen Schule erzogen ist, Claudius, wie kann man sich wundern, daß er so ist, wie er ist. Ja, – setzte

Martin im Tone tiefen Schmerzes und Mitleids hinzu, – ich kenne keine so frühe, so eingefleischte, so schreckenerregende Verderbtheit, als die dieses unglücklichen Sohnes, welcher kalt, verächtlich mit den schrecklichsten Lastern spielt, wie ein junger Mensch sich an dem Spielzeug langweilen würde, das unter seinem Alter ist, und er ist kaum 20 Jahre alt. –

– Also willst Du wie ich die Bösen durch den Schrecken eines großen Beispiels zum Guten zurückführen? –

– Durch den Schrecken? Nein! Da liegt der Unterschied, Claudius. –

– Und nachdem Du mir diese beiden Menschen mit den schwärzesten Farben abgemalt hast, sprichst Du so! Sprich, hast Du denn kein Blut in den Adern und keinen Haß im Herzen? –

– Haß? Nein, Claudius, Du hast mir in meiner Kindheit das Hassen abgelehrt – durch das Beispiel Deiner englischen Entsagung, durch Deine unaussprechliche Heiterkeit bei Deiner grausamen Armuth, Deinem bitteren Kummer und den fortwährenden Verfolgungen, mit denen Du von Seiten eines unwürdigen Priesters heimgesucht wurdest. –

– Die Zeit der Entsagung ist vorüber, – antwortete der Wilddieb barsch, – es ist jetzt nicht mehr von meinem persönlichen Groll die Rede, es ist nicht bloß die mir angethane Beleidigung, die ich rächen will. – Aber da dieser Mann Dir weder Haß noch Abscheu einflößt, mit welchem Gefühl siehst Du ihn denn an? –

– Mit Mitleid, Claudius. –

– Mit Mitleid? – rief der Wilddieb mit lautem Gelächter.

– Ja, Claudius, ich fühle jenes tiefe, schmerzliche Mitleid, welches Du mich in meiner Kindheit beim Anblick körperlicher Schäden und Misgestaltungen empfinden gelehrt hast. –

– Du solltest sagen, Mißgeburten – aber der Vergleich paßt nicht, hier ist die Rede von moralischen Mißgeburten, und Mitleid gegen Das zu haben, was der Theilnahme nicht würdig ist, das heißt eine strafbare Nachsicht an den Tag legen. –

– Und ich sage Dir, Claudius, ein unglückliches Kind, das in einem vergifteten Luftkreise erzogen ist und nun geknickt wird und verdirbt, verdient Mitleid, ja ein aufrichtiges Bedauern, und es würde roh und sinnlos sein, ihm aus der Krankheit, welche an

seinem Leben nagt, ein Verbrechen machen zu wollen. –

– Du sprichst von Deinem Bruder, der freilich ein interessantes Kind ist; meinetwegen, und Dein Vater ist also auch ein rührender Gegenstand?

– Wie sein Sohn ist er in einer grundverkehrten Umgebung erzogen worden, und doch hat er, wie Du weißt, edle Anwendungen gehabt, die freilich vorübergehend gewesen, aber, das muß man einräumen, seinem Sohne unbekannt geblieben sind. –

– Genug! – sagte der Wilddieb rasch, – die Zeit drängt, was ist Dein letztes Wort? –

– Ich will es Dir sagen, laß Dir meine Vergleichung gefallen, Claudius. Denke Dir ein Geschöpf, das von einer schrecklichen, ansteckenden Krankheit, die es mit der Muttermilch eingesogen, ergriffen ist; ein Mann kommt und sagt: zum Tode mit diesem Unglücklichen – und der Anblick seiner Hinrichtung übt auf Diejenigen, welche von derselben Krankheit ergriffen sind, eine so schreckliche und heilsame Wirkung aus, daß der Gegenstoß ihres Entsetzens, indem sie ein ähnliches Loos fürchten, sie heilt. –

– Wohl! es sei – so verfährt man mit den Tobsüchtigen und mit Erfolg, man nimmt einen aus ihrer Mitte und züchtigt ihn in Gegenwart der Anderen auf schreckliche Weise; dann läßt das Entsetzen einen Lichtblick von Vernunft in ihr krankes Gehirn hineinleuchten, und sie kehren zu ihrer Pflicht zurück; aber hier handelt es sich von einem Manne, der seinen gesunden Verstand hat und ihn mit schrecklicher Umsicht zum Bösen anwendet. –

In dem Augenblick, wo der Wilddieb diese Worte aussprach, zeichnete sich auf dem Ufer des Teiches, das lebhaft vom Monde erleuchtet wurde, der bewegliche Schatten zweier Menschen ab, die gebückt fortschreitend auf die Trümmer des Backofens zuzugehen schienen. Martin und Bête-Puante waren zu beschäftigt, um diesen Vorfall zu bemerken, und ihre Unterredung ging ihren Gang.

---



## Elftes Kapitel.

### *Ueberraschung.*

Martin fuhr fort, indem er sich an den Wilddieb wandte, dessen Aufregung beständig wuchs:

– Nein, Claudius, ich glaube nicht an die Allmacht der schrecklichen Mittel, die Menschlichkeit schaudert vor ihnen zurück. –

– Der Brand wird mit glühendem Eisen geheilt. Dein Vater und Dein Bruder sind bis auf's Mark ergriffen.

– Nach kurzem Schweigen versetzte Martin:

– Laß mich Dir, Claudius, eine seltsame, beinahe wunderbare Thatsache erzählen, von der ich Zeuge gewesen bin, und welche Dir meine Gedanken klar machen wird. Ich hatte ein mal zum Herrn einen ausgezeichneten Arzt, der ein berühmter Gelehrter und tiefer Denker war. Eines Tages wird er zu einem reichen Kranken gerufen, er findet einen sterbenden Mann, der durch das Uebermaß in allen Vergnügungen erschöpft ist. Das Blut, in seiner Zusammensetzung entartet und der kräftigen den Theile beraubt, schleicht in seinen fast vertrockneten Adern nicht mehr wie ein Lebensstrom, sondern wie ein Todesstrom dahin. Die größten Aerzte hatten diesen Unglücklichen aufgegeben und verkündigten sein nahes Ende. Dem Gelehrten, dem tiefen Denker fallen die geheimnißvollen schrecklichen Geschichten ein von jungem und edlem Blut, welches den erschöpften Adern gewisser, von Ausschweifungen erschöpfter Alter eingeflößt wurde. –

– Ich sagte es wohl, daß es Bluts bedürfte, – rief der Wilddieb im Tone wilden Frohlockens.

– Nein, Claudius, es bedurfte keines Bluts; diese blutige und schreckliche Geschichte wies dem Gelehrten nur den Weg zu einem bewundernswürdigen Einfall. – Vorhänge von Gold und Seide, die von schädlichen Wohlgerüchen dufteten, bedeckten die Wände des reichen Hauses und erhielten in ihm ein Halbdunkel. Diese Vorhänge werden abgerissen, die wohlthuende Sonne durch dringt alle Theile, und bald verschwinden auf Befehl des Arztes die Wände unter einer Menge von grünen Zweigen, dem frischen Raube von balsamischen und harzreichen Bäumen, welche im Ueberfluß die Luftarten aushauchen, welche die Luft allein rein und athembar machen; zugleich reichen junge, gesunde, starke Ammen dem sterbenden Munde des Verscheidenden abwechselnd ihre volle Brust. O Wunder! Kaum sind seine trocknen Lippen mit dieser erquickenden Milch befeuchtet, kaum hat er die belebende und gesunde Luft geathmet, die von den frischen Zweigen, welche sein Lager beschatten, ausgehaucht wird, so scheint der Kranke wie der geboren zu werden, so lebt er wieder auf, sein verdünntes und entartetes Blut erneuert sich und genest. Er ist gerettet, er lebt – er lebt, und seine Rettung hat weder Thränen noch Blut gekostet; eine reine, nährende Milch, die geringe Ausgabe für einige grüne Zweige, die wohlthätigen Strahlen der Sonne, dies waren die Mittel der wunderbaren Heilung<sup>6</sup>. –

– Claudius, so wird es auch mit den beiden Unglücklichen gehen, die ich so herzlich bemitleiden muß. Hochmuth, Stolz und Herzenshärte blähen sie auf, ihre Seele und ihr Geist sind entartet. Sieh, Claudius, diese vom Brande ergriffenen Herzen, ich will sie retten, indem ich sie aus der verderbten Luft, in der sie leben, fortführe und unter gesunde und reine Vorstellungen verpflanze, wo sie die belebende Wärme edler Gedanken fühlen sollen, ich will diesen kranken Seelen eine wie die Muttermilch zugleich sanfte, heilsame und kräftige Nahrung geben – und sprich, Claudius, Freund, wird es denn nicht ein großes und rührendes Beispiel sein, diese Unglücklichen zum Leben der Seele wieder erwachen zu sehen, zu allen den edlen Gefühlen, welche sie früher verhöhnten, wird nicht diese Umwandlung von

Bösewichtern in Menschen eine viel folgenreichere Lehre enthalten, als das schreckliche aber unfruchtbare Beispiel, auf welches Du sinnst? –

– Laß mich, laß mich, Du willst mich eben so schwach, eben so feige machen, wie Du bist, – sagte der Wilddieb barsch, – vergissee Du denn, daß Duriveau sich gegen mich durch einen feierlichen Eidschwur verpflichtet hatte, und daß er auf alle meine Versuche, ihn zu der Wiedergeburt, von der Du redest, zu bringen, mit Verachtung geantwortet hat? Dieser eiserne Charakter empörte sich gegen den Gedanken, der Gewalt zu weichen. –

– Und sein Eid? –

– Er hat mit ihm gespielt, unwürdig mit ihm gespielt, Claudius, ich weiß es – und doch nimmt mir das Alles nicht alle Hoffnung. –

– Du hast einen Glauben, der Berge versetzt, Du großer Wunderthäter! – sagte der Wilddieb mit bitterem Scherz.

– Ich habe Glauben, Claudius, weil ich in Betreff des Grafen in eigenthümlicher Lage bin – ich bin sein Sohn, und wenn er es erfahren wird –

– So wird er einen Beweggrund mehr haben, im Bösen zu verharren. Du sagst, er wollte aus Stolz dem Zwange, den ich gegen ihn auszuüben suchte, nicht weichen, er wird noch noch weniger seinem Sohne, einem Bastard, nachgeben. Ich kenne den Mann – genug – genug! – Wiege Dich in Deinen Hirngespinnsten; ich will ein Exempel statuiren, ein schreckliches Exempel – und ich werde es thun. –

– Ach, mein Freund, – rief Martin, – Deine Sache ist zu gerecht, zu gut, zu heilig, als daß Du sie mit Gewaltthat beflecken dürftest – und dann glaube ich, weiß ich, was Du auch sagen magst, daß die Zeit nahe ist; ja die Völker geben sich unbestimmten Hoffnungen hin; ich bin wirklich quer durch Europa gereist. Ueberall arbeitet's, tief, unablässig, geheimnißvoll. Im gegenwärtigen Augenblick wird die allgemeine Befreiung von den bis auf diesen Tag bevortheilten Classen der Gesellschaft allmählig begriffen; wir sind Zeugen, wie das Kind im Mutterleibe allmählig heranreift. Diese Befreiung wird eines Tages, wenn ihre Stunde gekommen ist, an's Licht treten, Freund, und ihre strahlende

Erscheinung wird durch den brüderlichen Zuruf aller Derer, die zur Stunde noch zu leiden haben, begrüßt werden. –

Trotz seiner wilden Entschlossenheit konnte der Wilddieb die Bewegung, welche ihn bei Martin's sanften, warmen, überzeugungsfesten, von Hoffnung auf eine nahe bessere Zukunft erfüllten Worten ergriff, nicht verbergen.

– Vielleicht hat er Recht, – murmelte der Wilddieb. – Gewalt ist ein schlechter Rath – das Leben eines Menschen, so böse er auch sein mag – es ist immer eine große Sache. – Und wenn mich der Haß blind machte, wenn trotz aller Gründe, die meine That zu rechtfertigen scheinen, es doch nur der Haß, der persönliche Haß wäre, der sie mir eingäbe – und dann, zugleich Richter und Henker zu sein, ist doch schrecklich, welches auch das Verbrechen sei. –

Aber der Wilddieb fühlte sich plötzlich gegen diese heilsamen und edeln Betrachtungen empört und rief aus:

– Nein, nein, keine feige Schwäche! – und Du, der Du mir Mitleid predigst, – rief er, indem er sich mit grausamer Ironie an Martin wandte, – siehst Du von der luftigen Höhe der Milde und Hoffnung, auf die Du Dich verirrt hast, auch Deine wahnsinnige Mutter, Deine entehrte Schwester, die genöthigt ist, sich für todt ausgeben zu lassen, damit sie nicht schimpflich vor Gericht gezogen werde, wegen schmachvollen Antrags auf Kindermord? Siehst Du von der Wolkenregion aus, von wo Du die Zeichen der nahenden Befreiung bemerkst, auch neben den blassen, vergrämten Gestalten Deiner Mutter und Deiner Schwester frech und unbarmherzig den Grafen und seinen Sohn, die ihre Opfer mit Füßen treten? –

– Ja, Claudius, ich sehe die rührenden, traurigen Gestalten meiner Mutter und meiner Schwester, ja, Claudius, während unserer langen Unterredung haben diese Gestalten mir unaufhörlich vor Augen gestanden. –

– Auch als Du davon sprachst, den Grafen Duriveau und seinen Sohn zu edeln Gesinnungen zurückzuführen? – rief der Wilddieb.

– In diesem Augenblick ganz vorzüglich, Freund; denn ich zähle auf meine Mutter und meine Schwester, um mir beizustehen, den Grafen und seinen Sohn eines Tages wieder werth zu machen,

uns die Hand zu drücken, Claudius. –

– Du bedenkst nicht, – rief der Wilddieb mit dem größten Erstaunen, – Deine Mutter, Deine Mutter ist –

– Meine arme Mutter ist wahnsinnig, – sagte Martin sanft und fest – ich werde meiner Mutter ihren Verstand wieder geben. –

– Und Deiner Schwester ihre Ehre? –

– Und meiner Schwester ihre Ehre. –

Martin sprach in einem Tone, mit der Festigkeit einer so tiefen und achtunggebietenden Ueberzeugung, daß einen Augenblick lang der Wilddieb seine Hoffnung theilte – aber gleich warf er sich wieder diese Schwäche vor und versetzte:

– Du treibst Kurzweil – Lebe wohl! –

– Claudius, – rief Martin lebhaft und im Tone schmerzlichen Vorwurfs, – ich spreche von meiner Mutter, von meiner Schwester – von meiner Mutter, die ihren Verstand verloren, von meiner Schwester, die entehrt ist, und Du sagst, ich treibe Kurzweil? –

– Vergib mir, – sagte der Wilddieb, indem er Martin die Hand reichte, – vergib mir, Du tapferes und muthiges Herz, Du treibst keine Kurzweil, aber – Du täuschest Dich – zu dem Ziele zu gelangen, das Du Dir gesteckt, das wäre – aber nein, es ist unmöglich – noch einmal, Du täuschest Dich – Deine Einbildungskraft ist erhitzt – ich will es Dir nicht vorwerfen, aber ich –

– Ein letztes Wort, Claudius – laß die Träume meiner Einbildungskraft nur auf einen Monat, von heute an gerechnet, gelten –

– Was willst Du damit sagen? –

– Versprich mir, während dieses Zeitraums Nichts gegen den Grafen zu unternehmen. –

– Und dann? Und wenn Du Dich getäuscht hast, armes, edles Herz? Und wenn diese Krankheit, die Du zu heilen glaubst, unheilbar ist? Und wenn dieser Mensch auf seine schreckliche Weise im Bösen beharrt – was willst Du dann machen? – Denn wenn ich auf Deine Voraussetzungen eingehen soll, so mußst Du auch den meinigen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen. –

Martin's Gesicht, das bis dahin seinen ruhigen, sanften und traurigen Ausdruck behalten hatte, ward finster und unheimlich,



und nach kurzem Nachdenken erwiderte er:

– Das ist nicht mehr als billig, Claudius – ich muß auch auf Deine Voraussetzungen eingehen – ich habe bisweilen daran gedacht, ich muß es gestehen, mit Schrecken daran gedacht, daß beim Bösen fürchterliche Umstände eintreten können. –

– Und welches war in solchen Stunden der Hoffnungslosigkeit Dein Vorhaben? – sagte der Wilddieb mit finsterner Selbstzufriedenheit. – Ja, wenn Du an alle die Leiden dachtest, die Duriveau Deiner Mutter bereitet hat, an den entsetzlichen Entschluß dieses Mannes, den weder sein beschworenes Versprechen, noch Deine, seines Sohnes, mächtige Bitten würden erschüttern können – da hast Du doch wohl –

– Claudius, – sagte Martin, indem er den Wilddieb mit feierlicher Stimme unterbrach, – schwöre mir, in Monatsfrist Nichts gegen Herrn Duriveau zu unternehmen, und nach dieser Zeit –

– Vorwärts, Gensdarmen! – rief plötzlich eine tönende Stimme. Und schneller als das Wort stürzte sich Beucadet, der seit einigen Augenblicken mit fünf Gensdarmen hinter den Trümmern des Backofens, wohin er sich geschlichen, versteckt hatte, auf Bête-Puante, während die übrigen Soldaten sich auf Martin warfen, der, von diesem plötzlichen Angriff außer Fassung gebracht, keinerlei Widerstand leistete.

Nicht so der Wilddieb: es entspann sich ein kraftvolles, hartnäckiges Ringen zwischen ihm und seinen Gegnern, die nur mit großer Mühe dahin gelangten, ihn niederzuwerfen und ihm die Handschellen anzulegen.

– Ich wußte es wohl, verderblicher Wurm, – sagte Beucadet frohlockend, – daß ich Dich früh oder spät doch in meine Gewalt bekommen würde – ich hatte Reiter auf dem Damme des Teiches hergeschickt, aber ich selbst war zu Fuße durch die Haide gekommen – und meinst Du nun, Landstreicher, weil Du die Schleuse aufgezogen, wärest Du in Sicherheit? Hm! –

Der Wilddieb antwortete Nichts.

Dann wandte sich Beucadet an Martin.

– Und Du, Schurke, Herzensfreund des vermaledeiten Bamboche, der sich von meinen Gensdarmen hat grüßen lassen – ich hatte wohl Recht, zum Herrn Grafen zu sagen: – Schlau,

schlau – Nichts merken lassen! – Wir ließen uns Nichts merken, und Du bist in der Falle. –

– Und wessen klagt man mich an? – sagte Martin kalt.

– Wessen man Dich anklagt, Kerl? – Daß Du in der Mitwissenschaft des Schusses gewesen, der vor drei Tagen auf den Herrn Grafen abgefeuert worden. –

– Ich? – sagte Martin achselzuckend, – ich bin ja dabei verwundet worden, wenn auch leicht. –

– Nur ein Grund mehr; das war pfiffig angelegt – das sage ich, Schurke – das sollte ich nicht durchschauen! – Du wußtest so gut, daß dieser Bête-Puante im Gebüsch versteckt sei, daß Du den Herrn Grafen von dem Fenster, das da hinausging, zurückziehen wolltest, damit er den Bête-Puante nicht bemerkte – Du warst so gewiß sein Mitschuldiger, als Du, um sein Entkommen zu befördern, eine Personbeschreibung gegeben hast, die ihm gleicht, wie ich irgend einem häßlichen Menschen gleiche! –

Und dann setzte Beucaudet sich selbst unterbrechend hinzu:

– Aber sieh, da kommen gerade der Herr Graf und sein Sohn: ich hatte sie benachrichtigen lassen – und sie haben selbst kommen wollen, um sich persönlich von Deiner Verruchtheit zu vergewissern, Schurke. –

Wirklich sah man gleich darauf den Grafen Duriveau und seinen Sohn aus einer leichten Jagdchaise steigen. Trotz des ernstesten Auftretts, der kürzlich zwischen ihnen vorgefallen, herrschte zwischen Vater und Sohn das beste, das innigste Einverständnis; der Graf schien seinen vorübergehenden Verdruß durchaus vergessen zu haben und zu seiner Rolle als – jugendlicher Vater – zurückgekehrt zu sein. Indem der an sich selbst nicht unwichtige Vorfall ihnen so dargestellt worden war, daß der Schuß, von welchem die Rede gewesen, aus einem Mordanschlag auf den Grafen hervorgegangen, und daß einer ihrer Leute Mitschuldiger des Thäters sei und mit ihm nächtliche Zusammenkünfte habe, hatten Herr Duriveau und sein Sohn, von der Festnahme, welche Beucaudet beabsichtigte, durch diesen unterrichtet, sich entschlossen, selbst bei derselben gegenwärtig zu sein, um sich persönlich von der wahren Sachlage zu unterrichten.

Beim Anblick des Grafen rief Beucaudet: – Sieg! – wir haben

die Schurken. Herr Graf, Ihr Bedienter hat klein beigegeben – sanft wie Honig, ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen – ist ihm auch kein Haar gekrümmt worden – aber Bête-Puante hat sich gewehrt wie ein wildes Thier. –

Der Mond schien noch immer. Der Graf und Scipio näherten sich den Soldaten, welche Martin und den Wilddieb in die Mitte genommen hatten.

– Du scheinst also, schlechter Kerl, – sagte der Graf zu Martin mit harter Verachtung, – ehe Du noch in meine Dienste tratst, mit diesem elenden Landstreicher in Verbindung gestanden zu haben, der, nicht zufrieden, mein Wild wegzuschießen, es, wie es scheint, auch auf mein Leben abgesehen hat – und ich hatte mein Vertrauen auf Dich gesetzt! Da traue auch einer den Zeugnissen, den Empfehlungen! –

– Du willst jung sein, – sagte Scipio mit Achselzucken, – man könnte sich ebenso gut auf die Eigenschaften verlassen, die die Pferde haben sollen, die einem ein Roßkamm anpreist – Pferde und Dienerschaft sind nur beim Gebrauch zu beurtheilen. –

Martin blieb ruhig und nachdenkend, lächelte sanft und antwortete Nichts.

– Und Du, – sagte der Graf, indem er einen Schritt auf den Wilddieb zuthat, – warum wolltest Du, Schuft –

– Mein Name ist Claudius Gérard, – versetzte der Wilddieb mit feierlicher Stimme, indem er den Grafen unterbrach.

– Claudius Gérard! – rief Herr Duriveau, indem er bleich und erschreckt zurückfuhr.

Dann näherte er sich lebhaft dem Wilddieb, um sein Gesicht besser zu sehen und sich von der Identität der Person überzeugen zu können, die ihm unglaublich schien, und nachdem er ihn einige Minuten aufmerksam betrachtet, versetzte er:

– Er ist es – er ist's wahrhaftig! –

– Wer ist das, Claudius Gérard? – fragte Scipio, indem er eine Cigarre anzündete, während Beucadet und seine Leute, über den Zwischenfall erstaunt, einander ansahen.

– Claudius Gérard, – wiederholte der Graf mit tiefem Staunen und wie erdrückt von den Erinnerungen, die der Name des Wilddiebs in ihm erweckte.

– Duriveau – begreifst Du's jetzt? – sagte der Wilddieb zum Grafen, der anfangs stumm und vernichtet da gestanden hatte, nun aber das Haupt wieder hob. Und jetzt rief dieser mit empor gehobener Stirn, ironischem und verächtlichem Lächeln, indem er die Arme über die Brust kreuzte:

– Ach, Du bist's, Ehrenmann – Epistelmann? Du bist's, der unter einem Kriegernamen vor Kurzem so lange in meinen Holzungen herumirrte und die Frechheit hatte, mich mit seinen brieflichen Moralpredigten zu belästigen? Und ich glaubte Dich so weit von hier! Und Du fragst mich, ob ich verstehe? – Wahrhaftig, ich verstehe ganz vollkommen – Dein Pathos machte auf mein Herz keinen Eindruck – nun wolltest Du sehen, ob das Blei Deines Karabiners es thun würde. – Alter Narr – Du predigst Moral mit Flintenschüssen. –

– Das ist nicht wahr, ich habe nicht auf Dich geschossen; aber ich hätte es längst thun sollen, – sagte der Wilddieb. – Erwinnere Dich Deines Eides, Duriveau. –

– Ach – des lieben Briefchens, den La Chatre in Händen hat, – rief der Graf mit höhnischem Gelächter aus.

Der Wilddieb wandte sich an Martin und sagte zu ihm mit dumpfer Stimme:

– Hörst Du's – hörst Du's! –

– Nun – ich möchte doch auch wissen, wovon hier die Rede ist – sagte Scipio zu seinem Vater. – Was will das bedeuten? –

– Du sollst sogleich hören, – antwortete der Graf, indem er einen Blick voll Haß und Trotz auf den Wilddieb warf.

Und dann fuhr er im jugendlichsten Väterton und mit einer Leichtigkeit des Benehmens, die gänzlich im Style der Regentschaft war, fort:

– Du siehst den Mann da, er war sonst Dorfschulmeister – er liebte ein allerliebstes Mädchen zum Tollwerden – und dieses liebte ihn wieder, wie man so ein Ding, das halb Bauer und halb Pedant ist, lieben kann – das heißt, sie liebte ihn als Bruder. – Ich fischte ihm das junge Mädchen weg –



– Ganz was Gewöhnliches! – sagte Scipio kalt, ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen.

– Nach einigen Jahren will der Zufall, daß ich auf der Jagd verirrt auf die Frau des pädagogischen Bauerlümmels stoße, der sich Trostes halber verheirathet hatte. Sie war bei Gott sehr hübsch und für den Kerl gar keine üble Wahl. Er war gerade nicht da – ich fand es lustig, ihm seine Frau wegzufischen, wie ich ihm seine Braut weggefischt hatte. –

– Du hörst sie, Vater und Sohn, – sagte der Wilddieb zu Martin mit dumpfer und bebender Stimme; denn die Wuth schnürte ihm den Hals zu.

– Ich höre sie, – sagte Martin mit tiefer Traurigkeit.

– Aber der Teufel wollte, – fuhr der Graf fort, – daß eines schönen Tages Claudius Gérard unversehens zurückkam und mich bei Madame Claudius Gerard ertappte.

– Die Frau eines Schulmeisters! sagte Scipio im Tone des Vorwurfs, – den Fehltritt hast Du mir niemals erzählt. Und Du hast die Stirn, mir diese arme Loethrohr vorzuwerfen! –

– Scipio, sei großmüthig. – Nun also, Claudius Gérard überraschte mich bei strafbarer Vertraulichkeit. Er war mit einer zweiläufigen Flinte bewaffnet. Ich wußte, daß der Kerl wild war wie ein Wolf – frei heraus – ich sah den Tod vor Augen. Nun höre, was der Claudius that. –

– Hör' ihn, hör' ihn – sagte der Wilddieb zu Martin.

– Ich höre, – antwortete Martin.

– Was hat er thun sollen? – sagte Scipio nachdenkend. – Er legte sich vielleicht am Bette seiner Frau in Hinterhalt und forderte Geld oder Blut? –

Der Wilddieb stieß einen schrecklichen Schrei aus und machte eine so gewaltsame Bewegung, daß er beinahe seine Bande zerrissen hätte. –

– Claudius, Freund, – sagte Martin im Tone sanften Vorwurfs, – Ruhe und Verachtung! –

– Recht gerathen, mein Junge, – antwortete der Graf seinem Sohn, – der Claudius forderte mein Geld, aber nicht für sich, der würdige Mann, sondern für Das, was er seine Menschenbrüder nannte. –

– Versteh' nicht, – versetzte Scipio.

– Du bist reich, – sprach der Claudius – schwöre mir, Deinen leidenden Brüdern zu Hilfe zu kommen, und ich lasse Dir das Leben – wo nicht –

– Das muß ich sagen, – versetzte Scipio mit kaltem Hohn, – das ist eine neue Sorte von Wegelagerei! – Dann wandte er sich an den Wilddieb: – Ja, lieber Freund, wenn alle – betrogenen Gatten – wie Du dächten, so gäb' es keine armen Leute mehr auf der Welt. –

Bei diesen Worten seines Sohnes brach der Graf in ein lautes Gelächter aus. Ein neuer Vorfall unterbrach diesen Ausbruch von Heiterkeit.

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Die Austreibung.*

Der Pächter und die Pächterin von Grand- Genevrier waren, aufgeweckt durch das Geräusch und durch das Pferdegetrappel der Gensdarmen, aufgestanden und hatten bald erfahren, daß der Graf Duriveau, ihr gnädiger Herr, wie sie sagten, dort sei.

Erschreckt von dem Schicksal, welches sie in Folge ihrer Austreibung erwartete, hatten Herr Chervin und seine Frau einen äußersten Schritt wagen wollen, und Beide nahten sich mit Thränen in den Augen und aufgehobenen Händen gerade in dem Augenblick, wo Scipio seinen letzten frechen Spott aussprach, schüchtern dem Grafen.

– Herr Graf, – sagte die Pächterin mit zitternder Stimmt – um Gottes willen, erbarmen Sie sich unser. –

– Was ist? – fragte der Graf mit hochmüthiger Ungeduld. – Wer seid Ihr, was wollt Ihr von mir? –

– Wir sind die Chervins, die Pächter von Grand-Genvrier, es wird bei uns confiscirt, wir werden von hier ausgetrieben, wo wir seit 40 Jahren sind. Wir haben immer so viel gearbeitet, wie wir konnten, wir haben niemals Jemandem Unrecht gethan – wenn wir mit dem Pachtgelde im Rückstand sind so ist es nicht unsere Schuld – und wenn Sie uns doch austreiben, gnädiger Herr, den uns der liebe Gott gegeben hat, was soll aus uns, meinem armen Manne und mir, in unserm Alter werden? –

– Ach, es ist wahr, – versetzte der Pächter, der, verlegener als

seine Frau, nicht gewagt hatte das Wort zu nehmen, – was wollen Sie, daß aus uns werden soll, – Herr Graf? –

Herr Duriveau hatte zuerst diese bescheidene Bitte verächtlich angehört, aber da es ihm plötzlich einfiel, daß dieser Unstand ihm Gelegenheit böte, die Verachtung des Eides, welchen er einst dem Claudius Gérard geschworen, thätig zu zeigen, sagte er zu ihm:

– Sie hören, Herr Ehrenmann, Sie hören Ihre Menschenbrüder, wie Sie es nennen; es ist mir bei Gott äußerst erwünscht, daß mir der Vorfall gleich Gelegenheit gibt, Ihnen zu zeigen, was mir ein Versprechen gilt, das mir mit Gewalt abgedrungen worden, und welches jeder Unbewaffnete an seiner Stelle abgegeben haben würde, um sich den Klauen einer Art von wildem Thier zu entziehen. Merken Sie wohl auf Das, was jetzt vorgehen wird, Herr Claudius Gérard, und das Sie versichern, nicht auf mich geschossen zu haben, was Sie, sobald Sie frei sein werden, leicht werden beweisen können, so wollen wir sehen, ob Sie es wagen werden, die Drohung auszuführen, welche Sie bis jetzt nicht auszuführen die ungemeine Güte gehabt haben. Ich will es Ihnen wenigstens nicht an Vorwand fehlen lassen, das ist doch zartfühlend von mir, nicht wahr? –

Darauf wandte sich der Graf zu Beucaudet und setzte hinzu:

– Quartiermeister! Es ist auf Confiscation der beweglichen Güter auf diesem Pachthofe, welcher mir gehört, erkannt worden, und die Besichtigung ist geschehen; ich bitte Sie, indem ich übrigens alle Verantwortlichkeit auf mich nehme, gleich jetzt den Pächter auszutreiben und, damit Nichts auf die Seite geschafft wird, einen von Ihren Leuten bis morgen früh hier zu lassen; ich werde Jemanden senden, der die Sachen in Empfang nehmen soll. –

– Ach, mein Gott, uns zu dieser Stunde auszutreiben! – rief die Pächterin entsetzt, – schwach und krank, wie mein armer Mann ist – das kann ihm den Tod zuziehen, mein lieber, gnädiger Herr! – Gewähren Sie uns einige Tage Aufschub, um Gotteswillen, Herr Graf, – sagte der Pächter mit flehender Stimme.

– Das Bette, welches das Gesetz den Ausgetriebenen läßt, soll augenblicklich vor den Pachthof herausgesetzt werden, – sagte der Graf kalt, indem er sich an Beucaudet wandte. Wäre sein



fürchterlicher Stolz nicht durch die Gegenwart des Wilddiebes aufgestachelt worden, der ihm ein strafender Vorwurf, ein lebendiger Gewissensbiß war, welchem der Graf so viel als möglich zu trotzen suchte, so hätte er nicht diese unbarmherzige Härte zur Schau getragen, ob er schon allerdings ähnliche Befehle gegeben haben würde, bei deren Ausführung er aber wenigstens nicht zugegen gewesen wäre, allein die Furcht, daß es scheinen könnte, als wiche er der Einschüchterung, trieb ihn, verbunden mit dem unerbittlichen Bewußtsein seines formellen Rechtes, dem er aus Gewohnheit Alles opferte, zu diesem traurigen Aeüßersten.

Was er befohlen hatte, geschah.

Nach einem herzerreißenden Auftritt, den man sich leicht vorstellen kann, wurden der Pächter und seine Frau auf diese Weise mitten in der Nacht grausam aus der Meierei getrieben.

Der Wilddieb und Martin wohnten der Execution stumm und ohne sich bei dem Vorfall zu betheiligen bei.

Als sie zu Ende war, sagte der Graf zum Wilddiebe mit verächtlicher und ironisch herausfordernder Miene:

– Jetzt auf Wiedersehn, Claudius Gérard; es soll nicht meine Schuld sein, wenn Du bald wieder frei kommst, ich er warte Dich festen Fußes. –

Und der Graf entfernte sich Arm in Arm mit seinem Sohne und stieg wieder in den Wagen.

Im Augenblicke, wo sie einstiegen, sagte Beucaudet zu Herrn Duriveau:

– Herr Graf, ein herrlicher Einfall! Dieser Schurke von Martin hat vielleicht in Ihrem Hause noch Mitschuldige. Ehe es bekannt wird, daß er festgenommen ist, sollten Sie gleich bei der Ankunft auf seiner Stube einen kleinen Besuch abstatten und den Schlüssel zu derselben bis morgen zu sich nehmen. Auf diese Weise wird bis zur Untersuchung, die wir gleich bei Tagesanbruch vornehmen werden, Nichts von dort wegkommen. –

– Sie haben Recht, mein Tapferer, – sagte der Graf, – ich werde es bei meiner Rückkehr auf's Schloß daran nicht fehlen lassen. –

Der Wagen, in welchen Vater und Sohn gestiegen waren, rollte rasch von dannen.

– Nun vorwärts, schlechtes Volk! – sagte Beucadet, zu seinen beiden Gefangenen zurückkehrend.

– Nun, Martin, – sagte der Wilddieb langsam, – Deine Hoffnungen, Deine Täuschungen? Armes, edles Herz, armer Thor! –

Martin antwortete Nichts und senkte niedergeschlagen den Kopf.

Einige Augenblicke nachher entfernten sich die Gefangenen und die Gensdarmen von der Meierei von Grand-Genèvrier.

Chervin und seine Frau saßen auf dem Strohsack ihres Bettes, welches man an dem Ufer des Teiches einige Schritte von den Gebäuden der Meierei hingeworfen hatte, in Thränen zerfließend und bebend vor Kälte.

Die arme, gute Robin saß zu ihren Füßen, weinte mit ihrer Herrschaft und tröstete sie, so gut sie konnte.





## Dreizehntes Kapitel.

### *Martin's Zimmer.*

Sobald der Graf im Schlosse ankam, begab er sich sogleich in sein Schlafzimmer. Hierauf trat er mit einem Lichte in der Hand in sein weites Vorzimmer und stieg rasch eine kleine Treppe hinab, die zu Martin's Wohnung führte, eine Art von dunklem, dumpfigem Verschlag, der höchstens fünf Fuß hoch und kaum bewohnbar war. Aber was ging den Grafen das an? Er mußte, wie man sagt, seinen Kammerdiener bei der Hand haben.

Der Verschlag hatte eine zweite Thür, die auf eine Bediententreppe hinausging; sie wurde vor Allem von dem Grafen verschlossen, und er steckte den Schlüssel in die Tasche, dann setzte er seinen Leuchter auf den Tisch und blickte mit einer Art Neugierde um sich. Herr Duriveau mußte krumm stehen, so niedrig war die Decke, er sagte naiv zu sich selbst: – Ich begreife nicht, wie ein Mensch hier leben kann. –

Der Graf fing jetzt seine Untersuchung an, welche bald beendet werden zu können schien; denn das ganze Geräth bestand aus einem Mantelsack, welcher Martin's Kleider enthielt, einer kleinen

Kommode, in der ein wenig Leinenzeug lag, einem Tisch, zwei Stühlen und einem Bett.

In der Kommode fand der Graf nichts Verdächtiges, Nichts, welches ihn über die Art der Beziehungen, die zwischen Martin und Claudius Gérard, mit dem Beinamen Bête-Puante, obwalteten, hätte aufklären können.

Da es also vergebens war, in dieses Geheimniß eindringen zu wollen, war er im Begriff wieder fortzugehen, als er in einer dunklen Ecke einen alten Koffer bemerkte, welcher verschlossen war. Zu seinem Vorzimmer hinauf steigen, die Feuerzange vom Kamin nehmen, und sie als Brecheisen gebrauchen, um das Schloß des Koffers zu sprengen, war für den Grafen die Sache von einigen Minuten.

Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war ein Päckchen von einem Quadratfuß Fläche und zwei oder drei Zoll Dicke, welches sorgfältig geschnürt und in Wachleinwand eingepackt war, eine Karte diente ihm zur Adresse, und man las auf derselben:

– Dem Herrn Baron von Frügen. –

Herr Duriveau war zeimlich verwundert, trug aber kein Bedenken, das Päckchen zu öffnen. Das Wachstuch hüllte eine Schachtel von weißem Holze ein, die mit einem kleinen Schloß versehen war; auf der Schachtel lag ein großer Briefumschlag, der einen versiegelten Brief und einen Zettel folgenden Inhalts enthielt:

– Hochwohlgeborner Herr Baron!

– *Das beifolgende Kästchen wird Ihnen durch eine vertraute Person eingehändigt werden.*

*Haben Sie die Gewogenheit, dasselbe dem Befehl zu Folge, welchen Sie erhalten haben werden, ebenso wie den in diesen Einschlag eingeschlossenen Brief, sobald als möglich an den König gelangen zu lassen.*

*Ich habe die Ehre, Hochwohlgeborner Herr Baron, mich zu nennen Ihren ergebenen Diener*

Martin. –

Der von Martin erwähnte versiegelte Brief hatte die Aufschrift: *An den König*, und durch den Umschlag fühlte man deutlich einen kleinen Schlüssel, ohne Zweifel den Schlüssel zu dem Kästchen.

Der Graf stand verduzt, er traute seinen Augen nicht, zweimal las er das Briefchen Martin's mit wachsendem Erstaunen wieder. Welche Beziehungen konnte sein Kammerdiener zu einem Könige haben?

Dieser Mann, welcher jetzt ohne irgend ein Bedenken den Koffer seines Bedienten erbrochen und die äußerste Unzartheit begangen hatte, zauderte jetzt doch, seine gewaltsamen Eingriffe noch weiter zu treiben; aber die Versuchung war zu stark, er unterlag ihr und entsiegelte mit etwas unsicherer Hand den Brief an den König; er fand in ihm einen kleinen Schlüssel und las Folgendes:

– Sire!

*Hier sind die Memoiren, welche Sie zu lesen wünschen.*

*Seit langer Zeit hatte ich, wie ich Ihnen gesagt habe, die Gewohnheit, eine Art Tagebuch zu halten.*

*An jedem Tage, an welchem ich, in Folge meines unstäten und herumgetriebenen Lebens, Zeuge oder Mithandelnder bei besonderen Vorfällen war, schien es mir merkwürdig, belehrend und selbst nützlich für mich – ich habe bei mehreren Gelegenheiten diesen Nutzen bewährt gefunden – einen Bericht von denselben aufzuschreiben und aufzubewahren.*

*Mit Ausnahme von einigen Bemerkungen, die seit kurzem hier und da eingeschaltet sind, und die ich mir die Freiheit genommen habe, an Sie zu richten, Sire! erzählen diese Memoiren mein Leben von meiner Kindheit an bis zum gegenwärtigen Augenblick und sind vollkommen so, wie sie vor und seit dem Tage, an dem mich der Zufall Euer Majestät genähert hat, aufgeschrieben worden sind.*

*Die erste Bedingung zu einer solchen Arbeit, wie ich sie*

wenigstens immer aufgefaßt habe, ist eine vollständige, unerbittliche Aufrichtigkeit; ich habe es an Ausübung dieser Pflicht nie fehlen lassen.

Die strengen Urtheile, welche ich in Bezug auf gewisse Umstände in meinem Lebenslauf über mich selbst gefällt habe, geben mir, wie ich hoffe, das Recht, mich gegen Andere eben so streng zu zeigen.

Erst allmählig und nach den Lehren, welche ich aus meinen Lebensschicksalen zog, ist mein Geist gereift, hat sich mein Verstand entwickelt, meine Urtheilskraft sich ausgebildet, haben meine Grundsätze sich endlich festgestellt. Ich habe also daran festgehalten, in diesen Memoiren die langsame Umbildung meiner Vorstellungen, Ueberzeugungen und Gefühle beizubehalten, die mich durch tausend Ereignisse, durch Glück und Unglück begleitet hat.

In meiner ersten Jugend stellte ich wenig Betrachtungen an, in diesem Zeitabschnitt habe ich Alles erzählt, was sich an meine Kindheit und an mein Jugendalter anknüpft. Diese Blätter wer den also, je nach den verschiedenen Gegenständen der Erzählung, häufig das Gepräge der Unbekümmertheit und Fröhlichkeit dieses Alters tragen. – Später habe ich angefangen, die Ursachen der verschiedenen Thatsachen, die jeden Tag vor meinen Augen vorgingen, aufzusuchen.

Wenn ich in dem Laufe eines so abenteuerlichen Lebens einigemal unglücklicherweise vom rechten Wege abgewichen bin, um bald und auf immer zu ihm zurückzukehren, so werden Sie vielleicht der Ansicht sein, daß die Umgebung, in welche ich als arme, verlassene Waise hineingeworfen war, diese Verirrungen fast unabwendbar herbeigeführt haben mag.

Glauben Sie mir, Sire, es geschah nicht, um Ihrer wohl wollenden Neugierde, so ehrenvoll sie für mich sein mag, Genüge zu leisten, daß ich diese seit so langer Zeit geschriebenen Blätter gesammelt habe, es geschah in der Hoffnung, daß dieselben Sie vielleicht noch mehr in Ihren

*edelmüthigen Absichten bestärken werden.*

*Mein Lebenslauf enthält einige Lehren, so bescheiden und unbekannt er ist, oder vielmehr weil er bescheiden und unbekannt gewesen ist. Die wahrhafte Geschichte eines Mannes, der gelebt hat, wie ich gelebt habe, gesehen hat, was ich gesehen, gefühlt, was ich gefühlt, kann für Sie, Sire, nicht unfruchtbar sein; denn in unzähligen Beziehungen ist diese Geschichte zugleich die der großen Mehrzahl der armen und sich selbst überlassenen Menschen – das heißt die Geschichte der verschiedenen Lagen, in denen das Volk zu leben gezwungen ist.*

*Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit, Sire. Die heilige und große Pflicht, die ich hier zu erfüllen habe, wird es mir wohl verbieten, Frankreich jemals wieder zu verlassen; aber sein Sie überzeugt, daß ich mir das Andenken an Ihre Güte bewahren werde, und daß ich jeden Tag Gott danke, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ein Leben zu retten, welches der Menschheit theuer und kostbar zu machen von Ihnen abhängt.*

Ich habe die Ehre zu sein

Sire

Ihr ganz ergebener Diener

Martin. –

---

Es ist unmöglich, die tausend Regungen zu beschreiben, welche der Graf Duriveau empfand, als er diesen Brief las, und die ungeduldige, glühende Neugierde, mit der er das Kästchen von weißem Holze eröffnete, welches Martin's Memoiren enthielt.

Sie bestanden aus einem Haufen Hefte von verschiedenem Format, die offenbar zu verschiedenen Zeiten geschrieben waren; der erste Theil dieser Memoiren war schon vor Alter vergilbt.

Der Graf Duriveau bemächtigte sich der Handschrift und stieg eilig in sein Zimmer hinauf; hier schloß er sich ein und fing beim Scheine seiner Wachskerzen an Martin's Memoiren zu lesen.

Die Schloßuhr von Tremblay schlug 1 Uhr Morgens.





## Anmerkungen

[1] Als Malthus auf diese Weise die Ausrottung des menschlichen Geschlechtes verordnete, gab ihm Godwin die Antwort:

Nein, das ist nicht das Gesetz der Natur, das ist nur das Gesetz eines sehr parteiischen gesellschaftlichen Zustandes, welcher auf eine handvoll Menschen einen so maßlosen Ueberfluß häuft und ihnen blinderweise die Mittel in die Hände gibt, sich aller thörichten Ausgaben, allen Genüssen der Verschwendung und Verkehrtheit zu überlassen, während der große Stamm des menschlichen Geschlechts verurtheilt ist, in Mangel hinzuschmachten und geradezu Hungers zu sterben.

Zum Ruhme Frankreichs und der Menschheit verwenden ausgezeichnete Geister und tiefe Denker alle Kräfte ihres Herzens und Verstandes darauf, gegen die unbarmherzige Schule der Staatswirthschafter, welche das Unglück als unvermeidlich, als eine abgemachte Thatsache, die kein Heilmittel zulasse, betrachten, Einspruch einzulegen. Herr F. Vidal, ein beredter Schriftsteller von Kenntnissen, ein logischer Kopf, der von den edelsten Zwecken begeistert ist, hat soeben der staatswirthschaftlichen Secte in seinem schönen Buche: Von der Vertheilung der Reichthümer, einen vernichtenden Streich versetzt. Herr Peter Leroux, einer der umfassendsten Geister, einer der größten Philosophen unserer Zeit, und dessen Gemüthsart Verehrung und Zutrauen befiehlt, veröffentlicht so eben in der Revue sociale unter dem Titel – vom Capital und der Arbeit, – eine vortreffliche Antwort auf die Behauptungen dieser Schule, die, vollkommen unbekümmert um das Recht, sich vor der Thatsache beugt, so schrecklich sie auch sein mag, und sie für rechtmäßig erklärt. Endlich hat die Democratie pacifique, diese Zeitschrift, welche mit so hoher Unabhängigkeit, mit so glühender Ueberzeugung redigirt wird, diese unermüdliche Stimme der Pläne zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, diesen jämmerlichen staatswirthschaftlichen Lehren auf kraftvolle Weise ihr Recht angethan.

[2] In dieser lobenswerthen monarchischen Zeit, in welcher man sich in den Ausdrücken gefällt, wie: die Regierung des Königs, die Minister des Königs, die Gesandten des Königs – schwimmen wir nur mit dem Strom, wenn wir die Gerichtsdienner, die Vögte, die Policisten u. s. w., welche im Namen des Königs Contracte schmieden, confisciren, aus dem Besitze jagen und in das Gefängniß setzen, ebenfalls als Beamte des Königs bezeichnen.

[3] In der Sologne finden jedes Jahr um Johannis sogenannte Vermietungen statt, gleichsam Dienstbotenmärkte, auf denen die Pächter ihre Leute in Dienst nehmen.

[4] Die Pachtung auf halben Gewinn, welche darin besteht, daß der Landeigenthümer sein Land und der Pächter seine Arbeit beisteuert, und sie dann den Gewinn zu gleichen Theilen beziehen, ist eine viel billigere Form. Aber die einfachen Landarbeiter bleiben von dieser Verbindung auch noch ausgeschlossen.

[5] in einem Theile der Sologne sagt man noch gnädiger Herr.

[6] Man wird vielleicht den Sohnesstolz Desjenigen, der diese Zeilen schreibt, entschuldigen, wenn er sagt: daß diese wunderbare Heilung durch den verstorbenen Herrn Doctor Sue, seinen Vater, ausgeführt worden ist. Der erkenntliche Kranke wollte ein Denkmal errichten, welches das Andenken an seine Auferstehung, wie er's nannte, auf die Nachwelt brächte. Dieses Denkmal ward von einer Gruppe von etwa 20 Gestalten gekrönt, von denen man die Ausführung im kleinen Maßstabe, in halber Größe in dem reichen anatomischen, naturhistorischen, geologischen u. s. w. Museum sehen kann, einer seltenen Sammlung, welche von dem Großvater des verstorbenen Herrn Doctor Sue angefangen wurde, und welche der Herr Doctor Sue der Ecole royale des Beaux-Arts zu Paris testamentarisch hinterlassen hat. Anmerkung des Verfassers.

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 3



La Sevrasse.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Dritter Band

Erstes Kapitel. Limousin und sein Hund.

Zweites Kapitel. La Levrasse.

Drittes Kapitel. Das Zusammentreffen.

Viertes Kapitel. Mutter Major.

Fünftes Kapitel. Der herumziehende Holzhacker.

Sechstes Kapitel. Bamboche's Liebschaft.

Siebentes Kapitel. Martin an einen König.

Achstes Kapitel. Die Erziehung.

Neuntes Kapitel. Der Wassermensch.

Zehntes Kapitel. Der zweite Ehrenpreis.

Elftes Kapitel. Bruchstück eines Briefes des Leonidas Hay.

Zwölftes Kapitel. Fortsetzung des Briefes des Leonidas Hay.

Dreizehntes Kapitel. Beschluß des Briefes des Leonidas Hay.

Vierzehntes Kapitel. Die Abreise.

Fünfzehntes Kapitel. Der Haarkauf.

Sechzehntes Kapitel. Die neue Basquine.

Siebzehntes Kapitel. Die Krankheit.

Achtzehntes Kapitel. Aufopferung.

Anmerkungen

**Martin**  
das  
**Findelkind,**  
oder  
**Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**

Illustriert von Ludwig Löffler.

Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.  
1847.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dritter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Limousin und sein Hund.*

Ich habe von den Ereignissen, die vor meinem achten oder neunten Jahre vorgegangen, nur eine verworrene und unvollständige Erinnerung. Gleichwohl hat sich mir aus dieser dunkeln Vergangenheit, die jetzt schon so fern ist, das Gedächtniß eines schönen, jungen Weibes erhalten, deren geschickte Finger fast ohne Unterlaß die Klöppel an einem Spitzenarbeitskästchen ertönen ließen, das ganz mit glänzenden, kupfernen Stecknadeln besetzt war; dieses wohlklingende Klirren der Spitzenklöppel war meine Freude, es ist mir, als hörte ich es noch, aber Abends verwandelte sich diese Freude in Bewunderung; denn wenn ich in meinem kleinen Bette lag, sah ich eben dieselbe junge Frau, – vielleicht war sie meine Mutter – mit unermüdlichem Fleiß beim Schein eines Lichtes fortarbeiten, dessen Glanz sich verdoppelte, indem er durch eine gläserne Kugel mit klarem Wasser ging; der Anblick dieses Lichtpunktes blendete mich und setzte mich in eine Art von Begeisterung, der erst der Schlummer ein Ende machte.

Hierauf folgt in meinen Erinnerungen eine lange Lücke, die

vermuthlich durch eine Krankheit bewirkt worden.

Aber von meinem elften Jahre an kommen sie wieder, und von nun an sind sie genau, lebhaft, ununterbrochen und, was die Personen anbetrifft, von unglaublicher Treue.

Im Alter von 10 und 11 Jahren diente ich nach meinen Kräften einem Maurer mit dem Namen oder Beinamen Limousin als Handlanger und Kalkbereiter, ich verließ ihn so wenig, wie sein Schatten, indem ich ihm beständig unterwürfig und dienstbereit auf den Fersen folgte, auch pflegte man, wo wir vorbeiging, zu sagen – da kommt Limousin und sein Hund.

Nach der Gewohnheit des Landstrichs hielt ich die Mulde, in der ich den Kalk anrührte und meinem Herrn zutrug, auf dem Nacken nahe am Halse. Diese Last war für mein Alter so schwer, besonders wenn ich mit ihr hoch bis zum Giebel der Gebäude hinaufsteigen mußte, daß ich lange Zeit die Gewohnheit nicht wieder loswerden konnte, mit gekrümmtem Rücken und gesenkten Hauptes umherzugehen; selbst mein Wuchs verkrüppelte sich ein wenig, doch ward er später, vermöge verschiedener Mittel, die ich anwandte, wieder gerade.

Zu jeder Jahreszeit ging ich mit bloßem Kopf und bloßen Füßen, nothdürftig in Lumpen gehüllt, die vorher Limousin getragen hatte; ich erinnere mich besonders eines alten Beinkleides von gelblichem Drozzett, das an zwanzig Stellen mit verschiedenen Farben geflickt war; es war mir zugefallen, nachdem Limousin es zwei Sommer getragen, und er selbst hatte es aus der fünften oder sechsten Hand. Wegen meines kleinen Wuchses ward mir dieses Beinkleid, das an den Beinen abgeschnitten war, mittelst einer starken Schnur, die durch das obere Ende desselben gezogen wurde, um den Hals gefaltet; die Taschenöffnungen dienten mir dazu, die Arme durchzustecken. Und da dieses seltsame Kleidungsstück von dem Mörtel, mit dem es seit langer Zeit befeuchtet zu werden pflegte, und der eine dicke Kruste auf demselben bildete, ganz durchdrungen war, so glich es mehr einem Mauerstück, als einem weichen Stoffe, es zerriß nicht, es bekam Spalten, und Limousin half diesen kleinen theilweisen Zerstörungen sehr geschickt mit ein wenig feinem Mörtel ab, der im Wasser angefeuchtet war; hierauf strich er das Zeug mit seiner schönen kupfernen Kelle mit dem Ebenholzgriffe



glatt.

Meine Nahrung bestand unabänderlich aus einem Stück harten, schwarzen Brotes, wozu um neun und um drei der Schwanz und der Kopf eines Pöcklings kamen, beide natürlich mit dem gehörigen Stück Rückgrat. Limousin behielt das Uebrige von dem Fische für sich. Ich fand den Schwanz unendlich viel wohlschmeckender als den Kopf.

Abends, wenn wir von der Arbeit zurückkehrten, machte mein Herr zwei Mal in der Woche eine Schmalzsuppe, die wir an den anderen Tagen kalt aßen; dann legten wir uns auf ein Strohlager, auf dem wir uns in Winter mit einer dünnen Matratze, die mit Heu gestopft war, zudeckten.

Im Widerspruch mit der jetzt allgemeinen Gewohnheit seiner Landsleute, kehrte Limousin am Ende des Herbstes nicht in seine Heimat zurück. Nicht weit von einem ziemlich großen Flecken, dessen Namen ich vergessen, hatte Limousin sich auf steinigem und unbrauchbarem Boden ein schlechtes Mauerwerk erbauen dürfen, in dem wir wohnten.

Während der Arbeitszeit war Limousin fast beständig von dem Maurermeister des Fleckens angestellt. Wenn späterhin trotz des nothgedrungenen Feierns irgend eine dringende Maurerarbeit vorkam, übernahm Limousin sie, sonst beschäftigte er sich als Wallarbeiter, während ich auf den Landstraßen Pferdekoth suchte, den Limousin sammelte und korbweise an einen Gärtner in dem Flecken verkaufte.

Wir legten uns nieder, wenn es dunkel ward, und standen wieder auf, wenn der Tag anbrach, ohne jemals Licht zu brennen; bei großer Kälte brachten wir die langen Winternächte, und wenn es an Arbeit fehlte, bisweilen auch die Tage in einer Art von Bewußtlosigkeit und halbem Erfrorensein zu, welche mit dem Winterschlafe, in dem gewisse Thiere den ganzen Winter versenkt liegen, die größte Aehnlichkeit haben muß.

Weder im Wachen noch im Schlaf fanden wir nur einen Augenblick Erholung von dem Leben und seiner Noth; ich erinnere mich, zur Zeit, wenn Schnee lag, bisweilen einen bis zwei Tage ohne Nahrung geblieben zu sein, ohne übrigens Hunger zu empfinden; dieser Zustand war gerade nicht schmerzlich. Es kam mir vor, als fühlte ich mein Blut allmählig

erkalten und mein Mark erstarren; auf diese Empfindung, die in der That peinlich war, folgte eine Betäubung, die, so lange ich unbeweglich und in mich selbst zusammengekauert liegen blieb, ganz erträglich war, aber die geringste Bewegung ward zu einem wahren Leiden.

Vier oder fünf Male im Monat, das heißt jeden Sonntag, ward dieses arbeitsame, nüchterne, einförmige Leben auf die seltsamste Weise unterbrochen.

Limousin war ein großer, magerer, knochiger, starker Mann von ungefähr 50 Jahren; er sah, wie seine Genossen zu sagen pflegten, immer aus, als träumte er; sein Charakter war von vollkommener Sanftmuth und Gleichmäßigkeit; er war ein unablässiger, geschickter, unermüdlicher Arbeiter und erheiterte sich bei der Arbeit niemals durch gewisse Liedchen; er war immer schweigsam, und wenn er sprach, so war's, als thäte er's ungern, und wenn wir des Abends einmal in unsere Höhle zurückgekehrt waren, richtete er bisweilen bis zum anderen Morgen kein Wort an mich.

Aber Sonntags wandelte Limousin sich gänzlich um.

Wenn der Tag des Herrn anbrach, kam ein Dienstmädchen des Gastwirths im Flecken mit einem Esel, welcher auf dem Sattel einen Korb trug, der ein Stück gesalzenen Specks, einige hartgekochte Eier, ein halbes Weißbrot und ein kleines Fäßchen enthielt, in dem ungefähr 12 Flaschen Landwein waren. Sobald das Mädchen wieder fort war, ward die Thür fest verschlossen, Limousin stellte das Fäßchen neben unser Strohlager, legte den Speck und die Eier darauf und trank nun, bis er gänzlich von Sinnen war.

Ich werde es nie vergessen, wie eines Tages Limousin, nach dem er zwei oder drei Flaschen Wein getrunken, aber noch einen gewissen Zusammenhang in seinen Vorstellungen übrig hatte, mir folgende seltsame Theorie der Trunkenheit vortrug.

– Siehst Du, Martin, – sprach er zu mir, – der Sonntag ist mein – wenn ich mich an diesem Tage nicht besöffe, wäre ich die ganze Woche ein Trunkenbold, und noch mehr, ich würde faul, neidisch, zänkisch und früh oder spät ein Dieb werden, ja noch mehr –

– Ich befinde mich so wohl – es würde für mich der Arbeit und

des Elends zu viel werden, wenn das immer so ohne Ende und Aufhören fortgehen sollte, wie die großen Landstraßen, die, wo sie auf vier bis fünf Meilen ganz gerade fortlaufen, einem, wenn man auf dem Wege ist, und nichts anders vor sich hat, gar zu entsetzlich in die Beine ziehen.

– Ich sehe jeden Sonntag statt des unendlichen Weges meines verfl – Daseins – eines Weges voll glühenden Sandes und spitzer Steine, kühle Wasserfälle, blumige Berge, zauberische Schlösser, mit Einem Worte, mein Junge, ein seliges Entzücken vor mir – und dann betrachte ich die schönen Schlösser, an denen ich arbeite, wie Schweinekoben und ihre Parks wie Maulwurfshügel.

– Montags, wenn ich von diesen Spaziergängen zurückkomme, – was kann's mir schaden, daß ich mich nun durch sechs elende Tage hinschleppen habe? Sehe ich nicht am Ende derselben meinen Sonntag? –

Ich trinke niemals in der Schenke, hier verdampft die Trunkenheit in Zorn, Geschrei, Schimpfworten und Schlägereien, sie verdirbt dort, sie verliert dort ihre Würde; ich trinke nicht, um mich zu streiten, ich trinke nicht, weil mir der Wein gut schmeckt – es ist ein elendes Gesöff; ich würde Branntwein trinken, wenn das nicht ungesund wäre – ich trinke und habe das Recht zu trinken, um mich vier oder fünf Mal im Monat von hier zu entrücken, ich weiß nicht wohin. Ist das nicht besser, als sich über das Leben zu erboßen?

– Die wahren Trinker machen's Alle so, nur schwatzen sie nicht drüber.

– Johann Bobin trinkt, um zu vergessen, daß er die ganze Woche seine Kinder hat vor Hunger schreien und seine Frau über das Elend weinen sehen; er trinkt auch, und ganz vornehmlich, um zu vergessen, daß er die folgende Woche dasselbe hören wird.

– Simon trinkt, um zu vergessen, daß er seine alte, kranke Mutter vom Montag bis zum Sonnabend hat ächzen hören und ächzen hören wird.

– Andere trinken, um sich von der Arbeit zu erholen, welche sie erdrückt.

Ich weiß wohl, daß die jungen Herren, die weder Elend noch

Mühsal zu vergessen haben, die sich mit ihrem Golde alle Arten von Vergnügungen, von ehrbaren Erholungen verschaffen können, und die sich doch, wie die Engländer, aus Geschmack am guten Weine betrinken, von uns sagen:

– O das Lumpenpack, die Schweine, müssen sie solche ekelhafte, viehische Trunkenbolde sein, um in ihren stinkenden Schenken zusammenhockend solch schlechtes Gesöff hinunterzugießen?

– Aber, Ihr lieben Leute, sagt uns nur, wo zum Teufel wir nach einer Woche voll Entbehrungen, Arbeit und Kummer ehrbare Erholungen, zartfühlende Vergnügungen hernehmen sollen, nämlich, wie unser Geldbeutel versehen ist, und bei der Unwissenheit, in der man uns hinleben läßt? Wo sollen wir, was die Hauptsache ist, Vergessenheit Dessen, was uns in Verzweiflung setzt, finden? –

Limousin zeigte sich dieser Weise, die Trunkenheit zu betrachten, vollkommen treu. Sobald er einmal bei der Arbeit war – und er kehrte unabänderlich jeden Montag zu ihr zurück – konnte man keinen arbeitsameren, umsichtigeren, nüchterneren und ehrlicheren Handwerker sehen.

Einstmals fragte ich ihn, warum er sich, wenn doch die Trunkenheit so angenehm sei, nicht jeden Abend betrinke? Er antwortete streng:

– Ich würde entweder stehlen müssen, um mich betrinken zu können, ohne zu arbeiten, und ich will nicht stehlen; oder ich würde genug verdienen, um Wein kaufen zu können, mich jeden Tag zu betrinken, und dann würde mir dieser Erwerb genügen, ich würde glücklich sein und brauchte nicht mehr zu trinken, um meinen Zustand zu vergessen. –

Jetzt verstehe ich den wahren Sinn der Worte meines Herrn, und ihre Richtigkeit setzt mich in Erstaunen.

Ich habe, als verlassenes Kind, hinlänglich unter Entbehrungen und Leiden aller Art gelebt, um zu wissen, daß bei uns Leuten aus dem Volke die Trunksucht fast immer daraus entsteht, daß wir das Bewußtsein unseres Unglücks, der grausamen Entbehrungen, denen wir unterliegen, zu betäuben suchen; in den ungewissesten, traurigsten, schrecklichsten Lagen entwickelt sich

die Trunksucht auf die entsetzlichste Weise, alsdann verringert sie sich und wird seltener, je mehr sich die Lage ein wenig durch Wohlstand verbessert, oder die Einsicht durch Unterricht entwickelt.

Gewiß gibt es Ausnahmen. So war ich einige Jahre, nach dem ich Limousin verlassen, vertrauter Bedienter eines großen Herrn, von dem ich weiterhin reden werde; er war noch jung, und sein Vermögen war ungeheuer, seine Frau war voll Tugenden und Reize, und oft habe ich insgeheim diesen großen Herrn in den schmutzigsten Kneipen des Viertels des Halles in Paris aufsuchen müssen, wo er sich die ganze Nacht mit der schlechtesten Gesellschaft betrank; am hellen Morgen brachte ich ihn dann im völlig bewußtlosen Zustande durch eine geheime Thür in den alten, prächtigen Palast zurück, den seine edle Familie seit zwei Jahrhunderten besaß, und den sein Vater ihm hinterlassen hatte, wie er ihn dereinst seinem Sohne hinterlassen sollte; denn er hatte obendrein einen Sohn –

Der beinahe unvermeidliche Mißbrauch des ohne Arbeit erlangten Reichthums, die Abneigung gegen Vergnügungen höherer Art, die Uebersättigung, der Ekel an allen Genüssen mußte diesen steinreichen Herren eben dahin führen, wohin Limousin kam, der arme Maurer, der allen Entbehrungen ausgesetzt war. Der Reiche suchte in einer lärmenden Trunkenheit, in schlechter Gesellschaft das Vergessen seines Reichthums, der Arme suchte, darin edler, das Vergessen seines Unglücks in einsamer Trunkenheit.

So wohnte ich also jeden Sonntag, den ganzen Tag mit Limousin eingeschlossen in unserer abgelegenen Hütte, selbst nüchtern und in einem dummen Staunen, das mit Schrecken vermischt war, den Thorheiten und Tollheiten bei, die der Wein meinem Herrn eingab.

Bisweilen nöthigte mich auch Limousin, in den seltenen Auftritten, die seine Trunkenheit aufführte, eine Nebenrolle zu übernehmen; seine Trunkenheit, die übrigens durchaus unschädlicher Natur war, zeigte sich bald als eine Laune, die bis zum Grotesken ging, bald als eine Traurigkeit, die sich bis zum Thränen vergießen steigerte, aber niemals flößte sie ihm eine Regung der Bitterkeit ein. Bisweilen erzählte er auch ganz laut

stückweise die wundersamen Gesichte, die ihn entzückten, auch unterhielt er sich dann und wann leise mit eingebildeten Wesen.

Eine der häufigsten und liebsten Einbildungen meines Herrn war, daß er sich für den einzigen Inhaber aller Regenschirme in Frankreich hielt. Nämlich wenn er bei Sinnen war, träumte er sich gern in den Besitz eines von jenen riesenhaften Regenschirmen von blauem oder rothem Baumwollenzeug, wie sie nur die Maurer besitzen, aber er hätte seinen Sonntagswein einschränken müssen, und zu diesem Opfer konnte er sich nicht entschließen. Ich darf sagen, daß mein Herr, weit entfernt, seinen Vorrath von diesem Geräth habgüchlich zu verkaufen, davon auf die edelmüthigste Weise Allen, die davon bedurften, mittheilte, wobei er je doch von dieser Freigebigkeit die Leute, welche zu Wagen waren, ausschloß; über diesen Punkt war er unerbittlich und wußte keine Ausdrücke zu finden, die stark genug waren, um die Selbstsucht dieser Menschen zu brandmarken, die sich ohne Noth mit den Regenschirmen der armen Leute brüsteten.

In diesen Monodramen stellte ich die Menge dar, welcher mein Herr Tausende von Regenschirmen in Gestalt seines Hakenstockes austheilte.

Sodann nahm Limousin's Ehrgeiz einen höheren Flug: er sah sich als Tambourmajor gekleidet, mit dem Federbusch und



dem Stabe und in einem Wagen mit sechs Schimmeln mit scharlachrothen Decken gezogen; in Betreff der Anzahl, der Farbe und des Geschirres dieses Gespannes litt er keinen Widerspruch. Wahrscheinlich war der Anzug eines Tambourmajors in Limousin's Augen das Ideal eines prachtvollen Anzuges überhaupt; auf einem wackelnden Schemel sitzend, den linken Daumen auf der Hüfte, die rechte Hand auf die Lende gestützt, streute mein Herr, ein wenig wankend, nach allen Seiten ein wohlwollendes Kopf nicken aus; unterdessen war es meine Aufgabe, aus allen Kräften als männliche Bevölkerung zu schreien:

– Es lebe Limousin, der gute Kerl! –

Und bald darauf stellte ich die weibliche Bevölkerung dar und rief, so hoch ich konnte:

– Es lebe der schöne Limousin! –

Diese doppelte schmeichelhafte Volksäußerung nahm mein Herr mit einem Lächeln auf, das voll Gnade und Selbstgefälligkeit

war.

So viel ich mich der unzusammenhängenden Worte Limousin's erinnern kann, die er in diesem Zustande der Begeisterung aus stieß, glaubte er einstimmig zum schönsten und besten Kerle unter allen Männern in der Welt erwählt zu sein; auch empfing er dann hinterher seine Wähler bei sich und bewirthe sie brüderlich und kostbar im Tempel Salomo's. Es folgte dann eine Beschreibung dieses Ortes, die mich mit Bewunderung erfüllte; da ich aber zu der Zeit immer vor Hunger fast umkommen wollte; denn ich wagte es nicht, die Brocken von dem Mahle meines Herrn anzurühren, so hörte ich seufzend der Aufzählung der riesenhaften Mahlzeiten zu, die Limousin seinen Brüdern von der Kelle gab, welche bei Tische von den zwölf Aposteln bedient wurden, die als Wilde gekleidet waren – wahrscheinlich mischte sich bei dieser Phantasie eine Erinnerung an die Gebräuche der Gesellschaft ein; das Essen schien mir köstlich, aber ein wenig einförmig; es bestand stets aus Schlackwurst mit sauren Gurken.

Auf diese possenhaften Träumereien folgten bisweilen trübselige Gefühle, die meinen Herrn bis zu Thränen rührten. Ich erinnere mich, daß er eines Tages die gemeinsame Mutter aller der kleinen Kinder, die wie ich vom zarten Alter an einer mühseligen Arbeit gewidmet waren, und welche Noth, Erschöpfung und Krankheit so oft einem frühzeitigen Tode entgegen führen, zu sehen und zu hören glaubte.

Diese Mutter erwartete die Rückkehr ihrer zahlreichen Kinder mit einer Ungeduld, die zugleich fröhlich und unruhig war – fröhlich, weil sie hoffte, sie bald wiederzusehen, unruhig, weil sie zu kommen zögerten.

Um ihre Beklemmung zu überwinden, setzte die Mutter, so gut sie konnte, eine unzählbare Menge von kleinen Betten in Bereitschaft, aber die Kinder kamen nicht.

Dann ging die Mutter hierhin und dahin, horchte, sah hin aus – nichts wollte sich zeigen, und die Nacht kam heran. Und die Nacht war herangekommen. – Die arme Mutter! – sagte Limousin, der die mütterliche Angst mitzufühlen schien und sie mit thränenerstickter Stimme erzählte.

Endlich hörte die gemeinsame Mutter in der Ferne ein zu gleich leichtes und verworrenes Geräusch, das immer näher rückte.



– Das sind meine Kinder! – rief sie vor Freude weinend.

Und bei dem hellen Mondschein hielt die Mutter die Hand über die Augen, um nicht geblendet zu werden, während sie ganz glücklich in der Ferne die Schaar ihrer Kinder zu entdecken suchte.

Aber seltsam, das Geräusch wuchs beständig, näherte sich beständig, und die Mutter sah nichts.

– Ich glaub's wohl, daß Du Nichts siehst, arme Mutter! – sagte Limousin mit bewegter und weinseliger Stimme. Er hatte dieses Gesicht mit langen Unterbrechungen erzählt. – Ich glaube wohl, daß Du Nichts siehst; es sind nicht die Fußtritte einer Schaar Kinder, die Du hörst, es ist wie ein großes Nest von Tausenden von kleinen Vögeln, das Geräusch ist über unsern Köpfen. Sieh, sieh, da sind sie, der Mond wird von ihnen verdunkelt, – es sind Deine Kinder doch, sieh, sie sind alle bleich und beflügelt – da sind sie, die lieben Kleinen, da sind sie, es sind ihrer hundert, tausend, Tausende. Hörst Du sie, wie sie zwitschern, indem sie wieder mit den Flügeln hinstreifen und mit ihrer kleinen, sanften Stimme sagen: Lebewohl, Mutter, wir haben ausgeduldet, wir sind befreit! O, sieh, arme, gute Mutter, wie sie aufsteigen, sie sind schon in den Wolken und so hoch, so hoch, daß sie alle zusammen nur einen kleinen, weißen Punkt zwischen den Sternen ausmachen. Nun, gute Mutter, Muth, sie dulden nicht mehr – ach, alle Teufel, sie antwortet nicht, die Mutter, sie wankt, sie fällt, sie ist todt – ja, sie ist wahrhaftig todt. – Sieh doch, was ist denn das für ein weißer Glanz, der dort hinfliegt und da oben in die Höhe steigt, wo die kleinen geflügelten Kinder in die Höhe steigen? – Gut, da geht der Mond hinter einer dicken, schwarzen Wolke zur Ruhe – ich will es machen wie der Mond – gute Nacht, die ganze Gesellschaft! –

Und Limousin sank auf unser Strohlager, erschöpft, benebelt von doppelter Trunkenheit, an der die Phantasie eben so viel Antheil hatte als der Wein.

Abwechselnd erheitert, gerührt und erschreckt durch diese seltsamen Erzählungen oder Reden, brachte ich beinahe jeden Sonntag in fieberhafter Aufregung zu, und in der Nacht schienen wunderliche Träume bei mir die Schwärmereien meines Herrn fortzusetzen.

Am Montag Morgen weckte mich Limousin wie gewöhnlich auf, sein Gesicht, seine Geberden, seine Stimme, die am Tag vorher so belebt gewesen waren, zeigten sich jetzt wieder ruhig und kalt; auf den Ueberfluß von Worten vom vorigen Abend folgte eine ruhige Schweigsamkeit.

Mein Herr ging dann wieder mit gewohntem Eifer an sein Tagewerk, immer der Erste und Letzte bei der Arbeit, aber im Laufe der Woche redete er mich nicht 20 Mal an. Ehe ich fortfahre, muß ich von einer Persönlichkeit reden, die in meiner Erzählung eine große Rolle spielt.

---



## Zweites Kapitel.

### *La Levrasse.*

Der Mann, von dem ich reden will, war ein in der Landschaft sehr wohlbekannter Büchertrödler, mit dem Beinamen La Levrasse. Dieser Mann schien seit langer Zeit mit Limousin in Verbindung zu stehen; im Gegensatze zu den Gewohnheiten unsers Einsiedlerlebens war der Büchertrödler mehre Male des Abends zu meinem Herrn gekommen und hatte ganz leise lange Unterredungen mit ihm gehabt. Einige Geberden, Worte und Blicke, die zwischen ihnen gewechselt wurden, brachten mich auf den Gedanken, daß sie von mir sprächen, aber ich habe den Gegenstand dieser geheimnißvollen Unterredungen niemals erfahren, ich erinnere mich nur, das eines Tags Limousin in Folge einer dieser Unterredungen mich aufforderte, ihn betrachten zu lassen, was er meine Reliquie nannte. Dieses war ein alter Knopf, der versilbert und mit einem Wappen versehen war, ich trug ihn an einem Stück Bindfaden am Halse; ich habe niemals erfahren, wie und wann ich in Besitz dieses Gegenstandes gekommen, auf welchen ich übrigens wenig Werth legte, und den ich nur aus Gewohnheit behielt. Nachdem Limousin ihn einige Augenblicke nachdenkend angesehen hatte, gab er mir meine Reliquie zurück und sprach mit mir von da an nur ein einziges Mal, ich werde anführen, bei welcher Gelegenheit, über dieselbe.

La Levrasse bediente sich seines Geschäfts als Büchertrödlers als eines Mantels, um alle Arten von zweideutigen Handthierungen darunter zu verbergen; scheinbar verkaufte er auf

dem Lande Lieder, Kalender und Heiligenbilder, aber in Wahrheit übte er Zauberei, behexte Thiere oder machte sie frei vom bösen Zauber, verhalf zum Wiederfinden verlorener Sachen, heilte Krankheiten, die er, wie er sagte, in einem geheimnißvollen Sacke mit sich nehme, und das Alles für Geld, endlich verkaufte er ins geheim Zauberbücher, wie den *großen und kleinen Albert*, und vor Allem schmutzige Bücher und Kupferstiche.

Alle diese Einzelheiten und noch andere habe ich später in Erfahrung gezogen.

Während der Büchertrödler und Zauberer in verschiedenen Gegenden von Frankreich herumreiste und selbst, wie man sagte, bis nach Paris ging, erschien er in dem Flecken oder seinen Umgebungen niemals in der schönen Jahreszeit; denn in dieser übte er das Handwerk eines Marktschreiers aus. Er kam in unsern Flecken nur im Winter und auch dann nur selten; Niemand wußte seine Wohnung, er gab seine Rathschläge bei den Kunden, die ihn darum baten, und weigerte sich beharrlich, irgend Jemanden in seiner Wohnung zu empfangen.

Dieser Mann, welcher noch jung war, hatte ein Gesicht, das man nicht leicht vergaß; vollkommen bartlos und selbst ohne Augenbrauen, hatte er doch Haar, das schwarz wie Tinte war und lang wie das einer Frau; er band dasselbe nach Art der Chinesen auf, und sein dicker Haarwulst ward über seinem bleichen und erdfarbigem Gesichte, das beinahe beständig Fratzen schnitt; denn Levrasse pflegte die Menge zuerst durch seine Späße, seine Fratzen und die Seltsamkeit seiner Kleidung anzuziehen, mit einem kupfernen Kamme befestigt. Trotz so vieler komischen Bestandtheile war der Anblick dieses Gesichts doch mehr unheimlich als lächerlich; seine beiden runden, gelben Augen, welche durchdringend waren, wie die eines Raubvogels, seine eingezogenen Lippen, welche beinahe unbemerkbar waren, zeigten Verschmitztheit und Bosheit an.

Sein bartloses Kinn, sein auffallender Anzug, der aus einer runden Jacke bestand, die mit Pelzwerk besetzt war, und einer Art Unterrock von röthlicher Farbe, den er über den Hosen trug, hatten ihm den weiblichen Beinamen La Levrasse zugezogen; denn er lief, wie man sagte, Tag und Nacht über Berg und Thal, wie eine Häsin, die in dem Dialekte jener Landschaft Levrasse

heißt.

Ein großer, schwarzer Esel, Namens Lucifer, der mit den Bücher- und Bilderballen des quacksalberischen Büchertrödlers beladen war, hatte auch ein seltsames Aussehen; an seinen durchbohrten Ohren hingen zwei gewaltige kupferne Ohrgehänge; vermöge der Last dieses Spielzeugs hingen Lucifer's Ohren, statt gerade aufwärts zu stehen, horizontal herab; ein großer kupferner Ring, in dem symbolische Zeichen eingegraben waren, und in welchem sieben kleine Glöckchen hingen, war dem Esel durch die Nase gezogen, vervollständigte seinen kabbalistischen Aufzug und stellte sein auffallendes Aeußere auf gleiche Linie mit dem auffallenden Aeußern seines Herrn.

Lucifer's Klugheit war in der Landschaft eben so bekannt wie seine Bosheit: konnte er die Stunde angeben, indem er mit seinem Huf auf den Boden stampfte, verstand er, während Levrasse seine Lieder und Kalender austheilte, vor dem lebenswürdigsten Mädchen in der Gesellschaft stille zu stehen, so hatte sich Lucifer oft auch, von einer Art von Wahnsinn ergriffen, auf die Zuschauer gestürzt, um sie im eigentlichen Sinne des Worts zu zerreißen. Dieser Esel flößte mir eben so viel Schrecken ein, wie sein Herr,



auch hatte mir nach den drei oder vier geheimnißvollen Abend besuchen, welcher dieser dem Limousin abgestattet hatte, die Furcht eine fieberhafte Schlaflosigkeit bereitet. Bei unserer letzten Zusammenkunft zog mich der Trödler, nach dem er mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, an sich und ließ mir auf schmerzhaft Weise die Gelenke an Armen und Beinen knacken, alsdann sagte er, dem Anschein nach sehr zufrieden, leise einige Worte zu Limousin, welcher barsch und mit zorniger Miene antwortete:

– Ihn? niemals, niemals! –

Von jetzt an sah mein Herr den Büchertrödler nicht mehr, der ihn mit erzürnter Meie verließ, indem er einen Fluch vor sich hin murmelte.

Es war in Folge dieser Unterredung, daß mein Herr mir anbefahl, meine Reliquie als einen werthvollen Gegenstand zu bewahren, weiter ließ er sich darüber nicht aus.

---

Es bedurfte des beinahe thierischen Lebens, um die lebhaft empfindliche Empfänglichkeit, mit der ich von Natur begabt war, einschlummern zu lassen, ja beinahe auszurotten. Oft fühlte ich Anfälle von unwillkürlicher Rührung, mein Herz ward groß und schlug schneller, meine Augen wurden naß von Thränen, und ein unwiderstehliches Liebebedürfniß, das mich noch sorgfältiger in meiner Pflichterfüllung machte, trieb mich zu Anhänglichkeitsbezeugungen, die von denen, an welche sie gerichtet waren, immer mit Gleichgültigkeit oder Spott aufgenommen wurden. Auf diese Weise geschah es mehre Male, daß ich bei der Rückkehr in unsere Hütte, ganz glücklich, meine schwere Pflicht treu erfüllt zu haben, und in der Meinung, ich weiß nicht warum, auf dem kalten Gesichte meines Herrn einen Ausdruck von ermuthigender Güte zu bemerken, mich seiner Hand bemächtigte und ganz in Thränen zerfließend sie mit Hingebung küßte.

Limousin, der wahrscheinlich von diesem Gefühle Nichts verstand, sah mich verwundert an, zuckte die Achseln und zog seine Hand zurück, indem er zu mir sagte:

– Es ist gut, Martin, lege Dich nieder, Junge! –

Ganz als wäre von einem Hunde die Rede, dessen Liebkosungen lästig würden.

Dann ward es mir ganz schwach ums Herz, so viel litt ich dabei; ich legte mich auf unser Strohlager, erstickte meine Seufzer und verbarg meine Thränen, aus Furcht, meinem Herrn lästig zu sein oder von ihm ausgelacht zu werden, und schlief ganz in Thränen ein.

Nachdem ich vergebens versucht hatte, mir die Liebe meines Herrn zu erwerben, aber bemerken mußte, daß meine kindlichen Anhänglichkeitsäußerungen immer mit tiefer Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Ungeduld aufgenommen wurden, versank ich in tiefe Muthlosigkeit.

Jetzt, da ich mehr Erfahrung habe, verstehe ich Limousin's Kälte besser und weiß sie zu entschuldigen. Vermöge seiner Gewohnheit, sich zu betrinken, und der Art seiner Trunkenheit, lebte er, so zu sagen, nicht in dieser Welt; Alles, was es in ihm Gefühlvolles, Theilnehmendes gab, fand in den Einbildungen, denen er sich in jenem Zustande hingab, seinen Ausweg. Dieser

Mann, der insgemein so kalt, trübe und schweigsam war, vergoß, sobald er einmal unter der Herrschaft seiner Einbildungen war, sanfte Thränen der Rührung, drückte die rührendsten Gefühle aus oder überließ sich der thörichtsten Lustigkeit; das Anerbieten meiner Anhänglichkeit mußte ihm also gänzlich gleichgültig sein.

Von ihm zurückgewiesen, versuchte ich mir eine andere Freundschaft zu erwerben.

In diesem Jahre hatten wir während des Herbstes in einem Landhause gearbeitet, dessen Besitzer abwesend war; das Gärtnermädchen, ein dickes und starkes Mädchen von 20 Jahren, hatte, wie es mir schien, einigen Antheil an mir gezeigt: bald hatte sie mir, wenn sie bei unserm Bau vorbeiging, geholfen, eine schwere Mulde auf meine Schultern zu laden, bald hatte sie mir zur Stunde unsers Mittagsessens ein wenig Obst gegeben oder mich zu sich in die Küche kommen lassen, um mich ein wenig zu erwärmen, wenn ich ganze Stunden hindurch bei feinem, kaltem Regen meinem Herrn geholfen hatte, der sich um schlechtes Wetter wenig bekümmerte.

Eine tiefe Erkenntlichkeit der Güte, die mir Catharine erwiesen, war mir im Herzen geblieben; da ich sie ihr nach Kräften zu bezeugen glaubte, wenn ich ihr sagte, welche Liebe zu ihr mir die Dankbarkeit einflößte, sprach ich, indem ich besonders jenem gebieterischen Liebebedürfnisse nachgab, welches die Gleichgültigkeit meines Herrn, indem er es unterdrücken wollte, verdoppelt hatte, schüchtern, mit Thränen in den Augen und das Herz ganz voll von Hoffnung und Zärtlichkeit zu dem Mädchen:

– Mademoiselle Catharine, Ihr müßt erlauben, daß ich Euch ein Bisschen lieb habe, Ihr seid so gut gegen mich –

Das starke Mädchen sah mich mit ihren großen, runden Augen an, in denen sich zuerst ein Erstaunen abmalte, dann platzte sie mit einem lauten Gelächter heraus, das ihre ganze handfeste Person erschütterte, und rief:

– Bist Du ein kleiner –

Dann fuhr sie fort, indem sie mich noch immer ansah und ihr Gelächter verdoppelte:

– Hat man jemals so einen Knirps gesehen? in seinem Alter! –

Endlich setzte sie noch einige rohe Worte hinzu, die mir damals



unverständlich waren, und gab mir aus Spaß oder zur Lehre einen starken Fußtritt.

Wenn ich nicht zu diesem Mädchen, dessen viehische Verderbtheit bei mir eine cynische Frühreife zu bemerken glaubte, gesagt hatte: – Laß mich Dich lieben, wie ich meine Mutter geliebt hätte; denn ich habe keine Mutter – so war es nur, weil mir die Worte fehlten, um das reine und unbestimmte Bedürfniß nach Mutter liebe, die ich niemals gekannt hatte, und deren unaussprechliche Süßigkeit ich doch ahnte, auszudrücken.

Auch mischte sich, trotz meiner Unschuld, als ich meine Liebeserklärung auf diese Weise von Catharinen aufgenommen sah, meiner grausamen Enttäuschung ein instinctartiges Gefühl von Ekel bei.

Diese neue Täuschung heilte mich nicht von meinem unüberwindlichen Bedürfniß nach Liebe, aber sie flößte mir eine neue und bittere Entmuthigung ein; ich flüchtete mich in das unbestimmte Andenken der schönen jungen Frau, die ich an meiner Wiege hatte arbeiten sehen, indem sie unter ihren geschickten Fingern die Spitzenklöppel hin- und herfliegen und erklingen ließ, beim Lichte einer leuchtenden Kugel, deren Glanz die Bewunderung und Freude meiner Kindheit gewesen war. Diese liebliche Gestalt er schien mir wie die schützende Fee meiner ersten Jahre, aber diese entfernten und verworrenen Erinnerungen konnten dem Durst nach Zärtlichkeit, der mich peinigte, nicht genug thun.

Kurze Zeit, nachdem ich von Catharine so grausam zurückgestoßen worden war, hatte ich den Muth, es noch einmal zu versuchen, mir einen Freund zu erwerben. Ich hatte die Augen auf einen jungen Zimmermann geworfen, mit dem wir an der Ausbesserung des Landhauses, von dem ich gesprochen habe, arbeiteten. Er war von sanfter und liebevoller Gemüthsart und hatte mich einige Male wohlwollend angeredet. Eines Tags saß ich verlegen, wie ich ihn ansprechen sollte, zur Mittagszeit traurig auf einem Stein, da sah ich diesen Arbeiter, den man Beauceron nannte, auf mich zukommen. Catharine ging mit ihm, mein Stück Brot und meine Heringsgräte waren mir aus der Hand gefallen.

– Warum issest Du denn nicht, Junge? – sagte Beauceron zu mir, indem er mich traulich auf die Schultern klopfte –

– Wenn er nicht ißt, – setzte Catharine laut lachend hinzu, – so ist's weil er Kummer hat. –

– Warum? – sagte Beauceron –

– Weil der Junge neulich – und Catharine wollte sich todt lachen – mein Liebhaber hat werden wollen – Catharinens Ausdrücke waren bei weitem deutlicher –

– Der! – rief Beauceron, indem er Catharinens Heiterkeit theilte, – in seinem Alter! Der hat große Eile ! –

Ich wurde roth vor Scham und Schmerz, ich wollte antworten, meine zitternde Stimme blieb mir in der Kehle stecken.

– Ha! ha! ha! – fuhr Beauceron fort, indem er sein Gelächter verdoppelte, – der junge Hund, der noch blind ist. –

Auf die Scham, den Schmerz folgte ein Gefühl von Zorn, als ich mich so roh verspottet sah.

– Nenne mich nicht Hund! – sagte ich entschlossen zu Beauceron, – ich bin kein Hund. –

– Du, – versetzte Beauceron, – der Du weder Vater noch Mutter hast, bist weniger als ein Hund, Du bist ein – sohn.

Ich konnte die beleidigende Bedeutung des letzten Worts, welche Beauceron aussprach, noch nicht verstehen, gleichwohl ahnte ich am Klopfen meines Herzens, am Kochen meines Bluts die Größe der Beleidigung; obgleich noch Kind, empfand ich das erste Mal eine Regung von Haß und blinder Wuth; ich war im Begriff, mich auf Beauceron zu stürzen, ohne an seine Kraft zu denken, als diese Worte: – Du hast weder Vater noch Mutter, – welche die Beleidigung, die ich so schmerzlich empfand, ein geleitet hatten, mir wieder vor die Seele traten; da verwandelte sich mein Zorn in ein unaussprechliches Herzweh, meine Kräfte versagten mir, ich fiel schluchzend auf den Stein zurück, wo ich gesessen hatte, ich verbarg mein Gesicht in den Händen. –

– Nun, Martin, weine nicht! Was Teufel, darf man nicht ein Bisschen lachen? – sagte Beauceron, der im Grunde ein guter Kerl war, von meinen Thränen gerührt; er hatte ebenso wie Catharine nur gescherzt, wie solche arme Geschöpfe, die aller Erziehung baar sind, eben scherzen können.

– Komm, mein Verliebter, – sagte Catharine, indem sie mir unter's Kinn faßte, – komm in's Haus; ich will Dir einen Napf

Suppe geben, das wird Deine Thränen trocknen. –

Obgleich ich Catharinen wegen ihrer guten Meinung Dank wußte, nahm ich doch ihr Anerbieten nicht an; es schlug 10 Uhr, und ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, indem ich dieses Mal auch der Hoffnung entsagte, an Beauceron einen Freund zu finden.

Und jetzt fing ich niedergeschlagen, kummervoll, entmuthigt an, daran zu denken, daß mein Herr jeden Sonntag vermöge der Trunkenheit der traurigen Wirklichkeit entfliehe, um sich an wunderbaren Täuschungen zu erlustigen.

Limousin schwärmte in seinem Sonntagsrausch, wie erwähnt, in meiner Gegenwart ganz laut, und ich spielte oft bei den rührenden oder komischen Auftritten, welche seine Einbildungskraft vor ihn hinzauberte, eine leidende Rolle.

Wenn ich die seltsamen Reden, die wunderbaren Beschreibungen der bezauberten Gegenden, welche mein Herr durcheilte, gehört hatte, so war in mir oft eine Neugierde, die mit Schrecken vermischt war, erwacht.

Es scheint vielleicht seltsam, daß die Lust, mich nach Limousin's Beispiel zu berauschen, mir nicht vom ersten Tage angekommen war, wo ich ihn seiner Schwärmerei hingegeben sah, und wo er mir seine Theorie der Trunkenheit entwickelt hatte, in welcher er jede Woche Vergessenheit der Vergangenheit, der Gegenwart und der nicht weniger elenden Zukunft fand. Ich war immer von allen bösen Gedanken durch die Hoffnung, die Liebe meines Herrn zu verdienen, zurückgehalten worden, aber nach den schmerzlichen und vergeblichen Versuchen, bei denen jede Herzensergießung von meiner Seite mit Rohheit zurückgewiesen ward, glaubte ich mich im Rechte, ebenfalls in der Trunkenheit Vergessenheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu suchen.

Ich konnte durch die Furcht, Limousin zu betrüben, nicht wohl zurückgehalten werden, ich fühlte in Bezug auf ihn, wie man begreiflich finden wird, weder Anhänglichkeit noch Entfremdung; ohne mich mit Härte zu behandeln, sagte er mir niemals ein freundliches Wort. Wenn wir einmal bei der Arbeit waren, sprach er nicht weiter zu mir, als nur, um mir mit seiner rauhen Stimme das heilige Wort: – Kalk her! – zuzurufen, und ich brachte meine

Mulde voll Mörtel, welche ich bald auf's Neue anfüllen mußte. Wenn wir Abends in unsere Hütte zurückgekehrt waren, so aßen wir, ohne ein Wort zu wechseln; auch verdiente ich ja das Brot, das ich aß, durch meine Arbeit.

So konnte mich also kein Band der Zärtlichkeit, der Dankbarkeit und der Verehrung zurückhalten. Gleichwohl widerstand ich, ungeachtet so vieler Gründe zum Fehltritt, der Versuchung eine Weile, theils aus Tugend, theils wegen der Schwierigkeit, meinem Herrn Wein zu entwenden, und zum großen Theile vermöge einer unbestimmten Furcht, die ich, trotz meiner brennenden Neugierde, bei dem Gedanken empfand, mich wie er in dieses Gebiet außerordentlicher Gesichte und geheimnißvoller Bezauberung aufzuschwingen.

Endlich hörte meine Unentschlossenheit auf, ich überwand meine Bedenklichkeiten. Vor Allem kam es darauf an, mir Wein zu verschaffen, was nicht leicht war. Mein Herr ließ das magische Fäßchen fast nie aus den Augen und hatte eine solche Gewohnheit, den Inhalt einzuschlüpfen, daß er nicht eher einschlief, als bis er es vollkommen geleert hatte. Ich dachte lange über meine Angriffsmittel nach, endlich wartete ich auf die Gelegenheit, ziemlich sicher, daß es mir gelingen mußte. Sie ließ nicht auf sich warten, ich hatte meinen Anschlag am Donnerstag gemacht, am folgenden Sonntag konnte ich ihn in Ausführung setzen.

Es wird mir immer gegenwärtig bleiben, es war der letzte Sonntag im November und sehr kalt; reichlicher Schnee bedeckte die Erde. Ich hatte die Nacht aufgeregt und schlaflos zugebracht; am Morgen brachte, nach der Gewohnheit, die Magd aus der Gastwirthschaft des Fleckens auf ihrem Esel das Weinfäßchen und die Eßwaaren in unsere Hütte. Als sie sich wieder entfernt hatte, schloß mein Herr die Thür fest zu und setzte das Fäßchen, mit einem Hahn versehen, an das Kopfende unsers Strohlagers. Dann nahm Limousin, immer schweigend, einen alten zinnernen Becher zur Hand, setzte sich aufs Bette und fing an, ohne ein Wort zu sprechen, Schluck auf Schluck hinunterzugießen; er blieb nach seiner Gewohnheit still, bis der Dampf des Weins auf sein Gehirn gewirkt hatte.

Während dieser Vorbereitung hockte ich absichtlich in dem

dunkelsten Winkel unserer Hütte, und mein scheuer Blick verließ Limousin nicht.

Mochte es von der Stärke der Kälte kommen, oder mochte eine zufällige Körperstimmung der Aufregung des Weins entgegen treten und sie verzögern, mein Herr blieb, gegen seine Gewohnheit, diesmal ziemlich lange ohne die gewöhnlichen Zeichen der Trunkenheit; endlich sah ich nach und nach die Eismaske, welche die Woche hindurch seine Züge zu versteinern schien, hinschmelzen, sein hageres Gesicht färbte sich, seine matten Augen bekamen Glanz, er stand rasch von seinem Sitze auf und fing mit bebender Stimme an ein Trinklied anzustimmen, und indem jetzt die Trunkenheit ihre gewöhnlichen Fortschritte machte, fing er mit lauter Stimme zu sprechen an. An diesem Tage waren die Einbildungen meines Herrn besonders lustiger Art, von Zeit zu Zeit lachte er laut und klatschte heftig in die Hände, als wäre er Zuschauer bei einem lustigen Theaterauftritt. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um seinen Reden ein neugieriges Ohr zu leihen, ich hörte sie, aber ich vernahm sie nicht; ich war in der Dunkelheit zusammengekauert, scheinbar unbeweglich und im Schlafe; die Hände auf den Knien zusammengelegt und meine Stirn auf die Hände gestützt, machte ich langsam und höchstens alle Viertelstunden, indem ich an der Mauer hinglitt, eine unbemerkbare Bewegung, die mich dem Fäßchen näherte. In zwei Stunden hatte ich vielleicht 5 bis 6 Zoll zurückgelegt.

Der Tag wurde immer düsterer, der Schnee fing wieder an in großen Flocken zu fallen, unsere Wohnung, die nur durch zwei schmutzige Glasscheiben, welche neben dem Gesimse der Thür angebracht waren, Licht bekam, war fast ganz in Dunkel gehüllt; bei dieser halben Finsterniß wandte ich weniger Vorsicht und Langsamkeit bei den Bewegungen an, die mich dem Fäßchen näherten.

Plötzlich rief mich mein Herr, indem er aus vollem Halse lachte. Ich blieb unbeweglich und beschleunigte und verstärkte mein Athemholen, um ihn glauben zu machen, daß ich schlief.

– Er schläft, – sagte Limousin, – bah! dann geh' ich allein auf die Hochzeit. –

Und er fing an mit immer wachsender Heiterkeit zu sprechen

und sich zu geberden.

Mein erster Erfolg machte mich muthig. Zwei Stunden nach her war ich bei dem Fäßchen angekommen, das zwischen der Mauer und dem Kopfe des unsers Strohlagers stand. Indem ich den Augenblick ergriff, an dem mein Herr den Rücken gewendet hatte, drängte ich mich rasch in den Zwischenraum, der zwischen der Mauer und dem Fäßchen übrig blieb, ich setzte Alles aufs Spiel; denn fast in demselben Augenblicke rief mich Limousin mit immer mehr meckernder und weinseliger Stimme.

Ich blieb auch jetzt still und unbeweglich, mein Herr sank schwer auf unser Lager nieder, dann stützte er sich auf den Ellbogen, indem er das Fäßchen als Kopfpfühl benutzte, stützte sein Kinn in die linke Hand und hielt in der rechten den Becher, um ihn noch einmal zu füllen; denn das Fäßchen war noch nicht leer.

Ich sah meinen Herrn von der Seite, er war kaum bedeckt von einem Hemde und einer zerfetzten Hose, die auf allen Seiten Löcher hatte, das zweifelhafte Licht, welches die Scheiben des Gesimses durchließen, fiel dem größten Theile nach auf sein strahlendes, vor Freude glänzendes Gesicht.

Limousin murmelte ein lustiges Lied, sein unsägliche Heiterkeit und Seligkeit aussprechendes Gesicht zeichnete sich von Licht und Glück strahlend auf der dunkeln Wand unserer Hütte ab, während draußen der Wind piff und auf der menschenleeren Ebene den Schnee aufwirbeln machte.

In dem Augenblicke, wo ich im Begriff war, den Wein, der meinem Herrn gehörte, zu entwenden, war ich noch einmal bedenklich geworden, aber beim Anblick des idealen Glücks, dessen er in der Mitte unsres traurigen Elendes zu genießen schien, schauderte ich nicht mehr.

Ein großer Nagel, den ich geschärft hatte, und das Rohr der Pfeife eines unserer Arbeitsgenossen, welche ich, wie zufällig, zur Stunde der Mahlzeit zerbrochen hatte, waren die Werkzeuge, mit denen ich mich versehen; mit ihrer Hilfe führte ich meinen Diebstahl aus; der Boden des Fasses war leicht durchbohrt, und ich setzte an diese Oeffnung den Pfeifenstiel und fing an, den Wein mit schrecklicher Angst und fürchterlichem Herzklopfen in langen Zügen einzusaugen. Zuerst verursachte mir der scharfe

Geschmack dieses dicken, starken Weins einen großen Widerwillen, doch überwand ich diesen, und bald fühlte ich, wie eine unbekannte Wärme durch meine Adern rollte: die Arterien an meinen Schläfen klopften, als sollten sie platzen, die Sehkraft verging mir, auf glänzende Lichterscheinungen folgte ein so heftiger Schwindel, daß ich mich mit beiden Händen an das Fäßchen anklammerte, als wenn der Boden durch eine reißende kreisförmige Bewegung unter meinen Füßen fortgenommen würde, und in meiner Angst schrie ich:

– Herr, Hilfe! –

Von diesem Augenblicke an vergeht mir die Erinnerung bei nahe ganz.

Doch scheint es mir, als hätte ich Limousin auf der andern Seite des Fäßchens sich aufrichten, alsdann das Gleichgewicht verlieren und mit lautem Gelächter auf unser Bette hinfallen sehen.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich von bitterer Kälte erstarrt, ich öffnete die Augen, ich lag mitten im Walde auf dem Schnee, der Tag neigte sich zu Ende.

Ich fühlte heftiges Kopfweg, mein Verstand war noch verwirrt, ich blickte um mich mit einer Mischung von Schrecken und Neugierde.

Wie war ich in dieses Gehölz gekommen, das ich nicht kannte? Was war zwischen mir und Limousin weiter vorgegangen? War ich fern von unserer Hütte? Hatte er mich aus derselben verjagt? Stand ich unter dem Einflusse einer dieser Einbildungen, die ich von meinem Herrn her kannte? Diese unzusammenhängenden Gedanken verdrängten einander in meinem Geiste, als ein fernes, mir wohlbekanntes Geräusch mich auffahren machte. Es war ein Geklingel wohl lautender Glöckchen, das hier und da von einer klaren, wohl klingenden Stimme übertönt wurde, welche das alte Marktschreierlied sang:

Das schöne Mädchen wohl gemuth,  
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,  
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

Es war die Stimme des La Levrassé, des Büchertrödlers, sein Esel Lucifer begleitete ihn und ließ seine Glöcklein klingen.

---



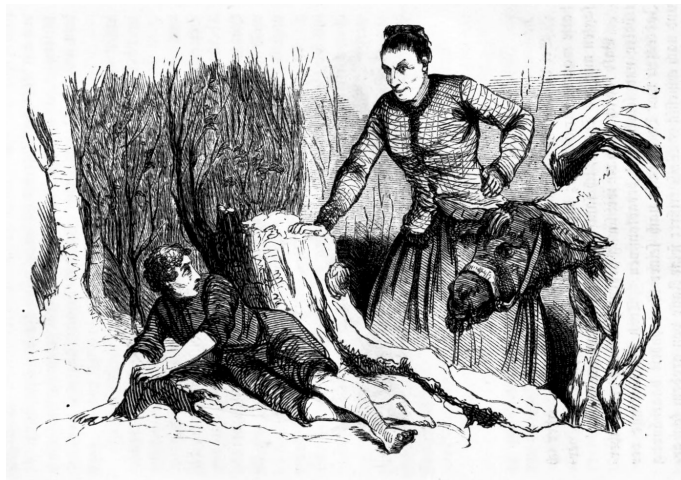


## Drittes Kapitel.

### *Das Zusammentreffen.*

Bei La Levrasse's Annäherung wollte ich entfliehen, aber ich hatte nicht die Kraft dazu; meine Beine waren schwer und versagten mir den Dienst, ich sank am Fuße eines Baumes hin.

Bald sah ich durch die weitläufig stehenden Bäume den Büchertrödler und seinen Esel herankommen. Trotz der Strenge der Jahreszeit war La Levrasse nach seiner Gewohnheit baarhäuptig und nach chinesischer Weise frisiert; seine Jacke von grobem schwarzen Tuch schnitt sich auf seinem alten Rocke von dunklem Roth scharf ab; sein Esel, der immer eben so seltsam angethan war



wie sein Herr, verschwand beinahe ganz unter einer gewaltigen, schwarzen, lose aufliegenden Wachstuchdecke, welche die Ballen

des Trödlers bedeckte; man hätte glauben können, eine Sargdecke zu sehen. Indem der Esel auf diese Weise herausgeputzt war, kam mir sein großer, grauer Kopf mit seinen langen Ohren, die mit geheimnißvollen kupfernen Zierrathen behängt waren, noch schrecklicher vor.

Bei jedem Schritte, den der Trödler auf mich zu that, wuchs mein Entsetzen, ich wollte zum zweiten Mal entfliehen, aber ich war vor Schrecken wie versteinert, es war mir unmöglich, eine Bewegung zu machen. Nur Eine Hoffnung blieb mir noch, die Abenddämmerung machte das Tageslicht schon ungewiß, und von dem grauen Himmel fielen langsam einige Schneeflocken herab; vielleicht konnte ich hinter dem gewaltigen Baumstamm, wo ich mich so gut wie möglich verbarg, unbemerkt bleiben.

La Levrasse war nur noch einige Schritte von mir und sang, um sich die Langeweile des Weges zu vertreiben, immer lauter eben dieselben Worte, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde:

Das schöne Mädchen wohlgemuth,  
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,  
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

Und dann ließ der Büchertrödler wie einen Refrain ein lautes Gelächter folgen:

– Ha, ha, ha, ha, ha! –

Zugleich verzog er das Gesicht, vermuthlich um Probe zu machen, in alle Arten von komischem und häßlichem Lachen, und das mit solchen Fratzen, daß keine einzige der Muskeln seines Gesichtes in Ruhe blieb; bald hob er die Augen so heftig zum Himmel auf, daß sein Augapfel gänzlich unter den Augenlidern verschwand, bald zogen diese sich zusammen, und ihre innere Seite erschien roth und blutig, bald öffnete sich sein Mund so weit, daß er bis zu den Ohren aufzuklaffen schien.

Der Anfall oder vielmehr die Zuckung der gewöhnlichen Heiterkeit dieses Mannes, sein seltsames Gelächter war weit davon entfernt, meinen Schrecken zu vermindern, sondern vermehrte ihn vielmehr. Plötzlich unterbrach La Levrasse seine Fratzen und seinen Gesang; er hatte mich wahrgenommen, er machte vor mir Halt, und sein Esel folgte seinem Beispiel.

Von Schreck ergriffen, hatte ich nur eben noch Kraft, auf die Kniee zu fallen, die Hände empor zu heben und, beinahe ohne zu

wissen, was ich sagte, auszurufen:

– Gnade! –

Darauf sank ich an allen Gliedern zitternd in mich selbst zusammen.

Bei meinem Anblick stellte der Trödler sein Gesichtschneiden ein und sah mich, je mehr er sich mir näherte, immer verwunderter an, während sein schwarzer Esel zu gleicher Zeit mit ihm stillstand und, seinen großen Kopf nach mir ausstreckend, mich unruhig beschnüffelte.

– Was machst Du da, so weit von Deinem Herrn? – sagte La Levrasse zu mir.

Ich wagte nicht zu antworten.

– Ist Limousin hier in der Nähe?

Fortwährendes Stillschweigen von meiner Seite.

– Willst Du wohl antworten? – rief der Trödler mit erboßter Stimme, indem er sich nach mir bückte und mich am Arme schüttelte.

Von Schrecken ergriffen, nahm ich zu einer Lüge meine Zuflucht.

– Mein Herr hat mich weggejagt, – sagte ich mit zittern der Stimme.

– Warum? –

– Weil ich faul war. –

Der Trödler faßte mich fortwährend in's Auge, wahrscheinlich faßte er Verdacht; denn er versetzte mit zweifelhafter Miene:

– Limousin hat Dich fortgeschickt, weil Du faul wärest? Das ist seltsam, er hat sich gegen mich niemals über Faulheit von Deiner Seite beklagt; indessen sind es fünf bis sechs Monate, daß ich Deinen Herrn nicht gesehen habe, – setzte er nachdenkend hinzu, dann fuhr er fort:

– Du bist also ein Taugenichts, ein Tagedieb geworden? –

– O nein! – rief ich.

– Warum hat Dich denn Dein Herr fortgeschickt? –

Ich wußte Nichts zu antworten.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen, während dessen der Trödler mich aufmerksam angesehen hatte, versetzte er:

- Was willst Du nun anfangen? –
- Ich weiß nicht. –
- Deine Aeltern –
- Ich habe weder Vater noch Mutter. –
- Wo warst Du, ehe Du Limousin kennen lerntest? –
- Ich weiß nicht. –
- Wer hat Dich zu ihm gebracht? –
- Ich weiß nicht. –
- Es nimmt also Niemand auf der Welt Antheil an Dir? –
- Niemand. –

La Levrasse schwieg auf's Neue und näherte sich nur noch mehr, wie es schien, um mich näher zu betrachten; denn es war bereits dunkel; aber da er wahrscheinlich seine Prüfung noch nicht voll ständig fand, sprach er zu mir:

- Stell Dich hin! –

Die Furcht nahm mir die Kraft, ihm zu gehorchen, aber La Levrasse packte mich mit einer Kraft, die ich ihm niemals zugetrauet hätte, beim Kragen meines Kittels, hob mich mit eiserner Hand in die Höhe und stellte mich gerade auf meine Beine; dann befühlte er mich am ganzen Körper mit seinen knöchernen Fingern und sagte halblaut, je nachdem er in seiner Untersuchung weiter vorrückte:

– Gute Brust – gute Extremitäten – guter Bau – er ist nicht abgefallen, die gute Nahrung wird das Uebrige thun, Kraft und Gewandtheit werden kommen – zwei Jahre jünger wäre besser, aber es geht noch. –

Nachdem diese Untersuchung, die alle meine Schrecken verdoppelte, beendet war, sagte La Levrasse zu mir:

- Du willst also nicht zu Deinem Herrn zurückkehren? –
- Ach nein! ich fürchte mich zu sehr. –
- Du hast Recht, er würde Dich mit den Ohren an die Thür nageln oder Dir noch etwas Schlimmeres anthun. –

Ich schauderte zusammen.

- Wo willst Du diese Nacht schlafen? –
- Ich weiß nicht. –
- Und die andern Nächte? –

– Ich weiß nicht. –  
– Du wirst in diesem Walde vor Kälte umkommen, oder die Wölfe werden Dich fressen. –

Ich fing bitterlich an zu weinen.

– Nun, weine nur nicht, Du heißest Martin? –

– Ja, Herr! –

– Nun, Martin, für diese Nacht will ich Dich unter Dach und Fach bringen, nachher werden wir sehen; steig auf meinen Esel. –

Trotz der verzweifelten Lage, in der ich mich befand, war ich doch weit davon entfernt, das gastfreundschaftliche Anerbieten La Levrasse's anzunehmen, sondern ich stieß einen Schrei des Schreckens aus, stand rasch auf und entfloh voll Entsetzen, aber La Levrasse holte mich mit auffallender Gewandtheit in zwei Sätzen ein und rief:

– Ah, Du fürchtest Dich vor mir? –

– Ja! –

– Du weisest mich ab? –

– Ich will lieber im Walde umkommen und von den Wölfen gefressen werden, als mit Euch gehen, – rief ich die Hände ringend und auf die Kniee fallend.

– Und warum fürchtest Du Dich vor mir, kleiner Martin? – sagte La Levrasse mit zärtlichem Tone, der, statt meinen Schrecken zu vermindern, ihn vielmehr vermehrte, – fürchte Nichts, ich will Dein Beschützer sein. –

– Ich will lieber zu meinem Herrn zurückkehren. –

– Es ist zu spät. Du bekommst ihn nicht wieder zu sehen, – sagte der Trödler zu mir.

Und er umschlang mich mit seinen starken Armen, überwältigte leicht meinen schwachen Widerstand, zog einen Riemen aus der Tasche, band mir die Hände fest auf dem Rücken zusammen, hob mich wie eine Feder auf, trug mich bis zu seinem Esel, nahm die Decke ab, legte mich quer über seine Waarenballen, deckte die Wachsleinwand über mich hin und sprach spöttisch:

– Gute Nacht, kleiner Narr, gute Nacht. –

Dann wandte er sich an seinen Esel:

– Vorwärts, Lucifer! –

Und Lucifer machte sich wieder auf den Marsch. Es war am Tage eine große Menge Schnee gefallen, die Fußtritte des Esels und La Levrasse's waren unhörbar; von Schrecken ergriffen und meinen Körper den Bewegungen von meines Esels Gange überlassend, hörte ich in dem tiefen Schweigen der Nacht, die sehr schnell hereingebrochen war, Nichts als dann und wann die klare und durchdringende Stimme La Levrasse's, der unter Gesichterschneiden in seinem einförmigen Gesange fortfuhr:

Das schöne Mädchen wohlgemuth,  
Nehmt mir die Sach' nicht für ungut,  
Das Herz so heiß wie Kohlenglut u. s. w.

– Ha, ha, ha, hi, hi! –

Ich weiß nicht, wie lange wir in den Waldungen vorwärts gingen, nur zwei Mal merkte ich am Plätschern des Wassers, daß mein Esel eine Furt durchwatete, während La Levrasse die Gewässer wahrscheinlich auf Stegen überschritt; denn seine Stimme schien sich in diesen Fällen zu entfernen.

Nachdem wir auf diese Weise zwei oder drei Stunden weiter gegangen waren, stand der Esel plötzlich still.

Ich hörte den Lärm einer heftig angezogenen Klingel, und nach einigen Augenblicken fragte eine rauhe, heisere, männliche Stimme:

– Was gibt's? Wer klopft zu dieser Stunde? –

– Ich, Mutter Major, – antwortete La Levrasse; denn die laute und gewaltige Stimme, welcher er antwortete, gehörte einem Frauenzimmer an.

– Nun, ich bin's Alte, – versetzte La Levrasse.

– Wer ich? –

– Aber ich bin's ja, Dein Mann, – rief La Levrasse zornig, – erkennst Du mich denn nicht? –

– Potz Donnerwetter! Bist Du's? Wer Teufel konnte Dich bei dem Wetter erwarten? Du und Lucifer, ihr seht aus wie ein Paar Schneehaufen – ich komme 'runter, Mann. –

– Bald hörte ich das schleppende Rasseln einer schweren Thür, welche sich aufthat, der Esel ging vorsichtig hinein: denn wir stiegen steil abwärts, dann stand er still.

La Levrasse's Stimme erhob sich von neuem.

– Bring ein brennendes Scheit in das Haarzimmer. –  
– Warum? Deine Stube ist in Ordnung, – antwortete die starke Stimme.

– Bringe nur. –  
– Schön, ich gehe schon, – versetzte die starke Stimme.  
– Ist in der Stube ein Lager? – setzte La Levrasse hinzu.  
– Ich glaube wohl, es ist da eine Streu von ganz frischem Maisstroh mit einer Decke. –

– Bring auch Brot, Bier und ein Stück Speck. –  
– In's Haarzimmer? – fragte eine starke Stimme in mehr und mehr verwundertem Tone.

– Ja, – sagte La Levrasse.

Einige Minuten nach diesem Zwiegespräch fühlte ich, daß das Wachstuch, mit dem ich bedeckt war, aufgehoben wurde, die frische, kalte Luft traf mein Gesicht.

– Willst Du gehen, oder soll ich Dich tragen, kleiner Martin? – sagte La Levrasse immer mit seiner sanften Stimme.

– Ich kann gehen, – sagte ich in unaussprechlicher Angst.

– Dann gib mir die Hand und nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst, es glatteist. –

Nachdem ich mehre Male ausgeglitten war; denn wir stiegen einige schlüpfrige Stufen hinab, folgte ich La Levrasse in eine kleine, gewölbte Stube. Ein gutes Feuer von Pappelholz brannte im Kamin und erfüllte den Raum mit seinem erwärmenden und fröhlichen Glanz.

– Da ist Dein Lager, Dein Abendessen und Dein Bett, – sagte La Levrasse zu mir, indem er mit dem Finger auf das Maisstroh und einen Bock wies, auf welchem ein Stück Brot, ein Stück Speck und ein Krug Bier zu sehen waren.

– Jetzt, – setzte er hinzu, indem er mich mit väterlicher Miene in's Ohr kniff, – gesegnete Mahlzeit und gute Nacht, kleiner Martin! –

Alsdann trat La Levrasse aus der Stube und verschloß die Thür doppelt.

Als ich allein war und mich am Feuer gewärmt hatte, fing ich an, mich wieder auf mich selbst zu besinnen; denn bis dahin hatte ich

zu träumen geglaubt.

Bald blickte ich um mich mit einer Mischung von Schrecken und Neugierde: das Pappelholz, das mit Weinreben vermischt war, blinkte auf dem Herde in tausend blauen und weißen Flammen und verbreitete stoßweise seinen aromatischen und gesunden Geruch. Dieses fröhliche Licht reichte hin, um die nackten weißen Wände der Stube zu erleuchten. Als ich zufällig die Augen nach der Decke aufhob, bemerkte ich erst jetzt, daß an den vorspringen den Balken sorgfältig aufgereiht, gekämmt und nummeriert eine große Anzahl Haarflechten, blonde, braune, castanienbraune und selbst rothe, hingen; es waren so dicke und glänzende drunter, daß man gewaltige Seidensträhnen hätte zu sehen glauben können.

Dieser seltsame Anblick erfüllte mich mit neuem Schrecken, ich stellte mir vor, daß diese Flechten Leichnamen angehört haben möchten; in meiner Aufregung schien es mir sogar, als wenn einige von ihnen blutig wären, ich entsetzte mich mehr und mehr, ich lief an die Thüre, und sie war fest verschlossen. Da ich nun nicht entfliehen konnte, nahm ich mir vor, nicht mehr zu der schrecklichen Decke hinaufzusehen.

Der Anblick der anderen Gegenstände, die mich umgaben, machte einen fröhlichem Eindruck auf mich: die hölzerne Kiste, die mir als Bette dienen sollte, war voll trockner Maisblätter, auf denen ich eine dicke wollene Decke halb zurückgeschlagen erblickte, der Speck, den man mir hingelegt hatte, kam mir sehr appetitlich vor, das Brot war weiß, das Bier, welches ohne Zweifel frisch abgezogen war, bedeckte mit dickem Schaume die Ränder des irdenen Kruges; in meinem Leben hatte ich nicht eine so gute Herberge, ein so gutes Bette und so gutes Essen gehabt, gleichwohl war es mir unmöglich, das Alles anzurühren, ich wagte sogar, trotz meiner Ermattung, nicht einmal, mich auf das Mais lager hinzustrecken, ich setzte mich zitternd auf die Fließen des Bodens nah am Herde, dessen Glut meine erstarrten Glieder erwärmte.

Da ich mich an einem unbekanntem Ort und in der Gewalt des Büchertrödlers sah, kam es mir vor, als hätte ich meinen Herrn seit langer Zeit verlassen, und als wäre ich unendlich weit von unserer Hütte, aus der ich mich doch erst seit einigen Stunden



entfernt hatte; bisweilen glaubte ich, daß ich noch trunken sei, dann schienen mir die Ereignisse, bei denen ich mithandelte, und von denen ich Zeuge war, Einbildungen und Träume zu sein, aus denen ich früher oder später unter dem Dache unserer armen Hütte erwachen würde.

Und seltsam, wenn ich diese Vermuthung annahm, so fand ich, statt einen Widerwillen gegen meinen ersten Ausflug in dem geheimnißvollen Gebiete der Trunkenheit zu empfinden, eine Art von Reiz in dieser Beklemmung; ich dachte an meine Freude, wenn ich, wieder zur Vernunft gekommen, mich in unserer traurigen, friedlichen Wohnung wiederfinden würde.

Aber wenn ich mir vorstellte, daß ich wirklich in den Händen des Trödlers sei und meinen Herrn, der freilich kalt, schweigsam und theilnahmlos war, aber sich gegen mich niemals hart oder böse gezeigt hatte, nicht wiedersehen sollte, so fühlte ich bittere Gewissensbisse und eine schreckliche Bangigkeit, und verwünschte meine unselige Neugierde.

Die geistige Anspannung, die durch diese Gedanken hervorgebracht wurde, versenkte mich, verbunden mit der Müdigkeit und Angst, bald in einen Zustand von Erschöpfung, auf welchen ein zugleich schwerer und unruhiger Schlaf folgte.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich plötzlich durch das herzerreißende Geschrei und Flehen eines Kindes erweckt wurde.

Es war kaum Tag; ein schwaches Licht, das von der Dämmerung oder dem Widerschein des Schnees herrühren mochte, drang durch ein kleines Gitterfenster, das dem erloschenen Herde, an dem ich eingeschlafen war, gegenüber lag.

Das Kindergeschrei, das mich erweckt hatte, hörte einen Augenblick auf, dann hörte und erkannte ich die starke Stimme der Frau, welche La Levrasse bei seiner Ankunft empfangen, und die er Mutter Major genannt hatte.

– Du willst den Reif nicht machen?<sup>1</sup> – sagte diese Frau mit zornigem Tone.

– Ich kann nicht – ich habe die Kraft nicht mehr, – antwortete eine leidende Stimme.

– Noch einmal, willst Du nicht? –

– Aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich, wenn ich auf diese Weise meine Füße lange mit dem Kopf berühre, den Athem verliere, – antwortete das Kind.

– Ich will Dich lehren den Athem zu verlieren, – erwiderte die Frau mit ihrer donnernden Stimme.

Und durch dieselbe Scheidewand hörte ich schnell aufeinander folgende harte Schläge erschallen, welche von doppeltem Geschrei des Kindes begleitet wurden, das wüthend vor Schmerz und Zorn schrecklich schwur und fluchte.

– Willst Du jetzt den Reif machen? – wiederholte die starke Weiberstimme.

– Sie schlagen mich so sehr, daß ich's noch einmal versuchen will, – antwortete das Kind mit Zähnknirschen.

– Nun vorwärts, keine Redensarten! – versetzte die Frau in drohendem Tone.

Es trat ein Augenblick Stillschweigen ein.

Bald darauf rief die Frau triumphierend aus:

– Siehst Du, Heuchler von *Bamboche*, es war nur Deine Faulheit, an der Du ersticken wolltest.

– In demselben Augenblicke, wo die Frau so sprach, ward das Kind von einem heftigen Anfall von beklemmendem Krampfhusten befallen, der hier und da von einem Pfeifen, als wäre ihm der Hals zugeschnürt worden, begleitet war; es schien nah am Ersticken zu sein.

– Ah, Ah! Du stellst Dich an, als wenn Du ersticktest, – sagte die Stimme, – warte, warte, ich will Dich singen machen, daß es Dir die Kehle ausweiten soll. –

Und die schnellen und harten Schläge erschallten aufs Neue.

Diesmal schrie das Kind nicht, es war die Frau, welche scheltend und fluchend ausrief:

– Schurke von *Bamboche*! Er hat mich blutig gebissen – dieser Bettler ist heimtückischer und böser als eine wilde Katze – willst Du mich beißen, Hund? – Komm, komm, ich will Dich bezahlen, aber im Keller; denn hier würde Dein Schreien den *kleinen Neuen* aufwecken.

– Und nach dem Geräusche eines schwachen Sträubens, das

von ersticktem Gemurmel und Geschrei begleitet war, welches sich allmählig entfernte, wurde Alles wieder still.

Ich schauderte am ganzen Körper zusammen; der kleine Neue war jedenfalls ich.

Was mochte man doch dem Kindezumuthen, als man ihm befahl, den Reif zu machen? Was bedeuten diese fremdartigen Worte? Es war also wohl etwas sehr Schmerzhaftes; denn der kleine Unglückliche war nahe daran, zu ersticken? Erwartete mich ein gleiches Loos?

Alsdann erinnerte ich mich, daß am Tage vorher La Levrasse mir die Glieder auf seltsame Weise befühlt und meine Brust untersucht hatte, unter mir unverständlichen Worten; mein Schrecken wuchs um so mehr, da es sich um unbekannte, geheimnißvolle Dinge handelte. Endlich verdoppelten dieses einsame Haus, diese Haarflechten, die an der Decke hingen, dieses Kind, das man ohne Zweifel in diesem Augenblick im Keller marterte, damit ich sein Geschrei nicht hörte, mein Entsetzen dermaßen, daß ich, meiner vergeblichen Versuche am vorigen Abend vergessend, auf die Thür zustürzte. Da ich sie doppelt verschlossen fand, lief ich an's Fenster, durch welches der Tag zu leuchten begann; es war von Außen vergittert.

Und jetzt warf ich mich, von unsäglicher Verzweiflung ergriffen, auf das Maislager, indem ich mit Schluchzen ausrief:

– Wer wird Mitleid mit mir haben? Niemand – Niemand – ich habe weder Vater noch Mutter!

– Plötzlich öffnete sich die Thür, und La Levrasse trat herein.

---



## Viertes Kapitel.

### *Mutter Major.*

– Guten Tag, kleiner Martin, – sagte La Levrasse zu mir mit seiner schmeichelnden Stimme, indem er sich meinem Bette näherte; denn er glaubte mich schlafend, weil ich platt auf dem Bauche lag, mein Gesicht in meine Hände verbergend. La Levrasse setzte hinzu:

– Wir schlafen also, wie ein kleines Murmelthier? –

Und er schüttelte mich leicht, ich richtete mich auf, das Gesicht von Thränen fließend, und rief, die Hände emporstreckend, aus:

– Lassen Sie mich von hier fortgehen und zu meinem Herrn zurückkehren. –

– Wie! wie! Zurückkehren, kleiner Martin? – sagte La Levrasse mit sauersüßer Stimme.

– Ich will hier nicht bleiben.

– La Levrasse fing laut an zu lachen.

– Ah, ah, ah! Du willst zu Limousin zurückkehren, um Dich mit den Ohren an die Thür annageln zu lassen, nicht wahr? –

– Ich will lieber bei meinem Herrn sterben als hier. –

Und indem ich vom Bette sprang, wo ich flehend auf den Knien liegen geblieben war, stürzte ich auf die halboffene Thür zu, aber dieser thörichte Fluchtversuch war vergeblich. La Levrasse holte mich auf der Schwelle ein und führte mich an das Bette zurück, indem er zu mir sagte:

– Sei doch gescheidt, kleiner Martin. Du willst Dich retten, um zu Deinem Herrn zu gehen? Du bist ein Thor, wer kann Dir den Weg weisen? Niemand! In den Wäldern, wo wir gegangen sind, findet man keine Wohnung, und so würdest Du diesen Abend, wie ich Dich gestern gefunden habe, in Gefahr sein, vor Kälte umzukommen oder von den Wölfen gefressen zu werden. – Und von dem Allen abgesehen, – setzte La Levrasse mit drohender Stimme hinzu, – ich will's nicht, daß Du von hier fortgehst. Sei ruhig, die Thüren sind gut und die Mauern hoch; wenn ich dieses Haus verlassen werde, sollst Du mit mir kommen – und – fuhr er mit seiner schmeichelnden Stimme fort, – Du wirst Dir's gern gefallen lassen, kleiner Martin. –

Da ich mich unwiederbringlich in La Levrasse's Gewalt sah, versuchte ich weder, ihm Mitleid mit meinem Loose einzuflößen, noch seinen Entschluß umzuwandeln, ich sank auf mein Lager zurück und stieß den Klageruf aus, welcher immer den äußersten Ausdruck meiner Verzweiflung ausmachte:

– Ich habe weder Vater noch Mutter. Niemand wird Mitleid mit mir haben ! –

– Was soll das heißen, daß Du weder Vater noch Mutter hast, kleiner Martin? – Ich will Dein Vater sein und Dir eine Mutter geben, – setzte La Levrasse mit höhnischem Lächeln hinzu.

– Oh, eine Mutter, wie Du sie niemals gehabt hättest, deß bin ich gewiß. –

Und La Levrasse rief mit seiner klaren und kreischenden Stimme, indem er der Thür um einige Schritte näher trat:

– He, Mutter Major! –

– Ich wiege nur den Bamboche, – erwiderte eine donnernde Stimme, die von den Eingeweiden der Erde auszugehen schien, und die ohne Zweifel von dem Keller ausging, in welchen dieses Weib das Kind geschleppt hatte.

Ich begriff den Sinn dieser Worte, – ich wiege Bamboche. –

La Levrasse fügte hinzu:

– Sieh, was für eine gute Mutter! hörst Du, wie sie ihre lieben kleinen Kinder wiegt? So wirst Du auch gewiegt werden, kleiner Martin. –

– Oh, ja, ja! ich glaub's wohl! – murmelte ich schauernd.

– Komm doch, Alte, spute Dich, – wiederholte La Levrasse!  
– Gleich, den Augenblick, Donnerwetter! – antwortete die Mutter Major mit einer Stimme, welche die Glasscheiben klirren machte.

Einige Augenblicke darauf trat die Mutter Major in die Stube.

Es war eine Frau von etwa 36 Jahren, beinahe 6 Fuß hoch; ihr Wuchs war überaus kräftig, ihre Wohlbeleibtheit außerordentlich, ihre Oberlippe ward von einem wahren Schnurrbart beschattet, welcher schwarz war, wie ihre dichten Augenbrauen; ihr breites, rothes Gesicht, ihre männliche Haltung, ihre rauhe und männliche Stimme, ihr harter und frecher Ausdruck, mit einem Worte, ihre ganze männliche Erscheinung bildeten zu dem Aeußern La Levrasse's den seltsamsten Gegensatz.

Ich habe späterhin gesehen, wie der Zufall, welcher diesem Manne das bartlose Gesicht und die hohe Stimme einer Frau und dieser Frau den Schnurrbart und die tiefe Stimme eines Mannes gegeben hatte, von diesen Beiden zum Vortheil der niedrig komischen Seite ihrer Darstellungen ausgebeutet wurde. Unter den mehr oder weniger halbsbrechenden Künsten La Levrasse's war auch die eines herumziehenden Seiltänzers; es war dies seine Lieblingsprofession. Wenn er sie insgemein im Winter mit der eines Büchertrödlers und herumziehenden Hexenmeisters vertauschte, so war es zunächst, weil Darstellungen unter freiem Himmel nur in der schönen Jahreszeit einträglich und möglich sind, alsdann aber auch, weil La Levrasse's Truppe sehr häufig auseinander ging.

Indem ich von La Levrasse's verschiedenen Professionen spreche, muß ich auch die eines Aufkäufers von Menschenhaar nennen; dies erklärt zugleich den großen Vorrath von dergleichen Siegestrophäen, die an der Decke meiner Stube hingen.

Ja, La Levrasse gehörte auch zu diesen Betriebsamen, die zu der Jahreszeit, wo die Kälte am härtesten, der Verdienst am geringsten und das Elend am unerträglichsten ist, die ärmsten Provinzen von Frankreich durchziehen, um die jungen bedürftigen Mädchen durch ein Anerbieten von 15 oder 20 Sous zu vermögen, ihnen ihr schönes und seidenes Haar, den einzigen Schmuck, welchen diese Unglücklichen besitzen, zu verkaufen.

Die Genossin La Levrasse's, die gigantische Mutter Major, welche wegen ihres Wuchses, und weil sie wie ein Tambourmajor aussah, diesen Beinamen hatte, füllte bei den öffentlichen Darstellungen die Stelle eines Riesenweibes aus, eines wahren weiblichen Herkules; sie pflegte sich auf die Füße und Hände zu stützen, den Kopf hinten herabhängen zu lassen und drei der stärksten Männer von der ehrenwerthen Gesellschaft aufzufordern, ihr das Vergnügen zu machen, sich ihr auf den Bauch zu stellen, was sie denn heldenmüthig aushielt, ohne einen Augenblick einzuknicken; hierauf ging sie zu andern Uebungen über, erbot sich, mit den ersten Fechtmeistern der Garnison sich zu messen, hob gewaltige Lasten mit den Zähnen auf und dergleichen.

Als die Mutter Major in die Stube trat, war sie im Arbeitsanzuge; denn, indem sie Bamboche befahl, den Reif zu machen, das heißt, sich stehend hinten über zu beugen, so daß der Kopf beinahe die Fersen berührte, wiederholte sie mit dem Kinde ein Seiltänzerkunststück.

Der Anzug der Riesin bestand in einem aufgezettelten und an hundert Orten geflickten Tricotbeinkleide, welches früher von Lachsfarbe gewesen war; dieses Kleidungsstück zeigte die Umrisse ihrer herkulischen Beine und ihre Kniee, die knotig waren, wie ein Eichenstamm; eine Art kurzer Rock, welcher aus dem Ueberbleibsel eines schwärzlichen, schmierigen Unterrocks gemacht war, umgürtete ihre Lenden, während ein alter rother Shawl, kreuzweise über ihre ungeheure Brust gelegt, hinter dem Rücken zusammengebunden war; um endlich ihr männliches Ansehen zu vollenden, war ihr schwarzes Haar, welches dicht stand, wie eine Pferdemaähne, à la Titus verschnitten.

So sah die Mutter Major aus, als sie mir zum ersten Male erschien, sie trug in der Hand eine schreckliche Strickpeitsche mit mehren Riemen.

– Komm, Mutter Major, – sagte La Levrasse zu dem Riesenweib, – da ist der kleine Martin, der keine Mutter hat, und doch gern eine haben möchte; nicht wahr, Du wirst Mutterstelle bei ihm vertreten? –

– So, so, – antwortete die Mutter Major mit ihrer starken Stimme.

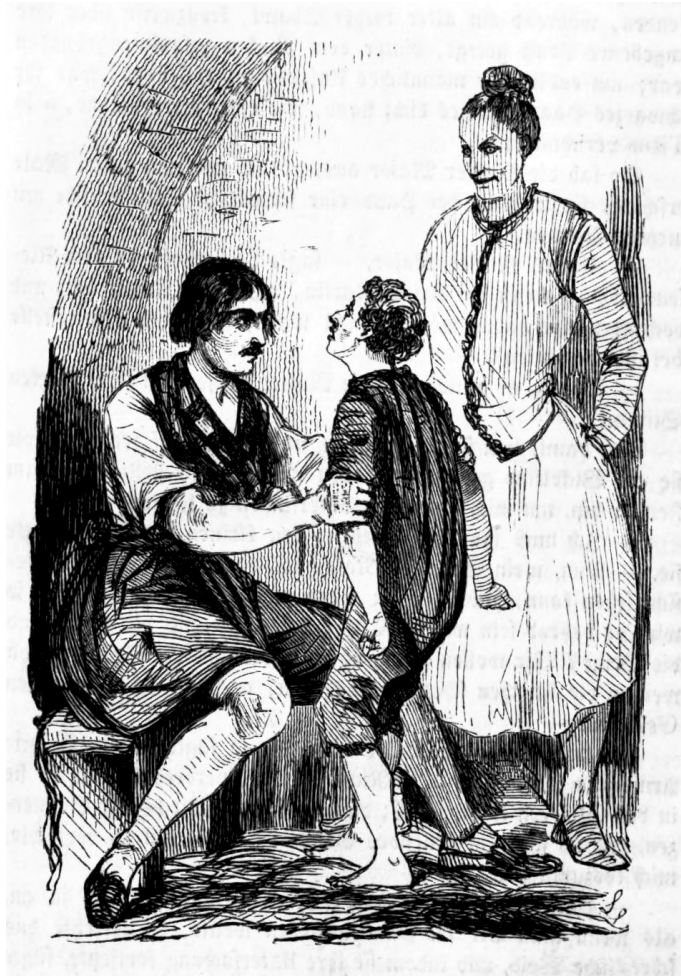
Und damit trat sie auf mich zu, nahm mich auf den Arm, wie sie ein Wickelkind genommen haben würde, und stellte mich am Fenster hin, um mich bequemer untersuchen zu können.

– Ich muß ihn doch besehen, den kleinen Neuen, – sagte sie. – Nun, mein Sohn, die Nase hoch, damit man Dir in's Gesicht sehen kann, hübsch ist er; wenn er einmal zugestutzt ist, so wird er behend sein wie ein Eichhörnchen, – und die Arme und die Beine? Wir wollen sehen, ob sie schlank sind. Gut, gut, da werden die Knochen schon herausgehen, das soll schon aus den Gelenken. –

Indem die Mutter Major diese Worte sagte, hatte sie mir Arme und Beine nach allen Richtungen hin verdreht, indem sie sie in den Gliedern knacken ließ; dies verursachte mir heftige Schmerzen, und ich stieß ein gellendes Geschrei aus, indem ich versuchte, mich loszumachen.

– Halte doch still und halt's Maul! Du stellst Dich ja an, als wenn man Dir die Haut abziehen wollte, – versetzte das schreckliche Weib, und indem sie ihre Untersuchung fortsetzte, fügte sie hinzu, indem sie nun die Lenden betastete:





– Und dieses kleine Rückgrat – nun das ist ganz zart, das braucht blos verrenkt zu werden. Aber Gottsdonnerwetter sei doch ruhig, oder ich walke Dich durch! – und sie schwang die Peitsche.

Trotz dieser Drohung und des energischen Befehls der Mutter Major, die in diesem Augenblicke ihr gewaltiges Knie auf meinen Rücken gesetzt hatte und mich bei den Schultern ergreifend mit der einen Hand so kräftig rückwärts zog, daß ich glaubte das Rückgrat sollte mir brechen, stieß ich auf's Neue ein Schmerzensgeschrei aus.

– Kleiner Martin, kleiner Martin, wenn wir nicht artig sind, so erzürnen wir uns, – sagte La Levrasse, indem er mich scheel ansah.

– Gnade, haben Sie Mitleid mit mir! – sagte ich weinend zur Mutter Major.

– Gnade, Gnade, weiter wissen sie einem Nichts vorzusingen, man lernt sie frühzeitig arbeiten, man gibt ihnen unentgeltlich

Unterricht, und sie stellen sich an, als wollte man sie ausweiden, – rief die Mutter Major mit zornigem Unwillen, dann wandte sie sich zu mir:

– Du meinst wohl, man soll Dir um Gotteswillen Nahrung, Kleider und Obdach geben? Du mußt Deinen Lebensunterhalt erwerben, und Gottsdonnerwetter! das sollst Du. Du bist gut gebaut, Du bist jung und zierlich, Du wirst den Reif besser machen wie ein Anderer; ehe zwei Monate vergehen, dafür stehe ich Dir, wirst Du den *türkischen Spaziergang* und den *Kaninchensprung* machen wie eine Perle, gar nicht einmal zu rechnen, daß Du auf den Händen, den Kopf unten und die Beine in der Luft einhergehst, als wärest Du von Deiner Geburt an, mit dem Stock in der Hand, so einhergegangen. –

– Und dabei wirst Du noch an Schuh und Strümpfen sparen können, kleiner Martin, vorausgesetzt, daß Du keine Handschuhe trägst, – setzte La Levrasse weise hinzu.

Ich wußte nicht, was man mit mir beginnen wollte, es schien mir nur, daß man mir nicht das Leben nehmen wollte, da man von gewissen Uebungen sprach, denen ich mich zwei Monate lang widmen sollte. Ich beruhigte mich ein wenig, auch flößte mir die Mutter Major, trotz ihrer groben Stimme, ihres Schnurrbartes, ihrer ungeheuren Vierschrötigkeit, ihres barschen Benehmens und ihrer Peitsche, vielleicht noch weniger Schrecken ein als der Seiltänzer, und glücklicherweise war sie es, die meine Erziehung übernehmen sollte.

– Nun, mein Sohn, – sagte die Mutter Major, – gib Deiner Mama einen Kuß, sei artig; morgen ist Deine erste Unterrichtsstunde; für heute gebe ich Dir Ferien, damit Du Zeit hast, mit Bamboche, einem Jungen in Deinem Alter, Bekanntschaft zu schließen. Nach einigen Tagen bekommt ihr weiblichen Umgang. Ja, Schurken, ein kleines Mädchen von euerm Alter, dann sollt ihr prächtige Kunststücke machen, Spitzbuben. –

Hierauf machte die Mutter Major mir ein Zeichen, ihr zu folgen, stand vor einer gewölbten Treppe still, die ohne Zweifel in den Keller führte, und rief:

– Bamboche, komm hier herauf, ich will Dir, um des kleinen Neuen willen, verzeihen. Ihr könnt heute auf dem Hofe zusammen spielen, aber morgen wird Reif gemacht und scharf. Willst Du

wohl gleich heraufkommen, Bamboche? –

Und der Knabe kam nicht herauf.

– Nun, wenn Du das lieber willst, bleibe im Kühlen, und Du, spiele allein, kleiner Martin, aber traue dem Bamboche nicht; er ist boshaft und tückisch, wie ein Satan. Ach, aber ich vergaß, um Dir Muth zu machen, muß ich Dir die schönen Kleider zeigen, die Du bekommen sollst, wenn Du fleißig bist; komm her! –

Und die Mutter Major führte mich in eine Stube, wo ein ungeheurer Koffer stand, diesen öffnete sie und nahm eine türkische Jacke von abgeriebenem rothen Sammet heraus, die mit schwarz gewordenem Flittergold besetzt war.

– Zieh das an, kleiner Martin, sieh, wie Du schön bist! –

Und die Jacke, die zweimal zu lang für mich war, saß mir wie ein Oberrock, aber ich gestehe, daß mir, trotz meiner Angst, dies Kleidungsstück prachtvoll und glänzend vorkam, und daß, trotz meines Schreckens, die Hoffnung, eines Tages ein so prächtiges Kleid zu tragen, mir eine gewisse Genugthuung verschaffte.

– Wenn Du außerdem mit einem fleischfarbenen Tricot, einem Höschen mit Flittergold und grünen Halbstiefeln mit Katzenfell besetzt geschmückt sein wirst, so wirst Du aussehen, wie ein wahrer Engel, – setzte die Mutter Major hinzu, – jetzt suche den Bamboche im Keller auf, wenn Du willst; sonst spiele im Hofe, ich werde Euch rufen, um zu frühstücken. –

Die Mutter Major ging wieder zu dem La Levrasse; ich blieb allein auf einem ziemlich großen Hofe, welcher mit hohen verfallenen Mauern eingefaßt, aber durch eine schwere Pforte fest verschlossen war. Auf diesen Hof gingen die Fenster des Hauses hinaus, das von ziemlich elendem Aussehen war; unter einem vorspringenden Dache stand ein großer, langer Wagen, der ohne Zweifel zu den Wanderungen La Levrasse's und seiner Truppe diente, wenn diese vollständig war. Die Höhe der Mauern verhinderte, zu sehen, ob dieses Haus zu einem Flecken, einem Dorfe oder einer sonstigen Gesammtheit von Wohnungen gehörte oder nicht.

Meinen Betrachtungen überlassen, dachte ich an Nichts als an diesen Knaben, von dem die Mutter Major mir erzählt hatte, und dessen Geschrei ich gehört hatte. So peinlich mein neuer

Lebensabschnitt, welcher jetzt begann, sein mochte, so konnte er doch kaum schlimmer und elender sein, als der vergangene, und sollte ich ihn nicht dazu mit einem Knaben von meinem Alter verleben? Bei dem einzigen Gedanken, endlich einen Genossen, einen Freund zu finden, schien mir die härteste Lage erträglich.

Ich war bis jetzt in meinen Versuchen, mir Liebe zu erwerben, so unglücklich gewesen, daß das Zusammentreffen mit Bamboche, unter den Umständen, unter welchen es sich darbot, in meinen Augen doppelten Werth bekam; mein Herz, das bis dahin so schmerzlich niedergehalten war, weitete sich aus, auf meine Angst folgte eine unbestimmte Hoffnung. Ich vergaß in diesem Augenblicke den Schrecken, in welchen mich die Erwartung der geheimnißvollen Uebungen gestürzt hatte, zu denen ich verurtheilt war, und die in der Nacht dem Bamboche ein so herzerreißendes Geschrei ausgepreßt hatten; ich dachte an Nichts, als dieses unglückliche Kind aufzusuchen; es litt, es war bestraft, ich glaubte die Pflicht eines guten Gesellen zu erfüllen und mir seine Zuneigung zu erwerben, wenn ich zu ihm ginge.

Die Mutter Major hatte mir die Thür des Kellers gezeigt, in welchen er eingeschlossen war, ich lief sogleich dahin.

Die gewölbte Treppe hatte ihren Eingang vom Hofe, auf dem noch Schnee lag; ich stieg einige Schritte hinunter und kam auf eine Art Absatz, auf welchem die Thür des Kellers war. Sobald mein Auge an das Dunkel gewöhnt war, welches von einem hellen Lichtstrahl, der durch ein enges Kellerfenster fiel, auf grelle Weise durchschnitten wurde, konnte ich Bamboche in einer Ecke des Kellers kauern sehen; die Ellbogen auf den Knien und das Kinn in seine beiden Hände gestützt.

Der wilde Glanz der großen grauen Augen dieses Knaben machte auf mich einen gewaltsamen Eindruck, sie schienen mir um so größer, je magerer sein blasses Gesicht war; er schien 12 bis 13 Jahre alt zu sein und war viel größer als ich, seine hohlen Wangen ließen die Backenknochen sehr hervorstehend erscheinen, sein Mund, dessen Winkel sich abwärts zogen, und dessen Lippen beinahe unbemerkt waren, gab ihm ein höhnisches und boshafes Ansehen, seine steifen schwarzen Haare waren bürstenartig abgeschnitten und reichten sehr tief herab, aber so, daß sie, nach dem sie den Obertheil des Gesichts

umgeben, an den Schläfen, welche sie vollständig frei ließen, spitzig zurücktraten; die schwarzen Wurzeln dieses Haupthaars stachen auf der matten Blässe der Stirn so seltsam ab, daß diese in der Dunkelheit aussah, als wäre sie mit zwei weißen Hörnern besetzt.

Bamboche trug eine schlechte, zerlöchernte Blouse, seine bloßen Füße ruhten auf dem feuchten Boden des Kellers; als er mich erblickte, blieb er stumm und warf mir einen verwunderten und scheuen Blick zu.

– Du mußt in diesem Keller viel von Kälte und langer Weile leiden, – sagte ich sanft zu ihm, indem ich mich ihm näherte; – willst Du nicht heraufkommen? –

– Laß mich in Ruhe, ich kenne Dich nicht, – antwortete mir Bamboche barsch. – Ich kenne Dich auch nicht, aber ich muß, wie Du, hier bei La Levrasse bleiben. Heute Nacht wurdest Du geschlagen, ich habe Dich schreien hören, das hat mich sehr geschmerzt. –

Bamboche fing an zu lachen und antwortete:

– Ist er eine Schweinhaut, dieser kleine H – sch – da, daß es ihn schmerzt, wenn andere Leute Prügel bekommen. –

Das war die Sprache dieses zwölfjährigen Knaben und zwar während unserer ganzen Unterhaltung, indem ich die Schimpfwörter und Gotteslästerungen weglassen will, die ihr bei jedem Satze Nachdruck gaben.

Eben so betrübt, wie verwundert über Bamboche's Antwort, versetzte ich sanft:

– Es hat mir leid gethan, daß man Dich schlug, wenn man mich schläge, würde Dir das nicht auch leid thun? –

– Das würde mir sehr lieb sein; ich würde nicht mehr allein geschlagen werden. –

– Warum wünschst Du mir das, ich habe Dir niemals etwas Uebles zugefügt? –

– Das ist mir ganz gleich! –

– Bist Du so boshaft? –

– Mach, daß Du fortkommst! –

– Ich bitte Dich, hör mich an! –

– Komm heraus, wenn Du was willst! –

Und Bamboche, auf den ich durchaus kein Mißtrauen setzte, sprang mit der Behendigkeit einer Katze auf mich zu, und da er stärker war, als ich, warf er mich nieder; dann ergriff er mich mit der einen Hand an der Kehle, ohne Zweifel, um mein Geschrei zu ersticken, und schlug mich mit der andern ins Gesicht, auf die Brust und wohin er sonst konnte.

Den ersten Augenblick war ich von diesem plötzlichen Angriff verduzt und versuchte mich nicht zu vertheidigen, bald darauf aber, durch den Schmerz und den Zorn, den mir eine so schlechte Handlung einflößte, angestachelt, machte ich mich aus Bamboche's Händen los; ich gab ihm Schlag für Schlag wieder, ich brachte es selbst dahin, ihn niederzureißen, und als ich ihn, trotz seiner Anstrengungen, unter meinem Knie unbeweglich hielt, wollte ich meinen Sieg nicht mißbrauchen, aber mehr traurig als zornig, über diese Art, mein freundschaftliches Entgegenkommen aufzunehmen, sagte ich zu ihm:

– Warum wollen wir einander schlagen? Es ist besser, daß wir Freunde werden. –

Und indem ich den Vortheil meiner Stellung aufgab, ließ ich Bambochen los; er machte Gebrauch davon, stürzte sich auf mich mit wachsender Wuth und biß mich so grausam in die Backe, daß mein Gesicht mit Blut überdeckt wurde.

Der Anblick des Bluts wandelte Bamboche's Zorn in Raserei um, seine Augen flammten von thierischer Wildheit; er schlug mich nicht mehr, er legte sich auf mich und zerriß meinen Kittel, um mich in die Brust zu beißen.

Ich glaubte, er würde mich um's Leben bringen, aber ich leistete keinerlei Widerstand; weder Furcht noch Feigheit lähmten meine Kräfte; es war eine tiefe Verzweiflung, welche durch die grundlose Bosheit dieses Knaben von meinem Alter hervorgerufen war, an dem ich meines Theils plötzlichen Herzensantheil genommen hatte.

Ich setzte ihm keinen Widerstand mehr entgegen, mein Seelenschmerz war so heftig, daß ich die scharfen Bisse Bamboche's kaum fühlte, ich klagte nicht, ich weinte still.

Die heftigen, rachsüchtigen Charaktere pflegen durch den Kampf erbittert zu werden, diese Anregung berauscht sie; fehlt sie

ihnen, so besänftigen sie sich oft gerade, weil der Widerstand fehlt – dieses war der Fall meines Gegners – er stand mit blutigen Lippen auf und hielt mich für ohnmächtig.

Das Kellerfenster gab Licht genug, daß Bamboche, nachdem er mich aufs Neue hingeworfen, sehr gut meine Züge unterscheiden konnte; ich sah ihm fest und ohne Zorn in's Gesicht. Er hat mir später gesagt, was ihn vor allen Dingen betroffen gemacht habe, sei der Ausdruck sanfter und trauriger Resignation gewesen, der auf meinem Gesichte ausgeprägt gewesen; er sah in demselben weder Haß, noch Zorn, noch Furcht, sondern nur einen tiefen Gram –

– Du hältst die Augen offen, Du vertheidigst Dich nicht, und weinst, – rief er, – nimm das, Hinterlistiger! –

Und damit schlug er mich auf's Neue.

– Schlage mich todt, mach, was Du willst, ich werde Dich nicht hindern –

– Du wirst mich nicht hindern? –

– Nein, und doch, wenn Du nur gewollt hättest, wir hätten Brüder sein können. –

– Er ist ganz toll, der Kleine, – rief Bamboche, von meiner Entsagung betroffen, die doch, so sehr er sich dagegen sträubte, einen Eindruck auf ihn machte – je mehr man ihm Uebels zufügt, desto sanfter werden seine Reden. –

– Ich spreche sanft zu Dir, weil ich Dich beklage. –

– Mich beklagen – Du, den ich weich geschlagen und gebissen habe! Du bist zu beklagen. –

– Du bist auch zu beklagen, weil Du meine Freundschaft von Dir weisest. –

– Geh mir doch, – sagte Bamboche barsch zu mir, mehr und mehr über meine Resignation verwundert – geh mir doch, Du bist wie meine Hündin Mica. –

– Und diese Hündin? . . . –

– Ich hatte sie gefunden, ich fütterte sie mit Dem auf, was ich selbst bekam – ich mußte einen Gegenstand haben, den ich prügeln konnte, wenn ich Prügel bekommen hatte. Aber es half mir Nichts: ich konnte sie prügeln, wie ich wollte, sie regte sich nicht. – Wenn ich sie auf das Heftigste marterte, wagte sie nicht

einmal zu schreien. Sie klapperte mit den Zähnen vor Schmerz, und dann kam sie und leckte mir die Hand und legte sich zu meinen Füßen. –

– Nun am Ende, – sprach ich, von diesen Worten gerührt, – am Ende gewannst Du sie lieb – das arme Thier. –

– Am Ende, da ich sah, daß Nichts mit ihr anzufangen sei, band ich ihr einen Stein an den Hals und warf sie ins Wasser. –

– Das war besser, als wenn Du sie martertest. –

– Und ich bin nun vielleicht auch mehr zu beklagen als die Mica, – sagte Bamboche mit höhnischem Lächeln. – Du bist mehr zu beklagen als sie; denn Du hast ihr das Leben genommen – das ist das Ganze, und nun bist Du allein, statt immer ein armes anhängliches Thier zur Seite zu haben, das Dir ganz angehörte, das Dir überall gefolgt wäre und Dich vielleicht vertheidigt hätte. –

– Und das ich breit geschlagen haben würde. –

– Du hättest sie geschlagen, so oft Du gewollt hättest, aber sie wäre nichtsdestoweniger nachher herangekrochen, um Dir die Hände zu lecken und sich Dir zu Füßen zu legen. –

– Das feige Aas, sie hätte es gemacht wie Du. –

– Sieh, wie Du mich gebissen hast – sieh, wie ich blute. Habe ich geschrien? Habe ich mich nur beklagt? Feig ist Der, welcher schreit und klagt. –

Bamboche fühlte sich von dieser Antwort getroffen, aber er suchte mir seine Bewegung zu verbergen.

– Warum hast Du Dich zum zweiten Male nicht wie zuerst vertheidigt? – sagte er zu mir – wenn Du auch kleiner bist als ich, bist Du doch eben so stark; ich hab' es wohl gefühlt. –

– Weil ich das erste Mal zornig war – beim zweiten Male war ich traurig, daß Du mir noch immer übel wolltest. –

Bamboche's Züge verloren ihre Spannung; der blinden Bosheit folgte bei ihm, wenn auch nicht Theilnahme, doch eine ziemlich lebhaft Neugierde; er sagte ungeduldig zu mir, als suchte er gegen die bessern Gefühle, die in ihm erwachten, anzukämpfen:

– Warum wolltest Du Freund mit mir werden, da Du mich doch nicht kanntest? –

– Ich habe es Dir gesagt – weil ich Dich heute Nacht hatte schreien hören, weil Du von meinem Alter warst, weil Du



unglücklich warst, wie ich, und vielleicht, wie ich, vater- und mutterlos. –

Bei diesen Worten ward der Gesichtsausdruck meines Genossen finster und traurig; er senkte das Haupt und stieß einen tiefen Seufzer aus.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Der herumziehende Holzhacker.*

Da Bamboche auf seinem Schweigen beharrte, wiederholte ich meine Frage:

– Du hast vielleicht wie ich, – sagte ich zu ihm, – weder Vater noch Mutter? –

– Meine Mutter habe ich nicht gekannt, – antwortete er mir barsch, aber in weniger spöttischem und herbem Tone.

– Und Dein Vater? –

– Mein Vater war wandernder Holzhacker. –

– Wandernder Holzhacker? –

– Ja, er reiste herum und blieb, wo er auf Orte traf, an denen man Holz schlug; dann bauten wir uns im Walde aus Erde und Baumzweigen eine Hütte und wohnten in ihr, bis die Arbeit zu Ende war. –

– Du arbeitetest also schon mit Deinem Vater? –

– Ich half ihm, wie ich konnte; ich setzte das Holz auf, das er schlug. –

– Und wo ist Dein Vater jetzt? –

– Im Walde, – antwortete mir Bamboche mit unheimlichem Lächeln.

– Im Walde? –

– Ja, eines Tages schlug er sich mit der Axt beinahe das Bein ab; er stürzte hin, das Blut drang aus der Wunde, wie aus einem

Hahn am Fasse, und sprang 10 Schritte weit. –

– Ach, mein Gott! –

– Wird ward bange, ich weinte und schrie, – sagte Bamboche mit bewegter Stimme, – ich rief aus allen Kräften um Hilfe. –

– Ach, ich glaube es wohl! –

– Mein Vater drückte beide Hände an's Bein, um das Blut zu hemmen; aber es rann ihm zwischen den Fingern durch, er sagte zu mir: Kleiner, reiße Moos raus, bringe her, schnell; schnell! Ich riß so viel raus, als ich konnte, und brachte es meinem Vater, der es wohl zusammengedrückt auf die Wunde preßte; aber es währte nicht lange, und das Moos wurde roth –

– Die Blutung hörte nicht auf? –

– Nein, da sagte mein Vater zu mir: Kleiner, bringe feuchte Erde, die wird vielleicht das Blut besser hemmen als das Moos. –

– Nun? –

– Die Erde wurde roth wie das Moos, und die Stimme meines Vaters fing an schwach zu werden. –

– Es war also nirgends Hilfe zu bekommen? –

– Hilfe! – Und Bamboche zuckte die Achseln. – Mein Vater sagte zu mir: Kleiner, lauf zu dem großen Kreuzweg, wo das Holz ausgerottet ist, da ist ein Ackersmann, welcher den Boden mit dem Pfluge umbricht, ich habe ihn heute Morgen gesehen.



Ich lief hin. Mein Vater hat sich das Bein halb abgeschlagen und bittet um Hilfe, sagte ich zu dem Manne; ist das Dorf weit? Ach, mein Gott, lieber Kleiner, gibt's denn auf den Dörfern Wundärzte? Dazu sind die Leute zu arm, das ist etwas für die großen Flecken, und der nächste ist vier Meilen von hier. – Aber so kommt Ihr

wenigstens dem Vater zu Hilfe. – Ich verstehe mich nicht auf Wunden, ich bin kein Schäfer, antwortete der Ackerknecht, und dann kann ich auch meine Pferde nicht allein lassen, sie würden einander auffressen und Alles zerbrechen, und mein Herr würde mich aus dem Dienste jagen. Am Ende brachte ich es durch mein Bitten dahin, daß der Ackerknecht doch mitgehen wollte; aber er hatte kaum 10 Schritte gethan, als seine Pferde sich schon anfangen zu beißen und zu schlagen. Du siehst es, sagte er zu mir, ich kann nicht mit Dir gehen. Und er lief zu seinen Pferden, ich kehrte zu meinem Vater zurück.

– Welches Unglück! –

– Als ich bei ihm ankam, saß er noch auf derselben Stelle, gebückt, das Bein mit beiden Händen haltend, inmitten einer Blutlache. Als er mich sah, richtete er sich ein wenig auf, seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, sein Gesicht ganz weiß, seine Lippen blau. Es ist keine Hilfe zu finden, als im Flecken, und das ist vier Meilen von hier, sagte ich zu ihm; der Ackerknecht wollte kommen, aber seine Pferde fingen an sich zu schlagen, er war genöthigt, zu ihnen zurückzukehren. Was sollen wir thun, Vater?

– Was ich thue, Kind, verbluten, antwortete er mir leise, so leise, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Wundärzte, Hilfe, das ist für die Leute in der Stadt, was uns Andere anbetrifft, sieh Kind, die sind's, welche uns zu Hilfe kommen, wenn wir sterben! – und er zeigte mir einen Flug Raben, die über den Wald hin zogen. Darauf strengte sich mein Vater an, sich auf seinem Sitze aufzurichten, nahm die Hände vom Beine weg – sie waren ganz roth – und streckte mir die Arme entgegen, indem er sagte: Umarme mich, armes Kind, Du arbeitetest schon zu viel für Deine Kräfte, was soll aus Dir werden? Gott, was soll aus Dir werden? Und mein Vater wollte noch mehr sagen, aber er wurde vom Schluchzen ergriffen, fiel auf den Rücken und war todt. –

Indem Bamboche diese letzten Worte aussprach, legte er beide Hände auf die Augen und weinte.

Ich weinte wie er, er flößte mir ein tiefes Mitleid ein, ich fand ihn viel beklagenswerther als mich – er hatte seinen Vater sterben sehen, ohne ihm Hilfe leisten zu können.

– Und was ward aus Dir? – fragte ich Bamboche nach kurzem Schweigen.

– Ich blieb bei dem Leichnam und weinte, und darüber brach die Nacht herein; ich schlief vor Ermattung ein. Als ich aufwachte, fror mich sehr, der Leichnam meines Vaters war in seiner weißen, blutbefleckten Blouse schon erstarrt. Ich kehrte zu dem Kreuzweg im Walde zurück, um dort den Arbeiter von gestern anzutreffen, ihm zu sagen, daß mein Vater todt sei, und zu bitten, daß man für sein Begräbniß sorgen möge. Der Ackerknecht war nicht da, ich fand nur einen Pflug. Da er nicht kam, kehrte ich zu unserer Hütte zurück, die ziemlich weit vom Kreuzwege entfernt war. Ich nahm ein Stück Brot; denn mich hungerte, und kehrte zum Leichnam meines Vaters zurück. Die Raben hatten sich schon auf ihn niedergelassen und zerhackten sein Gesicht.

– Ach Gott! – rief ich schauernd.

– Ich verjagte sie mit einer Gerte, aber sie gingen nicht weit, sondern blieben in der Nähe, flogen krächzend über dem Leichnam hin und her und setzten sich ganz nahe dabei auf die Zweige. Als ich das sah, nahm ich die Axt meines Vaters, so gut es gehen wollte, und versuchte ein Loch zu machen, um den Leichnam ein zuscharren, aber ich konnte es nicht, es waren lauter Steine und Wurzeln. Ich versuchte es weiter hin, da war der Boden weniger hart, aber ich kam nicht vorwärts, und während ich dabei war, fingen die Raben, die mich entfernt sahen, wieder an, sich auf den Leichnam meines Vaters zu setzen und ihn zu zerhacken. Die Nacht kam heran, ich legte an jeder Seite des Körpers zwei Baumstämme der Länge nach hin, und andere legte sich quer über, und darüber deckte ich die größten Baumzweige, welche ich bewegen konnte, und warf auch noch Steine darauf, und dann nahm ich meines Vaters Mütze und Quersack und auch sein Messer; die Axt war zu schwer und seine Holzschuhe zu groß, ich ließ sie also da. Darauf kehrte ich in unsere Hütte zurück, nahm mit, was noch an Brot da war, und ging, bis ich auf eine Landstraße kam. –

– Und wenn Du auf Jemanden trafst, sagtest Du da nicht, daß Dein Vater todt wäre, und daß man ihn begraben müßte, damit er nicht von den Raben gefressen würde?

– Bamboche lachte wild auf und rief:

– Man grämte sich freilich sehr darüber, daß mein Vater, der wie ein wildes Thier im Walde umgekommen war, von den Raben

gefressen worden sei. Einer machte sich immer über den Anderen lustig, und wie mir Muldensterz sagte, ein Bettler, mit dem ich gebettelt habe, werden nur die Wölfe nicht von anderen gefressen. Drum mußt Du ein Wölfchen sein, mein Junge, bis Du ein Wolf sein kannst. –

– Und Dein Vater hatte Dich wohl sehr lieb? – fragte ich Bamboche, um ihn wieder auf sanftere Vorstellungen zu bringen.

– Ja, – antwortete er und vertauschte den zornigen Ausdruck mit einem traurigen. – Ja, er hat mich niemals geschlagen, er ließ mich im Walde nur so viel arbeiten, als meine Kräfte gestatteten, und das war nicht viel; denn ich war kaum acht Jahre alt. Wenn es regnete, band er mir seine lederne Schürze auf den Rücken und baute mir aus Holzscheiten ein Schilderhäuschen; kamen wir Sonnabends mit dem Brote nicht aus, so hatte er immer keinen Hunger. Sonntags suchte er mir, wenn es schönes Wetter war, im Walde Vogelnester, oder wir jagten Eichhörnchen; regnete es, so blieben wir in der Hütte, und er schnitt mir, um mir die Zeit zu vertreiben, mit dem Messer kleine Karren aus, andere Male sang er mir etwas vor. Siehst Du wohl, wenn ich daran denke, macht es mir Schmerz. –

– Weil Du die Zeit zurücksehnst, wo Du Jemandes Liebe genossest, – rief ich gerührt. – Du siehst, es ist doch etwas Schönes, geliebt zu werden. Da Du keinen Vater und keinen Bruder hast, so laß mich wenigstens Dein Bruder sein! –

Bamboche schwieg. Ich wagte, ihn bei der Hand zu ergreifen, er entzog sie mir zuerst nicht, dann aber machte er eine rasche Bewegung, sich von mir zu entfernen, und sagte:

– Das sind Dummheiten, die Wölfe haben keine Freunde, ich will ein Wolf sein, wie der Muldensterz sagte. –

Ich fürchtete, Bamboche aufs Neue zu erzürnen, und unterließ es daher, weiter in ihn zu dringen; ich erwiderte:

– Und als Du nach dem Tode Deines Vaters auf die große Landstraße gekommen warst, was wurde da aus Dir? –

– Als ich das Brot, welches in einem Schnapsack war, aufgegessen hatte, trat ich in ein schönes Haus an der Straße und bat um Etwas, weil mein Vater im Walde umgekommen sei; aber ein dicker Herr, welcher eine Gartenmütze auf dem Kopfe

hatte und in einer Laube, um welche viele Rosen standen, frühstückte, sagte hart zu mir:

– Ich gebe Landstreichern niemals Almosen, Du mußt arbeiten, Faulenzer. – Mein Vater ist todt, ich habe keine Arbeit. – Bin ich verpflichtet, Dir welche zu verschaffen? Mach Dich fort, Deine Lumpen stinken, um einem übel zu machen. – Guter Herr! – Hierher, Castor, sagte der dicke Mann, indem er einen großen Hund rief, der aus dem Grunde des Gartens herbeigelaufen kam, kiß, kiß, beiß ihn, – zuerst suchte ich mich nur zu retten, nachher kam ich wieder und versteckte mich in eine Hecke dicht an dem schönen Hause, sammelte Steine auf und warf zwei Fensterscheiben ein; ich hätte ihm den Hirnschädel einwerfen sollen, dem Schurken, der, anstatt mir ein Stück Brot zu geben, mich von seinem Hunde beißen lassen wollte, – sagte Bamboche, der noch jetzt bitteren Groll darüber empfand. – O, das werde ich niemals vergessen! aber es ist gut, es ist gut, – setzte er mit verhaltener Wuth hinzu.

– Was hätte ihm denn das gemacht, dem Herrn, Dir ein Stück Brot zu geben? Er war wohl sehr böse? –

– Die Reichen, das sind alles Schurken, sie geben Nichts, als was man ihnen nimmt, sagte der Muldensterz, und er hatte Recht, – versetzte Bamboche.

– Was machtest denn Du nun, als Du kein Brot mehr hattest, und man Dir keines geben wollte? –

– Es war Herbst, die Bäume waren voll Aepfel, ich schlug welche herunter und aß, so viel ich essen konnte. –

– Und der alte Bettler, von dem Du mir sagtest? –

– Eines Tages schlief ich in einem Grunde hinter einer Hecke, nicht weit von einer Landstraße, da hörte ich ein Geräusch und wachte davon auf; ich sah durch die Hecke, da bemerkte ich einen Muldensterz, dessen Beine kreuzweis über einander gewachsen waren, er näherte sich, indem er auf den Händen ging, welche er in Holzschuhe wie in Handschuhe gesteckt hatte; er setzte sich nie der, knüpfte die Schlingen auf, die ihm die Beine zum Halse heraufzogen, streckte sie aus, stellte sich auf die Füße und fing an zu springen und zu tanzen, um die Steifigkeit los zu werden; er war so wenig ein Muldensterz wie ich. –

- Warum that er denn, als wenn er's wäre? –
  - Natürlich, um die Leute zu täuschen und Almosen zu bekommen. Indem er an der Hecke entlang ging, bemerkte er mich, da ward er zornig, daß ihn Einer belauscht hatte, nahm einen von seinen Holzschuhen in die Hand, brach durch die Hecke und sagte zu mir. Wenn Du das Unglück haben solltest, zu erzählen, daß Du mich gesehen hast, und daß ich kein Krüppel bin, so werde ich Dich erwischen und Dir das Gehirn einschlagen.
  - Ich fürchtete mich, ich weinte, zu der Zeit war ich eine Schwarte wie Du, ich weinte. – Wem sollte ich denn sagen, daß Ihr kein Krüppel seid? antwortete ich dem Manne. – Deinen Aeltern, wenn Du aus der Gegend bist. – Ich bin nicht aus der Gegend und habe keine Aeltern. – Wovon lebst Du denn? –
  - Sieh, – sagte ich Bambochen unterbrechend, – das ist gerade, wie ich mit La Levrasse zusammengetroffen bin. –
  - Da hast Du einen schönen Fund gethan, – sagte Bamboche zu mir und fuhr fort:
  - Wovon lebst Du? fragte mich der Bettler. –
  - Ich schlafe auf den Feldern und esse Aepfel und Weintrauben, wenn ich sie finde.
  - Willst Du mit mir betteln gehen? Das Krüppelspielen macht mich ganz dumm im Kopf und zieht mir Krämpfe in den Beinen und Schwielen in den Händen zu, ich will mich zur Abwechselung blind stellen. Du sollst mein Sohn sein und mich führen, da werden wir viel Geld machen, und Du sollst es gut haben.
  - Ich willigte ein, wir warteten bis zur Nacht und dann gingen und gingen wir, um die Gegend zu verlassen, in der er für einen Krüppel galt. Am anderen Tage fingen wir an zu betteln, er als Blinder, ich als sein Sohn. –
  - Und war er böseartig gegen Dich? –
  - Wenn die Almosen nicht fließen wollten, sagte er, das sei meine Schuld und prügelte mich durch. –
  - Und den schlimmen Herrn verließest Du nicht? –
  - Ich haßte ihn, aber ich verließ ihn nicht – wohin hätte ich gehen sollen? Ich war bei ihm doch ziemlich sicher, Etwas zu essen zu bekommen, und außerdem lehrte er mich Dinge – Dinge
-



– Was denn? –

– Nun er lehrte mich, was man thun muß, um nicht den Kürzern zu ziehen. –

Ich sah Bamboche an, ich verstand ihn nicht.

– Was er doch dumm ist, der Kleine, – sagte er verächtlich! Dann setzte er, sich zu meiner Naivität gleichsam herablassend, hinzu:

– Der Muldensterz lehrte mir, daß nur die Wölfe nicht gefressen werden, und daß man also ein Wolf sein muß, daß, wenn Einer, der stärker ist, einem Uebelthut, man seine Rache an einem noch Schwächeren ausüben muß, und daß, wenn Niemand sich um einen bekümmert, man sich auch um Niemand bekümmern muß, daß man Alles thun kann, vorausgesetzt, daß man sich nicht ertappen läßt, daß die ehrlichen Leute feine Zeisige sind und die Reichen Schurken, daß es nur dumme Leute sind, welche arbeiten, und daß sie dafür belohnt werden, indem sie vor Hunger sterben. –

– Aber Dein Vater glaubte das doch nicht? und sagte Dir das nicht? Nicht wahr? –

– Mein Vater arbeitete wie ein Pferd und kam hilflos um, halb aufgeessen von den Raben, ich bat nur um ein Stück Brot und Arbeit, und es wurde ein Hund auf mich gehetzt, – antwortete mir Bamboche mit bitterem Lächeln. – Der Muldensterz that Nichts als spazierengehen, als alle Welt betrügen, und es fehlte ihm an Nichts. Wir hatten bisweilen von den Almosen des Tages ein ausgezeichnetes Abendessen. Du siehst also, der Muldensterz hatte Recht. –

Ich schwieg, äußerst verlegen, was ich Bamboche antworten sollte.

Er fuhr fort, sich mit Behagen in seinen Erinnerungen zu ergehen.

– Und dann erzählte er mir von den Weibern, – sagte Bamboche, dessen Augen von einer allzu frühen Glut erglänzten.

– Von den Weibern? – antwortete ich ihm mit naiver Verwunderung.

– Nun ja, von seinen Geliebten, die er prügelte, und die ihm Geld gaben. –

Ich verstand ihn nicht, und aus Furcht, mir noch einmal den Spott meines Kameraden zuzuziehen, sagte ich zu ihm:

– Und zuletzt hast Du den Bettler verlassen? –

– Wir wurden Beide festgenommen. –

– Von wem? –

– Von dem Gensdarmen. –

– Und warum? –

– Dem Muldensterz haben sie's gesagt, mir nicht, wir wurden in eine Scheune eingesperrt; am andern Morgen sollten wir in die Stadt geführt werden; in der Nacht wachte ich auf und sah, wie der Muldensterz ein Loch durch die Mauer machte, um ohne mich zu entweichen; ich sagte zu ihm, daß, wenn er mich nicht mitnähme, ich Lärm machen würde; er fürchtete sich, ich half ihm, und wir entflohen. Als wir eine Strecke weit waren, sagte er zu mir: Du bist mir im Wege, an Dir würde man mich wieder erkennen, und damit gab er mir mit dem Stocke einen heftigen Schlag über den Kopf, ich fiel ohne Besinnung hin. Ich glaubte, es wäre mein Letztes, aber ich habe einen harten Schädel und kam wieder zu mir. Als ich nun so ganz allein war, bettelte ich an der Landstraße und an den Posthäusern, ich schlug das Rad vorm Wagen, und so erwischte ich einige Sous, und zuletzt hatte ich jeden Tag. Etwas zu essen. Vor einem Jahr traf ich auf La Levrasse mit seinen Leuten und seinem Wagen; ich schlug das Rad vor ihm, damit er mir einen Sous gebe, er fand, daß ich schlank sei, und fragte mich, ob ich Aeltern hätte? –

– Wie mich! –

– Ich sagte ihm, nein, ich hätte keine Aeltern und bettelte; er sagte zu mir, wenn ich Lust hätte, wollte er mir einen guten Erwerbszweig eröffnen und mir schöne Kleider, gutes Essen und etwas Taschengeld geben, und, statt zu Fuße zu gehen, sollte ich im Wagen fahren. Ich nahm es an, er ließ mich in seinen Wagen steigen und sagte mir, daß ich Bamboche heißen sollte statt Peter. Seitdem bin ich bei ihm geblieben und werde bleiben bis –

Bamboche schwieg plötzlich.

– Bis wohin willst Du bei ihm bleiben? –

– Das geht mich allein an, – antwortete Bamboche finster und nachsinnend.

– Aber dieser Erwerbszweig, den La Levrasse Dich lehren wollte? –

– Seit einem Jahr lerne ich daran. Du wirst ihn auch lernen, Du wirst sehen, was es ist. –

– Was ist's denn? –

– Kraftstücke, um die Leute zu unterhalten. –

– Um die Leute zu unterhalten? –

– Ja, auf den Jahrmärkten. –

Ich sah ihn erstaunend an.

– O ja, ich habe schon vorm Publikum gearbeitet, die Mutter Major hielt mich an den Füßen, ich hatte den Kopf unten, die Arme übereinander geschlagen, und ich nahm mit den Zähnen zwei Sousstücke auf, oder sie band mir ein Bein an den Hals, und ich mußte auf dem andern hüpfen, und noch andere Stücke. –

– Das wollen sie auch mich lehren! – rief ich mit Entsetzen.

– Ja, und das wird mit Peitschenhieben gelehrt, unter denen man die Knochen ausrenkt. Dein Geschrei wird mich mehr als einmal des Nachts aufwecken, wie Dich das meinige aufgeweckt hat, – sagte Bamboche mit grausamem Lächeln.

– Ach, mein Gott, wie hast Du leiden müssen! –

– Anfangs nicht so sehr; denn die Mutter Major lehrte mich die Sache zwar, aber ganz sanft und ohne mich zu schlagen; sie kleidete mich gut und gab mir hinter La Levrasse's Rücken Leckerbissen, und wenn wir vor dem Publikum arbeiteten, half sie mir und machte mir die Stücke leichter, aber jetzt läßt mich die dicke Sau in Lumpen gehen, setzt mich öfter als auf meine eigene Ration auf Wasser und Brot und prügelt mich um Nichts und wieder Nichts halbtot; ich muß in acht Tagen die schwersten Stücke lernen, und sie bringt mich um; denn wenn ich den Kopf sehr lange nach unten halte, so ist's mir, als müßte ich ersticken.

–

– Und warum ist die Mutter Major so böse, da sie sonst so gut gegen Dich war? –

– Siehst Du, weil ich früher ihr Liebhaber war, und weil ich es jetzt nicht mehr sein mag, – warf Bamboche verächtlich hin.

Zum dritten Male verstand ich Bamboche nicht und sagte zu ihm in meiner verwunderten Unbefangenheit:

– Wie? ihr Liebhaber? was ist das? –

Mein neuer Freund schlug ein ungeheures Gelächter auf und antwortete mir:

– Du weißt nicht, was das heißt, Liebhaber eines Weibes zu sein? Bist Du ein Zeisig, in Deinem Alter! –

Ich war ungefähr 11 Jahre alt, Bamboche mochte ein oder zwei Jahre älter sein.

– Nein, – sagte ich zu ihm, ganz beschämt über meine Unwissenheit.

Und jetztklärte Bamboche mit unglaublicher Ruhe und im Tone spöttischer Ueberlegenheit, ohne Schonung und Bedenken meine kindliche Unschuld auf und erzählte mir, wie die Mutter Major ihn verführt hatte.

Zu dieser Zeit, da ich beinahe ohne Begriff vom Guten und Bösen war, ward ich nicht betroffen und konnte es nicht werden von der Abscheulichkeit, der entsetzlichen Verderbtheit dieser Megäre! Die cynische Enthüllung Bamboche's erfüllte mich nur mit großem Erstaunen und der Art von Scham, welche die Furcht vor dem Lächerlichwerden einflößt; denn ich erröthete sehr, daß ich so lange unwissend geblieben war.

– Und warum willst Du jetzt nicht mehr der Liebhaber der Mutter Major sein? – sagte ich zu ihm, von dieser unerwarteten Enthüllung ganz außer Fassung gesetzt.

Bamboche antwortete mir nicht sogleich.

Er schwieg einige Augenblicke; dann gab er jenem Bedürfniß nach Mittheilung, welches dem Verliebten in jedem Lebensalter gemein ist, nach, und indem er, wie er mir später gestand, zum ersten Mal daran dachte, daß ein Freund ein verpflichteter Vertrauter wird, und auch dem eben so unerklärlichen wie unwillkürlichen Gefühl von Theilnahme, das ich ihm plötzlich eingeflößt hatte, nachgab, sagte er zu mir mit eben so viel Bewegung wie Aufrichtigkeit:

– Höre, als Du kamst, machte es mir Vergnügen, Dir Uebles zuzufügen; denn seit langer Zeit hatte ich dergleichen er dulden müssen – Du vertheidigtest Dich tapfer, Du kriegtest mich unter und machtest mich noch böartiger. – In dem Augenblick hätt' ich Dich wahrhaftig erwürgen können – aber als ich darauf sah, daß

Du, ohne Dich zu vertheidigen, weintest, nicht über die Schläge, die ich Dir versetzte, sondern darüber, daß Du nicht mein Freund sein solltest – bei Gott, das that eine ganz wunderliche, ganz rührende Wirkung auf mich: ich fühlte, wie mir das Herz groß wurde, wie dies bei dem Tode meines Vaters nicht der Fall gewesen war, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich gleich darauf Lust bekam, Dir von ihm zu erzählen und Dir meinen Lebenslauf zu schildern, den ich noch Niemandem mitgetheilt. Jetzt also, wenn Du mein Freund sein willst –

Und wie in einer Regung unsäglicher Freude fiel ich Bambochen um den Hals; er hemmte den Ausbruch meines Gefühls und sagte:

– Einen Augenblick – wenn wir Freunde sind, so bin ich Herr. –  
– Du willst Herr sein? –  
– Du sollst thun, was ich will. –  
– Alles, was Du willst! –  
– Wenn Einer mir Uebles zufügt, so rächst Du mich –  
– Sei ruhig, ich habe Muth. –  
– Du sagst mir Alles, was La Levrasse und die Mutter Major sagen?

– Alles! –  
– Du verheimlichst mir Nichts von Dem, was Du denkst. –  
– Nichts, und Du auch nicht? – Was ich verlange, daß Du es für mich thun sollst, werde ich auch für Dich thun, – rief Bamboche lebhaft, – nur bestehe ich darauf, der Herr zu sein; denn das ist so meine Art. Ich sage Dir Alles, Du sagst mir Alles, ich räche Dich, wie Du mich rächst, – wir werden immer zusammen unsere Anschläge machen. Ist's so recht? –

– Gewiß – und von Herzen gern, – rief ich ganz glücklich, ganz stolz, nach so vielen Mühen endlich zum Zweck gelangt zu sein und einen Freund zu besitzen.

– Jetzt, – versetzte Bamboche mit einer Eile, welche bewies, wie sehr es ihn freute, einen Vertrauten gefunden zu haben, – jetzt muß ich Dir sagen, in wen ich verliebt bin. –

– Es ist also nicht mehr die Mutter Major? – sagte ich mit neuem Erstaunen.

Bamboche zuckte die Achseln.

- Willst Du denn ewig ein Nestvogel bleiben? – sagte er zu mir.  
Dann fügte er im Tone liebevollen Bedauerns hinzu:
- Ich sehe wohl, es wird mir schwer werden, Dich zu schulen; aber ich will Dir werden, was der Muldensterz mir gewesen ist. –
  - Danke Dir, Bamboche, – antwortete ich, von Erkenntlichkeit durchdrungen; – aber in wen bist Du denn verliebt, da Du es nicht mehr in die Mutter Major bist? –
  - Ich will es Dir sagen, – antwortete mir Bamboche. Ich erwartete diese Erzählung mit lebhafter Neugierde.
-



## Sechstes Kapitel.

### *Bamboche's Liebschaft.*

Als Bamboche die Worte aussprach: ich will Dir sagen, in wen ich verliebt bin, glänzten seine grauen Augen von glühendem Feuer, sein bleiches Gesicht ward von einem leichten Roth überzogen, sein Gesichtsausdruck, welcher mir bis dahin hart und höhnisch geschienen hatte, zeigte eine leidenschaftliche Sehnsucht; er wurde beinahe schön.

– Als ich in die Truppe eintrat, – sagte er zu mir, – bestand sie aus einem Bajazzo, einem Albino, welcher Säbelklingen verschlang, sehr häßlich, mager wie ein Nagel und schwarz wie eine Kröte, und einem kleinen Mädchen, welche tanzte, auf der Guitarre spielte und die Kraftstücke mit der Mutter Major nicht übel ausführte; aber da diese Kleine bei ihren Künsten beständig Hals, Arme und Beine blos hatte und von schwächlicher Gesundheit war, hatte sie ein beständiges Frösteln und einen trocknen Husten. Sie mußte für ihr Alter und ihre geringen Kräfte hundert Mal zuviel singen und tanzen, das nahm ihr nach und nach das Leben; übrigens war sie ein wahres Lamm an Sanftmuth und gefällig, wo sie konnte. Wenn ihre Uebungen einmal vorüber waren, setzte sie sich in ihren Winkel, sprach fast kein Wort und lachte niemals; sie hatte kleine, sanfte, traurige, blaue Augen, und trotz ihrer Häßlichkeit mochte man sie doch gerne an sehen. Die Mutter Major, die, wie ich glaube, meinewegen auf sie eifersüchtig geworden war, verdoppelte seit meinem Eintritt in die

Truppe ihre Bosheit gegen sie, und mit so gutem Erfolg, daß die Kleine ganz krank wurde und auf einer von unseren Kunstreisen starb. Ich weiß nicht, woher sie gekommen war, und wie La Levrasse sich ihrer bemächtigt hatte. –

– Das arme kleine Mädchen! – sagte ich zu Bamboche, – ich glaube, die wäre es, in die Du verliebt bist. –

– Nein, nein! Du sollst sehen, La Levrasse hatte ihr den Namen Basquine gegeben, wie er mir den Namen Bamboche gegeben hat. Als sie todt war, sagte er zur Mutter Major: Müssen doch sehen, daß wir eine andere Basquine bekommen, die aber hübscher ist; so ein kleines Mädchen nimmt sich in der Truppe immer gut aus, besonders wenn sie hübsch ist und gemeine Lieder singt, um die Junggesellen in Feuer zu setzen. Hast Recht, antwortete die Mutter Major, müssen eine andere Basquine suchen. Vor zwei Monaten, am Ende der Jahreszeit, die für unsere Uebungen günstig ist, war die Truppe ganz aufgelöst: der Albino hatte eine Säbelklinge in den Hals gekriegt und war in's Hospital gekommen, und unser Bajazzo war uns davon gelaufen, um in's Seminar einzutreten. –

– In's Seminar? –

– Ja! in ein Haus, wo man Pfarrer sein lernt. Es ist Schade um ihn, es konnte keinen herrlichern Aufschneider als Giroflee geben.

–

– Wer ist das, Giroflee? –

– Nun, eben der Bajazzo. Und dabei hatten seine Haare von Natur die Farbe von Carotten, und so wurde bei ihm auch eine rothe Perücke erspart. Es blieb von der Truppe Niemand mehr übrig, als die Mutter Major, ich und Levrasse. Das böse Wetter trat ein, es war für das Jahr mit dem Seiltanzen vor bei; wir kehrten hierher zurück, wo La Levrasse den Winter über zuzubringen pflegt, als wir eines Abends, nachdem wir den ganzen Tag gefahren waren, in einem Flecken Halt machten, um da die Nacht zuzubringen. Es war an dem Wagen etwas auszubessern, La Levrasse brachte ihn zum Wagner und kehrte ganz vergnügt in den Gasthof zurück. Ich hab's getroffen, sagte er zur Mutter Major, ich habe eine Basquine gefunden. – Wahrhaftig! und wo das? – Bei dem Wagner, er hat 11 Kinder, worunter sechs Töchter, das älteste von dem ganzen Schwarm ist ein Junge von 14 Jahren.



Das Alles will vor Hunger umkommen, eine wahre Hungersnoth, ungerechnet, daß die Mutter kränklich ist; aber weißt Du, was ich unter dem Haufen Kinder gesehen habe? Ein kleines Mädchen von 10 Jahren, einen Liebesgott, einen Schatz; herrliches, ganz gekräuselt, blondes Haar, schwarze Augen, Finger, die so groß sind wie mein Fingerglied, einen Mund, wie eine Kirsche, schlank und gerade gewachsen wie eine Binse, und dabei ein kleines, schalkhaftes Gesicht und eine Anmuth, eine Anmuth zum Tollwerden. Sie ist freilich ein Bisschen bläßlich, weil sie, wie die übrige Familie, vor Hunger umkommen will, aber bei Fleisch und Milch wird sie eine junge Rose werden. Ich seh sie schon, wie sie hier im rothen Rock mit silbernen Flittern auf der Spitze der Menschenpyramide ihre Verbeugungen macht, oder mit ihrer niedlichen kleinen Kinderstimme Lieder singt, wie *mein Freund Vincent oder die Mutter Arsoville*<sup>2</sup>; das wird uns eben so viel Silberstücke einbringen, wie unsere frühere Basquine mit ihrem finstern und hektischen Gesicht uns Kupferdreier eingebracht hat. – Aber wie willst Du die Kleine bekommen? fragte die Mutter Major La Levrasse. – Warte nur, ich habe zum Wagner gesagt: Mein würdiger Mann, Ihr und Eure Familie kommt vor Hunger, Durst und Kälte um. – Das ist wahr, antwortete mir der dicke Kerl mit flennender Stimme, 11 unerzogene Kinder und eine Frau, die im Bette liegt, das ist mehr, als ein Mann zu tragen vermag; ich habe nur zwei Arme und soll für 12 Mäuler zu essen schaffen. – Wollt Ihr es dahinbringen, daß Ihr nur noch für 11 Mäuler zu essen zu schaffen braucht, sagte ich, mein wackerer Mann? – Der Kerl sah mich verdutzt an. – Ja, ich will die älteste von Euren Töchtern über mich nehmen, diese kleine Blondine da, die uns mit ihren großen Augen ansieht, ich will sie mitnehmen. Ihr laßt sie mir bis zum achtzehnten Jahr, und ich will sie einen guten Erwerbszweig lehren. – Jeannette! rief der Lümmel mit thränenden Augen, mein kleiner Schatz, die soll ich weggeben? Sie ist meine einzige Freude – nimmermehr! – Lieber Mann, seid doch vernünftig, Ihr habt einen Mund weniger zu ernähren. – Ich weiß nicht, ob ich Euch ein anderes von meinen Kindern geben würde, es würde mich Mühe kosten, indessen ist unser Elend so groß, und es geschähe ihm zu seinem Glücke, aber Jeannette, Jeannette nimmermehr. – Was den Vorschlag anbetrifft, statt der Blondine

ein anderes von den Kindern zu nehmen, sagte Levrasse zur Mutter Major, prostmahlzeit! Stelle Dir eine junge Brut von Eulen vor; ich weiß nicht, wie zum Teufel! die allerliebste kleine Grasmücke in dem häßlichen Nest hat auskriechen können. Drum sagte ich auch zum Wagner, Jeannette und keine andere, und das Beste wird sein, wackerer Mann, daß ich Euch gleich 100 Franken baar gebe, dann laßt Ihr mir aber auch Jeannette bis zum zwanzigsten Jahr. – 100 Franken sagte der Dickkopf, 100 Franken – er konnte nicht damit fertig werden, für seine Armuth war das ein Schatz. Nach dem dummen Gesichte, was er machte, erwartete ich, er würde mir Jeannette gleich mitgeben; denn er rief sie zu sich, nahm sie auf den Arm, küßte ihren kleinen, blonden Kopf einmal übers andere, erdrückte sie fast mit Liebkosungen und weinte



wie ein Kalb; aber hast Du nicht gesehen! antwortete mir das Vieh schluchzend: Geht, Herr! geht, ich behalte Jeannette; wenn wir vor Hunger sterben, gut, so sterben wir vor Hunger, aber sie laß ich nicht von mir. – Nun, Du hast sie also nicht, die kleine Basquine? sagte die Mutter Major, welche – setzte Bamboche in Parenthese hinzu – darüber eifersuchtshalber gar nicht böse war,

zu La Levrasse. – Warte nur erst das Ende ab, versetzte La Levrasse, ich sagte zum Wagner: Hört, wackrer Mann, ich will Eure Lage nicht misbrauchen, überlegt Euch die Sache, ich gebe Euch bis morgen Mittag Zeit; es sind nicht mehr 100 Franken, sondern 300 Franks, die ich Euch für Jeannette anbiete. Ihr findet mich bis morgen Mittag im Gasthofe zum großen Hirsch, und wenn Ihr später noch Euren Entschluß ändert, könnt Ihr mir unter der Adresse schreiben, die ich Euch zurücklasse. – Damit verließ ich den Wagner, und ich bin überzeugt, er wird morgen früh beim ersten Hahnenschrei mit seiner kleinen Blondine zu mir kommen.

–

– Nun, kam er? – fragte ich Bamboche.

– Nein! Aber ich, der ich gethan hatte, als wenn ich schlief, und auf diese Weise alles Das, was ich Dir erzählt habe, La Levrasse zu der Mutter Major hatte sagen hören, stand, neugierig die neue Basquine zu sehen, ganz früh auf, ging aus dem Gasthof, erfragte den Wagner, lief hin, und –

Die Erzählung Bamboche's wurde durch die gewaltige Stimme der Mutter Major unterbrochen, welche von der Treppenthür in den Keller hinabrief:

– He! Martin, Bamboche, zum Frühstück! –

– Wir werden gerufen, – sagte mein neuer Freund eilig zu mir, – ich will Dir das Uebrige ein andermal erzählen, aber was ich, als ich den Wagner aufgefunden hatte, von Jeannette gesehen und gehört habe, hat mich so in sie verliebt gemacht, so verliebt, daß ich seit dem Tage an nichts Anderes mehr denken kann. Ihr Vater hat sie das Mal nicht hergeben wollen, aber vor acht Tagen hörte ich La Levrasse zur Mutter Major sagen, daß der Wagner ihm geschrieben habe, und daß wir, sobald ein Wassermensch, den er erwartet, angekommen sein werde, abreisen und den Flecken, worin der Wagner lebt, berühren würden, um Jeannette, die neue Basquine, mitzunehmen. –

– Aber, Gottsdonnerwetter! seid Ihr denn taub, muß ich erst runter kommen, Ihr Kröten? –

– Wir kommen schon, Madame, wir kommen, – rief ich, dann warf ich mich Bamboche um den Hals und sagte zu ihm aus vollem Herzen:

- Wir sind Freunde, nicht wahr? Und auf ewig! –
  - Ja, Freunde, – antwortete mir Bamboche, indem er meine Umarmung herzlich erwiderte, – Herzensfreunde, und auf ewig! –
- 

Das ist der Ursprung meiner Freundschaft mit Bamboche. Einige Wochen darauf lernte ich Basquine kennen. –

Seltsame, beinahe unerklärliche Menschen, die ich immer eben so sehr geliebt habe, wie sie mich geliebt haben, und die ich im Verlaufe meines Lebens, das nicht weniger abenteuerlich war, als das ihrige, so oft und unter so verschiedenen Umständen wie der anzutreffen bestimmt war.

---



## Siebentes Kapitel.

### *Martin an einen König.*

Bei dieser Stelle des Manuscriptes fand sich eine Randnote in folgender Fassung und an den König, von welchem die Rede gewesen ist, gerichtet:

Im September 1845.

– So kindisch Ihnen, Sire, diese Geschichte der ersten Jahre eines armen, verlassenen Kindes auch vorkommen mag, so möchte ich Sie doch bitten, dieselbe eines nähern Nachdenkens würdig zu halten. Sie werden vielleicht finden, daß diese Erzählung die wichtigsten gesellschaftlichen Fragen nahe berührt.

Der Maurer, bei dem ich im Kindesalter Handlanger war, betrank sich.

Warum betrank er sich?

Um von Zeit zu Zeit durch die Trunkenheit dem Gedanken an sein gegenwärtig und zukünftig allzumühseliges Leben zu entfliehen.

Es war eine einzelne Ausnahme, daß dieser Mann ein häßliches Laster mit einem poetischen Glanze ausstattete. Freilich ein sehr häßliches Laster, aber nicht häßlicher als die Ursachen, welche es hervorrufen, und die es häufig unvermeidlich machen; denn unter den zahlreichen und verschiedenen Ursachen dieses Lasters ist diejenige, dann und wann ein Leben voll unaufhörlicher Entbehrung und Mühseligkeiten zu vergessen, sich die unaufhörlich sich erneuernden Leiden und Bedürfnisse

einer verhungernenden Familie, welche der ungenügende Tagelohn des Proletariers nicht ernähren kann, aus dem Sinne zu schlagen, eine der häufigsten.

Gewiß gibt es unter den Proletariern mehr als einen Mann, der stark, muthig, entsagend genug ist, um, ohne jemals die Augen zu schließen, auf die unendliche Jammerreihe von Tagen, Monaten, Jahren hinzublicken, in denen er, auf jede Erholung, auf allen Wohlstand in seinen alten Tagen verzichtend, sich arbeiten und immer arbeiten sieht, um einem elenden Tode entgegen zu gehen, dem elenden Ende eines elenden Lebens.

Gewiß gibt es unter den Proletariern noch muthigere Menschen.

Mancher kehrt nach 12 Stunden der schwersten Arbeit jeden Abend in seine Wohnung, eine finstere, erstickende Höhle, zurück; er hat von seinem ungenügenden Tagelohn ein für seine ausgehungerte Familie nicht genügendes Brot gekauft, auch ist er in Folge seiner täglichen Anstrengung erschöpft, eben so seine Frau durch das angreifende Säugen des jüngsten Kindes, dem sie ihre trockene Brust reicht, aber die ungenügende Nahrung wird fast ganz den magern, abgezehrten Kindern überlassen. Und doch hören der Vater und die Mutter, welche der Schlummer flieht, sie noch vor Hunger schreien.

Auf diese Weise steht dieser Mann jeden Morgen mit der Morgenröthe auf, eilt an seine Arbeit und vollführt sie, trotzdem, daß er von dem niederdrückenden Gedanken verfolgt wird:

So hart meine Arbeit auch ist, so unermüdlich mein Eifer, auch diesen Abend und alle folgenden Abende werde ich nicht genug verdient haben, um den Hunger der Meinigen sättigen zu können, und auch diese Nacht und alle folgende Nächte werden ihre Klagen mich auf schmerzliche Weise bis zum Morgen, wenn die Stunde der Arbeit schlägt, wach erhalten, und so werde ich meine Kräfte, mein Leben erschöpfen und mich hoffnungslos in diesem schrecklichen Kreise herumdrehen.

Ja, dieser Mann ist ein Stoiker und sehr ehrwürdig; denn für einige Sous, welche er von seinem Tagelohn nähme, würde er wie so viele Andere in der Schenke für einen ganzen Tag Vergessenheit der sich erneuernden Sorgen, von denen er verzehrt wird, finden.

Und wenn diese muthigen Männer der Verehrung würdig sind, wenn sie der Verlockung zu einem Laster widerstehen, das in ihrer schrecklichen Lage beinahe unvermeidlich ist, wenn sie entsagend und ohne zu murren fort dulden – ist es gerecht, ist es klug, sie darum für immer diesem Todeskampfe zu überlassen? Muß man die Qual verlängern, weil der Unschuldige der Tortur widerstanden hat?

Aber unglücklicherweise ist nicht allen Proletariern diese stoische Kraft gegeben und kann es nicht sein.

Es gibt deren auch viele, welche die Unwissenheit stumpf macht, das Elend erniedrigt, denen die Hoffnungslosigkeit das Bewußtsein und die Besinnung raubt; diese geben sich der schrecklichen Verzückung der Trunkenheit, in der sie Vergessenheit ihres Unglücks finden, hin, und endlich gibt es andere noch Entarteterere, aber ihre Zahl ist nicht groß, die suchen Trunkenheit um der Trunkenheit willen.

Diese sind zu tadeln, aber doppelt sind diejenigen zu tadeln, welche ohne Erbarmen diese Unglücklichen zu der Unwissenheit, der Entblößtheit von Allem, der Hoffnungslosigkeit verdammen, welche die ersten Unglücksursachen des traurigen Lasters sind, aus dem ihnen viehische Dummheit, Krankheit und Tod entsproßen.

Auch noch andere Ursachen, die zwar an sich weniger betrübend sind, aber die nicht weniger traurige Folgen haben, drängen die Opfer des Pauperismus zur Trunksucht hin.

Offenbar muß der Mensch nach einer Woche voll harter Arbeit ein gebieterisches Bedürfniß nach Ruhe, nach Erholung, nach Vergnügen empfinden.

Es gibt unter den Proletariern Menschen, welche, durch die Gewohnheit einer strengen Entsagung geknickt, oder durch Entbehrungen geschwächt, in der apathischen Ruhe des Körpers und der Seele, in der sie Sonntags hinschlummern, ein hinreichendes Gegengewicht für die harten Arbeiten in der Woche finden.

Andere sind mit einer gewissen Bildung begabt, mit einer Feinheit der Gedanken, einer zarten Empfänglichkeit, welche die niederdrückende Bürde der mechanischen Arbeiten nicht hat

zerstören können.

Unter diesen suchen die Einen jeden Sonntag in der Lesung der Dichter oder Denker eine Erholung und ein Vergnügen, die Andern frischen sich durch die einsichtige Betrachtung der Meisterwerke der Kunst, welche öffentlich ausgestellt sind, auf; noch Andere ergötzen sich durch die dankbare Bewunderung der Schönheiten der Natur, indem sie dieselben sowohl in ihrer Unendlichkeit, als in ihren kleinsten Schöpfungen prachtvoll und anbetungswerth zu finden wissen; sie sind eben so entzückt oder andächtig gerührt beim Anblick der blendenden Pracht eines strahlenden Sonnenunterganges oder des Funkelns der Welten in einer schönen Sommernacht, wie durch die aufmerksame Betrachtung eines kleinen Häufchens Feldblumen oder eines Insektes, dessen Panzer von Gold und Smaragd, dessen Flügel von Gaze zu sein scheinen.

Aber nothwendigerweise sind Diejenigen, welche trotz der Sorgen und Mühen einer auf beständige Arbeit angewiesenen, rauhen, ungewissen, häufig trostlosen und verdummenden Lage die Feinheit der Auffassung, die Frische der Eindrücke, den freien Schwung der Gedanken, die für geistige Genüsse unerlässlich sind, sich erwerben oder bewahren können, nicht sehr zahlreich.

Unter den Proletariern sind viele, obwohl arbeitsam und redlich, in Unwissenheit und Rohheit aufgewachsen und haben an der liberalen Erziehung, welche ganz allein im Stande ist, den Sinn zu erheben und zu verfeinern und den Geschmack an gewählten Erholungen, an feineren Vergnügungen einzuflößen, keinen Antheil.

Was erfolgt nun? Nach einer Woche voll Zwang, Entsagungen und Mühen geben sie dem natürlichen und unwiderstehlichen Bedürfniß nach Vergnügen Raum.

Hingerissen durch die Gluth der Jugend, durch eine Art fieberhafte Sehnsucht, ihr Inneres zu erschließen, stürzen sie mit rasender Ungeduld den einzigen Vergnügungsorten zu, welche ihrer Armuth offen stehen.

Und dann füllen sich die greulichen Schenken, in denen vergifteter Wein, ekelerregende Speisen, angesteckte Mädchen feil sind, mit einer vor Begierde bebenden Menge; um diese lärmten die Wirthshäuser erheben sich von allen Seiten

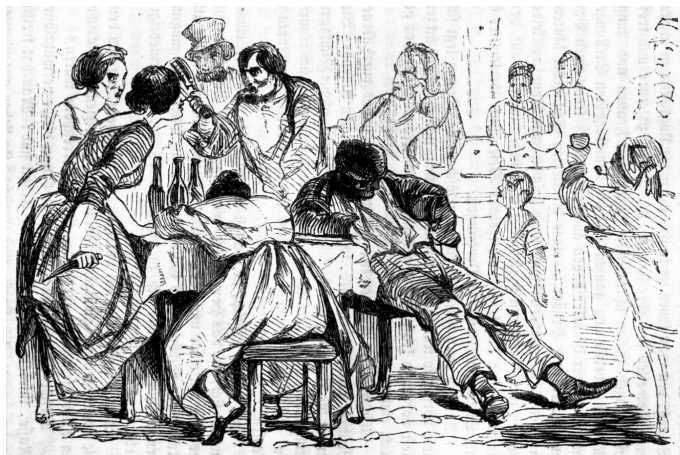


Seiltänzergerüste und Gauklerbuden, wo inmitten unedler, erniedrigender Auftritte Alles, was am Menschen Würdiges und Achtungswerthes ist, verhöhnt und in der Sprache der Fischweiber beleidigt wird. Weiterhin sieht man Sänger, und unter ihnen wetteifern Weiber, Greise und Kinder an Schamlosigkeit und mit schmutzigen Gesängen, um die rohe Lustigkeit der Trinker an den Tischen aufzuregen.

Alle diese Leidenschaften dröhnen aufgeregter und entfesselt in der Menge wie ein fernes Gewitter; kaum werden sie von den Trompetenstößen der Seiltänzer, von dem Wirbel ihrer Trommeln, von dem Klange ihrer Glocken, welche die Zuschauer herbeirufen, übertönt. Ein erstickender, übelriechender Staub wirbelt auf und wirft über diese große Orgie des Pauperismus eine Art von Nebel.

Die Nacht kommt, rothe Lichter werfen ihren Schein auf diese glühenden, weinseligen Gesichter, das Geschrei, die cynischen Gesänge, die rohe Lustigkeit verdoppeln sich; die viehische Trunkenheit dröhnte schon lange in der Ferne, jetzt bricht sie aus.

Auf die Aeufferungen roher Gemeinheit folgen Schimpfwörter, Drohungen, dann tödtliche Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten, häufig fließt Blut. Diese Gesichter, die eben noch froh waren und geröthet vom Weine, werden bleich, hier braun und blau von Schlägen, dort blutend oder mit Koth bedeckt; es sind nicht



mehr wilde Menschen, es sind nicht mehr wilde Thiere, es sind rasende Wahnsinnige; die schreckliche Wirkung des vergifteten Weines, den man ihnen verkauft, stürzt die Unglücklichen in Raserei, bisweilen sind ihre Frauen, ihre Kinder zitternde und trostlose Zeugen dieser schrecklichen Auftritte. Frauen und junge Mädchen, welche den ganzen Tag die unanständigen Stellungen

und Lieder der Gaukler haben ansehen müssen, sehen einen Gatten, Vater oder Bruder in einer erbitterten Schlägerei blutend zu ihren Füßen niederstürzen, seine bescheidenen Sonntagskleider werden zerfetzt und mit Koth besudelt, er steht taumelnd auf, verkennt in seiner Trunkenheit die theuren Wesen und überschüttet sie mit Schimpfwörtern und Drohungen.

Aber es wird spät, die Lichter erlöschen, der Sturm legt sich, diese vorher so klangvollen Stimmen lallen, stammeln und ächzen, diese vorher so kraftvollen, gewalthätigen Männer schleichen gebückt einher.

Ein dumpfes Schweigen, das dann und wann durch fernes Geschrei unterbrochen wird, folgt dem schrecklichen Aufruhr; Vielen ist die Vernunft zurückgekehrt, und beschämt, niedergeschlagen, reuig kehren sie in ihre Wohnungen zurück und werfen sich traurig auf ihr Lager, indem sie bereits an die Arbeit des Montags denken.

Ja, das ist häßlich, ja, das ist schrecklich, ja, die Vorstellung empört sich, ja, das Herz blutet, wenn man diese Geschöpfe Gottes, die mit einer unsterblichen Seele begabt sind und in ihr alle Keime des Schönen und Guten besitzen, an solchen Vergnügungen Gefallen finden, sich zu ihnen herablassen und erniedrigen sieht.

Aber, wenn es drauf ankommt, sie zu tadeln, wo sind denn die edeln, feinen, geistigen Erholungen, die diesen Unglücklichen im Austausch gegen ihre rohen Genüsse erreichbar wären?

Welche Beweise von Vorsorge gibt man dieser verwahten Masse, insofern sie Werkzeuge der Arbeit sind? Man hat freilich daran gedacht, ihre Kraft, ihre Einsicht, ihr Leben auszubeuten, aber hat man sich jemals um ihre Vergnügungen bekümmert?

Ja, um ihre Vergnügungen, und warum nicht? Hat man niemals daran gedacht, daß sie, denn ihre Lage ist hart, nach den langen Tagen voll mühsamer Arbeit, vor allen Anderen der Zerstreung und Erholung bedürfen, hat man versucht, ihre Erholungen zu erheben und zu veredeln, hat man Denen, welche im Frieden das Vaterland bereichern und es vertheidigen, wenn der Krieg kommt, im Namen des Vaterlandes eine Stätte anständiger Erholung eröffnet, an denen ein Jeder gebildete und reine Genüsse finden kann, die ihn erfreuen, trösten und belehren?

Nein, nein! Und mit welchem Rechte können wir nun diese Unglücklichen tadeln, daß sie über diese rohen Ergötzungen herstürzen, die einzigen, welche ihrer Armuth und ihrem Bildungsgrade, der durch keinerlei Erziehung erhöht worden ist, zugänglich sind?

Noch einige Worte, Sire! Sie werden in dieser aufrichtigen Erzählung meiner verschiedenen Lebensschicksale die beiden Genossen meiner Kindheit öfters erscheinen sehen:

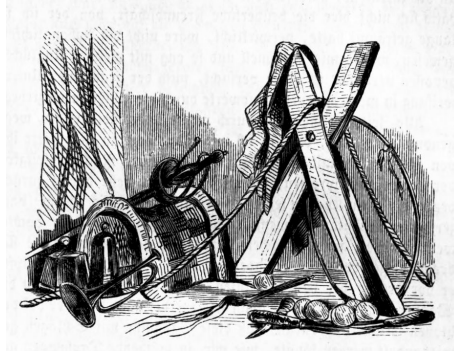
Bamboche, den Sohn des Holzhackers, den verlassenen Knaben, welcher, nachdem er seinen Vater im Walde hilflos umkommen gesehen, wie er, zum ersten Male in seinem Leben, einen reichen Mann um Arbeit und Brot bittet, mit so grausamer Verachtung zurückgestoßen wird. Diesen Knaben, welcher zuerst in die Hände eines schändlichen Herumtreibers geräth, der ihn in Schlichen und Betrügereien unterweist, darauf durch Zufälligkeiten, welche die Folge seiner gänzlichen Entblößung sind, in die Gewalt von Seiltänzern kommt, die ihm vermöge ihrer Verderbtheit und Rohheit zum Laster und zum Menschenhaß anleiten.

Basquine, die Tochter eines unglücklichen Handwerkers, welcher, durch das schrecklichste Elend auf's Aeußerste getrieben, auf dem Punkte ist, sein Kind an Gaukler zu verkaufen, welche sich anschicken, diesen unschuldigen Schatz von Schönheit, Anmuth und Reinheit auf schandbare Weise auszubeuten.

Welches auch die Zukunft dieser beiden Geschöpfe sein mag, Sire, ehe Sie über dieselben ein unerbittliches Urtheil fällen, er innern Sie sich, welche Kindheit sie durchlebt haben, und der Tadel wird vielleicht dem Mitleid Platz machen, dem tiefsten, dem schmerzlichsten Mitleid.

Und dieses sind keine Ausnahmen. Sire, unter allen Denen, welche traurigerweise in die bodenlosen Abgründe des Verbrechens und der Schande hinabstürzen, sind nur sehr wenige, sehr wenige, die nicht ehrlich und gut geworden wären, hätte ihr Leben nicht in der Verlassenheit und im Elende, oder in einer verderbten und verderbenden Umgebung begonnen. –

---



## Achtes Kapitel.

### *Die Erziehung.*

La Levrasse und die Mutter Major, welche wahrscheinlich fürchteten, daß ich einen Versuch machen würde, ihnen zu entfliehen, bewachten mich sehr streng; aber diese Vorsichtsmaßregeln waren unnöthig.

Ja, wir wollen Freunde sein, Herzensfreunde und auf ewig, hatte Bamboche in Folge unserer ersten Unterredung, die mit einer Prügelei angefangen und mit einer herzlichen Umarmung beschlossen worden war, zu mir gesagt.

Bamboche blieb diesem Versprechen gegenseitiger Zuneigung eben so treu wie ich; es war ein seltsamer Gegensatz: dieser Knabe von so unbeugsamem Charakter, den man von frühzeitiger Verderbtheit, störrischer Bosheit und bisweilen selbst von einer kalten Grausamkeit nicht freisprechen konnte, bewies mir von jetzt an die zärtlichste, aufopferndste Anhänglichkeit. Ich gestehe, daß, hätte sich nicht hier die brüderliche Freundschaft, von der ich so lange geträumt hatte, verwirklicht, wäre nicht die Anhänglichkeit gewesen, welche mich so schnell und so eng mit meinem Unglücksgenossen verband, ich hätte versucht, mich der grausamen Unterweisung in meinem neuen Handwerke durch die Flucht zu entziehen.

Alle Zeit, welche nicht durch meine Unterrichtsstunden weggenommen wurde, brachte ich mit Bamboche zu, ich hörte ihn von Basquinen mit einer Wärme, mit einer Rücksichtslosigkeit der

Leidenschaft sprechen, die mir, wenn ich jetzt daran zurückdenke, für einen Knaben seines Alters außerordentlich scheint; bald zerfloß er in Thränen, wenn er an das grausame Loos dachte, welches dieses arme Mädchen erwartete, denn er erinnerte sich des traurigen Lebens und Endes der ersten Basquine, bald hüpfte er vor Freude bei dem Gedanken, daß nach wenigen Tagen die Wagnerstochter unsere Genossin sein werde, bald brach er bei der bloßen Erinnerung daran, daß diese Basquine mit Schlägen gemishandelt werden könnte, wie wir, in wüthende Drohungen gegen die Mutter Major und Levrasse aus.

Da ich meinen Genossen mit so leidenschaftlicher Bewunderung von unserer künftigen Genossin sprechen hörte, fing ich, theils aus Liebe zu Bamboche, theils vermöge einer Regung lebhafter Neugierde, ebenfalls an, die Ankunft Basquinsens sehr ungeduldig herbeizuwünschen.

Sei es, daß die Mutter Major mich nicht für würdig hielt, in ihrer zärtlichen Zuneigung der Nachfolger des ungetreuen Bamboche zu sein, sei es, daß sie fürchtete, mich einzuschüchtern, worin sie allerdings ganz Recht gehabt hätte, sie sprach mit mir kein Wort von Liebe und zeigte gegen mich die äußerste Strenge.

Trotz ihrer günstigen Voraussage, daß ich vor Ablauf eines Monats den Hasensprung oder andere Uebungen auf vollkommene Weise würde ausführen können, hatte sich im Anfange meine Körperbeschaffenheit noch mehr als mein Wille gegen die Unterweisungen meiner Lehrerin widerspenstig gezeigt.

Meine frühere Beschäftigung als Handlanger hatte mich, weil sie mich zwang, eine Mulde zu tragen, welche für meine Kräfte zu schwer war, an's Krummgehen gewöhnt, während die Mutter Major mich nicht nur die Schultern einziehen, sondern auch häufig mich nach hinten überbeugen ließ. Mein erster Fortschritt war, daß ich gerade gehen lernte, mein Wuchs, welcher sonst ohne Zweifel einen Fehler bekommen haben würde, ward auf diese Weise mit Gewalt zur gesunden Regelmäßigkeit zurückgeführt; das ist so ziemlich Alles, wofür ich der Mutter Major Dankbarkeit schuldig bin.

Sie legte mir täglich eine Art Marter auf, indem sie mit mir vornahm, was sie in dem Rothwelsch ihres Handwerks das Knochenbrechen nannte. Folgendes ist das Verfahren, das sie bei

diesen unerläßlichen Anfangsgründen meiner Kunstübung befolgte.

Jeden Morgen band sie mir abwechselnd an jedes Handgelenk ein Gewicht von drei oder vier Pfunden und befahl mir unter Androhung harter Züchtigung, mit meinem Arme, parallel mit meinem Körper, zuerst ziemlich langsam, dann immer schneller eine Kreisbewegung zu beschreiben, bei welcher die Schulter so zu sagen den Angelpunkt darstellte.

Sobald mein Arm einmal durch das Gewicht an meinem Handgelenke fortgerissen war, was die Schnelligkeit der Bewegung ver Hundertfachte, fühlte ich, wie meine Gelenke sich mit schrecklichem Ziehen ausdehnten, alsdann kam es mir vor, was eine seltsame und sehr schmerzhaft e Empfindung war, als wenn mein Arm länger würde, und zwar beständig in erhöhtem Grade, je schneller die schleudernde Bewegung wurde.

Eine unerklärliche Kinderei veranlaßte mich bisweilen, trotz der lebhaften Schmerzen die Augen zu verschließen, um die Täuschung vollständig zu machen, und dann hätte ich schwören mögen, daß mein Arm, je nachdem er langsamer oder schneller herum kreiste, eine Länge von acht bis zehn Fuß erreichte. In meinen Unterredungen mit Bamboche nannten wir das lange Arme machen,



Hierauf wurden meine Beine einer ähnlichen Uebung unterworfen, und zwar ebenfalls mit den Gewichten, welche abwechselnd an beide Fersen befestigt wurden. Aber hier handelte es sich nicht von einer Kreisbewegung, sondern von einer pendelartigen Schwingung, bei welcher die Hüfte den festen Punkt ausmachte und das Bein mit einem ziemlich schweren Gewichte belastet die Pendelstange darstellte. Hier wiederholten sich dieselben Schmerzen, vielleicht noch empfindlicher, am Hüft-, Knie- und Fußgelenk, auch hier trat die seltsame Täuschung ein, als verlängerten sich meine Glieder in dem Maße, als die Uebung, zu welcher man mich anhielt, nach und nach immer schneller vorgenommen werden mußte.

Die Stunde schloß mit Dem, was die Mutter Major die Halsdrehung nannte.

Bamboche hatte mir gesagt, daß er die ersten Male, da diese neue Marter bei ihm angewendet worden, nahe daran gewesen

sei, toll zu werden. Das schien mir zuerst übertrieben, aber nach dem ich durch die Erfahrung belehrt worden war, sah ich ein, daß mein Freund Recht gehabt hatte.

Die Mutter Major faßte mir den Kopf in der Höhe der Ohren, welche sie mit dem Zeigefinger und Daumen faßte und beim geringsten Widerstande von meiner Seite bis aufs Blut kniff; dann drehte sie mir den Kopf, indem sie so meinen Schädel zwischen ihre großen Hände geklemmt hatte, welche eine Kraft aus übten wie ein Schraubstock, gewaltsam vorwärts, rückwärts, links und rechts hin, indem sie diesen fortwährenden und rasch aufeinander folgenden Bewegungen eine solche Schnelligkeit gab, daß mir, so zu sagen, der Hals umgedreht wurde; indem ich dabei von einem Schwindel, der von scharfem Stechen begleitet war, ergriffen wurde, kam es mir vor, als wenn meine Augen aus dem Kopfe treten wollten und mein Gehirn in seiner Knochenschale hin und her kugelte. Jeder dieser Stöße verursachte mir unglaubliche Leiden.

Fast immer folgte bei mir auf diese Uebung, welche die Unterrichtsstunde beschloß, eine gewisse vorübergehende Stumpfheit der Geisteskräfte.

Uebrigens muß ich gestehen, daß das Knochenbrechen seinen Nutzen hatte; ich erwarb nach und nach und um den Preis grausamer Schmerzen eine bewundernswürdige Schlankheit; gewisse Stellungen, gewisse Verschlingungen der Glieder, die mir von Natur unmöglich gewesen sein würden, fingen an, mir leicht zu werden. Aber meine schreckliche Lehrerin hatte daran nicht genug; als sie mich hinreichend knochenlos sah, wollte sie mir den türkischen Spaziergang aus dem Grunde beibringen. Warum er der türkische hieß, weiß ich nicht, aber die Sache ging auf folgende Weise vor sich.

Die Mutter Major ließ mich auf dem Boden auf einem Strohlager niedersitzen, band mir die rechte Hand mit dem rechten Fuß, sowie die linke Hand mit dem linken Fuß zusammen und rollte mich auf diese Weise vermöge einer Reihe von Purzelbäumen eine Strecke vorwärts. Der geringste Uebelstand dabei war, daß ich in Gefahr war, dabei das Rückgrat zu brechen; ich bekam in Folge jedes derartigen Versuches eine Art Blutschlag, welchem meine Lehrerin mit einem Eimer Brunnenwasser abhalf, den sie



über mich ausgoß. Dieser unvorhergesehene Wasserfall brachte mich dann wieder zu mir selbst, und wir gingen zu einer andern Uebung über.

Vor dem Publikum mußte der türkische Spaziergang frei ausgeführt werden, das heißt, statt Füße und Hände zusammen gebunden zu haben und von einem Andern einen Stoß zu bekommen, mußte man sich selbst bei den großen Zehen fassen und die Purzelbäume durch eine Schwingung des Körpers ausführen.

Auf diese Weise vergingen mehre Wochen, während welcher La Levrasse häufig abwesend war; zu verschiedenen Malen brachte er zahlreiche Haarzöpfe von allen Farben mit; denn er setzte seinen Handel fort, indem er bedürftigen Mädchen ihr Haupthaar ab kaufte. Meine Zuneigung zu Bamboche wuchs noch immer und zwar dadurch, daß er, welcher gegen Alle frech und boshaft war, sich gegen mich gut und liebevoll zeigte, wenn auch auf seine Weise; er war Zeuge der Leiden gewesen, welche mir besonders der türkische Spaziergang verursacht hatte, aber zu meiner großen Verwunderung hatte er mich weder getröstet noch beklagt. Er schien mir mehre Tage lang zerstreut und mit etwas Anderem beschäftigt, ich sah ihn oft in eine leere Scheune gehen, wo er sich lange auf hielt; er verbarg mir offenbar ein Geheimniß, aber ich war zu stolz, seinem Vertrauen zuvorkommen zu wollen.

Eines Tages kam ich erschöpft und verdummt aus meiner Unterrichtsstunde, der türkische Spaziergang war sehr verlängert worden, und ich litt heftige Schmerzen von einer Geschwulst am Daumen; denn ich war einmal verkehrt hingefallen, und die Mutter Major hatte mich wegen meiner Ungeschicklichkeit gezüchtigt. Ich fand Bamboche vor Freude strahlend, aber als er mein doppeltes Unglück erfuhr, verfinsterte sich sein Gesicht, er brach in Verwünschungen gegen die Mutter Major aus, untersuchte meine Hand mit brüderlicher Besorgniß, dann sah er mich traurig an und sagte mit bewegter Stimme:

– Glücklicherweise ist das das letzte Mal, daß Du Schläge bekommst. –

– Das letzte Mal? – sagte ich zu ihm ganz erstaunt.

Morgen wirst Du nicht mehr hier sein, – antwortete er nach kurzem Schweigen.

– Nicht mehr hier sein? – rief ich.

– Höre, ich habe gestern La Levrasse mit der Mutter Major sprechen hören, morgen kommt der Wassermensch; ich kenne den Kärner, der ihn herbringt, es ist ein wackrer Mann. Ferner habe ich in der Scheune einen großen Strick gefunden, in den habe ich Knoten gemacht und ihn gut versteckt. Nun ist in der Scheune ein Dachfenster, welches auf's Feld hinaus geht, da kannst Du hinaus kriechen; denn ich, der ich größer bin als Du, habe es versucht und bin durchgekommen. –

– Ich soll durchkriechen und warum? –

– Warte, ich werde den Strick im Voraus anbinden, ich habe ausdrücklich einen Pfahl dazu hinaufgetragen, sobald nun der Wagen, welcher den Wassermenschen mitgebracht haben wird, wieder abgeht, entwischest Du durch die Luke und bittest den Kärner, Dich mitzunehmen und, bis Du drei oder vier Meilen von hier entfernt wärest, Dich zu verbergen. Bist Du einmal aus La Levrasse's Klauen, so findest Du wohl irgend einen Maurer, der Dich als Handlanger annimmt, oder Du bettelst unterdessen. –

Bei diesem Vorschlage war es mir, als wollte mein Herz brechen, meine Thränen unterbrachen Bamboche.

– Was ist Dir? – fragte er barsch.

– Du hast mich nicht lieb, – sagte ich traurig zu ihm.

– Ich? – rief er im Tone des heftigen Vorwurfs, – ich, und ich gebe mir Mühe, Dir Rettung von hier zu bereiten? Seit 14 Tagen denke ich daran, ich sagte Nichts, um Dir keine falsche Freude zu machen, und nun nimmst Du's so auf? –

– Ja, – versetzte ich bitter, – das ist Dir ganz einerlei, wenn ich fortgehe. Dir ist an mir Nichts gelegen.

– Bei diesen Worten fiel mich Bamboche mit heftigen Faustschlägen an.

Obgleich ich an die wunderlichen Manieren meines Freundes gewöhnt war, brachte mich doch dieser plötzliche Angriff, dessen Bedeutung ich nicht sogleich begriff, heftig auf. Meiner Rührung folgte Erbitterung, und ich gab meinem Genossen Schlag für Schlag wieder.

– Und ich, der ich mich Deiner beraube, der ich fast den Hals gebrochen hätte, indem ich den Strick versuchte, ob er auch lang

genug wäre, – rief Bamboche wüthend über meine Undankbarkeit – hier nimm den, – und er begleitete diesen zärtlichen Vorwurf mit einem heftigen Puff.

Und Du hattest mir gesagt, wir wollten einander niemals verlassen? – antwortete ich nicht weniger unwillig, – hier wehr' Dich! – und ich erwiderte mit einem Fußtritt.

– Aber ich weiß ja, was Du hier aushalten mußt, Schuft! – versetzte Bamboche, indem er diese rührende Prügelszene fort setzte, – wehr' Dich, wenn Du kannst! –

– Aber Du weißt, daß, wenn wir nur zusammen sind, es mir einerlei ist, wenn ich breit geschlagen werde, – und ich hieb meinerseits auf ihn ein.

– Meinetwegen, – versetzte Bamboche, welcher sich nach und nach besänftigte, – aber ich bleibe hier, um auf Basquine zu warten; meinst Du, daß, wenn das nicht wäre, ich nicht schon lange die Baracke in Brand gesteckt hätte, um La Levrasse und die Mutter Major zu braten, und wir also entwischt sein würden? Aber da ich hier zurückgehalten werde; so entwische Du allein. –

– Nimmermehr! Denn wenn einmal Basquine hier ist, und Du mit ihr entfliehen willst, so werdet Ihr mich brauchen. –

Und der Kampf ward einen Augenblick unterbrochen. Bamboche, in Liebe und Haß gleich gewaltsam, machte eine Bewegung, um auf's Neue auf mich zuzustürzen. Im Ungewissen über seine Absichten, machte ich mich auf alle Fälle zur Vertheidigung bereit. Unnütze Vorsicht! Der seltsame Knabe drückte mich mit Inbrunst an seine Brust und sagte zu mir mit bewegter Stimme:

– Martin, das werde ich niemals vergessen! –

– Ich auch nicht, Bamboche. –

Und ich erwiderte seine freundschaftliche Umarmung eben so aufrichtig, wie ich seine Faustschläge erwidert hatte.

– Gottsdonnerwetter! Was ist das denn, bei mir in Bezug auf Dich? – sagte er nach kurzem Schweigen zu mir. – Ich mag mich prüfen wie ich will, ich versteh's nicht. –

– Ich auch nicht, Bamboche, Du bist gegen alle Welt ein eingefleischter Teufel, während Du gegen mich – ganz im Gegentheile – und das wundert mich. –

Nach einem neuen nachdenklichen Schweigen versetzte Bamboche mit halb spöttischer, halb trauriger Miene, die ihm nicht natürlich war:

– Ich weiß nicht, wie es gekommen sein mag, daß ich Dir von meinem Vater erzählte, vor Dir hatte ich Niemandem von ihm erzählt; aber die Geschichte hat mir wohl ein Stück Herz weich gemacht, und da bist Du nun in das weiche Stück hineingeschlüpft und drinn geblieben wie die Eidechse, die in den Stein eingewachsen ist, den La Levrasse zu zeigen pflegt, wenn er seine Künste macht, und Du ähnelst um so mehr der Eidechse im Stein, da es Dich nicht aus dem Herzen vertrieben hat, daß ich rasend in meine kleine Basquine verliebt bin. Und dann siehst Du wohl, scheint es mir, als ob es mir, seitdem ich mit Dir Freund bin, noch mehr Spaß machte, gegen die Anderen boshaft zu sein, und als wenn ich ein Recht dazu hätte. –

– Nun, ich nehme Dich beim Wort, Bamboche; ich werde Deine Eidechse sein, ich werde beständig in der kleinen Ecke sitzen bleiben, aber Du sprichst mir niemals wieder davon, daß ich ohne Dich entfliehen soll, nicht wahr? –

– Nein, aber wenn einmal Basquine hier ist, nach einigen Tagen, so entwischen wir, wenn sich eine gute Gelegenheit darbietet, alle Drei. –

– Und wohin wollen wir geben? –

– Immer der Nase nach. –

– Und wovon wollen wir leben? –

– Wir wollen betteln, wir wollen sagen, daß wir Bruder und Schwester sind, daß uns unsere Aeltern gestorben sind. Die dummen Spatze von Vorübergehenden werden Mitleid mit uns haben, wir werden ihr Geld einsäckeln, wie der Krüppel sagte. Und so werden wir herrlich und in Freuden leben, ohne daß wir uns andere Mühe geben als zu betteln. –

– Und wenn man uns Nichts gibt? –

– Kindern mistraut man nicht, dann stehlen wir. –

– Hm! Stehlen – versetzte ich nachdenklich, indem mir Limousin, mein früherer Herr, einfiel, der so viel Abscheu gegen den Diebstahl hatte. Auch setzte ich hinzu:

– Das Stehlen wollen wir doch bleiben lassen. –

- Warum? –
- Weil's Unrecht ist. –
- Unrecht, warum? – – Ich weiß nicht, Limousin sagte, es wäre Unrecht. –
- Und ich sage, es ist nicht Unrecht; glaubst Du Limousin mehr als mir? –
- Er sagte, man müsse seinen Lebensunterhalt mit Arbeiten erwerben. –
- Mein Vater arbeitete und hat Nichts als den Tod erworben, – antwortete Bamboche finster, – der Muldensterz bettelte und stahl, wenn er konnte, und das hindert nicht, daß weder mein Vater noch ich jemals eine so gute Mahlzeit gethan haben, als die schlechteste des Muldensterz war. Auch ich habe, als mein Vater umgekommen war, ehe ich bettelte, die Vorübergehenden um Arbeit gebeten. Ich hatte guten Willen, aber hat man mir Arbeit gegeben? Nein! Wer hat sich um mich bekümmert? Niemand. Arbeiten die Wölfe auch? Wenn der Wolf hungrig ist, so frißt er. Arbeiten, ja freilich! – La Levrasse und die Mutter Major arbeiten nicht, sie stehlen Kinder, wie wir sind, sie verdrehen uns die Glieder, prügeln uns halbtodt und lassen uns vor'm Publikum wie abgerichtete Hunde tanzen, und davon essen sie sich alle Tage pumpsatt und füllen ihren Säckel – und wenn ich den jemals finde, ihren Säckel, da sei nur ruhig, da wollen wir lachen, mach Dir darüber keine Sorgen. Wenn ich nicht Basquinen erwartete, – und Bamboche's Augen glänzten, seine starke und breite Brust hob sich, als er diesen Namen aussprach, – so wären wir schon weit von hier – aber nur ein Bisschen Geduld, und Du sollst sehen, was für ein gutes Leben wir Drei noch führen werden. Frei und fröhlich wie die Vögel und marodierend wie sie. Was hilft's den Anderen, wenn sie erst um Erlaubniß bitten, wo sie nehmen können, was sie brauchen, um gut zu leben. Hm! Was würde Dein alter Zeisig von Limousin darauf geantwortet haben? –
- Hm! hm! Aber höre, Bamboche, wir sind doch keine Vögel! –
- Sind wir mehr oder weniger? Hältst Du Dich für mehr als einen Vogel? – antwortete mir Bamboche im Tone stolzer Würde.
- Ich halte mich für mehr als einen Vogel, – antwortete ich mit Ueberzeugung, durch meinen Freund über meine persönliche

Würde aufgeklärt.

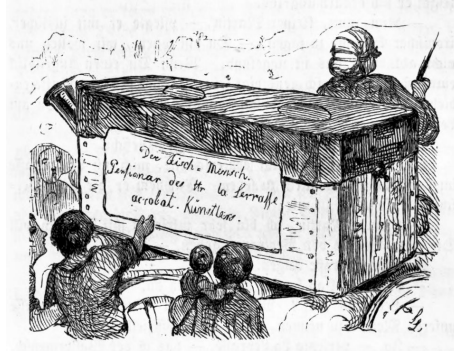
– Nun denn, – versetzte Bamboche, im voraus über das Dilemma, in dem er mich zu fangen gedachte, triumphierend, wir sind mehr als die Vögel und sollten nicht einmal das Recht haben, zu thun, was sie thun? Wir sollten nicht wie sie das Recht haben, so wie sie zu marodieren, um unseren Lebensunterhalt zu finden?

–

Ich gestehe, dieses Dilemma setzte mich in Verlegenheit, ich wußte Nichts darauf zu antworten.

Ich hatte so wie viele andere verwahrloste Kinder keinerlei Begriff vom Guten und Bösen, vom Rechten und Unrechten. Doch nein, ich hatte wenigstens einige strenge Ausdrücke meines frühern Herrn Limousin gegen den Diebstahl behalten; aber diese Worte, welche nur eine einfache Behauptung enthielten, konnten in meinem Geiste keine tiefen Spuren zurückgelassen haben, noch waren sie im Stande, einen Widerhalt gegen die verführerischen Paradorien meines Genossen zu bilden; denn ich gesteh' es, dieses geflügelte Buschklepperleben mit Bamboche und Basquinen, dieses freie Abenteuerleben, wobei wir von dem Almosen der guten Herzen und im schlimmsten Falle durch gewagte Mittel unsern Unterhalt finden würden, schien mir der Gipfel des Glückes zu sein.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Der Wassermensch.*

An dem Abend desselben Tages, an dem ich es abgelehnt hatte, von dem Mittel zur Flucht, das Bamboche für mich aus gesonnen, Gebrauch zu machen, winkte mir La Levrasse mit dem Finger, ihm in das Perückenzimmer zu folgen.

Dieser Mensch mit seinen krampfhaften Fratzen, seiner Kaltblütigkeit, seinem falschen und abgefeimten Lächeln, seiner spitzen Stimme, seinen höhnischen und zusammengekniffenen Lippen flößte mir noch mehr Schrecken ein, als die Mutter Major mit ihren großen Fäusten und ihrer gewaltigen Stimme; denn diese hatte mehre Male, wenn sie mich von Anstrengung ermattet, von Schweiß übergossen, von Schwindel ergriffen und mit Blut unterlaufenen Augen hatte daliegen sehen, für einige Augenblicke meine Uebungen unterbrochen; aber wenn La Levrasse bei ihnen zugegen war, zeigte er sich erbarmungslos.

– Nun, nun, kleiner Martin, – pflegte er mit süßlicher, ironischer Stimme zu sagen, – Du bist warm, wir wollen uns nicht abkühlen, das ist ungesund. Wenn Du einen Augenblick einhältst, so werde ich genöthigt sein, Dir mit heftigen Peitschenhieben das Maß zu einer Gesundheitsjacke zu nehmen, die Du am Leibe tragen sollst, bis Du 71 Jahre alt bist. –

Und dann schnitt er mir ein grimmiges Gesicht.

Auf diese Weise war ich sehr erschreckt, mich mit La Levrasse im Perückenzimmer allein zu sehen. Nachdem er die Thür

verschlossen, sagte er zu mir:

– Kleiner Martin, ich bin sehr zufrieden mit Dir, ich will Dir einen Beweis von Vertrauen geben. –

Ich machte große Augen.

– Leonidas Hay kommt morgen früh an. –

– Leonidas Hay? Meister – Wir pflegten La Levrasse unseren Meister zu nennen, das war die offizielle Anrede.

– Ja, – versetzte La Levrasse, – das ist der Wassermensch, und da Du hier der Jüngste bist, so fällt der Dienst auf Dich, kleiner Martin. –

– Welcher Dienst, Meister? –

– Ein Vertrauensdienst, wohlverstanden; denn dieser Schurke von Bamboche wär' im Stande, ihn ersticken zu lassen und nicht gehörig mit Wasser zu versehen. –

– Und was soll denn mein Dienst sein, Meister? –

– Du mußt den Wassermenschen füttern; denn er hat Nichts als Flossen, das arme Thier, und die sind sehr unbequem, wenn es darauf ankommt, Messer und Gabel zu handhaben. –

– Ich soll den Wassermenschen füttern, Meister? –

– Und dann mußt Du ihm alle Tage neues Wasser geben, kleiner Martin; denn er lebt als Süßwasserfisch in einem großen Bottich. –

– Ihm frisches Wasser bringen! – rief ich, mehr und mehr über den Zuwachs an Arbeit betreten.

– Außerdem mußt Du ihm zweimal des Tages Nilwasser zu trinken geben, wovon er einen Vorrath bei sich führt; denn anders kann er keins trinken; es ist das aus seinem Geburtsflusse; aber nimm Deine Finger wohl in Acht; denn er beißt, indem er nämlich durch seinen Großvater von der königlichen Familie der Krokodille abstammt, und durch seine Urgroßältern stammt er von den heiligen Kaimans ab, welche von diesem rohen Volke verehrt und angebetet werden. –

Diese Rede, die im Tone des Gauklers, der den Stab in der Hand eine Naturerscheinung demonstriert, ausgesprochen wurde, unterbrach der plötzliche Eintritt der Mutter Major; sie stürzte wie ein Orkan in's Perückenzimmer, mit wüthenden und drohenden Geberden hielt der weibliche Alcide einen großen Brunnenstrick,



welcher sorgfältig gewaschen und in gewissen Zwischenräumen mit Knoten besetzt war, in der Hand.

Eine Ahnung sagte mir, daß es der Strick sei, von dem Bamboche mir erzählt hatte, und der zu meiner Flucht hatte dienen sollen.

– Er wollte entwischen, der Schurke von Bamboche, ich merkte so etwas, ich sah, wie er mit Wolfsschritten in die Scheune dicht am Taubenhause schlich, ich ging ihm nach, ohne daß er mich sah, und ertappte ihn mit diesem Strick unterm Arm. –

– Ha, ha! – brummte La Levrasse mit einer scherzhaften Fratze, die mich zittern machte.

– Ja, noch mehr, er hatte eine Art Haken am Balken des Dachfensters angebracht, um da seinen Strick zu befestigen und hinauszuschlüpfen. –

– O, o! – brummte La Levrasse mit einer zweiten Fratze, die noch grimmiger war als die erste.

– Ich habe ihn im Keller angebunden, den Schurken, gebe Einer diesen Spitzbuben noch eine Erziehung, lehre Einer sie einen Erwerbszweig, damit sie, wenn sie arbeiten können, ausreißen, – rief die Mutter Major, – aber ich werde –

La Levrasse hielt sie fest.

– Halt, Alte! Er gewöhnt sich schon an Deine zarte Behandlung. Du machst mehr Lärm, als Du ihm wehtust, ich mache nicht mehr Lärm als ein Maulwurf in seinem Loche, man hört Nichts, und meine kleinen Rathschläge dringen doch tiefer in die Haut ein, als Dein grobes Wüthen. Ist er im Keller, der kleine Bamboche? –

– Ja – und fest angebunden, obgleich er mir die Hände abfressen wollte. –

– Ich werde ihm einen kleinen Besuch abstatten, – und da mit ging er mit leisem, vorsichtigem Schritte auf die Thür zu wie eine wilde Katze, welche sich in den Hinterhalt legen will, um ihrem Raube aufzulauern.

Nicht ein einziges Mal seit meiner Ankunft in dem Hause hatte La Levrasse selbst Bambochen eine Züchtigung ertheilt, auch machten mich die Drohungen und die Weise, in der unser Meister fortging, vor Schrecken und Furcht für meinen Genossen erstarren.

Die Mutter Major brachte mein Entsetzen zu seinem Gipfel, indem sie La Levrassen am Arme faßte und halb laut zu ihm sagte:

– Geh auch nicht zu weit! –

– Sei nur ruhig, wir brauchen ihn erst nach 14 Tagen, – antwortete La Levrasse, – brauchst kein Herzklopfen zu bekommen. Du sollst Nichts davon hören, ich mach's ganz stille ab – ich mach's ganz stille ab – ganz stille, ganz stille, stille, – und er ging hinaus, indem er diese Worte wiederholte, die er mit einer auffallenden Grimasse begleitete.

– Das ist gleich, – sagte die Mutter Major zu sich selbst, trotz ihrer Härte offenbar beunruhigt und ohne Zweifel vergessend, daß ich gegenwärtig war, – das ist gleich, ich gehe auch hin, das ist doch klüger. La Levrasse hat heute Abend etwas Böses im Blick.

–

Und indem sie den Bündel Stricke, den sie unterm Arme hielt, hinwarf, stürzte sie nach der Thür und ließ mich in Verzweiflung stehen; denn meinetwegen, um der Vorbereitung zu meiner Befreiung willen, sollte ja Bamboche eine Züchtigung erleiden, die mir um ihrer geheimnißvollen Ankündigung willen um so fürchterlicher erschien.

Ich faßte daher die Mutter Major am Arme und rief:

– Ich bin es, der da hat entwischen wollen, meinetwegen hatte Bamboche den Strick gemacht, ich hatte ihn dazu angestiftet, ich muß die Strafe leiden. –

– Wie, Du wolltest entfliehen – Du! – Gut, daß ich das erfahre, – sagte die Mutter Major, indem sie mich prüfend an sah, – und der Schlingel von Bamboche half Dir – Ihr taugt Einer so viel wie der Andere. Ihr wollt uns die Früchte davon entziehen, daß wir Euch einen Erwerbszweig verschafft haben – aber warte – ich bin gleich wieder hier. –

Und mit diesen Worten ließ mich die Mutter Major im Perückenzimmer allein und verschloß die Thür doppelt. In meiner Verzweiflung warf ich mich auf den Boden und zerfloß in Thränen; denn ich warf mir vor, die unschuldige Ursache von Bamboche's Züchtigung zu sein.

Als dieser erste heftige Anfall meines Seelenschmerzes vor

über war, horchte ich, ob ich nicht etwa das Schreien meines Genossen hören könnte.

Alles blieb im tiefsten Schweigen.

Ich kletterte zu dem kleinen Fenster hinauf, das mit zwei kreuzweis übereinander gelegten Eisenstäben vergittert war, aber ich sah Nichts.

Die Nacht kam heran. Zur Zeit des Abendessens hörte ich Schritte vor meiner Thür und bald darauf die Stimme La Levrasse's.

– Kleiner Martin, Du gehst heute ohne Abendessen schlafen, das wird Deine Aufregung besänftigen; morgen wird Dich Deine neue Bekanntschaft, der Wassermensch, trösten. –

Ich brachte eine peinliche Nacht zu; sie war hundert Mal peinlicher als diejenige, welche ich gleich nach meiner Ankunft bei La Levrasse in eben dieser Stube zugebracht hatte.

Gegen Mitternacht schlief ich ermattet ein; unheilvolle Träume störten meinen Schlummer, ich sah Bamboche den schrecklichsten Martern preisgegeben, ich hörte, wie er zu mir sagte: Martin, Martin, das ist Deine Schuld! Mitten in diesen schrecklichen Gesichtern erschien mir die ungeheure Gestalt des Wassermenschen, er verfolgte mich, und ich wußte seinen grausamen Bissen nicht zu entgehen.

Zwei heftige Schläge an meine Thür erweckten mich mitten in diesem Traume plötzlich. Es war Tag. Ich horchte auf, es war La Levrasse's Stimme.

– Schnell, schnell, kleiner Martin, der Wassermensch ist so eben gekommen, er wartet auf seinen kleinen Diener. –

Und die Thür öffnete sich. Da die Wirklichkeit so zu sagen meinen Traum fortsetzte, sah ich La Levrasse mit scheuem Blicke an; dann erinnerte ich mich der verschiedenen Vorfälle des vorigen Tages und that die Frage:

– Und Bamboche? –

– Bamboche? – oder hat es besser als Du, er pflegt sich im Kühlen – er hat auf ein Paar Tage – Urlaub. –

Und nach kurzem Schweigen setzte La Levrasse hinzu:

– Und Du wolltest fliehen, kleiner Martin? – So verläßt man Vater und Mutter nicht, das ist nicht hübsch.

– Wo ist Bamboche? Ich will ihn sehen, – rief ich, – was habt Ihr gestern mit ihm gemacht? –

Und da mir La Levrasse mit einer Fratze antwortete und mir die Thür wies, schwieg ich, indem ich bedachte, wie unnütz meine Fragen seien, aber fest entschlossen, die Freiheit, die man mir ließ, zu benutzen, um mich meinem Leidensgefährten zu nähern. Als ich mit La Levrasse auf den Hof kam, fand ich die Mutter Major, die ihre herkulischen Kräfte entfaltend dem Fuhrmann dabei half, eine ziemlich schwere Kiste von auffallender Gestalt über die Bäume einer Leiter, wie sie die Arbeitsleute, welche Fässer abladen, anzuwenden pflegen, herabgleiten zu lassen. In der Kiste war der Wassermensch, wie dies eine gewaltige Aufschrift mit rothen Buchstaben auf dem Grunde ankündigte:

Der Wassermensch,

Kostgänger des Herrn La Levrasse, Seiltanzkünstlers.

Ueber dieser Kiste, welche von länglich-viereckiger Form und einer viereckigen Badewanne, von welcher die Wangen abgeschnitten sind, sehr ähnlich war, erhob sich ein Regendach von Leinwand. Zwei runde Lichtlöcher von mattem Glase erleuchteten das Innere dieses Kastens, während man an der Vorderseite des Regendaches mehre Löcher bemerkte, welche frische Luft einzulassen bestimmt waren, aber die dem neugierigen Blicke keinen Zutritt gestatteten.

Unter dem Regendach an der Hinterseite des Kastens war ein großer Trichter, welcher dazu bestimmt schien, das Wasser aufzunehmen, mit dem der Kasten angefüllt wurde; dasselbe konnte, wenn man es erneuern wollte, durch einen Hahn, der am untern Ende des Kastens angebracht war, ablaufen. Als dieser glücklich abgeladen war, sagte der Fuhrmann, ein Mensch von ehrlicher und unbefangener Gesichtsbildung, und der die ihm anvertraute Ladung mit einer Mischung von Furcht und Neugierde anzusehen schien, zu La Levrasse:

– Ich hoffe, Meister, Ihr seid mit der Fuhre zufrieden? Ich bin gestern abgefahren, und nun bin ich schon da; die Nacht war mild, so daß ich nur angehalten habe, um meine Pferde zu füttern, ich habe, wie Ihr seht, meine 22 Lieues in 15 Stunden zurückgelegt, und –

La Levrasse unterbrach den Fuhrmann:

– Ihr habt doch auch dem Wassermenschen gestern Abend frisches Wasser gegeben, wie Euch anbefohlen worden? –

– Nein, Herr La Levrasse, davon hat mir Niemand Etwas gesagt. –

– Ha, – rief La Levrasse, indem er von schrecklicher Angst ergriffen schien, welche Unterlassung! –

– Aber Herr Boulingrin, bei dem ich das Wasserthier – nicht doch, den Wassermenschen, aufgeladen habe, hat mir Nichts davon gesagt. –

– Euch Nichts gesagt? –

– Nein, Herr La Levrasse, er sagte mir nur: Hier, Vater Lefevre, hier ist eine Kiste mit einem Wassermenschen, er braucht Nichts, ich habe ihm zwei Karpfen und einen Aal zur Fütterung hineingesetzt. –

-- Ohne weiter auf die Rechtfertigung des Fuhrmanns zu hören, stürzte La Levrasse auf die Kiste zu und heftete den Mund auf eins der Luftlöcher.

– Leonidas, – rief er, – mein Bester, wie geht es Dir? –

Eine leidende Stimme antwortete zuerst einige Worte in einer fremden Sprache, bei der der Fuhrmann und ich die Ohren weit aufsperrten. Ich erfuhr später, daß es eine lateinische Anführung aus dem Seneca gewesen; alsdann setzte die Stimme in unserer Muttersprache hinzu:

– Frisch Wasser, Frisch Wasser! –

– Habt Ihr's gehört, Vater Lefevre, – sagte La Levrasse zum Fuhrmann mit wichtiger Miene, – er sehnte sich so nach dem Wasser, daß er es zuerst auf ägyptisch sagte. –

– Das war also ägyptisch? –

– Das reinste Aegyptisch vom Nil. – Er wünschte also frisches Wasser zu haben, das wußte ich wohl, – versetzte La Levrasse besorgt; – denn er ist in diesem Punkte so empfindlich wie ein Bluteigel. O, Vater Lefevre, – setzte La Levrasse im feierlichen, vorwurfsvollen Tone hinzu, – Ihr werdet vielleicht Schuld werden an meinem großen Unglück! –

Dann wandte er sich zur Mutter Major.

– Schnell, schnell, ein Paar Eimer frisches Wasser – es kann ihm das Leben kosten. –

Und während die Mutter Major und ich einige Eimer Wasser pumpten, öffnete La Levrasse den Hahn an der Kiste, und das Wasser lief reichlich ab.

Darauf nahm La Levrasse einen von den Eimern, die ich her beibrachte, und leerte ihn in zwei oder drei Malen in den Trichter.

– Uf, das ist angenehm, – sagte die Stimme mit dem Ausdruck des stärksten Wohlbehagens und ohne einen Anflug von fremdländischer Aussprache, – das ist angenehm! –

Auch auf diesen Ausruf folgten einige lateinische Worte.

Der Fuhrmann war außer sich, daß er auf diese Weise unfreiwillig das kostbare Dasein eines ägyptischen Wassermenschen, der so gut französisch sprach, in Gefahr gebracht hatte.

– Und ich bin so lange am Flusse hingefahren! – rief der Fuhrmann mit einem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns, – daß es mir da auch nicht eingefallen ist, da ich doch wußte, daß ich einen Wassermenschen geladen hatte, meinen Karren bis über die Decke der Kiste in's Wasser zu schieben und ihn da nur eine Stunde im Strome stehen zu lassen, damit der Wassermensch sich recht erfrischen könnte! Was bin ich doch für ein Dummkopf!

–

Kaum hatte der Fuhrmann dieser allzu späten Reue Worte gegeben, als der Bewohner der Kiste eine heftige Bewegung zu machen schien, als entsetzte er sich nachträglich über den hydraulischen Plan seines Kutschers.

– Unseliger! – rief La Levrasse seinerseits, indem er sich zu dem Fuhrmann wandte, – Du hättest ihm einen schönen Streich gespielt. –

Dann bückte er sich über die Oeffnungen der Kiste und setzte hinzu:

– Leonidas, mein Schatz, geht's jetzt besser? –

– Besser, besser, – sagte die Stimme, – aber der Fluß – niemals, niemals! – sagt das dem Fuhrmann. –

– Der Kerl ist durch das viele Tauchen im Nil verdorben, – sagte La Levrasse mit wichtiger Miene, – und mag nun keinen anderen Fluß mehr. – Geh, Aristokrat, – setzte er hinzu, indem er sich gegen die Kiste wendete.

– Ach, Herr La Levrasse, – sagte der Fuhrmann, den Kopf wiegend, – was für herrliche Einnahmen werdet Ihr auf dem ganzen Wege machen! In jedem Dorfe, in jedem Flecken, in jeder Stadt lief die halbe Bevölkerung meinem Karren nach. Ah, ein Wassermensch, ein Wassermensch! das muß lustig und seltsam sein, sagten Alle, indem sie die Aufschrift lasen. Ja Freunde, antwortete ich, ich bringe ihn zu Herrn La Levrasse, dem er gehört, und wenn er mit seiner Truppe wieder hier durchkommt, so werdet Ihr den Wassermenschen sehen. –

La Levrasse unterbrach den Fuhrmann.

– Seid Ihr durch Saint-Genét gekommen? – sprach er.

– Ja, Meister. –

– Und mein Auftrag? –

– Ich habe Euren Brief abgegeben. Ach, Meister, es zerreißt Einem das Herz, der Wagner ist fast des Todes. –

Bei diesen Worten verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit. Bamboche hatte seine Eröffnungen durch Nennung des Dorfes, in dem der arme Wagner, der Vater der kleinen Jeannette, der künftigen Basquine der Truppe, wohnte, vervollständigt.

– So ist's also wahr, daß der Wagner sehr krank ist? – rief La Levrasse, ohne seine Freude verbergen zu können. – Seine Frau hatte mich also in ihrem Briefe nicht getäuscht – hast Du sie gesehen, die Frau? –

– Ja, immer schwach und bettlägerig. Ach, Meister, es zerreißt Einem das Herz, wenn man da Vater und Mutter krank liegen sieht und ringsherum das Häuflein zerlumpter und verhungertes Kinder. –

– Du siehst, der Wagner liegt im Sterben, – sagte La Levrasse mit nachdenkender Miene, indem er die Mutter Major ansah.

– Folglich, – sagte sie, – müssen wir uns sobald als möglich aufmachen. –

Ja, ja, je blder, je besser, – antwortete La Levrasse. –

Dieser Entschluß La Levrasse's freute mich sehr. Wie glücklich würde Bamboche sein, wenn er erfhre, daß er sobald schon Basquine sehen sollte! Von jetzt an war es mein einziger Gedanke, auf ein Mittel zu sinnen, zu meinem Leidensgefährten durchzudringen und ihm diese erfreuliche Nachricht mitzutheilen.

La Levrasse wandte sich zum Fuhrmann, gab ihm etwas Geld und sagte:

– Dies für Euch – Eure Pferde haben sich schon ausgeruht, geht jetzt. –

– O, ich gehe so noch nicht, Meister, – antwortete der Fuhrmann, – zuvor noch zweierlei. –

– Was, zweierlei? –

– Erstlich, Meister, möchte ich den kleinen Bamboche einmal sehen, den boshaften, verschmitzten Affen – er ist freilich böseartig, wie ein Satan, aber ich mag ihn doch gern sehen –

– Bamboche schläft, – versetzte La Levrasse barsch.



– Schade! – Meister. Das zweite ist ein Trinkgeld. –

– Ich habe meiner Großmutter auf ihrem Sterbebette geschworen, niemals ein Trinkgeld zu geben – sagte La Levrasse mit komischer Feierlichkeit.

– Wartet doch, Meister; das Trinkgeld, um das ich bitte, ist blos,



daß Ihr mich einen kleinen Blick auf den Wassermenschen werfen laßt: ich habe auf dem Wege durch die Löcher zu gucken versucht, aber Nichts sehen können. –

– Wenn wir in Eure Stadt Apremont kommen, will ich Euch am Tage nach der letzten Vorstellung einen Platz gratis geben. –

– Aber, Meister. –

– Was, wollt Ihr Euch über mich lustig machen? Ihr würdet auf dem ganzen Rückwege erzählen, was Ihr gesehen, und da es Narren gibt, die sich begnügen, mit anderer Leute Augen zu sehen, so würde das meine Einnahme beeinträchtigen. –

– Meister, ich schwöre –

– Genug davon! – versetzte La Levrasse – habt Ihr an den Orten, wo Ihr angehalten, angezeigt, daß ich auf meiner Durchreise Haar ankaufen werde? –

– Ja, ja, – antwortete der Fuhrmann, indem er einen Seufzer, den ihm seine betrogene Neugierde auspressen wollte, zu ersticken suchte. – Ich habe gesagt, Ihr würdet Eure Ernte halten, Ihr Haarmäher, der Ihr seid, und Ihr werdet das Haar wohlfeil bekommen; denn das Brot ist dort sehr theuer. –

– Nun, glückliche Reise, – sagte La Levrasse, indem er dem Fuhrmann mit der Hand die Thüre wies.

– Ihr wollt also nicht, Meister? –

– Wollt Ihr gehen? – antwortete La Levrasse ungeduldig mit dem Fuße stampfend. Einige Augenblicke nachher schlossen sich die schweren Pforten des Hofes hinter dem Fuhrmann und seinem Karren, und wir, ich, La Levrasse und die Mutter Major, blieben allein mit dem geheimnißvollen Kasten, in dem der Wassermensch steckte.

Ich muß gestehen, trotz meiner Sorge um Bamboche, trotzdem, daß mich der Wunsch, zu ihm zu dringen, um ihm die bevorstehende Reise in Basquinens Nähe anzuzeigen, nicht ruhen ließ, empfand ich doch in Betreff des seltsamen Subjectes, das ich nach La Levrasse's Befehl so unablässig bedienen sollte, eine gewisse furchtsame Neugierde.

---



## Zehntes Kapitel.

### *Der zweite Ehrenpreis.*

Jetzt sagte der Wassermensch, da er wahrscheinlich die Pforten des Hofes hatte zugehen hören, mit schüchterner Stimme durch die Löcher seiner Kiste:

– Kann ich jetzt herauskommen? –

– Warte, – sagte La Levrasse, – dieser Schurke von Fuhrmann ist so neugierig, daß er im Stande ist, sich auf seinen Wagen zu stellen, um über die Pforte zu sehen oder durch das Schlüsselloch zu lugen. Mutter Major, steige hinauf und sieh zu, ob er fortfährt. –

Der weibliche Herkules beeilte sich, zu gehorchen, verschwand durch eine Thür, erschien bald darauf an einem Bodenfenster und sagte, den Wagen mit dem Blicke verfolgend:

– Es hat keine Gefahr, der Vater Lefevre ist da unten, jetzt wendet er um die Ecke des Gäßchens. –

– Nun, Leonidas, magst Du Luft schöpfen, – sagte La Levrasse zu dem Wassermenschen, indem er die Kiste öffnete.

In diesem Augenblick schlug mir das Herz vor Furcht und Neugierde, ich sollte endlich diese geheimnißvolle Erscheinung zu Gesicht bekommen.

Der Deckel der Kiste erhob sich.

Ein Mann von kleinem Wuchse stieg langsam und mühsam heraus, als wären ihm die Glieder von dem langen Liegen steif geworden. Was mir gleich anfangs auffiel, war, den langen Rock ohne Aermel, mit dem dieser Mensch bekleidet war, und welcher

seine Arme vollkommen verdeckte, völlig trocken zu sehen; ich hatte im Gegentheil, indem ich mich an die 2 oder 3 Eimer Wasser erinnerte, die La Levrasse vor meinen Augen in den Trichter, der mit der Kiste im Zusammenhange stand, hineingegossen hatte, ihn wie einen Flußgott tiefend zu sehen erwartet.

Leonidas Hay, das war sein Name, welcher eine wahre Vorbedeutung enthielt, schien 25 Jahre alt; seine unregelmäßigen und niedrigkomischen Züge würden, hätte man sie nachbilden wollen, einem Entwurfe, der von ungeübter Hand gezeichnet wäre, geglichen haben; sein rechtes Auge, dessen oberes Augenlid in Folge eines angeborenen Fehlers beständig halb herabhing, stand viel höher als das linke Auge, das immer geöffnet war. Hieraus entstand der wunderlichste Blick, den vielleicht jemals ein Mensch gehabt haben mag. Die Spitze der langen Nase des Leonidas neigte sich, statt senkrecht auf ihrer Wurzel zu stehen, beträchtlich nach der linken Wange; eine erhebliche Unregelmäßigkeit, welche dem Munde ein lächerliches Ansehen gab, obgleich dieser an und für sich ungefähr an seiner Stelle stand und durch zwei dicke Lippen, unter denen das Kinn plötzlich zurücktrat, stark bezeichnet war; der Hirnschädel war groß, das Haar selten, von einem faden, matten Kastanienbraun, einige kleine Büschel Barthaar



von derselben Farbe keimten seit einigen Tagen aus der bleichen Haut hervor, welche von Blatternarben grausam durchfurcht war.

Diese Gestalt hatte bei ihrer lächerlichen Häßlichkeit einen solchen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Schüchternheit, daß ich, statt bei dem Anblicke unseres neuen Genossen eine Neigung zum Lachen zu verspüren, ihn vielmehr mit einer gewissen Theilnahme betrachtete.

– Ego et animal sum et homo, non tamen duos esse dices<sup>3</sup>. – Ich bin zugleich Thier und Mensch, und man kann doch nicht sagen, daß ich nicht Ein Wesen sei.

Dieses war die lateinische Anführung, mit welcher der Wassermensch Leonidas Hay uns begrüßte, als er aus seinem Fischtrog herausstieg.

Es ist unnütz, hinzuzusetzen, daß ich in dieser Epoche meines Lebens nicht einmal die Worte, welche Leonidas aussprach, zu unterscheiden wußte, ich hörte nur mir unverständliche Laute, aber als ich später auf meiner abenteuerlichen Laufbahn Leonidas

Hay hier und da antraf, welcher beständig eben so verschiedene wie seltsame Rollen spielte, riefen wir uns unsere erste Zusammenkunft bei La Levrasse so häufig in's Gedächtniß zurück, daß ich die Bedeutung dieser Anführung aus dem Seneca, dem Lieblingsschriftsteller des Wassermenschen, welcher mehr als Jemand darauf angewiesen war, die stoische Philosophie seines Meisters in Ausübung zu setzen, in Erfahrung brachte.

Ich finde unter meinen Papieren ein Bruchstück aus einem Briefe, welchen Leonidas Hay fünfzehn Jahre später an mich schrieb.

Trotz der untergeordneten Stellung, die ich damals ein nahm, hatte ich Hoffnung gefaßt, meinen ehemaligen Kameraden in eine glücklichere und angemessenere Lage versetzen zu können.

In diesem Briefe, welcher dazu bestimmt war, einem Dritten mitgetheilt zu werden, erörterte Leonidas mit der unbefangenen Freimüthigkeit die Gründe, welche ihn bewogen hatten, die Rolle des Wassermenschen zu übernehmen. Hier folgt dieses Bruchstück; man wird aus ihm diesen neuen Mitspieler, welchen man im Verlaufe dieser Erzählung noch mehr als einmal antreffen wird, kennen und vielleicht lieben lernen.

---



## Elftes Kapitel.

### *Bruchstück eines Briefes des Leonidas Hay.*

Ich war geboren, um Schneider zu werden. Alles bestätigt mir, daß ich ein guter Schneider geworden wäre, aber mein ehrgeiziger Vater gab es nicht zu; sein Andenken bleibe in Ehren; denn er hatte das beste Herz von der Welt, aber er war zugleich der verdrehteste Kopf, der mir vorgekommen ist.

Er war Portier beim Herrn Raymond, welcher auf dem Boulevard Mont-Parnasse – man kann dort weitere Nachweisungen bekommen – eine Pensionsanstalt hatte. Mein Onkel, welcher ein armer, kleiner Flickschneider war und in der Nähe der Pensionsanstalt wohnte, besorgte die Ausbesserung der alten Kleider der Zöglinge. Wenn ich ihm dergleichen brachte und ihn mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Tische sitzend, in seiner im Winter durch einen eisernen Ofen wohlerwärmten, im Sommer von der frischen Luft des Boulevard durchfächerelten Stube geschickt die Nadel führen sah, konnte ich mir keine glücklichere Lage denken; das Geklapper seiner großen Stahlscheere, die in ein ganzes Stück glänzendes Tuch hineinschnitt, der Anblick seiner Strähnen Zwirn von allen Farben machte mich ganz selig. Aber meine Verwunderung für meinen Onkel stieg zur Verehrung, bei nahe zur Anbetung, wenn er mir eine Sertanerhose, mehr brauche ich nicht zu sagen, die ich ihm, großer Gott, in welchem Zustande! überbracht hatte, scheinbar frei von jedem Risse zurückgab.

Ich muß auch gestehen, daß die körperliche Bequemlichkeit,

welche mit diesem schönen Gewerbe, das die alten Lumpen so wunderbar umzuwandeln weiß, verbunden ist, einen großen Reiz für mich hatte; denn gebrechlich und unbeholfen, wie ich bin, scheue ich mich vor jeder Bewegung; eine geheime Ahnung sagte mir, daß, da ich, was das Moralische anbetrifft, sehr furchtsam und physisch sehr häßlich bin – in der That von einer lächerlichen und dummen Häßlichkeit, mit einem hoch und einem niedrigstehenden Auge ohne meine schiefstehende, lange Nase in Rechnung zu bringen – die körperlichen Unvollkommenheiten mich als Schneider in dem Zutrauen, welches meine Kunden zu mir haben könnten, beeinträchtigen würden.

Trotz dieser günstigen Aussichten wurde mein Lebensglück durch die thörichte Eitelkeit meines Vaters gestört. *Et fient et facta ista sunt!* – Dergleichen ist immer geschehen und wird auch in Zukunft geschehen, wie der göttliche Seneca sagt.

Es war der Abend der Preisvertheilung, mein Vater hatte vor seinem Stübchen so viele eichenbekränzte Zöglinge, welche schöne, neu eingebundene Bücher unter dem Arm trugen, vorbeigehen sehen, er war durch die Musik, die nach der Nennung eines jeden Gekrönten einen Tusch blies, so sehr aufgeregt, und endlich hatten die Worte des Herrn Ministers des öffentlichen Unterrichts, der die Feier mit seiner Gegenwart beehrt und die kleinen Zöglinge



den künftigen Ruhm Frankreichs genannt hatte, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er noch am selben Abend Herrn Raymond bat, mich um Gotteswillen zu sich zu nehmen und mich dazu vorzubereiten, daß ich das folgende Jahr in Septima

eintreten könnte – Alles sehr gegen meine Neigung und trotz meiner beständig nach dem kleinen Arbeitstische meines armen Onkels, des Schneiders, gerichteten Blicke. Herr Raymond, welcher Ursache hatte, mit meinem Vater sehr zufrieden zu sein, vertraute mich einem Studienmeister an, und meine gelehrte Bildung begann.

Unglücklicherweise ward ich im Verhältniß zu meiner lächerlichen Gestalt, meiner Schüchternheit, meiner Unbeholfenheit und meiner gesellschaftlichen Stellung als Portiersohn in wenig Jahren ein guter, ein ausgezeichnet, ja ein bewundernswürdiger Schüler.

Laß Dich das nicht wundern, lieber Martin; da ich von allen meinen Kameraden, deren Spielball ich geworden war, verächtlich behandelt, verhöhnt und mit Neckereien verfolgt wurde, gab ich mir die äußerste Mühe, große Fortschritte zu machen, um ein wenig von den Lehrern beschützt zu werden, und suchte so oft als möglich der Erste zu werden, um so weit wie möglich von den unteren Bänken entfernt zu sein, auf welchen gewöhnlich die kleinen reichen Herren saßen, die als Faullenzer und Possenreißer meine erbittertsten Verfolger waren.

Uebrigens hätten mich diese, wenn ich den mindesten Stolz besessen hätte, sehr bald aus meinem Himmel herausgestoßen; denn da sie mir jedesmal, wenn ich zur ersten Bank hinaufstieg, die Beine vorhielten, fiel ich bei solcher Gelegenheit regelmäßig auf die Nase.

Einer der unglücklichsten Tage meines Lebens war der, als, da ich noch nicht in Serta war, mein Name zum ersten Mal aus dem Zelte, das zur Vertheilung der Preise im Hofe des College Louis le grand aufgeschlagen war, ertönte.

– Leonidas Hay! – rief die Stentorstimme des Censors, welcher die Gekrönten aufrief.

Bei diesem curiosen Namen erscholl sogleich ein allgemeines Gelächter, und als die Musik das Lied aufspielte: Allerliebste Gabriele, wollte Alles platzen.

Ich saß auf der Bank mit den anderen Zöglingen der Pensionsanstalt; als ich mich nennen hörte, ward ich bei dem bloßen Gedanken, daß ich durch diese geputzte Menge hingehen,



unter lautem Blasen auf eine Bühne steigen müßte u. s. w., von Entsetzen ergriffen; ich hätte mich wahrhaftig lieber in kleine Stücke zerhacken lassen, als daß ich von meiner Bank aufgestanden wäre.

– Leonidas Hay! – wiederholte der Censor mit nachhallen der Stimme.

Verdoppelte Heiterkeit, begleitet von der Musik, die crescendo aufspielte.

Jetzt verlor ich gänzlich den Kopf und versteckte mich in dem Augenblick, als die Musik plötzlich aufhörte, auf allen Vieren unter meine Bank.

– Hay ist da unter der Bank, – rief mit seiner kleinen, spitzen Stimme einer meiner Kameraden, ein rechter Schlingel, wie Du denken kannst.

Bei diesen Worten, welche durch das dumpfe Schweigen, welches plötzlich entstanden war, hindurchkläfften, wandten sich alle Zuschauer nach meiner Seite, ich hörte um mich eine große Bewegung, man lachte, man zischte, man rief Leonidas Hay im heitersten Ton und mit den ungereimtesten Beiwörtern; zwei von meinen Kameraden wollten mich bei den Beinen herausziehen, ich vertheidigte mich wie ein Löwe, indem ich ein schreckliches Geschrei ausstieß; das Gelächter verdoppelte sich, die Sache ward anstößig; um ihr ein Ende zu machen, bezeichnete mich der erzürnte Censor als nicht zugegen. Die Preisvertheilung nahm ihren Fortgang, nur entstand ein neues Gelächter, als ich noch zwei Mal genannt wurde; denn ich hatte zwei erste und einen zweiten Preis davon getragen.

Das Alles ist blos lächerlich, lieber Martin, aber was jetzt kommt, ist schauderhaft.

Als wir von der Preisvertheilung nach Hause gekommen waren, ließ mich Raymond, der Besitzer der Pensionsanstalt, zu sich auf die Stube kommen, und nachdem er mir in Beziehung auf meine unüberwindliche Schüchternheit eine wohlwollende Zurechtweisung hatte angedeihen lassen, sagte er zu mir:

Hay, Du mußt, Du wirst die Ehre meiner Anstalt sein. Von diesem Tage an betrachte ich Dich nicht mehr als Zögling, sondern als meinen Sohn; ich werde selbst Deine Lectionen mit

Dir wiederholen, und Du sollst an meinem Tische essen. –

Mein anderer Vater, der Vater Hay nämlich, der mich, der gute Mann, als ich nach Hause gekommen war, ziemlich blau geprügelt hatte, um mich zu lehren, daß ich ein andermal seinem väterlichen Stolze nicht solche Demüthigung bereiten sollte, kam vor Freude fast um, als er Herrn Raymond's Güte gegen mich erfuhr. Ich habe Dir gesagt, lieber Martin, daß diese Güte für mich unheilbringend gewesen – urtheile selbst.

Von dem Tage an, wo ich der Lieblingsschüler des Herrn Raymond geworden war, ward ich für ihn eine Lockspeise, ein Aushängeschild, eine lebendige Zeitungsanpreisung, um seine Anstalt durch den Ruf von meinen außerordentlichen Fortschritten, welche man nur der vortrefflichen Erziehung, die ich ohne Zweifel bei Herrn Raymond genossen, zuschreiben konnte, u. s. w. empor zu bringen.

Ich war den Freistunden, welche trotz der schützenden Aufsicht der Lehrer für mich Nichts als Stunden der mannichfaltigsten Plagen waren, immer aus dem Wege gegangen. Ich brachte sie gewöhnlich im Stübchen meines Vaters zu, einem unverletzlichen Zufluchtsort, und da ich dort nichts Anderes anzufangen wußte, so studierte ich.

Aber da ich nun Zögling des Herrn Raymond war, fuhr ich fort, nicht nur während der Freistunden zu arbeiten, sondern ich arbeitete auch Sonntags und Festtags, wobei ich um Mitternacht zu Bette ging und um fünf Uhr aufstand; es gab für mich sogar keine Ferien, ich arbeitete ohne Ruhe und Rast. In Folge dieser fortwährenden Geistesanspannung litt ich fast beständig an den schrecklichsten Kopfschmerzen, aber ich wagte es nicht, über sie zu klagen, ich überwand sie und fuhr fort, übermäßig zu ackern.

Mit einem Worte, der würdige Herr Raymond setzte mich gleichsam in's Treibhaus, um von mir durch erzwungene Anstrengung alle die verfrühten Früchte zu ernten, welche mein Geist hervorbringen könnte. Dieser theure Mann glaubte wahrscheinlich, daß nach zwei oder drei Sommern die Pflanze, durch diese allzu sehr beschleunigte Production erschöpft, verdorren würde. Was ging das Herrn Raymond an, vorausgesetzt, daß nur die Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt wurde. Gebrechlich und schwach, wie ich war, wie habe

ich diese Ueberanstrengung, diese beinahe unaufhörlichen körperlichen Leiden ertragen können? Ich weiß es nicht. Aber ich fuhr fort, in jeder Schülersaison meine Blüthen zu tragen und mich alle Jahre unter der Last der Universitätspalmen zu beugen.

Herr Raymond frohlockte, jedes Jahr konnte man in den Zeitungen folgende Anpreisung lesen:

– Der Zögling Leonidas Hay, welcher auch dies Mal wie der bei der großen Bewerbung drei Preise davon getragen hat, gehört der berühmten Pensionsanstalt des Herrn Raymond auf dem Boulevard Mont – Parnasse an. Wir brauchen den Aeltern, welchen an dem geistigen Gedeihen ihrer Söhne Etwas liegt, diese vortreffliche Anstalt nicht zu empfehlen u. s. w. –

Du wirst's mir glauben, lieber Martin, ich hatte selten Zeit, daran zu denken, was man mit mir im Sinne haben möge, aber wenn ich zufällig einmal daran dachte, so mußte ich mit bitterer Bekümmerniß an den Arbeitstisch meines Onkels, des armen, kleinen Schneiders, zurückdenken; denn was man meine Erfolge nannte, war weit davon entfernt, mir den Kopf zu verdrehen; ich heuchle keine Bescheidenheit, ich hatte mir fest versprochen – und bis dahin hatte ich hartnäckig mein Wort gehalten – der Ehre der öffentlichen Krönung niemals die Stirn zu bieten; bei der Preisvertheilung wurde ich immer als nicht zugegen bezeichnet und entsagte auf diese Weise der einzigen Belohnung, die mir einen Schwindel von Eitelkeit hätte verursachen können. Meine Erfolge, die auf diese Weise jedes Glanzes beraubt und auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt waren, liefen für mich auf Püffe, Rippenstöße, Neckereien und andere Aeüßerungen des eifersüchtigen Grolles meiner Kameraden hinaus, die mir trotz des Schutzes, den man mir angedeihen ließ, nicht erspart blieben; und da man, weil meine Schüchternheit, mein linkisches und unbeholfenes Betragen und das Bewußtsein meiner lächerlichen Häßlichkeit mich sehr befangen und menschenscheu machten, auch außerdem glaubte, daß ich mir auf meine Vorzüge etwas einbilde, so regnete es von allen Seiten Faustschläge.

Und doch, lieber Martin – das hat mir immer eine gewisse Achtung vor meinem gesunden Verstande eingeflößt – trotz meines Dutzend Ehrenkränze, und obgleich ich mich als einen sehr guten Humanisten kannte, hielt ich mich in voller

Aufrichtigkeit für sehr dumm; denn der letzte Faullenzer zeigte in der Unterhaltung hundertmal mehr Witz, Dreistigkeit und Stoffreichthum als ich.

Am Ende war ich, abgesehen von meinen Uebersetzungen aus dem Lateinischen in das Französische, oder aus dem Französischen in das Lateinische und Griechische, welches eine eintönige und unfruchtbare Uebung ist, die in jeder Beziehung dem müßigen und mühsamen Auf- und Abklettern eines Eichhörnchens im Käfig gleicht – am Ende war ich also, abgesehen von diesen unnützen und lästigen Arbeiten, die, sieben oder acht Jahre fortgesetzt, häufig in dem Geiste der Kinder und Jünglinge alle Lebensfrische, alle scharfe und lebhaftige Auffassung einschläfern oder abtödten – in allem Ernste borniert.

Zwei oder drei Mal hatte Herr Raymond den unglücklichen Einfall, mich, den Glanzpunkt seines Instituts, einem kleinen Freundeskreise vorführen zu wollen. Ich war ganz abgestumpft und unfähig, an irgend einer Unterhaltung Theil zu nehmen, sobald es sich nicht von einem lateinischen oder griechischen Schriftsteller oder einer mehr oder weniger glücklichen Anwendung der französischen Sprache, um den Sinn des Textes auszudrücken, handelte, und dann stotterte ich und war nicht im Stande, meine Gedanken deutlich zu erkennen zu geben. Außerdem stellte ich mich als so vollkommen unwissend und ungebildet dar, daß Herr Raymond von diesen Ausstellungen meiner classischen Persönlichkeit sehr schnell abstand.

Ich war mit dieser Ausschließung sehr zufrieden, und wäre ich im Stande gewesen, mich über sie zu betrüben, so hätte ich mich über meine thörichte Schüchternheit sehr leicht mit den Worten des göttlichen Seneca getröstet: Sed semel hunc vidimus in bello fortem, in foro timidum. – Wir sahen, wie er im Kriege tapfer und auf der Rednerbühne furchtsam war.

Wie viele Beweise, lieber Martin, könnte ich Dir in Betreff meiner dummen Borniertheit anführen; höre Einen für tausend:

Ich hatte meinen Vater sehr lieb; er war im Begriff, einige Tage in der Normandie zuzubringen. Ich wollte ihm schreiben. Ich machte zwanzig Entwürfe, von welchen der eine immer alberner war als der andere; ich war dermaßen daran gewöhnt, einzig und allein von den Worten, Redensarten und Gedanken Anderer zu

leben, daß ich wirklich darauf Verzicht leisten mußte, ein eigenes Gefühl mit eigenen Worten und Redensarten auszudrücken.

Vermöge eines ziemlich bezeichnenden Gegensatzes erhielt ich an demselben Tage, an dem ich darauf Verzicht geleistet hatte, meinem Vater zu schreiben, von einem großen Faullenzer in der Pensionsanstalt einen Brief.

In diesem Sendschreiben gab einer der werthen Kameraden zu verstehen, daß ich als schlauer Kerl, als Schmeichler – schlauer Kerl meinetwegen, aber Schmeichler! – das hätte ich niemals gewagt – endlich als besonders ausgezeichnete Zögling ihm ein überaus unangenehmer Anblick sei, welcher ihm die Nerven angriffe und ihm die entschiedenste Unbehaglichkeit verursachte, und daß, wenn ich nicht Anstalt mache, wie jeder Andere, setzte der Kamerad hinzu, bisweilen der Letzte zu sein, ich meinem Beschützer zum Trotze darauf rechnen könnte, die schönste Prügelsuppe zu erhalten, die jemals über den krummen Buckel eines allzuguten Schülers ausgegossen worden sei.

Ich gebe nur den Hauptinhalt des Briefes, lieber Martin, aber er funkelte von Witz, ich hätte in meinem Leben keinen solchen Brief schreiben können.

Der Kamerad schloß mit dem Vorschlage, wenn ich Herz genug hätte, meine Stellung zu mißbrauchen, so wollten wir darauf wetten, wer bei der nächsten Probearbeit die meisten Sprachfehler machte; das wäre, sagte er, das einzige Mittel, um die Waffen zwischen uns gleich zu machen.

Diese freche und verächtliche Geringschätzung der Probearbeit, welche mir das Allerheiligste war, schien mir ungeheuer, der Junge kam mir vor wie ein Tempelschänder. Mir träumte folgende Nacht, daß man ihn in der Weise eines Autodafé auf einem Scheiterhaufen, der von allen seinen Schularbeiten errichtet wäre, die einen ganzen Berg ausmachten, verbrennte. Ich erwachte unter der Bitte, daß man ihn begnadigen und seinen strafbaren Gewissensbissen überlassen möge.

Aber es gibt unbezwingliche Naturen. Dieser Taugenichts setzte seinen Streichen damit die Krone auf, daß er in einer Pfeife Anis rauchte und, es ist kaum zu glauben, dem Herrn Censor, welcher ihm die genannte Pfeife im Munde zerbrochen hatte, einen heftigen Fußtritt in den Bauch gab.

Er wurde feierlich aus der Schule relegiert, und nach den schrecklichen Flüchen, nach den entsetzlichen Voraussetzungen, mit welchen man ihn, als er die Classe verließ, überhäufte, schloß ich, daß er nothwendig dereinst auf dem Schaffot endigen werde.

Später habe ich seinen Namen – er ist Dir wohl bekannt, lieber Martin; denn Du bist sein Bedienter gewesen – später also habe ich seinen Namen in rothen, fußlangen Buchstaben hinter den Glasfenstern aller Lesebibliotheken glänzen sehen. Er ist einer unserer berühmtesten Dichter geworden, und ich Eheu miser! – ach ich Unglücklicher – auf welchen Seine Exzellenz, der Minister des öffentlichen Unterrichts, als auf den künftigen Ruhm Frankreichs hinblickte, ich habe mich eines Tages gezwungen gesehen, mich meiner Würde so weit zu entäußern, daß ich Wassermensch wurde.

Dafür habe ich aber freilich auch, als ich einmal aus dem humanistischen Leben heraus war und das menschliche Leben etwas kennen lernte, meine Gedanken einigermaßen auszudrücken gelernt und kann Dir, lieber Martin, gegenwärtig einen Brief schreiben wie diesen, was mir zu der Zeit meiner schönsten Schultriumphe vollkommen unmöglich gewesen sein würde.

Jetzt noch einige Worte, um auf unser erstes Zusammentreffen, es sind jetzt 15 Jahre – bei dem scheußlichen Seiltänzer La Levrasse zu kommen, wo ich Dich als Kind kennen lernte; mit diesem Zusatz wirst Du dann meine ganze Lebensbeschreibung vor Dir haben.

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Fortsetzung des Briefes des Leonidas Hay.*

Ich habe Dir schon gesagt, lieber Martin, Herr Raymond triumphierte mit mir und mit Erfolg; die Zöglinge flossen ihm zu, und meine fortwährenden Auszeichnungen hatten daran nicht wenig Antheil; aber es mischte sich unter die Siegesfreude des Herrn Raymond etwas Wermuth.

Ich stand damals am Ende meines Cursus der Rhetorik. Seit dem schrecklichen Tage, an welchem ich mich auf allen Vieren unter die Bank geduckt hatte um der Krönung zu entgehen, hatten weder mein Vater, noch meine Lehrer, noch Herr Raymond, noch auch selbst der Herr Obervorsteher, meinen hartnäckigen Entschluß in Betreff aller und jeder öffentlichen Belobung in dieser ganzen Begleitung von Musik und ministeriellen, bischöflichen, stadträthlichen und anderweitigen Anreden wankend machen können.

Auf der einen Seite war meine bescheidene Widersetzlichkeit Herrn Raymond gar nicht unangenehm; denn wenn ich vermöge meiner wissenschaftlichen Fortschritte das ausgezeichnetste Mitglied der Pensionsanstalt war, so würde ich dasselbe durch mein Aeußeres ziemlich armselig und komisch vertreten haben, und den lächerlichen Anstrich muß man doch auf alle Fälle vermeiden.

Herr Raymond, ein praktischer Mann, fühlte das sehr wohl; es war dieses das Rosenblatt, welches den würdigen Sybariten nicht dazu kommen ließ, so ganz wollüstig auf meinen Lorbeeren

auszuruhen; ja wenn es möglich gewesen wäre, an meiner Statt auf dem Gerüste der Sorbonne irgend einen schlanken, reichen, von Gesundheit strotzenden, hübschen Faullenzer, wie sie es bei nahe alle sind – die Unglücklichen! – erscheinen zu lassen, dann wäre Herrn Raymond's Triumph vollständig gewesen. Aber eine solche Unterschlebung war eine ernste Sache, es war nicht daran zu denken.

Mittlerweile und gegen das Ende des Schuljahres verfiel mein Vater in eine tödtliche Krankheit. Ich weiß nicht warum, noch wie er auf den traurigen Gedanken kam, mich um Gottes willen zu bitten, ihn dieses Mal den Anblick meines Triumphes genießen zu lassen; denn man zweifelte nicht daran, daß ich wie der einen Triumph erkämpfen würde, für mich hieß bewerben seit langer Zeit, den Preis davon tragen, und es handelte sich jetzt um den Ehrenpreis.

Nach der Ansicht meines Vaters mußte die freudige Gemüthsbewegung, die er fühlen würde, wenn er mich in meinem Ruhm einhergehen sähe, jedenfalls in seiner Krankheit eine glückliche Krisis hervorbringen; diese Vorstellung, so unverständig sie war, ward bei ihm in Kurzem zur fixen Idee, zur Monomanie; bei meiner abschlägigen Antwort weinte er auf so ergreifende Weise, und wenn ich ihm, von seinem Schmerz gerührt, bisweilen die geringste Hoffnung gab, so schien er so glücklich, so genesen, möchte ich beinahe sagen, daß ich endlich mein Entsetzen vor einer öffentlichen Belohnung überwand und ihm versprach, mir die Krönung gefallen zu lassen.

Bei diesem Versprechen sprang mein Vater aus dem Bette, das er seit zwei Monaten nicht verlassen hatte, und rief aus:

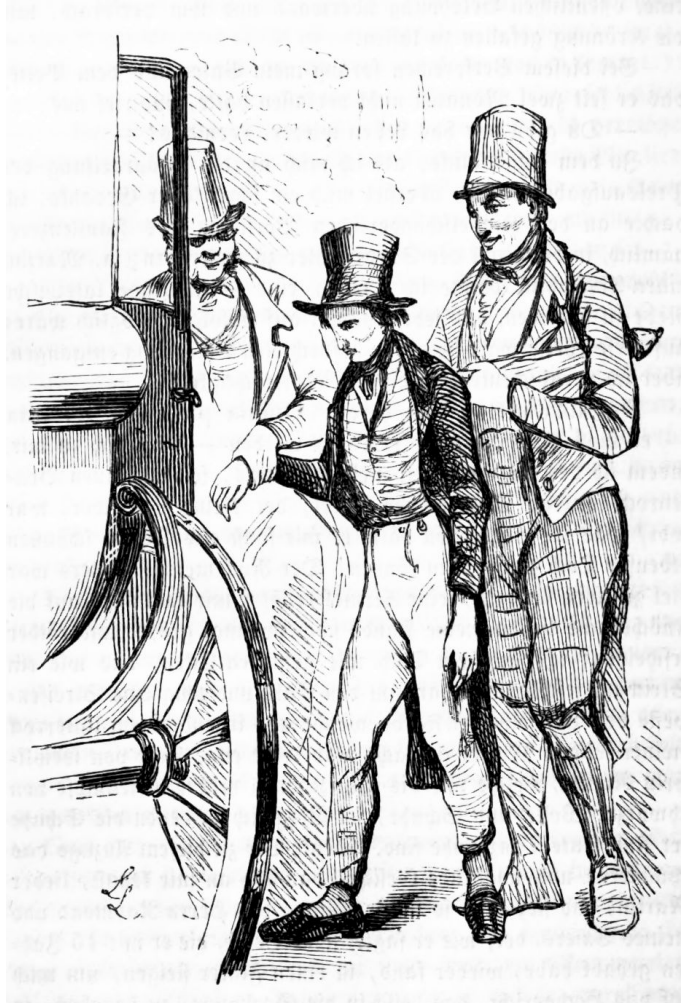
– Du gibst mir das Leben wieder, Leonidas! –

In dem Augenblicke, als ich mich an die Ausarbeitung der Preisaufgabe machte, überfiel mich ein schrecklicher Gedanke, ich dachte an den tempelschänderischen Vorschlag des Faullenzers, nämlich, in der Zahl der Sprachfehler zu wetteifern; ja, Martin, einen Augenblick dachte ich daran, eine so greuliche lateinische Rede zu schreiben, daß jede Aussicht auf Erfolg unmöglich wäre; auf diese Weise wäre ich der so gefürchteten Belohnung entgangen, aber ich verabscheute doch diese Niederträchtigkeit.



Der Unglückstag kam heran. Omnia patienter ferenda – es muß Alles geduldig ertragen werden – sagte ich zu mir, indem ich den einzigen Rock meines Vaters, seinen blauen Bratenrock, anzog. Mein armer Onkel, der kleine Schneider, war todt, was für einen Rock hätte er mir sonst aus seinem schönsten elbeufer Tuch zuschneiden können! Der Rock meines Vaters war viel zu klein für mich, seine Aermel reichten mir kaum bis auf die Knöchel und ließen meine Hände noch zweimal größer und röther erscheinen; ich hatte ein Tuch mit gestickten Ecken, das wie ein Strick umgeschlungen war, um den Hals und trug eine Streifenweste von zweifelhafter Farbe, welche aus irgend einem Unterrock meiner seligen Mutter gemacht war, eine enge Hose von weißlichem Nankin, welche mir bis zum Knöchel reichte, Strümpfe von schwarzer Wolle und Schuhe, im Vergleich zu denen die Schuhe der Fuhrleute Tanzschuhe sind. Denke Dir zu diesem Anzuge das schüchterne und ängstliche Gesicht, das Du an mir kennst, lieber Martin, und sieh mich so in Begleitung des Herrn Raymond und meines Vaters, der, wie er sagte, seine Beine, die er mit 15 Jahren gehabt habe, wieder fand, in einen Fiaker steigen, um mich auf das Hochgericht, das heißt in die Sorbonne, zu begeben, in der die Preise der großen Bewerbung vertheilt werden.

Ich habe das Recht, mein Lebelang ein Feigling gewesen zu



sein und zu bleiben; denn an diesem Tage habe ich einen heldenmäßigen Muth gezeigt.

– Leonidas, – sagte mein Vater zu mir, indem er mir in dem Augenblicke, wo ich ihn verließ, um auf den Bänken, welche für die Lyceums-Schüler aufbehalten werden, Platz zu nehmen, die Hand drückte, – Leonidas, Du hast doch keine Furcht? –

– Nicht mehr Furcht als Leonidas bei den Thermopylen, Vater, – antwortete ich stolz.

Und ich beschrift die Bank.

Mein Vater hatte die Anspielung nicht verstanden, aber mein Gesichtsausdruck hatte ihn beruhigt.

Der erste Ehrenpreis wurde einem gewissen Adrian Borel vom College Charlemagne zuerkannt. Ich bin überzeugt, hätte mich nicht das unglückliche Versprechen, das ich meinem Vater gethan, zu sehr beschäftigt, dieser erste Preis wäre mir nicht entgangen; aber der zweite wurde mir zuerkannt und nach der

gewöhnlichen Weise rief die Unglücksstimme:

– Leonidas Hay! –

Und die Musik spielte zu meinem Aufmarsch den Marsch aus Ferdinand Cortez auf.

Ein dumpfes Murmeln der Neugierde begrüßte meinen Namen; wichtige Neuigkeiten theilen sich immer mit elektrischer Schnelligkeit mit; man wußte schon – woher mochte man es wissen? – daß der berühmte Zögling aus dem Institute Raymond, welcher aus übertriebener Bescheidenheit sich bis jetzt diesen schmeichelhaften Triumphen entzogen hatte, sich endlich einmal öffentlich krönen lassen wollte.

Beim ersten Aufruf meines Namens, der von einem rauschenden Tusch begleitet war, wurde es mir schwarz vor den Augen, und ich bekam heftiges Ohrensausen; aber ich sagte zu mir: Mein Vater sieht auf mich hin, Muth!

So stand ich denn auf und marschierte muthig links hin, aber ich hätte rechts hingehen sollen; eine mitleidige Hand kehrte mich plötzlich um, und ich hörte zu mir sagen: – Grad aus! – Ich ging an den Bänken hin.

– Jetzt links, – rief mir dieselbe mitleidige Seele zu.

Ich wandte mich links und befand mich jetzt in dem weiten Raume, der den Saal in zwei Theile theilte, und auf das Festgerüst führte. Auf dieses Ziel ging ich jetzt mit festem Blicke zu, ohne weder nach meinen Füßen, noch rechts noch links zu sehen, nicht anders, als wenn ich auf einem Brette hinginge, das über einen Abgrund gelegt wäre. Ich hatte zum einzigen Augenpunkt das glänzende Kleid. Seiner Exzellenz des Herrn Großmeisters der Universität gewählt.

Geleitet durch diese Art Polarstern langte ich endlich an den ersten Stufen des Festgerüsts an, aber ich stieg so eilig oder viel mehr so ungeschickt hinauf, daß ich meine Füße in den Teppich verwickelte und mitten auf der Treppe hinstürzte; mein bestürztes Gesicht, mein lächerlicher Anzug, in Verbindung mit dem auffallen den Namen, dem ich Folge leistete, hatte die Versammlung schon zum Lachen gestimmt, mein Fall war das Zeichen zu einem allgemeinen Gelächter.

Ich ward heldenmüthig; indem ich an die Angst dachte, welche

dieser komische Vorfall meinem armen Vater einflößen mußte, stand ich mitten in dem Gelächter tapfer auf, ich erreichte endlich den oberen Theil des Festgerüstes und stürzte mich blind dem Großmeister in die Arme, welcher, weit entfernt, eine gewaltsame Umhalsung zu erwarten, sich anschickte, den Kranz auf meine Stirn zu drücken; es gelang ihm endlich, obgleich er durch meine unzeitige und krampfhaftige Umarmung sehr behindert war; aber, o Unheil! der Kranz war mir zu groß, fiel mir bis auf die Augen und bedeckte mir diese fast ganz mit seinem dicken Laubwerk. Statt mich nun von dem Kranze zu befreien, verlor ich gänzlich den Kopf, streckte die Hände maschinenmäßig nach vorn, und der übrige Theil der Feierlichkeit wurde für mich eine Art von Blindekuhspiel. Mitten unter unauslöschlichem Gelächter hörte ich den Ruf: Er wird den Hals brechen, und gleich darauf hatte ich das Glück, in meinem thörichten Herumtappen, mit dem Kopf nach unten, so heftig von dem Gerüste herabzufallen, daß ich besinnungslos liegen blieb.

Dieser Fall war in der That ein Glück für mich, lieber Martin; denn die einigermaßen ernste Entwicklung dieser komischen Scene machte mich wenigstens zu einem Gegenstande des Mitleids; da meine Betäubung nur kurze Zeit gedauert hatte, kam ich auf den vortrefflichen Einfall, zu thun, als wenn sie noch immer fortwährte, und mich aus dem Saale hinaustragen zu lassen, das Gesicht von einer wenig gefährlichen Verwundung mit Blut bedeckt. Ich erntete auf diese Weise auf meinem Wege durch den Saal alle Arten von theilnehmenden und rührenden Redensarten ein.

– Der arme Teufel, – sagte der Eine, – bei dem Ehrenpreis machte er ein dummes Gesicht wie eine Gans; aber es ist Schade, daß er einen solchen Fall gethan hat. –

– Mir, – sagte ein Anderer, – thut es nur leid, daß das Blindekuhspiel nicht länger währte, ich sah es schon kommen, daß er den Bischof beim Kopfe faßte.

– Ja, ja, das ist wahr, erwiderte ein Dritter, – ich werde mein Lebenlang daran zu lachen haben – u. s. w. u. s. w.

Dies waren die rührenden Proben von Antheil, die mich bis zur Thür des Saales begleiteten.

---

Acht Tage nach diesem letzten Triumphe verlor ich meinen armen Vater; der Schmerz, mich zuerst so ausgelacht zu sehen, sodann der Schrecken darüber, daß ich ganz blutig weggetragen wurde, riefen bei ihm eine solche Krisis hervor, daß er nach wenigen Tagen unterlag.

Herr Raymond hatte als geschickter Mann seine Erziehungsanstalt gerade in dem Augenblick verkauft, als sie den Grad von Gunst beim Publikum erreicht hatte, auf welchen nur noch eine Abnahme folgen kann. Während mich der Todeskampf und das Hinscheiden meines armen Vaters in Anspruch nahm, war Herr Raymond, nachdem er seinen Nachfolger eingeführt hatte, in die Touraine abgereist, wo er sich von seinen Mühen zu erholen gedachte; ich hatte von ihm nur eine kleine Botschaft erhalten, daß er sich nicht getraute, mich von den traurigen Pflichten, die mich an das Bette meines Vaters fesselten, abrufen zu lassen, und daß er also zu seinem Leidwesen abreisen müsse, ohne mich noch einmal gesehen zu haben; er habe mich aber seinem Nachfolger angelegentlich empfohlen.

Mit Einem Worte, ich war Herrn Raymond Nichts mehr nütze, und ihm kam diese Gelegenheit, sich meiner zu entledigen, höchst erwünscht.

Mein Verhältniß zu seinem Nachfolger gestaltete sich sehr kurz und sehr einfach; es war ein kalter, vollkommen höflicher Mann, der aber, wie mir's schien, es verschmähte, trügerische Hoffnungen zu erregen, sondern gerade auf die Sache losging.

Folgendes ist ungefähr die Sprache, die er gegen mich führte:

– Lieber Herr Hay, Sie sind der beste Zögling in der Anstalt Raymond's gewesen; Ihre glänzenden Studien sind jetzt vollendet; der Tod Ihres Herrn Vaters macht Sie zum vollkommenen Herrn Ihres Schicksals. Sollten Sie es jedoch nicht angemessen finden, dieses Haus, dessen Stolz Sie gewesen sind, sogleich zu verlassen, so wird es mir sehr angenehm sein, die Achtung, die ich gegen Sie als einen der glänzendsten Zöglinge der Universität empfinde, dadurch an den Tag legen zu können, daß ich Ihnen noch für vierzehn Tage einen Platz im Hause des Schlaf- und Speisezimmers anbiete. Von da an, lieber Herr Hay, sein. Sie überzeugt, daß meine Segenswünsche Sie immer auf der Laufbahn, welche Sie zu verfolgen gedenken,

begleiten werden. –

Bei den Worten, eine Laufbahn verfolgen, blieb ich betroffen, mit Stummheit geschlagen, versteinert stehen.

Welche Laufbahn ich verfolgen sollte, daran hatte ich in meinem Leben nicht gedacht, und Herr Raymond hatte sich begnügt, meine gegenwärtigen Kräfte auszubeuten und sich nicht im mindesten mit meiner Zukunft beschäftigt. Wozu war ich geeignet, mit meinem Kasten voll dreißig verwelkter Ehrenkränze, mit meinen 150 prächtig eingebundenen Bänden Prämien, ohne meine Eigenschaften als vortrefflicher Humanist in Rechnung zu bringen? Ich fühlte jetzt, wie sehr ich Recht gehabt hatte, mich, trotz meiner Erfolge, für sehr dumm zu halten, und ich sehnte mich bitterer als je an den Arbeitstisch meines Onkels, des armen Schneiders, zurück.

Der Nachfolger des Herrn Raymond errieth meine Verlegenheit und sagte zu mir:

– Lieber Herr Hay, nach Ihren glänzenden Studien müssen Sie nothwendig, damit dieselben fruchtbar werden, sich zuerst als Baccalaureus einschreiben lassen und hierauf den Cursus der Schule der Medicin, der Rechtsschule oder der Normalschule durchmachen, um Arzt, Advocat, Notar, Sachwalter oder Lehrer zu werden, aber um diese Curse durchzumachen, müssen Sie etwas zu leben haben und Ihre Immatrikulation bezahlen können. Haben Sie zu leben? Können Sie Ihre Immatrikulation bezahlen?

–

– Ich habe Nichts als meine Ehrenkränze, meine Bücher und das Mobiliar meines Vaters, welches aus einem Bette, einer Kommode, einem Tische und zwei Stühlen besteht. –

– Das reicht nicht aus, – antwortete mir der Nachfolger des Herrn Raymond mit seiner kalten, methodischen Miene, – ich hätte Ihnen gern den Vorschlag gemacht, bei mir Repetent zu werden, aber ein Lehrer, welcher der Kamerad beinahe aller Zöglinge gewesen ist, kann niemals die nöthige Autorität haben, um sie in Ordnung zu halten, zumal wenn seine natürliche Schüchternheit und, verzeihen Sie mir, daß ich es sage, sein Aeußeres unglücklicherweise nicht geeignet ist, diejenige Achtung einzuflößen, ohne welche die gehörige Subordination nicht möglich ist. –

– Ich weiß nicht, wovon ich meine medicinischen oder rechts wissenschaftlichen Studien bezahlen soll, das ist wahr, – rief ich immer mehr und mehr bestürzt; – meine Schüler, wenn ich deren hätte, würden mir in's Gesicht lachen, das ist ganz einfach; ich werde niemals hinreichenden Muth und hinreichende Festigkeit besitzen, um ihnen Achtung zu gebieten, das versteht sich von selbst; aber was wollen Sie nun, das ich anfangen soll? –

– Das ist eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann, lieber Herr Hay, ich habe das Problem Ihrer Zukunft nicht gelöst, ich habe es Ihnen nur klar vorgelegt; die künftige Lösung geht Sie an, und, wie ich die Ehre hatte, Ihnen im Anfang dieser Unterredung zu versichern, meine Segenswünsche werden Sie auf jeder Laufbahn, welche Sie einschlagen werden, begleiten. –

– Aber, lieber Herr, da jede Laufbahn, die ich antreten könnte, mir durch meine Armuth verschlossen ist, warum hat man mir die Erziehung gegeben, die ich erhalten habe, was soll aus mir werden? –

– Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, lieber Herr Hay, daß ich das Problem Ihrer Zukunft nur gestellt habe, ohne mir die Lösung desselben anzumaßen, die Lösung kommt Ihnen allein zu, übrigens sein Sie überzeugt, daß meine Segenswünsche u. s. w. u. s. w. –

Es war mir unmöglich, etwas Weiteres aus ihm herauszulocken.

Während der vierzehn Gnadentage, die mir der Nachfolger des Herrn Raymond so edelmüthig bewilligt hatte, blieb ich voll kommen unthätig, niedergeschlagen, abgestumpft und unfähig, einen Entschluß zu fassen, aus dem einfachen Grunde, weil ich keinen vor mir sah, den ich hätte fassen können. Wie alle Leute, welche bei dem Gedanken, daß ein wichtiges Ereigniß herannahet, nicht die Kraft haben, einen entscheidenden Schritt zu thun, hoffte ich, daß mir der Nachfolger des Herrn Raymond jedenfalls noch weitere vierzehn Tage und dann abermals noch vierzehn Tage bewilligen würde. Ich muß gestehen, daß, wenn er sie mir bewilligt hätte, ich nach zwei oder drei Monaten auch nicht weiter gewesen sein würde. Nun hatte aber dieser würdige Mann, der sehr viel Verstand und Scharfblick hatte, diese Reflexion, wie es schien, an meiner Statt angestellt; denn am fünfzehnten Tage, als es Zwölf schlug, trat er in die leere und einsame Classe, in der

ich mich aus alter Gewohnheit aufhielt; denn die Schüler waren alle in die Ferien gereist, reichte mir die Hand mit einer zu gleich herzlichen und förmlichen Miene und sagte zu mir:

– Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, theurer Herr Hay, sehr theurer Herr Hay! –

Ich begriff, daß hier keine Frist weiter zu erlangen war, und antwortete mit einem entsagenden Seufzer:

– Nun ja, lieber Herr, ich werde sogleich gehen, ich bitte Sie nur noch darum, mir Zeit zu lassen, einen Träger zu holen, um das Mobiliar meines verstorbenen Vaters, meine Prämienbücher und meine Ehrenkränze fortzutragen. –

– Sie haben sich also eine Wohnung genommen? – Nein, lieber Herr. –

– Und wohin wollen Sie denn dieses Mobiliar und diese Bücher tragen lassen? –

– Ich weiß nicht. –

– Ich nehme wirklich sehr viel Antheil an Ihnen, – sagte der Nachfolger des Herrn Raymond zu mir. – Ob ich mir es schon zum Gesetz gemacht, niemals irgend Jemandem einen Rath zu geben; denn damit legt man sich eine zu große Verantwortlichkeit auf, will ich Ihnen doch folgenden Vorschlag thun: Ihre Prämienbücher und Ehrenkränze würden als ehrenvolle Zeugnisse und Denkmäler Ihres Fleißes in der Bibliothek der Anstalt eine gar angemessene Stelle finden, treten Sie mir sie ab. Ich übernehme auch das Mobiliar Ihres Herrn Vaters; der Portier, der an seine Stelle tritt, bedarf doch dergleichen, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so nehmen Sie ein meublirtes Zimmer, das ist für einen jungen Mann bequemer. Ich zahle Ihnen für Ihre Bücher 5 Franken für das Stück, das ist mehr, als Sie bei einem Antiquar bekommen; ein Tapezier aus der Nachbarschaft wird das Mobiliar abschätzen, ich werde auf diesen Saldo die Bezahlung des Leichenbegängnisses Ihres Herrn Vaters, in Bezug auf welches ich Ihnen die quittierte Rechnung einhändige, übernehmen, und der etwaige Ueberschuß soll später zu Ihrer Verfügung stehen. –

Zwei Stunden nachher verließ ich das Haus des Nachfolgers des Herrn Raymond, mit einem Bündel unter dem Arme und 720



Franken in der Tasche.





## Dreizehntes Kapitel.

### *Beschluß des Briefes des Leonidas Hay.*

Einer der schlimmsten Uebelstände der Erziehung, die ich wie so viel Andere erhalten hatte, war, daß ich die ersten Anfangsgründe des praktischen Lebens nicht kannte, des wirklichen Lebens in der gegebenen und leider nur allzuhäufigen Lage eines Menschen, der vollständig auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen ist, welche Hilfsquellen sich auf eine ausgezeichnete philologische Bildung beschränken.

Ich hatte gut reden, wenn ich mit Seneca sagte: *bonis ex ternis non est confidendum* – man muß sich nicht auf die äußeren Güter verlassen – ein solcher Satz ist leicht anzuwenden, aber ich besaß keinerlei äußeres Gut. Man hatte mich sorgfältig angeleitet, mich durch die Reichthümer nicht verweichlichen zu lassen, aber man hätte mir vorher Anweisung geben sollen, der gleichen zu erwerben. Wenn meine 720 Franks aufgezehrt waren, das fühlte ich deutlich, so war ich nicht im Stande, mir auch nur das Nothwendigste zu erwerben. Da ich schwächlich und nur an eine gewisse geistig-mechanische Arbeit gewöhnt war, so konnte Niemand weniger als ich zu den Arbeiten eines Lastträgers geeignet sein, was doch mein einziges Hilfsmittel gewesen sein würde, vorausgesetzt, daß sich Etwas zu tragen gefunden hätte, und daß ich, um dieses Etwas zu tragen, stark genug gewesen wäre. Ich muß auch noch Dies hinzusetzen: eine der Folgen einer solchen Erziehung ist, daß sie denjenigen, welcher sie erhalten hat, zu jeder körperlichen Arbeit untüchtig macht, sei es, daß ein

thörichter Stolz ihn von derselben abhält, sei es, daß die physische Kraftlosigkeit ihn daran verhindert, sei es, daß er einen solchen Gedanken, von seiner Händearbeit zu leben, niemals ernstlich zu fassen vermag, so gänzlich tritt derselbe aus dem Kreise heraus, in welchem man ihn zu leben gewöhnt hat.

Du wirst es mir glauben, lieber Martin, meine Kenntniß der Welt war nicht glänzend. Ich hatte das Stübchen meines Vaters oder die Classe des Herrn Raymond nicht anders verlassen, als um in's College zu gehen, und auf dem Wege von der Pension in's College Louis le Grand blickte ich kaum um mich, beständig in meine gestrigen oder bevorstehenden Lectionen versenkt und um die Vorfälle auf der Straße wenig bekümmert. Da ich aber so unbekannt mit dem Leben und den Sitten in Paris war, wie der dickhäutigste Provinzbewohner, so kannst Du Dir meine Verlegenheit denken, als ich mich allein in dem lateinischen Quartier befand und genöthigt war, eine Wohnung zu suchen und für meine Bedürfnisse zu sorgen.

Ein gefälliger Gewürzkrämer, an den ich mich wandte, wies mich in ein bescheidenes Hôtel garni in der Straße de la Harpe, wo ich mich einrichtete. Da ich nicht wußte, wo ich meinen Schatz, meine 720 Franks verstecken sollte, damit sie mir nicht gestohlen würden, hatte ich den ziemlich glücklichen Einfall, sie in die Hände des Hauswirths niederzulegen, welcher sich der Bewahrung derselben gern unterzog.

Gerührt durch diese Herablassung von seiner Seite fühlte ich mich zugleich mit äußerstem Zutrauen zu ihm hingezogen und fragte ihn, wo ich Beschäftigung finden könnte.

Seine erste Frage, und diese ward oft gegen mich wiederholt, war diese:

– Was verstehen Sie, was haben Sie gelernt? –

Meine Antwort, welche eben so oft wiederholt wurde, war folgende: Ich habe den zweiten Ehrenpreis bekommen, ich verstehe sehr gut Latein und Griechisch. –

– Also geben Sie griechischen und lateinischen Unterricht? –  
antwortete mir der Wirth sehr verständig.

– Wem? –

– Sehr würdiger junger Mann, das weiß ich nicht; Sie müssen

suchen; ich beschäftige mich mit meiner Vermiethung und nicht damit, Zöglinge ausfindig zu machen.

– Suchen sollte ich, das war leicht gesagt, aber wo? Konnte ich bei meinem vollständigen Mangel an Menschenkenntniß und Erziehung Dergleichen suchen, und vor allen Dingen, konnte ich Dergleichen finden? Der Rathschlag sah aus wie ein schlechter Spaß, ich konnte doch nicht dem Ersten dem Besten meine Dienste anbieten.

Ich machte gleichwohl einige Versuche und wandte mich unter anderen an zwei Studenten, die meine Stubennachbarn waren. Der eine gab mir sein heiligstes Ehrenwort, mir den ersten griechischen Unterricht bei dem ersten männlichen Kinde, das ihm seine Frau Studentin gebären würde, anzuvertrauen; der andere versicherte mir, daß ihm, was die alten Sprachen anbeträfe, an seinem Pfeifenkopf und elastischer Spitze viel mehr gelegen.

Beschämt und furchtsam hatte ich nicht den Muth, es auf neue Verhöhnungen, auf ein neues Mißlingen ankommen zu lassen und verfiel in eine ähnliche Apathie wie diejenige, in der ich während der 14 Gnadentage, die ich bei Herrn Raymond zugebracht hatte, hingelebt hatte.

Die 14 Tage waren mir unendlich vorgekommen. Ebenso glaubte ich, daß meine 720 Franks niemals zu Ende gehen würden, eine Täuschung, welche unglücklicherweise durch die Vorsicht, welche ich angewandt hatte, meinen Hauswirth zu bitten, sich von der Summe, die ich in seine Hände niedergelegt hatte, in Bezug auf meine Wohnung bezahlt zu machen, genährt wurde. Dieses kindliche Vertrauen, welches im lateinischen Quartier selten ist, rührte den edlen Mann so sehr, daß er mich auf meine Kosten und Gefahr viel zu gut leben ließ.

Es ist unmöglich, sagte ich zu mir selbst, daß einer, der den zweiten Ehrenpreis bekommen hat, und der mehr als 30 Mal gekrönt worden ist, vor Hunger und Elend umkomme. Wie soll ich aus dieser Klemme, in welche mich das Schicksal versetzt hat, herauskommen? Ich weiß es nicht, aber eine geheime Ahnung sagt mir, daß ich herauskommen werde.

Bisweilen jedoch versuchte ich mich gegen diese apathische Niedergeschlagenheit zu waffnen, ich rief meine besten

classischen Erinnerungen zu Hilfe, vana optare, vana timere remedium a philosophia petendum, sagte ich zu mir selbst mit Seneca – gegen leere Hoffnungen und leere Furcht ist nur bei der Philosophie Hilfe. – Und ich erschöpfte die Tiefen meiner Philosophie.

Verachte die Reichthümer.

Dulde mit Entsagung.

Ich hatte keine Reichthümer zu verachten, aber ich duldete mit Entsagung, genau nach der Vorschrift der Philosophie. Aber bei dem Allen rückte die praktische Lösung der Frage: was aus mir werden sollte, keinen Schritt vorwärts.

Eines Tages kam mein Wirth, freudestrahlend auf mein Zimmer. – Ich habe einen Zögling für Sie gefunden, – sagte er zu mir, Sie werden 30 Franken monatlich verdienen. Ein Frank für die Marke; es handelt sich von einem guten Jungen, welcher ziemlich schlechte Studien gemacht hat, und der sich in den Stand gesetzt sehen möchte, sein Examen als Baccalaureus machen zu können. –

Ich hielt mich für gerettet, trotz einigen Mißtrauens, das ich in den achtungsgebietenden Charakter meines inneren und äußeren Menschen setzte; denn ich wußte, daß ich mir in dieser Beziehung nicht viel zutrauen konnte. Indessen hoffte ich, wenn ich mit einem Zöglinge allein wäre, meine Schüchternheit überwinden zu können.

Der Zögling wurde mir vorgestellt, er war eben so schüchtern, eben so häßlich und beinahe eben so lächerlich wie ich; er schien mir das beste Geschöpf von der Welt zu sein und bewies mir gleich vom Anfang an die achtungsvollste Ergebenheit. Ich glaubte, mir sei geholfen und gab ihm die erste Stunde.

Hier stieß ich nun auf eine schreckliche Klippe, deren ich mich durchaus nicht versehen hatte. Erst jetzt merkte ich, daß man eine wahre Kenntniß besitzen, daß man viel wissen und doch vollkommen unfähig sein kann, Andere zu unterrichten. Es machte mir die größte Mühe, mich verständlich auszudrücken, der geringste Einwurf brachte mich aus der Fassung, ich fühlte, daß es, wenn meine Unterrichtsstunden Nutzen bringen sollten, nöthig sein würde, daß ich fließend und laut vorübersetzte und diese

Uebersetzung mit Abschweifungen untermengte, welche diese Schönheit in's Licht stellten, jenen Ausdruck erklärten, die Fehler meines Zöglings verbesserten und ihm die Gründe für diese Verbesserung angäben. Aber ach, eine solche Leichtigkeit der Arbeit, eine solche Gabe der Rede hatte ich niemals besessen; ich hatte immer nur beharrlich für mich hingeackert; kein Ausdruck kann die Mühsamkeit, Langsamkeit und Schwerfälligkeit meiner Art zu arbeiten besser malen.

Gleichwohl verlor ich den Muth nicht, ich dachte, vielleicht fehlte es mir nur an der Gewohnheit, und ich würde mich in der folgenden Stunde schon besser mit meinem Schüler zurechtfinden, aber es war Nichts damit, und da ich bei alledem ein ehrlicher Kerl war, so sagte ich nach acht Tagen meinem Zögling gerade heraus, daß es ihm sein Geld stehlen hieße, wenn ich noch länger versuchen wollte, ihn zu unterrichten.

– Allerdings, – antwortete er mir naiv, – bemerke ich, daß ich heute noch nicht weiter bin als in der ersten Stunde. –

Und damit gab er mir acht Franks, die Bezahlung für meine acht Stunden, und wir trennten uns voneinander mit gleicher tiefer Hochachtung.

Dieser letzte Schlag war vernichtend und entscheidend, er zeigte mir die Nichtigkeit der einzigen Hilfsquelle, die ich an meiner gelehrten Bildung zu besitzen glaubte; ich verfiel aufs neue in meine apathische Dumpfheit, indem ich mir meinen Lieblingssatz wiederholte, omnia patienter ferenda – man muß Alles mit Geduld ertragen.

Auf diese Weise verflossen ungefähr vier Monate; eines Morgens trat mein Wirth bei mir ein. – Sie haben nach Abzug der Vorausbezahlung auf die nächsten 14 Tage nur noch 20 Franken übrig, Herr Hay, – sagte er zu mir, – ich komme, Sie davon in Kenntniß zu setzen; nicht, als ob ich irgend Etwas fürchtete, nein, großer Gott im Himmel! ganz im Gegentheil, Sie sind mir Nichts schuldig, sondern es ist nur meine Absicht, Sie von dem Stande Ihrer Casse zu unterrichten. –

Ich stand versteinert.

Mit meinen 720 Franken glaubte ich ein Jahr, zwei Jahre, ewig leben zu können, was weiß ich? Der Wirth, welcher vermuthete,

daß meine Betroffenheit aus einem Argwohn hervorginge, der für seine Rechtschaffenheit beleidigend wäre, entfernte sich und kam nach einigen Augenblicken mit einer ungeheuren Rechnung zurück, auf der Alles bis auf's Kleinste angegeben war, was er zu meinen Mahlzeiten eingekauft hatte, nur waren unglücklicherweise diese Mahlzeiten für den Zustand meiner Casse zu glänzend, und ich hatte sie in der vollkommensten Zerstreung verzehrt.

Der Wirth sagte, indem er mir die Rechnung und meine 20 Franken einhändigte:

– Da sind Ihre 20 Franken, Herr Hay; ich bin es nicht gewohnt, daß man mir mistraut. Sie haben noch 11 Tage bei mir zu wohnen; denn Sie haben vorausbezahlt, aber wenn diese 11 Tage zu Ende sind, möchte ich mein Zimmer anderweitig vermieten. –

Damit ging er fort und ließ die 20 Franken auf meiner Kommode liegen.

Der Unglückskreis, welcher mich einschloß, zog sich immer enger zusammen, und dieselbe Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, lähmte beständig meine Kräfte.

Ich gab den letzten Sou von meinen 20 Franken noch vor dem Tage aus, an dem mein Wirth mir erklärte, daß, da mein halber Monat zu Ende sei, ich entweder für einen andern im voraus bezahlen oder sein Haus verlassen sollte; ich ging fort.

Seit langer Zeit beobachtete ich in Bezug auf meine Kleidungsstücke die allerphilosophischeste Unbekümmertheit, sie zerfielen in Fetzen, meine Schuhe waren ganz durchlöchert, mein Hut war ein Gegenstand ohne Gestalt und Namen geworden, seit dem Tage vorher fühlte ich einen wüthenden Hunger und ich wußte nicht, wo ich mich am Abend hinlegen sollte; denn ich hatte keinen Heller mehr in der Tasche.

Indem ich aufs Geradewohl fortging, kam ich durch die Straße Dauphin zum Pont-neuf und schlenderte mechanisch an den Quais entlang, indem ich in meiner verzweifelten Lage alle meine philosophischen Grundsätze innerlich überlas; unter andern fielen mir mehre, an die ich früher bisweilen gedacht hatte, wie der ein; diese waren unmittelbar auf meine Lage anwendbar:

Nam ut quandoque moriaris, etiam invito, positum est; at quum

voles, intua manu est – quid in mora est? Nemo te tenet; evade, qua visum est. Elige quamlibet rerum natura partem, quam tibi praeberet exitum jubeas! Haec nempe sunt et elementa, quibus hic mundus administratur, aqua, terra, spiritus! Omnia ista, tam causae vivendi sunt, quam viae mortis, etc. etc.

(Einst zu sterben, wenn Du auch nicht dazu Lust hast, das ist Dein Loos, aber zu sterben, wenn Du willst, das ist Dein Recht. Was zögerst Du? Niemand hält Dich zurück; fliehe da hin, wo es Dir besser gefällt! Suche in der Natur das Land auf, in welchem du eine Zuflucht zu finden wünschst! Die großen Grundbestandtheile, aus denen das Weltall besteht, Wasser, Erde Luft, sie sind sowohl Quellen des Lebens als Wege zum Tode u. s. w.)

Diese überall anwendbare, bequeme und freie Lehre des Selbstmords war mir niemals verständiger vorgekommen als in diesem Augenblick. Ich blickte auf den Strom hin, der zu meiner Linken hinfloß, er war rein und ruhig und blitzte im Sonnenschein auf die koketteste Weise von der Welt – das war anlockend – nichts desto weniger setzte ich meinen Weg in der Richtung der elysäischen Felder fort.

Bald hörte ich in der Ferne eine Kirchenglocke bimmeln; ich war niemals fromm gewesen, aber dieser schwermüthige Klang rief mir in's Gedächtniß zurück, was mir von der Sittenlehre des Christenthums bekannt war, und zeigte mir zugleich die Leerheit derselben in Betreff meiner gegenwärtigen Lage.

Diese Moralpredigte, wie diejenige der Weisen des Alterthums, Verachtung des Reichthums, Entsagung und Hoffnung auf ein besseres Leben. Allerdings predigte sie auch Menschen liebe, indem sie zu den Menschen sagte: seid Brüder unter einander, liebet Euch – ach, ich forderte ja nichts anders als von irgend Jemand als Bruder angesehen und geliebt zu werden, und daß dieser zu mir sagte: Du hast kein Obdach, komm zu mir, Dich hungert, iß; aber wo sollte ich einen solchen Bruder in Jesu Christo finden? Die Mildthätigkeit hängt von dem ab, der sie ausübt, nicht von dem, an welchem sie ausgeübt wird, es ist immer die berühmte Geschichte von dem Hasenpfeffer, man muß vorher den Hafen haben.

In der Beziehung schien mir wenigstens die Lehre vom



Selbstmord vorzüglicher, sie war unmittelbar anwendbar, leicht, und ihre Ausübung stand in den Kräften eines Jeden, sie gehörte nicht zu jenen Grundsätzen, deren Verwirklichung gänzlich von dem guten Willen oder liebevollen Herzen eines Dritten abhängt, Deine Befreiung hängt einzig und allein von Dir selbst ab, ein kurzer Augenblick und dann ein anderes Leben. Bei meiner Treu! – mochte dies andere Leben beschaffen sein, wie es wollte, es konnte schwerlich elender sein, als dasjenige, was ich zu verlassen gedachte; ich war also moralisch überzeugt, nichtsdestoweniger ging ich grade vor mich hin. Indem ich links meine gute, kleine Seine hatte, welche immer bereit war, mich zu empfangen, fühlte ich eine gewisse Ruhe, die nur dann und wann durch die Qual und Ermattung, welche mir mein Wolfshunger verursachte, unterbrochen wurde.

Ich hatte die elysäischen Felder erreicht, ein Lärm von Trompeten und türkischen Trommeln zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich wandte den Kopf um und sah verschiedene Seiltänzerbuden. Auf dem Gerüste, welches vor der einen von ihnen errichtet war, machten ein Bajazzo und sein Herr ihre Künste, indem sie die Menge aufforderten, in die linnene Umschließung einzutreten, über welcher ein Bild aufgesteckt war, welches einen Riesen mit einem ungeheuern Rachen darstellte, in welchen zwei Männer mit Gabeln, die so lang wie Heugabeln waren, eine Masse gebratene Calcutten, Würste und Pasteten hineinsteckten.

Unter dem Bilde stand mit großen Buchstaben:

Der lebendige Oger.

Er verzehrt vor den Augen der ehrenwerthen Gesellschaft 10 Pfund Fleisch, eine Pastete von fünf Pfund, einen holländischen Käse und ein sechspfündiges Brot !!!

Die öffentliche Neugierde war lebhaft aufgeregt, die Menge drängte sich um die Bühne, auf welcher die Aufstellung des Ogers ausgerufen wurde; die andern beiden Buden standen verlassen, und die Marktschreier in ihnen sahen traurig und neidisch auf den glücklichen Erfolg ihres Nachbars, des Ogers, hin.

– Welch herrlicher Erwerbszweig, wie leicht und bequem, und wie das Handwerk des Ogers seinen Mann nährt, – sagte ich trübselig lächelnd. – Der Mensch ist zum Glücke geboren. Ach,

wenn die Ehrenpreise mir nur eine solche Zukunft gesichert hätten! –

Und ich ging vorüber und ließ die Seiltänzer, den lebendigen Oger und die fernen Trompetenstöße hinter mir; die letztern preßten mir die schmerzlich stolze Bemerkung aus:

– Auch für mich sind Trompetenstöße ertönt! –

Die Nacht kam heran, sie war mild und warm, obgleich es



Winter war; die Vorübergehenden wurden immer seltener, bald war ich ganz allein. In Nachdenken versenkt über meine schöne Lehre vom antiken Selbstmord, hatte ich mich dem Ufer des Flusses genähert, das an dieser Stelle ziemlich hoch war.

Plötzlich ward die Qual des Hungers äußerst heftig, eine Art Schwindel ergriff mich, ich entschloß mich, meinem Leben ein Ende zu machen, ging rückwärts auf den Fluß los und stürzte mich hinten über hinein.

Die Kälte des Wassers erweckte meinen Selbsterhaltungstrieb wieder, ich zappelte mechanisch mit Händen und Füßen; zu meiner großen Verwunderung bemerkte ich, daß ich, statt unterzusinken, durch einen unsichtbaren Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers emporgehalten wurde, aber bei einer neuen Bewegung kam ich mit dem Kopf nach unten und fühlte, wie ich mich trotz meiner verzweifelten Anstrengung, oder in Folge derselben, mehr und mehr in die Maschen eines großen Netzes verwickelte. In demselben Augenblicke schluckte ich eine Menge Wasser, dies nahm mir den Athem, und ich verlor beinahe die Besinnung.

Was ging jetzt mit mir vor? Ich weiß es nicht, sei es, daß der Strom das Netz, das vielleicht durch meinen Sturz von den Pflöcken, welche es festhielten, losgerissen war, fortführte, sei es, daß meine gewaltsamen Bewegungen mich ohne mein Wissen dem Ufer genähert hatten, genug, als ich zu mir selbst kam, war es herrlicher Mondschein, und ich lag ganz weich gebettet am Ufer des Flusses, welches hier mit Gras bewachsen war. Mein Körper war außerhalb des Wassers, nur meine Beine lagen noch in demselben, aber ich war so sehr in die Maschen des Netzes verwickelt, wie Gulliver nur immer hat sein können. Indem ich mich so gut wie möglich loszumachen suchte, sah ich rings um mich verschiedene feuchte und schlüpfrige Körper glänzen, welche ich, sobald ich das Bewußtsein gänzlich wieder erlangt hatte, für ganz vortreffliche Fische erkannte.

Nach einer Viertelstunde saß ich am Ufer bis auf die Knochen durchnäßt, aber aus dem Netze befreit, und über die seltsamen Luftsprünge von einem Dutzend Karpfen und Barben, welche um mich herumlagen, lächelnd.

Ich gestehe Dir, lieber Martin, mein erster Gedanke war eine Regung der Freude, daß ich dem Tode entgangen war, die zweite Empfindung, welche mich vollkommen daran erinnerte, daß ich zum Menschengeschlecht gehörte, war verzehrender Hunger. Das ist grobsinnlich, das ist materiell, aber es ist eine Thatsache. Und, als ich beim Lichte des Mondes den glänzenden und silbernen Bauch einer Barbe vor mir erblickte, ergriff ich sie, und, o Greuel! nachdem ich sie dadurch, daß ich sie mit dem Kopf heftig auf den Boden schlug, betäubt hatte, fraß ich sie lebendig

auf, und dieses rohe, frische Fleisch erregte mir durchaus keinen Ekel, im Gegentheil, ein Karpfen von herrlichem Ansehen folgte der Barbe nach, nur muß ich bekennen, daß ich, indem ich ein drittes Opfer verschlang, als übersättigter, wählerischer, ekeler Mensch mit aller Sorgfalt eines Feinschmeckers die besten Stücken aussuchte.

Diese Ichthyophagenmahlzeit gab mir etwas Leben wieder, aber ich zitterte vor Kälte. Indem ich in der Ferne am Ufer ein glänzendes Licht erblickte, machte ich mich, die übrigen Fische in einem Stücke des Netzes mit mir tragend, was freilich eine Dieberei war, in dieser Richtung auf den Weg; es waren Schiffer, die, den andern Morgen bei Tages Anbruch abzureisen genöthigt, Theer kochten, womit sie gewisse Theile ihres Fahrzeugs anzustreichen pflegen.

Mit einer Erfindungskraft, welche mich selber in Erstaunen setzte, und die ich bei meinen lateinischen und französischen Umschreibungen gar nicht hatte kennen lernen, gab ich mich für einen leidenschaftlichen Fischer aus und versicherte, daß ich, da ich meine Netze hätte herausziehen wollen, kopfüber in das Wasser gefallen sei. Das Wasser, von dem meine Kleider triefen, die Fische, welche ich trug, schienen meine Wahrhaftigkeit hinlänglich zu bestätigen.

Die wackern Schiffer nahmen mich herzlich auf, luden mich ein, mich an ihrem Feuer zu trocknen, und wenn mir der Vorschlag gefiele, auf einer der Matratzen in ihrer Koje den Anbruch des Tages zu erwarten. Sie trieben sogar die Gastfreundschaft so weit, daß sie mir den Mitgenuß einer Flasche Branntwein anboten. Ich nahm die Matratze an, machte von der Flasche einen mäßigen Gebrauch und streckte mich wohlgetrocknet in der Koje aus, den Kopf ziemlich erhitzt von dem Branntwein und durch die Erinnerung an die seltsamen Schicksale dieses Tages, den ich damit beschlossen hatte, mich selbst zu fischen und rohe Barben und Karpfen zu essen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Oger, welcher von den Seiltänzern gezeigt wurde, mir wieder einfiel, aber in dem Zustande der Ueberreizung des Gehirns, in welchem ich mich gegenwärtig befand, rief diese Erinnerung in mir einen zu gleicher Zeit ironischen und ernsthaften Gedanken hervor.

– Warum soll ich mich über die Zukunft beunruhigen? – sagte ich zu mir selbst, – ich weiß jetzt einen Erwerbszweig, einen ganz vortrefflichen Erwerbszweig für mich. Diese Seiltänzer zeigen diesen Oger, dessen Talent – ein ziemlich mittelmäßiges Talent – bereits beurtheilte ich den Oger als Nebenbuhler – dessen mehr als mittelmäßiges Talent sich am Ende darauf beschränkt, eine ungeheure Menge von Nahrungsmitteln hinunterzuschlingen; das ist nur ein Mensch, der sehr hungrig ist und darum ißt, in großem Maßstabe, das ist Alles, das ist nichts Neues, das ist etwas ganz Gewöhnliches, ich möchte sogar behaupten, es sei etwas Widerliches, diesen Gladiatoren, diesen Packknecht – ich fing schon an, den armen Oger zu schimpfen – sich seiner ekelhaften Gefräßigkeit überlassen zu sehen. Wär' es nicht viel neuer, viel merkwürdiger und viel geschmackvoller – sieh, wie mich meine Eifersucht auf den Oger fortriß – einen Jüngling zu zeigen, der mit der Literatur des Alterthums vertraut ist, den zweiten Ehrenpreis der Universität erhalten hat, 30 Mal gekrönt ist und sich, zum wirkungsvollen Gegensatze, der merkwürdigen Uebung, lebendige Fische zu fressen, gewidmet hat. – Ich fühlte Muth genug in mir, sie lebendig zu fressen, um mich über die Trümmer des Ruhmes meines Oger zu erheben.

Also, warum sollte ich nicht morgen früh meine Dienste einem der beiden Seiltänzer anbieten, deren Buden die Menge verlassen dastehen ließ, um sich um das Gerüst dieses dummen Ogers, dieses heimtückischen Vielfraßes zu drängen? – Ich schloß damit, daß ich diesen Nebenbuhler von Herzen verwünschte.

– Ihr Nachbar zeigt einen Oger, – fuhr ich fort, werde ich zu den Seiltänzern sagen, – er raubt Ihnen Ihr Publikum, rufen Sie es zurück, dieses unbeständige, dieses wankelmüthige Publikum, indem Sie ihnen nicht einen Oger, sondern ein Geschöpf, das von rohen Fischen lebt, zur Schau stellen, ja, noch besser, – indem ich meine Einbildungskraft sich ausweiten fühlte, und wie mein erster Gedanke sich durch neue und geistreiche Vervollständigungen ausbildete, – ja noch besser, zeigt ihnen einen Wassermenschen – der im Wasser lebt – und der statt Arme – Flossen hat. Welche Wirkung muß das thun, meine Herren, welches Bild könnt Ihr damit dem Bilde Eures Nebenbuhlers entgegensetzen; einen Menschen mit Flossen statt

der Arme, in einer großen Kufe lebend und alle Arten von Fischen essend, gerade herausgesprochen, meine Herren, ich darf es sagen, ohne mir zuviel einzubilden, gerade herausgesagt, meine Herren, wenn es darauf ankommt, die Menge herbeizuziehen, was ist ein Oger im Vergleich zu einem Wassermenschen?

Ich war ganz geblendet von meinem Project, von der ruhigen, gesicherten Zukunft, welche es mir zu versprechen schien. In meiner Hitze machte mir keine Schwierigkeit bange. Während der Vorstellungen im Wasser zu sein, was war das anders als ein etwas langes Bad? Es blieben also nur noch die Flossen übrig, in Beziehung auf sie konnte ich mich freilich nicht täuschen; denn ich hatte keine, aber bei weiterem Nachdenken kam es mir doch vor, als müßte sich mittelst pergamentner Scheiden, die in der Art von Flossen geformt und schön himmelblau gemalt wären, in die ich die Arme hineinsteckte, und die auf meiner Schulter mit einer Art von Brustpanzer aus Blech befestigt wären, besonders im Halbdunkel schon eine Täuschung zu Wege bringen lassen. Gewiß war dieses Project noch formlos und skizzenhaft, aber hatten die Seiltänzer, die in solchen Umwandlungen sehr erfahren sind, nur die geringste Erfindungsgabe, so mußten sie meine Gedanken äußerst fruchtbar auszubilden wissen.

Ich schlief mitten unter diesen Träumereien ein, beim Anbruch des Tages erweckten mich die Schiffer. Nachdem ich diesen wackern Leuten Lebewohl gesagt hatte, verließ ich sie und nahm mit mir, was mir an Fischen noch übrig war. Meine Gedanken vom vorigen Abend, in Betreff meines Vorhabens mit dem Oger zu wetteifern, kamen mir, statt mir thöricht und abgeschmackt zu scheinen, vollkommen ausführbar, vernünftig und möglich vor.

Man denke sich meine Freude, meinen Entzückungsrausch, als ich nach einer Unterredung von einer Stunde den Vater Boulingrin, Herkuleskünstler und Professor des Faustkampfes – denn das war sein Titel – meine Projecte mit Begeisterung aufnehmen sah.

Nachdem er mich einen Karpfen und eine Barbe roh hatte aufessen sehen, bot er mir folgende fabelhafte Capitulation an:

- 25 Sous täglich.
- Freie Station.

– Die Flossen werden geliefert. –

Acht Tage nachher, während welcher der Vater Boulingrin mir auf geschickte Weise ein paar Flossen verfertigen ließ, wurde an der Thüre unserer Bude ein prächtiges Gemälde aufgehängt, wo ich abgebildet war mit halbem Körper aus einem großen Teiche hervorsehend, mit ausgebreiteten Flossen und einen Fisch von phantastischer Gestalt zwischen den Zähnen haltend. Unter dem Gemälde las man folgende prachtvolle Ankündigung, zu welcher ich, was den wissenschaftlichen, nämlich den geographischen und historischen Antheil anbetraf, meinen Beitrag geliefert hatte.

– Der Wassermensch,

*lebendiges und übernatürliches Geschöpf, welches von den Mamelucken des Paschas von Aegypten in dem Flusse Nil, welcher im Lande der Pharaonen und Pyramiden liegt, gefangen worden ist. Dieses Wundergeschöpf kann nur im Wasser leben und nährt sich allein von lebendigen Fischen, statt der Arme hat es Flossen, welche nur die bevorzugten Classen von Frankreich, die Militairpersonen und die Damen berühren dürfen.*

Der Ruhm dieser schmeichelhaften Ausnahme zu Gunsten des schönen Geschlechtes und des Ruhms des Vaterlandes gebührt, wie ich hiermit in aller Bescheidenheit bekenne, dem Vater Boulingrin.

*– Dieses unglaubliche Geschöpf kann auf die Frage, welche die ehren werthe Gesellschaft an dasselbe thut, in vier Sprachen antworten. Diese vier Sprachen sind die lateinische, griechische, französische und reine ägyptische, die am Nil gesprochen wird. –*

Es war mit dem Vater Boulingrin die Uebereinkunft getroffen, daß in dem unwahrscheinlichen Falle, daß ein Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft mir eine ägyptische Frage vorlegte, in einer Sprache von meiner eigenen Erfindung antworten sollte, wodurch dann der vorwitzige Anredner sehr leicht in den Verdacht kommen und bald überführt werden mußte, daß er das wahre, reine Aegyptisch gar nicht spräche.

Die Wirkung unseres Bildes war bewundernswürdig, man ließ

den Oger um des Wassermenschen willen gänzlich im Stiche. – Ich empfand eine Art Gewissensbiß wegen des Triumphs, und unsere erste Einnahme erreichte den ungeheuren Belauf von 32 Franken 50 Centimen.

Seit dieser Zeit habe ich die Lage eines Wassermenschen ganz erträglich gefunden, ich habe in dieser Eigenschaft den Vater Boulingrin auf seinen Wanderungen bis zu dem Tage begleitet, wo er sein unsicheres Leben mit einer sichereren Stellung vertauschte. Jetzt schlug er mir vor, einen ähnlichen Contract und unter denselben Bedingungen mit La Levrasse einzugehen. Ich ging darauf ein, und bei meinem Eintritt bei meinem neuen Herrn sah ich Dich, lieber Martin, zum ersten Mal; Du warst damals noch ein Kind.

Von diesem Zeitpunkt an kennst Du meine Lebensgeschichte, mit Hinzurechnung dieser Einzelheiten, die ich Dir hiermit berichte, weißt Du sie ganz.

---

Dieses waren die frühern Schicksale des Leonidas Hay, des Wassermenschen, welcher das Personal der Truppe des La Levrasse vermehren sollte.

---





## Vierzehntes Kapitel.

### *Die Abreise.*

Dieses waren die Ursachen, welche den Leonidas Hay veranlaßt hatten, die dornenvolle Laufbahn der – lebendigen Wundergeschöpfe – anzutreten. -

– Nun Meister, – sagte er zu La Levrasse, nachdem sich die Mutter Major von der wirklichen Abfahrt des Fuhrmanns versichert hatte, – wir sind ja wohl unter uns, darf ich jetzt die Arme rühren? –

Mein Erstaunen war unglaublich, ich hatte bis dahin aufrichtig geglaubt, daß der ärmellose, lange Rock des Wassermenschen seine Flossen bedeckte. La Levrasse aber, sichtbar betroffen über die Unvorsichtigkeit seines neuen Genossen, gab ihm ein Zeichen, um ihn zu warnen, daß er sich nicht blosstellen möge, und versetzte.

– Wenn Du Deine Flossen Arme nennen willst, um auszusehen, wie ein anderer Mensch, meinerwegen, mein Junge; aber ernsthaft gesprochen, hier ist ein Knabe, der Dir in Allem beistehen wird, und seine beiden Arme werden die Deinigen ersetzen. –

Leonidas sah La Levrasse erstaunt an und versetzte:

– Der Vater Boulingrin hat diese Bedingung beim Abschlusse des Contracts nicht namhaft gemacht; wie, ich sollte selbst, wenn wir unter uns sind, meine Arme nicht brauchen dürfen? Ich sollte mich wie ein Kranker füttern lassen? Nichts da, Meister, das ist

doch wohl genug, daß ich auf dem ganzen Wege unbeweglich in meinem Troge liegen geblieben bin? Ich spiele meine Rolle vor dem Publikum so gut, wie ich kann, aber wenn ich ins Privat leben zurücktrete, so mache ich Anspruch auf die Ausübung meiner natürlichen Rechte und unter Anderm auf diese:

Mit diesen Worten steckte der Wassermensch seine beiden magern Arme, welche mit gestrickten wollenen Aermeln bedeckt waren, durch die Seitenöffnungen seines Rockes und bewegte und reckte sie, um die Steifheit, welche von dem langen Stillliegen herrührte, zu vertreiben.

– Du mußt wissen, Ungeschickter, – rief La Levrasse, – daß wir, damit das Publikum sich von unsern Künsten täuschen läßt, thun müssen, als glaubten wir selbst daran; das Geschwätz so eines dummen Jungen, wie der da, und La Levrasse wies auf mich, kann Alles verderben. Wäre es nicht besser, wenn er auch in allem Ernste an die Sache glaubte? Uebrigens ist das Deine Sache, sobald das Publikum nicht mehr an Deine Flossen glaubt, wirst Du abgelohnt, Freund. –

– Das ist eine große philosophische Wahrheit, Meister, – antwortete der Wassermensch mit komischem Ernste, – die ganze Wissenschaft des Lebens läuft darauf hinaus, daß Einer es versteht, *die Leute im Glauben an seine Flossen zu erhalten.* –

---

Die Ankunft des Wassermenschen hatte mich nur augenblicklich von meiner Sorge über das Schicksal Bamboche's, welcher das Opfer seiner Anhänglichkeit an mich geworden war, abgezogen. Mehre Tage lang waren alle meine Bemühungen, mich meinem Freunde zu nähern, vergeblich; jeden Morgen sah ich die Mutter Major in den Keller hinabgehen, um ihn zu holen und ihm seinen Unterricht zu ertheilen, und immer kam sie wüthend wieder herauf und versicherte, daß er sich hartnäckig weigere, irgend eine Uebung anzustellen.

Alsdann schlich La Levrasse mit seinem Katzengange nach dem Keller und verschwand in demselben höchstens für eine Viertelstunde, dann kehrte er zurück, ohne daß man irgend ein Geräusch, irgend einen Schrei gehört hätte, und wenn ich nach meinem Genossen fragte, so antwortete mir La Levrasse mit einer

Fratze, die er mir schnitt.

Leonidas Hay war freundlich gegen Jedermann, von Natur apathisch und furchtsam und wünschte nur Eins, die Ruhe; er schien übrigens vollkommen zufrieden mit seinem Schicksal zu sein; hörte mit stoischer Ruhe die Rohheiten der Mutter Major und die raffinierten Bosheiten La Levrasses an, aß reichlich, schlief bis zum späten Morgen und suchte den geringsten Sonnenstrahl auf, um sich in ihn hinzustrecken. Dort philosophierte er wahrscheinlich in aller Behaglichkeit, indem er in Gedanken seinen göttlichen Seneca überlas; nur dann und wann legte er sich in's Wasser, bewegte seine künstlichen Flossen und verzehrte einen rohen Fisch, Alles, wie La Levrasse sagte, um nicht aus der Uebung zu kommen.

Leonidas hat mir später gestanden, daß er anfänglich meine Lage gar nicht übel gefunden habe, und daß er meine Seiltänzererziehung, die für die Ausbildung meiner Kraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit günstig war, ohne mich zu andern Beschäftigungen untüchtig zu machen, viel vorzüglicher finde als die unfruchtbare gelehrte Erziehung, welche er erhalten.

Eines Tages schlug er mir vor, mich lesen lehren zu wollen, allein, trotz meines lebhaften Wunsches, mich zu unterrichten, schlug ich es aus; denn ich fürchtete, wenn ich den freundschaftlichen Anerbietungen dieses neuen Bekannten entgegenkäme und zu vertraut mit ihm würde, meinen Verpflichtungen gegen Bamboche untreu zu werden.

Dieser falsche Wassermensch gab mir viel zu denken, er war für mich ein neuer Beweis zu Gunsten der schlechten Grundsätze Bamboche's; denn eines Tages fing Leonidas Hay, indem er sich mit seinem lieben Seneca auf dem Schooße nach einem reichen Frühstück auf dem Rasenplatze des Hofes sonnte, vertraulich an, wie folgt:

– Ja, den rohen Fischen, die ich esse, und den falschen Flossen verdanke ich nun endlich das Glück, dessen ich genieße; es half mir Nichts, gelehrt zu sein, es half mir Nichts, daß ich zu arbeiten wünschte, um ehrlich meinen Lebensunterhalt zu verdienen, ich kam dabei vor Hunger um; jetzt führe ich die guten Leute mit meinen Flossen an und lebe ein Schlaraffenleben wie ein Pascha. –

– Bamboche muß doch wohl Recht haben, – sagte ich zu mir selbst, – da ist noch Einer, dem es erst gut geht, seitdem er lügt und betrügt. –

Da ich kein anderes Mittel wußte, mich meinem Freunde zu nähern, nahm ich mir vor, ihm nachzuahmen; denn ich glaubte, man würde mich mit ihm einsperren. Ich weigerte mich also eines Morgens meine Uebungen anzustellen.

– Kleiner Martin, – sagte La Levrasse mit seiner süßlichen Stimme, – Du bekommst auch nicht einen Nasenstüber von mir, aber wenn Du nicht arbeiten willst, so bekommt Dein Freund Bamboche eine doppelte Portion, also ganz, wie Du willst. –

Diese Drohung brachte mich aus der Fassung, ich wußte, daß La Levrasse im Stande sein würde, sein Wort zu halten, ich versuchte also ein anderes Mittel.

– Zeigt mir das schwerste, das gefährlichste Kunststück, ich will es lernen und wenn ich dabei den Hals brechen sollte, aber unter der Bedingung, daß, wenn ich es kann, Bamboche begnadigt wird. –

– Meinetwegen, – sagte La Levrasse mit seinem höhnischen und boshaften Lächeln, – wenn Du den Kaninchensprung kannst, so soll Dein Freund Bamboche begnadigt sein. –

Nichts ist schwieriger und gefährlicher als dieses Kunststück. Es besteht darin, von einem Gerüste von sechs Fuß Höhe herunterzuspringen, sich in der Luft um sich selbst zu drehen und dann auf die Füße zu kommen; das geringste Versehen kann, indem es verursacht, daß man falsch auf den Boden kommt, einen Arm- oder Beinbruch oder eine Verrenkung des Halses, welche letztere immer tödtlich ist, herbeiführen; aber die Hoffnung, Bamboche's Begnadigung zu erlangen, flößte mir einen solchen Eifer ein, daß ich selbst die kraftvolle Thätigkeit der Mutter Major ermüdete; meine Kräfte erschöpften sich, ich wollte immer noch nicht nachlassen. Endlich, mitten in meinen Anstrengungen von Schwindel und Ermattung übermannt, that ich einen so unglücklichen Fall, daß ich den linken Arm brach.

Dieses Mal zeigte sich La Levrasse einer menschlichen Regung fähig und bewilligte mir die Begnadigung meines Freundes. Ich war soeben von Leonidas und der Mutter Major in mein Bette

getragen worden, als Bamboche eintrat. Ich habe niemals erfahren können, warum oder zu welchem Ende La Levrasse ihm die Veranlassung meiner Verwundung mitgetheilt hat; genug, dieser unbändige Knabe, dem die grausamste Behandlung niemals eine Klage, ein Zugeständniß oder eine Thräne hätte entlocken können, stürzte ganz in Thränen auf mein Bett zu und rief:

– Meinetwegen, um meine Begnadigung zu erlangen, hast Du den Arm gebrochen? –

– Hast Du nicht meinetwegen seit acht Tagen Strafe leiden müssen? – sagte ich zu ihm, indem ich ihn mit unsäglicher Freude Umarmte.

– O, das ist rührend, o, das ist beweglich, o, das preßt Thränen aus! hi! hi! hi! – sagte La Levrasse und schnitt dabei ein Gesicht, um das Weinen nachzuahmen, während der Wassermensch aufrichtig bewegt, da er sah, daß man seiner nicht mehr bedurfte, fortging, um, wie er sagte, die berühmte Abhandlung de amicitia (über die Freundschaft) einmal wieder zu lesen.

Wenn ich bei diesen gegenseitigen Beweisen kindlicher Ergebenheit, welche Bamboche und ich als Kinder einander gaben, verweile, so ist es, weil sie die Grundlage der Freundschaft bilden, welche später, trotz der verschiedensten Lagen, bei den entgegen gesetztesten sittlichen Ueberzeugungen niemals wankend geworden ist und uns beiderseits die größten Opfer auferlegt hat, denen wir uns immer mit gewissenhafter Freude unterzogen haben.

Als ich mit Bamboche allein war und ihn aufmerksam ansah, erschrak ich über die unheimliche Veränderung in seinen Zügen, er war noch blässer als gewöhnlich, er hatte, wie es schien, schreckliche Dinge ausgestanden.

– Es ist Dir also viel Uebles zugefügt worden? – sagte ich zu ihm.

– O ja, – antwortete er mit einem unheimlichen Lächeln und einem Ausdrücke wilder Freude, – o ja, viel Uebles, Gott sei Dank. –

– Gott sei Dank! –

– Ja, desto mehr werde ich eines Tages La Levrassen wieder

zu vergelten haben. –

– Er peinigte Dich also allzusehr? –

– Er ließ mich Bremen sehen, – antwortete Bamboche mit wildem Lachen.

– Was heißt das? –

– Er band mir eins der eisernen Gewichte, die zu unsern Uebungen dienen, an die Füße, und dann faßte er mich unter den Ohren und hob mich für einige Minuten in die Höhe, und das wiederholte er zwei- oder dreimal. –

– Da wundert's mich nicht mehr, daß er sagen konnte, daß Deine Strafe keinen Lärm machen würde. –

– Ein Mensch, dem man die Haut lebendig abzöge, könnte nicht größere Schmerzen zu ertragen haben, – antwortete Bamboche mit dumpfer Stimme, – bisweilen kam es mir vor, als sollte mein Kopf vom Halse abreißen, ich sah blaue Flammen vor den Augen und war der Ohnmacht nahe. Ich versuchte nicht, mich gegen La Levrasse zu wehren, das hätte mir Nichts geholfen, er ist zu stark, aber ich gab nicht nach und sagte zu mir selbst: nur zu, nur immer zu, bereite mir soviel Qualen, wie Du willst. Du häufst sie doch nur für Dich selbst auf, warte nur, bis Basquine erst hier ist, dann sollst Du sehen, wie ich Dir das Alles mit *rother Münze* wieder bezahle. –

Ich entsetzte mich vor dem Ausdrücke, mit welchem Bamboche diese letzte Drohung aussprach.

Die Pflege, welche meine Wunde verlangte, die übrigens durch die Mutter Major, die an dergleichen Unfälle gewöhnt war, beinahe geheilt war, so wie auch ein Brief, welchen La Levrasse erhielt, in Betreff der neuen Basquine, die wir auf dem Wege mitnehmen sollten, beschleunigten unsere Abreise.

Nach der Gewohnheit beinahe aller Seiltänzer, besaß unser Meister eine Art Reisewagen, der auf dem Zuge und während der Vorstellungen auf Jahrmärkten der Truppe zur Wohnung diente.

Dieser Wagen, welcher ohngefähr 15 Fuß lang und 10 Fuß hoch war, war in drei Theile getheilt, die von außen durch Katzenlöcher Licht bekamen und inwendig mittels kleiner Thüren mit einander in Verbindung standen. Die vordere Abtheilung diente als Vorrathskammer, die zweite als Küche, die dritte als

gemeinschaftliche Wohnung. Die letztere bildete ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches ganz wie die Kajüte eines Seeschiffes eingerichtet war; acht Betten in der Gestalt von Kisten, sieben Fuß lang und drei Fuß breit, waren in zwei Reihen übereinander angebracht; eine vergitterte Oeffnung, die in der Decke angebracht war, gab hinreichendes Licht. Drei Pferde, die von Stadt zu Stadt auf einen oder zwei Tage gemiethet wurden, reichten hin, dieses bewegliche Haus fortzuziehen, welches zugleich die Leinwand und die nöthigen Gerüste, welche zur Errichtung unserer Bühne nothwendig waren, enthielt. Der kluge Esel Lucifer, der eben so stark war wie ein Pferd, wurde an einen kleinen Karren gespannt, welchen abwechselnd La Levrasse und die Mutter Major einnahmen, um so den Gang des großen Wagens von außen zu beaufsichtigen; endlich wurde der Fuhrmann, welcher den Kasten mit dem Wassermenschen hergebracht hatte, mit seinem Karren bestellt, und eines Morgens verließ unsere Caravane das Haus, das La Levrasse bis dahin gemiethet hatte. Ich hatte bis dahin nicht das Mindeste von meinem alten Herrn Limousin erfahren können. Auf alle meine Fragen in



Betreff dieses Gegenstandes hatte La Levrasse geschwiegen oder ein Gesicht geschnitten. Ich sagte also dem Limousin, bei welchem ich wenigstens niemals eine schlechte Behandlung erfahren hatte, im Gedanken auf immer Lebewohl und ward in eins der Betten des Wagens gelegt, wo ich Bambochen zu meiner Seite hatte; er leistete mir mit brüderlicher Aufmerksamkeit tausend kleine Dienste und schien von Zeit zu Zeit bei dem

Gedanken, daß wir uns Jeannetten näherten, von einer halb wahnsinnigen Freude ergriffen zu werden.

La Levrasse entschied, daß der erste Anhaltepunkt der nächste Flecken sein sollte. Dort mußte sich ein Wundarzt finden, welcher meine Wunde besichtigen konnte. Auch sollten wir an diesem Orte verschiedene junge Mädchen vorfinden, welche, zuvor benachrichtigt, auf die Durchreise La Levrassens warteten, um ihm ihr Haar zu verkaufen; denn er pflegte dieses *auf dem Stamme anzukaufen*, wie er von diesen Haarernten sagte.

Den Tag darauf sollten wir in dem Dorfe ankommen, wo der Wagner, der Vater Jeannettens, der neuen Basquine unserer Truppe, wohnte.

---





## Fünfzehntes Kapitel.

### *Der Haarkauf.*

Ich werde das seltsame und traurige Schauspiel niemals vergessen, von welchem ich in dem Flecken Folleville, wo wir Halt machten, um Haare zu kaufen und meine Wunde verbinden zu lassen, Zeuge war. Der Bruch wäre einfach, sagte der Wundarzt; der erste Verband war von der Mutter Major geschickt angelegt, und so war zu erwarten, daß meine Heilung rasch vor sich gehen würde.

Da die Bevölkerung des Fleckens zahlreich und durch die frühere Durchreise des Wassermenschen lüstern gemacht worden war, so entschloß sich La Levrasse, eine *kleine Vorstellung*, wie er's nannte, zu geben; sie bestand aus der Vorzeigung des Wundergeschöpfs, welcher einige Kraftstücke von der Mutter Major und Bamboche vorangingen. Um sich die Mühe zu ersparen, unser Theater von Leinwand aufzuschlagen, ließ La Levrasse die Vorstellungen in einer Scheune stattfinden; die Mutter Major sollte die Einnahme beaufsichtigen, während er selbst Haare einkaufen wollte.

Meine Wunde verhinderte mich, bei den Uebungen zu erscheinen und an ihnen Theil zu nehmen; der Wundarzt hatte mich in einem Parterrezimmer des Gasthofs verbunden; da sah ich zum ersten Mal La Levrasse eines seiner seltsamen Gewerbe ausüben.

Ich saß auf einem Stuhl und hatte den Arm in der Binde, als ich

zehn oder zwölf Frauenzimmer hereintreten sah, beinahe alle im jugendlichen Alter, zwei oder drei von ihnen waren ziemlich hübsch, aber die schmutzige Aermlichkeit ihrer Lumpen zeugte von der tiefsten Armuth; ihre Gesichter drückten Trauer und Verlegenheit aus, als hätten sie eine Art Beschämung gefühlt, dem Elende dieses letzte Opfer zu bringen.

Seitdem ist manches Jahr vergangen, und doch ist mir dieser Auftritt noch in seinen geringsten Einzelheiten gegenwärtig.

Es war ein trüber Tag, durch die grünlichen Scheiben der beiden sogenannten Guillotinenfenster, die mit Spinnegewebe besetzt waren, drang kaum ein wenig Licht herein, um das große Gastzimmer zu erleuchten; die Decke war niedrig und ließ die schwärzlichen Balken sehen; die Wände waren kürzlich mit Kalk geweißt; auf dem Herde rauchten inmitten eines großen Haufens Asche zwei Feuerbrände.

Die Kunden La Levrasse's, wie er sich ausdrückte, erwarteten ihn, die einen auf einer Bank sitzend, die andern auf dem Rande des langen Tisches oder auf Schemeln. Eins von den armen Geschöpfen hielt sich abgesondert in der dunkeln Ecke hinter dem hohen Schornsteine beinahe versteckt, ich konnte in der Dunkelheit nur eben ihre weiße Haube, ein Stück von ihrem zerlumpten Rocke und ihre bloßen Füße unterscheiden.

Alle diese Frauenzimmer schienen voll Sorge zu sein, ob ihr Haar auch La Levrassen anstehen würde, und an einigen Worten, die sie unter einander wechselten, konnte ich auch bemerken, daß sie sich sehr schämten, die Einzigen in dem Flecken zu sein, welche aus Noth in einen solchen Handel willigten.

Einige jedoch schienen unbekümmert oder gefaßt zu sein; die Eine saß auf einem Tische und summt ein Lied zwischen den Zähnen und klappte dazu mit ihren Holzschuhen, die sie aneinander schlug, den Takt; eine Andere biß gierig in ein Stück hartes, schwarzes Brot.

Die Thüre öffnete sich, La Levrasse erschien in seinem gewöhnlichen, halb männlichen, halb weiblichen Anzuge: er trug ein röthliches Beinkleid, einen dunkelgrünen Weiberrock und eine enge Jacke von grobem, schwarzem, baumwollenem Sammet und sein Haar auf chinesische Weise zurückgestrichen. Bei seinem Anblick standen die Frauenzimmer alle mit der

unterwürfigen und dienstbeflissenen Ergebenheit auf, welche derjenige, welcher Etwas aus Noth verkauft, dem Käufer zu beweisen pflegt.

Mein Meister hatte zugleich eine spöttische und aufgeräumte Miene, er machte eine komische Verbeugung, indem er seinen Blick im Kreise über die Gesellschaft hingeleiten ließ.

– Gegrüßt sei die Gesellschaft, – sagte er mit seiner schrillenden Stimme, der Markt scheint mir gut besetzt zu sein. Nun, meine Täubchen, ein Bisschen flink, ich habe Eile, schnell, schnell die Häubchen runter und die Hinterhaare losgemacht! Aber das Haar muß verteufelt gut sein, wenn ich es kaufen soll, das versichre ich Euch; denn es wird für Dergleichen von allen Seiten Nichts angeboten, weil das Brot sehr theuer ist. –

Bei diesen Worten malte sich auf den Gesichtern Aller eine große Aengstlichkeit.

Als La Levrasse mich gewahr wurde, sagte er zu mir:

– Kleiner Martin, Du hast einen gesunden Arm, hilf mir die Bank so nahe als möglich an das Fenster stellen; ich kaufe nicht die Katze im Sack; ich muß in meinen Sachen klar sehen.

– Ich half meinem Meister die Bank ans Fenster stellen, so daß sie mit demselben einen rechten Winkel bildete, und das Licht, indem es über die Köpfe hinstrich, die Farbe des Haares besser zu beurtheilen erlaubte.

– Nun, meine Täubchen, – sagte La Levrasse, – der Markt ist eröffnet. –

Alle die armen Geschöpfe beeilten sich, auf der Bank Platz zu nehmen, nur die nicht, welche im Schatten des Schornsteins halb versteckt saß, und von der ich nur die weiße Haube und die bloßen Füße unterscheiden konnte.

– He, Du da unten, – sagte La Levrasse zu ihr, – kommst Du denn nicht? Es ist noch Platz. –

– Gleich, Herr, – antwortete eine sanfte, furchtsame Stimme, die von Thränen erstickt zu sein schien.

– Ja, ja, – sagte La Levrasse, – Ende gut, Alles gut, nicht wahr? Du willst Dich rar machen. Meinetwegen, mein Töchterchen, wir kennen solche Kniffe. Du bekommst drum keinen Heller mehr. –

Dann wandte er sich zu den Frauenzimmern, die auf der Bank

saßen, und setzte hinzu:

– Nun, meine Täubchen, die Hauben herunter. –

Einige Augenblicke schien eine Regung von Kummer, Beschämung und selbst von Schamhaftigkeit die Frauen unbeweglich zu halten. Endlich zog eine von denen, die am gefaßtesten zu sein schien, ihre schlechte Haube von Kattun rasch herunter.

Diese Bewegung wirkte wie ein gegebenes Zeichen, Alle ließen das Haar aufgelöst über ihre Stirn und Schultern herab fallen; man sah hier blondes, braunes, kastanienbraunes Haar von heller oder dunkler Nuance, das eine fein und seidenartig, das andere dick und grob, noch anderes buschig und kraus; auch fanden sich bei Einigen wohl einige weiße Haare, welche so sorgfältig wie möglich versteckt waren; denn ach, es war leicht zu sehen, daß jedes von diesen Frauenzimmern so gut wie möglich, wie La Levrasse sagte, *ihre Waare* herausgeputzt hatte – eine betrübende und schmerzliche Koketterie.

– Hm, hm, ich lasse mich nicht anführen, das müßt Ihr nur gleich wissen, – sagte La Levrasse, indem er vor der Bank hin und her ging, und das Haar jeder Einzelnen besah, befühlte,



wägte und mit einem Maßstabe maß, um die Länge, Feinheit, das Gewicht und die Farbe zu schätzen. – Nein, nein, ich lasse mir kein X für ein U machen, und es ist hier an der Stelle, es zu sagen, – setzte er spöttisch hinzu; – wir kennen die Mittelchen, meine Täubchen, wir wissen, was man mit Kohlenpulver, Oel und Schweineschmalz zuwege bringen kann, und wie man sich eine Perücke zu machen weiß, die sich allenfalls sehen lassen kann. –

Und nachdem er hierauf die Waare auf's neue geprüft hatte, rief er aus:

– Meiner Treu, ich bin ein Unglücksvogel, auf allen meinen Reisen finde ich das Jahr Nichts, was mir paßt. Wahrhaftig, – setzte er mit verächtlicher und unzufriedener Miene hinzu, nachdem er einen letzten Blick auf diese Reihe von Köpfen geworfen, welche von dem auf die Stirn herabfallenden Haar verhüllt waren, – wahrhaftig, das ist Alles Nichts für mich, das ist Ausschuß, wahre Kratzwolle. –

Ein Seufzer schmerzlicher Enttäuschung stieg aus der Brust Aller auf, die bis dahin von der Angst der Erwartung beklemmt

gewesen war, mit einer mechanischen, beinahe unwillkürlichen Bewegung neigten sich alle diese zerzausten Köpfe noch tiefer.

– Was Teufel soll ich mit dem da machen, was Ihr mir anbietet? Ich handle nicht mit Pferdehaar, – setzte der Meister mit der rohen Rücksichtslosigkeit des Trödlers hinzu, der, was er zu kaufen wünscht, vor Allem herabzuwürdigen sucht.

– Nun, meine Täubchen, – versetzte er, – setzt Eure Hauben wieder auf, hier ist Nichts für mich zu machen, das war auch der Mühe werth, meine Zeit zu verlieren! –

Während dieses Auftrittes, dessen ganze herabwürdigende Grausamkeit ich damals noch gar nicht fühlte, aber der mir doch das Herz beklemmte, hatte ich das Frauenzimmer in dem weißen Häubchen, das bis dahin in dem dunkeln Winkel hinter dem Schornstein versteckt gewesen war, diesen Zufluchtsort verlassen und langsam auf die Thür zugehen sehen.

Aber als sie im Begriffe war, die Hand auf den Klopfer zu legen, zog sie sie plötzlich zurück und senkte niedergeschlagen den Kopf, als trüge sie Bedenken fortzugehen.

Ich habe selten regelmäßigere und lieblichere Züge als die dieses jungen Mädchens angetroffen; sie schien höchstens 17 Jahre alt zu sein; ein schlechtes baumwollenes Tuch bedeckte nothdürftig ihren Hals und ihre Schultern, ihr Rock, der an zwanzig Stellen mit Zeugstücken von verschiedener Farbe geflickt war, wurde von Tragbändern aus Anschrot gehalten. Ihre Schönheit mußte sehr groß sein, da sie trotz der außerordentlichen Magerkeit ihres bleichen Gesichts, auf welchem man noch die Spur frisch vergossener Thränen sah, so sehr in die Augen fiel.

Nachdem sie, immer noch den Klopfer in der Hand haltend, einige Augenblicke an der Thür stehen geblieben war, schien sie sich heftig zusammenzunehmen, hob ihre schönen, blauen Augen zum Himmel auf und nahm ihren Platz hinter dem Schornstein langsam wieder ein.

In diesem Augenblicke sagte La Levrassé barsch:

– Nun setzt Eure Hauben wieder auf, hier ist Nichts für mich zu machen; das war auch der Mühe werth, meine Zeit zu verlieren. –

Hierauf machte La Levrassé einige Schritte nach der Thüre und

setzte hinzu:

– Ich wünsche der Gesellschaft einen guten Abend. –

Hierauf begann ein Feilschen, welches eben so widrig wie peinlich war.

Es war ein *peinlicher* Auftritt; denn es war ein Jammer, diese Unglücklichen, welche nur zu wohl wußten, wie theuer das Brot war, wie La Levrasse gesagt hatte, diesen Mann zum Theil unter Thränen bitten und anflehen zu sehen, ihr Haar, die arme und letzte Hilfsquelle, auf welche sie so sehr gerechnet hatten, an zukaufen.

Es war ein *widerlicher* Auftritt, indem La Levrasse, das Elend dieser Unglücklichen mit unwürdiger Habsucht missbrauchend, ihnen Sou für Sou abdingte, wobei er unaufhörlich wieder holte, daß dieser Ankauf ihm gar nicht gelegen sei, und nicht auf hörte, die Waare herabzuwürdigen.

Endlich bequerten sich die Unglücklichen, des Zankes müde, dem Gebote des Käufers; sie hatten drei oder vier Franken für ihr Haar gefordert, und La Levrasse willigte kaum ein, ihnen 20 Sous zu geben.

Die 20 Sous wurden angenommen, die Armen hatten nun wenigstens Brot für drei oder vier Tage.

Es trat noch ein Augenblick ein, welcher auf mich einen grausamen Eindruck machte, es war der, als ich alle diese Köpfe, die ich soeben noch mit reichem Haarwuchs gesehen hatte, gleichsam rasiert erblicken mußte. Wenn La Levrasse das Haar eines der Frauzimmer mit seiner gewaltigen Scheere heruntergemähet hatte, ließ er mich dasselbe mit leinenen Bändern sorgfältig in Strähnen binden.

Der Handel war gewiß vortrefflich; denn La Levrasse's höhnisches Gesicht glänzte vor Freude, und seine boshafte Scherze versiegte nicht.

– Statt traurig zu sein, solltet Ihr Euch freuen, meine Täubchen, – sagte er, und ließ dabei seine Scheere über den geplünderten Köpfen knirschen; – dieses Haar, welches Euch zu Nichts nutzt, wird die Ehre haben, den Kopf vornehmer Damen von einem gewissen Alter, welche Touren oder Perücken tragen, zu zieren. Es wird mit Turbanen aus Gold- und Silberstoff, prächtigen

Edelsteinen, köstlichen Diamanten geschmückt werden, Euer Haar, das auf Euerem Kopfe immer nur mit Euren groben Hauben bedeckt gewesen sein würde. Und dann seht einmal, Ihr, die Ihr immer über Armuth jammert, werdet dann wenigstens sagen können, daß ein Theil von Euch in prächtigen Equipagen zu den glänzendsten Festen der Hauptstadt fährt. Das ist doch wohl schmeichelhaft? Ich darf es rühmen, und gleichwohl bezahlt Ihr Nichts dafür, im Gegentheil, ich gebe Euch Geld. Ja, Täubchen, das ist so meine dumme Gutmüthigkeit, auch muß ich Euch erklären, daß ich in Zukunft Nichts mehr bezahlen, sondern verlangen werde, daß man mir seine Haare um der Ehre willen gibt. –

Diese grausamen Witze La Levrasse's wurden durch das schöne, junge Mädchen, von der ich gesprochen habe, unterbrochen. Sie trat an's Fenster, setzte sich schüchtern auf das Ende der Bank, nahm ihre kleine Haube ab und senkte den Kopf nieder, ohne ein Wort zu sagen.

Beim Anblick ihres prachtvollen, tiefschwarzen Haares, welches so lang war, daß es bis zur Erde herabfiel und sich dort um ihre bloßen Füße wickelte, so dick, daß es die Lumpen des jungen Mädchens versteckte, als wäre sie in einen schwarzen Mantel eingehüllt, konnte La Levrasse trotz seiner Gewohnheit, das ihm Angebotene herabzuwürdigen, sich nicht enthalten, auszurufen:

– Das ist köstlich, außerordentlich, ich habe niemals so etwas gesehen! –

Ein Murmeln des Erstaunens begrüßte das junge Mädchen, die bis dahin von ihren Genossinnen nicht bemerkt worden war; eine von ihnen sagte mit leiser Stimme:

– Sieh da, Josephine will auch ihr Haar verkaufen, sie, die im Begriff ist, sich zu verheirathen! –

– Mit Justin, den sie so herzlich liebt, – sagte eine andere. Und man bemerkte beinahe auf allen Gesichtern einen Ausdruck des Schmerzes und Mitleids.

Josephine war gewiß sanft und gut, da sie ihren Genossinnen, welche sich doch wie sie soeben diesen peinlichen Opfern unterzogen hatten, einen solchen Antheil einflößte.

– Du bist im Begriff, Dich zu verheirathen, hübsches Kind? –



sagte La Levrasse, indem er mit gierigem Blick das prachtvolle Haar, welches vor ihm ausgebreitet war, betrachtete und es vor Freude zitternd befühlte.

– Schön, da hast Du Recht, Dich dessen hier zu entäußern, das nützt im Haushalte Nichts, eine gute Mitgift ist besser, – setzte La Levrasse höhnisch hinzu, und diese Mitgift nehme ich auf mich, sieh, hier ist sie, ein schönes, neues 40 Sousstück. Ich hoffe, daß ich's an mir nicht fehlen lasse; denn ich habe das Haar dieser Damen hier nur mit 20 Sous per Stück bezahlt, aber freilich, was für ein Unterschied! –

– Ich hätte gern – hätte gern 4 Franken, – stotterte Josephine mit leiser und zitternder Stimme.

– Vier Franken! – rief La Levrasse, – Du bist nicht gescheidt. Wollt Ihr denn eine große Mahlzeit bei Eurer Hochzeit geben? Vier Franken! Ich kann solche Verschwendung unmöglich befördern. Vier Franken! Komm, wir wollen 50 Sous sagen, damit gut. – Mit diesen Worten griff La Levrasse gierig und ungeduldig nach dem schwarzen Haar des jungen Mädchens.

– Arme Josephine, – lispelte eine ihrer Genossinnen, während die andern durch ihre betrübten Blicke zeigten, daß sie dieses Mitleid theilten.

Aber Josephine machte sich von den Händen La Levrasse's los und sagte mit einem Ausdrücke von Schmerz und Scham, welcher darthat, welche Ueberwindung ihr dieser Streit kostete.

– Ich möchte vier Franken haben, ich brauche sie, – und dann setzte das arme Mädchen roth vor Scham hinzu, als wollte sie ihre Habsucht entschuldigen:

– Es ist nicht für mich; aber ich brauche sie durchaus. –

– Vier Franken, – sagte La Levrasse barsch, – vier Franken, geh doch, dabei käme ich zu kurz. –

Josephine stand rasch auf. Diese Bewegung machte ihr schönes Gesicht von dem dichten Haar, welches dasselbe bedeckte, frei, die Thränen liefen ihr über die Backen. Als La Levrasse die Entschlossenheit erblickte, mit welcher sie ihre kleine Haube, welche zu Boden gefallen war, aufraffte, rief er, in Furcht, eines solchen Fundes verlustig zu gehen:

– Nun komm, Böse, Du sollst Deine vier Franken haben, aber

ich komme zu kurz dabei; nimm, hier sind noch zwei Franken. –

Josephine setzte sich wieder auf die Bank, senkte die Stirn und sagte ganz leise mit zitternder Stimme:

– Ich möchte gern, wenn Ihr mein Haar abgeschnitten habt, ein ganz kleines Büschelchen davon behalten. –

– Auch das noch, – rief La Levrasse, – aber Du bist unersättlich, meine Beste. –

Dann besann er sich einen Augenblick und versetzte:

– Nun, es ist nun einmal so bestimmt, daß Du mich behexen sollst. Du sollst Dein kleines Büschelchen haben, aber einen wahren Rattenschwanz, mehr nicht, – und er zog seine schreckliche Scheere hervor.

– Halt, Herr! – rief ein junges Mädchen, indem sie La Levrasse in den Arm fiel, – es sind ja nur vier Franken, und wenn wir Alle zusammenschießen, – setzte sie hinzu, indem sie ihre Genossinnen mit den Augen befragte:

– Ja, ja! das ist ganz richtig, wir wollen zusammen schießen. –

– Wirklich? Ihr sterbt vor Hunger und wollt die Großmüthigen spielen? – sagte La Levrasse bitter, indem er sich von dem jungen Mädchen losmachte, welches ihn verhinderte, seine Scheere spielen zu lassen.

– Ihr vergeßt, daß das Brot theuer ist. –

Die harten Worte La Levrasse's erinnerten diese armen Geschöpfe, daß sie zu unglücklich seien, um sich mitleidig zeigen zu dürfen. Ist das nicht der allerhöchste Grad von Unglück?

Ein dumpfes Schweigen folgte auf die Aeußerung großmüthiger Regung von Seiten der Genossinnen Josephinens; diese, welche vielleicht einen Augenblick Hoffnung geschöpft hatte, sagte lebhaft zu La Levrasse:

– Macht schnell, Herr! –

La Levrasse ließ sich das nicht zwei Mal sagen, er fuhr rasch mit seiner Scheere in dieses prächtige Haar, welches, von allen Seiten herabfallend, das sanfte und blasse Gesicht Josephinens, das von Thränen überflutet war, erblicken ließ.

La Levrasse gab, seinem Versprechen getreu, dem jungen Mädchen eine lange Strähne, die kaum so dick war wie ihr kleiner Finger, zurück. Josephine rollte sie auf und steckte sie in ihren

Busen.

---

Jetzt war es mir unmöglich, meine Thränen länger zurück zuhalten, und von dem Tage an ist mir die Erinnerung an diesen schmerzlichen Auftritt immer gegenwärtig geblieben.

---

Nun werden freilich die positiven Leute das Alles tief verachten und spöttisch sagen: Lieber Gott, wie viel Redensarten für eine Hand voll Haar ! Was geht uns das an, daß diese Bäuerinnen geschoren werden wie Chorknaben? Sie haben ja dafür 20 Sous mehr in der Tasche.

Aber bei Euch wird diese neue Folge des Elendes Mitleid finden – es hat zu viele Folgen das Elend – Ihr jungen Frauen, die Ihr vor Eurem Spiegel lächelnd mit unschuldiger Freude Euer schönes Haar mit Blumen und Brillanten schmückt, oder, was eine noch größere Koketterie ist, es bloß und ohne Schmuck laßt –

bei Euch, glückliche Mütter, die Ihr so stolz seid auf die langen Flechten, die das engelgleiche Antlitz der Töchter einfassen, die Ihr jeden Abend so zärtlich umarmt – bei Euch, Liebende, die Ihr das glänzende, duftende Haar Eurer Geliebten an Eure heißen Lippen gedrückt habt –

bei Euch endlich, die Ihr Gott in seinen Geschöpfen liebt, ehrt und anbetet, und denen es bittere Schmerzen verursacht, wenn Ihr sehet, daß man sie verunstaltet, ihnen ihren Schmuck raubt und sie herabwürdigt.

---

Die kleine Vorstellung, welche aus den Umgebungen der Mutter Major und der Ausstellung des Wassermenschen bestanden hatte, war sehr einträglich gewesen.

Am folgenden Morgen reisten wir mit Tagesanbruch ab, um am Abend den Flecken zu erreichen, wo wir die neue Basquine antreffen sollten.

Den ganzen Tag schwamm Bamboche in Glück, Freude und Liebe; er sollte endlich Jeannetten wiedersehen, und sie war bestimmt, unsere Truppe nicht wieder zu verlassen.

---



## Sechzehntes Kapitel.

### *Die neue Basquine.*

Je mehr wir uns dem Flecken näherten, wo wir Jeannette, die neue Basquine, finden sollten, desto ungeduldiger ward meine Neugierde. Die Mutter Major führte den Wagen, auf welchem die Wanne des Wassermenschen stand, und La Levrasse saß im Cabriolet unsers großen Wagens, so daß ich in dem Innern des letztern mit Bamboche allein war. Auf die Ausbrüche wahnsinniger Freude, welche die Hoffnung, Jeannetten wiederzusehen, in ihm hervorrief, folgten Augenblicke der Furcht und Niedergeschlagenheit. Er sprach zu mir mit bewegter Stimme:

– Wenn Jeannettens Vater, der sie so sehr liebt, sie nun La Levrassen doch nicht geben will, sieh, dann weiß ich nicht, wessen ich im Stande sein werde. –

Und auf dieser dreizehnjährigen Stirn, in diesen finstern Zügen gewahrte man den Kampf von eben so heftigen wie frühzeitigen Leidenschaften.

– Beruhige Dich, sagte ich zu ihm, – wenn La Levrasse Jeannetten nicht bekommt, nun so verlassen wir ihn und treten bei Jeannettens Vater als Bediente ein. –

Bamboche zuckte bei dieser naiv romantischen Vorstellung die Achseln.

– Ihr Vater stirbt vor Hunger, – antwortete er mir, – kann er da Bediente halten? Und wenn er uns auch annähme, so wäre ich darum doch noch nicht weiter. –

– Wie so? –

– Bist Du ein Simpel! Würden mir ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder nicht im Wege sein; würden sie und ich den Augenblick, wo wir die Flucht ergreifen könnten, so ungehindert abwarten können, wie in der Truppe des La Levrasse? –

– Ach, mein Gott! – rief ich auf einmal aus, von einer plötzlichen Vorstellung betroffen.

– Was ist Dir? –

– Du bist in Jeannetten verliebt! Du willst mit ihr aus reißen! Aber wenn sie Dich nun nicht liebt, hast Du daran wohl gedacht?

–

– Bisweilen. –

– Nun, was willst Du denn in dem Falle thun? –

– Ich werde sie prügeln, bis sie mich wieder liebt. –

– Du willst sie prügeln, die arme Kleine prügeln! –

– Es wird mir Mühe kosten, aber desto schlimmer. –

– Du willst sie prügeln, damit sie Dich wieder liebt, – antwortete ich verdutzt, – dann wird sie Dich im Gegentheilver abscheuen. –

Bamboche lächelte über meine Unerfahrenheit und sagte zu mir mit wilder Entschlossenheit und unglaublicher Entschiedenheit: – Um die Liebe der Frauen zu gewinnen, muß man ihnen Furcht einflößen, das hat mir der Krüppel hundert Mal gesagt, er hat Geliebte gehabt, die sich seinetwillen mit Messern zu Leibe gingen, sie wären seinetwegen in's Feuer gegangen und gaben ihm Alles, was sie verdienten. Und doch fürchteten sie sich so sehr vor ihm, daß sie ihn den schwarzen Tiger nannten und, wenn sie nur mit ihm sprachen, in einen kalten Schweiß ausbrachen. –

Ich beugte mich vor der Erfahrung des Krüppels.

– Wenn Du das gewiß weißt, immerhin, – sagte ich mit gepreßtem Herzen, – aber prügle sie nicht gar zu sehr, die arme Kleine. –

– Wenn sie mich im Guten lieben will, so werde ich sie erst späterhin prügeln, nicht zu meinem Vergnügen; denn wenn das dieselbe Wirkung thäte, so möchte ich lieber hundert Mal lieber selbst die Prügel bekommen, sondern ich werde sie prügeln, damit sie mich fürchtet; denn, wie der Krüppel sagte, eine Frau, die dich nicht fürchtet, die läßt dich laufen. –

– Es ist nur Schade, daß dabei so viel Prügel erforderlich sind,  
– sagte ich zu meinem Freunde mit einem Seufzer.

Bamboche blieb einige Augenblicke still und nachdenkend, dann versetzte er finster und in sich gekehrt:

– Es ist nur Eins dabei, was mir Schrecken einflößt. –

– Und was ist das? –

– Daß La Levrasse nicht auch etwa in Basquine verliebt ist, – antwortete mir Bamboche, vor Zorn und Wuth mit den Zähnen knirschend.

– Er in seinem Alter? – antwortete ich.

– Hat nicht die Mutter Major mich zu ihrem Liebhaber gemacht?

– antwortete mir Bamboche barsch, – und darum wird sie noch obendrein Basquinen mit ihrem Hasse verfolgen, und dann der Bajazzo, den wir erwarten – wenn das ebenso ein Schurke ist, wie der vorige Bajazzo Giroflee, welcher in's Semimar eingetreten ist, so ist er im Stande, auch in Basquine verliebt zu sein. Ich weiß noch gar wohl, wie Giroflee die Kleine, die jetzt todt ist, gequält hat. –

Dann stampfte Bamboche vor Wuth mit dem Fuße, seine großen, grauen Augen funkelten, seine Stirnadern schwollen vor Zorn auf, und er rief:

– Siehst Du, Martin, ich fühle, daß ich um Basquinen's willen Unglück anrichten könnte. –

Die greuliche Möglichkeit, daß La Levrasse oder unser künftiger Bajazzo in dieses Kind verliebt sein könnten, der eifersüchtige Haß der Mutter Major, die seltsamen Mittel, zu denen Bamboche seine Zuflucht zu nehmen gedachte, um Liebe zu erregen, schienen mir für die Zukunft Basquinen's und Bamboche's so betrübende Aussichten darzubieten, daß ich still schwieg, während mein Genosse sich mehr und mehr in seine traurigen Gedanken zu versenken schien.

Erst jetzt, da ich so viele Jahre nach jenen Ereignissen diese Zeilen aufzeichne, fühle ich ganz das Greuliche, was in ihnen lag, und leider hat mich die Erfahrung – eine traurige Erfahrung gelehrt, daß diese furchtbaren Dinge weit davon entfernt waren, Ausnahmen zu sein; Diejenigen, welche nicht nothgedrungen in die tiefste Tiefe gewisser Kothlachen der Gesellschaft

hineingetaucht sind, werden niemals erfahren, niemals glauben, was für Laster und Greuel das Elend, die Unwissenheit und die Verwahrlosung ausbrüten.

Aber zu der Zeit, von der ich spreche, wo ich noch ganz Kind und, von einigen angeborenen guten Gemüthseigenschaften abgesehen, ohne allen Begriff vom Guten und Bösen war, gewöhnte ich mich, in diesen Mittelpunkt cynischer Verderbtheit hineingestoßen, sehr bald an denselben und lebte in ihm wie in meinem natürlichen Element; was mich jetzt empört, schien mir damals, weil ich keine Vergleichen anstellen konnte, sich von selbst zu verstehen. Ich hielt nicht die Laster der Andern, sondern meine alberne Unwissenheit für verwerflich, bisweilen zwar flößten mir gewisse Grundsätze, gewisse gar zu auffallende Thatsachen Verwunderung ein, aber keinen Unwillen – den konnten sie mir nicht einflößen – in welcher Schule der Sittlichkeit und Tugend hätte ich solchen Unwillen lernen sollen?

Nein, eben so wie ein Kind, das mit der strengsten Sorgfalt erzogen ist, sich auf unbestimmte Weise zu gewissen Eigenschaften, zu gewissen Tugenden hingezogen fühlt, die, so zu sagen, seinem Geiste, seinem Herzen, seinem Charakter besonders nahe liegen, fühlte ich, seitdem ich bei La Levrasse war, eine unbestimmte Neigung zu gewissen Lastern: die Faulheit, die Betrügerei, das Landstreicherleben, selbst der Diebstahl als äußerstes Mittel kamen mir ziemlich reizend vor, aber die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten widerstanden mir, und trotz der verliebten und mehr als verliebten Mittheilungen Bamboche's fühlte ich noch nicht das Bedürfniß zu lieben.

Und dennoch – ein deutlicher Beweis, daß der Mensch von Natur gut ist, oder wenigstens zu allen edeln Regungen eine natürliche Anlage hat – trotz der verwerflichen Beispiele, mit denen ich umgeben war, trotz der beklagenswerthen Neigungen, welche dieselben täglich mehr in mir entwickelten, war ich würdig und fähig, alle den Pflichten, allen Opfern, welche die Freundschaft auferlegt, mich zu unterziehen. Und so war es auch mit Bamboche, mehr als einmal hatte er mir schon seine Ergebenheit gezeigt, obgleich die fürchterliche Macht des Beispiels den unglücklichen Knaben schon seit langer Zeit in eine viel tiefere, viel gehässigere Verderbtheit, als die meinige war,



gestürzt hatte.

---

Es war beinahe Nacht, als wir im Flecken ankamen, wir stiegen im Gasthof zum großen Hirsch ab, wo La Levrasse gewöhnlich anhielt. Indem er vom Wagen stieg, fragte er den Gastwirth, wie es dem Vater Paillet, dem Wagner, ginge?

– Er ist auf's Aeufferste getrieben, – antwortete der Gastwirth; – welches Elend! Kinder, eine kranke Frau – der Magistrat gibt ihnen wöchentlich zwei Laib Brot als Unterstützung, aber was ist das unter so Viele? –

– Sehr gut! – rief La Levrasse, ohne seine Freude verbergen zu können.

Darauf nahm er eine mitleidige Miene an und sagte zum Gastwirth:

Sagt mir, habt Ihr etwas kalte Speisen, die ich gleich mit nehmen kann? –

– Ja, Herr, es ist eine vortreffliche Calcutte da, die eben vom Spieße, und eine große Pastete, die eben aus dem Ofen kommt!  
–

– Holt mir die Calcutte und die Pastete, wickelt sie ein und legt sie mit zwei vierpfündigen Broten und sechs Flaschen Wein in einen Korb. –

– Für diese arme Familie? – rief der Wirth mit Bewunderung. – Ach, Herr La Levrasse, Sie werden nicht genug erkannt! Was für ein wohlthätiger Mann sind Sie ! –

– Still, still, Freund! – antwortete mein Herr mit bescheidenem und traurigem Tone, – ich thue noch lange nicht Alles, was ich möchte. –

Während der Wirth die Eßwaaren in Bereitschaft setzen ließ, sagte La Levrasse zur Mutter Major:

– Gib mir den Sack. –

– Da ist er. –

– Ist der Kranz drin? –

– Es ist Alles drin. –

– Gut, – versetzte La Levrasse. – Jetzt laß den Pferden Hafer geben, und wenn sie gefressen haben –

Ich konnte nicht hören, was mein Herr darauf der Mutter Major in's Ohr sagte.

Diese antwortete:

– So steht's fest, das ist besser. –

– Also, – versetzte La Levrasse, – in einer Stunde da unten. –

– In einer Stunde da unten, antwortete die Mutter Major.

Hierauf wandte sich mein Herr zu mir und sagte:

– Hier, Martin, fasse den Sack mit der einen Hand, und unter den andern Arm kannst Du den Korb nehmen. –

Und er gab mir einen Sack von alter grüner Leinwand, welcher sehr leicht, aber ziemlich aufgebauscht war.

Bamboche blieb zur Wartung des Wassermenschen zurück; es that mir leid, daß ich mit einem Geschäfte beauftragt wurde, welches meinem Kameraden, weil es ihn sogleich in Basquins Nähe gebracht hätte, so angenehm gewesen sein würde. Wir gingen fort, sobald der Wirth den schweren Korb herbeigebracht hatte, welcher den appetitlichsten Geruch aushauchte. Ich nahm diese Last und folgte meinem Herrn, welcher sich, wider seine Gewohnheit, in einen Mantel hüllte. Er schien unruhig und schritt rasch vor mir her.

Wir kamen in ein kothiges Gäschen, das auf der einen Seite in den Flecken, auf der andern in die Felder ausmündete; einige alte, halbzerbrochene Räder, die an der Mauer lehnten, und ein Haufen Holzabfall, der die Thür versperrte, zeigten die Wohnung des Wagners an.

Die Nacht brach ein, als wir in eine Art weiten Wagen schuppen traten, welcher zugleich dem Handwerker zur Werkstatt und seiner zahlreichen Familie als Wohnung diente.

Dieser Wagenschuppen, welcher wüst, finster und feucht war, bekam sein Licht durch ein Glasfenster über der Thür, außerdem war er erleuchtet durch den blassen Schein eines kleinen Feuers von rauchenden Hobelspänen, um welches sich ungefähr zehn Kinder drängten, von denen das älteste kaum vierzehn Jahre alt war, alle bleich, mager, fröstelnd und mit einigen schmutzigen Lumpen kaum bedeckt. Mitten in diesem Haufen von kleinen Geschöpfen sah man eine Frau mit traurigem Blick, hohlen Augen, kränklicher Blässe und der die Knochen so zu sagen aus

der Haut herausragten, sie ruhte in halb sitzender und halb liegender Stellung auf einer hölzernen Bank mit einer Seitenlehne. Der untere Theil des Körpers dieser Frau, welche beinahe vollkommen gelähmt zu sein schien, war unter den Fetzen einer Decke versteckt. Im Augenblicke unseres Eintretens schrien und weinten mehre von diesen kleinen Kindern, und ihre Mutter antwortete ihnen mit schmerzlicher und erschöpfter Stimme:

– Aber mein Gott, mein Gott, es ist ja kein Brot mehr da, was soll ich Euch denn geben? Morgen sollt Ihr zu essen haben; denn da kommt das Almosenbrot, aber bis dahin müßt Ihr warten, arme Kinder. –

– Morgen, Mutter, ist zu lange, – sagten die Kinder weinend, – uns hungert heute Abend schon. –

In dem entferntesten Theile des Schuppens sah ich ein elendes Bette, auf welchem der Wagner, der Vater dieser ganzen Familie, ausgestreckt lag; er war fast schon vom Todeskampfe ergriffen, seine Augen waren bald starr, bald halb umschleiert; er schien an Dem, was vorging, durchaus keinen Antheil zu nehmen. Er hatte den einen Arm um sein Lieblingskind, seine kleine Jeannette, die künftige Basquine, geschlungen, welche auf dem Rande seines Bettes saß. Es schien, als wollte er sie instinctmäßig beschützen, indem er sie krampfhaft an sich drückte; er murmelte dann und wann mit leiser Stimme und dem Ausdrücke von Schrecken:

– Der Mann – der Mann – er kommt, – o nimm Dich in Acht vor dem Manne! –

Gewiß war der Mann, dessen Ankunft der Wagner in seinem Fiebertraume fürchtete, Niemand anders als La Levrasse.

Was Jeannetten anbetrifft, so hatte ich noch Nichts gesehen, was sich der reizenden Gestalt dieses acht- bis neunjährigen Mädchens auch nur genähert hätte. Ihre einzige Kleidung war ein schlechtes Hemd von gelblicher Leinwand, das an verschiedenen Stellen durchlöchert war und ihre Arme und Beine bloß ließ, die ein wenig abgemagert, aber alabasterweiß waren; ein Wald von blondem Haar, das natürlich gelockt war, aber ganz wirr durch einander lag und bis auf ihre großen, schwarzen Augen herabfiel, bedeckte ihren Hals und ihre Schultern; nichts Reineres und Lieblicheres ließ sich denken, als die Züge dieses allerliebsten kleinen Gesichts, war dasselbe auch von dem Elend leicht

gefurcht. Ihr Gesichtsausdruck war traurig, zwei oder drei Mal sah ich Jean netten ihre Lippen auf die magere Hand ihres Vaters drücken, dann fing sie vermöge der Leichtigkeit, von einem Eindruck zum andern überzugehen, welche diesem Alter eigen ist, den melancholischen und sanften kindlichen Gesang, den sie vorher angestimmt hatte, wieder an, sie bezeichnete den Takt, indem sie mit ihren bloßen Füßchen aneinander schlug; unser Eintritt hatte diesen Gesang nicht unterbrochen, aber als sie uns auf ihre Mutter zutreten sah, hielt sie ein, dann strich sie mit kindlich anmuthiger Bewegung ihr Haar aus den Augen und beobachtete uns nun, die Stirn ein wenig gesenkt, die kleine Hand noch immer in dem reichen Haupthaar, den Ellbogen auf das Knie gestützt, verwundert, neugierig und besorgt.

Der Wagner, dessen Zustand immer derselbe blieb, bemerkte unsern Eintritt nicht, er zog nur dann und wann seine kleine Tochter an sich und wiederholte mit schwacher und schreckenvoller Stimme:

– Der Mann, der Mann! –

Die Furcht vor La Levrassé verfolgten Jeannettens Vater in seiner Geistesabwesenheit wie eine fixe Idee.

Die Frau des Wagners erkannte meinen Herrn.

Bei seinem Anblicke erhob sie mit einer Mischung von Angst und Hoffnung Hände und Augen gen Himmel und rief:

– Ach, heilige Jungfrau, es ist der Mann!

Während die Kinder, immer noch zusammenstehend, sich verwundert zu uns umwandten, schloß La Levrassé leise die Thür, legte mit geheimnißvoller Miene den Finger auf die Lippen, nahm mir den Korb mit den Speisewaaren aus den Händen und breitete auf einem Tische, welcher in der Nähe stand, die gebratene Calcutte, die Pastete, das Brot und den Wein offen aus.

Als die hungernden Kinder diese Eßwaaren erblickten, stürzten sie ungestüm auf den Tisch los, wobei die größeren die kleineren über den Haufen warfen.

La Levrassé that ihnen mit Blick und Miene Einhalt und sagte zu ihnen:

– Nicht so hastig! diese guten Dinge gehören Euch noch nicht, es hängt von Eurer Mutter ab, ob sie sie Euch geben will. –

– Wie! – rief die Frau des Wagners.

Mein Herr antwortete Nichts und befahl durch eine ausdrucksvolle Bewegung aufs neue Ruhe, während die Kinder, welche offenbar von einem wahren Heißhunger ergriffen waren, welcher durch den Anblick dieser unerhört glänzenden Mahlzeit noch geschärft wurde, einige Schritte von dem Tische wie festgebannt stehen blieben.

Die Frau des Wagners sah Levrassen an, stumm vor Erstaunen. Dieser nahm mir den Beutel von grüner Leinwand aus den Händen, zog einen Rock von rother Seide, der mit silbernen Flittern besetzt war, und einen Kranz von künstlichen Rosen auf silbernem Blätterwerk heraus, dann näherte er sich dem Bette des Sterbenden, dessen entfärbte Lippen sich noch regten, aber keinen vernehmbaren Laut mehr von sich gaben, und ließ den rosenrothen Rock, der mit Flittern besetzt war, vor Jeannettens Augen blinken.

Das Kind, geblendet und vor Erstaunen außer sich, schlug die kleinen Hände zusammen, riß die großen Augen so weit auf, wie es konnte, und rief:

– O wie schön, wie schön! –

– St, St, das ist für Dich, – sagte La Levrasse ganz leise zu Jeannette, indem er ihr ein Zeichen machte, vom Bette ihres Vaters herabzusteigen.

– Komm, – setzte er hinzu, – ich will Dir diesen schönen Rock anziehen, damit Dich Dein Vater recht hübsch findet, wenn er aufwacht; aber nimm Dich in Acht, daß Du ihn nicht störst, mach keinen Lärm. –

Das Kind machte sich leise aus dem sterbenden Arm ihres Vaters los, und in einem Augenblick hatte La Levrasse die künftige Basquine mit dem rosenrothen Rocke bekleidet, ihre kleinen Füße in die sammetnen Stiefelchen gesteckt und den Rosenkranz mit silbernen Blättern auf ihr blondes Haar gesetzt. Das Kind ließ Alles geschehen und zeigte nur Verwunderung, sich so schön zu sehen, die mit naiver Freude gemengt war; die Mutter aber sagte zu La Levrasse:

– Aber, Herr, warum kleiden sie unsere Kleine so –

La Levrasse hielt auf's neue den Finger an die Lippen und

gebot der Frau des Wagners Stillschweigen, dann führte er Jeannetten zu ihr und sprach:

– Seht Eure Tochter; ist sie nicht so hübsch zum Auffressen? und Ihr – setzte er hinzu, indem er sich zu den andern Kindern wandte, – seht Ihr wohl, wie prächtig Eure Schwester aussieht, meine kleinen Freunde? –

Unter diesen hatten sich die Einen in der gierigen Aufmerksamkeit, welche sie dem vor ihnen stehenden Essen schenkten, nicht unterbrechen lassen; die Andern hatten der Umgestaltung ihrer Schwester schweigend zugesehen, aber als La Levrasse sie anredete, riefen sie alle:

– O, wie Jeannette schön ist, wie sie schön ist!

– Sie sieht aus wie ein kleiner Jesus aus Wachs, – sagte der Eine.

– Das ist ein Heiligenkleid, – sagte die Andere.

Und einen Augenblick lang war vor der Betrachtung von Jeannettens glänzendem Anzuge der Hunger vergessen.

Jetzt zog mein Herr, als letztes Verführungsmittel, einen Beutel Geld aus der Tasche und ließ einen Augenblick Jeannettens Hand los.

Das Kind lief sogleich zum Bette des Vaters, stieg hinauf, beugte sich lächelnd und ganz glücklich über ihn, küßte sein bleiches Antlitz und sprach:

– Vater, sieh doch, wie ich schön bin! Siehst Du nicht? –

Der Wagner antwortete nicht, seine Augen blieben starr und halb geschlossen, er bewegte die Arme schwach, und seine Lippen lallten einige Worte ohne Zusammenhang.

– Papa schläft und träumt, – sagte das Kind zu sich selbst, indem es sich vorsichtig auf den Rand des Bettes setzte; dann fing es, ohne Zweifel sein Erwachen erwartend, beständig leise trällernd, mit dem Kranz, den sie vom Kopfe nahm, und dessen silbernes Blätterwerk, das mit Rosen gemengt war, ganz besonders ihre Aufmerksamkeit zu erregen schien, zu spielen an. Niemals, nein niemals werde ich den tiefen, seltsamen Eindruck vergessen, welchen trotz meines Alters der Anblick dieses allerliebsten Mädchens, das in Rosa und Flitter gekleidet, in dieser finstern Wohnung, neben ihrem sterbenden Vater auf

einem elenden Strohlager saß, auf mich gemacht hat. -

Während dieser Zeit war mein Herr zu der Frau des Wagners getreten, hatte seinen Geldbeutel umgekehrt und auf die zerfetzte Decke, welche ihre Knie bedeckte, eine ziemlich große Anzahl von 100 Sousstücken geschüttet, 300 Franken glaube ich.

Darauf zog er aus der Tasche ein vollkommen vorbereitetes Document und einen Tintenstecher, wie ihn die Studenten haben,



tauchte eine Stahlfeder ein, reichte sie so wie das Document der Frau und sagte zu ihr:

– Unterzeichnet Das, liebe Frau, dieses gute Abendessen ist für Eure Kinder, dieses Geld ist für Euch, das Schicksal der kleinen Jeannette ist gesichert, ohne zu rechnen, daß –

Ein heftiger Schrei des Wagners unterbrach meinen Herrn.

Ich hatte kein Auge von Jeannetten verwendet, eben so wenig war mir eine Bewegung ihres Vaters entgangen. Als der Sterbende den Metallklang des Geldes hörte, richtete er sich krampfhaft auf, sah mit starren Blicken um sich und rief:

– Der Mann mit dem Gelde! – Es ist der Mann! – Er will mir Jeannetten nehmen – Hilfe! Hilfe!

Bei diesem Geschrei, beim Anblick dieser bleichen, verstörten Züge zerfloß Jeannette in Thränen, fiel ihrem Vater um den Hals und schlang sich fest um ihn, während der Wagner, mit aller seiner abnehmenden Kraft sein Kind an sein Herz drückend, mit mehr und mehr erschöpfter Stimme wiederholte:

– Der Mann, der Mann – ich will nicht – ich will lieber sterben und Jeannette behalten – meine Frau hat's gewollt – sie hat an den Mann geschrieben – ich – war damit nicht einverstanden –

Eine Zuckung ergriff den Sterbenden, er konnte nicht zu Ende sprechen, er ward ohnmächtig und fiel zurück, indem er Jeannetten mit sich zog, welche ein herzerreißendes Geschrei er hebend den Hals ihres Vaters mit ihrem kleinen Arme umschlungen hielt.

– Mein armer Mann: – Gute, heilige Mutter Gottes, erbarme Dich doch seiner, sei doch endlich gerecht! – rief die Frau des Wagners mit schmerzlicher Bitterkeit. – O mein Gott, ihn so zu sehen und ihm nicht zu Hilfe kommen zu können, und die Kinder stehen hier um den Tisch – die Unglücklichen, sie bekümmern sich nicht einmal um ihren Vater, sie denken nur ans Essen! – dann setzte sie, als hätte sie sich diese Worte vorgeworfen, hinzu:

– Ach, die armen Kleinen, es hungert sie so!

– Unterschreibt schnell, unterschreibt, – sagte La Levrassé, indem er die Frau des Wagners bei der Hand faßte, – unterschreibt; dann gehört alle das Geld Euch, dann fehlt es Euren Kindern an Nichts, dann könnt ihr Euren Mann pflegen, und ich werde dafür sorgen, daß es der kleinen Jeannette gut geht. –

Dann wandte er sich zu den andern Kindern:

– Bittet Eure Mutter, daß sie unterzeichnet, dann wird Euch nicht mehr frieren, nicht mehr hungern, dann wird dieses gute Abendessen für Euch sein und noch viele andere. –

Die armen Kinder, welche nicht begriffen, wovon es sich handelte, gehorchten La Levrassén mechanisch und riefen, indem sie sich vor ihrer Mutter niederwarfen: – Unterschreibe, Mama, unterschreibe! –

– Unterschreiben, aber was? – sagte die unglückliche Frau, die



bei dem Todesächzen ihres Mannes, dem schmerzlichen Geschrei Jeannettens und den Bitten ihrer übrigen Kinder den Kopf verlor.

– Unterzeichnet Jeannettens Dienstcontract, bis sie 21 Jahre alt ist, ich stehe für ihr Glück ein. –

Die arme Frau gab dem Schrecken, der Aufregung, dem Wunsche, dem entsetzlichen Elende ihrer Kinder ein Ende zu machen, nach und unterzeichnete den Dienstcontract Jeannettens unter Thränen und ohne ihn auch nur zu lesen.

– Jetzt, Kinder, an den Tisch, – rief La Levrasse, – eßt Euch satt. –

Ach, die Kinder stürzten wie gierige Hunde mit rasender Gefräßigkeit auf die Speisen zu, zerrissen dieselben und machten sich die einzelnen Bissen streitig, während mein Herr, nachdem er den Dienstcontract in die Tasche gesteckt hatte, zu dem Bette des Sterbenden ging, um ihm Jeannetten zu entreißen.

Das unglückliche Kind stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus und rief mit Schluchzen:

– Papa, ich will bei Dir bleiben, laßt mich, laßt mich! –

Die Frau des Wagners, welche dieses grausame Schauspiel nicht ertragen konnte, warf mit verzweifelter Geberde das Geld, welches mein Herr auf ihrem Schooße gelassen hatte, zu Boden und rief:

– Nehmt Euer Geld zurück – laßt uns unser Kind – der liebe Gott wird über unser Loos entscheiden – aber Ihr sollt uns unser Kind nicht entreißen. –

La Levrasse antwortete Nichts, zuckte die Achseln und kam leicht damit zu Stande, Jeannetten vom Halse des Wagners los zumachen, welcher jetzt ganz das Bewußtsein verloren zu haben schien, dann sagte er zu der Frau des Wagners, indem er, das Kind, welches sich vergebens sträubte, auf dem Arm tragend, die Thür zu erreichen suchte:

– Es ist zu spät, um zurückzutreten, ich habe den Contract in der Tasche. –

– Meine Tochter – ich will meine Tochter haben – er raubt mir meine Tochter, – rief die arme Mutter, indem sie La Levrassen Jeannetten in seinen Mantel einhüllen sah. Kinder – zu Hilfe – laßt

ihn nicht hinaus – stürzt ihm nach – heilige Mutter Gottes, komm mir zu Hilfe – man raubt mir meine Tochter – mein Mann wird mich umbringen! –

Aber die ausgehungerten Kinder dachten an Nichts, als sich gütlich zu thun, und gehorchten den Anforderungen ihrer Mutter nicht, und La Levrasse erreichte mit seiner leichten Last bald die Thür und öffnete sie.

Ich war unbeweglich und erschrocken in der Mitte der Stube stehengeblieben; um mich aus meiner Verduzttheit herauszureißen, war es nothwendig, daß La Levrasse sich auf der Schwelle umkehrte und mir mit schrecklicher Stimme zurief:

– Willst Du kommen? –

Ich lief mechanisch auf La Levrasse zu, und als er die Thür vorsichtshalber verschloß, hörte ich drinnen die Stimme der Frau des Wagners, welche im Tone eines glühenden und verzweifelten Flehens ausrief:

– Gute, heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner! Heilige Mutter Gottes, komm mir zu Hilfe! Soll ich Dich denn immer vergebens anflehen? –

Mein Herr faßte mich mit seiner eisernen Hand und zwang mich, ihm mit großen Schritten zu folgen.

Gegen meine Erwartung traten wir, statt durch den Flecken zu gehen, durch das andere Ende des Gäßchens in's freie Feld; nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde über dasselbe hingegangen waren, trafen wir unsere Wagen an, welche ohne Zweifel auf La Levrasse's Befehl uns hier auf der großen Landstraße erwarteten.

Es war jetzt ganz Nacht geworden, wir ließen den Flecken bald weit hinter uns, Dank dem raschen Gange, den La Levrasse unsere Pferde gehen ließ, als hätte er befürchtet, verfolgt zu werden.

---



## Siebzehntes Kapitel.

### *Die Krankheit.*

Jeannette, die ich in Zukunft Basquine nennen werde, welche zuerst von einem tiefen Kummer ergriffen ward und ohne Unterlaß nach ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Geschwistern rief, ward ernstlich krank, und man verzweifelte fast, ihr das Leben zu erhalten, aber ihre Jugend und die unglaubliche Lebenskraft, welche sie besaß, retteten sie; nach einiger Zeit schien sie hübscher und reizender wieder aufzublühen wie jemals.

Die Ankunft Basquine's, die von Bamboche so glühender sehnt war, brachte auf ihn eine seltsame Wirkung hervor. Zuerst die Liebe, darauf die peinigende Angst, welche ihn gequält hatte, während er darauf wartete, wie der Schritt La Levrassé's bei dem Wagner ausfallen würde, übten auf die kraft volle Natur dieses Knaben eine äußerst heftige Wirkung aus. Als er von mir die Ankunft Basquine's erfuhr, und daß sie bei der Mutter Major im Lastwagen sei, so drang all sein Blut nach seinem Gehirn, ein Blutschlag befiel ihn, er fühlte sich unwohl, und diese heftige Aufregung rief als Reaction ein hitziges Fieber hervor, das beinahe auf der Stelle ausbrach.

Da Basquine ebenfalls gleich nach ihrer Ankunft vor Kummer krank geworden war, so war La Levrassé zu seinem großen Leidwesen genöthigt, sich ungefähr einen Monat lang in einer kleinen Stadt aufzuhalten, um seinen beiden Kostgängern die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, nicht aus Zuneigung, auch nicht aus Menschenliebe, sondern aus Eigennutz; denn

Bamboche's, meine und Basquine's kindliche Uebungen sicherten ihm zusammen mit der Ausstellung des Wassermenschen für die Zukunft eine reiche Einnahme.

Die Freundschaftsbande, welche mich an Bamboche fesselten, waren schon sehr stark, aber die verschiedenen Vorfälle, welche während seiner und Basquine's Krankheit vorgingen, knüpften sie noch fester und machten sie unauflöslich.

Und zwar auf folgende Weise:

La Levrasse, welcher diesen unerwünschten Aufenthalt dazu benutzte, als Trödler und Haarhändler die Umgebungen der kleinen Stadt, in welcher wir zu bleiben genöthigt waren, zu begehen, war mit seinem Esel Lucifer in der Hoffnung einer fruchtbaren Ernte abgereist. Unterdessen stieß der Bajazzo der Truppe zu uns, er hieß Poireau und sollte Giroflee, den früheren Komiker der Truppe, ersetzen, welcher seitdem, wie mir Bamboche gesagt hatte, aus innerem Berufe in's Seminar eingetreten war; ich hatte später hin Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Bamboche wahr geredet hatte.

Poireau war ein langer, ausgemergelter Kerl mit Gesichtszügen, welche ziemlich regelmäßig, aber durch den beständigen



unedlen Ausdruck von Ausschweifung und Bosheit gebrandmarkt waren. In seiner gewöhnlichen Unterhaltung sagte er nicht zwei Worte hintereinander, ohne sie mit obscönen oder unflätigen Witzen von der äußersten Gemeinheit zu begleiten. Dieser Unglückliche wurde bald der begünstigte Liebhaber der Mutter Major, und hätte nicht Bamboche meine Unschuld bereits aufgeklärt, so würde der ruhige Cynismus, mit welchem diese Gassenmesselin und der Bajazzo sich ohne Bedenken ihrer unreinen Liebe hingaben, mir enthüllt haben, wovon mein junger Genosse mich unterrichtet hatte, und wovon Basquine, dieses unbefangene, reine Kind in der Mitte dieser frechen Verderbtheit, in welcher sie von jetzt an zu leben bestimmt war, bald ebenfalls unterrichtet werden sollte. Das arme, kleine, unbefleckte Lämmchen war beinahe gleich nach seiner Geburt in diesen Koth hineingestürzt.

Aber ich will gewissen schmerzlich bitteren, entsetzlichen Enthüllungen nicht vorgreifen, sie werden noch immer zu früh kommen, und ich brauche Muth, um mir diesen Abschnitt meines Lebens zurückzurufen, um so mehr Muth, da ich vermöge meines unbefangenen Verkehrs mit dem Laster, damals keinen Unwillen über Dasjenige empfand, was mich gegenwärtig mit Abscheu erfüllt.

Da La Levrasse abgereist war, die Mutter Major und Poireau ganz in ihre Liebe versunken waren, und Bamboche und Basquine im Bette lagen, so blieben wir, der Wassermensch und ich, allein übrig, um die beiden Kranken zu warten und uns mit der Haushaltung zu beschäftigen.

Die häuslichen Sorgen, die Unterhaltung und Aufsicht über die Kleider der Truppe, das Material u. s. w. waren von Seiten Poireau's, welcher den Dictator spielte, dem Wassermenschen zu geschoben worden. Ich weiß nicht, warum dieser gleich vom Anfang an eine tiefe Abneigung gegen Leonidas Hay gefaßt hatte; er gefiel sich darin, ihn hartnäckig und mit feiger Bosheit zu necken, zu quälen, zu schimpfen und zu schlagen, da doch Leonidas, trotz seines Heldennamens, der unschädlichste und furchtsamste Mensch war, aber der würdige Universitätspreisgewinner rief die stoische Philosophie und die Grundsätze seines göttlichen Seneca zu Hilfe und ertrug und erduldet Alles mit unglaublicher Entsagung.

– Siehst Du, kleiner Martin, – sagte die gute Seele zu mir, – ich habe hier zu essen, ein Lager, ein Obdach und Kleidung, ich habe Muße, meinen Seneca zu lesen, während ich den Suppentopf abschäume oder den Ragout der Mutter Major schmoren lasse, und dieses – hier senkte Leonidas die Stimme, sah, aus Furcht gehört zu werden, ängstlich um sich – dieses großen Schlingels Poireau, der mich auf dem Strich hat, wie früher die Faullenzer in meiner Classe, die mich wegen des Lobes, das ich einerntete, verabscheuten. Aber das ist mir einerlei, ich weiß mich drein zu schicken, und ich segne jeden Tag die Ruhe, die ich dadurch erworben habe, daß ich seit meiner frühen Kindheit alle Arten von Püffen zu ertragen gelernt habe; und dann siehst Du wohl, kleiner Martin, es gibt nicht lauter Rosen in der Welt, und wenn ich bedenke, daß ich seit meiner Kindheit und ersten Jugend

vergeblich wie ein Neger gearbeitet hatte, zwei Tage lang ohne Brot und Obdach war und vor Verzweiflung in's Wasser sprang, so wage ich nicht, das Schicksal anzuklagen. Und was die Rache anbetrifft, – setzte er mit einem kummervollen und verlegenen Seufzer hinzu, – so bin ich stark wie ein Floh und muthig wie ein Kaninchen. Die Mutter Major würde mich mit ihren großen Fäusten platt schlagen und Poireau mich mit seinen großen Füßen platt treten, aber da doch am Ende Gerechtigkeit sein muß, da es für die Unterdrückten eine rächende Vorsehung gibt, – versetzte Leonidas in zugleich feierlichem und triumphierendem Tone, – da ein Gekrönter der Universität, der von Seiner Excellenz dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts hundert Mal unter lauten Trompetenstößen bekränzt und umarmt und die Hoffnung Frankreichs genannt worden ist, da ein solcher Gekrönter, sag' ich, doch nicht dazu bestimmt sein kann, einem unedlen Bajazzo und einer dicken Gans von weiblichem Herkules zum Opfer zu dienen, so – und die Stimme des Leonidas wurde leise, furchtsam und geheimnißvoll, – so werfe ich ihm bisweilen eine ungeheure Hand voll Salz in die Suppe, und noch schlimmer, ich vertraue dieses gefährliche Geheimniß Deiner Ehre an, Martin, ich verstecke mich bisweilen wie ein Missethäter in dem dunkeln Winkel der Küche, und wenn ich dann allein bin und Keiner es merkt, so spucke ich ein Bisschen – doch was, keine feige Geheimnißkrämerei gegen Dich, mein theurer Freund! so spucke ich sehr in die Ragouts, die meine Tyrannen mich ihnen zu bereiten verurtheilen, und sie essen sie auf, ohne Etwas zu ahnen, die Unglücklichen, sie essen sie auf! Dann besänftigt sich meine Rache, aber nein, sie erwacht wieder wie eine Hyder, und ich fange wieder an; wenn das so fortgeht, so wird es mir nicht nur Schaden thun, sondern ich werde hektisch davon.

– Indem mir Leonidas dieses schreckenvolle Geheimniß anvertraute, erstarb seine Stimme auf seinen Lippen, er blickte mit Entsetzen um sich, als hätte er mir das Geständniß des schwärzesten Verbrechens gethan.

Leonidas, welcher auf diese Weise ausschließlich mit seinen häuslichen und Küchenarbeiten beschäftigt war, konnte mir also nur wenig Beistand leisten, und es fiel mir beinahe allein zu, Bambochen und Basquinen zu pflegen, die beinahe in demselben

Augenblicke krank geworden waren, sie aus Verzweiflung, von ihrem Vater und ihrer Familie getrennt zu sein, er in Folge der heftigen Aufregung, welche ihm die Gewißheit zugezogen hatte, von jetzt an in der Nähe des Mädchens zu leben, welches er mit einer eben so heftigen, wie in Betracht seines Alters unglaublich frühzeitigen Leidenschaft liebte.

Da das hitzige Fieber Bamboche's einen typhusartigen Charakter angenommen hatte, so war er auf Verordnung des Arztes von Basquinen getrennt worden, ich theilte also meine Zeit und meine Sorgfalt zwischen meiner Freundin und meinem Freunde.

Basquine, die am Abend angekommen war und sogleich ganz verzweifelnd in unserem großen Wagen untergebracht wurde, erkrankte noch in derselben Nacht heftig und bekam auf diese Weise Bambochen erst ungefähr vier Wochen, nachdem sie in unsere Truppe eingetreten war, zu sehen.

Basquine's Verzweiflung zeigte sich zuerst durch unaufhörliches Schluchzen, welches unterbrochen ward von dem Geschrei: Papa, Papa, zu Hilfe! als wenn ihr Vater sie hören könnte; als das unglückliche Kind nicht mehr weinen konnte, verfiel sie in Krämpfe und auf diese folgte eine völlige Abgespanntheit oder ein krampfhafter Schlaf, der durch unheimliche Träume gestört wurde.

Ich brachte alle Zeit bei ihr zu, die ich nicht Bamboche widmen mußte, sie schien meine Gegenwart kaum gewahr zu werden; finster in sich gekehrt und mißtrauisch, sprach sie kein Wort; ein Arzt besuchte sie – die Mutter Major hatte sich dadurch zu sichern gesucht, daß sie den von der Wagnersfrau unterschriebenen Dienstcontract vorzeigte, aber diese Vorsicht war unnöthig; denn das Kind blieb hartnäckig stumm und antwortete auf keine Frage – ein Arzt besuchte sie also, aber sie weigerte sich, Etwas von Dem, was ihr verordnet wurde, zu nehmen. Ich kam auf den Gedanken, ihr, wenn sie vernünftig sein wollte, eine baldige Zusammenkunft mit ihrem Vater zu versprechen.

Es ist mir, als sähe ich Basquinen noch, wie sie in einem unfreundlichen und elenden Zimmer in einem großen Bette lag; ihr allerliebstes Gesicht war marmorweiß, und in wenig Tagen ein wenig abgemagert, ihre schönen blonden Haare, die gewöhnlich gekräuselt waren, hingen jetzt von fieberhaftem, kaltem Schweiß



feucht, beinahe ganz schlicht um ihr Gesicht und ihren Nacken, sie hielt ihre großen, trocknen, rothen und geschwollenen Augen starr auf die Decke geheftet, während ihre beiden kleinen Hände über ihre Brust gefaltet waren.

Als ich zu ihr sagte:

– Höre, Basquine, wenn Du artig bist und trinkst, was in der Tasse ist, so sollst Du Deinen Vater bald wiedersehen, – so kehrte sie, zu schwach, um sich aufzurichten, den Kopf nach mir lebhaft um; ihre Augen wurden feucht, bald drangen große Thränen aus ihnen hervor, ihre Lippen zitterten und sie sagte zu mir mit ihrer kleinen, sanften und schwachen Stimme:

– Du sprichst doch wahr? –

Die Unschuld dieses Blickes, in welchem sich zugleich Hoffnung und ein schmerzliches Mißtrauen malten, brachten mich einen Augenblick aus der Fassung, ich zögerte, dann antwortete ich mit bewegter Stimme:

– Ja, ich spreche wahr. –

Basquine mußte mein Zaudern bemerkt haben; denn sie sah mich fest an und antwortete:

– Lüge ja nicht, hörst Du, die liebe heilige Jungfrau würde darüber weinen. –

Ich hörte zum ersten Male in meinem Leben von der lieben heiligen Jungfrau sprechen, gleichwohl antwortete ich unerschrocken:

– Nein, ich lüge nicht. –

– Ich soll Papa wiedersehen, wenn ich das austrinke? – sagte Basquine, ohne den Blick von mir zu wenden:

– Ja, ganz gewiß, – antwortete ich ihr.

– Gib her, – sagte das Kind. Und sie trank, was ich ihr gab, in einem Zuge aus.

Von diesem Augenblicke an zeigte sie mir einiges Zutrauen, indem sie mich unaufhörlich fragte, wann sie denn ihren Vater zu sehen bekommen würde.

Bamboche's Lehren und Beispiel, die Furcht vor schlechter Behandlung und die Nothwendigkeit, meine Fehler vor meinen schrecklichen Erziehern zu verbergen oder zu verhüllen, hatten mich schon mit der Lüge vertraut gemacht, es wurde mir leicht,

Basquine's Unbefangenheit zu täuschen, indem ich sie von Tag zu Tag auf die Ankunft ihres Vaters hoffen und warten ließ, der sie, setzte ich hinzu, auf jeden Fall mitnehmen würde.

Diese Betrügerei trug wenigstens zu ihrer Genesung bei, sie verstand sich jetzt dazu, allen Vorschriften des Arztes Folge zu leisten, und da die Hoffnung, bald wieder in ihre Familie zurückzukehren, sie beruhigte, so besserte sich ihr Gesundheitszustand täglich.

Es ist mir von meinen ersten kindlichen Unterhaltungen mit Basquine ein unauslöschlicher Eindruck geblieben, und indem ich gegenwärtig diese immer so wachen Erinnerungen aufzeichne, bin ich betroffen davon, wie viel natürlich Rechtliches, Ehrenhaftes und Sittliches in der Erziehung oder vielmehr in dem Beispiel war, welches der Wagner seinen Kindern gab; denn gemeiniglich beschränkt sich bei den Armen die Erziehung auf das Beispiel, und fast immer kann man, wenn von Leuten aus dem Volke die Rede ist, mit größter Bestimmtheit, sei's im Guten sei's im Bösen sagen:

– *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.* –

So mußte, nach Basquine zu urtheilen, ihr Vater arbeitsam, rechtschaffen, von vortrefflicher Aufführung sein. Was die Frau des Wagners anbetrifft, so schien sie den Aberglauben vieler armen, leidenvollen Mütter zu theilen, nämlich einen kindlichen, aufrichtigen Glauben an die Vermittelung der lieben heiligen Jungfrau; denn Basquine hatte in ihrer Krankheit viel von der Liebe der heiligen Jungfrau gesprochen.

Armer, kleiner Engel, welchen das Schicksal bald, wie ich es schon war, in die schmutzige und unfläthige Sprache der Hauptpersonen in unserer Truppe einweihen sollte – und mehr als das; denn, ach, ich habe noch schimpfliche und quälende Geständnisse abzulegen! – Ich muß von der befremdenden Rolle sprechen, welche ich bei der frühzeitigen Leidenschaft Bamboche's und Basquine's gespielt habe – einer Rolle, die ich übrigens, so verwerflich sie an sich war, durch meine tiefe, leidenschaftliche, bei nahe fanatische Anhänglichkeit an Bamboche verblindet, in unglaublich guter Absicht übernahm.

Auf folgende Weise und bei folgender Gelegenheit sprach ich in Basquine's Gegenwart zuerst seinen Namen aus.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Genesung, als ich mit ihr, um sie zu erheitern, von ihrem Vater sprach; denn sie redete unaufhörlich von ihm, sagte ich zu ihr, er müsse wohl viel arbeiten, um seine Familie zu ernähren.

Basquine antwortete mir:

– O ja, Vater arbeitete viel, er ruhte nicht einmal des Sonntags aus, und des Nachts arbeitete er häufig auch noch. Wir sahen es wohl; denn wir schliefen mit Mama in dem Schuppen. Einmal hatte Papa schon drei Nächte durch gearbeitet, ich schlief mit meinen kleinen Schwestern, Mama weckte uns, sie weinte und sagte zu uns:

– Kinder, seht Euren Vater an. –

Wir sahen hin.

Papa, welcher angefangen hatte mit einem Hohlbohrer ein Stück Holz zu durchbohren, war niedergekniet, aber, wie es schien allzusehr ermüdet, war er eingeschlafen, indem er noch die beiden Enden des Griffs an dem Bohrer in den Händen hielt und seine Stirn sich auf denselben stützte. So blieb er liegen, ohne sich zu rühren, Mama weinte immer fort, und sagte ganz leise zu uns, um Papa nicht aufzuwecken:

– Seht, blos damit wir Brot haben, strengt Euer guter Vater sich so an. Wir müssen die heilige Jungfrau bitten, daß sie sich unser und seiner erbarmt und ihn belohnt; denn es gibt keinen besseren Vater auf der Welt. Kommt, Kinder, kniet nieder, und sprecht mir nach, aber ganz leise, damit Ihr ihn nicht aufweckt. –

Wir knieten Alle nieder, und Mama sprach, und wir sagten es stückweise nach:

– *Liebe heilige Jungfrau, verlaß, wenn Du es für gut hältst, den armen Vater, der so viel für uns arbeitet, bei seiner großen Anstrengung nicht; heilige Mutter Gottes, die Du die Mütter und die kleinen Kinder beschütze, schenke einer Mutter und ihren kleinen Kindern Gehör und belohne unsern Vater für seine Ausdauer, wenn Du es für gut hältst. –*

Als wir eben ausgesprochen hatten und zwar ganz leise, wachte Papa auf. Als er uns alle auf den Knien mit gefalteten Händen sahe, fragte er Mama, warum? Mama sagte es ihm, und da nahm er uns auf die Arme und weinte auch sehr; denn uns

wurden Allen die Backen naß, als er uns küßte.

---

Viele Jahre sind vergangen seit dem Tage, da ich von Basquine diese einfache, rührende Erzählung hörte; viele Ereignisse, viel Unglück, viel Schimpfliches, wobei ich Zeuge oder thätig betheilt gewesen, mögen mein Herz erkältet oder verhärtet haben, und doch werden mir bei der bloßen Erinnerung an die Stimme, den Ton und Gesichtsausdruck dieses armen Kindes, als sie mir diese Episode aus dem ärmlichen und arbeitsamen Leben ihres Vaters erzählte, die Augen feucht, wie sie es an dem Tage wurden, da ich Basquinen zuhörte.

Tiefbewegt von einer mir so neuen Sprache, begeistert von dem Glauben und der Hoffnung, welche Basquine in die allmächtige Vorsicht der heiligen Mutter des lieben Gottes, der sanften und zärtlichen Beschützerin der Mütter und der kleinen Kinder zu setzen schien, sagte ich zu Basquinen in voller Aufrichtigkeit:

– Und die Liebe heilige Jungfrau hat Deinen Vater belohnt, nicht wahr? –

– O nein, – sagte das Kind naiv, indem sie ihren kleinen, niedlichen Lockenkopf traurig schüttelte und einen tiefen Seufzer ausstieß, – o nein, niemals. –

Und indem ich mir zurückrief, was ich vor Rührung vergessen hatte, nämlich die traurige Lage des Wagners, von der ich bei der Entführung seines Kindes Zeuge gewesen war, versetzte ich:

– Das ist wahr, Dein Vater ist von der lieben heiligen Jungfrau nicht für seine Ausdauer belohnt worden, aber wozu nützt es dann, das Beten? –

– Hm, ich weiß nicht, Mama sagte uns, wir sollten mit ihm beten, damit wir glücklicher würden und Papa belohnt würde, und wir beteten, wie Mama es uns sagte. –

Ein furchtbarer Gedanke trat jetzt vor meinen Geist, mir fiel der schreckliche Tod von Bamboche's Vater ein: auch dieser hatte mit unermüdlichem Eifer gearbeitet, auch dieser hatte sein Kind zärtlich geliebt, und doch war auch dieser gestorben, verlassen von den Menschen und der lieben heiligen Jungfrau. Endlich hatte der Wassermensch, nachdem er seine ganze Kindheit und Jugend unablässig gearbeitet hatte, dem Elende und Hunger, wie

er mir sagte, durch Selbstmord entfliehen wollen.

Bamboche, der Jünger des Muldensterzes, hatte also doch wohl recht, wenn er unablässig wiederholte:

– Die, welche arbeiten, sind Thoren, sie kommen dabei vor Hunger oder Elend um. –

Basquine's unbefangene Erzählung und der schmerzliche Auftritt, von dem ich in der Wohnung ihres Vaters Zeuge gewesen war, gaben den traurigen Grundsätzen Bamboche's in meinen Augen unglücklicherweise ein neues Gewicht.

Ich antwortete also Basquinen, stolz auf meine jüngst erworbene traurige Welterfahrung:

– Du siehst, Dein Vater arbeitete sich beinahe zu Tode, und die liebe heilige Jungfrau hatte weder für ihn Mitleid noch Belohnung, Bamboche's Vater arbeitete sich auch beinahe zu Tode und kam mitten im Walde um und wurde von den Raben gefressen. Siehst Du nun, Basquine, es ist eine Dummheit, zu arbeiten, es ist besser, lustig zu leben, so lange man kann, und die Narren an der Nase herumzuführen, und am Ende –

Aber das Böse und das Laster hatte mich noch nicht gänzlich vergiftet, ich konnte nicht fortfahren, so sehr ward ich von dem zugleich verwunderten, traurigen und neugierigen Ausdruck Basquine's, als sie mich so sprechen hörte, betroffen.

Was noch Gutes in mir war, empörte sich bei dem Gedanken, diesem unschuldigen, kleinen Geschöpfe, so zu sagen, den ersten Unterricht in der Hoffnungslosigkeit und Verderbtheit zu geben, und ich sagte zu ihr:

– Uebrigens wird Dir Bamboche alles Das besser erklären, als ich es kann. –

---



## Achtzehntes Kapitel.

### *Aufopferung.*

Basquine sah mich bei dem Namen Bamboche's, den sie zum ersten Mal von mir nennen hörte, verwundert an und sagte:

– Wer ist Das, Bamboche? –

– Einer von unseren Kameraden, ein Kind wie wir. –

– Und wo ist er? –

– Oben in einer kleinen Kammer, er ist auch sehr krank, aber Du kennst ihn ja schon. –

– Ich? –

– Ja, erinnerst Du Dich nicht, daß vor einigen Monaten La Levrasse schon bei Deinem Vater gewesen ist, er wollte Dich mitnehmen. –

– Ach, ja, ich erinnere mich, und als er wieder fort war, unterbrach Papa mehre Male an dem Tage seine Arbeit, um mich zu umarmen, er weinte, und doch war er froh. O nein, so lasse ich mir meine kleine Jeannette nicht nehmen, sagte er und küßte mich fast todt. –

– Und am andern Morgen? –

– Am andern Morgen? –

– Erinnerst Du Dich nicht, daß da ein kleiner Knabe kam, um ein Taschenbuch zu suchen, welches der Mann bei Deinem Vater verloren haben mußte?

– Ach ja, er bat um die Erlaubniß, es in allen Ecken suchen zu

dürfen; wir halfen ihm, ich habe lange mit ihm gesucht; er sah mich immer an, und da ich mich mit ihm bückte, faßte er mich beim Hals, ohne daß Papa es sah, da mußte ich recht lachen. –

– Nun eben dieser kleine Junge ist unser Genosse, ist Bamboche. Er hat Dich auch nicht vergessen, wenn Du wüßtest, wie lieber Dich hat. –

– Er hat mich lieb, warum denn? –

– Hm, – versetzte ich in großer Verlegenheit, – weil Du so niedlich, so sanft, so gut bist. Seitdem er Dich gesehen hat, spricht er beständig von Dir, mit einem Worte, wenn Du seine Schwester wärest, könnte er Dich nicht herzlicher lieben. – – Ich will ihn herzlich lieb haben. –

– O daran thust Du Recht, er ist so unglücklich gewesen. –

– Er? –

– Freilich. Denke Dir, als er noch ganz klein war, mußte er seinen armen Vater im Walde umkommen sehen, die Raben wollten den Leichnam fressen, er hielt sie ab, so gut er konnte. –

– O mein Gott, mein Gott! – sagte Basquine, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. – Und das ist noch nicht Alles. Als er so ganz allein, ohne einen Menschen auf der Welt war, mußte er, und er war damals noch viel kleiner, als wir jetzt sind, auf der Landstraße betteln. –

– Der arme Junge, ohne Vater und Mutter!

– Ach Gott, ja! – und dann traf er einen Bettler an, der sehr böse war, der ließ ihn mit sich betteln und prügelte ihn bei nahe alle Tage. –

– Weder Vater noch Mutter zu haben, auf der Straße betteln zu müssen und dazu Prügel zu bekommen, – wiederholte Basquine langsam mit wachsender Rührung und Verwunderung, welche hinlänglich beurkundeten, daß sie trotz dem Elende, in welchem sie bis dahin gelebt hatte, ein so trauriges Loos wie dasjenige Bamboche's sich kaum vorstellen konnte.

– Und späterhin fand La Levrasse ihn auf der Straße bettelnd und nahm ihn mit, und der ist auch sehr böse, mit ihm umgegangen, so böse, daß der arme Bamboche entfliehen wollte; er hätte es auch gekonnt. –

– Und warum hat er's nicht gethan? –

– Deinetwegen!

– Meinetwegen? –

– Ja, seitdem er Dich gesehen hatte, als er das Taschenbuch holen wollte, sprach er beständig von Dir, und da La Levrasse in seiner Gegenwart gesagt hatte, daß Dein Papa Dich früher oder später mit uns gehen lassen würde, so sagte Bamboche, es ist mir einerlei, wenn sie mich prügeln, sie mögen mir so viel Uebles zufügen, wie sie wollen; denn vielleicht kommt Basquine, und dann werde ich sie nimmer verlassen. –

Jetzt, da mir Erfahrung und Nachdenken behilflich sind, diese Erinnerungen, welche meinem Gedächtnisse so gegenwärtig sind, auszulegen und zu vervollständigen, kann ich mir Basquine's Verwunderung und Rührung, als sie diese Aeußerungen der Zuneigung, welche sie Bamboche eingeflößt hatte, vernahm, sehr wohl erklären: in der Unbefangenheit ihres Alters und der Aufrichtigkeit ihres Herzens empfand das arme Kind gewiß ein großes Mitleiden mit unserem Genossen und war von Herzen bereit, ihn wie einen Bruder zu lieben, weil er sie, wie ich mich ausgedrückt hatte, wie eine Schwester liebte, weil er bis dahin sehr unglücklich gewesen war, und weil er selbst die schlechteste Behandlung ruhig erduldet hatte, um den Tag abzuwarten, an dem sie ein Mitglied unserer Truppe werden sollte; aber über diesen letzten Zug, der freilich für dieses Alter ein wenig romanhaft war, schien Basquine mehr verwundert als gerührt; das Einzige, was auf dieses unbefangene, unschuldige Geschöpf einen Eindruck machte, war das Unglück, welches Bambochen von seiner Kindheit an zum Loose gefallen war, und nachdem sie mich mit nachdenklichem Schweigen angehört, sagte sie zu mir:

– Weißt Du was, wenn Papa mich abholt, so muß er auch Bamboche mitnehmen, wenn sie ihn hier so böse behandeln; denn siehst Du wohl, bei uns zu Hause leiden wir bisweilen sehr vom Hunger und von der Kälte, aber wir betteln nicht, und Papa und Mama prügeln uns niemals; denn wir thun nichts Uebles, wir lügen nicht, wir sind artig, wir lernen, was Mama uns zeigt, sonst hätte sie gar zu viel Kummer, und wir bitten die liebe heilige Jungfrau für uns und für Diejenigen, die noch unglücklicher sind als wir. Und siehst Du wohl, – versetzte sie nach kurzem Nachdenken und mit reizender Anmuth, auf diese Weise habe ich



ja schon bei der lieben heiligen Jungfrau für Bamboche gebetet, ohne es zu wissen, und ihr Schutz zeigt sich nun darin, daß Papa ihn mitnimmt, damit sie ihn hier nicht mehr prügeln. –

Obgleich dieser Schutz der heiligen Jungfrau mir dieses Mal ganz unzureichend erschien, wagte ich es doch nicht, Basquine in ihrer Hoffnung zu stören, und antwortete ihr:

– Ganz recht, Dein Vater wird Bamboche mitnehmen. –

– Und Dich auch, – setzte sie hinzu, indem sie mich unsäglich lieblich ansah, – Dich auch; denn Du bist sehr gut gegen mich, Du bist immer hier. –

– O, wenn Bamboche nicht so krank gewesen wäre, hätte er Dich noch viel besser gepflegt als ich. –

– Meinst Du? –

– O ganz gewiß. –

– Und warum sollte er gegen mich noch gefälliger sein als Du?– Dies verdammte Warum, das den Kindern so geläufig ist, setzte mich sehr in Verlegenheit, doch vermied ich die Schwierigkeit, indem ich sagte:

– Er hat Dich doch mehr lieb als ich, weil er Dich schon länger kennt als ich. –

Dieser Grund schien Basquine nur halb zu befriedigen, sie blieb ein paar Augenblicke nachdenklich und sagte zu mir im Tone unbefangener Neugierde:

– Wann kann ich ihn denn zu sehen bekommen, den Bamboche? –

– Wenn er nicht mehr krank sein wird. –

– Er ist also kränker als ich?

– Gewiß, er hat mich noch nicht einmal erkannt. –

– Aber da ich jetzt aufstehen kann, will ich ihn mit Dir zusammen pflegen, – sagte Basquine. – Voriges Jahr war meine Schwester Elisa krank, da habe ich mit Mama abwechselnd bei ihr gewacht. –

– Das geht nicht an, sagte ich zu Basquine, das wäre gefährlich für Dich. –

– Aber ist's denn für Dich nicht auch gefährlich? –

– Nein, ich bin ja nicht wie Du eben erst krank gewesen. –

Nach neuem Schweigen sagte Basquine zu mir mit nachdenkender Miene:

– Ach Gott! ich wollte Papa käme bald und nähme uns mit, Dich, Bamboche und mich. –

---

Mehre Tage nach dieser Unterhaltung – und es war nicht die einzige dieser Art, in welcher ich ihr von meinem Kameraden in den günstigsten Ausdrücken erzählte – schien mir in Basquinen nach und nach eine wachsende Zuneigung zu Bamboche zu entstehen. Dieser zeigte zum ersten Male seit dem Anfange seiner Krankheit eine merkliche Besserung, das Bewußtsein kehrte ihm zurück, er erkannte mich, und nachdem er sich auf sich selbst besonnen hatte, war sein erstes Wort:

– Wo ist sie? –

– Sie ist hier und ist wie Du sehr krank gewesen. –

– Sie auch? – rief er mit heftiger Beklemmung – und jetzt? – setzte er hinzu, indem er sich zitternd zu mir wandte –

– Jetzt ist sie außer Gefahr, – sagte ich zu ihm.

Bamboche antwortete mir Nichts, er zerfloß in Thränen, ich stürzte in seine Arme, er drückte mich an's Herz, so heftig es seine erschöpften Kräfte erlaubten; auf diese Weise blieben wir einige Minuten stumm und zerflossen gerührt in Thränen.

Bamboche unterbrach zuerst das Schweigen und sagte zu mir mit einem Ausdrücke von Erkenntlichkeit, welcher nicht zu beschreiben ist:

– Ich hatte beinahe kein Bewußtsein, aber doch sah ich Dich bisweilen wie im Traume kommen und gehen, Tag und Nacht warst Du da, das weiß ich gewiß, das that mir wohl, das beruhigte mich; denn ich weiß nicht warum ich mir vorstellte, daß die Mutter Major mich vergiften wollte. –

Darauf unterbrach er sich selbst plötzlich, – und Basquine, wer hat denn die gepflegt?

– Ich! –

– Du ? aber Du warst ja immer bei mir? –

– Nicht immer, wenn Du ruhiger warst und besonders des Nachts, wachte ich bei Basquine. –

– Sie auch! – rief Bamboche mit einem neuen Ausbruche von Erkenntlichkeit; hierauf setzte er nach kurzem Schweigen mit ernster, aufrichtiger, beinahe feierlicher Stimme hinzu:

– Siehst Du, Martin, Du hast Dir das Recht erworben, mir zu sagen, daß ich für Dich durch's Feuer gehen soll, und ich werde es thun. –

Dann wiederholte er mit einem neuen Ausdruck tiefer Dankbarkeit:

– Sie auch! –

Aber plötzlich ward sein bleiches Gesicht noch bleicher, sein Blick ward finster und wild, und ich bemerkte das Nervenzittern am Winkel seines Kinnbackens, welches bei ihm das sichere Zeichen einer zornigen Gemüthsbewegung war, er zog plötzlich seine Hand zurück, welche ich in den meinigen hielt, versuchte in der Tiefe meiner Seele zu lesen, indem er seine noch vom Fieber glänzenden Augen fest auf mich richtete, und sagte zu mir mit dumpfer Stimme :

– Du bist also viele Nächte bei ihr geblieben? –

– Ja, antwortete ich ihm unbefangen, obgleich über diesen Wechsel in seinem Gesichtsausdrucke sehr erstaunt. – Ja, ich bin jede Nacht bei ihr geblieben und habe außerdem alle Zeit bei ihr zugebracht, wenn ich nicht bei Dir war. –

– Und Du bleibst allein bei ihr? – sagte er mit immer heftigerer Stimme.

– Ganz allein, die Mutter Major war beständig bei Poireau, und der Wassermensch kam zwar manchmal auch mit mir, um bei Basquine zu wachen, aber nicht oft; denn er war von den Küchen- und Hausgeschäften so müde, daß er sich gleich schlafen legte. –

– Du bleibst allein bei ihr? – wiederholte Bamboche, und seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer.

Nun ja, ich blieb allein mit ihr, aber was hast Du denn? Wie siehst Du mich denn an? –

Bamboche machte eine heftige Bewegung, um auf mich loszustürzen, aber seine Kräfte versagten ihm, und er fiel fast aus dem Bette, indem er rief:

– Schurke, Du liebst sie! Ja, – setzte er hinzu und hielt sich krampfhaft an sein Kopfkissen fest; denn ich stand ganz verdutzt

da und vergaß, ihm zu Hilfe zu kommen – ja, Du liebst sie, Du lässest Dich von ihr lieben, Du erzählst ihr Böses von mir, ich werde Euch alle Beide umbringen. –

Diese heftige Aufregung erschöpfte seine kaum wiedererwachenden Kräfte, und er sank regungslos auf sein Lager hin.

Ich hatte zuerst die Regung von Eifersucht, welche Bambochen gegen mich aufbrachte, gar nicht verstanden; als er sich näher erklärt hatte, ergriff mich ein schmerzlicher Unwille, und auf diesen folgte ganz im Gegentheil eine Art sanfter Zufriedenheit; ich war mir bewußt, nicht nur Bamboche's eifersüchtige Besorgnisse zu beschwichtigen, sondern ihm überdies beweisen zu können, wie weit ich die Freundschaft zu ihm getrieben habe. Auf diese heftige, körperliche Anstrengung meines Freundes folgte eine heftige Erschöpfung; er blieb unbeweglich auf dem Bette ausgestreckt liegen, ich beugte mich über ihn, und der Ausdruck seines Gesichts erschreckte mich, es war nicht mehr Haß, nicht mehr Zorn, es war eine schmerzliche, verzehrende Verzweiflung. Die Thränen rannen über seine hohlen Wangen, er schloß die Augen, um mich nicht zu sehen, und seine Thränen fuhren fort zu strömen.

Ich ward von diesem Schmerze, von dieser bei diesem Knaben, der gemeinlich so rauh und so heftig war, so auffallenden Schwäche heftig, und, wenn man es sagen darf, zärtlich ergriffen. Welches Glück ist es jetzt für Dich, dachte ich, daß ich ihn enttäuschen, daß ich ihm sagen, ja beweisen kann, wie weit ich davon entfernt gewesen bin, ihm Basquinen entfremden zu wollen.

– Du weinst? – sagte ich zu Bamboche.

– Nun ja, ich weine, das ist feige, ich weiß es wohl, – antwortete er mir mit verzweifelnder Stimme, – aber ich kann mir nicht helfen, man hätte mich in Stücke schneiden können, und ich hätte nicht geweint, aber jetzt thut mir das Herz weh, als würde es mir abgedreht, und ich heule und kann's nicht lassen. –

Hierauf erwachte die natürliche Heftigkeit seines Charakters wieder, und er murmelte zwischen den Zähnen: –

Aber ich werde nicht immer so feige bleiben, geh nur, ich werde

mich noch an Dir und an ihr rächen – ja, ja, ich werde mich rächen. –

– Ich bitte Dich nur um Eins, – sagte ich lächelnd zu ihm – begeh' keine Unbesonnenheit und komm zu Dir selber. –

Bamboche glaubte, ich spotte seiner; er antwortete mir mit einem dumpfen Aechzen voll Schmerz und Wuth.

– Ja, – versetzte ich, – denn sobald Du aufstehen kannst, werde ich Dich zu Basquinen führen, und dann sollst Du sehen, ob sie mich liebt, oder Dich. –

Bamboche machte eine heftige Bewegung im Bette und sah mich starr an. Er mochte wohl auf meinem Gesichte die Aufrichtigkeit meiner Worte lesen; denn seine Stirn erheiterte sich plötzlich, und er rief aus:

– Sie liebt mich! –

– Nun ja, ja – sie liebt Dich jetzt schon! –

– Aber sie hat mich nur erst Einmal bei ihrem Vater gesehen. –

– Aber ich habe ihr, seitdem sie hier ist, so viel von Dir erzählt – nämlich, sobald sie auf mich hören konnte – ich habe ihr so oft gesagt, wie unglücklich Du seist, ich habe ihr den Tod Deines armen Vaters, alle Deine Leiden bei dem Krüppel, alle das Ueble, das Dir hier angethan wird, dargestellt –

– Das hast Du gesagt? – rief Bamboche.

Und er schien jedes meiner Worte einzuschlüpfen, als ob sie ihm Hoffnung, Glück und Leben wiedergäben – seine Brust dehnte sich aus, er schien neu geboren.

– Das hast Du von mir gesagt? – wiederholte er.

– Und noch viel Anderes. Ich habe ihr gesagt, Du hättest von hier entwischen können, wo Du erbarmungslos gepeinigt werdest, aber Du wärest geblieben, um sie zu erwarten; denn seit Du sie bei ihrem Vater gesehen, dächtest Du an nichts Anderes mehr als an sie, träumtest nur von ihr. Aber da sie Dich nun liebt, brauchst Du sie doch nicht zu prügeln, nicht wahr? –

Bei diesen Worten veränderte sich der Ausdruck in Bamboche's beweglichen Gesichtszügen noch einmal: es war nicht mehr Erkenntlichkeit, es war auch nicht mehr Mißtrauen, es war nicht mehr eine zornige Verzweiflung, was man in ihnen las, sondern es war Verlegenheit und schmerzliche Beschämung, mich so

grausam verkannt zu haben, eine seltsame Mischung von demüthig flehender Zärtlichkeit und Unwillen gegen sich selbst. Dieser sonst so unbändige Knabe legte sich mit Mühe auf seinem Lager auf die Knie, so schwach war er noch, faltete die Hände und sagte zu mir mit bittender Stimme:

– Martin, Bruder, Verzeihung – habe Mitleid mit mir ! –

– Sei doch still, Du machst mir bange, – antwortete ich und wandte das Gesicht ab, so sehr gab Bamboche's Gesichtsausdruck sein inneres Seelenleiden zu erkennen. – Ich möchte gar nicht glücklich sein, wenn ich dabei Andere so quälen sollte, – setzte ich hinzu, indem ich mir die Augen wischte.

– Martin, Du mußt mir vergeben, – wiederholte Bamboche mit fieberhafter Aengstlichkeit, – Du mußt. –

– Was habe ich Dir denn zu vergeben? – rief ich, indem ich ihm um den Hals fiel. – Dir ist ja Alles im Voraus vergeben, wenn Du glücklich bist und mich Deinen Bruder nennst. –

– O ja, Bruder, einziger, wahrer Bruder auf ewig! – lispelte Bamboche mit bebender Stimme, in welcher sich ein unaussprechliches Glück ausdrückte.

---

Seit diesem Tage sind Bamboche und ich viel älter geworden, auch haben wir einander in den verschiedensten, in den entgegengesetztesten, in den schrecklichsten Lagen wieder gefunden, aber niemals haben wir unsere Thränen zurückhalten können, wenn wir uns diesen Auftritt in unserer Kindheit zurückriefen.

---

Wenige Tage nachher war Bamboche vollkommen hergestellt. Eines Morgens, es war ein trüber, stürmischer Tag – ich weiß nicht, warum dieser Umstand mir aufgefallen war – führte ich meinen Freund zum ersten Mal in Basquine's Stube.

Trotz der aufrichtigen Freude, die mir Bamboche's Glück einflößte, befiel mich doch in dem Augenblick, als wir in diesen ärmlichen Raum traten, eine heftige Beklemmung, es war mir, als bräche mir das Herz.

Ich hatte ein instinctmäßiges Gefühl, daß von diesem Tage, von diesem Augenblicke an das Schicksal dieses unglücklichen

Mädchens in Erfüllung ginge, und daß ich selbst unfreiwillig und in der Unbefangenheit meines Herzens eins der Werkzeuge dazu gewesen sei.

Sowol aus Zartgefühl, als auch aus Furcht, dieses erste Zusammentreffen durch meine plötzliche, mir selbst unbegreifliche Niedergeschlagenheit zu trüben, ging ich fort, nachdem ich zu Basquinen gesagt:

– Da ist mein guter Bruder, von dem ich Dir so oft er zählt habe.

–

– O ja, – antwortete Basquine naiv, – ich habe ihn auch schon recht lieb. –

---

Ungefähr eine Stunde darauf, da ich die Mutter Major und Poireau, die, wie wir glaubten, den ganzen Tag ausbleiben wollten, die aber das schlechte Wetter nach Hause trieb, zurückkommen sah, trat ich eilig in das Stübchen, wo ich Basquinen und Bamboche allein gelassen hatte; ich wollte sie von der Rückkunft unserer Herrschaft unterrichten; denn wir waren übereingekommen, daß sie und er sich so lange als möglich für krank aus geben sollten, um den Wiederanfang unserer Uebungen so viel als möglich hinauszuschieben.

Ich trat also ein.

Basquine saß auf ihrem Bette und spielte unschuldig mit Bamboche's schwarzem Haar, das in seiner Krankheit sehr lang geworden war; er saß zu Basquine's Füßen auf einem Schemel, die Ellbogen auf seine Knie gestützt, das Kinn in den Händen, und betrachtete sie mit einer unsäglichen Zärtlichkeit, welche mit einer furchtsamen Schüchternheit verbunden war, die mir auffiel.

Meine plötzliche Rückkehr schien meine beiden Freunde durchaus nicht zu überraschen.

Bamboche stand auf, trat zu mir und sagte zu mir mit bewegter Stimme, indem er auf Basquinen wies:

– Bruder, das ist meine kleine Frau für's Leben. –

– Ja, und Bamboche soll mein kleiner Mann sein; wir gehen mit Papa fort, sobald er kommt, mich zu holen – Bamboche wird ihm bei seiner Arbeit helfen, und Du auch, Martin. –

Bamboche machte mir ein Zeichen des Einverständnisse's und sagte zu Basquine:

– Ja, unser guter Bruder Martin kommt mit, wir wollen uns niemals von ihm trennen, nicht wahr, Basquine? –

– O, niemals! – sagte das Mädchen mit reizender Anmuth, er ist unser Beider Bruder. –



Ich habe später von Bamboche erfahren, daß diese erste Zusammenkunft so unschuldig und rein gewesen, wie es billig war.

Und doch machten diese Worte, *kleine Frau, kleiner Mann*, obwohl durch diese unschuldige Kindersprache geheiligt, einen unaussprechlichen, peinlichen Eindruck auf mich; es kam mir vor, als müßte dieser Eindruck ein ganz anderer sein, wenn Bamboche und Basquine einander Bruder und Schwester genannt hätten.

Es lag dieser Betrachtung nicht etwa eine Regung von Eifer sucht auf meiner Seite zu Grunde; denn trotz der bedenklichen Eröffnung Bamboche's hatte mein Herz noch nicht gesprochen, aber ich fühlte eine unbestimmte Besorgniß für Basquine's Zukunft, auch riefen mir diese Worte: *kleiner Mann, kleine Frau*, unwillkürlich das Verhältniß Bamboche's zur Mutter Major ins Gedächtniß zurück, und ich fühlte auf's Neue und noch heftiger die beklemmende Betrübniß, welche ich empfunden hatte, als ich Bamboche zuerst zu Basquinen geleitete.

---

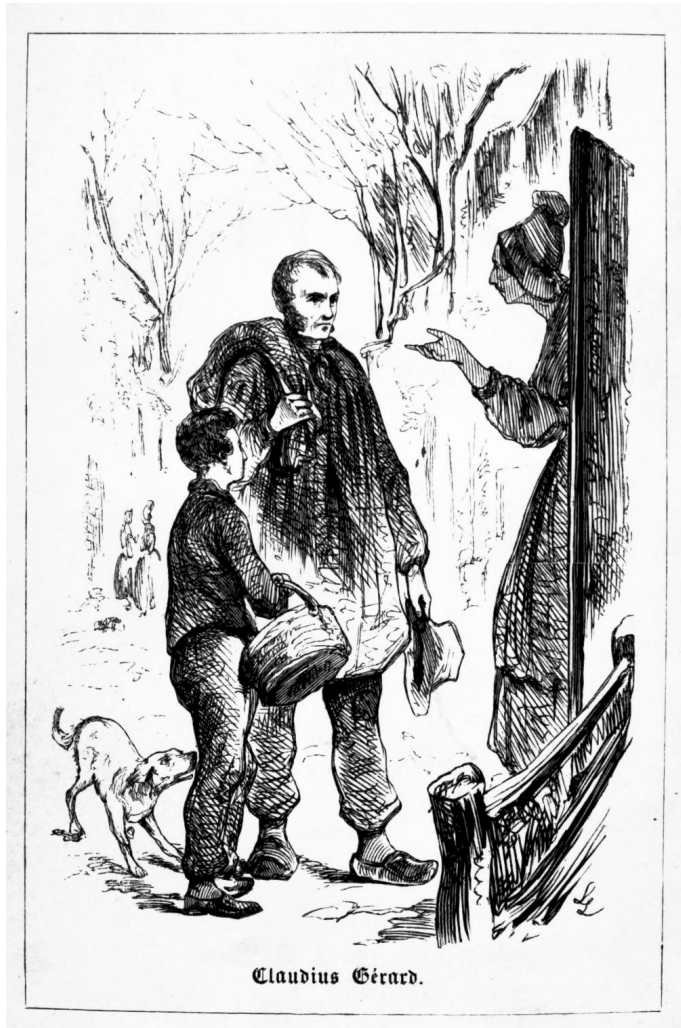


## Anmerkungen

- [1] Wir werden später erklären, was diese Kunstausdrücke bedeuten.
- [2] Die Anstößigkeit dieser Lieder ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, darauf hinzuweisen. D. V.
- [3] Seneca's Briefe 113.

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 4



Claudius Gérard.

**Martin**  
das  
**Findelkind,**  
oder  
**Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**

Illustriert von Ludwig Löffler.

Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.  
1847.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Vierter Band

Erstes Kapitel. Große Vorstellung.

Zweites Kapitel. Lustige Lieder.

Drittes Kapitel. Die Menschenpyramide.

Viertes Kapitel. Das Abendessen.

Fünftes Kapitel. Die Oase.

Sechstes Kapitel. Das Lied.

Siebentes Kapitel. Der Flurschütz.

Achstes Kapitel. Die vornehmen Kinder.

Neuntes Kapitel. Claudius Gerard, der Dorfschullehrer.

Zehntes Kapitel. Freiheit.

Elfte Kapitel. Die Unschlüssigkeit.

Zwölftes Kapitel. Der Brief.

Dreizehntes Kapitel. Das Grab.

Vierzehntes Kapitel. Die Schule.

Fünfzehntes Kapitel. Der Schneefall.

Sechzehntes Kapitel. Die Jahrestage des Begräbnisses.

Siebzehntes Kapitel. Das Lebewohl.

Achtzehntes Kapitel. Das Geheimniß.

Neunzehntes Kapitel. Die Nachforschungen.

Zwanzigstes Kapitel. Das Fuchsgäßchen.

Einundzwanzigstes Kapitel. Die Nacht.

## Vierter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Große Vorstellung.*

**E**s war am Ende des Septembers. Seit ungefähr acht Monaten war Basquine bei der Truppe; unsere verschiedenen Wanderungen hatten uns nach Senlis geführt.

Es war billig, daß wir zuerst mit einer großen Vorstellung hervortraten; seit dem vorigen Tage sah man in der ganzen Stadt einen colossalen Maueranschlag folgenden Inhalts:

Große Vorstellung.

Zur Einweihung der Seiltänzer-gesellschaft des wohlbekannten Joseph Bonin, genannt La Levrasse.

Erster Theil.

Komische Auftritte zwischen Bajazzo und seinem Herrn.  
Gesangsunterhaltungen von der kleinen neunjährigen Basquine  
und ihrem Freunde

Bajazzo.

Zweiter Theil.

Die große Menschenpyramide, durch den weiblichen Herkules,  
Martin,

## Bamboche und Basquine.

(Das älteste dieser drei Kinder ist nur 13 Jahre alt.)

Hierauf

der berühmte Wassermensch, der in den Gewässern des Flusses Nil von einem Fischliebhaber gefangen worden. Die Natur hat diesem unglaublichen Wundergeschöpfe statt der Arme vortreffliche Flossen gegeben, es lebt, liegt, ißt und schläft im Wasser und nährt sich nur von lebendigen Fischen, welche es ganz roh vor den Augen der ehrenwerthen Gesellschaft verzehren wird.

Dieses große Wunderthier ist dermaßen sanft und zahm, daß es vier Sprachen spricht, Französisch, Lateinisch, Griechisch und das Aegyptische vom Nil, seinem Vaterlande. Diejenigen Herren, welche den Wassermenschen mit ihrem Besuche beehren wollen, können ihn nach ihrer Wahl in einer dieser vier Sprachen anreden, und er wird ihnen auf der Stelle antworten.

Die Vorstellung wird beschlossen werden durch eine große Waffenübung zwischen dem berühmten weiblichen Herkules und dem Vorsteher der Fechtschulen in Moskau, Constantinopel, Persepolis, Cautebeck u. s. w.

Da La Levrasse einen passenden Ort, am Ende der Stadt, auf der Seite nach Paris hin angewiesen bekommen hatte, so hatten wir unser Lager hier aufgeschlagen; ein großes, bedecktes Zelt war für die Vorstellung bestimmt; der für das Publicum aufbehaltene Eingang befand sich unter einem ziemlich hohen Gerüste, über welchem verschiedene Bilder aufgehängt waren, von denen das größte den Wassermenschen darstellte.

Unser großer Wagen, in dem wir Alle wohnten, stand hinter dem Zelte, welches nach dieser Seite hin verlängert und von dem Schauplatze durch einen leinenen Vorhang getrennt war; dieser Raum diente zugleich als Heuboden für unsere drei Pferde und den großen Esel Lucifer.

Wir hatten den Tag vorher eine allgemeine Probe abgehalten, alle Darstellungen waren mit dem vortrefflichsten Zusammenspiel vor sich gegangen. Seit den fünf Monaten, welche unsere Kunstreise nunmehr dauerte, war keine Vorstellung unter bessern Aussichten angekündigt worden.

So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß ich, abgesehen von den Uebungsstunden, welche eine beinahe ununterbrochene Reihe von Martern waren, mein Loos ziemlich erträglich fand. Wenn ich einmal vor dem Publicum stand, that ich mein Aeüßerstes, und meine Eitelkeit war seltsam gekitzelt, wenn ich mein Theil von den Beifallsbezeugungen einerntete. Ich hätte mich auch gewiß dazu verstanden, im Ernste für die Zukunft das gefährliche Gewerbe eines Seiltänzers zu ergreifen, wäre nicht die Hoffnung beständig aufgefrischt worden, mit Bamboche und Basquine das unthätige und herumstreichende Zigeunerleben führen zu können, welches der Gegenstand unserer täglichen Träume geworden war.

Wenn ich Bamboche fragte, wann wir die Truppe verlassen würden, antwortete er mir immer mit geheimnißvoller Miene:

– Noch nicht, mir liegt mehr daran, mit Basquine zu entliehen, als Dir; aber wir müssen die Gelegenheit abwarten. –

– Können wir nicht jede Nacht ausreißen? – sagte ich zu ihm, – wir werden nicht mehr eingeschlossen. –

– Ich weiß wohl, Nichts würde leichter sein. –

– Nun? –

– Es ist noch nicht Zeit. –

– Warum nicht? –

– Erstlich, weil ich bis jetzt noch nicht gefunden habe, was ich suche, und alsdann, – setzte Bamboche im Tone bittersten Hasses hinzu, – will ich La Levrassen, die Mutter Major und den Bajazzo nicht verlassen, ohne ihnen zu bezahlen, was ich ihnen schuldig bin; wer zuletzt lacht, lacht am besten. –

– Was soll das bedeuten? – sagte ich zu ihm, – daß du noch nicht gefunden hast, was Du suchst? –

– Das ist mein Geheimniß, – antwortete mir Bamboche noch einmal so geheimnißvoll als früher. – Weder Du noch Basquine darf es wissen, aber sei ruhig, es betrifft mich nicht allein, dies Geheimniß geht uns alle Drei an, und sobald sich dies in's Werk setzen lassen wird, brennen wir durch. –

Ich wartete also den von Bamboche bezeichneten Zeitpunkt ruhig ab, als ich auf einmal erfuhr, daß die Stunde unserer Befreiung geschlagen habe.



Wenn der Schauplatz für unsere Vorstellungen sich mitten in den Städten befand, so pflegten wir in einem Gasthofs zu wohnen; aber hatten wir denselben vor den Thoren aufgeschlagen, so lagen wir in dem Lastkarren und in dem großen Wagen, der zum Theil wie eine Schiffskajüte eingerichtet war, alle durch einander – was die geheimen nächtlichen Unterredungen fast unmöglich machte.

Während des Abendessens, welches auf die Generalprobe erfolgte, und das wir unter freiem Himmel eingenommen hatten, hatte Bamboche mir mehre Zeichen gemacht, die ich sehr wohl verstand; ich suchte also in der kurzen Zeit, welche zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen lag, in seine Nähe zu kommen.

– Dieses Mal, Martin, – sagte Bamboche zu mir mit leiser Stimme, aufgeregt durch die Wichtigkeit der Neuigkeit, die er mir anzukündigen hatte, – dieses Mal habe ich gefunden, was ich suchte. –

Und er legte auf diese Worte einen seltsamen Nachdruck.

– Morgen Nacht, – fuhr er fort, – brennen wir mit meiner Frau durch. –

– Wahrhaftig! – rief ich aus, ohne meine Freude verbergen zu können, aber warum denn nicht schon diese Nacht? –

– Unmöglich, ich werde Dir sagen warum; nur möchte ich Dich bitten, darauf zu achten, daß Du morgen Abend nicht ein schläfst; wenn wir alle in der Schlafkammer sind, mußst Du die Augen zumachen, aber nicht schlafen. –

Und Bamboche setzte mit triumphierender Miene hinzu:

– Morgen Nacht endlich, frei wie die Vögel und gerächt, o reichlich gerächt; denn sieh, ich habe lange nach einem guten Mittel gesucht, und nun hab' ich's gefunden. –

Mein verstohlenes Gespräch mit Bamboche ward durch die derbe Stimme der Mutter Major unterbrochen.

– Nun, zu Bett, Gottsdonnerwetter! – sagte der weibliche Herkules, indem sie den Arm des Bajazzo ergriff.



– Ha, ha, sie wollen zu Bett, die dicke Sau, – versetzte Basquine, indem sie ihrer kindlichen Stimme einen gemeinen Ausdruck zu geben suchte.

Und damit fiel sie unter schallendem Gelächter Bambochen um den Hals, während La Levrasse, welcher am Tische sitzen geblieben war, auf die beiden Kinder, die, sich so umschlungen haltend, fortgingen, einen finstern, ironischen und glühenden Blick warf.

Bald breitete die Nacht ihren Schatten über den Wagen aus, in welchem wir uns Schlafens halber eingeschichtet hatten.

---

Was ich jetzt hinzusetzen muß, um die traurige Umwandlung Basquine's, des armen Kindes, das kurz vorher noch so unschuldig und unbefangen gewesen war, zu erklären, mit einem Worte Alles, was sich auf diese Umwandlung bezieht, brennt mir so zu sagen auf den Lippen.

Jetzt, da ich mit Einsicht und Erfahrung auf die Vergangenheit zurückblicke, weiß ich nicht, ob ich mehr Ekel, Unwillen oder Entsetzen empfinde, aber ich halte es für meine Pflicht, die Aufgabe, die ich mir vorgesetzt habe, zu verfolgen; es freut mich, daß ich, wenn ich noch einige Seiten geschrieben, diese Pflicht abgethan habe.

Ich fühle es wohl, es liegt für mich etwas Heilsames darin, meine Blicke auf diese traurige Vergangenheit zu richten; die Regungen von Abscheu und Entsetzen, welche dieselbe in mir mehr und mehr hervorruft, beweisen mir, daß ich mich jeden Tag mehr im Guten befestige; das peinliche Gefühl, welches ich jetzt

empfinde, das Zittern, welches mich bei dem Gedanken er greift, in der bloßen Erinnerung diesen Abgrund von Verderbniß, Schändlichkeit und Verruchtheit noch einmal zu durchleben, sagt mir laut, daß es nicht hinreichend ist, daß ich Abscheu vor dem Bösen empfinde, sondern daß es außerdem nöthig ist, Alles anzuwenden, um in meinem engen Kreise dem Bösen, welches mir diesen heilsamen Abscheu einflößt, zuvorzukommen oder seine Folgen abzuwenden.

Ja, was ich zu erzählen habe, um die Umwandlung Basquine's zu erklären, brennt mir auf den Lippen, und doch werde ich noch lange nicht Alles sagen; es gibt Enthüllungen, deren sich meine Feder weigern würde, wenn ich mich auch zu ihnen entschließen wollte.

Dieses unglückliche Mädchen hatte ihren Vater unschuldig und rein verlassen, wie dies in ihrem Alter lag und, da sie im Schooß einer redlichen und arbeitsamen Familie erzogen worden, nicht anders zu erwarten war.

Nachdem sie acht Monate, was sage ich, nachdem sie zwei oder drei Monate unserer Truppe angehört und beständig die unfläthigen oder schmutzigen Witze des Bajazzo und das Fluchen und Lästern Aller angehört hatte, fing sie an über diesen Schmutz und die Unfläthigkeiten, die ihrem achtjährigen Köpfchen bald verständlich gemacht waren, zu lachen, und am Ende fluchte und lästerte sie wie wir Alle; denn wie sie und noch vor ihr war ich, was brauche ich es zu sagen, diesem verderblichen Einflusse unter legen.

Als Basquine gänzlich von ihrer Krankheit wieder hergestellt war, fand sie sich bald, wenn sie auch noch häufig nach ihrem Vater fragte, durch unsere rohe Lustigkeit von ihrem Kummer abgezogen. Bamboche und ich, wir boten Alles auf, durch tausend Mittel die Anfälle von Traurigkeit, welche sie bisweilen beim Andenken an ihre Familie überfielen, zu verhindern, auch fand sie nach und nach sehr viel Geschmack an den Tanz- und Gesangs stunden, welche ihr die Mutter Major, La Levrasse und der Bajazzo gaben; da sie von Natur mit einer unendlichen Gewandtheit und Anmuth begabt war, so wußte sie bald zwei oder drei Charaktertänze zum Entzücken auszuführen; ihre kindliche und reine Stimme, die einen unbeschreiblichen Reiz hatte, stand

in seltsamem Gegensatze zu den zweideutigen Textesworten der Lieder, die man sie singen ließ.

Gleich das erste Mal, als Basquine in einer unserer Vorstellungen vor dem Publicum auftrat, erregte sie ein ungeheures Furore; die Einnahme war unglaublich, auch faßte das Mädchen von diesem Augenblicke an eine bedenkliche Vorliebe für unser Gewerbe; und wie sollte auch ein solches Geschöpfchen, stände es auch in etwas vernünftigerem Alter als sie, dem Reize widerstehen können, welches diese Art gefeiert zu werden, welche immer so schmeichelhaft und berauschend ist, ausübt, mag auch der Beifall durch die unwissende und rohe Zuhörerschaft gespendet sein, welche sich um unsere Bühne, das einzige Schauspiel, was ihrer Armuth zugänglich war, drängte.

Nach unsern Vorstellungen, daß heißt nach einem jeden Triumphe, denn sie machte beständig Furore, erglänzte das entzückende kleine Gesicht Basquine's von Glück und Stolz, und sie gewöhnte sich dermaßen an dieses Zigeunerleben voll heftiger Aufregung, beschwerlicher Reisen und roher Vergnügungen, daß sie nach sechs Monaten mit nachdenklicher Miene zu mir sagte:

– Es kommt mir vor, als würde ich vor langer Weile sterben müssen, wenn ich jetzt wie sonst zu Hause leben müßte; und doch, wenn ich traurig bin, so ist es, weil ich an meinen guten Vater, an meine arme Mutter, an meine Schwestern denke. –

Allerdings dachte Basquine häufig an ihre Familie, aber bald wurden diese Erinnerungen seltener; ich überraschte sie nicht häufig mehr mit Thränen in ihren schwarzen, großen Augen, die dann plötzlich traurig und träumerisch geworden waren.

Indessen einmal bemerkte ich bei Basquinen eine unerklärliche Art von unwillkürlichem Unbehagen.

Sie hatte wie immer mit äußerster Anmuth gesungen und getanzt; bei einem von unsern Aufzügen ward sie mit heftigem Geschrei hervorgerufen; sie verschwand, man suchte sie überall, endlich fand ich sie unterm Wagen zwischen zwei Bündeln Heu versteckt, sie vergoß heiße Thränen, und ihr Gesicht war bleich und verstört.

– Ich weiß nicht, – antwortete sie mit bewegter Stimme,

– Was fehlt Dir, kleine Schwester? – sagte ich zu ihr. – ich fürchtete mich. –

Du fürchtest Dich? wovor denn? –

– Vor den Leuten, die mich riefen. –

– Sie riefen Dich ja, um Dich zu beklatschen, sie stampften mit den Füßen wie toll, so niedlich fanden sie Dich. –

– Ach, es war mir, als wenn sie mich riefen, um mir Uebles zuzufügen, und ich sagte zu mir selbst, wie mich sonst Mama zu Hause sagen ließ: Liebe, heilige Jungfrau, Mutter des lieben Gottes, erbarme Dich meiner! –

War dies Instinct, war es Ahnung der Gefahren, welche sie auf der Laufbahn, welche sie jetzt betrat, bedrohten – ich weiß es nicht – aber obgleich ich noch Kind war, fiel mir doch diese Wunderlichkeit Basquine's sehr auf.

– Wovor solltest Du Dich fürchten? – sagte ich zu ihr, – und was hattest Du für Ursache, die heilige Jungfrau um Erbarmen anzuflehen, Du bist ja niemals so beklatscht worden? –

– Das ist wahr, – antwortete Basquine, indem sie ihre Thränen abtrocknete, – und doch flößte mir das Furcht ein; es ist das erste Mal, daß mir das begegnet. –

Dann setzte sie in furchtsamem Tone hinzu:

– Aber sage Bambochen Nichts davon; er prügelt mich sonst, weil ich furchtsam bin; und es ist am Ende doch nur, um sich selbst zu quälen, wenn er mir so viel Schmerzen macht. –

Bamboche brachte wirklich die unedlen Grundsätze des Krüppels über die Kunst, Liebe zu erregen, in Ausübung und prügelte Basquinen bisweilen, dann verursachte er sich selber einen zehn mal heftigeren physischen Schmerz als den, welchen er Basquinen zugefügt, und sagte zu ihr, indem er diese Tortur heldenmüthig ertrug:

– Ich habe Dich geprügelt, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Herr bin, aber nicht, um Dir wehe zu thun; denn ich thue mir selbst zehn Mal mehr weh. –

Unter andern Proben zum Beleg dieser unvernünftigen Rede, von der er sich nicht abbringen ließ, habe ich einst Bambochen sich kaltblütig zwischen dem Nagel und dem Fleische eine Nadel fünf bis sechs Linien tief hineinstecken sehen. Trotz des heftigen

Schmerzes verrieth sein Gesicht nicht das mindeste Leiden, und er sagte mit einer gewissen wilden Zärtlichkeit:

– Ich habe Dich geprügelt, Basquine, aber ich bete Dich an.–

Und Basquine fiel ihm um den Hals und bat ihn, so zu sagen, um Verzeihung, daß sie geprügelt worden.

Unglücklicherweise beschränkte sich der Einfluß Bamboche's auf Basquine nicht darauf, sie durch diese Art von wildem Stoicismus die Mißhandlungen vergessen zu machen, zu welchen er sich bisweilen gegen sie hinreißen ließ. Das Gift der bösen Beispiele ist so fein und theilt sich mit so beunruhigender Schnelligkeit mit, daß von den greulichen Grundsätzen des Krüppels, des bettelnden Landstreichers, jetzt schon drei Opfer, zuerst Bamboche, dann ich und endlich Basquine ergriffen waren.

Da Basquine von Bamboche wiederholt aussprechen hörte, daß die arbeitsamen und ehrlichen Leute Nichts als einfältige Opfer ihrer Arbeit und ihrer Ehrlichkeit seien; denn Bamboche hatte nicht verfehlt, ihr das Beispiel seines Vaters anzuführen, da sie ferner die Kniffe, die Betrügerei und im schlimmsten Falle den Diebstahl als Mittel zu einem lustigen und müßigen Landstreicherleben und allenfalls als den Zweck desselben rühmen, da sie wiederholen hörte, daß man bei den Reichen nur Verachtung und Grausamkeit gegen die Verlassenen anträfe, und daß diese also die Reichen als ihre Feinde betrachten müßten, und nach dem sie, was das Schlimmste war, nach und nach dazu gebracht war, das Uebel, welches man thun könnte, als gerechte Wiedervergeltung anzusehen, so verfiel sie bald, da sie ohnehin durch die Umgebung, in welcher wir lebten, in jeder Beziehung zur Verkehrtheit vorbereitet war, in Bamboche's traurige Irrthümer, so wie ich früher in sie verfallen war. Der Einfluß, welchen er auf sie ausübte, war von jetzt an doppelt mächtig, und das arme kleine Geschöpf kam so weit, daß sie ganz in ihn vernarrt war und ihn mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Furcht ansah, indem der Groll wegen der schlechten Behandlung, über die sie sich bisweilen zu beklagen hatte, immer wieder einer tiefen Bewunderung für die unbezwingliche Thatkraft und seltene Unerschrockenheit, welche in seinem Charakter lagen, Platz machte.

Alles Dieses war allerdings in kindischen Verhältnissen gemischt, aber kein Bestandtheil fehlte gänzlich. Ein großer

Denker hat, wenn ich nicht irre, gesagt, die Kinder seien kleine Menschen (!). Das, wovon ich Zeuge gewesen bin, beweist mir die Wahrheit dieses Grundsatzes, besonders, wenn der Gährstoff einer frühzeitigen Verderbtheit den Geisteskräften eine zu rasche Entwicklung gegeben hat, und die glühende Leidenschaft des Mannesalters bei den Kindern hat unzeitig hervorbrechen lassen.

Noch einige Worte über diesen Schmutz und um ihn nur flüchtig anzudeuten.

Die leidenschaftliche Liebe Bamboche's zu Basquine war zu erst der Gegenstand schändlicher Witzeleien, sodann teuflischer Aufmunterungen von Seiten der Truppe und besonders La Levrasse's gewesen; ich habe es späterhin erfahren, worin der wahrhaft höllische Plan dieses Letztern bestand, auf welchen Bamboche instinctmäßig eifersüchtig war.

Eines Tages ging man in einer gotteslästerlichen Posse so weit, parodischerweise Basquine's und Bamboche's Vermählung vorzustellen.

La Levrasse stellte den Vater des Bräutigams, die Mutter Major die Mutter der Braut dar.

Der Bajazzo segnete die Ehe in possenhaften und zweideutigen Eindrücken ein, zu großem Ergötzen aller Anwesenden.

Doch nein, ich irre mich, ein einziges Wesen legte durch eine geheime Thräne gegen diese Greuel, die unter einer komischen Außenseite versteckt wurden, Einsprache ein.

Der Zufall ließ meinen Blick auf Leonidas Hay fallen, den Wassermenschen, der von seinem Troge aus dieser Feierlichkeit beiwohnte. Sein Gesicht drückte einen schmerzlichen Unwillen aus, und zwei Thränen, welche er zu verbergen suchte, indem er die Stirn senkte, rannen über seine Wangen.

Dieser unwürdige Auftritt fand Statt zu Troyes, am Abend vor einer von unsern Vorstellungen und in Gegenwart der Dienst boten des Gasthofes, in dem wir wohnten. Diese Leute sahen in dieser Parodie nichts Anderes als einen Scherz, welchen man vielleicht kaum unpassend nennen kann, da er ja durch das Beispiel der allergewissenhaftesten Aeltern, welche Nichts dagegen haben, daß die Kinder sich untereinander im Scherze Mann und Frau nennen, gerechtfertigt wird.

Am folgenden Tage ließ sich Bamboche folgende Worte mit unauslöschlichen Zügen auf die Brust tätowieren:

Basquine für's Leben,  
Ihre Liebe oder den Tod.

So viel über Basquine's und Bamboche's Verhältniß am Vorabende der großen Vorstellung, welche wir zusammen geben, und nach welcher wir, Basquine, ich und Bamboche, die Flucht ergreifen sollten, da der Letztere, wie er sagte, jetzt gefunden hatte, was er suchte.

---





## Zweites Kapitel.

### *Lustige Lieder.*

Niemals habe ich einen schönern Herbsttag erlebt, als denjenigen, an welchem unsere große Vorstellung zu Senlis statt finden sollte.

Die Sonne war strahlend aufgegangen, gegen vier Uhr Nachmittags füllte sich der Eingang unseres unter freiem Himmel befindlichen Theaters mit Zuschauern, die sich an den Possen unseres Bajazzos und seines Herrn La Levrasse, welche auf dem äußeren Gerüst ein kleines Vorspiel aufführten, um die Menge herbeizuziehen und aufzuregen, außerordentlich ergötzten. Diese Possen waren wie gewöhnlich von prächtigen Ohrfeigen und fabelhaften Fußtritten begleitet, welche alle La Levrasse mit komischer Würde austheilte, der Bajazzo mit den gewöhnlichen Erwidern, Verrenkungen und Ausrufungen empfing.

Nach diesem Vorspiele kam der lustige Auftritt, welcher von dem Bajazzo und Basquine gesungen wurde.

Als diese auf dem Gerüste erschien, entstand, denn ihr Ruf war ihr schon vorangegangen, ein tiefes Stillschweigen, und hierauf irrte unter der Menge ein dumpfes Murmeln der Verwunderung umher.

- Wie niedlich sie ist! –
- Wie hübsch sie angezogen ist! –
- Man könnte sie für eine kleine Frau halten! –
- Was für ein schönes Haar! –

- Wie sie dreist ist, hm! –
- Und was für ein allerliebstes Gesicht! –
- Ich wollte, daß sie nur fünf oder sechs Jahre älter wäre! Mit dem Gesicht, bei Gott –
- Und dieser Wuchs, wie sie hübsch gewachsen ist! –
- Ja, ihr Bein, sieh doch diese kleine Wade! –
- Und ihr weißer Nacken! –
- Und ihre schnippische, verschmitzte Miene! –
- Wenn sie ihre Gassenhauer singt, ist sie zum Auffressen! –
- Gott sei Dank, sie wird welche singen, den ungeheuer lustigen Auftritt mit dem Bajazzo heißt es. –
- Göttlich! –
- Du kleiner Satan! –
- Wahr ist's, sie macht ein Gesicht wie ein Kobold! –
- Man sollte sie Teufelin nennen statt Basquine. –

Ich konnte diese Ausrufungen der Menge deutlich verstehen; denn ich hatte mich hinter einem der Vorhänge versteckt, die unser Gerüst auf der Seite begränzten. Jetzt, da die Erfahrung zu meiner Erinnerung hinzutritt, kann ich mir von dem Eindruck, den das Mädchen auf unsere Zuhörerschaft hervorbrachte, Rechenschaft ablegen.

War Basquine sittlich umgewandelt, so war sie auch körperlich beinahe umgestaltet; ihre Züge, obgleich noch immer reizend, hatten den milden Ausdruck kindlicher Unbefangenheit verloren, und ihre Wangen hatten so zu sagen nicht mehr ihre frische und unschuldige Rundung, ihre Gesichtsfarbe, obgleich frisch und von einer Durchsichtigkeit, welche Kraft und Gesundheit ankündigte, war bleich und zeigte nicht mehr die Mischung von Milchweiß und Rosenroth, welche der Kindheit eigen ist, ihre großen, sammetschwarzen Augen, die früher schüchtern und beinahe furchtsam waren, ruheten jetzt leicht gerändert mit lebhaftem, freiem und sicherem Blicke auf der Menge, während ein spöttisches und herausforderndes Lächeln auf ihren Rosenlippen lag, die kurz vorher noch so unbefangen einen so kindlichen Ausdruck gehabt hatten.

Der bis zur Frechheit auffallende Anzug, den man Basquinen gegeben hatte, mußte, weit davon entfernt, unserer Zuhörerschaft

Anstoß zu geben, derselben vielmehr höchlich gefallen.

Basquine trug auf ihrem schönen, blonden Haar, das in zwei dicke Flechten vereinigt war, welche beinahe bis zur Erde herab reichten, eine kleine griechische Mütze, kokett nach einer Seite geschoben, von scharlachrothem Stoffe, der mit Silberflittern besetzt war; ihr Leibchen, welches unmäßig tief ausgeschnitten und auch von Scharlach und Silberstoff war, zeichnete ihre schlanke Taille scharf ab und hielt ihren Rock mittelst zierlicher Tragbänder von Flittergold, welche auf diese Weise ihren Hals, ihre Schultern und ihre Arme, welche weiß, fest und glänzend wie Elfenbein waren, bloß ließen, ihr kurzer Rock von himmelblauem Atlas, welcher weit über dem Knie aufhörte, zeigte ihr fleischrothes Tricot, welches die feinsten Umrisse verrieth; der ganz kleine Fuß steckte in einem Halbstiefelchen von rothem Saffian, welches oben mit unächtem Hermelin besetzt war.

Ich habe später die göttliche Marmorstatue des antiken Amor zu bewundern Gelegenheit gehabt, die jugendlichen, schlanken und reinen Formen dieses Meisterstücks haben mich seltsam an Basquine erinnert.

Dieses war Basquine's Anzug, als sie auf unserer Bühne erschien, um mit dem Bajazzo einen Auftritt zu singen.

Das Gesicht des Bajazzo war nicht eben häßlich, aber von sehr unedlem Ausdruck; er trug die Kleidung seiner Rolle, einen Reitrock und ein Beinkleid von Matratzenleinwand, einen spitzen Hut und eine rothe Perücke.

Das tiefste Schweigen herrschte unter der Zuhörerschaft. Der Auftritt begann mit einer Art Recitativ, das von Liedern unterbrochen wurde, die seit langer Zeit auf den Straßen zu hören waren. Der Titel war: „Bajazzo's Liebschaft!“

Bajazzo trat mit erbärmlicher Miene auf, indem er ein Bein nachzog, grüßte Basquine linkisch und sang, indem er im Recitativ mit seiner Genossin abwechselte, Folgendes:

Bajazzo.

Mamsell, ich bin's, will Euch von Liebe reden.

Basquine

(mit einem spöttischen Gesicht).

Von Deiner Lieb', unglücklicher Bajazzo!

Bajazzo

(sucht Basquinen zu umfassen, die sich lachend sträubt).

Kommt her, Mamsell, ich möchte auch einmal – – –

---

Basquine

(gibt ihm eine Ohrfeige).

Das ist für Dich, Du Schlingel, großer Lämmel!

Bajazzo

(er schluchzt und heult und drückt sich die beiden Daumen auf die Augen,

dann singt er mit jämmerlich-komischer Stimme nach einer bekannten Melodie).

Nur nicht so spröde, Mädchen,  
Ich kenne wohl das Fädchen,  
Das Ihr am Beine tragt.  
Der Harlekin ist Euch lieb,  
Der Narr, der Tagedieb.  
Ich sah Euch gestern Nacht  
Beim hellen Mondschein zu,  
Da faßt' er Euch –



Basquine

(unterbricht ihn mit einem lauten Gelächter und fragt ihn frech und boshaft.)

Meinst Du?

---

---

In diesem Tone ging der Auftritt zum großen Gelächter der Menge fort.

Diese niedrigen Zweideutigkeiten, welche kaum gereimt waren, diese elenden Zoten waren vornehmlich dazu bestimmt, für das stumme Spiel, für die schmutzigen Andeutungen des Bajazzo als Vorwand und Rahmen zu dienen und die kindliche und anziehende Niedlichkeit Basquine's zu Bajazzo's Plumpheit in Gegensatz zu setzen.

Niemals war mir die unreine Begeisterung des Possenreißers frecher erschienen, als an diesem Tage; er ging mit

unanständigen Bewegungen und glühenden Augen, wenn er sich Basquine näherte, um sie zu umfassen, in seinem Spiel bisweilen so weit, daß einige von den Zuschauern zischten, aber die größte Anzahl klatschte mit rohem Lachen Beifall.

Ich konnte diesem Auftritte zusehen, ohne bemerkt zu werden; denn ich guckte durch ein Loch in einem der Vorhänge, welche als Coulissen dienten. Plötzlich sah ich einige Schritte von mir die Mutter Major, an einer Stelle, wo sie mich nicht bemerken konnte. Ich erschrak über den Ausdruck von Zorn und wildem Haß, der sich auf ihrem Gesichte abmalte, das von einer dicken Lage grellrother Schminke glänzte; denn sie war im Begriff, eine Wilde darzustellen. Ihre Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer, ihre dicken Lippen, auf denen ein leichter Schnurrbart stand, zitterten krampfhaft, zwei oder drei Mal ballte sie ihre ungeheuren Fäuste, als wollte sie Jemandem drohen.

Zuerst fiel es mir nicht im Entferntesten ein, daß diese rachsüchtige Megäre, welche den Bajazzo zum Liebhaber hatte, auf diesen elenden Kerl eifersüchtig sein könne. Und doch hatte das gemeine Mienenspiel desselben in dem Auftritte mit Basquine die Eifersucht des weiblichen Herkules bis zur Wuth entzündet.

Ich dachte also nicht daran, der Ursache des Zornes der Mutter Major nachzuspüren, welche übrigens, als der Auftritt, den Bajazzo und Basquine zu singen hatten, zu Ende war, rasch über eine Hintertreppe verschwand.

Jetzt hob ich eine Ecke der Leinwand, welche das Gerüste umgab, auf und ging auf Basquinen zu, um ihr Glück zu wünschen; denn der Beifall war unbegränzt, obgleich Nichts peinlicher oder widerlicher hätte sein sollen, als die silberklare und reine Stimme dieses Mädchens sich mit diesen Gassengemeinheiten beflecken zu hören.

Und doch waren der Reiz, der Wohllaut und die Gewandtheit Basquine's, die Heiterkeit und Anmuth ihres Spiels so groß, daß die widerliche Gemeinheit dieses Auftrittes dagegen verschwand; ein rasendes Beifallklatschen schallte ihr entgegen, die Begeisterung stieg so hoch, daß eine Menge Sous und sogar Silberstücke von allen Seiten auf die Bühne regneten, eine Freigebigkeit, welche um so freiwilliger war, da dieser Auftritt, welcher allein bestimmt war, die Zuhörerschaft in unser Zelt

hineinzulocken, außerhalb desselben vorging, als unentgeltlich betrachtet wurde . und keinerlei Sammlung zur Folge haben sollte.

Gleich nach diesem Beweise öffentlicher Freigebigkeit erscholl ein wüthendes Dacaporufen.

Immer noch halb versteckt hinter der Leinwand, hatte ich mich Basquinen genähert, voll Freude und Stolz darauf, ihr Glück wünschen zu können; denn was mich jetzt traurig macht, entzückte mich damals.

– Das ist doch wohl ein Triumph, – sagte ich ganz leise zu Basquine, indem ich die Leinwand aufhob.

– Sprich mir davon nicht, – antwortete mir das Mädchen aufgeregt, strahlend vor Freude mit glühenden Wangen und funkelndem Blick, – ich weiß mich gar nicht zu lassen, was für Spaß mir das macht. –

In diesem Augenblicke erscholl das Dacaporufen mit neuer Kraft.

Basquine, deren Aufregung sich jetzt ein wenig gelegt hatte, machte eine unmerkliche Bewegung mit den Schultern, und indem sie einen spöttischen Blick auf die Zuhörerschaft warf, sagte sie zu mir noch bebend vor Freude über den erhaltenen Beifall:

– Siehst Du, wie das Volk in Feuer ist, aber das ist noch gar Nichts, bei der Wiederholung will ich ihnen erst recht warm machen. –

– Und ich drehe Dir den Hals um, wenn Du das Stück wiederholst, ich leide es nicht, daß der Narr Dich noch ein Mal so anfaßt und ansieht, – murmelte hinter mir eine dumpfe, und zornige Stimme.

Ich kehrte mich um.

Es war Bamboche, bleich, das Gesicht von Zorn und Eifersucht verstört.

– Mein Gott, es ist nicht meine Schuld, es steht so in der Rolle!  
– sagte Basquine, am ganzen Leibe zitternd, indem sie sich nach der Seite hinwandte, wo Bamboche versteckt war.

– Dacapo, Dacapo den Auftritt des Bajazzo und Basquine, Dacapo! – rief die ungeduldige Menge.

– Ich verbiete Dir den Auftritt Dacapo zu spielen, – versetzte Bamboche, indem er die Leinwand zur Hälfte aufhob, um einen schrecklichen Blick auf Basquine zu schleudern, – verstehst Du mich? –

Und damit verschwand er.

– Ich werde den Auftritt nicht wiederholen, – sagte das arme Geschöpf, der die Thränen in die Augen traten, ganz leise zu mir, dann setzte sie hinzu:

– Geh doch und bitte ihn, nicht böse zu sein. –

Da das Rufen der Menge fortwährte, erschien La Levrasse, entzückt über den Beifall, den seine Kostgängerin einerntete, auf dem Gerüste, trat auf Basquine zu und sagte leise zu ihr:

– Das Volk ist ganz in Flammen, mach doch – was fällt Dir ein? Den Auftritt, den Auftritt! –

Nein, – antwortete Basquine fest, und damit trat sie einen Schritt zurück, um hinter der Leinwand, welche allein unsere Coulissen ausmachte, zu verschwinden.

Da das Geschrei immer fortwährte, machte La Levrasse der Zuhörerschaft drei komische Verbeugungen und machte ein Zeichen, daß er sich bei Basquine verwenden werde, um sie zu der geforderten Vorstellung zu bewegen, aber trotz seiner lachenden und possenreißerischen Miene sagte er zu seiner Kostgängerin ganz leise mit zorniger Stimme:

– Du kleiner Maulaffe, Du wirst das Volk aufbringen und wir werden eine ungeheure Einnahme einbüßen. –

– Das ist mir ganz einerlei, – antwortete Basquine in so barschem und entschlossenem Tone, daß La Levrasse, welcher jetzt nicht mehr hoffte, ihren Widerstand zu besiegen, ganz leise hinzu setzte:

– Das sollst Du mir bezahlen! –

Hierauf nahm er seine possenhafte Miene wieder an, und indem er sich an die Zuhörerschaft wandte, welche jetzt still ward, versetzte er, nachdem er sich aufs neue verbeugt:

– Ich nehme mir die Freiheit, der ehrenwerthen Gesellschaft anzukündigen, daß das Mädchen, das unübertreffliche Mädchen, welches sogleich in andern Tanz- und Gesangstücken aufwarten wird, zu sehr angegriffen werden würde, wenn sie dieses Stück



zum Vergnügen der ehrenwerthen Gesellschaft wiederholen müßte.–

Und da ein wüthendes Geschrei des Mißfallens diese Worte empfing, setzte La Levrasse mit seiner durchdringenden Stimme, welche den Aufruhr überschrie, hinzu:

– Möge die ehrenwerthe Gesellschaft sich beruhigen, sie soll Nichts verlieren; die Vorstellung wird mit der Wiederholung dieses berühmten Stückes, welches das Glück gehabt hat, der ehrenwerthen Gesellschaft zu gefallen, beschlossen werden. –

Und da dieses Versprechen, weit davon entfernt, der Menge zu genügen, welche nur darauf begierig war, Basquine noch ein Mal zu hören, mit neuem Geschrei aufgenommen wurde, entwickelte La Levrasse eine große Fähigkeit zur Politik, machte Basquine ein Zeichen, sich zu entfernen und sagte zu der großen Trommel, den drei Clarinetten und den vier Trompeten, welche unser Orchester ausmachte:

– Die Musik fällt ein und forte! übertäubt das Volk! –

Auf diesen Befehl brach das höllische Orchester los, und der Bajazzo fügte als gewandter Mann das verdoppelte Geklingel einer ungeheuren Schelle hinzu. Auf diese Weise wurden die Einwürfe der Menge bald zum Schweigen gebracht, während La Levrasse über das Geländer unseres Gerüsts hingebeugt aus Leibeskräften schrie: – Treten sie ein, meine Herren, treten sie ein! Die Kleinigkeiten vor der Thür sind Nichts gegen Das, was drinnen zu sehen ist. Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein!  
–

Trotz des geschickten Benehmens von La Levrasse's Seite, machte ein großer Theil der Zuschauer einen erboßten Angriff auf das Gerüst, woraus ein furchtbarer Tumult entstand, welcher von einem Gensdarmen, dem pflichtmäßigen Anhängsel unserer Vorstellung, nur mit Mühe bewältigt wurde; aber das Gesetz behielt die Oberhand. Einige gar zu leidenschaftliche Liebhaber von Basquine's Talent wurden festgenommen, und die Vorstellung im Innern konnte endlich vor einem unglaublichen Menschenandrang beginnen; denn dieser Zwischenfall hatte natürlich die allgemeine Neugierde verdoppelt.

Ich hatte das Gerüste noch vor Basquine verlassen, um

Bamboche aufzusuchen und seine Eifersucht zu besänftigen.

In dem Augenblick, wo ich an einer kleinen Leinwandverzäunung, die uns als Foyer diente, vorbeiging, hörte ich die derbe Stimme der Mutter Major; obgleich sie leise sprechen wollte, und sich zu bezwingen versuchte, drangen ihre Worte doch bis zu mir.

Ich machte sogleich Halt.

– Ich sage Dir, Du willst sie verführen, Schurke, und ich werde sie todschlagen, diese kleine Schlange, – brummte die Megäre, – ich bin Dir schon lange auf der Spur. –

– Du schlägst Niemanden todt, Dicke, – antwortete die gemeine und heisere Stimme des Bajazzo, dazu bist Du viel zu feige. –

– Nein, todschlagen werde ich sie nicht, – versetzte die Mutter Major, – aber wenn ich huste, – sagte die Mutter Major, indem sie auf diese letzten Worte einen seltsamen Nachdruck legte.

Hierauf mochte sie die Bedeutung dieser letztern Worte durch eine ausdrucksvolle Bewegung näher angedeutet haben; denn nach einem Augenblicke Stillschweigens erwiderte der Bajazzo dieses Mal im ernstesten Tone:

– Mit Husten, das laß ich gelten, aber ich biete Dir Trotz, Du wagst es um der Leute willen nicht. –

Auf eine Bewegung hinter der Leinwand, wo Diejenigen, welche ich behorchte, sich befanden, schlüpfte ich fort.

Jetzt verstand ich den Wuthanfall der Mutter Major und begann für Basquine doppelt zu fürchten; mehr als ein Mal hatte sie mich zu Hilfe gerufen, um sie gegen die Zudringlichkeiten des Bajazzo zu schützen, wobei sie mich immer, in der Angst, irgend ein Unglück zu veranlassen, bat, diese Vorfälle vor Bamboche geheim zu halten, dessen Eifersucht über die Maßen leicht aufzuregen war. Das arme Mädchen hatte also sowohl die Eifersucht der Mutter Major, als den Haß des Bajazzo zu fürchten.

Ich stand auf dem Punkte, Bamboche Alles zu entdecken, aber indem ich bedachte, daß wir nach Dem, was er mir anvertraut hatte, die Truppe noch in derselben Nacht verlassen sollten, und da ich in den Worten der Mutter Major nur eine unbestimmte Drohung für die Zukunft sah – übrigens waren mir diese Worte unverständlich; denn was konnte es heißen, daß sie Basquine

durch Husten tödten wollte? – hielt ich es für das Klügste, zu schweigen; denn die Gefahr schien ja nicht dringend.

Ich kam bei Bamboche beinahe in demselben Augenblick mit Basquine an.

Die arme Kleine näherte sich ihm mit gefalteten Händen und feuchten Augen, ihr Gesicht drückte eine unbeschreibliche Mischung von Unterwürfigkeit, Schrecken und Zärtlichkeit aus.

– Sage ein Wort, und ich trete heute Abend nicht wieder auf, – lispelte sie mit bebender Stimme.

Dann setzte sie mit entschlossenem Tone hinzu:

– Nein, siehst Du, wenn La Levrasse mich auch in Stücke hacken sollte, wenn Du mir es verbietest, so trete ich heute Abend nicht wieder auf. –

– Jetzt ist mir's einerlei; jetzt hast Du nur noch mit mir, oder mit Martin oder der Mutter Major Kunststücke zu machen, – antwortete Bamboche mit barscher Stimme, der er einen Ausdruck von Härte zu geben suchte, aber sein Blick und sein Gesicht verriethen die Rührung, welche Basquine's Hingebung und Entschlossenheit in ihm hervorriefen.

Um diese Rührung zu verbergen, kehrte er sich um und sagte:

– Man ruft mich! –

Und damit lief er eilig fort, aber ich hatte ihm die Thränen in die Augen treten sehen.

– Mein Gott, aber was hat er denn jetzt noch? – sagte Basquine zu mir, welche nicht wie ich Bamboche's Rührung hatte bemerken können.

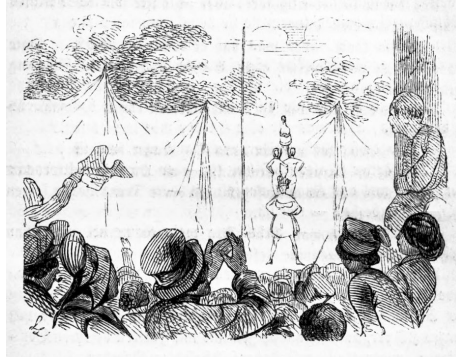
– Er weint und will sich's nicht merken lassen, – sagte ich zu Basquine.

– Er weint, und warum denn? – fragte sie mich.

– Weil er darüber gerührt ist, daß Du ihm versprochen hast, Dich lieber Allen auszusetzen, als heute Abend gegen seinen Willen aufzutreten. –

– O siehst Du wohl, siehst Du, wie gut er bei dem Allen doch ist! – rief Basquine tiefbewegt.

---



## Drittes Kapitel.

### *Die Menschenpyramide.*

Plötzlich trat die Mutter Major in den Versammlungssaal; sie war als Wilde herausstaffirt und trug auf der Stirn ein Diadem von hohen rothen und schwarzen Federn; ihre Kleidung bestand aus einem Kaftan von getigertem Stoffe, der ein Pantherfell vorstellen sollte; dieses Kleidungsstück verbarg ihre knochigen Kniee nicht, welche mit fleischfarbenem Tricot bedeckt waren. Sie sah unter der dicken Lage von Schminke, welche ihr Gesicht bedeckte, bleich aus; ihre dicken, schwarzen Augenbrauen schienen sich von selbst zusammen zu ziehen; ihr Blick kam mir unheimlich vor.

Diese Anzeichen fielen mir um so mehr auf, da sie mit ungewöhnlicher Sanftmuth das Wort an uns richtete.

– Schnell, schnell, Kinder, – sagte sie im vertraulichen Tone, – wir haben nur eben noch Zeit, uns auf das Auftreten in der menschlichen Pyramide vorzubereiten – von der Du der Obelisk sein sollst, mein kleiner Engel, – sagte die Mutter Major fröhlich zu Basquine, indem sie sie beim Kinn faßte und auf die Stirn küßte.

Diese heuchlerische Liebkosung machte mich zittern.

Unverkennbar war die Gefahr, welche ich für Basquine fürchtete, und die ich für entfernt hielt, als nahe bevorstehend zu betrachten, aber was für eine Gefahr mochte dies sein?

– Und dieser Possenreißer von Bamboche, wo ist *der* – setzte die Mutter Major sanft hinzu, – er wird Schuld daran sein, wenn uns das Kunststück mißlingt. –

– Bamboche! – rief ich.

– Hier bin ich, – antwortete mein Kamerad, und kam herbeigelaufen.

Bamboche und ich, wir mußten auch an der Menschenpyramide Theil nehmen, wir wurden nach der ächtesten Ueberlieferung der Seiltänzer angekleidet, mit lachsfarbenem Tricot über den ganzen Körper, rothen, bauschigen und mit Flittern besetzten Beinkleidern, und rothen, mit Katzenfell besetzten Schuhen.

– Nun, Basquine, hinaufgeklettert, – sagte die Mutter Major, indem sie den Rücken hinhielt und die Hände auf die Kniee stützte.

In einem Augenblick war Basquine das ungeheure Rückgrat wie eine Leiter hinaufgeklettert, und nachdem sie die Schultern, einen wahren Söller, erreicht hatte, stellte sie sich doch mit übereinandergeschlagenen Armen aufrecht hin, das eine Bein auf der einen, das andere auf der andern Seite. Hierauf faßte die Mutter Major uns Beide, Bamboche und mich, bei der Hand.

Eine Ecke des Zeltens ward aufgezogen, und wir traten auf diese Weise in den kleinen, kreisrunden Raum, wo unsere Vorstellungen stattfanden.

Bald bemerkte ich, daß die Mutter Major, die mich an der Hand hielt, dann und wann erzitterte, als fühlte sie eine heftigere Gemüthsbewegung. Meine Furcht für Basquine verdoppelte sich, ich erhob verstohlen die Augen zu der Megäre; ihre ungeheure Brust arbeitete unter dem Pantherfell zwei oder drei Mal so gewaltig, daß Basquine, indem sich diese Bewegung den Schultern, dem einzigen Stützpunkte des armen Kindes, mittheilte, mehre fast unmerkliche Bewegungen machen mußte, um das Gleichgewicht zu behalten.

Plötzlich fielen mir die Worte des Bajazzo: – Du kannst sie mit Husten umbringen, – wieder ein.

Ich begriff Alles. –

Um das Kunststück mit der Menschenpyramide vollständig zu machen, mußten wir, ich und Bamboche, auf den Schultern der Mutter Major an Basquine's Stelle treten, während das Mädchen ihrerseits auf unsere Schultern stieg und dort mit übereinandergeschlagenen Armen aufrecht stand.

Eine heftige Bewegung der Mutter Major, die uns alle Drei trug, war also hinreichend, um den Zusammensturz der Menschenpyramide und den Fall Basquine's herbeizuführen, einen Fall von neun bis zehn Fuß, welcher tödtlich werden konnte und für ein Kind in diesem Alter jedenfalls von den schlimmsten Folgen begleitet war. Und eine solche unerwartete Erschütterung konnte die Mutter Major, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, sehr leicht dadurch herbeiführen, daß sie einen heftigen Hustenanfall erheuchelte, der, indem er ihre gewaltige Gestalt erbeben machte, nothwendig uns alle Drei aus dem Gleichgewicht bringen mußte, das schon an sich schwer zu behaupten war.

Dieser Gedankengang leuchtete mir mit der Schnelle des Blitzes ein, gerade in dem Augenblick, als die Mutter Major auf der Mitte des Schauplatzes Halt machte und Basquine zur Erde schlüpfte, um uns zunächst ihren Platz auf den Schultern des Weiberkolosses einnehmen zu lassen.

Bamboche von meiner Besorgniß zu unterrichten, war unmöglich; wir wurden noch von der ungeheuren Rundung der Mutter Major getrennt. Ich hätte mich geradezu weigern sollen, an dem Kunststücke Theil zu nehmen, um dessen Ausführung auf diese Weise zu verhindern, aber in meiner Verwirrung und Angst kam ich nicht auf diesen Einfall; gewohnheitsmäßig kletterte ich – denn wir hatten diese Uebung sehr oft wiederholt auf der einen Seite auf die rechte Schulter des weiblichen Herkules, während Bamboche die linke einnahm.

Die Mutter Major blieb, den Rücken leicht gekrümmt, die Arme auf die Hüften gestützt, unbeweglich wie eine steinerne Pyramide, unter unserer Doppellast unerschütterlich; kaum fühlte sie, daß wir eine sichere Stellung eingenommen hatten, so sagte sie ganz leise zu Basquine:

– Jetzt kommst Du, schnell. –

Alles Dieses ging mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich, indem diese sehr angreifenden und sehr gefährlichen Uebungen nur wenige Augenblicke dauerten.

Als ich die Schulter der Mutter Major erreicht hatte, mußte ich, ehe ich daran denken konnte, Bamboche von meiner Besorgniß zu unterrichten, vor Allem darauf bedacht sein, wie er in's Gleichgewicht zu kommen; darauf umfaßte ich mit dem linken

Arme den Leib meines Kameraden, während er das Gleiche bei mir that. Ich benutzte diesen Augenblick, der kaum eine Secunde dauerte, um Bamboche heftig zuzuflüstern:

- Achte auf Basquinen. –
- Fürchte Nichts, – antwortete Bamboche, welcher meinte, daß ich ihn damit nur im Allgemeinen zur Vorsicht auffordern wolle.
- Nein doch, – versetzte ich lebhaft, – achte auf die Mutter Major, nimm Dich in Acht!

Bamboche hörte nicht mehr auf mich. Basquine, die sich an dem Nacken und selbst an den Hinterhaaren des weiblichen Herkules auf ihre Schultern geholfen hatte und dort einen Augenblick hinter uns stehen geblieben war, setzte gerade in dem Augenblicke, als ich zu Bamboche sprach, ihren kleinen Fuß in die Hand unseres Kameraden, die dieser in der Höhe seiner Hüfte als Fußtritt hielt; mit einem leichten Schwunge erreichte Basquine Bamboche's Schulter, auf welcher sie ihren rechten Fuß ruhen ließ, während sie sich mit dem linken auf meine Schulter stützte; jetzt kreuzte sie die Arme und grüßte die Zuhörerschaft mit einem an muthigen Kopfnicken.

Bei diesem Kunststück, das in Bezug auf Geschicklichkeit, Anmuth und Unerschrockenheit bewundernswürdig war, erscholl unter den Zuschauern ein rasendes Beifallklatschen.

Plötzlich merkte ich an einem gewissen langsamen und immer wachsenden Aufschwellen, wenn man so sagen darf, der Schultern der Mutter Major, daß sie sich anschickte, heftig zu husten, und gerade in diesem Augenblicke nahm Basquine eine äußerst gewagte Stellung an: aufgereggt durch den Beifall, zog sie, um sich zu zeigen, den linken Fuß, mit dem sie auf Bamboche's Schulter ruhte, zurück und warf das Bein nach hinten; sie ruhte jetzt also nur noch auf der Fußspitze, die meine Schulter einnahm.

Einer instinktmäßigen Regung Folge leistend – denn ich hatte nicht Zeit, das Richtige zu berechnen – beugte ich mich, in dem Augenblicke, als die Mutter Major heftig hustete, plötzlich zurück, und streckte die Arme aus, Basquine, deren einziger Stützpunkt ich in dem Augenblicke war, und die überdies leicht nach Vorne gebeugt stand, fiel vor mir nieder, und ich hatte das

unglaubliche Glück, sie bei unserm gemeinschaftlichen Falle in der Höhe der Schultern der Mutter Major mit den Armen aufzufangen, und auf diese Weise, mit Basquine in meinen Armen, mit den Füßen zuerst den Boden zu erreichen.

Bei diesen unerwarteten Bewegungen verlor auch Bamboche das Gleichgewicht, aber für ihn, wie für mich, hatte der Sprung von den Schultern der Mutter Major nichts Gefährliches; er führte ihn gewandt aus.

Wir waren alle Drei auf die Füße gekommen. Die Zuschauerschaft meinte, daß dies das beabsichtigte Ende des Kunststücks sei, und brach in ein wüthendes Beifallklatschen aus, während ich Basquinen, die ganz verduzt war, in meinen Armen wegtrug und Bamboche zuflüsterte:

– Komm, komm. –

Und so verschwanden sie alle Drei hinter der Leinwand und ließen die Mutter Major mitten in ihrem erheuchelten Hustenanfall in solcher Verwirrung über diese Wendung der Sache, welche ihren schändlichen Anschlag vereitelte, zurück, daß sie einige Augenblicke wie versteinert, mit offenem Maule, in ihrer Karyaideustellung verharrte – was ihr einiges Zischen und Pfeifen von Seiten der Zuschauer zuzog.

Um ihr keine Zeit zu lassen, zu sich zu kommen, sagte ich so gleich zu dem Vorsteher der Fechtschulen in St. Petersburg, Cautebeck u. s. w., welcher auf den Augenblick harrte, wo er dem weiblichen Herkules zu Leibe gehen könnte:

– Die Anordnung der Vorstellung ist verändert, Ihr kommt jetzt an die Reihe. Schnell, die Mutter Major wartet schon. –

Ich suchte mir auf diese Weise einen freien Augenblick zu verschaffen, um Bamboche und Basquine die Gefahr mitzutheilen, von welcher die Letztere bedroht gewesen war.

Wie ich vorausgesehen hatte, beeilte sich der Fechtmeister, auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wo er achtungsvoll vor der Mutter Major Parade machte, um sie höflich aufzufordern, den Anfang zu machen. –

Dieser Fechtmeister war ein kleiner, dürrer, magerer, schlanker und gewandter Graukopf, der auf anzügliche Weise in seine Fechtjacke und ein Beinkleid von weißem Tricot gekleidet war, auf



welchem seine schönen Sandalen von rothem Saffian prächtig abstachen. Gewiß konnte dieser würdige Mann sich nicht rühmen, den berühmten Bertrand zum Lehrer gehabt zu haben, der, wie ich von einem meiner Lehrer habe sagen hören, die Anmuth und das Edle der akademischen Schule mit den glänzendsten Phantasiestücken der neuern Fechtkunst zu vereinigen weiß; der, was sehr selten ist, dem Eisen eine neue Macht mittheilt, indem er Ueberlegung, Berechnung und Gedanken in dasselbe hineinzulegen wußte. Gleichwohl hatte der kleine Fechtmeister, als er sich der Mutter Major gegenüberstellte, Anmuth und Festigkeit genug gezeigt; aber die Megäre, welche rasend darüber war, daß Basquine ihrem Hasse entgangen, und sich freute, ihre Wuth an irgend Jemand auslassen zu können, ergriff die Maske, den Handschuh, die Binde und das Rapier, die auf einem Tische bereit lagen, und fing an, dem unglücklichen kleinen Fechtmeister mit der Wuth eines Orkans zuzusetzen, indem sie unaufhörlich, ohne zu warten, die Stöße wiederholte und ihm mit so rasendem Eifer zu Leibe ging, daß sie, nachdem sie ihr Rapier auf der Brust desselben abgebrochen, und sich also entwaffnet sah, in ihrer blinden Wuth mit ihren ungeheuren Fäusten zu fechten fort fuhr, so daß die Fechtübung zuletzt in einen Faustkampf ausartete.

Mit großer Mühe und unter verdoppeltem Gelächter der Menge entriß man den kleinen Fechtmeister, jämmerlich zugerichtet, den schrecklichen Händen der Mutter Major; die Vorstellung hatte ihren Verfolg ohne weiteres Hinderniß und schloß mit der Ausstellung des Wassermenschen.

Leonidas Hay machte seine Sachen vortrefflich: er verzehrte einen schönen, lebendigen Aal, einen zweipfündigen Hecht und ein Dutzend hüpfender Gründlinge, nachdem er in seinem Behälter, vermöge seiner schönen, blauen Floßfedern mit Springfedern, die künstlich an ein Schuppenleibchen von Weißblech angenäht und von fern gesehen, bei dem rauchigen Licht unserer Lampen, hin länglich täuschend aussahen, Wunder gethan hatte. Außerdem hatte Leonidas seinen Kopf mit einer engen Mütze von bläulichem gefirnißten Taffet bedeckt, an deren Seite auf geschickte Weise Ohren von Wachleinwand angebracht waren, was ihm das seltsamste Aussehen gab, das

man sich denken kann.

Ein einziger Zwischenfall war nahe daran, die herrliche Täuschung zu stören; aber glücklicherweise war der Wassermensch, da ihm schon einmal etwas Aehnliches begegnet, auf einen solchen Fall gefaßt und eingerichtet.

Leonidas Hay hatte, zu allgemeinem Ergötzen, seinen letzten rohen Gründling verschlungen und schien seine Freude, so sehr nach seinem Geschmack gespeist zu sein, dadurch zu zeigen, daß er lustig in seinem Behälter herumplätscherte und mit den Flossen fächelte, wie ein Vogel, der mit den Flügeln schlägt, als ein eben so unbescheidener wie zweifelsüchtiger Zuschauer auftrat und laut sagte:

– Ich bezahle sechs Sous, wenn ich die Flossen des Herrn in der Nähe betrachten darf. –

Diese gefährliche Aeußerung von Unglauben fand unglücklicherweise Anklang, und eine ziemliche Anzahl von Zuschauern stand auf und riefen:

– Wir auch, wir auch – wir geben auch zehn Sous, wenn wir an das Becken hinantreten dürfen. –

– Und die Flossen des Wassermenschen berühren dürfen, – setzte ein eingefleischter Zweifler hinzu.

La Levrasse fürchtete ein gewaltsames Eindringen von Seiten dieser unbescheidenen Neugierigen und gab den beiden Gensdarmen, welche die Vorstellung beaufsichtigten, ein Zeichen. Nach dem er sich ihres Beistandes versichert, sagte er zu den Zuschauern:

– Vor allen Dingen stelle ich den Wassermenschen unter den Schutz der bewaffneten Macht und des Gesetzes; denn es steht auf keine Weise in meinem Anschlag, daß man sich dem Wassermenschen soll nähern dürfen, und noch weniger, daß es gestattet sein soll, seine Flossen zu berühren. –

Und da diese Einwendung mit ironischem Gelächter aufgenommen wurde, setzte La Levrasse würdevoll hinzu:

– Gleichwohl, um der ehrenwerthen Versammlung zu zeigen, daß mein Wunderthier auch von der sorgfältigsten Untersuchung, von der in's Kleinste gehenden Prüfung Nichts zu fürchten hat, nehme ich den Vorschlag der geehrten Zuschauer an, aber unter

einer Bedingung. –

– Ha, ha, seht Ihr, er stellt Bedingungen! – riefen die Zweifler.

– Ja, meine Herren, ich stelle eine Bedingung, – versetzte La Levrasse, – aber eine sehr einfache Bedingung – nämlich daß höchstens vier Personen, welche die ehrenwerthe Gesellschaft erwählen mag, sich dem Wassermenschen nähern dürfen. –

– Warum nur vier Personen? – rief man.

La Levrasse schlug verschämt die Augen nieder und sprach:

– Meine Herren, das Wundergeschöpf existiert als Wassermensch im Wasser ganz in puris, ohne einen Schatten von Bekleidung, aber diese Gewohnheit hindert nicht, daß der Wassermensch ein Schamgefühl besitzt – ich versichere Ihnen außerordentlich! Gewiß eine lobenswerthe Eigenschaft, und die ihm sehr zur Ehre gereicht; aber er ist in diesem Punkte so empfindlich, daß ich nicht dafür einstehe, daß nicht schon die Gegenwart der vier ehrenwerthen Zuschauer, welche mein Wundergeschöpf, so zu sagen, bis auf den Boden des Troges untersuchen wollen, dieses so eben genannte lobenswerthe Schamgefühl merklich verletzen wird. –

Ein klägliches Aechzen des Wassermenschen schien die Worte La Levrasse's zu bestätigen, aber dieser wandte sich an Leonidas Hay und versetzte mit ernstem und bewegtem Tone, als wolle er ihn auf eine schmerzliche Prüfung vorbereiten:

– Hilft Nichts, mein Junge, was es uns auch kosten mag, wir müssen uns der Untersuchung von Seiten der Zuschauerschaft unterwerfen; unser Trog muß von Glas sein, damit Deine wundergeschöpfliche Rechtschaffenheit nicht verdächtigt werden kann. Bequeme Dich also, Freund, und bezwinde Dein Schamgefühl noch ein Mal. –

Auf diese Worte erfolgte ein neues schmerzliches Aechzen des Leonidas, der sich bis über die Ohren in den Trog verbarg und gänzlich verschwand.

– Beruhigen Sie sich, meine Herren, – sagte La Levrasse mit sachverständiger Miene zu der Zuschauerschaft, welche besorgt zu werden anfang, – er wird gleich wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen, um frische Luft zu schöpfen, wie der Wallfisch und andere Balänen thun. –

Hierauf wandte er sich zu dem Gensdarmen:

– Lassen Sie vier Personen herantreten. Aber ich muß Ihnen im Voraus an kündigen, daß ich die Erlaubniß, welche ich gegeben habe, zurück nehme, wenn diese ehrenwerthen Herren darauf bestehen, ein Recht, welches ich die Ehre habe, ihnen unentgeltlich einzuräumen, mit sechs Sous bezahlen zu wollen. –

Man kann sich nicht anständiger benehmen, als La Levrasse in diesem Falle that.

In dem Augenblicke, als der Wassermensch wieder auf der Oberfläche des Wassers erschien, traten die vier Auserwählten hinzu und schickten sich an, die geheimnißvollen Tiefen des Fischbehälters mit gierigem Auge zu durchforschen. Aber La Levrasse fand es nöthig, mit feierlicher Miene zu sagen: –  
Erinnern Sie sich wohl, meine Herren, daß ich Ihnen vorher gesagt habe, daß der Wassermensch ein außerordentlich empfindliches Schamgefühl besitzt. –

– Was geht das uns an? – erwiderte einer der Neugierigen.

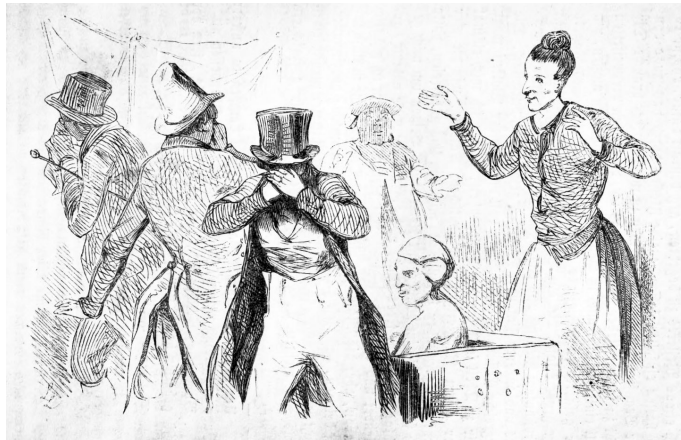
– Ich habe Ihnen weiter Nichts zu sagen, – antwortete La Levrasse kurz. – Jetzt, meine Herren, sind Sie gewarnt, befriedigen Sie Ihre Neugierde, da Sie es so wollen. –

– Als diese vier Narren und Neugierigen sich meinem Kasten näherten, – sagte der Wassermensch zu mir, als er mir diesen Auftritt erzählte, – that ich außerordentlich verschämt und plätscherte in meinem Becken herum wie eine Nymphe, welche von einem Flußgott geplagt wird, aber in dem Augenblick, wo die vier Neugierigen, sich auf die Ränder der Kiste stützend, die Augen aufrissen, um besser zu sehen, machte ich eine leichte Bewegung und plötzlich ward das Wasser, das bis dahin ganz klar gewesen war, schwarz wie Tinte, und außerdem stieg aus dem selben ein so fürchterlich stinkender Schwefelgeruch auf, daß meine vier Naseweise, aus Furcht zu ersticken, zurückfuhren und sich mit zugehaltener Nase verabschiedeten; indem sie einer den andern ansahen, während La Levrasse ausrief:

– Es ist das Schamgefühl, meine Herren, ich hatt's Ihnen ja gesagt, es ist das beleidigte Schamgefühl; denn wie der Tintenfisch die Gabe hat, wenn er vor dem Hay fliehet, sich mit einer schwarzen Flüssigkeit zu umgeben, welche das Wasser

trübt, und die Verfolgung seines Feindes hemmt, so hat der Wassermensch, um den Blicken, welche sein Schamgefühl zu lebhaft verletzen, zu entfliehen, die Gabe, sich mit einer Wolke zu umgeben, welche –

La Levrasse hatte nicht Zeit, sich weiter über die Eigenthümlichkeiten meiner Wolke auszulassen; denn der Geruch von zwanzig Bädern von Barège wäre Rosen und Jasmin gewesen gegen denjenigen, welchen mein Fischbehälter aushauchte; ich erstickte selbst beinahe davon, aber ich hatte die Genugthuung, zu bemerken,



daß sämtliche Zuschauer auf die Thür zustürzten, ohne noch etwas Weiteres zu begehren, arg bestraft dafür, daß sie es sich hatten einfallen lassen, meine Flossen durch das Auge von vier Beauftragten zu genau prüfen zu wollen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, lieber Martin, daß ich, da ich den verzweifelten Fall eintreten sah, mich in meine Wolke einhüllen zu müssen, um der gefährlichen Neugierde zu entgehen, mittelst eines Nagels eine große Blase, die am Boden meiner Kufe befestigt und mit verdünntem Kienruß und einer starken Dosis Schwefelwasserstoffgas und anderer stinkender Materien gefüllt war, durchstach. Die siegreiche Erfindung dieser Blase voll verpestender Wolken ward mir zu Theil in Folge der Verlegenheit, in der ich mich einmal vor einem Neugierigen von ähnlichem Kaliber, wie die vier heutigen, gegenüber befand: um mich von ihm zu befreien, hatte ich so gewaltig im Wasser mit Armen und Beinen um mich geschlagen, daß er jedes Mal, wenn er sich der Kufe näherte, geblendet und durchnäßt wurde. Auf diese Weise kam ich glücklich davon, aber die Blase thut viel bessere Dienste,

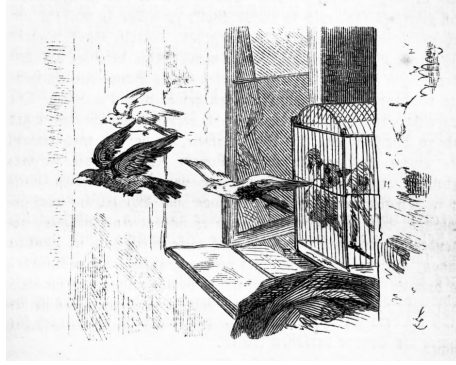
ohne in Anschlag zu bringen, daß diese gleich die ganze Versammlung auseinander jagt, und daß nach der Vorstellung keine Nachzügler zurückbleiben und um meinen Trog herumschleichen und mir aufzulauern suchen.

---

Um neun Uhr Abends, als die letzten Lampen in unserer Bude ausgelöscht waren, schickten wir uns zum Abendessen an. Bamboche, welcher sich, wie es schien absichtlich, fern von mir gehalten hatte, flüsterte mir hastig zu:

– Alles geht gut, wir brennen diese Nacht durch. –

---



## Viertes Kapitel.

### *Das Abendessen.*

Da der Platz, welchen man uns zu unsern Vorstellungen angewiesen, ziemlich weit von den letzten Häusern von Senlis entfernt war, so wohnten wir in dem großen Wagen.

Obgleich die Einnahme beträchtlich gewesen war, so war doch das Abendessen, welches auf die Vorstellung folgte, unerfreulich, es herrschte bei ihm eine gedrückte Stimmung. Die Mutter Major, die ohne Zweifel innerlich erbost war, die Gelegenheit verloren zu haben, Basquinen dadurch, daß sie sie von dem Gipfel der Menschenpyramide herabstürzen ließ, zu tödten oder tödtlich zu verwunden, schwieg verdrießlich still, und warf nur dann und wann einen grimmigen Blick auf den Bajazzo. Dieser trank gewaltig, aber seine gewöhnliche schmutzige und unfläthige Beredtsamkeit schien ihn an diesem Abend gänzlich verlassen zu haben. Der Wassermensch, wie immer schüchtern, aß mäßig, kroch in sich zusammen, um Niemandem im Wege zu sein, und war nur bedacht, die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, um den gewöhnlichen Verhöhnungen des Possenreißers auszuweichen.

La Levrasse schien innerlich lebhaft beschäftigt; obgleich er insgemein sehr mäßig war, trank er doch an diesem Abend ein großes Glas Wein nach dem andern, es schien, als hätte er die Absicht, sich zu betäuben; mehre Male betraf ich ihn darüber, wie er glühende Blicke auf Basquine richtete und sie mit einem

Ausdrucke ansah, welcher mich in Verwirrung setzte und mich zittern machte, während unsere kleine Genossin, wahrscheinlich in Folge einer geheimen Anleitung Bamboche's, sich zwang, eine lärmende Fröhlichkeit zu zeigen, aber auf die Ausbrüche ihres scheinbaren Frohsinns folgten häufige Pausen; denn diese gemachte Lustigkeit sollte eine Beklemmung verbergen, wie ich sie selbst bei dem Gedanken empfand, daß wir diese Nacht noch für immer die Truppe verlassen sollten.

Bamboche dagegen gab sich Mühe, die äußerste Abspannung zu zeigen, er sprach wenig, während der ganzen Mahlzeit hörte er nicht auf, zu gähnen und sich zu strecken; er behauptete, äußerst müde zu sein, und in einem Augenblicke, als er sich von Niemandem beobachtet glaubte, stand er auf und warf mir einen bedeutenden Blick zu; aber in dem Augenblicke, wo er hinter La Levrasse's Stuhl vorbei ging, hielt dieser ihn plötzlich an und fragte ihn:

- Wohin willst Du?
- Zu Bette gehen, ich kann nicht mehr.
- Man geht nicht früher zu Bett als die Uebrigen, – setzte La Levrasse höhnisch hinzu, – bleib hier.
- Das ist mir einerlei, – sagte Bamboche, – dann leg ich mich hier auf den Boden, ich kann hier eben so gut schlafen; wenn das Abendessen zu Ende ist, mögt Ihr mich wecken.

Und er legte sich an einer der Leinenwände unseres Zelttes hin, welche dasselbe von einem Raume trennte, welcher zur Stallung für La Levrasse's großen Esel diente.

- Nimm dich in Acht, Lucifer, daß du mich nicht durch die Leinwand schlägst, – sagte Bamboche, that, als könnte er dem Schlummer nicht mehr widerstehen, und legte sich, so gut wie möglich, auf den Boden, um zu schlafen.

Basquine warf mir heimlich einen betrübten Blick zu; Bamboche hatte uns unterrichtet, daß er unter dem Vorwande sich schlafen zu legen, mitten in der Mahlzeit vom Tische aufstehen würde, um einige zu unserer Flucht unerläßliche Vorbereitungen zu vollenden, indem er uns anempfahl, uns über seine Abwesenheit nicht zu beunruhigen; aber als wir sahen, daß La Levrasse ihn anhielt und ihm befahl zu bleiben, so glaubten wir, daß Alles



verloren sei. Ich stellte mir vor, daß unser Herr unsere Anschläge entdeckt oder errathen habe, und daß uns irgend eine boshafte Falle bereitet sei.

Bald verdoppelte sich meine Furcht; denn nach einigen Augen blicken zog La Levrasse ein Taschenbuch aus der Tasche, schrieb mit dem Bleistift einige Worte hinein, riß das Blatt heraus und reichte es, über den Kopf des Wassermenschen hin, der Mutter Major.

Die Mutter Major nahm das Blatt, ohne es zu lesen, und sah La Levrasse verwundert an.

– Die Kinder dürfen diese Possen nicht hören, – sagte er zu ihr, indem er einen seltsamen Blick auf Basquine warf.

Die Mutter Major las; plötzlich leuchtete auf ihrem Gesichte eine höllische Freude auf, und sie rief:

– Das geht!

Darauf gab sie das Papier dem Bajazzo und sagte zu ihm im Tone wilder Herausforderung:

– Und Du, ist's Dir recht?

– Meinetwegen, – erwiderte der Possenreißer mit gemeinem Lachen, nachdem er das Blatt gelesen hatte, – wenn Nichts mehr da ist, ist doch noch Etwas da.

– Ja, – rief die Mutter Major mit zorniger Stimme, – aber ich bin da.

– Nun, geht's? – versetzte La Levrasse, ohne sich scheinbar um die Ausrufung der Megäre zu bekümmern.

– Ja, das geht, – versetzte diese.

– Das geht, – sagte der Bajazzo.

Und indem er La Levrasse das Blatt zurückgab, trällerte er mit seiner heisern Stimme den Wiederholungssatz des Gassenliedes:

– Bald wird das Kind entschlafen sein. –

Dann brach er in ein lautes Gelächter aus, während La Levrasse das Blatt an einer Lampe verbrannte.

Ich wechselte einen Blick mit Basquine, ich sah, daß sie, wie ich, befürchtete, die geheimnißvollen Worte, welche wir gehört hatten, könnten irgend eine neue Gefahr für uns in sich schließen, und sich auf die Entdeckung unserer Fluchtanschlüge beziehen.

Mechanisch warf ich die Blicke auf den Platz, wo Bamboche sich niedergelegt hatte, er war verschwunden, indem er ohne Zweifel unter der Leinwand, die uns von den Stalle Lucifer's, des großen, schwarzen Esels, trennte, durchgekrochen war.

War Bamboche auf diese Weise vor oder nach der Ueberreichung des Blattes an La Levrassé's Helfershelfer verschwunden – ich wußte es nicht, aber meine Angst verdoppelte sich.

Plötzlich goß La Levrassé sich ein großes Glas Wein ein und machte dem Bajazzo und der Mutter Major ein Zeichen, desgleichen zu thun; hierauf sagte er mit seltsamer Betonung:

– Es lebe Chatton! –

Diese Gesundheit wurde von dem Bajazzo und der Mutter Major mit lautem Lachen aufgenommen, welches mir gemacht und unheimlich vorkam.

Hierauf stand die Mutter Major von dem Tische auf.

– Nun, Bamboche, Basquine, Martin, zu Bette, ihr Bettlervolk. –

– Bist Du taub, Du da? – sagte La Levrassé, indem er sich nach der Stelle hinbückte, wo einige Augenblicke vorher sich Bamboche hingestreckt hatte.

– Wahrhaftig, er ist entwischt! – sagte La Levrassé er staunend, – Bamboche ist nicht mehr da.

– Gut, desto besser! – rief die Mutter Major, als wenn ihr plötzlich Etwas einfiel; – wenn er in den Wagen gegangen ist, so wird er herausgeworfen, und damit er sich's merkt, kann er unter freiem Himmel schlafen. –

– Ja, ja, – sagte La Levrassé, indem er mit der Mutter Major einen Blick des Einverständnisses wechselte. – So mag es sein, der Schurke schläft draußen. –

– Und er bekommt nicht vor dem Einschlafen versüßten Wein, wie Basquine und Martin. –

– Ich habe in den drei Abtheilungen des Wagens genau nachgesehen, – sagte der Possenreißer, welcher einige Augenblicke abwesend gewesen war, – Bamboche ist nicht da. –

Es kam mir vor, als wenn der Bajazzo bei diesen Worten der Mutter Major ein kleines Päckchen in die Hand drückte.

– Das versteht sich von selbst, wenn Bamboche einen Spaß

macht, – sagte La Levrasse, – so muß er gut sein und soll er die ganze Nacht wahren. –

Ich erwartete jeden Augenblick unsern Kameraden erscheinen zu sehen – aber er kam nicht.

Zu glauben, daß er uns verließ und allein entflöhe, war unmöglich. Er hatte uns freilich gesagt, daß wir in eben dieser Nacht entfliehen sollten; aber was die Mittel dazu anbetraf, so kannten wir sie noch nicht und erwarteten, sie von ihm im Augenblicke der Flucht selbst zu erfahren.

Als die Mutter Major gesagt hatte, zu Bette, waren wir Alle vom Tische aufgestanden.

Nachdem La Levrasse, am Eingange des Zelttes stehend, einige Worte leise mit der Megäre gesprochen hatte, rief er den Possenreißer zu sich.

Da diese Drei im Dunkeln standen, konnte ich ihre Bewegungen nicht beobachten, es kam mir nur vor, als hörte ich zwei Flaschen aneinander stoßen.

Während dieser Zeit ging der Wassermensch, welcher bisher an Dem, was um ihn hervorging, durchaus keinen Antheil genommen zu haben schien, hin und wieder, indem er sich nach seiner Gewohnheit damit beschäftigte, unsere eisernen Bestecke, Becher und zinnernen Teller zusammen zu suchen.

Basquine trat auf mich zu und sagte ganz leise mit schwankender Stimme zu mir:

– Bamboche kommt nicht wieder, wo mag er sein? Was sollen wir machen? –

– Ich weiß nicht, – sagte ich zu ihr, ganz aus der Fassung gebracht.

– Trinkt keinen versüßten Wein und nehmt Euch heute Nacht in Acht, – flüsterte uns der Wassermensch hastig zu, indem er mit einer Menge Geräth beladen bei uns vorbeiging.

– Nun, Ihr Kindervolk, in den Stall, – rief die Mutter Major, indem sie sich zu uns wandte. –

Desto schlimmer für den Schurken von Bamboche, er mag bei dem Lucifer schlafen, wenn ihm das Vergnügen macht. –

Einige Minuten darauf waren unsere Lampen ausgelöscht und ebenso wie das Tischgeräthe in eine starke Kiste eingeschlossen;

es blieben draußen nur unser Zelt, einige Stühle, unsere Gerüste und Lucifer, welcher zwei oder drei Mal yahte. Wir traten Alle in den Wagen, in welchem wir wie gewöhnlich die Nacht zubringen sollten.

Dieser ungeheure Wagen, ein wahres rollendes Haus und sehr fest gebaut, hatte drei Abtheilungen, die Vorrathskammer vorn war durch eine Thür von der Kleiderkammer, welche in der Mitte war, getrennt; eine zweite Thür trennte die letztere vom Schlafcabinet. Der Wagen hatte nur eine Thür auf der Hinterseite; kleine, vergitterte Löcher ließen das Licht und die frische Luft in's Innere. Die Eingangsthür wurde inwendig von La Levrasse fest verriegelt; hierauf sagte er zu Basquine und mir, indem er uns in die mittlere Abtheilung führte, welche die Kleiderkammer bildete:

– Da Ihr heute viel gearbeitet habt, meine kleinen Engel, und deshalb eine gute Nacht braucht, sollt Ihr, statt in der Kammer mit uns zu schlafen, allein liegen, aber damit Ihr Euch nicht im Wege seid, – getrennt – Du, kleiner Martin, in der Vorrathskammer, und Du, Basquine, in der Kleiderkammer. Und ferner, da Ihr recht artig gewesen seid, so sollt Ihr, ehe Ihr einschlaft, jedes ein großes Glas süßen Wein mit Zimmt trinken, davon werdet Ihr schlafen wie Murmelthiere, und das wird Euch Kraft geben zu der Vorstellung morgen früh. Die Leckermäuler, sie lecken sich schon die Lippen! – Darauf wandte er sich nach der Schlafkammer.

– Nun, Mutter Major, ist der süße Wein fertig? –

– Gleich, mein Mann, ich löse den Zucker auf. –

– Nun, kleiner Martin, geh in Deine Schlafstelle, ich werde Dir gleich Deinen Wein bringen, – sagte La Levrasse zu mir, indem er mir die Thür der vorderen Abtheilung öffnete. – Da ist Deine Matratze auf der Erde, da kannst Du Dich ausstrecken und schlafen wie ein König. –

– Es war mir unmöglich, diesen Befehl zu umgehen oder mich seiner Befolgung zu weigern. Ich gehorchte mechanisch, und indem ich Basquine einen angstvollen Blick zuwarf, trat ich in die sogenannte Vorrathskammer. Aber plötzlich sagte die Mutter Major, indem sie die Thür der Schlafkammer öffnete, lebhaft zu La Levrasse:

– Komm doch herein, Mann, Poireau hat einen herrlichen

Einfall. –

La Levrasse ließ uns allein und zog, indem er in die Schlafkammer trat, die Thür hinter sich zu.

– Wir trinken diesen süßen Wein nicht, und Du läßt mich diese Nacht nicht allein, – rief Basquine.

Und bleich, zitternd, mit verstörtem Gesicht, fiel sie mir um den Hals, indem sie sagte:

– Ach, ich fürchte mich! –

Ohne Basquine zu antworten, schob ich den Riegel der Thüre vor, durch welche La Levrasse verschwunden war.

Ich hatte noch die Hand an dem Riegel, als La Levrasse welcher in die Kleiderkammer zurückkehren wollte, im Tone des Zornes und der Verwunderung ausrief:

– Was? Ihr schließt Euch ein? –

Athemlos und entsetzt, antworteten wir Nichts.

– Nun, schnell, – sagte La Levrasse mit besänftigter und honigsüßer Stimme, – macht auf, Ihr kleinen Spaßvögel. Was ist denn das heute? Bamboche versteckt sich, Ihr schließt Euch ein, das ist sehr komisch, sehr lustig, ich gebe es zu, aber es muß nur nicht zu lange währen. Nun rasch, macht auf, da ist Euer süßer Wein. –

– Wir wollen nicht aufmachen, – sagte Basquine zu mir, mehr und mehr erschreckt; denn das unglückliche Kind begriff, was ich in meiner Unschuld nicht ahnte.

– Sie mögen die Thür einschlagen, wenn sie wollen, sie mögen mich tödten, aber glücklicherweise hat Bamboche sich gerettet, – rief sie aufgeregt.

– Martin, Basquine! Wollt Ihr endlich aufmachen? – rief La Levrasse, indem er gegen die Thür arbeitete.

Plötzlich erschallten von außen und von der Seite des Eingangs in dem Wagen einige dumpfe Schläge.

Ich hörte jetzt, wie in der Schlafkammer die Mutter Major zu La Levrasse sagte:

– Horch, man klopft an die Eingangsthür. –

– Es ist der Lump von Bamboche, welcher anklopft, um hereinzukommen, – sagte die Stimme des Bajazzo, – wir wollen

ihm nicht aufmachen. –

– Bamboche ist da, wir sind gerettet! – rief Basquine strahlend vor Freude, indem sie mir die Hände drückte.

– Wollt Ihr nun endlich aufmachen? – rief La Levrasse wüthend, – oder sollen wir die Thüre sprengen? –

– Bamboche ist da, laß uns Zeit gewinnen, – sagte ich, ein wenig beruhigt, ganz leise zu Basquine.

Basquine gab mir mit der Hand ein Zeichen zu schweigen und antwortete, indem sie ihre Aufregung zu verbergen suchte:

– Wer klopft? –

– Wer soll klopfen? Ich, ich, La Levrasse. –

– Ich werde aufmachen, – sagte Basquine.

– Warum denn nicht jetzt schon? –

– Ach, weil – was – weil ich Euch gern erst – Beine machen möchte, – antwortete Basquine, indem sie ihrer Stimme einen Ausdruck von Lustigkeit zu geben wußte.

– O, ich wußte es wohl, es war ein Spaß, – antwortete La Levrasse beruhigt, – aber, theure Kleine, der Spaß wird langweilig, komm, mach' auf. –

– Bekommen wir ganz gewiß süßen Wein? – erwiderte Basquine.

– Nun ja, ich habe zwei große Gläser für Dich und Martin in der Hand, Du kleiner, boshafter Satan.

Während dieser Unterredung war ich zu einem der Lichtlöcher des Wagens geklettert, um zu versuchen, ob nicht draußen etwas vom Bamboche zu sehen oder zu hören wäre; zu meinem großen Erstaunen empfand ich hier einen starken Schwefelgeruch und bemerkte im Dunkel der Nacht einen zuerst schwachen, aber schnell anwachsenden Lichtglanz, welcher bald seinen röthlichen Widerschein auf das weiße Leinen unseres Zeltens warf.

Mit einem Satze sprang ich von dem Stuhle herab, auf welchen ich gestiegen war, um Basquine mitzutheilen, was ich draußen gesehen, als plötzlich, beinahe unter unsern Füßen, ein Stück des Fußbodens der Kleiderkammer, in welcher wir uns befanden, wegsank, als wäre es im Voraus losgesägt und bis jetzt durch eine Stütze von außen festgehalten, und durch diese Oeffnung von achtzehn Quadratzoll sahen wir plötzlich Bamboche's Haupt

und Schultern erscheinen.

– Schnell, – sagte er zu uns, – kommt, – und er verschwand, um uns Platz zu machen.

– Schlüpfte zuerst durch, – sagte ich zu Basquine. In einer Minute war sie durch diese einer Fallthür ähnliche Oeffnung verschwunden.

In dem Augenblick, als ich Basquine folgte, erbebte die Thür unter La Levrasse's Anstrengung heftig, und beinahe in demselben Augenblicke hörte ich die Stimme der Mutter Major mit Entsetzen ausrufen:

– Feuer! Feuer! –

Nachdem ich zwischen verschiedenen Bündeln Stroh, die zu Lucifers Streu bestimmt waren, und beinahe zu gleicher Zeit mit Basquine unter dem Wagen heraustrat, ward ich von einer großen Flamme geblendet, die zu meiner Linken aufflackerte und weit über das Land hin leuchtete.

Vor mir sah ich Bambochen, der eine große angezündete Strohfackel in der Hand hielt. Mich mit seiner freien Hand beim Arm zu ergreifen und gewaltsam von der Flamme zu entfernen und zugleich seinen Feuerbrand in das Stroh, welches unter dem Wagen aufgeschichtet war, zu schleudern, war für Bamboche das Werk eines Augenblicks.

Das Feuer, welches durch den Zug, den das Loch, durch welches wir entronnen waren, hervorbrachte, noch mehr angefacht wurde, verbreitete sich mit fürchterlicher Schnelligkeit, und bald stand der Wagen inwendig in Flammen; denn Bamboche hatte schon mehre Bündel Stroh an der Thür, dem einzigen Ausgange, welchen die im Wagen Eingeschlossenen hatten, aufgeschichtet.

– Feuer! – rief ich, sobald ich sprechen konnte; denn alles Dieses war mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander gefolgt.

– Ja, Feuer! – antwortete mir Bamboche bleich und mit zusammengezogenen Gesichtszügen, in denen sich eine wilde Freude abmalte. – Ja, Feuer! Sie werden in dieser Pfanne braten als rechte Teufel, was sie ja sind; denn sie sind in der Schlafkammer eingeschlossen, die Thür der Kleiderkammer ist verriegelt, und die Eingangsthür habe ich von außen vernagelt. –

O, wie sie schreien, hört Ihr sie wohl! – sagte Basquine, die eben so erschreckt war, wie ich über das Geheul, welches aus dem Wagen ertönte, dessen Fußboden in Flammen stand.

– Bald werden sie nicht mehr schreien, – sagte Bamboche.

Darauf setzte er eilig hinzu: – Jetzt auf Lucifers Rücken, in zwei Stunden werden wir die Gehölze erreicht haben, ich kenne den Weg. –

– Wir alle Drei auf Lucifer? – rief ich, – das geht nicht, steige Du mit Basquine hinauf, ich werde versuchen Euch zu folgen. –

– Willst Du wohl hören, – rief Bamboche mit schrecklicher Stimme, und damit drehte er mich um und warf mich, so zu sagen, auf Lucifer hinauf, welcher gezäumt und gesattelt dastand und von dem Feuer beunruhigt schnaubte, die Ohren spitzte, mit den Füßen stampfte, und den Strick, mit dem er an einen Pfahl gebunden war, zu zerreißen suchte.

– Du bist leichter als ich, – sagte Bamboche, – bleibe da, setze Basquine vor Dir hin – sie mag Dich um den Leib fassen – ich setze mich hinten auf – rasch, rasch! –

Basquine, leicht wie ein Vogel, schwang sich mit Einem Satze vor mich hin.

Das Gebrüll der in den Wagen Eingeschlossenen wurde fürchterlich.

Bamboche zertrennte mit einem Schnitte den Strick, welcher den Lucifer fest hielt; das Thier schoß erschreckt wie ein Blitz fort, und in demselben Augenblicke rief Bamboche, hinter mir aufspringend:

– Laß Lucifer gehen, er wendet dem Feuer den Rücken, er ist auf dem rechten Wege. –

Unser Gewicht war für diesen großen Esel von außer ordentlicher Stärke Nichts, aber wenn wir auch drei Mal schwerer gewesen wären, so würde er mit derselben Schnelligkeit fortgeschossen sein.

Bamboche schloß die Kniee fest um Lucifers Hüften zusammen, bearbeitete ihn heftig mit den Fersen und kehrte sich um, einen letzten Schrei des Hasses, der Rache und der Verwünschung zu dem bereits weit entfernten brennen den Wagen hinüber zu schleudern, er streckte die geballte Faust nach



dieser Richtung hin aus und rief:

– Ich habe lange warten müssen, ihr Schurken, aber am Ende bin ich doch auch an die Reihe gekommen. –



Und wir ritten immer vorwärts durch die dunkle Nacht, die allein durch die Funken erhellt wurde, die hier und da der wüthende Galopp unseres Saumthieres aus den Steinen schlug – ein um so wüthenderer Galopp, da Bamboche die Seiten Lucifers beständig mit dem Hefte seines Messers bearbeitete.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Die Oase.*

Wir waren beinahe die ganze Nacht galoppiert, während wir den Wagen hinter uns ließen.

Kurz vor Tagesanbruch war Lucifer gänzlich ermattet und verschlagen hingesunken, und es war uns unmöglich, ihn wieder auf die Beine zu bringen; wir erwarteten den Anbruch des Tages mitten im Walde; denn in einem solchen befanden wir uns seit einigen Stunden. Unsere Freude grenzte an Thorheit; die Regung von Schrecken und Mitleid, welche die schreckliche Rache Bamboche's in mir und Basquine hervorgerufen hatte, verschwand bald vor der Erinnerung der schlechten Behandlung und der Grausamkeit, deren Opfer wir gewesen waren; und diese schreckliche Wiedervergeltung, an der wir übrigens nicht mitschuldig waren, schien uns wohlverdient.

In trunkner Freude über unsere Befreiung machten wir zwanzig Pläne, von denen der eine immer thörichter war als der andere; wir waren endlich im Begriffe, alle die Freuden und Süßigkeiten eines freien, müßigen und wohlhabenden Lebens zu genießen, denn wir waren wohlhabend, äußerst wohlhabend, wie Bamboche uns versicherte, und wir hüteten uns wohl, ihm zu widersprechen; bei Tagesanbruch wollte er uns unsern Schatz zeigen.

Dieser unerwartete Reichthum erfüllte uns Beide, mich und Basquinen, mit Verwunderung und Freude, aber vor Allem waren wir entzückt über das Glück, unbeschränkte Herren unseres Thuns und Lassens zu sein und frei über die Tage verfügen zu können,

welche wir auf die lustigste Weise von der Welt zu verleben gedachten.

Bamboche, welcher in seinen Wünschen bestimmt war und nun in's Einzelne ging, wurde nicht satt, von den schönen Kleidern zu reden, welche Basquine bekommen sollte, und den Fest tagen, welche wir vor uns sahen. Er erzählte mir auch viel von einer goldenen Uhr, die er mir kaufen wollte. Es half mir nichts, daß ich dieses Geschenk abzulehnen suchte, er bestand hartnäckig darauf, daß ich es annehmen mußte. Dieses köstliche Kleinod sollte mit einer Kette versehen sein, an welcher Berlocken von amerikanischen Edelsteinen hingen; auf dem Gehäuse der Uhr sollten folgende Worte stehen: Bamboche und Basquine ihrem Bruder Martin. Diesem letzten Zuge vermochte ich nicht zu widerstehen, ich nahm die Uhr an, es fehlte nur noch daß sie gekauft wurde.

Bamboche gefiel sich auch in der Beschreibung seines Anzugs; denn wir sollten immer gleich gekleidet sein wie zwei Brüder; mein Freund nahm sich vor, uns in kornblumblaue Röcken zu kleiden, mit rothen Westen und gelben, eng anschließenden Beinkleidern und blanken Stiefeln mit Troddeln; die Frage, ob die Troddeln schwarz oder golden sein sollten, wurde lange hin und her besprochen. Basquine entschied mit angebornem guten Geschmacke, daß die Troddeln einfach schwarz sein sollten. Dieser Anzug sollte abwechselnd mit einem prächtigen, grünen polnischen Rock mit schwarzem Besatz und einem Pelzkragen getragen werden, was einen gewissermaßen militärischen Anstrich hatte, welches noch durch ein graues Beinkleid mit breiten, rothen Streifen erhöht werden sollte. Was Basquine's Anzüge betraf, so bestanden sie aus lauter Federn, Atlas, Sammt und Edelsteinen, natürlich schafften wir uns auch Wagen und Pferde an.

Der Tag brach über diesen schönen Träumen an, und nach Tages Anbruch wollte Bamboche uns hier von unserm ungeheuern Reichthum überzeugen.

Wir saßen am Fuß eines großen Baumes, mitten im Walde; einige Schritte vor uns lag der leblose Körper Lucifers. Bamboche näherte sich ihm und löste zwei schwere Beutel, die fest an den Sattel befestigt waren, und welche ich in der Eile und

Anstrengung unserer Flucht nicht bemerkt hatte, von dem selben los.

Bamboche brachte diese beiden ledernen Beutel mit feierlicher Miene herbei, wir erwarteten die Anschauung Dessen, was sie enthielten, mit glühender Ungeduld.

Bamboche nahm die Kappe, welche den ersten Beutel verschloß, hinweg und zog zu unserer Verwunderung und Enttäuschung ein Paar Taschenpistolen und ein Pulverhorn heraus.

– Ist das Alles? – rief Basquine verstimmt, – ist das unser ganzer Reichthum? –

– Das sollte dazu dienen, ihn und uns selbst diese Nacht zu vertheidigen, falls der Schurke La Levrasse aus seiner Bratmaschine entwischt wäre und uns verfolgt hätte. –

– Ah, gut, – versetzte Basquine – jetzt unser Reichthum mach' schnell. –

– Da ist er, – sagte Bamboche triumphierend, indem er aus dem ledernen Sacke einen Beutel von der Größe eines Strickbeutels zog, der mit einem vom Alter geschwärzten silbernen Schlosse versehen war.



– Wäge das einmal, Basquine, – sagte Bamboche, – wäge das einmal, Martin. –

Basquine und ich faßten den Beutel an, er war sehr schwer.

– Wie, dieser Sack ist ganz voll Silber? – rief Basquine.

– Silbergeld, – sagte Bamboche, indem er verächtlich die Achseln zuckte, – Silbergeld, das wäre auch was Rechtes! –

Hierauf nahm er aus der Tasche einen kleinen Schlüssel und

gab ihn mir. Ich hatte den Beutel immer noch in meinen Händen.

– Schließ auf, Bruder. –

Ich steckte den Schlüssel in das kleine Schlüsselloch, und der Beutel klaffte auf.

– Nimm eine Rolle heraus, – sagte Bamboche zu mir.

Ich nahm auf's Geradewohl von den zwei oder drei Rollen eine heraus, die mir gerade bequem war; sie war sorgfältig in Papier eingewickelt und auf der einen Seite versiegelt, auf der andern nur zugefaltet.

– Sieh in die Rolle hinein, sagte Bamboche zu mir. Ich faltete das Papier auf und rief:

– Gold! –

– Gold, – rief Basquine ihrerseits, – lauter Gold? –

– Eine andere Rolle, – sagte Bamboche mit mehr und mehr triumphierender Freude zu mir.

Ich gab Basquinen die Rolle, welche ich in der Hand hatte, und nahm eine zweite.

– Auch Gold, – sagte ich.

– Lauter Gold! – sagte Bamboche freudestrahlend – lauter Gold, das würde bis morgen so fortgehen – es ist Nichts als Gold in den Rollen, ich habe nicht Zeit gehabt, sie zu zählen, aber es sind vielleicht 15 bis 20,000 Francs. –

– 15 bis 20,000 Francs, – wiederholte ich verduzt.

Plötzlich fing Basquine, indem sie die Rolle, welche sie in der Hand hielt, betrachtete, so heftig an zu lachen, daß Bamboche und ich ausriefen:

– Was hast Du denn zu lachen? –

– Guter Spaß, – versetzte Basquine, indem ihre Heiterkeit sich verdoppelte, – weißt Du, was Dein Gold ist, Bamboche? Es ist Blei, sieh doch! –

Und sie streckte ihre kleine Hand aus und zeigte uns eine Hand voll Bleischeiben von der Größe eines Zwanzigsousstücks.

Mitten unter ihnen sah man den glänzenden Louisd'or, welcher sich, als ich die Rolle öffnete, meinen Blicken zuerst dargeboten hatte.

Bamboche ward bleich und stand einen Augenblick wie

versteinert, dann faßte er den Beutel am Grunde und schüttete ihn auf das Gras aus.

Ungefähr 15 Rollen fielen heraus.

Bamboche kniete nieder und brach sie alle der Reihe nach in der Mitte durch.

Ach, alle enthielten Bleischeiben wie die erste, nur in vier oder fünf von ihnen war diese seltsame Münze unter einem Goldstücke versteckt.

Als Bamboche sich überzeugt hatte, daß unser ungeheures Vermögen sich auf drei oder vier Louisd'or beschränkte, rief er wüthend aus:

– Schurke von La Levrasse! –

– Wie? – sagte ich zu ihm.

– Nun ja, – versetzte er, indem er wüthend auf den Boden stampfte, – ich wußte, daß er irgendwo viel Geld versteckt hatte; seit 6 Monaten lauerte ich ihm auf; denn ich wollte diesen Schurken nicht verlassen, ohne mich zu rächen und ohne ihm soviel zu nehmen, daß wir gut davon leben könnten. Endlich, vorgestern entdeckte ich das Versteck, ich setze Alles in Bereitschaft, um den La Levrasse zu rösten, während ich seinen Schatz fortschleppe, und dieser Schatz ist Blei mit Ausnahme von 100 Francs etwa. Doppelter Schurke! –

Nach der ersten Verduzttheit, welche durch unsere Enttäuschung hervorgerufen wurde, versuchten wir vergebens zu enträthseln, zu welchem Endzwecke La Levrasse eine solche täuschende Veranstaltung getroffen haben möge.

Jetzt, da ich besser unterrichtet bin, scheint es mir eine ausgemachte Sache zu sein, daß La Levrasse mit seinen übrigen gefährlichen Erwerbszweigen auch den verband, gelegentlich eine Betrügerei der Art auszuüben, wie sie unter dem Namen des amerikanischen Diebstahls so bekannt geworden ist, dergleichen aber damals meistens glücklich gelangen. Dieser Beutel war ohne Zweifel von ihm im Voraus zurecht gemacht, falls sich etwa Gelegenheit fände, Jemanden damit anzuführen.

Einige Minuten lang waren wir sehr betroffen darüber, daß unsere schönen Pläne so plötzlich in Rauch aufgingen.

Basquine unterbrach zuerst das Stillschweigen und rief fröhlich

aus:

– Bah, was macht uns das aus! Wir sind frei wie die Vögel, das Wetter ist prächtig, das Gehölz ist hier sehr hübsch, und mit den vier oder fünf Louisd'or werden wir nicht Hungers sterben – laßt uns spazieren gehen und fröhlich sein; wir wollen in ein Dorf gehen und Milch trinken, und Du, Bamboche, sei nicht verdrießlich, – setzte sie hinzu, indem sie unserm Genossen um den Hals fiel.

– Laß mich in Ruhe, mir ist gar nicht lächerlich zu Muthe. – Die Züge Basquine's verfinsterten sich plötzlich, sie sah Bamboche furchtsam und traurig an und sagte sanft:

– Sei nicht böse. –

– Wir hielten uns für so reich, – versetzte dieser zornig und bitter.

– Höre, Bamboche, – sagte ich zu ihm, – wenn Du um Deinetwillen unsere Schätze bedauerst, meinerwegen, ärgere Dich, so viel Du willst, aber wenn's um meinerwillen ist, laß Dir drum keine graue Haare wachsen, es ist schon Glück genug, daß wir frei sind und zwar alle miteinander. –

– Martin hat recht, wahrhaftig, Bamboche, – sagte Basquine schüchtern, – wir sind bei einander, das Geld wäre ganz schön, aber ich entbehre's gern, und außerdem, – setzte sie mit einer Art furchtsamen Zauderns hinzu, – haben wir so doch wenigstens nicht gestohlen, und das ist doch besser, Bamboche, wenn man nicht gestohlen hat, nicht wahr? –

– Das ist wahr, – setzte ich hinzu; – was die Louisd'or anbetrifft, die zwischen dem Blei sind, so haben wir sie ehrlich verdient; denn La Levrasse hat uns, seitdem wir für ihn arbeiten, niemals einen Sou gegeben und hat doch herrliche Einnahmen gehabt. –

– Was liegt mir am Stehlen, – erwiderte Bamboche barsch, – und wie der Krüppel sagte, da man mir Nichts gibt, so nehme ich, wo ich kann; es ist derselbe Fall, wie bei den Wölfen, man gibt ihnen Nichts, und sie nehmen, wo sie können. Und dann einen Dieb zu bestehlen, heißt nicht stehlen, und La Levrasse war ein Dieb. –

– Da es sich nun aber findet, daß wir Nichts bekommen haben, als was uns zukam, so hat Basquine recht, daß das so im Grunde

besser ist, – sagte ich zu Bamboche. – Was den Schatz anbetrifft, so ist es uns gleichgültig, daß wir nicht reicher sind; hingst Du so sehr daran? –

– Donnerwetter! freilich hing ich daran, Euret- und meinetwegen, – rief Bamboche.

– Aber uns liegt Nichts daran. –

– Mir aber liegt was dran, – antwortete Bamboche heftig.

– Also gelten Basquine und ich bei Dir Nichts? und Du denkst bloß an das verlorne Geld? – sagte ich zu unserm Kameraden – das ist doch nicht Recht von Dir. –

Dieser Vorwurf machte Eindruck auf Bamboche; denn er stieß mit dem Fuße den leeren Beutel und die Säcke von sich und rief lustig:

– Nun ja, mag sein! Ihr habt am Ende Recht; wenn ich da nun noch eine Stunde lang stände und mich ärgerte, was hälfe es mir? Wir sind nun einmal bestohlen, ja wir sind bestohlen, umarme mich, Basquine, umarme mich, Martin, laßt uns die Gelben aufsammeln, es lebe die Freude und das Wald leben mag losgehen! –

Wir umarmten uns alle Drei auf halb ernsthafte, halb komische Weise in ähnlicher Art, wie die drei Befreier der Schweiz am Ufer des Sees, und wiederholten: – Es lebe die Freude und das Waldleben mag losgehen! –

Hierauf durchsuchten wir die Bleischeiben sorgfältig und fanden im Ganzen vier Louisd'or, die Bamboche mit den Worten in die Tasche steckte:

– Das ist ein Tropfen im Ocean, obendrein in der Voraussetzung, daß sie gut sind.

– Und damit verließen wir den todten Lucifer und setzten uns aufs Gerathewohl in Marsch, mitten in dem herrlichsten Walde von der Welt, dem Walde von Chantilly, an einem schönen und milden Herbstmorgen.

Nachdem wir zwei oder drei Stunden gewandert waren und dann und wann vor großen Büschen von wilden Maulbeerbäumen mit großen, dunkelrothen, süßen und würzigen Früchten Halt gemacht hatten, führte uns der Zufall an einen kleinen Fluß, dessen Ufer mit Wasserpflanzen bedeckt war, über welchen



tausende von Insekten in allen Farben, unter ihnen prächtige Wasserjungfern mit Flügeln von Gace, smaragdgrünem Körper und rubinrothen Augen, hin- und herflatterten, funkelten und summten.

Es machte uns Spaß, diese glänzenden Thierchen mit der unserm Alter eigenthümlichen Ausgelassenheit zu verfolgen.

Zu meiner großen Verwunderung war Bamboche dabei so eifrig wie ich und Basquine; ich hätte mir niemals vorgestellt, daß er fähig wäre, an einem solchen Zeitvertreib so viel Vergnügen zu finden.

Mein Erstaunen verdoppelte sich, als ich sah, wie seine Züge, die gemeiniglich so angespannt, so starr und mit dem Scheine vorzeitiger Männlichkeit behaftet waren, nach und nach gleichsam aufschmolzen und den höhnischen und boshaften Ausdruck ablegten, welcher seinem Alter nicht gemäß war, und, wenn seine Jagd glücklich ausfiel, eine naive kindliche Freude durchblicken ließen. Es schien, als ob seine frühzeitige und widernatürliche Verkehrtheit in der frischen Luft, der Einsamkeit und Freiheit zu verschwinden anfinge.

– Es ist seltsam, – sagte er zu mir, indem er still stand und Basquinen einige Schritte voraushüpfen ließ, – der Anblick dieses Waldes, dieser schöne Sonnenschein, dieses tiefe Schweigen rufen mir meine früheren glücklicheren Tage zurück, da ich als ganz kleiner Knabe mit meinem armen Vater in tiefem Walde Holz hackte.

– Indem Bamboche so sprach, ward er sichtbar gerührt, aber in diesem Augenblick bemerkte er eine herrliche Wasserjungfer, die auf der Spitze eines Rosenstrauchs saß, und rief aus:

– Die muß ich haben! –

Und damit stürzte er fort, um sie zu haschen.

Was Basquine anbetrifft, so rief mir der Ausdruck ihres reizenden Gesichts, das auch beinahe umgewandelt war, ihre kindlichen Züge zurück, als sie mir noch mit der Unschuld und Reinheit eines Engels während ihrer Krankheit ihren unbefangenen Glauben an die gute Jungfrau, die heilige Mutter des lieben Gottes, kund gab.

Indem wir so immer fortliefen, gingen wir an dem kleinen Flusse

aufwärts bis zu einer Stelle, wo er sich in zwei Arme spaltete, um eine Insel zu bilden, die nur etwa einen Morgen Fläche zu haben schien; sie war sehr steil und abschüssig, und gewaltige Bäume drangen aus den grauen Felsmassen hervor, deren Fuß der Fluß benetzte. Beim Anblick dieser malerischen und wilden Stelle standen wir von Bewunderung und ungeduldiger Neugierde ergriffen still.

– Ach, was für eine schöne, kleine Insel! – rief Basquine, indem sie die Hände zusammenschlug, – wie muß es darin hübsch sein!

–

– Wir müssen hinübergehen, – versetzte Bamboche entschlossen, – und da den Tag zubringen; es muß da Maulbeeren geben, wie im Walde, die können unser Mittagessen abgeben. –

– Ohne die Kastanien zu rechnen, – setzte Bamboche hinzu, indem er auf die ungeheuren Kastanienbäume wies, die zwischen der Insel und den Felsen aufwuchsen; – wir werden in der Asche gebratene Kastanien essen, herrlich, auf die Insel! – rief er mit der Miene eines Eroberers – folgt mir – auf die Insel, auf die Insel! –

– Und das Feuer, um die Kastanien zu rösten? – fragte Basquine.

– Habe ich nicht meinen Feuerstahl? Wir werden schon trockne Zweige finden, für das Uebrige laßt mich sorgen, – setzte er mit pfiffiger Miene hinzu, – ich kenne das Waldleben; wenn ich mit meinem Vater auf das Holzhacken ausging, machte ich immer das Feuer an; nur zu auf die Insel! –

– Das trifft sich gut, – sagte ich zu ihm. – Aber wir müssen durch den Fluß, er ist vielleicht tief, und Basquine? –

– Seid ruhig, – sagte Bamboche, – ich kann schwimmen; ich werde es untersuchen, wenn wir Grund haben, so tragen wir Basquine durch, haben wir keinen Grund, so bin ich stark genug, um Euch Eines nach dem Andern hinüber zu bringen, es ist ja nicht weit. –

Mit diesen Worten zog er seine Blouse und sein Hemd aus, krämpfte sein Beinkleid bis zu den Knien auf und legte die Schuhe ab.

– Nimm Dich in Acht, – sagte Basquine besorgt.

– Sei ruhig, – antwortete Bamboche, indem er einen langen Erlenzweig abschnitt.

– Besorge Nichts, – sagte ich zu Basquine, – ich habe ihn schwimmen sehen, er schwimmt sehr gut. –

Bamboche ging unerschrocken in's Wasser und maß seine Tiefe im Fortschreiten mit dem Zweige.

Es ist unmöglich, unsere Freude auszudrücken, als wir ihn am andern Ufer ankommen sahen, ohne daß ihm das Wasser weiter als bis zum Gürtel gegangen war.

– Es ist lauter Sand, fein und fest wie Sandstein, – rief er uns zu; – wartet, ich komme wieder hinüber. Ich und Martin tragen Dich herüber, Basquine, sei ohne Furcht. –

Gesagt, gethan. Der Bach war höchstens 15 Fuß breit, bald erreichten wir fröhlich die Insel und erkletterten die Felsblöcke, welche sie beinahe ganz bedeckten, und zwischen denen große Eichen, Fichten und Kastanienbäume aufwuchsen.

Mit Ausnahme eines kleinen Fußsteiges, welcher kaum betreten war, und den wir nach einigen Augenblicken auffanden, indem er sich zwischen den Steinplatten hin- und herwand, war keinerlei Weg gebahnt; an einigen Stellen, die mit fruchtbarem Erdreich bedeckt waren, wuchsen hohe, wilde Kräuter; in zehn Minuten führte uns unser Fußpfad vor ein unbewohntes Mauerwerk ohne Thür und Fenster, was aber erst seit Kurzem verlassen sein konnte; denn auf der Seite, wo wir herkamen, war es von einigen Gartenbeeten, die mit Kartoffeln und Suppenkräutern besetzt waren, eingefaßt. Einige alte Birnbäume, die mit einer ungeheuern Menge von Früchten beladen waren, waren hier und da in dem kleinen Küchengarten verstreut, während ein prächtiges Weingeländer mit dunkelrothen Trauben eine der Giebelseiten des Mauerwerks ganz bedeckte.

Da wir Niemanden sahen noch hörten, traten wir in das Mauerwerk ein, das aus zwei kleinen Räumen bestand, in denen sich keinerlei Geräth vorfand; in dem einen von ihnen war ein hoher Kamin, der vom Feuer beschädigt war. Diese Wohnung hatte ohne Zweifel einem Förster gehört, welcher über diese Insel gesetzt war; denn zahlreiche Rudel Hirsche und Rehe aus den benachbarten Wäldern tranken und badeten sich in dem kleinen

Flüsse und strichen bisweilen über die einsame Insel hin.

Entzückt über unsere Entdeckung, gingen wir rund um das Mauerwerk herum; seine andere Seite stieß an einen grünen Rasenplatz, welcher viel länger als breit und von grauen Felsen umgeben war, auf welchem sich so herrliche Kastanien erhoben, daß diese hundertjährigen Bäume beinahe ein Gewölbe bildeten, indem sie ihre Aeste von einer und der andern Seite zwischen einander durchstreckten.

Einige Schritte vor dem Mauerwerk trat eine kleine Quelle aus dem Felsen, die von Fall zu Fall mit leichtem Murmeln in einen natürlichen Behälter stürzte, der voll wilder Kresse stand, und aus dem sie sich dann durch irgend einen unterirdischen Abfluß verlor.

– Wenn wir Niemanden auf der Insel finden, – rief Bamboche aus, – so schlage ich vor, daß wir uns hier auf zwei oder drei Tage niederlassen. Wir haben hier Wasser, Kartoffeln, Kastanien, Weintrauben, Birnen – wir können wie Götter leben. –

– Ich schlage vor, hier acht Tage zu bleiben, – rief Basquine entzückt.

– Laßt uns hier bleiben, so lange es uns gefällt, – sagte ich.

– Zugestanden, – sprach Bamboche, – aber vorher müssen wir uns vergewissern, daß Niemand hier ist, der uns vertreiben kann.

– Ach, das ist wahr, es könnte uns Jemand fortreiben, – versetzte Basquine traurig, – wie schade! –

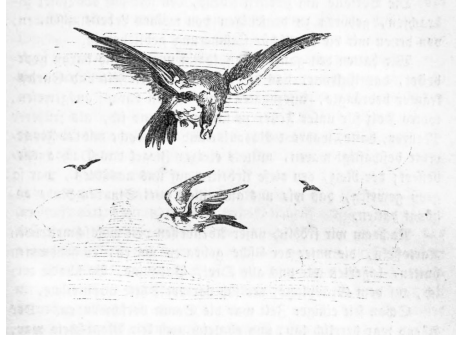
– Laßt uns uns darüber nicht im Voraus grämen, – sagte ich zu ihr, – wir wollen erst die Insel nach allen Seiten hin durchsuchen, das wird nicht viel Zeit kosten. –

Es kostete wirklich nicht viel Zeit. Nach einer Stunde hatten wir uns überzeugt, daß Niemand außer uns auf der Insel war, die wir somit dadurch, daß wir sie *unsere Insel* nannten, gleichsam in Besitz nahmen<sup>1</sup>. Am Abend, ein wenig vor Sonnenuntergang, konnte man Basquinen an dem kleinen Becken voll klaren und kalten Wassers, das am Fuße des Felsen lag, niederkniend herrliche Kartoffeln waschen sehen, während Bamboche, neben ihr sitzend, Kastanien abschälte; was mich anbetrifft, so war ich an dem Herde der Hütte beschäftigt, mit trockenem Holze ein Feuer anzumachen, in dessen glühender Asche die Kartoffeln und Kastanien gebraten werden sollten, die unser Abendessen zu

bilden bestimmt waren, das außerdem aus herrlichen Weintrauben und einem Dutzend Birnen von prächtigem, goldschimmerndem Grau bestand.

So verfloß der erste Tag, den wir auf *unserer Insel* zubrachten.

---



## Sechstes Kapitel.

### *Das Lied.*

Kaum waren zwei Tage in der Ruhe und Einsamkeit unserer Insel hingebracht, als die Anzeichen von sittlicher Veredlung, die ich schon bei meinen beiden Genossen bemerkt und an mir selbst verspürt hatte, mehr und mehr hervortraten.

Bewirkte dies, so zu sagen, die Luftveränderung? Ich weiß es nicht, aber es schien, als wenn unser inneres Leben, seitdem wir La Levrasse's Bande und die verderbte Luft, in welcher wir bis dahin gelebt hatten, verlassen, sich höbe und jeden Tag mehr abklärte.

Nur freilich verbargen wir anfangs diese heilsamen Regungen sorgfältig vor einander; denn ach! wir waren schon so sehr verderbt, daß wir uns des Guten schämten.

Die Vorfälle am zweiten Abend, den wir auf der Insel zu brachten, gehören zu denjenigen von meinen Lebensumständen, von denen mir die deutlichste Erinnerung geblieben ist.

Wir hatten den ganzen Tag thätig und fröhlich daran gearbeitet, das Unkraut, das bereits unsere Kartoffeln und Gartenkräuter bedrängte, auszugäten; wir waren darauf ausgewesen, todes Holz für unser Feuer zu sammeln, und ich, als früherer Maurer, hatte, während Basquine und Bamboche mit der Frucht ernte beschäftigt waren, mittels einiger Ziegel das Dach ausgebessert; der Reiz, den diese Arbeiten auf uns ausübten, war so groß gewesen, daß wir uns auch nicht zwei Stunden Ruhe gegönnt hatten.

Nachdem wir fröhlich unser Abendessen von wohlschmeckenden Kartoffeln, die unter der Asche gebraten waren, eingenommen hatten, lagerten wir uns alle Drei, Basquine, Bamboche und ich, auf dem Grasplatze, der sich vor der Hütte ausbreitete.

Schon seit einiger Zeit war die Sonne verschwunden. Der Abend war herrlich lau, und obgleich noch kein Mondschein war, glänzten die Sterne doch so hell, daß sie die Nacht schwach erleuchteten. Es ging nicht der leiseste Windeshauch; die Luft war so rein, so ruhig und pflanzte jeden Laut so ungehindert fort, daß wir in dem Plätschern der Quelle, die aus dem Felsen her vorrieselte, tausend verschiedene Schalle unterschieden, bald murmelnd und gedämpft, wie ein Klagelaut, bald klar und silbern, wie eine Krystallglocke.

Gegen unsere Gewohnheit blieben wir still und träumerisch.

– Wie allerliebste ist das Geräusch dieser Quelle, – sagte Basquine plötzlich.

– Ja, – sagte Bamboche, – ich dachte auch gerade daran; das ist besser, als die Musik, die unsere Kunststücke begleitete. –

– O, das ist sehr wahr, – sagte ich seufzend.

Und wir versanken alle Drei wieder in Stillschweigen.

Bald erhob sich der Gesang, ich weiß nicht welches Vogels – ein klagender, einförmiger Gesang, der aber etwas unendlich Sanftes hatte, in mehren Absätzen, zwischen denen ziemlich lange Unterbrechungen lagen.

Hierauf schwieg der Vogel still.

Wir hörten Nichts mehr als das Plätschern der kleinen Quelle.

– Horch, der Vogel schweigt still, – sagte Bamboche im Tone des Bedauerns. – Das ist Schade, nicht wahr, Basquine? –

Unsere Genossin antwortete nicht sogleich.

– Basquine, schläfst Du? – sagte Bamboche zu ihr.

– Nein, – antwortete sie sanft, – ich weine. –

– Warum denn? –

– Ich weiß nicht. – Mir fehlt Nichts, ich bin ganz glücklich bei Euch Beiden. Aber mir fiel mein Vater ein, meine Mutter, meine Schwestern, und da fing ich an zu weinen, ohne daß ich's beinahe selbst merkte, und das thut mir wohl. –

Ich erwartete, daß Bamboche Basquine verspotten oder schelten würde, aber es erfolgte Nichts dergleichen; er sagte zu ihr mit gerührter Stimme:

– Weine nur, immerhin; das ist manchmal besser als Lachen, und dann, siehst Du wohl –

Er sprach den Satz nicht zu Ende; sei's, daß er zu sehr gerührt war, sei's, daß er seine Bewegung verbergen wollte.

Eine Zeit lang beobachteten wir Alle wieder ein tiefes Still schweigen.

Bamboche unterbrach es zuerst, indem er sagte:

– Basquine, wenn Du nicht mehr weinst, sing' uns doch Etwas, da jetzt der Vogel nicht mehr singt. –

– Das will ich wohl, – sagte Basquine, – aber was? –

– Was Du willst. –

Das arme Kind hatte keine andere Wahl, als unter verschiedenen schmutzigen und zotigen Liedern; sie wußte keine andern.

Sie fing also mit ihrer kindlichen und engelreinen Stimme an:



Guten Tag, mein Freund Vincent,

Du kommst von Deinem Dorfe.

Mache mir doch ein Präsent

Mit – –

– Nein, keine Worte, – rief Bamboche barsch, indem er sie unterbrach, – nur eine Melodie, welche Du willst, aber ohne Worte. –

– Das ist mir auch lieber, – sagte Basquine, – ich weiß nicht,



warum mir heute Abend die Worte *zuwider* sind. –

Ebenso wie Bamboche hatte auch ich mich zum ersten Male schmerzlich empört gefühlt, diese Engelstimme, deren melancholischer und sanfter Ton mir niemals süßer erschienen war, die ersten Worte eines gemeinen Liedes aussprechen zu hören. Basquine hatte dieselbe Regung von Ekel und Scham empfunden, da sie, das arme Geschöpf, sich so ausdrückte, die Worte wären ihr diesen Abend lästig.

Aus welchem Grund regte sich in uns allen Dreien dieses plötzliche Zartgefühl, da doch Basquine daran gewöhnt war, schmutzige Lieder zu singen, und wir, sie zu hören?

Ich konnte mir damals über diese seltsame Erscheinung keine Rechenschaft geben, aber jetzt, da ich mehr Erfahrung habe, glaube ich in dieser plötzlichen Aeußerung von Zartgefühl, so wie in der Abklärung unseres inneren Lebens, die ohne Zweifel dem heilsamen Einflusse der Einsamkeit und emsigen Arbeitsamkeit zu verdanken waren, einen neuen Beweis zu sehen, daß auch die eingefleischteste und frühzeitigste Verderbniß niemals unheilbar ist. Nein, nein, in gewissen Umgebungen weicht sie unwillkürlichen Neigungen zum Guten und Schönen, göttlichen Augenblicken, in denen die gefallene Seele dazu aufstrebt, sich in die Sphäre, aus der sie herabgesunken, zu erheben, kostbaren Augenblicken, die nur leider vorübergehend sind, in denen aber an und für sich die volle Umkehr zum Guten noch möglich ist.

Auf Bamboche's Einladung fing Basquine zuerst an die Melodie von – Mein Freund Vincent – ohne Worte zu singen, aber sie sang dieselbe in einem langsamen und ernsten Tone, welcher, indem er diesem Gassenhauer seinen gemeinen Charakter abstreifte, ihm einen eigenthümlich melancholischen Ausdruck gab.

Hierauf aber fuhr sie, indem sie nach und nach warm wurde, gleich wie sich ein Vogel zum Himmel aufschwingt, nachdem er eine Zeit lang am Boden hingestreift, darin fort, mittels gewisser Uebergänge, die eben so ungezwungen wie kunstreich waren, das erste Thema in eine Improvisation von hinreißender Süßigkeit und Zartheit aufzulösen.

Es lag etwas Naives, Trauriges, Zärtliches, Unaussprechliches, Geflügeltes, so zu sagen, das ein Dichter vielleicht mit dem Gesange eines kleinen Seraphs verglichen haben würde, der für

einen Sünder um Gnade fleht, in ihrer Stimme.

Die Vergleichung kommt mir in den Sinn, weil Basquine im Sitzen zu singen angefangen hatte; aber wie sie ich weiß nicht welche Eingebung walten zu lassen schien, fiel sie mit einer bei nahe unmerklichen Bewegung auf die Kniee und fuhr zu singen fort, indem sie die Hände faltete und ihr göttliches Antlitz zu dem sternglänzenden Himmel erhob.

Bamboche und ich hörten Basquine mit einer Art gefaßter Entzückung zu; niemals hatte sie bis dahin auf diese Weise gesungen; wir rückten zu einander, und mechanisch fielen wir auch auf die Kniee.

Bald fühlte ich, wie Bamboche's Stirn auf meine Schulter sank; seine Thränen tröpfelten auf meine Hand.

Niemals hatte ich Bamboche weinen sehen; ich kann meine Empfindung nicht ausdrücken, als ich fühlte, wie mitten im Dunkel seine Thränen auf meine Hand fielen; ich schlang beide Arme um meinen Genossen und wollte zu ihm reden, als er mit leiser und unterbrochener Stimme sprach:

– Laß sie – laß sie singen – das thut mir so wohl! – *Es kommt mir vor, als bäte sie für mich um Vergebung* – die arme Kleine, sie dachte an nichts Böses! Ich sonst auch nicht, aber man hat mich verderbt, und ich habe sie verderbt! –

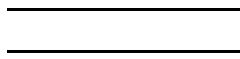
---

So außerordentlich mir diese späte Reue Bamboche's vorkommen mußte, so wunderte sie mich doch nicht; Basquine's Gesang hatte auch mich in eine Art Verzückung versetzt.

Viele Jahre nachher, und als Basquine, auf der Höhe ihres Ruhmes, die berühmtesten Künstlerinnen hinter sich zurückließ, hat sie mir gestanden, daß an diesem Tage, da sie, das Herz voll unendlicher Traurigkeit beim Gedanken an ihren Vater, an ihre Mutter, an den ersten Glauben ihrer Kindheit und zugleich an die trübe Zukunft, in welche sie ihr schrecklich vorzeitiger Fall hineinblicken ließ, gleichsam unbewußt, auf unserer Insel diese rührende Klage improvisiert habe, die *Kunst* in Dem, was sie Naivstes, Idealstes und zugleich Menschlichstes hat, ihrem jugendlichen Geiste aufgegangen ist.

– Worte wären unfähig gewesen, – sagte Basquine zu mir, –

auszudrücken, was ich an diesem Abende zugleich Beseligendes und Herzzerreißendes empfand. Es schien mir, als hörte ich eine klagende Stimme, die in mir sänge, und ich sang ihr nach, ohne es zu merken, und ganz natürlich, so treu fand ich damit meine Empfindung wiedergegeben. Dieses Gesangs habe ich mich immer mit Rührung erinnert, und noch jetzt, – setzte sie mit traurigem Lächeln hinzu, – kann ich ihn nicht wiederholen, ohne in Thränen zu zerfließen. –



Nach einigen Minuten senkte sich Basquine's flötende Stimme, der wir in stummem Schweigen zuhörten, nach und nach, und ihr Gesang starb allmählig auf ihren Lippen hin, wie eine harmonische Klage, die in der Ferne verhallt.

Hierauf senkte das Mädchen ihr Haupt auf ihre Brust und blieb einige Augenblicke still.

Aber, da sie uns Nichts sagen hörte, sah sie sich bald nach uns um und erblickte mich und Bamboche in brüderlicher Umarmung.

– Was fehlt Euch? – rief sie, als sie unser Schluchzen bemerkte; denn Bamboche's Rührung war auch auf mich übergegangen.

– Ja, wir weinen, wie Du so eben weintest, – antwortete Bamboche, – und diese Thränen sind heilsam. –

Darauf drückte er uns Beide an seine breite Brust und rief in einem Tone, den ich niemals vergessen werde:

– Wir sind doch nicht böse! –

Nein, o nein! niemals werde ich es vergessen, mit welchem Ausdrücke Bamboche diese Worte aussprach, welche zugleich die Reue über das Böse, das er gethan hatte, eine schmerzliche Klage über sein Schicksal, das ihn zum Bösen hingedrängt hatte, und den aufrichtigen Entschluß, zum Guten zurückzukehren, ausdrückte.



Wir hatten uns zwei Betten aus Haidekraut und Moos gemacht, das eine für mich in der einen Abtheilung der Hütte, das andere für Bamboche und Basquine in der andern.

Diese Nacht theilte Bamboche mein Lager, nachdem er Basquine auf die Stirn geküßt, und zu ihr gesagt hatte:

– Gute Nacht, Schwester. –

---

Bamboche schlief wenig; ich fühlte die ganze Nacht, wie er sich auf seinem Lager hin- und herwarf; mehre Male seufzte er tief auf, beim ersten Schimmer der Dämmerung weckte er mich. Sein Gesichtsausdruck war nachdenkend, mild und ernst.

Wir traten in die Stube, wo Basquine noch schlief; sie hatte einen so leichten Schlummer wie ein Vogel, als sie uns hörte, schlug sie ihre großen Augen auf und sah uns lächelnd und verwundert an.

Wir gingen alle Drei in's Freie.

Einige Sterne funkelten noch, der Osten fing an sich zu röthen, die Luft war herrlich frisch, tausend liebliche Düfte wurden von den im Thau gebadeten Kräutern ausgehaucht, der Morgen versprach des vorigen Abends würdig zu werden.

– Höre, Basquine, höre, Martin, – sagte Bamboche, indem er uns Beide auf einen der Holzblöcke, die den Rasen einfaßten, zu seiner Seite niedersitzen hieß, – wir müssen ganz frei mit einander sprechen, und Jeder muß sein Inneres ohne Zurückhaltung aussprechen – wir sind ja nur Drei,

– Basquine und ich, verwundert über Bamboche's ernsten Ton, sahen ihn schweigend an; er fuhr fort:

– Um Euch Muth zu machen, will ich den Anfang machen, Ihr könnt Euch nachher über mich lustig machen, wenn Ihr - wollt, aber ich werde offenherzig sein. –

– Wir uns über Dich lustig machen, und warum? –

– Weil ich meinen Zug zurücknehme – weil ich den Krüppel, von dem ich Euch erzählt habe, Lügen strafe, – weil ich mich selbst Lügen strafe. Aber es ist einerlei, wir müssen offen herzig sein. –

Dann wandte er sich zu mir:

– Bruder, erinnerst Du Dich wohl, wie unsere Freundschaft sich entspann? Erst prügelte ich Dich durch, und Du prügeltest mich wieder, dann griff ich Dich heimtückischerweise von neuem an, und Du ließest es geschehen, das rührte mich, ich erzählte Dir

von meinem Vater –

– Das ist wahr. –

– Nun, das machte mich weich, und Du wurdest auch weich, und so wurden wir Brüder. –

– Ja, und werden es immer bleiben. –

– Mehr als jemals; denn ich fühle, ich bin jetzt besser als früher – und – gerade weil ich an meinen armen Vater gedacht habe, ist mir Das zu Theil geworden, was mir jetzt zu Theil wird. –

– Was wird Dir zu Theil? – fragte Basquine.

– Sobald ich einmal in Bezug auf den Bleibeutel, der an die Stelle eines Beutels mit Geld trat, zu mir selber gekommen war, – antwortete Bamboche, – haben wir angefangen im Walde herumzustreifen. –

– Und das hat Dich an Deinen Vater erinnert, und an die Zeit, wo Du, noch ganz klein, mit ihm auf's Holzhacken ausgingest, – sagte ich zu Bamboche, – Du gestandst es mir –

– Das ist richtig, und seit diesen beiden Tagen, da wir hier sind, allein und ruhig an diesem schönen Orte, den Boden bearbeitend, Holz sammelnd und als Landleute lebend, kenne ich mich nicht mehr. Warum bin ich so umgewandelt? – ich weiß es nicht, aber das ist – ich habe diese Nacht nicht geschlafen, ich habe mich auf alle Weise geprüft und befragt, und habe mir immer antworten müssen: seit dem Tode meines lieben Vaters habe ich ein Schelmenleben geführt, für mich und für Andere – das muß ein Ende nehmen, ich habe genug davon, ich will's nicht weiter –

Und da wir ihn mehr und mehr erstaunt ansahen –

– Das wundert Euch! – mich auch. Ich sage Euch, ich begreif's nicht, aber es ist gewiß, seitdem ich La Levrasse, die Mutter Major, den Bajazzo und die ganze Hundewirthschaft nicht mehr auf dem Nacken habe, athme ich frei auf, obgleich mir dann und wann das Herz sehr schwer wird, weil – weil –

Und er sah Basquine mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an und sprach nicht zu Ende.

Dann fuhr er fort, indem er einen Seufzer erstickte:

– Aber von diesem Augenblicke, wo mir das Herz schwer wird, abgesehen, bin ich voll Freude, weil ich anfangs, zu mir selbst zu sagen, daß der Schurke von Krüppel mich hätte zu Grunde

richten können; denn heute Nacht sagte ich zu mir selbst – Nun ja, mein armer Vater ist bei der Arbeit umgekommen, sein Lebelang hat er Elend erduldet, obgleich er ehrlich und arbeitsam gewesen ist – das ist Alles wahr – aber das hinderte nicht, daß nicht die reichen Leute mit Hochachtung von ihm sagen mußten – armes Thier! – Nun weiß ich wohl, daß Schelme wie der Krüppel sagen würden – dummer Narr! – aber Keiner, weder die Guten, noch die Bösen, könnten von meinem Vater sagen – schlechter Kerl. –

– O nein, – riefen ich und Basquine.

– Nun wohl, versetzte Bamboche entschlossen, – da dachte ich heute Nacht: Man wird vielleicht von mir sagen: Armes Thier, dummer Narr, aber niemals soll man sagen können: schlechter Kerl! –

Auf's neue entfuhr Basquinen und mir ein freudiger Zuruf.

– Als mein Vater todt war, – fuhr Bamboche fort, – war mein erster Gedanke, und das war der gute, zu arbeiten; ich bat einen reichen Mann um Brot und Arbeit. Er antwortete mir freilich damit, daß er seinen Hund auf mich hetzte, aber es sind doch wohl nicht alle Leute solche Schurken. –

– Gewiß nicht, – rief ich.

– Darauf traf ich zu meinem Unglück mit dem Krüppel zusammen, darauf auf La Levrasse und die ganze Bande, und das hat mich verderbt. – Aber still, da drinnen ist Etwas, was sich dem widersetzt, – und er schlug sich heftig auf die Brust, – und ich komme darauf zurück: man soll nicht von mir sagen dürfen, schlechter Kerl – ich bin's genug gewesen, für mich und für Andere. –

Und er blickte auf's neue Basquine mit einem Ausdruck tiefer Zärtlichkeit und tiefen Mitleids an; dann setzte er hinzu:

– Und doch verdanke ich ihr mein Theil von dieser Umwandlung. Gestern Abend, als sie sang, als wollte sie Verzeihung für mich erfliehen, brach mir das Herz, indem ich gen Himmel sah, und ich sagte zu mir: Es ist vom lieben Gott da. Wie schön wäre es, wenn er uns lange in diesem armen, kleinen Winkel der Erde leben ließe, wo wir Niemandem im Wege sind, wenn wir dieses Leben führten; wir Drei allein, so würden wir noch

ganz gut werden, und wären wir einmal geheilt von den schlimmen Lehren des Krüppels und entschlossen, nicht mehr zu straucheln –

Ein trauriger Zwischenfall unterbrach Bamboche.

Basquine und ich waren so beschäftigt mit Dem, was er uns sagte, daß wir es weder gesehen noch gehört hatten, daß ein Mann um die Ecke der Hütte kam; er trat zu uns und sagte mit gewaltiger Stimme:

– Im Namen des Gesetzes, ich nehme Euch fest, folgt mir zu dem Herrn Maire. –

---



## Siebentes Kapitel.

### *Der Flurschütz.*

Bei dieser wiederholten drohenden Aufforderung:

– Folgt mir zu dem Maire, – blieben wir, Basquine, Bamboche und ich, vor Erstaunen und Schrecken unbeweglich stehen.

Der Mensch, welcher uns in Schrecken setzte, war ein noch junger Mann von hohem Wuchse, gebräunten Zügen und derbem und entschiedenem Ausdruck; er trug unter seiner blauen Blouse ein Legitimationsschild als Flurschütz und hielt in der Hand in der Scheide einen großen Cavalleriesäbel; ein gewaltiger Hund, welcher von Zeit zu Zeit seine rothen, wilden Augen zu ihm erhob, verließ seine Fersen nicht und konnte ihm auf furchtgebietende Weise zur Unterstützung dienen.

Mein erster Gedanke war, daß wir wegen des Brandes, welcher La Levrasse's Wagen verzehrt hatte, verfolgt würden, und ich warf meinen beiden Genossen einen angstvollen Blick zu.

– Im Namen des Gesetzes, ich nehme Euch fest, – wieder holte der Flurschütz, indem er auf uns zurückte, – vorwärts, marsch, zum Herrn Maire! –

– Warum wollen Sie uns festnehmen, Herr? – sagte Bamboche, der Dreisteste von uns, – wir thun nichts Uebles. –

– Ihr seid Landstreicher, – versetzte der Flurschütz mit drohender Stimme; – ein Kuhhirt hat mir gesagt, daß er Euch vor drei Tagen auf die Insel habe gehen sehen. –

– Das ist wahr, Herr, und wir haben sie seitdem nicht verlassen,



– sagte Bamboche.

– Und wovon habt Ihr unterdessen gelebt? –

– Nun von Gemüse und Obst, die wir dort gefunden haben, – versetzte Bamboche.

– Gefunden, wie, gefunden? – rief der Flurschütz. – Das ist ganz einfacher Diebstahl, Ihr Schlingel! Ah, Ihr habt schöne Aussichten, Landstreicher und Diebe! –

– Ein Diebstahl, wenn wir nahmen, was wir brauchten, um uns zu sättigen? – sagte ich zu ihm.

– Wir glaubten gegen Niemand unrecht zu handeln, lieber Herr, – setzte Basquine schüchtern hinzu.

– Wirklich, Du kleine Blondine, meinstest Du das? – versetzte der Flurschütz, – wir werden sehen, ob Eure Aeltern auch von der Meinung sind; wenn sie Euch nach Hause holen, werden sie Euch derb durchdreschen, und das wird wohlgethan sein. Aus welchem Dorf seid Ihr? –

– Wir haben keine Aeltern, Herr, – antwortete Bamboche, – und sind aus gar keinem Dorfe. –

– Wie, keine Aeltern, – rief der Flurschütz, – und aus gar keinem Dorfe? –

– Nein, Herr, ich habe weder Vater noch Mutter, Martin da ist ein Findelkind, und Basquine –

– Aber wo hietet Ihr Euch denn auf, ehe Ihr hierher kamt? – fragte der Flurschütz immer argwöhnischer.

Auf diese kitzliche Frage antwortete Bamboche trotzig:

– Wir kommen sehr weit her, wenigstens hundert Meilen von hier, Herr, und wir baten auf dem Wege um Almosen. –

– Ah, ah, – rief der Flurschütz, – immer besser, Ihr scheint kleine, bettelnde Landstreicher und Diebe zu sein. Ihr habt keine Aeltern, die Euch auslösen können, nun dann sind Eure Aussichten schön, weiter sage ich Nichts. –

– Was wird man uns denn thun, lieber Herr, sagte Bamboche unbefangen, – indem er gleichwohl vorsichtigerweise um zwei oder drei Schritte zurücktrat.

Hierauf flüsterte er mir zu:

– Hole zwei gute Hand voll Asche vom Herde, dann stell' Dich

hinter mir hin und gib Acht. –

– Dann sagte er ganz laut zu mir, ohne Zweifel um nicht den Verdacht des Flurschützen zu erregen:

– Nicht wahr, wir wollen dem lieben Herrn Alles gestehen? Geh und hol' unsere Papiere. –

– Ich gehe schon, – antwortete ich mit pfiffiger Miene, indem ich auf die Hütte zuschritt, um Bamboche's Weisungen Folge zu leisten.

– Papiere in Eurem Alter? – sagte der Flurschütz mit Achselzucken, es gibt gar keine Papiere, die in solchem Falle Gewährleisten. Ich werde Euch den Gensdarmen übergeben, und die werden Euch diesen Abend auf die Frohnveste bringen, und von dort werdet Ihr abgeführt werden, um bis zu achtzehn Jahren in ein gutes Besserungshaus eingesperrt zu werden, Ihr Schlingel! Ja, ja! das habt Ihr wohl nicht erwartet? –

– Bis zu achtzehn Jahren in's Gefängniß! – rief Bamboche, indem er hinschielte, ob ich noch nicht zurückkäme.

– In's Gefängniß? weil wir älternlos sind, – sagte Basquine, indem sie die Hände zusammenschlug, – in's Gefängniß, weil wir ein paar Kartoffeln gegessen haben, die wir da auf gesammelt? –

– Ja, in's Gefängniß, es ist nicht anders, – sagte der Flurschütz, – kurz und gut, folgt mir zum Herrn Maire, wir haben genug geschwätzt, Ihr Kindervolk. Vorwärts, marsch, oder ich fasse zwei bei den Ohren und befehle dem Mouton, daß er mir den Dritten holt. Hierher, Mouton! – setzte der Flurschütz hinzu, indem er seinen schrecklichen Hund rief.

Plötzlich stürzte sich Bamboche, der, während er sprach, den Flurschützen so zu sagen umgangen hatte, auf ihn, packte ihn von hinten um den Leib, und machte mir ein Zeichen und in demselben Augenblick warf ich ihm die Asche in's Gesicht.

Ich hatte Bamboche's Befehl geschickt ausgeführt, der dicke Kopf des Flurschützen verschwand in einer dicken Aschenwolke.

Der unglückliche Beamte, für den Augenblick geblendet, führte die Hände nach den Augen, stampfte mit den Füßen vor Ungeduld, überschüttete uns mit Schimpfwörtern und rief seinem Hunde zu:

– Beiß, Mouton! –

Aber Bamboche hatte, nachdem er den Flurschützen losgelassen, sogleich zwei Hände voll Sand aufgerafft, und in dem Augenblick, da Mouton sich bellend und seinen gewaltigen Rachen aufsperrend, auf ihn stürzte, schleuderte Bamboche ihm den Kiessand so geschickt in den klaffenden Schlund, daß Mouton erstickend, hustend, prustend und schnaubend ein halbersticktes, jämmerliches Geheul ausstieß, während sein Herr, immer noch mit den Händen in den Augen, seinerseits wüthend brüllte und bei jedem Schritte, den er thun wollte, strauchelte.

Ohne einen Augenblick zu verlieren durcheilten wir im vollen Laufe die Hütte, gingen dem Fußsteige, den wir schon kannten, nach, erreichten den Fluß, durchwateten ihn, wobei wir Basquine auf den Schultern trugen, und erreichten darauf einen der dicksten Theile des Waldes.

– Daß dieser Mann auch so boshaft ist, uns auf der Insel zu beunruhigen, wo wir doch Niemandem Etwas zu Leide thaten, – sagte Basquine, als unser weniger rascher Lauf uns erlaubte, über unsere bedenkliche Lage Betrachtungen anzustellen.

– Es ist traurig, – antwortete Bamboche mit trauriger Miene, – es wird auf uns gefahndet werden, wenn man uns erwischt – in's Gefängniß. –

– Wie, ist's wirklich wahr, – sagte ich zu ihm, – weil wir arme, verlassene Kinder sind, kommen wir in's Gefängniß?

– Ja, dieser Mann belog uns nicht; als ich mit dem Krüppel festgenommen wurde, sagten mir die Gensdarmen dasselbe: Du hast Niemanden, der Dich auslöst, Du bist heimatlos – also in's Gefängniß mit Dir, Landstreicher, und ich wurde dahin gebracht; aber wir Beide, der Krüppel und ich, wußten zu entwischen. –

– Mein Gott, was sollen wir machen? – sagte ich.

– Ja, hm, das ist so eine Sache mit dem brav und ehrlich werden, – versetzte Bamboche, – das scheint doch so weit noch nicht zu sein, wie es aussieht – man braucht freilich nur zu wollen, aber vor allen Dingen kommt es darauf an, diese Landschaft zu verlassen. –

– Früher oder später, – sagte ich zu Bamboche, – hätten wir unsere Insel doch verlassen müssen, ich weiß wohl, daß wir eine schöne Zeit damit verloren haben, aber was hätten wir dann,

wenn wir einmal von der Insel fort waren, machen sollen? –

Mein Gedanke war, zu Basquine's Vater zurück zu kehren.

Da das Mädchen eine ängstliche Bewegung machte, versetzte Bamboche:

– Sei ruhig, ich weiß, was ich Deinem Vater zu sagen haben werde; er ist Wagner, wir geben uns bei ihm in die Lehre, Martin und ich, und werden wackere Handwerker. Aber was fehlt Dir, Basquine? sagte Bamboche, – Du weinst? –

– Mein Vater ist vielleicht todt, – sagte sie, in Thränen zerfließend.

Dann setzte sie in herzerreißendem Tone hinzu:

– Ach, es ist nun ein Jahr, daß wir zu meinem Vater hätten zurückkehren sollen, wie Ihr mir Beide verspracht, um mich zu trösten. –

– Das ist wahr, – sagte Bamboche mit finsterer Miene, – wir haben Dich belogen, wir haben Dich betrogen, aber es ist nicht mehr Zeit, es zu beklagen, nur immer vorwärts in Deine Heimat. –

– Meine Mutter wieder zu sehen – das würde ich niemals wagen, – sagte Basquine vor Scham erbebend, o niemals! –

Ich verstehe Dich, – antwortete Bamboche, – Du hast vielleicht Recht, es ist meine Schuld. – Und er ließ ganz niedergedrückt den Kopf hängen. – Es ist meine Schuld. –

– Hört, – rief ich von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, – Bamboche sagte heute Morgen, daß, wenn ein reicher Mann ihm nach dem Tode seines Vaters Hilfe und Arbeit abgeschlagen habe, daraus noch nicht folge, daß alle Leute so böse seien. Nun wohl, laßt uns in eine Stadt gehen, auf hundert Menschen werden wir doch einen Mitleidigen antreffen, dem sagen wir dann Alles und finden gewiß Beistand. –

– Martin hat Recht, nicht wahr, Bamboche? – sagte Basquine.

– Ja, wenn uns der Eine es abschlägt, klopfen wir an eine andere Thür, wir werden doch am Ende ein gutes Herz an treffen.

–

– Von unseren vier Louisdor können wir einige Tage leben, – versetzte ich, und unterdessen –

– Donnerwetter, – rief Bamboche, indem er verzweiflungsvoll mit dem Fuße stampfte.

– Was fehlt Dir denn? –

– Diese Goldstücke – aus Furcht sie zu verlieren, hatte ich sie in einen Winkel der Hütte unter einen Stein gelegt, und da sind sie geblieben, nun haben wir keinen Sou. –

– Still, – flüsterte ich plötzlich, – horcht, kommt da nicht ein Wagen? –

– Sich nicht gerührt, bis er vorbei ist! – sagte Bamboche. Und wir blieben stumm und unbeweglich in dem Dickicht verkrochen, in welchem wir Halt gemacht hatten, um uns auszuruhen, nachdem wir einige Stunden lang auf unentwirrbaren Waldpfaden herumgeirrt waren, deren Brombeersträucher unsere schon ziemlich abgetragenen Kleider beinahe ganz zerfetzt hatten.

Das Geräusch, das ich bemerkt hatte, näherte sich mehr und mehr; denn wir waren, ohne es zu wissen, dicht neben einem der Fahrwege des Waldes.

Eine Oeffnung in dem Blätterwerk, welches an einigen Stellen durch die ersten Herbstnachtfröste schon etwas gelichtet war, erlaubte uns einen Wagen zu unterscheiden, welcher bald darauf an einem Wegweiser still hielt, dessen Fuß mit einer kreisrunden, steinernen Tafel umgeben war.

Dieser Wagen, der schönste, den ich jemals gesehen, war eine Kalesche, die von vier herrlichen Pferden gezogen wurde, auf welchen zwei kleine Lakaien in castanienbrauner Livree mit himmelblauen Aufschlägen saßen; zwei Bedienten in großer Livree, ebenfalls castanienbraun und himmelblau mit silbernen Tressen saßen auf dem Bedientensitz.

Drei Kinder und ein noch junges Weib, die auf dem Rücksitze saß, nahmen den Wagen ein.

Nachdem die Pferde angehalten waren, stieg einer der Bedienten ab und trat mit dem Hute in der Hand an die Thür.

Ehe er noch Etwas gesagt hatte, rief ein kleiner Knabe von fünf bis sechs Jahren mit einem allerliebsten Gesicht, welches von großen, blonden Locken eingefaßt war, gebieterisch:

– Laßt uns hier aussteigen, ich will hier aussteigen. –

– Mademoiselle, – sagte der Bediente, indem er sich an das junge Frauenzimmer, die Erzieherin, wie wir sogleich merkten, wendete, – Mademoiselle, der Herr Vicomte verlangt

auszusteigen, soll ich die Thür aufmachen? –

Die Erzieherin war im Begriff zu antworten, als der Knabe vor Zorn bebend ausrief:

– Aber ich sage Ihnen, daß ich hier aussteigen will, machen Sie auf der Stelle auf, ich will es. –

– Da Herr Scipio hier aussteigen will, – sagte die Erzieherin in förmlichem, abgezirkeltem Tone, – so machen Sie auf. –

Der Bediente schlug den Tritt nieder und streckte die Arme aus, um den Knaben anzufassen, welchen man den Herrn Vicomte oder Herrn Scipio nannte. Aber dieser hob ein Spazierstöckchen, welches er in der Hand hielt, auf, schob damit den Bedienten zurück und sagte zu ihm:

– Rühr mich nicht an, ich will allein aussteigen. –

– Herr Scipio will allein aussteigen, – sagte die Erzieherin ernsthaft, indem sie dem Bedienten ein Zeichen machte, sich zu entfernen. – Lassen Sie Herrn Scipio gewähren. –

Hierauf stieg Herr Scipio die drei Stufen des Trittes hinab, wie er konnte, aber geschickt und gewandt, während die beiden Bedienten, sechs Fuß lange Menschen mit gepudertem Haar, mit abgezogenem Hute auf beiden Seiten der Thüre standen.

Als Scipio unten angekommen war und sah, daß der andere Knabe aussteigen wollte, rief er aus:

– Nein, Du nicht, Robert, bleib da, ich will, daß Regina zuerst aussteigt, der Wagen ist mein. –

Robert zuckte die Achseln mit ziemlich verdrießlicher Miene, aber er ergab sich gleichwohl darein.

Ein allerliebstes, kleines Mädchen, ein kleines Bisschen größer als Basquine, stieg behend aus dem Wagen, ihr folgten Robert und die Erzieherin.

Diese wandte sich an den sechsjährigen Vicomte:

– Scipio, wollen Sie jetzt oder späterhin vespern? –

– Wir wollen hier vespern, nicht wahr, Regina? – sagte der Knabe zu dem kleinen Mädchen.

– O, – antwortete diese schnippisch, – ich werde weder ja noch nein sagen. Denn wenn ich ja sagte, so bist Du so widersprecherisch und eigensinnig, daß Du nein antworten würdest. –

– O ja, das ist auch wahr, – setzte Robert hinzu, – Scipio ist der Kleinste, und wir müssen ihm in Allem seinen Willen thun. –

– Ja, weil ich einen Wagen habe und Ihr keinen habt, – antwortete der Vicomte stolz.

– Mein Vater hat auch einen Wagen, – sagte Robert an seiner Ehre gekränkt.

– Ja, aber er hat nur Einen und läßt niemals Andere darin fahren, aber mein Vater hat fünf oder sechs Wagen, und dieser gehört mir ganz allein, um darin spazieren zu fahren. –

– Ich bin noch mehr zu beklagen, – sagte Regina fröhlich, – mein Vater hat nicht einmal einen Wagen. –

– Drum nehme ich Dich auch mit in meinen, – versetzte Scipio mit bezaubernd verbindlicher Miene.

Während dieses Gesprächs hatten die Bedienten aus dem Wagenkasten ein erfinderisch eingerichtetes Speisebehältniß geholt, breiteten die Servietten über den steinernen Tisch aus und trugen vortreffliche kalte Küche auf. Das Silberzeug und der Krystall funkelte in den Sonnenstrahlen, welche durch das Laub der großen Eichen, die den Kreuzweg abgaben, halb gebrochen hindurch fielen.

Bamboche, Basquine und ich, in unserm Dickicht versteckt, standen dicht aneinander gedrängt unbeweglich und betrachteten diesen blendenden Aufwand, welcher für uns so neu war, mit zu rückgehaltenem Athem und in stummem Erstaunen, indem wir dann und wann bei allen den herrlichen Dingen, welche wir in silbernen Schüsseln auftragen sahen, sehr beziehungsreiche Ellbogenstöße wechselten. Denn seit dem Abend vorher hatten wir Nichts genossen, und es konnte jetzt drei oder vier Uhr sein. Der Anblick dieser herrlichen Gerichte reizte unseren Heißhunger noch mehr, während zu unserer großen Verwunderung diese glücklichen Kinder dieselben kaum mit spitzen Lippen kosteten.

Der Vicomte Scipio hatte hinter sich einen der großen betreßten Bedienten, welcher ihn mit ehrerbietiger Dienstbeflissenheit bediente, indem er eben so wie die Erzieherin dem geringsten Wunsche des Knaben zuvorzukommen suchte.

Der Vicomte hatte kaum einen kleinen Schnitt von, ich weiß nicht, welcher Pastete, welche seinen Appetit besonders zu reizen

geschienen hatte, gekostet, als er sein Glas voll Wasser und Wein nahm und es mit lautem Gelächter in die Pastete ausgoß.

– Aber, Scipio, warum wollen Sie die Pastete verderben? – sagte die Erzieherin.

– Ich habe genug davon, – sagte der Vicomte.

– Aber ich hätte davon gegessen, – rief Robert.

– Ach, Du kannst was Anderes essen, es ist ja genug da; die Pastete war mein. –

Bamboche machte eine rasche Bewegung des Unwillens und konnte sich nicht erwehren, mit leiser Stimme zu brummen:



– Ungezogener Bengel! –

Basquine und ich stießen unseren Kameraden mit dem Ellbogen an, er bezwang sich.

Aber plötzlich rief der Herr Vicomte mit befremdeter und zorniger Miene:

– Was, ist keine Crème da? –

– Sie wissen, Scipio, daß die Crème Ihnen nicht bekommt, darum ist keine mitgenommen worden, – sagte die Erzieherin.

– Ich will Crème haben. –

– Aber –

– Ich sage Ihnen, daß ich welche haben will, es soll auf der Stelle welche geholt werden. –

Und da die Erzieherin Widerstand leistete, erfolgte von Seiten des Herrn Vicomte, der vor Zorn scharlachroth geworden war, einer jener Wuthanfälle verzogener Kinder, welcher bald so heftig wurde, daß er an das Krampfhafte gränzte.



Die Erzieherin wurde ängstlich und sagte zu einem der Bedienten:

– Dieser Zornanfall kann dem Herrn Scipio schaden; gehen Sie sogleich mit dem Wagen und holen Sie Crème. –

– L– – – mit Deiner Crème, brummte Bamboche, ohne daß wir's hindern konnten. –

– Aber wo soll ich Crème finden? – fragte der Bediente die Erzieherin, – mitten im Walde kommt sie selten vor. –

– Gehen Sie nach Mortfontaine, da werden Sie wohl welche finden. Sie können nach der einen Seite gehn, Jacob nach der andern, richten Sie es ein wie Sie wollen, aber sehen Sie zu, daß Sie Crème bringen, sonst bekommt Herr Scipio einen von den Krampfanfällen, die so gefährlich für ihn sind. –

Ohne Zweifel seit langer Zeit daran gewöhnt, den kindischen Launen des Herrn Vicomte Folge zu leisten, stiegen die beiden Domestiken hinter dem Wagen auf, nachdem sie die beiden Postillone angewiesen, in scharfem Trabe den Weg nach Mortfontaine einzuschlagen.

– Es ist nicht Recht, Scipio, daß Sie auf diese Weise den Wagen weggeschickt haben, – sagte die Erzieherin einige Zeit nachher, als die Pferde sich entfernt hatten, – der Himmel fängt an sich zu bedecken, es könnte leicht Regen und Sturm kommen, ehe die Leute zurück sind. –

– Was geht mich das an? Ich will Crème haben, – antwortete Scipio eigensinnig und fing zum Zeitvertreib an, Sand, Gras und Erde auf die Ueberbleibsel der Mahlzeit zu werfen, welche übrigens Robert und Regina nicht mehr berührten.

Auf die gierige Aufmerksamkeit, welche in mir der Anblick dieses wohlschmeckenden Vesperessens hervorgerufen hatte, folgte bald ein weniger materielles Interesse, es war mir unmöglich die Augen von dem allerliebsten Gesichte des Fräulein Regina abzulenken.

Bis dahin hatte ich nichts Hübscheres angetroffen als Basquine, aber Regina stand in so entschiedenem Gegensatze zu der Schönheit unserer Genossin, daß die Bewunderung, welche man für die Eine empfand, für die Andere nicht hinderlich sein konnte.

Basquine war blond, aber ihre Gesichtsfarbe, welche milchweiß

mit rosenroth gewesen war, war vermöge unseres herum streichenden Lebens und unserer Uebungen im vollen Sonnenschein matt und goldglänzend wie die einer Brünette geworden. Regina dagegen hatte tintenschwarzes Haar und blendendweiße Haut, drei sammetschwarze Maale, welche sehr sichtbar, ja zu sichtbar waren, das eine im Winkel des linken Auges an der Schläfe, das andere ein wenig über der Oberlippe und das dritte weiter unten auf dem Kinn, hoben den durchscheinenden Glanz ihrer Gesichtsfarbe und den Purpur ihrer Lippen noch mehr hervor.

Trotz dieser drei kleinen Flecken von Ebenholz, die etwas so Anzügliches hatten, schien Regina's Gesichtsausdruck für ihr Alter ein wenig ernst, ihre großen Augen waren zugleich durchdringend und nachdenklich, während ihr kleiner Mund mit schmalen Lippen und ihr leicht vorspringendes Kinn ihren Zügen einen entschiedenen Charakter von Nachdenken und Festigkeit gaben; ihr langes, schwarzes, lockiges Haar spielte um ihren glänzenden Hals, welcher schlank war wie der eines Vogels. Sie trug ein Kleid von weißem Mousseline, und ein Beinkleid, das mit Spitzen besetzt war; ihre kleinen Füße waren mit bunten Strümpfen und kleinen, braunrothen Stiefelchen bedeckt; sie trug als Gürtel ein kirschrothes Band, welches dem ihres großen, runden Strohhutes glich.

---

Alle diese Dinge sind mir nur noch allzugegenwärtig. Ach, wer hätte mir gesagt, daß eines Tages – aber nein, Alles hat seine Zeit.

---

Ich vergaß Hunger, Basquine, Bamboche und die Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Lage und konnte meine Augen nicht von Regina losmachen; zwei oder drei Mal fühlte ich, wie meine Wangen, meine Stirn roth wurden und erglühten, während mein Herz sich abwechselnd krampfhaft zusammenzuziehen schien und heftig schlug; ohne das Beispiel und den Unterricht, die ich von der vorzeitigen Liebe Bamboche's erhalten hatte, würde freilich die seltene Schönheit dieses Mädchens in mir nicht eine solche unruhige Bewunderung hervorgerufen haben – eine

Bewunderung, welche bald vermöge eines tiefen Mitgefühls noch höher stieg; denn Regina kam mir eben so bescheiden und zurückhaltend vor, wie der Vicomte launisch und eigensinnig; zwei oder drei Mal trat sie ihm sogar mit einer gewissen kindlichen Würde und einem feinen Spotte entgegen, welcher mich entzückte.

Robert, der andere Knabe, ungefähr von Bamboche's Größe, aber viel zerbrechlicher, hatte ein sehr niedliches Gesicht, er spielte ein kleines Bisschen den kleinen Herrn und hatte sich häufig mit Regina etwas leise in's Ohr zu flüstern.

Wider Willen brachte mich diese Vertraulichkeit auf, nicht weniger wie die Zuvorkommenheiten, welche eben dieser Robert mit einer für sein Alter bemerkenswerthen Höflichkeit Reginen während der Mahlzeit erwies; er war wie Scipio mit einem runden Rock und hellen Beinkleidern angethan, sein Hemd lief in einem zusammengelegten Kragen aus, um welchen eine kleine Atlascravatte gelegt war.

Ich erwähne diese Kleinigkeiten erstlich, weil sie sich meinem Gedächtnisse dermaßen eingepägt haben, daß ich viele Jahre nachher diese Personen, welche ich seit diesem Auftritte in meiner Kindheit nicht wieder gesehen hatte, sogleich wieder erkannte und sodann, weil der geschmackvolle Anzug dieser glücklichen Kinder bald in einen seltsamen Gegensatz mit unseren Lumpen treten mußte, indem die Brombeersträucher des Waldes meine und Bamboche's Blouse so wie auch Basquine's schlechten Rock seltsam zerfetzt hatten; denn wenn wir einmal unsere glänzenden Seiltänzeranzüge abgelegt hatten, so waren wir gemeiniglich äußerst schlecht gekleidet.

Wir hatten also der Mahlzeit der drei Kinder schweigend und versteckt beigewohnt.

Ihr Wagen hatte sich seit einiger Zeit entfernt, mehre heftige Donnerschläge und Windstöße kündigten ein nahes Gewitter an.

Plötzlich fuhr Bamboche, welcher bis dahin nachdenkend und vertieft dagestanden hatte, rasch auf und sagte zu uns:

– Mir nach! –

Wir bogen die Zweige auseinander, welche uns bis dahin versteckt gehalten hatten, und erschienen alle Drei auf dem

Kreuzwege, wo die Erzieherin, Regina, Robert und der Vicomte Scipio sich befanden.





## Achtes Kapitel.

### *Die vornehmen Kinder.*

. Das bleiche und eingefallene Gesicht Bamboche's, die schlechte, griechische Mütze, unter der sein langes, struppiges Haar hervor drang, seine zerfetzte Blouse, sein für sein Alter starker und hoher Wuchs und der derbe Ausdruck seiner entschiedenen Züge mußten unsere Erscheinung so ziemlich schreckenerregend machen; denn ich war eben so elend gekleidet wie mein Kamerad, und Basquine's Anzug war nicht weniger zerlumpt als der unsrige.

Bei unserer Erscheinung näherten sich Robert und Regina instinctmäßig der Erzieherin, aber Scipio, obgleich der kleinste, doch der dreisteste von ihnen, rief aus:

– Seht diese kleinen Bettler! – was mögen sie wollen – wie sie häßlich und schmutzig sind.

– Bamboche zog seine Mütze, näherte sich der Erzieherin und sagte zu ihr mit sanfter und bewegter Stimme, welche mit seiner kraftvollen Gestalt in Widerspruch stand:

– Liebe Madame, wollen Sie eine gute That thun, die Ihnen Glück bringen wird und diesen kleinen Herren und diesem kleinen Fräulein auch? –

– Aber, – antwortete die Erzieherin, mehr und mehr verwundert, – ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt, warum habt Ihr Euch in diesem Walde versteckt? –

– Sehen Sie, liebe Madame, – versetzte Bamboche warm, – ich

will offen zu Ihnen reden, wir sind alle Drei älternlos, hilflos; wir kommen weit her; wir gehörten zu einer Seiltänzerbande; wir sahen, daß diese Profession gefährlich für uns war, daß wir dabei schlechte Menschen werden würden, da sind wir fortgelaufen. Sie sind reich, geben Sie uns die Mittel, ehrliche Leute zu werden; wir verlangen Nichts als zu arbeiten und uns ehrlich zu nähren. Wir sind bis jetzt so unglücklich gewesen, sehen Sie, daß der geringste Antheil, den man an uns nimmt, für uns etwas Großes sein wird. Darum, liebe Madame, gewähren Sie uns einen Winkel in Ihrem Hause, bis Sie uns in die Lehre gegeben haben, wo Sie wollen, das ist uns gleich. Alles, was wir verlangen, ist ein Handwerk zu lernen, mit dem wir uns eines Tages ehrlich ernähren können. Wir haben Muth; wir haben so viel Leiden erduldet, daß für uns kein Geschäft zu schwer ist, aber vor allen Dingen wünschen wir unter ehrlichen Leuten zu leben. Wahrhaftig, es ist Zeit, es ist mehr als Zeit. –

Die Erzieherin blieb stumm und betreten.

Die Kinder sahen einander an und schienen Bamboche's Worte nicht zu verstehen; und dennoch hatte er sich mit so lobenswerther Entschlossenheit, mit so aufrichtiger Rührung erklärt, daß ich zweimal Thränen in seinen Augen sah.

Ich suchte ihm zu Hilfe zu kommen und versetzte:

– Ja, liebe Madame, könnte doch mit der Erlaubniß ihrer Aeltern dieser kleine Herr, – und ich wies auf Scipio, – mich auf sich nehmen, dieser andere Herr meinen Kameraden und dieses artige Fräulein unsere Genossin, sie würden es nicht zu bereuen haben. –

– O gewiß nicht, Fräulein, – sagte Basquine, indem ihr flehendes Auge den Blick Regina's suchte, die ich nicht aus den Augen ließ; denn in der Nähe gesehen, schien ihre Schönheit noch blendender, und ich fühlte mich bis in's Innerste erschüttert.

– Aber was wollt Ihr denn, – versetzte die Erzieherin, indem sie hochmüthig und steif die Achseln zuckte; – was Ihr da von mir fordert, hat ja gar keinen Sinn; wir kennen Euch gar nicht und wissen nicht, wer Ihr seid, und Ihr wollt, daß diese Herren und dieses Fräulein ihre Aeltern bitten, daß sie Euch über sich nehmen – ist's möglich?

– Und doch sind wir drei sehr unglückliche Kinder, – sagte Bamboche mit bebender Stimme, – drei Kinder, die sehr zu beklagen sind, wahrhaftig, ziehen Sie es nur in Erwägung, liebe Madame. Martin hat's Ihnen schon gesagt, jedes Ihrer Kinder kann eins von uns über sich nehmen, sie sind so reich, so glücklich! Das kostet Ihnen Nichts und bringt Ihnen Glück; denn eines Tages werden Sie an uns Freunde und Brüder haben, die sich für Sie werden todtschlagen lassen. –

– Da seh' mir Einer diesen kleinen Bettler, – sagte Scipio, indem er den Mund verächtlich verzog, – sie sagen, sie wollen unsere Freunde und Brüder sein, aber ich mag gar nicht mit solchen kleinen Bettlern gehen. –

– Lieber, kleiner Herr, – sagte Bamboche in herzlichem Tone, indem er zu ihm herantrat, – Sie sind immer glücklich gewesen, nicht wahr? Sie haben niemals von Hunger, Kälte oder Entbehrung gelitten? Sie sind niemals geprügelt worden? Nun wohl, setzen sie sich einen Augenblick an unsere Stelle, die wir das Alles zu ertragen gehabt haben, und sie werden sich unserer gewiß erbarmen. –

– Was der Große dumm ist, – sagte Scipio, – er fragt mich, ob ich Hunger und Kälte gelitten habe? –

Ich sah den Winkel von Bamboche's Kinnbacken erbeben, wie dieses immer geschah, wenn er seine natürliche Heftigkeit zu bezwingen suchte, aber er blieb ruhig. Regina allein schien gerührt, zweimal ward ihr weißes Gesicht hochroth, und sie trat auf Basquine mit einer Mischung von Antheil, Zurückhaltung und beinahe von Furcht zu.

Basquine trat ihr erimuthigt entgegen, indem sie ihr die beiden Hände entgegenstreckte; hierauf, sei es Schrecken, sei es Unentschlossenheit, wich Regina schnell zurück.

Das zweite Mal schien sie ihr Zögern zu überwinden, aber ein strenger Blick der Erzieherin und das Wort: – Regina! – lähmte die rührende Regung des Kindes.

Der Himmel hatte sich immer mehr umzogen.

Schon leuchteten einige Blitze durch die Bäume des Waldes; die Erzieherin fing an, sich ernsthaft zu beunruhigen; denn sie konnte sich nicht enthalten, ärgerlich zu Scipio zu sagen:

– Nur Ihrer Laune willen, verzogenes Kind, ist der Wagen weggeschickt, und da zieht das Gewitter schon herauf. –

– Was geht mich das an? Ich will Crème haben und bekomme sie, – sagte Scipio.

Die Erzieherin zuckte die Achseln, und indem sie sich an Bamboche wandte, der bescheiden mit niedergeschlagenen Augen und die Stirn mit Schweiß bedeckt dastand und ehrfurchtsvoll eine Antwort auf unsere Bitten erwartete, sprach sie zu ihm:

– Ich bin die Erzieherin des Herrn Scipio, des Sohnes des Herrn Grafen Duriveau; Herr Robert und Fräulein Regina sind mir von ihren Aeltern anvertraut worden, um mit Herrn Scipio zu vespern; ich kann es also nicht über mich nehmen, für Dich und Deine Genossen einzuschreiten; denn was Ihr von mir verlangt, ist thöricht und wahnsinnig. Wahrhaftig, wenn man alle Bettelkinder, welche man antrifft, über sich nehmen wollte – es ist wirklich lächerlich. –

– Liebe Madame, – versetzte Bamboche, indem er einen letzten Versuch machte, um das Frauenzimmer zu erweichen, – wenn Sie unsere Lage wüßten, von Augenblick zu Augenblick können wir als Landstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt werden, ja, in's Gefängniß bis zum achtzehnten Jahr, und warum? weil wir allein und verlassen stehen. Und was wünschen wir? ein wenig Beistand, um Arbeit zu bekommen, Brot und Wasser, ein Strohlager und einen guten Lehrherrn; das ist Alles. Welcher Reiche darf dem Armen dieses Almosen versagen, wenn er um dasselbe aus Herzensgrunde und mit Thränen in den Augen bittet? –

Wirklich rannen zwei Thränen über Bamboche's hohle Wangen.

Regina bemerkte dies zuerst und sagte mit zitternder Stimme ganz leise zur Erzieherin:

– Sehen sie, Fräulein, er weint. –

Die Erzieherin selbst schien bewegt, und Robert wandte sich an sie und versetzte wie Regina:

– Es ist wahr, er weint. –

– Ach ja, – versetzte Scipio höhnisch, – Papa sagt, diese Bettler thun immer, als wenn sie weinten, um uns das Geld zu stehlen. –



– Wie mich der ärgert, der Kleine, – sagte Basquine ganz leise zu mir, – Bamboche wird über ihn herfallen, desto besser.

– Aber Bamboche hatte zu viel Entschlossenheit, zu viel Herz, zu viel Offenherzigkeit an seine Bitte gewendet, um sich bei den Ungezogenheiten des kleinen Vicomte aufzuhalten; er wandte sich auf's neue an die Erzieherin, welche er gerührt sah: – Liebe Madame, geben Sie dieser gütigen Regung nach, erbarmen Sie sich unser, bringen Sie uns zu dem Herrn Grafen, welchen Sie genannt haben, er wird es Ihnen nicht übel nehmen, gewiß nicht; und dann sein Sie nur ganz ruhig, wir wollen ihn schon gewinnen, bringen Sie uns zu ihm, lassen Sie uns hinten auf den Wagen steigen. –

– Auf *meinen* Wagen! Die kleinen Bettler! – rief der Vicomte verdutzt, – ja das fehlte noch. –

– Wenn Du den Grafen Duriveau kenntest, kleiner Freund, – antwortete die Erzieherin Bamboche mit einem Seufzer, – so würdest Du wissen, daß er weniger als irgend Jemand sich zu dieser Thorheit hergeben würde; Alles, was ich thun kann, ist –

Damit hielt die Erzieherin, deren Rührung eine wahre war, ein; denn sie hielt die Gelegenheit für passend, ihren Zöglingen eine praktische Unterweisung in der christlichen Liebe zu geben.

Sie zog ihren Beutel aus der Tasche, nahm einige Zehnsousstücke heraus und nachdem sie jedem der drei reichen Kinder eins derselben gegeben, sagte sie zu ihnen mit Salbung:

– Sie sehen, liebe Kinder, welcher Unterschied zwischen Ihnen und diesen armen Kleinen ist, Sie müssen gegen Sie gutherzig und mitleidig sein, geben Sie ihnen Jedem 10 Sous, außerdem mögen sie die Ueberbleibsel der Mahlzeit zu sich nehmen. –

– Aber, – sagte Regina schüchtern, – Scipio hat auf Alles Sand und Erde geworfen. –

– Laß Dich das nicht beunruhigen, Regina, – versetzte die Erzieherin;– ein Bisschen Sand wird ihnen Nichts ausmachen, sie haben doch in ihrem Leben keine solche Mahlzeit gethan. –

Hierauf wandte sie sich zu uns.

– Ihr sollt ein paar Sous haben, breitet eure Blousen aus, um die Ueberbleibsel der Mahlzeit mitzunehmen. –

– Madame, – sagte traurig Bamboche, – ein paar Sous und die

Ueberbleibsel dieses Vesperbrotes ändern in unserer Lage Nichts. Es ist nicht um ein solches Almosen, warum wir bitten, – versetzte er mit flehender Stimme, indem er die Hände in brünstig faltete; – warum wir bitten, das ist Beistand, um Arbeit zu bekommen, um aus dem schlechten Leben herauszukommen, welches wir führen, und nicht mit dem Geldbeutel, sondern mit dem Herzen kann man in dieser Beziehung Gutes thun. –

Von ihrem Standpunkte aus mußte die Erzieherin glauben, Alles für uns gethan zu haben, was möglich und vernünftig wäre; daher sprach sie ungeduldig über Bamboche's Beharrlichkeit, verdrießlich zu ihm:

– Wenn Ihr so ekel und ungenügsam seid, so geht und laßt uns in Ruhe. Es ist Euch gegeben, was Ihr verlangen konntet macht Euch fort, es wird am Ende unleidlich. –

– Wenn meine Bedienten hier wären, würden sie Euch mit großen Fußstritten hübsch wegjagen, – sagte Scipio entschlossen.

– Das ist wahr, diese kleinen Bettler machen sich unangenehm, – setzte Robert hinzu, und indem er uns sein Zehnsousstück vor die Füße warf, versetzte er:

– Macht Euch fort! –

Statt sein Geldstück uns vor die Füße zu werfen, zielte Scipio nach Bamboche's Gesicht und traf ihn auf die Brust.

Ich sah, daß Regina vor Begierde schmachtete, Basquine ihr Opfer in die Hand zu geben, aber sie wagte es nicht.

– Sie gehen nicht, – versetzte die Erzieherin heftig, indem sie sich an uns wendete, – man hat keine Vorstellung von einer solchen Hartnäckigkeit, meinerwegen, sammelt Eure Sous auf, nehmt diese Ueberbleibsel, oder laßt es bleiben, aber laßt uns in Ruhe, sonst versichre ich Euch, daß, wenn hier ein Waldhüter vorbeikommt, wir Euch festnehmen lassen. –

In diesem Augenblicke erscholl ein heftiger Donnerschlag.

Beinahe in demselben Augenblicke rief Bamboche bleich vor Wuth und mit fürchterlichem Blicke, einen Schritt auf die Erzieherin zutretend:

– Ah, wenn's so steht, wir wollen Euer Almosen nicht! Versteht Ihr, wir wollen diese Ueberbleibsel nicht, in welche diese Buben hineingegeifert haben, versteht Ihr! –

Bamboche war schrecklich, und ich gestehe es, sein Unwille steckte mich an; soviel Verachtung, soviel Härte beim Almosen geben brachte mich eben so sehr auf wie ihn, und außerdem muß ich gestehen, daß ich bereits eine Art eifersüchtigen Hasses gegen Robert empfand, welcher beim ersten drohenden Worte Bamboche's sich Regina genähert hatte, als wolle er sie beschützen.

Basquine schien schmerzlich gedemüthigt, sie sagte zu mir mit leiser Stimme im aufgebrachten Tone und die Augen voll Thränen des Unwillens:

– O diese reichen Leute!

Die Erzieherin war einen Augenblick erschrocken gewesen; denn der Wald war einsam und unsere Gesichter mochten eben keinen beruhigenden Eindruck machen, dann aber faßte sie sich, indem sie zu sich selber sagen mochte, daß sie doch nur mit Kindern zu thun habe, und versetzte eben so verächtlich als zornig:

– Hat man jemals solche kleine Hungerleider gesehen, mit solcher Frechheit das Almosen aufzunehmen, das man ihnen zu geben sich zu ihnen so herabläßt? –

Bamboche war nach seinem ersten Zornesausbruch einen Augenblick still geblieben und warf finstere Blicke um sich, als säne er auf irgend einen unheimlichen Anschlag.

Plötzlich stürzte er sich unversehens mit der Gewandtheit einer wilden Katze auf die Erzieherin, faßte sie um den Hals und rief mir zu:

– Martin, versichere Dich der beiden Buben, Basquine, halte die Kleine fest. –

Ich warf mich auf Robert, welcher, tapfer genug, eine Flasche ergriff und sie mir an den Kopf zu schleudern gedachte; ich vermied den Schlag, und indem ich meinen Gegner um den Leib faßte, warf ich ihn, gewandt und stark wie ich geworden war, leicht zu Boden, während Scipio, von Natur muthig, sich an meine Beine anklammerte und mich zu beißen versuchte; aber da es um Robert niederzuhalten hinreichend war, daß ich ihm auf die Brust kniete und ihn mit der einen Hand hielt, konnte ich mit der andern Scipio bei seinem langen Haar fassen und ihn auch festhalten,

während Basquine, Bamboche's Worten Folge leistend, auf Regina zusprang, sie kräftig um die Arme faßte und zu ihr sagte:

Rühre Dich nicht, Dir soll nichts Uebles geschehen. –

Alles Das war mit der äußersten Schnelligkeit vor sich gegangen.

Als wir auf diese Weise Bamboche's Weisungen Folge geleistet hatten, sahen wir uns um, wie weit er mit der Erzieherin wäre.

Das arme Mädchen, bleich vor Schrecken und von Bamboche, der für sein Alter stark und groß war, leicht überwältigt, ließ sich von ihm mittelst einer langen seidenen Schärpe, welche sie trug, an einen Baum binden.

Hierauf zog Bamboche unter seiner Blouse die kleinen Pistolen, die er uns nach Lucifers Tode gezeigt hatte, hervor, zeigte sie der Erzieherin und sagte zu ihr:

– Wenn sie schreien, so brenne ich Ihnen das Gehirn aus. –

Der Anblick dieser Waffen steigerte den Schrecken der Erzieherin auf's Höchste, sie schloß die Augen und sank in sich zusammen wie ein lebloser Körper, indem sie nur von Zeit zu Zeit von einem krampfhaften Zittern ergriffen wurde.

Bamboche näherte sich jetzt dem Tische, legte seine Waffen auf demselben nieder, nahm eine Flasche, welche, wenn ich nicht irre, Madeira enthielt, füllte drei Gläser bis zum Rande und wandte sich an mich und Basquine:

– Laßt die kleinen Schlingel, sie werden sich nicht rühren oder –  
Und er zeigte seine beiden Pistolen.

Bei dieser schrecklichen Drohung blieben Robert und Scipio selbst, trotz seiner Unerschrockenheit, vor Furcht unbeweglich, während Regina vermöge eines natürlichen Gefühles von Scham und muthvollem Mitleid zu der Erzieherin lief und sie zu beruhigen suchte.

Bamboche zeigte uns mit den Augen die Gläser, welche er gefüllt hatte, ergriff das seinige, hob es in die Höhe und sagte mit einer wilden Begeisterung, welche ich niemals vergessen werde:

– *Haß den Reichen!* laßt uns immer daran gedenken, daß wir in tiefster Aufrichtigkeit unseres Herzens ehrliche Leute werden wollten, und daß man uns mit dem Gefängniß bedroht und mit Verachtung und Grausamkeit zurückgestoßen hat. Ihr seht, der

Krüppel hatte Recht – *Haß den Reichen!* –

Und er leerte sein Glas mit einem Zuge.

– Haß den Reichen! – sagte Basquine, indem sie ebenfalls ihr Glas leerte.

Und zum ersten Male sah ich auf ihrem kindlichen Gesicht einen Ausdruck von höhnischer Bosheit, der mich betroffen machte.

– Haß den Reichen, – sagte ich meinerseits, indem ich trank wie meine Genossen.

So kindisch dieser Auftritt schien, hat er doch immer eine unheimliche Erinnerung in mir zurückgelassen.

Der Donner brüllte laut.

Der Wind heulte, ein Gewitterregen fiel in großen Tropfen herab, und es war unter diesem Gewölbe von Laubwerk beinahe schon Nacht; denn das Ende des Tages näherte sich, und der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt.

Dieses Glas starken Weines, das in einem Zuge und nüchtern, wie wir seit dem vorigen Tage waren, getrunken war, berauschte uns zwar nicht, aber es stürzte uns in eine heftige Ueberreizung.

– Jetzt, – sagte Bamboche, indem er sich nach Robert und Scipio umwandte, die, da sie nicht zu fliehen wagten, ganz außer sich unter den steinernen Tisch gekrochen waren, wo sie hocken blieben und heiße Thränen weinten, – jetzt wollen wir, da die reichen Herren unser Elend so verächtlich finden, ihnen zeigen, was Elend heißt. –

Und damit bückte er sich, faßte Robert am Kragen, zog ihn trotz seines Sträubens hervor und sagte zu ihm:

– Vorwärts, Du sollst mitkommen und betteln wie wir! Martin, nimm Du den Herrn Vicomte, – setzte er ironisch hinzu.

Dann aber bedachte er sich, ließ Robert plötzlich fahren, stieß ihn von sich und sagte:

– Bah, Dich lasse ich. Du scheinst mir mehr dumm als boshaft zu sein; aber der Herr Vicomte, der Herr Scipio, ein wahrer Edelstein von einem reichen Taugenichts, soll mitkommen. Und Du, Martin, nimm die Kleine. Du hast keine Frau, sie ist hübsch, Du hast schon ein Auge auf sie, ich schenke sie Dir, bemächtige Dich ihrer. –

– Das ist recht, – rief Basquine, wie wir von dem Wein aufgeregert und eine Art wilder Freude nicht verhehlend:

– Fasse sie, die reiche Dame, Martin, ich bin auch meinem Vater mit Gewalt entführt worden. –

– Rasch vorwärts! – sagte Bamboche, indem er in die eine Hand seine Pistolen nahm und mit der andern Scipio nach schleppte, der sich mit durchdringendem Geschrei sträubte. – Vorwärts,



durch den Wald, der Wagen kann zurückkehren, Martin, nimm Deine Frau und laß uns aufbrechen. Und Du, wenn Du schreist oder Dich sträubst, so drücke ich los, – setzte er hinzu, indem er dem Scipio eine von seinen Pistolen auf die Stirn setzte.

Da mir der Kopf warm war von dem Wein, den ich getrunken, und meine Vernunft verwirrt von der Schönheit Reginens, die einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte, lief ich auf sie zu, und obgleich sie sich an die Kleider der Erzieherin anklammerte und um Hilfe rief, faßte ich sie doch roh in meine

Arme; sie war so leicht, daß ich sie trotz ihres Widerstandes leicht forttrug.

Geh voran, Basquine, – sagte Bamboche, – und bahne uns den Weg in dem Dickicht, ehe zehn Minuten vergehen, ist's dunkel, und man hat unsere Spuren verloren. –

Auf Reginens kramphafte Sträuben folgte eine Art Ermattung und Erschöpfung, als wären die Kräfte des unglücklichen Mädchens zu Ende, ich fühlte, wie sie in meinen Armen ohnmächtig wurde, und da ihr Kopf auf meine Schulter zurücksank, berührte ihre kalte Wange die meinige.

Wir waren jetzt schon einige Zeit durch's Dickicht fortgeschritten, erschreckt rief ich fast wider Willen:

– Bamboche, der Kleinen wird unwohl. –

– Vorwärts! – rief Bamboche mit wildem Gelächter, in dem er fortfuhr, Scipio hinter sich her zu schleppen, – Du sollst sie gleich wieder zu sich bringen. –

Und während die Nacht jetzt ganz hereingebrochen war, gingen wir immer tiefer in den Wald hinein.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Claudius Gerard, der Dorfschullehrer.*

Claudius Gérard! Ich kann diesen Namen nicht ohne ein tiefes Gefühl von Bewunderung, Zärtlichkeit und unaussprechlicher Erkenntlichkeit niederschreiben.

Ich werde sogleich sagen, auf welche Weise ich Claudius Gérard kennen lernte.

Es war einige Zeit vergangen, seitdem ich im Walde von Chantilly Regina entführt hatte, während Bamboche den Vicomte Scipio fortschleppte. Nachdem wir eine Zeitlang in diesen Waldungen herum geirrt waren, führte uns unser Weg mit einer Runde von Forstbedienten zusammen. Scipio rief um Hilfe; erschreckt ließen wir die Kinder fahren und ergriffen die Flucht.

Das Dunkel der Nacht, die Dicke des Waldes und unsere Gewandtheit machte es uns möglich, den Forstbedienten, welche schwer bewaffnet zu Pferde saßen, zu entgehen. Bei Tagesanbruch hatten wir den Wald verlassen und gingen dem Wege nach Louvres nach, indem wir Paris den Rücken kehrten.

Da uns unsere Umkehr zum Guten mißlungen war, erwachten alle unsere bösen Begierden wieder lebhafter, bitterer, gehässiger als früher; die Abweisung, die Verachtung, die wir erfahren hatten, rechtfertigten in unseren Augen unsere schreckliche Entschlossenheit im Bösen.

Wir waren lustig, anzüglich, unverschämt; auf dem Wege, indem wir gerade für uns hingingen und nur die großen Städte vermieden, wo die Polizei wachsamer ist, bettelten wir in den



Dörfern oder sangen in den Kneipen, und dabei stahlen wir, was wir konnten, bald Wäsche, die man auf den Hecken zum Trocknen ausgelegt hatte, bald verirrtes Geflügel und dergleichen und verkauften unsern Raub, wobei es uns auf den großen Landstraßen an Käufern wenig fehlte; wir schliefen bisweilen in einer Scheune oder in einem Stall, wo man uns um Gottes willen aufgenommen, andere Nächte brachten wir in Windmühlen zu, in welchen wir uns ein geschütztes Plätzchen einzurichten suchten; denn auf den Herbst war der Winter gefolgt.

Ich habe die Aufregung des Spieles niemals kennen gelernt; aber Bamboche, welcher später in Folge von allerlei, wenn auch nicht verbrecherischen, doch nicht sehr ängstlichen Mitteln über beträchtliche Summen verfügen konnte, welche er mit abwechseln dem Gewinn und Verlust verspielte, hat mich versichert, und es war mir begreiflich, daß Nichts der Aufregung beim Spiel ähnlicher sei, als der fortwährende Wechsel von Furcht und Hoffnung, Schreck und Freude, Ueberfluß und Entbehrung, welche jeden Tag unseres herumirrenden Lebens bezeichneten.

Wo werden wir die Nacht schlafen? Wird das Almosen reichlich, die Gelegenheit zum Stehlen günstig, die Einnahme für Basquine's Gesang erheblich sein, und gesetzt, es findet sich Gelegenheit, Etwas zu entwenden, werden wir nicht ertappt werden? und dann beim Stehlen, welche Angst, welche Schrecken, und wenn wir ungestraft entwendet, das Entwandte ungestraft verkauft hatten, welche Freude, welcher Stolz und besonders welcher Spott über den Bestohlenen!

Wir brachten beinahe keinen Tag ohne diese fieberhaften Aufregungen zu. Der Zufall und das Unvorhergesehene, diese beiden Worte machten den Inhalt unseres Lebenslaufes aus; ich habe seitdem in sehr verschiedenen Lagen gelebt, und ich erinnere mich nicht, daß ich jemals, ich will nicht sagen, glücklicher, aber schneller gelebt habe als in diesem abenteuernden Abschnitte meines Lebens.

Wenn abgesehen von der Nothwendigkeit, welcher wir gehorchten, irgend Etwas mit der Schmach und dem Gehässigen unserer damaligen Aufführung versöhnen könnte, so möchte es dies sein, daß wir mit einem gewissen kindischen Muthwillen verfahren; und, um die Sprache dieses Alters zu reden, es waren

vielleicht weniger die Diebstähle als die Kniffe dabei, deren wir uns rühmten, und daß wir den Leuten einen Schabernack spielten; der Gensdarme war für uns, was für den aufrührerischen Schüler der Lehrer ist.

---

Wir waren bei einem ziemlich unbeträchtlichen Dorfe angekommen; wir hatten es aus der Ferne von einem hochliegenden Theile der Landstraße aus, wo ein steinernes Kreuz stand, im Thale liegen sehen. Der Tag neigte sich dem Ende zu; wir hofften in diesem Orte ein Nachtlager zu finden; denn die Kälte war empfindlich; es war im Anfang des Februar.

Indem wir die Felder durchschnitten, erreichten wir bald die letzten Häuser des Dorfes; in einem von ihnen, einer ziemlich einsamen und ärmlichen Wohnung, stand nach dem Fußsteige hin, welchem wir nachgingen, ein Fenster offen, auf der andern Seite des Fußsteiges erstreckte sich ein dichtes Ginsterfeld.

Bamboche ging voraus, dann folgte Basquine und ich; plötzlich steht Bamboche still, blickt aufmerksam durch das niedrige Fenster des ärmlichen Hauses, macht eine Bewegung der Verwunderung und ruft uns leise zu:

– Geld, vielleicht mehr als 100 Franken! –

Und indem er uns durch ein Zeichen Stillschweigen anempfahl, forderte er uns durch ein anderes auf, näher heranzutreten. Wir sahen durch das Fenster in eine Art Verschlag, welcher von dem Stalle durch eine Art Flechtwerk abgesondert war, was einen engen Durchgang freiließ. Bamboche zeigte uns mit dem Finger in der Ecke dieses Verschlages ein Bett, auf welchem, von einem Strahle der untergehenden Sonne beschienen, ein Haufen von Fünffrankenstücke funkelte.

Das Haus war still; durch den Stall sah man in der Ferne die offene Thür, welche auf einen Hof, welcher voll Mist war, hinausging.

Nach einem kurzen Nachdenken sagte Bamboche zu uns:

– Basquine, stehe Du auf dem Fußsteige Wache; ich und Martin wollen durch das Fenster in's Haus steigen; Martin wird drinnen die Thür des Stalles zumachen, um zu verhindern, daß ich nicht dabei überrascht werde, wenn ich die hundert Sousstücke

zusammenraffe, wozu etwas Zeit erfordert werden wird. –

– Das geht, – sagte ich zu ihm, – raffe Du das Geld zusammen, ich werde die Thür zumachen. –

– Und im Fall, daß wir verfolgt werden, – versetzte Bamboche, – mag Jeder nur daran denken, wie er seinerseits entkommt; nach drei oder vier Stunden können wir uns auf der Höhe der Landstraße, von wo wir das Dorf bemerkt haben – Ihr erinnert Euch, es steht da ein großes, steinernes Kreuz – wieder zusammenfinden.

– Ja, – sagte ich wie auch Basquine, – ich weiß die Stelle, ich habe das Kreuz bemerkt. –

Jetzt machte Bamboche unserer Genossin ein Zeichen, ihren Posten am Ende des Fußsteiges einzunehmen, und sprang mit einem Satze durch das offene Fenster in den Verschlag.

Ich folgte ihm, und während er an das Bette lief, um das Geld zu sich zu nehmen, stürzte ich nach der Thür des Stalles. Ich war im Begriff diese Thür zuzuziehen, als ein Mann, welcher von dem Hofe kam, und den ich also nicht hatte bemerken können, mir plötzlich in den Weg trat und, obgleich ein wenig verwundert, sanft zu mir sagte:

– Was machst Du da, Kind? –

Statt zu antworten, stieß ich einen Allarmruf aus, über den ich mit Bamboche übereingekommen war, und stürzte mich dem neuen Ankömmling an die Beine, indem ich dieselben so heftig in die Arme faßte, daß er bei diesem unvorhergesehenen Angriffe das Gleichgewicht verlor und hinfiel – und während einiger Secunden machte er vergebliche Versuche wieder aufzustehen, so heftig klammerte ich mich an seine Beine an.

Ich konnte bei diesem ungleichen Kampfe meinen Vortheil freilich nicht lange behaupten; bald faßte mich dieser Mann mit starker Hand und führte mich aus dem Stalle in den Hof, wahrscheinlich um mich besser sehen zu können, indem er jetzt noch nicht argwöhnte, daß er bestohlen worden, und daß ich dabei betheilt sei.

Ich folgte diesem Manne ohne den mindesten Widerstand, ich dachte mit Freuden daran, daß Bamboche und Basquine auf diese Weise Zeit gewinnen zu entfliehen.

– Wie! – sagte Claudius Gérard.

Denn er war's, und sein Ton verrieth mehr Erstaunen als Zorn.

– Was sollte das bedeuten, warum fuhrst Du mir so nach den Beinen? –

Hierauf betrachtete er mich aufmerksamer.

– Aber Du bist nicht aus dem Dorfe? –

Ich blieb stumm.

– Woher bist Du, woher kommst Du? –

Ich fuhr fort, mein Stillschweigen zu bewahren, indem die Verlängerung dieser Untersuchung die Flucht und Straflosigkeit meiner Mitschuldigen mehr und mehr sichern mußte.

– Komm, Kind, – sagte Claudius Gerard zu mir mit väterlicher Sanftmuth, – erkläre Dich – das geht nicht mit rechten Dingen zu – Du zitterst, Du bist bleich, Du scheinst aufgeregt – sieh mir doch ins Gesicht. –

Zum ersten Mal hob ich die Augen zu Claudius Gérard auf. Er war damals Schullehrer in dieser Gemeinde, ein Amt, das, wenn es genommen wird, wie er es ansah, einer glänzenden geistlichen Stelle an Wichtigkeit gleichkommt. Ich sah vor mir einen Mann von etwa dreißig Jahren, von mittlerem Wuchse und kräftigem Ansehen, elend gekleidet, in einer hier und da geflickten Blouse; seine bloßen Füße verschwanden halb in Holzschuhen, die mit Stroh gefüllt waren, er trug einen alten, grauen Filzhut mit niedrigem Kopf und breiten Rändern gleich denen, welche die Kärrner tragen. Seine ausdrucksvollen Züge waren ohne Regelmäßigkeit, aber sie machten durch den Ernst und die sanfte Melancholie, welche in ihnen lagen, einen Eindruck auf mich.

Du willst mir also nicht antworten, Kind? – fuhr Claudius Gérard mit einer Verwunderung fort, der sich ein wenig Unruhe beimischte.

– Aber da fällt mir ja ein, – versetzte er auf einmal, – ich war seit einer Viertelstunde auf dem Hofe, und da habe ich Dich nicht hereinkommen sehen. Wie bist Du in den Stall gekommen? –

Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu durchfahren, er rief aus:

– Das Fenster in meiner Stube war offen – und dieses Geld –

Dann besann er sich und setzte hinzu:

– Nein, es ist unmöglich, ein Kind – und doch, als er mir an die

Beine fuhr, stieß er einen Ruf aus – vielleicht ein verabredetes Zeichen. –

Mit diesen Worten faßte mich Claudius Gérard wieder beim Arm, führte mich durch den Stall, eilte rasch auf den Raum zu, den er seine Stube nannte, trat hinein, warf die Augen auf das Bett und sah, daß das Geld verschwunden war.

Darauf schüttelte er mich heftig und rief:

– Unseliger, ich bin bestohlen, Du wußtest darum. –

Ich antwortete Nichts.

– Wer hat das Geld gestohlen, willst Du wohl antworten? – rief er mit lauter Stimme.

Gleiches Schweigen von meiner Seite.

– O mein Gott, – sagte Claudius Gérard, indem er sich verzweiflungsvoll vor die Stirne schlug, – dieses anvertraute Gut, das mir eben erst überbracht worden, gestohlen, gestohlen! –

Ich machte Gebrauch von der verzweiflungsvollen Bewegung des Claudius Gérard und suchte ihm zu entweichen, er faßte mich wieder in dem Augenblick, als ich im Begriff war zum Fenster hinaus zu setzen.

– Die Diebe, deren Mitschuldiger dieser kleine Unglückliche ist, können nicht weit sein, – rief er aus.

Hierauf sah er mich mit einer Mischung von Zorn, Schmerz und Mitleiden an und murmelte:

– In diesem Alter, mein Gott! – so früh! –

Und ohne Etwas hinzuzusetzen, schleppte er mich fort, zog mich rasch durch den Stall und über den Hof hin, stand vor einer Art gemauerter Blende, die ein wenig größer war als ein Hundeloch, still, und trotz meines verzweifelten Widerstandes wurde ich in dieses Versteck eingeschlossen, dessen Thür Claudius Gérard von außen mit einem kleinen, eisernen Riegel, welcher durch zwei Ringe gesteckt wurde, sicherte.

Da ich mich gefangen sah, suchte ich zu entweichen, aber die Mauern meiner Blende waren dick, und ich besaß kein Werkzeug, das geeignet gewesen wäre, mir durch dieselben einen Durchgang zu eröffnen; die Thür war fest; es waren einige Löcher hinein gebohrt, ich drückte mein Gesicht an sie und sah und hörte Nichts. Indem ich die Unmöglichkeit zu entweichen erkannte,

verfiel ich in eine grausame Seelenangst. Ich vergaß die Gefahren meiner Lage und dachte nur an diejenigen, welchen Bamboche und Basquine ausgesetzt sein könnten; denn wenn Claudius Gérard Lärm machte, wenn alle Einwohner des Dorfes sich dazu verstanden, die Felder zu durchstreichen, so mußten die beiden Diebe nothwendig festgenommen werden. Diese Vorstellung brachte mich in Verzweiflung und vielleicht noch mehr die Möglichkeit, daß wir von einander getrennt werden könnten.

– Ich würde wenigstens im Gefängniß, – sagte ich zu mir mit der Selbstsucht der Freundschaft, – mit Bamboche und Basquine zusammen sein. –

Nach einer Stunde sah ich ein Dutzend Kühe in den Hof treten und auf den Stall zuschreiten, getrieben von einem Kinde in meinem Alter; beinahe in demselben Augenblick erschien eine Frau, die mit einer gewissen Auswahl gekleidet war, auf dem Hofe und rief mit ärgerlicher, befehlshaberischer Stimme mehre Male sehr ungeduldig:

– Claudius Gérard! –

Auf diesen Ruf trat der kleine Kuhhirt aus dem Stalle und sagte zu der Frau:

– Der Schulmeister ist nicht da, Madame Honorine. –

– Wie, er ist nicht da? – versetzte Madame Honorine ärgerlich, – wo zum Teufel ist er denn? –

– Ich weiß nicht, in der Stube ist Niemand, und das Fenster steht offen. –

– Du sollst sehen, daß ich am Ende noch auf den Herrn Schulmeister warten muß, – sagte Madame Honorine zu sich selbst mit verhaltenem Zorn.

Und Madame Honorine ging einige Schritte vor meiner Blende mit immer wachsender Aufregung hin und her.

Es war eine kleine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, ziemlich klein und sehr fett, sie hatte dicke, schwarze Augenbrauen, volle, hochrothe Backen und eine freie und hochmüthige Miene; sie trug ein schönes seidnes Kleid, am Halse eine goldene Kette und eine Schleifenhaube, welche ihr glänzend schwarzes Haar nur halb verdeckte.

Madame Honorine fluchte seit ungefähr zehn Minuten zwischen

den Zähnen, als ich Claudius Gérard mit verstörtem Gesichte zurückkommen sah.

Er war allein.

Mein Herz hüpfte vor Freude auf, Basquine und Bamboche waren gerettet, er hatte sie nicht mehr einholen können.

Bei Claudius Gérard's Anblick trat Madame Honorine ihm lebhaft entgegen und rief, die Wangen hochroth vor Zorn, auf rohe Weise aus:

– Wissen Sie wohl, daß ich hier seit zehn Minuten das Pflaster trete, um auf Sie zu warten – wo waren Sie denn? Antwort, wo waren Sie? –

Der Lehrer schien das Frauenzimmer kaum zu bemerken; er strich sich mit der Hand über das verstörte, mit Schweiß bedeckte Gesicht und lispelte in großer Niedergeschlagenheit mit leiser Stimme:

– Keine Hoffnung mehr, mein Gott, das Geld ist verloren. –

Ich konnte nicht mehr zweifeln, Basquine und Bamboche hatten Nichts mehr zu fürchten. Die Niedergeschlagenheit des Claudius Gérard bewies es hinlänglich.

Madame Honorine, eben so betroffen wie erzürnt über das Stillschweigen des Lehrers, rief aus:

– Das nimmt mich doch Wunder, ich rede zu Herrn Claudius Gérard, und er antwortet mir nicht. –

– Verzeihung, Madame Honorine, Verzeihung, – sagte Claudius Gérard mit wankender Stimme, indem er sich besann, – ich ging –

– Was geht mich das an, wohin Sie gingen. Seit einer Viertelstunde warte ich auf Sie. –

Zu meiner großen Verwunderung sagte der Lehrer kein Wort von dem Diebstahl, der ihn betroffen hatte. Er überwand seine Aufregung und antwortete der Madame Honorine eben so sanft wie unterwürfig:

– Es thut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, Madame Honorine, ich wußte nicht, daß Sie kommen würden, wo mit kann ich Ihnen dienen. –

– Erstlich möchte ich doch wissen, warum Sie die Sacristei nicht aufgeräumt und gefegt haben, wie ich Ihnen heute befohlen hatte? –

– Ich habe zu fegen angefangen, aber die Stunde meines Unterrichts trat ein, Madame Honorine, und –

– Gehn Sie mir zum Henker mit Ihrem Unterricht, die Sacristei geht doch wohl dem Unterricht vor! Werden Sie nicht dafür bezahlt, daß Sie sie rein halten? –

– Es ist wahr, Madame Honorine. –

– Nun, wenn das wahr ist, warum sind Sie denn so träge? Und der Taubenschlag, seit länger denn acht Tagen haben Sie keinen Fuß dahin gesetzt; es ist ekelregend, der Herr Pfarrer stieg vorhin hinauf, und es wurde ihm ganz übel, er ist wüthend gegen Sie. –

– Verzeihen Sie, Madame –

– Sie werden nicht dafür bezahlt, den Taubenschlag rein zu halten, werden Sie sagen; ist das nicht erbärmlich, als wenn Sie dem Herrn Pfarrer nicht so einen kleinen Dienst leisten könnten? –

– Ich leiste dem Herrn Pfarrer so viele Dienste als ich kann, das wissen Sie sehr wohl, Madame Honorine, – antwortete der Lehrer mit unerschütterlicher Ruhe und Sanftmuth, – sobald ich einen Augenblick frei habe, Madame Honorine. –

– Sie müssen den Augenblick kommen. –

– Ich werde kommen, Madame Honorine. –

– Nun, das denke ich auch; aber noch Eins, zu morgen früh ist ein Grab zu graben, darum schickte mich der Herr Pfarrer eigentlich her, aber der Herr Schulmeister läuft auf dem Felde herum. –

– Ein Grab, – sagte Claudius Gérard lebhaft, – gewiß für die junge Dame, es ist also vorbei? –

– Ja, es ist vorbei, – antwortete Madame Honorine trocken, – der Herr Pfarrer hat ihr nach Tische die letzte Oelung gegeben, ein schöner Nachtsch, ich danke. –

– Das arme junge Weib, – sagte Claudius Gérard im Tone schmerzlichen Mitleids, – in diesem Alter zu sterben – und so schön. –

– Ich habe kein Mitleid mit den schönen Frauen, die trotz dem, daß sie Baronessen und große Damen sind, mit ihren Liebhabern ihren Ehemännern ausreißen, – versetzte Madame Honorine



giftig.

– Was konnte man dieser jungen Dame in den zwei Jahren, seitdem Sie im Dorfe wohnte und vollkommen allein mit ihrer Magd wohnte, vorwerfen? – versetzte Claudius Gérard mit strenger Stimme.

– Freilich, sie lebte einsam, weil, ehe sie hierher gekommen war, ihr Liebhaber sie hatte sitzen lassen, und das war wohlgethan. –

– Welch schrecklicher Schmerz für die arme, kleine Tochter der Dame, – sagte Claudius Gérard melancholisch, – sie ist nur hergekommen, um ihre Mutter sterben zu sehen. –

– Der Mann muß doch ein rechter Einfaltspinsel sein, daß er ihr die Tochter geschickt hat. –

– Ach, Madame, war sie nicht schon genug durch die Trennung von ihr bestraft? –

– Warum hat sie solche Streiche gemacht? –

– So strafbar auch eine Frau gewesen sein mag, darf man ihr den Anblick ihres Kindes verweigern, wenn sie, dem Tode nahe, dasselbe noch ein Mal zu umarmen wünscht? –

– Ja, ich hätte es ihr verweigert. –

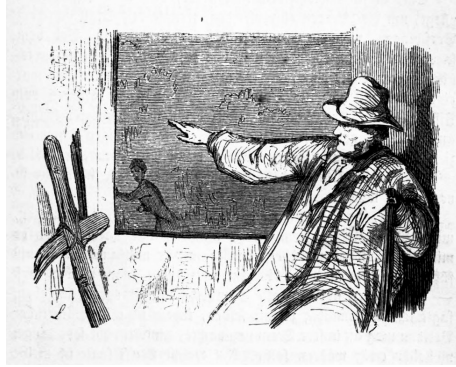
– Sie sind streng, Madame Honorine, sehr streng – Sie haben ein Recht dazu. –

– Gewiß. Aber ein Recht, – versetzte Madame Honorine, – welches Sie sich nicht anmaßen sollen, ist das, mich warten zu lassen, und daß nur morgen die Sacristei gefegt und der Taubenschlag rein gemacht ist.<sup>2</sup>



- Ich werde mein Möglichstes thun. –
- Ich verlasse mich darauf, sagte die Haushälterin des Pfarrers, indem sie sich majestätisch entfernte.

---



## Zehntes Kapitel.

### *Freiheit.*

Die vollkommene Sanftmuth, die ruhige Entsagung des Claudius Gerard machten einen seltsamen Eindruck auf mich; ich fühlte Rührung, ich empfand eine Art von Gewissensbiß darüber, daß ich an einem Diebstahl Theil genommen, der diesem Manne so schweren Kummer zu bereiten schien.

Es war beinahe dunkel, als Madame Honorine sich entfernte.

Claudius Gérard ging auf den Stall zu – aber plötzlich schien er sich meiner zu erinnern; denn er kehrte auf einmal um, trat an meine Blende und sagte zu mir:

– Komm mit! –

Ich mußte vor dem Lehrer hergehen und begleitete ihn auf diese Weise in eine sogenannte Stube.

Eine Einfassung von dem Flechtwerk, das man anzuwenden pflegt, um die Heerden einzupferchen, trennte den Stall von dem Verschlage, welchen Claudius Gérard bewohnte. Bei dem schwachen Schein eines Lichtes, das er anzündete, bemerkte ich über seinem Bette einige Bretter mit Büchern: in einer Ecke war eine schwarze, hölzerne Tafel, auf der man die Spuren von Ziffern, die mit Kreide darauf geschrieben waren, bemerken konnte, an die Wand gelehnt, während auf einem wackligen Tische ein ziemlich hoher Haufe Schreibebücher aufgethürmt war.

Ich sah den Claudius Gérard ängstlich an; denn ich wußte ja noch nicht, was er mit mir im Sinne habe.

Gewiß, dachte ich, wird er versuchen, mich zu zwingen, meine Mitschuldigen namhaft zu machen, und darauf wird er mich den Gensdarmen übergeben, damit sie mich in's Gefängniß führen, in dem ich dann bis zum achtzehnten Jahre bleiben muß – aber lieber sterben, als Bamboche und Basquine angeben, sagte ich heldenmüthig zu mir selber, indem ich mit schmerzlicher Beklemmung an unsere Trennung dachte, die vielleicht sehr lange, vielleicht ewig währen sollte. Auf welche Weise sollte ich meine Genossen wieder auffinden? auf welche Weise sollte ich entkommen, um sie bei dem Stelldichein zu treffen, das wir für den Fall, daß wir verfolgt würden, verabredet hatten? War es nicht vielleicht zu demselben jetzt schon zu spät?

Claudius Gérard sprach kein Wort zu mir, sondern nahm von einem der Bretter ein Stück sehr schwarzes Brot und einen Beutel mit Nüssen, legte Beides mitten auf den kleinen Tisch, setzte einen irdenen Topf voll Wasser hinzu und sagte dann, indem er eine Scheibe Brot abschnitt und einige Nüsse dazu legte, in ruhigem Tone:

– Wenn Dich hungert, so iß. –

Trotz meiner Angst fühlte ich einen verzehrenden Hunger; seit dem frühen Morgen waren wir, ohne Etwas genossen zu haben, auf dem Felde umhergeirrt; das gastfreundliche Anerbieten dieses Mannes, der sich so sehr über mich zu beklagen hatte, machte also einen doppelten Eindruck auf mich.

Während ich in das sehr harte Brot biß und mittels des Messers, das er auf dem Tische liegen gelassen, die Nüsse auf knackte, schien Claudius Gérard auf seinem Bette sitzend mich mit Aufmerksamkeit zu betrachten; nach einigen Augenblicken sagte er leise, als wenn er mit sich selber redete:

– Und doch liegt in diesen Zügen Herzensgüte und Verstand. –

Plötzlich öffnete sich die Thür des Kuhstalls, die nur zugelinkt war, und eine rauhe Stimme rief:

– Holla, he, Claudius Gérard! –

– Was ist's? – fragte der Lehrer, – wer ist da? –

– Ich, Bijou, der Schweinehirt des Herrn Maire – die Stimme sagte Maire – ich komme von dem Herrn, es hat große Eile. –

– Was wollt Ihr? – sagte Claudius Gérard, – kommt herein. –

– Danke, – sagte Bijou, – ich könnte gegen die Kühe laufen, ich will's von hier aus sagen, ich habe Eile. –

– Nun gut, sprecht. –

– Der Herr Maire läßt Euch sagen, Ihr möchtet morgen früh bei Tagesanbruch mit der Glocke kommen, um Etwas auszurufen, was er Euch nennen wird, damit das Ausrufen beendet ist, ehe die Leute auf's Feld gehen, seht Ihr –

– Lieber Junge, antwortet dem Herrn Maire, daß mir das nicht möglich sein wird; denn der Herr Pfarrer hat mir befohlen, morgen bei Tagesanbruch ein Grab zu machen zu der Beerdigung einer jungen Dame, das leidet keinen Aufschub. –

– Ja, verdammt – ich weiß nicht – der Herr Maire hat mir's so gesagt, und ich sag' es Euch – Ja, und dann haben sich die Wäscherinnen heut Abend beschwert, der Waschtrog müsse besorgt werden; denn die Wäsche werde ganz schwarz davon und nähme einen üblen Geruch an, so viel Schlamm sei drinn. Der Herr Maire hat auch gesagt, Ihr solltet den Waschtrog gleich morgen früh nach dem Ausrufen rein machen. –



– Lieber Freund, – versetzte Claudius Gérard mit vollkommener Ruhe, in der gleichwohl eine leichte Ironie sichtbar war, – sagt dem Herrn Maire, seinerseits habe der Herr Pfarrer mich beordert, ohne Aufschub einen Taubenschlag rein zu machen, und nun weiß ich zwischen Waschtrog und Taubenschlag nicht, wohin ich mich wenden soll, indessen, da der Waschtrog die Gemeinde näher angeht, so werde ich denselben besorgen, nachdem ich das Grab gemacht, und dann werde ich den Ausruf vornehmen, wenn die Leute vom Felde zurück sind. –

– Ich will's ihm sagen, aber er wird kollern; denn er ist ein Polterer, wie es keinen zweiten gibt. –

– Gute Nacht, mein Junge, – sagte der Lehrer, wie es schien, um die Unterredung abubrechen.

– Gute Nacht, Claudius Gérard, – versetzte der Schweinehirt, – ich werde dem Herrn Maire also sagen, Ihr wolltet den Ausruf morgen früh nicht vornehmen. –

Und die Thür schloß sich hinter dem Sendboten des Herrn Maire. Ich konnte dazumal unmöglich eine ganz klare Vorstellung von der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Amtsgeschäfte eines Schulmeisters haben, und doch hatte ich mit ziemlicher Verwunderung zugehört, wie Madame Honorine den Claudius Gérard von Seiten des Herrn Pfarrer anwies, ein Grab zu machen, die Sacristei zu fegen und den Taubenschlag der Pfarrwohnung zu reinigen. Aber mein Erstaunen stieg außerordentlich, als Bijou, der Schweinehirt des Herrn Maire, seinerseits im Auftrage des Herrn Maire Claudius Gérard beauftragte, mit der Glocke Etwas auszurufen und den Gemeindewaschtrog zu besorgen.

Was mich außerdem noch Wunder nahm, war die sanfte Ergebung, mit welcher Claudius Gérard sich diese mannigfaltigen Geschäfte aufladen zu lassen schien und so verschiedenen Befehlen nachzukommen versprach.

Nachdem der Schweinehirt fortgegangen, blieb Claudius Gérard einen Augenblick still. Hierauf sagte er zu mir, indem er mich aufmerksam ansah: – Höre – das Geld, das mir gestohlen worden, gehörte mir nicht, es war mir anvertraut – Deine Mitschuldigen sind meiner Verfolgung entgangen, das Geld ist für mich verloren, wenn man es von mir zurückfordert, wie soll ich's herbeischaffen? Es waren 120 Francs, ich bin zu arm und verdiene zu wenig, als daß ich jemals eine solche Summe erübrigen könnte. Und ich habe nur Ein Mittel, zu beweisen, daß ich wirklich bestohlen worden, das ist, Dich als Mitschuldigen bei dem Diebstahle festsetzen zu lassen. –

Und Claudius Gérard schwieg einige Secunden, ohne mich aus den Augen zu lassen; die Drohung, die, wie ich später er fahren, nur eine Probe war, auf die er mich stellte, machte mich zittern.

– Du fürchtest Dich davor, festgenommen zu werden, – sagte er

zu mir.

– Allein festgenommen zu werden, ja – weil ich im Gefängniß auf immer von meinen Genossen getrennt sein werde, und ich möchte mich lieber todtschießen lassen, als darauf Verzicht leisten, sie wieder zu sehen. –

– Deine Genossen sind Die, welche mich bestohlen? Du hast sie also sehr lieb? –

– Ja, o ja, sehr lieb, – sagte ich mit Thränen in den Augen.

– Ich glaube, daß Du wahr redest, das zeugt wenigstens von Gefühl bei Dir. Aber wie kannst Du Diebe lieb haben, elende Menschen, die wahrscheinlich Deine kindliche Unerfahrenheit mißbraucht haben, um Dich zu ihrem Mitschuldigen zu machen. –

Ich antwortete Nichts; ich hielt es für klug und angemessen, es zu verheimlichen, daß meine Mitschuldigen von meinem Alter seien, über Bamboche und Basquine durchaus keine weitere Auskunft zu geben, und Claudius Gérard in seinem Irrthum zu lassen.

Da ich fortwährend schwieg, fragte mich der Lehrer:

– Wer sind Deine Aeltern? Wie haben sie Dich in so jungem Alter Dir selbst überlassen können? –

– Ich habe keine Aeltern. –

-- Du hast keine Aeltern? –

– Nein, ich bin ein Findelkind. –

– Ach, ich verstehe schon, – rief Claudius Gérard mit einem tiefen Seufzer – so kommt's, zuerst verlassen – dann das üble Beispiel – dann das Böse selbst – armes, unglückliches Geschöpf – ich kann Dir nicht Schuld geben. –

Das melancholische Gesicht des Lehrers nahm einen Ausdruck von so liebevollem Mitleiden an, daß ich mich gerührt fühlte.

Nachdem Claudius Gérard einige Augenblicke nachgedacht, setzte er hinzu:

– In Deinem Alter ist die Rückkehr zum Guten beinahe immer noch möglich – komm, sei offen, gestehe mir Alles, und vielleicht –

– Ich habe Nichts zu gestehen, – antwortete ich barsch, – ich will Niemanden angeben, laßt mich in's Gefängniß setzen, wenn Ihr wollt. –

Statt sich über meine Antwort zu erboßen, versetzte Claudius sanft, indem er die Achseln zuckte:

– In's Gefängniß? Hätte ich Dich nicht, als ich Dich er tappte, als ich bemerkte, daß ich bestohlen war, sogleich festnehmen lassen, hätte ich nicht den Diebstahl sogleich angezeigt, wenn ich nicht vor dem Gedanken erschrocken wäre, Dich in's Gefängnis zu schicken? Wenn Du ein Mann wärest, würde ich kein Bedenken tragen; der Diebstahl ist ein schändliches Verbrechen, und das Recht muß seinen Lauf haben. Aber in Deinem Alter, unglücklicher Knabe, ist noch nicht Alles verloren, aber wenn Du in's Gefängniß gesetzt würdest, so würde alle Hoffnung verloren sein, denn Du würdest bis zum achtzehnten Jahre dort bleiben und als verhärteter, unverbesserlicher Verbrecher daraus hervor gehen. –

– O dann, lieber Herr, guter Herr, lassen Sie mich frei! – rief ich mit gefalteten Händen, da ich einen Hoffnungsstrahl auf tauchen sah. – O ich bitte, lassen Sie mich heut Abend noch fort. –

– Und wohin würdest Du denn gehen? –

– Ich würde meine Genossen wieder einzuholen suchen. –

– Und wenn es Dir gelänge, was würdest Du dann machen? –

– Bei ihnen bleiben. –

– Um wieder zu stehlen? –

– O nein, nicht immer –

– Wie so, nicht immer? –

– Wir stahlen nur, wenn wir nicht anders konnten. –

– Du siehst also ein, daß es besser gewesen wäre, nicht zu stehlen? –

– Freilich, man ist nicht in Gefahr, festgesetzt zu werden, und außerdem –

– Und außerdem? –

– Sagt man, es sei nicht wohlgethan, zu stehlen, – aber wenn Einen hungert, muß man zu essen haben. –

– Da Ihr also nicht immer stahlet, wovon lebtet Ihr denn die übrige Zeit? –

– Wir baten um Almosen, und andere Male – tanzte Basquine in den Schenken, – antwortete ich unbesonnenerweise.



– Basquine? – versetzte Claudius Gérard, indem er mich verwundert ansah. Ich antwortete Nichts, und es verdroß mich, daß ich mich so übereilt. Einige Augenblicke schweig der Lehrer wieder, dann setzte er hinzu, wie es schien, ohne mein plötzliches Verstummen bemerkt zu haben:

– Warum liegt Dir so viel daran, wieder zu Deinen Genossen zu kommen? –

– Weil wir einander geschworen haben, uns niemals zu verlassen, – rief ich.

– Insgemein pflegt ein Knabe in Deinem Alter sich nicht mit Erwachsenen durch dergleichen Eidschwüre zu verbinden, – sagte Claudius Gérard zu mir.

– Meine Genossen sind keine Erwachsene, – rief ich. Claudius bemerkte, daß ich auch dieses zweite unwillkürliche Geständniß gern zurückgezogen hätte, und setzte hinzu:

– Komm, laß es Dir nicht leid"thun, daß Du die Wahrheit gesagt hast, das wird vielleicht Dir zum Besten gereichen und auch Deinen Genossen – ja Deinen Genossen –

Ich sah den Lehrer mit eben so viel Verwunderung wie Mißtrauen an; er errieth mich; denn er fuhr in einem freien und gütigen Tone fort:

– Du mißtrauest mir – stelle ich mich denn wie ein böser Mensch dar? Habe ich Dir etwas Uebles zugefügt, als ich den Diebstahl zuerst entdeckt hatte? Spreche ich auf harte Weise zu Dir? Zeige ich Dir nicht trotz Deiner Uebelthat mehr Mitleid als Zorn? Und weißt Du, warum das, armes Kind? Weil ich glaube, daß noch etwas Gutes an Dir ist, weil ich überzeugt bin, daß Du nur ein Verirrter bist, wie auch vielleicht Deine Genossen. Komm, sprich, wie alt sind sie? –

– Basquine ist zwei Jahr jünger als ich, und Bamboche zwei Jahr älter, – antwortete ich, außer Stande, dem Claudius zu widerstehen.

– Ein kleines Mädchen von diesem Alter schon eines Diebstahls mitschuldig, und der Diebstahl ausgeführt von einem andern Kinde? O, das ist fürchterlich! – rief Claudius Gérard.

– Ihr unglücklichen Geschöpfe. Aber durch welche seltsamen Umstände seit Ihr denn zusammengeführt worden? Deine

Genossen haben also auch keine Aeltern mehr? –

– Nein, Herr. –

– Und seit langer Zeit schon treibt Ihr Euch vielleicht bettelnd auf den Landstraßen herum. –

– Ja, seit mehren Monaten. –

– So eben scheinst Du mir Hoffnung zu fassen, Deine Genossen wieder zu finden, wenn ich Dich freilasse – Ihr habt also ein Stelldichein verabredet? –

– Das habe ich nicht gesagt. –

– Nein, aber es ist so gut wie gewiß, Deine Genossen, deren ich nicht habe habhaft werden können, warten wahrscheinlich dicht beim Dorfe irgendwo auf Dich? –

– Ich schwöre Ihnen, nein, Herr! – rief ich erschrocken über Claudius Gérard's Scharfblick, – und übrigens, wenn ich auch wüßte, wo sie sind, so wurde ich mich eher von Ihnen um's Leben bringen lassen, als daß ich sie verrathen sollte. –

Und dann setzte ich tückisch und stolz darauf, auch meinen Scharfblick zu zeigen, hinzu:

– Das ist Alles blos, um meine Genossen festzunehmen und Ihr Geld wieder zu bekommen, Sie wollen mich verstricken –

Claudius Gérard lächelte trübe.

– Ein solcher Gedanke im Hinterhalt, wenn ich mich so nachsichtig gegen Dich bezeige, das ist schlimm! Aber wie kann es im Grunde anders sein bei Deiner Lebensart, die Du geführt hast? Du thust mir leid, armes Kind, ich trag' es Dir nicht nach. –

– Wenn ich ein solches Leben geführt, so ist's nicht meine Schuld, – sagte ich, von Claudius Gérard's Sanftmuth gerührt, – wir haben zwei Mal wieder ehrlich werden wollen, aber wir sind aufgenommen worden wie Hunde. Nun, immerhin, so bleiben wir, wie wir sind. –

– Also habt Ihr, Deine Genossen und Du, oft ein Bewußtsein über das schlimme Leben gehabt, und Betrübniß darüber gefühlt?  
–

– Ach ja – geht doch – mehr als einmal – und wie eines Tages Bamboche weinend sagte, – *wir waren doch nicht böse.* –

Diese letzten Worte schienen dem Claudius Gérard besonders aufzufallen; er ging einige Augenblicke im Zimmer auf und ab,

dann trat er wieder zu mir:

– Höre, ich glaube Du kannst noch zum Guten zurückkehren, wenn ein wackerer Mann sich Deiner annimmt. Wenn Du willst, so kannst Du hier bleiben, aber das sag' ich Dir im Voraus – Deine Lage wird ärmlich und hart sein; das schwarze Brot, das Du heut Abend gegessen, ist meine Nahrung; wie ich, wirst Du im Stalle schlafen, Du mußt mit mir mühselige Arbeiten übernehmen, aber ich werde Dich aus einer Lebensart herausreißen, die zum Verbrechen führt. Ich will entwickeln, was Gutes in Dir ist, ich will Dich unterrichten und in den Stand setzen, eines Tages Deinen Unterhalt auf ehrliche Weise zu erwerben und Dein Lebelang ein redlicher Mann zu bleiben. Ich fühle eine seltsame Zuneigung zu Dir, und – sie würde mich wunder nehmen, wenn ich nicht an den Umstand dächte, aus dem sie hervor geht; denn dieses, Du armes Kind, ist der entscheidende Augenblick in Deinem Leben – zu dieser Stunde mußt Du zwischen Gut und Böse wählen. –

– Herr –

– Höre auch dies noch. Ich wünsche Dich bei mir zu behalten, aber ich kann Dich nicht zwingen. Wenn Du mein Anerbieten annimmst, so muß es aus freien Stücken geschehen; denn Du wirst jeden Augenblick aus diesem Hause entkommen können. Also besinne Dich und fasse einen Entschluß. –

Diese traurige und mühevollere Zukunft erschreckte mich. Ich antwortete Nichts, und doch war ich von Claudius Gérard's Güte tief gerührt; dieser fuhr fort:

– Jetzt höre, was ich Dir für Deinen Genossen und für das arme Mädchen, das bei ihm ist, anbiete. –

Ich sah den Lehrer mit Staunen an.

– Es ist noch früh, die Nacht ist hell, dies Fenster ist niedrig, wenn Du weißt, wo Du Deine Genossen finden kannst, so mache Dich auf den Weg zu ihnen.

– Und Claudius Gérard öffnete das Fenster.

Der Mond glänzte hell, ich sah in der Ferne das freie Feld und am äußersten Horizont den Landrücken, welchen die Landstraße durchschnitt, wo Basquine, Bamboche und ich bei einem steinernen Kreuze ein Stelldichein verabredet hatten.

Ich begriff Claudius Gérard's Absicht nicht und blieb verduzt

stehen.

Er fuhr fort.

– Wenn Deine Genossen noch den Wunsch hegen, zu einem bessern Leben zurückzukehren, so sag' ihnen, daß ich zwei Leute ausfindig machen werde, die für sie Dasselbe thun werden, was ich Dir anbiete, für Dich zu thun; aber daß, wie Dein Loos, so auch das ihrige, ärmlich und hart sein wird. Du magst ihnen auch sagen, daß das Geld, das sie genommen, mir nicht gehört, daß dieser Diebstahl mir grausamen Kummer verursachen kann. Ist Deiner Genossen Herz noch nicht ganz erstorben, so werden sie mit Dir hierher kommen, sie werden mir das Geld wieder bringen, das sie in Kurzem thöricht vergeuden würden, und sie sollen hier einen Zufluchtsort haben, Brot und guten Unterricht, und Ihr werdet nicht getrennt werden. –

– Wir sollen nicht getrennt werden? – rief ich.

– Nein, Deine Genossen, hoffe ich, sollen im Dorfe wohnen, Ihr werdet hier in der Schule Eure Tage zusammenzubringen. Wenn im Gegentheil Deine Genossen im Bösen beharren, so verlasse sie – mache auf Dich selbst meine Worte keinen Eindruck, so folge ihnen – komm nicht wieder – aber ich sage Dir vorher, armes Kind, die schrecklichsten Gewissensbisse werden Dich eines Tages dafür strafen. –

Ich blieb unbeweglich mit auf Claudius Gérard gerichtetem Blicke, getheilt zwischen der Rührung, die seine Worte in mir hervorriefen, und der Furcht, in eine Falle zu gehen.

Verwundert über meine Verduzttheit versetzte Claudius Gérard:

– Geh, worauf wartest Du? –

– Ich wage es nicht, Sie wollen mich vielleicht hinter gehen. –

Claudius Gérard zuckte die Achseln und sagte zu mir mit engelhafter Langmuth:

– Dich hintergehen? Wie könnt' ich das? Komm, ich glaube, daß Du entschlossen genug wärest, meinen Drohungen nicht zu weichen, wenn ich Dich zwingen wollte, mir das Stelldichein zu nennen, wo Deine Genossen auf Dich warten, –

– Ja, ganz gewiß, ich lasse mich eher um's Leben bringen. –

– Nun gut, ich lasse Dich allein fortgehen. –

– Und wenn Sie mir von fern nachgehen? –

– Es ist Mondschein, das Land ist offen, wenn Du siehst, daß ich Dir nachgehe, so stehst Du still. –

Da mein hartnäckiges Misstrauen diesen Einwendungen Nichts entgegensetzen konnte, blieb ich stumm.

– Nun, – sagte Claudius Gérard zu mir, – beeile Dich, es ist drei oder vier Stunden her, da der Diebstahl begangen worden. Deine Genossen könnten, da sie Dich nicht zurückkommen sehen, das Warten aufgeben – eile, eile. –

Ich gestehe es, obgleich die Beweise von Mitleid und Theilnahme, welche Claudius Gérard mir gab, einen tiefen Eindruck auf mich machten, so dachte ich doch an Nichts, als an die Hoffnung, Basquine und Bamboche wiederzufinden und im Falle sie die Anerbietungen, die ich ihnen überbrachte, ausschlugen, mit ihnen unser Landstreicherleben wieder zu beginnen.

Ich lief an's Fenster.

Im Augenblick, wo ich hinaussteigen wollte, hielt Claudius Gérard mich fest und sagte mir mit bewegter Stimme, indem er die Arme gegen mich ausstreckte:

– Umarme mich, armes Kind. Möge Gott Dir rathen und Dich zurückführen, sei es allein oder sei es mit Deinen Genossen.

– Ich fiel dem Claudius Gérard um den Hals und konnte meine Thränen nicht zurückhalten; denn mehre Male hatte ich während dieser Unterredung gefühlt, wie meine Augen vor Rührung feucht wurden; wie sollte es möglich sein, daß ich nicht gerührt würde von der väterlichen Güte, mit der mich dieser Mann behandelte, mich, den Mitschuldigen bei einer Uebelthat, die für ihn so schreckliche Folgen haben konnte? Auch waren, da ich seine Worte hörte, auf's neue jene heilsamen Gewissensbisse erwacht, dergleichen ich und meine Genossen schon mehre Male empfunden hatten; wäre nicht meine blinde Liebe zu Basquine und Bamboche gewesen, ich hätte vielleicht ohne Weiteres das edelmüthige Anerbieten des Claudius Gérard angenommen – jetzt aber riß ich mich aus seinen Armen los und stürzte auf das Fenster zu.

Und doch, im Augenblick, da ich den Fuß hinaussetzen wollte, zauderte ich einen Augenblick, den schützenden Zufluchtsort zu

verlassen, der sich mir dargeboten.

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen, es war mir, als wenn ich auf immer dem Guten Lebewohl sagte – aber das An denken an die Freunde meiner Kindheit gewann die Oberhand, und ich sprang aus dem Fenster. Zuerst lief ich ein Paar Schritte fort, hierauf fiel es mir ein, daß es doch undankbar sein würde, wenn ich mich entfernen wollte, ohne dem Claudius Gérard ein Wort der Erkenntlichkeit zu sagen, ich blieb also stehen und kehrte mich um.

Bei dem hellen Mondschein sah ich den Lehrer auf der Fensterbank sitzen, er sah mir mit einem traurigen Blicke nach.

– Leben Sie wohl, lieber Herr! – sagte ich mit vollem Herzen, – ich danke Ihnen, daß Sie so gütig gegen mich gewesen sind und mich nicht haben festsetzen lassen. –

– Ich kann mich nicht drein finden, daß ich Dir Lebewohl sagen sollte, armes Kind, – sagte der Lehrer mit rührender Stimme zu mir; – laß mir die Hoffnung, daß Du wiederkommst. Es ist unmöglich, daß Das, was ich Dir gesagt, was ich Dir angeboten habe, keinen Eindruck auf Dich machen sollte – sonst, – setzte er mit tiefer Betrübniß hinzu, – ist für Dich keine Hoffnung mehr, und Dein Schicksal muß in Erfüllung gehen. –

– Ich glaube, daß ich nicht wiederkommen werde, lieber Herr, – sagte ich kopfschüttelnd, – es ist ein Lebewohl auf immer, Sie werden sehen. –

Und ich entfernte mich in möglichster Eile in der Richtung nach dem Punkte der Landstraße, wo wir im Falle der Verfolgung uns hatten treffen wollen.

Die Gewöhnung an das Herumstreicherleben hatte mir ein großes Ortsgedächtniß verschafft; so fand ich denn durch ein Gewirre von Fußsteigen, welche die Felder durchkreuzten, leicht meinen Weg.

Nach einer Viertelstunde stand ich auf einer Erhöhung still, von wo ich noch das kleine Fenster des Lehrers sehen konnte; es glänzte in der Ferne, schwach erleuchtet; auf diesem bleichen Schein zeichnete sich der Schattenriß des Claudius Gérard ab, der noch immer auf der Fensterbank saß und mich wahrscheinlich noch immer mit den Augen verfolgte.

Ich stieg an der andern Seite der Erhöhung, wo ich stillgestanden, herab. Das Haus entschwand meinen Blicken, ich setzte meinen Weg eilig fort.

Je weiter ich mich von diesem Leuchtturme des Heils, wenn ich mich so ausdrücken darf, entfernte, um so schwächer wurden meine guten Entschlüsse.

Ich dachte daran, in was für eine beschwerliche und elende Lage ich mich begeben haben würde, wenn ich Claudius Gérard's Anerbietungen angenommen hätte, und es währte nicht lange, so begriff ich, indem ich die Zukunft, die er mir versprach, mit dem unthätigen, lustigen, abwechslungsreichen Herumstreicher leben, dessen verführerischen Reiz ich schon gekostet hatte, verglich, diesem Leben mit den Freunden meiner Kindheit, mein früheres Zaudern nicht mehr und schämte mich meiner Schwäche.

Nach einer Stunde hatte ich die Landstraße erreicht; ich sah in der Ferne auf der höchsten Stelle jenes steinerne Kreuz, zu dem wir einander für den Fall, daß wir verfolgt würden, beschieden hatten.

Die Landstraße lag, einsam und still, im vollen Mondschein vor mir.

Ich zweifelte gar nicht daran, daß ich meine Genossen antreffen würde. Sie hätten ohne Gefahr entfliehen können, aber sie mußten meinethalben in lebhafter Besorgniß schweben; ich traute ihnen nicht zu, daß sie die Gegend verlassen würden, ohne wenigstens einen Versuch zu wagen, sich mir zu nähern. Indem ich sie also sobald als möglich von meiner Rückkunft unterrichten wollte, stand ich, obgleich noch ziemlich weit von dem Orte des Stelldicheins entfernt, still, und that einen Ruf, der Bamboche und Basquine bekannt war.

Ich kann's nicht ausdrücken, mit welcher Beklemmung, mit welchem Herzklopfen ich die Antwort erwartete.

Meine Erwartung wurde getäuscht.

Niemand antwortete mir.

Sie sind zu weit entfernt, sie können mich nicht hören, sagte ich zu mir selbst, indem ich auf das Kreuz zulief, dessen Arme hellbeleuchtet erglänzten, während sein massiver Stamm gerade in tiefem Schatten lag.

Vermöge der Behendigkeit meiner Glieder und trotz der Steilheit des Abhangs, erreichte ich in wenigen Minuten den Fuß des Kreuzes.

Meine Genossen waren nicht da. Vergeblich blickte ich in die Ferne; denn der Höhepunkt, auf dem ich mich befand, beherrschte die beiden in entgegengesetzter Richtung aufsteigenden Theile der Landstraße – ich sah Niemand – mit zerrissenem Herzen rief ich, schrie ich.

Keine Stimme antwortete auf mein Rufen, auf mein Geschrei. Da stürzte ich denn, erschöpft von aller der Anstrengung, athemlos, verzweifelnd, am Fuße des Kreuzes hin und zerfloß in Thränen – die schreckliche Wortbrüchigkeit meiner Genossen verursachte mir tausendfache Todesqual. Plötzlich fühlte ich, daß meine Hände, die den Boden berührten, ganz feucht waren; ich sah um mich, und es war ein weiter, schwärzlicher Pfuhl, in dessen Mitte ich ein ziemlich großes Stück weißliches Zeug sah – ich ergriff es, und drei Fünffrankenstücke, die darin eingehüllt waren, erglänzten im Mondschein.

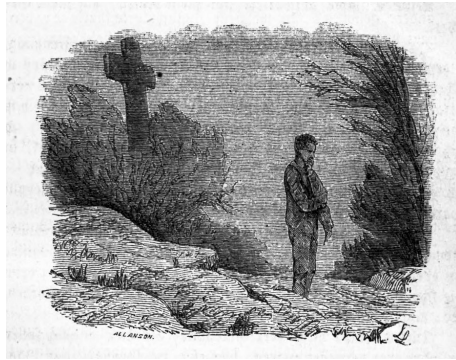
Aber wie groß war mein Schrecken, als ich in dem Stücke Zeug das schlechte, kleine Halstuch erkannte, welches Basquine an eben diesem Tage trug! Dieses kleine Tuch war blutig; denn die schwärzliche Flüssigkeit, in der meine Hände feucht geworden, war eine Blutlache!

Dieses Tuch, diese drei Geldstücke, die hier zufällig fallen gelassen oder vergessen waren, bewiesen zur Genüge, daß Basquine und Bamboche, der Verabredung getreu, sich nach der Ausführung des Diebstahls hierher begeben, um mich zu erwarten – aber was mochte ihnen darauf begegnet sein! War es Basquine's Blut, war es Bamboche's Blut, das den Boden benetzte? In Folge welches geheimnißvollen Ereignisses war dieses Blut vergossen worden?

Alle diese schrecklichen Vorstellungen drängten sich in meinem Geiste. Ich fühlte, wie meine Gedanken sich verwirrten, es überfiel mich wie ein Schwindel, und ich fiel am Fuße des Kreuzes bewußtlos hin, indem ich Basquine's kleines Halstuch in der Hand hielt.

---





## Elftes Kapitel.

### *Die Unschlüssigkeit.*

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Ohnmacht dagelegen haben mag, in der ich weder an irgend Etwas dachte, noch eigentliche Sinneseindrücke empfing, aber als ich zu mir selbst kam, war es stockfinster. Der Mond war untergegangen. Ich suchte mich auf mich selbst zu besinnen. Die drei Geldstücke und das kleine blutige Tuch, die ich neben mir liegen sah, erinnerten mich an das Vorgefallene.

Was sollte ich machen, wozu sollte ich mich entschließen?

Sollte ich den Anbruch des Tages abwarten, um alsdann darauf auszugehen, Bamboche und Basquine aufzusuchen? Wie durfte ich hoffen, sie noch wieder einzuholen? Auf welche Weise sollte ich meine Nachsuchungen anstellen? Und dieses frisch vergossene Blut, war es ihr, war es sein Blut? Wenn das eine von ihnen schwer verwundet, vielleicht getötet war, wohin war das andere geflohen? An welchem Zufluchtsorte hatte er den Leichnam untergebracht, oder wohin hatte er den Leichnam fort geführt?

Mein Denken verwickelte sich in aller dieser peinigenden Ungewißheit; es bot sich mir kein möglicher und annehmbarer Ausweg dar.

Ich ward es endlich müde, mich in diesem ausgangslosen Labyrinth herumzutreiben; Claudius Gérard und seine edelmüthigen Anerbietungen fielen mir wieder ein.

Der Gedanke, dies herumstreichende und abenteuernde Leben, das mir vorzüglich deshalb gefallen hatte, weil ich es mit Bamboche und Basquine theilte, allein fortzusetzen, reizte mich freilich wenig.

Auf der einen Seite hatte Claudius Gérard mir offen gesagt, daß ich, wenn ich seine Anerbietungen annähme, mich auf ein Leben voll Entbehrungen und Mühen gefaßt machen müßte, und die Gewohnheit des Nichtsthuns und der Ungebundenheit war bei mir schon so tief gewurzelt, daß ich nicht ohne Schrecken auf diese lange Reihe von freudlosen und mühevollen Tagen hinblicken konnte, die mich bei dem Lehrer erwartete; indessen fand ich bei ihm wenigstens ein, wenn auch ärmliches und hartes, doch gesichertes Dasein; auch konnte seine Zuneigung, wenn auch der Unterschied des Alters groß war, mir vielleicht in Etwas den Verlust oder die Entfernung der Freunde meiner Kindheit ersetzen.

Dieses Bedürfniß nach Zuneigung, nach einem Gegenstande, den ich lieben könnte, welches bei mir so natürlich und so lebhaft war, hatte sich bei mir, vermöge aller der Aufopferungen, die meine zärtliche Liebe zu meinen Genossen mir einflößte, statt abzunehmen, noch mehr entwickelt; auch schien es mir schrecklich, daß ich mich eben jetzt darein ergeben müßte, allein zu leben; ich wußte ja aus Erfahrung, wie viel Mühe es mir gekostet, einen Freund zu finden.

Diese Erwägungen neigten die Wage mehr und mehr zu Gunsten des Claudius Gérard, obgleich ich fühlte, daß unter uns Beiden Vertraulichkeit, Zutrauen und Kameradschaft immer unmöglich sein würden. Er flößte mir große Achtung ein, und ich kannte mich selbst bereits hinlänglich, um einsehen zu können, daß diese Regung von Dankbarkeit, die mit Achtung vermischt war, sich niemals in eine zärtliche Vertrautheit umwandeln könnte.

Ich weiß nicht, wie lange diese Unschlüssigkeit, die mir, ich gestehe es, wenig Ehre machte, noch gedauert haben würde, wäre mir nicht plötzlich ein seltsamer Gedanke eingekommen.

Ich hatte mein Zusammentreffen mit dem allerliebsten kleinen Mädchen, das ich Regina nennen hörte, niemals vergessen können; ich hatte sie im Walde von Chantilly entführt, doch war diese Entführung trotz Bamboche's böser Rathschläge ganz

unschuldig geblieben; denn meine Kühnheit beschränkte sich auf einen Kuß, den ich auf die bleiche und kalte Stirn dieses Mädchens gedrückt, das ich ohnmächtig in meinen Armen forttrug, bis zu dem Augenblick, wo wir, Bamboche und ich, erschreckt durch das Herannahen einer Runde von Forstbedienten, unsere beiden Gefangenen, den Vicomte Scipio und Regina, hatten fahren lassen.

Verführt durch Bamboche's vorzeitige Liebeshändel, die eine allzu frühzeitige Empfänglichkeit in mir erweckt hatten, war ich zugleich von einer leidenschaftlichen Liebe zu Regina ergriffen worden, und sie war in mir wach geblieben; meine Gedanken waren fast beständig bei dem Mädchen.

Meine Freunde hatten sich zuerst über mich lustig gemacht; zuletzt faßten sie meine Liebe vollkommen ernst auf. Unsere Unterhaltungen auf unsern aufs Gerathewohl unternommenen Streifzügen drehten sich häufig um diesen Punkt. Was die Mittel an betrifft, die wir ersannen, um mich Regina zu nähern, und, wenn ich erst groß geworden, um ihre Liebe zu werben, so muß ich darauf Verzicht leisten, ihren ausschweifenden Charakter und ihre Rohheit näher zu bezeichnen; nur ein einziger war weniger unsinnig und grob – wenn wir das Alter erreicht hätten, wollten wir, ich und Bamboche, unter's Militair gehen, und Basquine sollte Marketenderin werden; denn wir konnten uns doch nicht trennen, und nach unserer Meinung gab es keine Soldaten ohne Krieg. Vermöge meines Muthes ward ich dann so was wie Hauptmann oder General, und dann heirathete ich Regina, wir entführten sie und dies Mal im *Ernst*.

So albern dieser kindliche Roman war, so hatte ich mich doch mit schwankender Hoffnung an ihn festgeklammert, und, was seltsam war, und wovon ich mich wohl hütete meinen Genossen auch nur ein Wort zu sagen, oft, wenn ich an Regina dachte, fühlte ich Etwas wie eine unbestimmte Reue über das schlechte Leben, das wir führten, und trotz Bamboche's Beispiel, sagte mir eine unerklärliche innere Stimme, daß in der Liebe etwas Edles, Neues, Erhabenes liege.

In der Verwirrung und dem Schmerz, in den mich die Besorgniß, die ich in Betreff des Schicksals meiner verschwundenen Freunde empfand, gestürzt hatte, war mir der

Gedanke an Regina nicht gleich wieder in den Sinn gekommen; aber in der Unentschlossenheit in Bezug auf Claudius Gérard's Anerbietungen fiel sie mir wieder ein, und ich sagte zu mir selbst:

– Nichts in der Welt hätte mich vermocht, mich von meinen Freunden zu trennen, aber da dieses Unglück einmal geschehen, will es mich bedünken, als ob ich dadurch, daß ich Claudius Gérard's Rathschläge befolgte, Reginen näher kommen müßte, und daß dieser Gedanke mir die Lage, welche auf mich wartet, erträglicher machen und versüßen könnte! –

Jetzt, da ich aus so vielen Ursachen, ach, meine geringsten Erinnerungen, die sich auf Regina beziehen, sorgfältig durchprüfe, ist es mir vollkommen klar, so wunderlich es mir gegenwärtig vorkommt, daß der entscheidende Beweggrund, der mich nach dem Hause des Lehrers zurückführte, kein anderer war, als der Gedanke, dadurch, daß ich besser würde, Reginen näher zu kommen.

---

Ich raffte also Basquine's blutiges Tuch und die drei Geldstücke auf und kehrte in's Dorf zurück.

Als ich auf der kleinen Erhöhung angekommen war, von wo man das Haus des Lehrers erblicken konnte, sah ich das Fenster noch erleuchtet.

– Er wartet auf mich, – sagte ich zu mir selbst.

Und ich fühlte, ich weiß nicht warum, eine Art feindlicher Regung gegen den Lehrer. Die Voraussicht, daß es so kommen werde, die ich bei ihm voraussetzen mußte, demüthigte mich tief; es regte sich in mir, trotz meiner so eben gefaßten guten Vorsätze, Etwas, das mich umkehren hieß. Ich hatte ja fünfzehn Francs, die Trümmer des gestohlenen Gutes, davon konnte ich mehre Tage leben – aber, so wie ich daran dachte, daß an diesen Geldstücken Basquine's oder Bamboche's Blut klebte, faßte mich ein Schauer – ein seltsamer Scrupel, der nicht eben aus dem Gedanken hervorging, daß ich mir auch von dem Gelde, das dem Claudius Gérard zu seinem großen Kummer gestohlen worden, meinen Theil zueigne. Ich setzte also meinen Weg fort.

Als ich am Hause des Lehrers angekommen war, blieb ich in einer Entfernung von wenigen Schritten im Schatten stehen und

beobachtete durch das offene Fenster den Claudius Gérard aufmerksam.

Ich will bei diesem Selbststudium, in dem ich hier begriffen bin, und bei dem ich nur mit meinem Gewissen zu thun habe, Nichts auslassen, zumal wenn es sich von tiefen Regungen handelt, die ich seitdem, wenn auch nicht besiegt, doch kräftig bekämpft habe.

Ich beobachtete Claudius Gérard nicht, ich *belauerte* ihn mit einer gewissen Bitterkeit. Er sollte von jetzt an so zu sagen mein Herr sein, und während er sich allein glaubte, gedachte ich seine Gesichtszüge darauf auszuforschen, ob er ein Anderer sei, als er sich gegen mich gezeigt hatte.

Der Lehrer saß an einem kleinen Tische und stützte die Stirn auf die linke Hand; mit der rechten schrieb er langsam.

Nach einigen Augenblicken schien ihm die Feder aus der Hand zu fallen; denn er bog den Kopf zurück, ballte die Fäuste und drückte sie heftig an die Schläfe, und zu meinem Erstaunen war sein Gesicht in Thränen gebadet. Er wandte die Augen zum Himmel mit einem herzzerschneidenden Ausdruck.

Bald darauf trocknete Claudius Gérard seine Thränen mit dem Rücken der Hand ab, stand auf und ging rasch auf und ab.

Ich verfolgte neugierig und unruhig alle seine Bewegungen. Nachdem er eine Weile in der Stube hin und her gegangen, trat er an das offene Fenster, und nach einem langen Schweigen, das nur von einigen tiefen Seufzern unterbrochen wurde, sagte er:

– Ach, das arme Kind kommt nicht wieder – er ist verloren – ich hatte mich in ihm geirrt. –

Und das kleine Fenster schloß sich.

Mein Mistrauen, meine tückischen Hinterhaltsgedanken verschwanden noch einmal vor der sanften und ernstesten Anziehung, die Claudius Gérard auf mich ausübte. Um ihm mein Lauern nicht zu verrathen, wartete ich noch einige Augenblicke, ehe ich an die Scheiben klopfte.

Kaum hatte ich schüchtern angepocht, als das Fenster sich öffnete.

Es ist mir, als hörte ich den verwunderten und freudigen Ausruf noch, der meine Rückkunft begrüßte.

Mit Einem Satze war ich in der Stube. Claudius Gérard drückte

mich mit einem unsäglichen Entzücken an's Herz.

– Gott sei gelobt! – sagte er, – nein, nein, ich hatte mich nicht in Dir geirrt – armes theures Kind, ich hatte Dich richtig beurtheilt. –

Dann besann er sich und sagte:

– Und Deine Genossen? Dein Beispiel hat sie nicht zu dem gleichen Entschluß vermögen können? –

Ich erzählte dem Claudius Gérard die Vergeblichkeit meiner Nachsuchungen und zeigte ihm schauernd das blutige Halstuch Basquine's und die drei Geldstücke.

– Es ist vielleicht hier ein Verbrechen verübt worden, – sagte er ernst und nachdenklich zu mir. – Ich werde morgen, soweit es möglich ist, ohne Dich als Theilnehmer an dem Diebstahle blozustellen, ein Mittel aufzufinden suchen, dieses Geheimniß aufzuhellen. Beruhige Dich, liebes Kind, und vor allen Dingen ruhe aus von den schmerzlichen Aufregungen dieses Tages, wirf Dich auf mein Bette, Du liegst da besser, ich will für heute in dem Stall schlafen. Suche zu schlafen, morgen magst Du mir Deine Vergangenheit erzählen, und wir wollen von der Zukunft reden. Nun, gute Nacht – Wie ist Dein Name?–

– Martin, Herr. –

– Martin! – rief Claudius Gérard erbleichend – Martin! – wiederholte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck – und Du kennst weder Deinen Vater noch Deine Mutter? –

– Nein, Herr. So weit ich zurückdenken kann, diente ich als Handlanger bei einem Maurer, und darauf ward ich von Seiltänzern aufgegriffen, die ich seit einigen Monaten mit meinen Genossen verlassen, um betteln zu gehen. –

– Ich Thor! – sagte Claudius Gérard zu sich selbst. – Was für ein Einfall! Es ist unmöglich. Und doch – dieser Name, dieser seltsame Antheil, den ich an dem Knaben nehme! Nun, diese Theilnahme hätte ich wohl für jedes unglückliche Geschöpf der Art gefühlt, das so wie er im Begriff gestanden hätte in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Aber dieser Name – dieser Name, glaub' ich, wird mir den Knaben noch theurer machen. –

Dann wandte er sich an mich.

– Erinnerst Du Dich keines Umstandes – doch nein, schlafe, schlafe, Knabe, morgen ist Zeit genug zu schwatzen.

– Ich mag nicht schlafen, Herr, ich bin zu traurig. –  
– Nun denn, so erzähle Du mir, so gut Du kannst, in wenig Worten, aber offenherzig, Dein Leben bis zum heutigen Tage. –

Und ich erzählte dem Claudius Gérard Alles, beinahe Alles, ich verbarg ihm nur meine Liebe zu Regina.

Meine naive, aufrichtige Erzählung rührte und erzürnte meinen neuen Herrn abwechselnd; er verbarg mir seinen Abscheu gegen La Levrasse, die Mutter Major, u. s. w. nicht, das Loos Basquine's erfüllte ihn mit tiefem Schmerze. Wenn er Bamboche tadelte, so beklagte er ihn zugleich auch. Mehre Male im Laufe meiner Erzählung sagte mir Claudius Gérard, daß er das Verschwinden meiner Genossen bitter beklage; denn nach Dem, was ich von ihnen sagte, schienen sie der Umkehr zum Bessern noch fähig zu sein.

Als ich bei der Erzählung von unserem letzten Versuche an kam, die Hilfeleistung der vornehmen Kinder, die wir im Walde von Chantilly angetroffen, zu erlangen, nannte ich den Vicomte Scipio Duriveau – ich und meine Genossen hatten uns diesen Namen und Titel häufig in's Gedächtniß zurückgerufen, sei es, daß wir uns über diesen Titel, den man einem kleinen Knaben beilegte, lustig machen wollten, sei es, um das Andenken an den vorzeitigen Uebermuth des kleinen vornehmen Herrn in uns auf zufrischen.

Kaum hatte ich den Namen Duriveau ausgesprochen, als Claudius Gérard von seinem Sessel auffuhr; seine Züge verriethen einen so bitteren, so plötzlichen Schmerz als wäre er in's Herz getroffen.

Nach einer langen, peinlichen Pause sagte er zu mir mit bitterm Lächeln:

– Du auch – nicht wahr, Du auch sprichst den Namen Duriveau mit Schmerz und Abneigung aus? –

– Freilich, – erwiderte ich, verwundert über diese Frage, – dieser kleine Vicomte, wie seine Bedienten ihn nannten, hat sich gegen uns so boshaft, so herabwürdigend benommen. –

– Nun wohl, rief er, – auch ich spreche diesen Namen mit Schmerz, mit Abneigung aus; das wird ein neues Band zwischen uns sein. –

– Sie kennen also diesen kleinen Vicomte auch? – sagte ich zu ihm, – auch gegen Sie hat er sich so benommen? –

– Nein, aber sein Vater – o sein Vater! Niemals kann ich –

Hierauf schwieg Claudius Gérard plötzlich, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte achselzuckend:

– Wahrhaftig, der Schmerz beraubt mir die Besinnung – was hätte ich bald diesem Kinde erzählt! – O, meine Schicksale, meine Schicksale! –

Und nach einem tiefen Seufzer sagte er zu mir:

– Fahr fort, Freund. –

Ich beschloß meine Beichte mit der Erzählung Dessen, was uns seit unserm Zusammentreffen mit den reichen Kindern begegnet war – ich verhehlte weder das Landstreicherleben, noch das Betteln, noch die Diebstähle.

Nachdem Claudius Gérard mich mit Theilnahme angehört, umarmte er mich und sagte zu mir:

– Ich preise mich, wenn es möglich ist, jetzt noch mehr glücklich, liebes Kind, daß wir einander zugeführt worden sind. Hättest Du noch einige Zeit länger in dem Herumstreicherleben verharret, so würde Deine Umkehr, wo nicht unmöglich, doch sehr viel schwieriger geworden sein. Was Dich aufrecht erhalten, was Dich beinahe schon gerettet hat, weißt Du, was es ist? Es ist die Freundschaft, es ist die ernstliche, tiefe Zuneigung, die Du zu Deinen Freunden empfandest, und sie zu Dir. Eine einzige gute und edle Regung in ihren Herzen und in dem Deinigen hat hingereicht, Eure Seelen vor einer völligen Verderbniß zu bewahren. Ja, weil Ihr *liebtet*, seid Ihr besser geblieben, als so viel Andere in ähnlichen Verhältnissen. O, gesegnet sei die *Liebe*, – sagte Claudius Gérard mit einem unaussprechlichen Blicke, – sie kann einen Menschen erretten, wie sie die Menschheit erlöst hat.

–

Ich weiß nicht, warum mir Claudius Gérard's Worte den Verlust meiner Genossen noch schmerzlicher in's Gedächtniß zurück riefen, als ich ihn bisher empfunden; ich zerfloß in Thränen.

– Was ist Dir? – sagte er gütig zu mir.

– Nichts, Herr, – sagte ich, indem ich meine Thränen zu verschlucken suchte; denn ich fürchtete meinen Herrn durch



meinen Kummer zu verletzen.

– Komm, Kind, – sagte Claudius Gérard zu mir, in dem zu Herzen gehenden sanften Tone, dem ich bereits nicht zu widerstehen vermochte, – komm, gewöhne Dir an, mir Alles zu sagen. Wenn Du etwas Böses gedacht, gethan hast, so will ich Dich nicht tadeln, ich will Dir nur das Böse darin zeigen, und warum es böse ist.

– Nun ja, Herr, als ich heute Nacht dies Tuch und diese Silberstücke mitten in einer Blutlache fand, und da ich meine Genossen rief, Niemand antwortete, da fühlte ich einen tiefen Kummer – es war wie eine Betäubung durch den Schmerz, aber jetzt kommt es mir vor, als wäre mein Kummer noch größer. –

– Und das kann nicht ausbleiben, Kind, darauf mußt Du Dich gefaßt machen, dieser Kummer wird noch größer werden. Nicht heute, nicht morgen wirst Du die Trennung von Deinen Genossen am lebhaftesten empfinden. Die Veränderung der Lage, die neuen Beschäftigungen werden Dich anfangs zerstreuen, aber nach einiger Zeit, und vornehmlich an Tagen der Niedergeschlagenheit wirst Du Deine Genossen schmerzlich zurücksehnen. Freundschaften, die wie die Eurige in der Kindheit entstanden sind, und mitten unter Leiden und gemeinsam ertragenen Unglücksfällen, lassen im Herzen unzerstörbare Wurzeln, im Geiste unauslöschliche Erinnerungen zurück. Du könntest diese Genossen Deines Jugendalters nach zehn, zwanzig Jahren wieder antreffen, liebes Kind, und Deine Neigung zu ihnen würde noch ebenso wach sein, wie zu dieser Stunde. –

Ich sah Claudius Gérard ein wenig besorgt an; er fuhr fort:

– Zu einem Andern würde ich nicht so reden, aber nach der Erzählung Deiner Jugendgeschichte und zufolge der Blicke, die ich schon in Deine Gemüthsart gethan zu haben glaube, bin ich überzeugt, daß Du Muth, guten Willen und Einsicht genug hast, die Wahrheit ohne Verhüllung zu hören – ja, Du bist stark genug, daß ich Dir gewisse, unvermeidliche Entmuthigungen vorher sagen kann, die Dich betreffen werden, aber Dich wenigstens nicht überraschen sollen. Noch einmal, Martin, versprich mir vor Allem, wenn die Lage, die ich Dir anbiete, Dir zu traurig, zu elend vorkommt, mir es frei zu gestehen, statt heimlich zu entweichen – denn alsdann würde ich versuchen, Dich auf eine für Deinen

Geschmack und Deine Neigungen, die ich erst kennen lernen muß, angemessene Weise unterzubringen. Nun, mein Kind, der Tag will anbrechen – versuch ein wenig zu ruhen, auch ich bedarf des Schlafes. Gute Nacht, Martin. –

Und Claudius Gérard hieß mich sich auf sein Bette legen und löschte das Licht aus; bald darauf hörte ich, wie er sich im Stalle auf die Streu hinstreckte.

Vergeblich versuchte ich zu schlafen; ich empfand das Bedürfniß gar sehr, aber ich war zu aufgeregt; ich mußte den Worten des Claudius Gérard nachdenken.

Seltsam genug, gerade dadurch, daß er mir die Zukunft mit keineswegs einladenden Farben gemalt, daß er kein Bedenken getragen, sich an meinen Muth, an meinen guten Willen, an meine Einsicht zu wenden, fühlte ich mich ermuthigt, in meinen eigenen Augen gehoben und gekräftigt, dieser Zukunft, deren Herbheit er mir nicht verbarg, dreist die Stirn zu bieten; auch war durch die Art, mit welcher Claudius Gérard die rohen Grundsätze des Krüppels, die ich ihm in der Eile vorgetragen hatte, und deren Vertheidiger ich sogar ein wenig geworden war, auf genommen hatte, meine Neugierde lebhaft angestachelt. Mein neuer Herr verdammt diese Grundsätze nicht, er erzürnte sich nicht über sie; er begnügte sich damit, traurig über sie zu lächeln. Ich suchte mir diese scheinbare Duldsamkeit dadurch zu erklären, daß Claudius' Dasein ohne Zweifel ein Beweis mehr für die Lehre des Krüppels sei; denn obgleich ich meinen Beschützer erst so eben kennen gelernt hatte, gaben mir die Redlichkeit und das Edle in seiner Denkungsart die Güte und Reinheit seines Herzens hinreichend kund, während Alles, was ihn umgab, von dem Elend und den Entbehrungen zeugte, in denen er zu leben schien.

Von Müdigkeit überwältigt, schlief ich mitten in diesen Betrachtungen ein, aber mein Schlummer war nicht tief und dazu unruhig, so daß ich nach ungefähr zwei Stunden von dem Geräusche, das Claudius Gérard machte, da er in die Stube trat, aufwachte, obgleich er sich bemüht hatte, leise aufzutreten.

Ich richtete mich sogleich von meinem Lager auf. Diese zwei Stunden Schlaf hatten mein Blut beruhigt und abgekühlt.

– Ich wollte Dich nicht wecken, – sagte Claudius Gérard im Tone des Bedauerns zu mir, – aber es ist nun einmal geschehen,

such' wieder einzuschlafen. –

– Danke, Herr, ich habe für heute genug geschlafen, wenn Sie mir Etwas aufzutragen haben, so sagen Sie nur, ich bin bereit. –

Und ich stellte mich auf die Füße.

– Mein Kind, für jetzt will ich ein trauriges Geschäft besorgen. –

– Das Grab der jungen Dame machen? – sagte ich zu ihm.

– Wer hat Dir Das gesagt? – fragte er verwundert.

– Gestern, – antwortete ich die Augen niederschlagend, – als Sie mich eingeschlossen hatten, um meine Genossen zu verfolgen, sah ich eine dicke Dame nach Ihnen fragen, und als Sie zurückkamen, sprach sie mit Ihnen. –

– Gut, jetzt verstehe ich – nun ja, mein Sohn, ich will ein Grab machen. –

– Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Herr? Ich kann Ihnen helfen, und dann möchte ich auch lieber mit Ihnen gehen, als allein bleiben. –

– Es sei, – sagte Claudius Gérard mit trübem Lächeln. – Und da Du doch im Begriffe stehst, wenigstens für einige Zeit meine Lebensart zu theilen, so kann Dir dieser Tag von der selben eine so vollständige Probe geben, wie möglich, und Dich vollkommen einweihen. Komm also mit. –

Ich folgte dem Claudius Gérard mit den Augen; er ergriff im Stalle eine Hacke und einen Spaten.

– Soll ich das Werkzeug tragen, Herr? –

– Nimm den Spaten, mein Junge, er ist weniger schwer. –

Er nahm die Hacke. Mein Herr that einige Schritte vorwärts und traf an der Thür der Stalles den Kuhhirten an, der vertraulich mit rohem Lachen zu ihm sagte:

– Heut werdet Ihr eine volle Classe haben, Claudius Gérard. –

– Wie das, Junge? –

– Ihr werdet heute mehr Zöglinge haben, als gestern.

– Erkläre Dich, wer werden diese sein? –

– Nun, meine Kühe. –

– Deine Kühe? Aber seit einigen Tagen sind sie ja während meiner Schulzeit auf der Weide. –

– Ach ja – aber mein Herr sagt so: Für das Bisschen Futter, das

mein Vieh im Winter während drei oder vier Stunden auf dem Felde findet, verliere ich den besten Theil vom Dünger. Es mag also die ganze schlechte Jahreszeit im Stalle bleiben. –

– Gut, mein Junge, – sagte Claudius Gérard, – laß Dein Vieh im Stalle; ich werde schon dafür sorgen, daß meine Schüler durch die Nachbarschaft nicht zu sehr zerstreut werden, – setzte er lächelnd hinzu:

Hierauf wandte er sich zu mir um:

– Vorwärts, Martin, komm Kind. –

Und mit dem Spaten auf der Schulter folgte ich dem Lehrer, der die Hacke unter dem Arm trug.

Dieser Lehrer, der zugleich Todtengräber war, dieser Unterricht, der im Kuhstall abgehalten wurde, das Alles kam mir, trotz meiner Unerfahrenheit in menschlichen Dingen, sehr seltsam vor; zwei oder drei Mal war ich im Begriff, dem Claudius Gérard mein Erstaunen erkennen zu geben, aber ich wagte es nicht und erreichte bald mit ihm den Dorfkirchhof.





## Zwölftes Kapitel.

### *Der Brief.*

Ehe ich die Vorfälle dieses seltsamen Tages erzähle, der in meinem Geiste unauslöschliche Erinnerungen und in meinem Herzen einen tiefen und heilsamen Eindruck zurückließ, muß ich hier einige Bruchstücke eines Briefwechsels geben, welche mir später ein seltsamer Zufall in die Hände spielte.

Dieser Fetzen eines zerrissenen Briefes, der kurz vor meinem Zusammentreffen mit Claudius Gérard geschrieben war, erklärt es vollkommen, wie dieser sich zu so verschiedenen mühsamen und widerwärtigen Geschäften bequemen konnte, und macht zugleich den bitteren Groll begreiflich, den diese Ergebung seinen Feinden einflößte.

Dieser Brief, dessen Empfänger mir unbekannt geblieben ist, war von dem Abbé Bonnet geschrieben, dem Pfarrer der Gemeinde, in der Claudius Gérard Lehrer war.

– Mit Einem Wort es ist unerträglich.

Es ist unmöglich, den Claudius Gérard auf irgend einer Pflichtverletzung zu betreffen, er geht auf Alles ein, ergibt sich in Alles mit einer Geduld, mit einer Unterwürfigkeit, die bei einem Mann von seinen Fähigkeiten – denn unglücklicherweise sind diese nicht zu bestreiten – nur aus der höchsten Verachtung Derjenigen, die ihm Dergleichen zumuthen, hervorgehen kann.

Herr Claudius Gérard glaubt wahrscheinlich einen zu hohen Geist, eine zu überlegene Natur zu besitzen, als daß ihn irgend Etwas erniedrigen könnte. Er vollführt die niedrigsten, die

schimpflichsten Geschäfte mit einer Seelenheiterkeit, die mich rasend macht; nicht nur unterwirft er sich ohne Murren allen den Arbeiten, die mit seiner Lehrerstellung in Verbindung gebracht worden sind, sondern er findet auch noch Zeit, gewissen Forderungen von meiner Seite zu genügen, von denen ich hoffte, daß er sie ablehnen würde – was er der Strenge nach auch könnte – um wenigstens einen Vorwand zu haben, gegen ihn verfahren zu können; aber er ist dazu zu fein, und mit teuflischer und kalter Unterwerfung zwingt er mich anzuerkennen, daß ich ihm Verbindlichkeiten schuldig bin. Vielleicht ermüdet er endlich, wir wollen es wenigstens hoffen.

---

Es käme also vor allen Dingen darauf an, ihm in der Achtung der Leute zu schaden. Dies ist sehr schwer; denn bis zu den erniedrigenden Arbeiten herab, mit denen er belastet wird, weiß er Alles durch eine gewisse ruhige Würde, mit der er es ausführt, in den Augen Aller zu adeln. Das ist ein Band mehr, mit dem er die ganze Volksmasse, welche sich nothgedrungen mit der groben Handarbeit beschäftigt, an sich kettet; auf diese Weise erhöht er in den Augen dieser Leute die Nutzbarkeit dieser Dinge, und so ehrt er sich und setzt sich in Ansehen gerade dadurch, daß er sich den widerwärtigsten Geschäften unterzieht. Wie soll man einen solchen Mann in der Achtung der Leute herabsetzen?

Was soll ich sagen? – Dieser Unselige bringt mich mit seiner unerschütterlichen Sanftmuth, seinem Gehorsam, seinen Lumpen, seinen Holzschuhen, seinem Strohlager, seinem schwarzen Brot und klaren Wasser zur Verzweiflung: er quält mich, belagert mich, bekrittelt mich auf die unverschämteste und bitterste Weise; nicht daß er sich jemals ein Wort des Tadels über mich erlaubt hätte, aber diese Strenge und Ergebung, die er zur Schau trägt, und dazu sein Wissen und seine seltene Einsicht kommen mir in jeder Beziehung vor wie eine Protestation gegen meine Lebensart, gegen das Wohlleben, dessen ich, vermöge der Freigebigkeit des vortrefflichen Grafen von Bouchetout, genieße, des Edelsteins unter meinen Pfarrkindern, aber ich fürchte –

---

Es wäre ein tieferer Grund erforderlich, um Claudius Gérard aus

dieser Gemeinde zu entfernen, mit der er durch tausend unsichtbare, aber sehr starke Bande verknüpft ist; er übt auf alle Leute einen gewissen Einfluß aus, und Diejenigen, auf welche dieser Einfluß am größten ist, sind die, welche sich desselben am wenigsten versehen, weil die Tölpel vertraulich mit ihm um gehen; sie merken nicht, daß er aus ihnen macht, was er will. Sie haben keinen Begriff, was für hübsche Sachen er beilegt, wie viel Prozesse er im Keime erstickt; er gibt den kleinen Pächtern gegen ihre Grundbesitzer die heimtückischsten Rathschläge in die Hand; denn er versteht die höllische Kunst, die Schranken des Gesetzes niemals zu überschreiten: er trägt die äußerste Achtung vor demselben zur Schau.

Aus allem Diesem ergibt sich, was ich schon gesagt, dieser Mann genießt die Liebe des Volkes in hohem Grade; diese muß zerstört werden, darauf läuft die ganze Aufgabe hinaus.

Ich hatte gehofft, in den häufigen Ausflügen des Mannes etwas Mißliebigen zu entdecken; denn er kommt bisweilen die halbe Nacht nicht nach Hause; um es in der Ausübung keiner seiner Berufspflichten fehlen zu lassen, brach er die zu diesen Ausflügen nöthige Zeit seinem Schlummer ab.

Am Ende erfuhr ich, wie es sich damit verhalte: er besuchte auf diese Weise, wurde mir gesagt, wöchentlich einmal das Irrenhaus in Ihrer Stadt. Ich habe bei dem Direktor dieser Anstalt Erkundigungen einziehen lassen. In der That kommt Claudius Gérard beinahe regelmäßig jede Woche einmal dahin; er hat den Direktor dermaßen bezaubert, daß um Herrn Claudius Gérard's willen die Ordnung des Hauses hintangesetzt, und selbiger noch ziemlich spät in der Nacht zugelassen wird.

Die Person, welche er so regelmäßig besucht, ist, wie man sagt, ein Frauenzimmer von 26–27 Jahren, das, trotz ihres Wahnsinns, ungewöhnlich schön sein soll. Obwohl sie den Herrn Claudius Gérard nicht zu erkennen scheint, so bringt doch der Anblick dieses Menschen auf die Unglückliche immer eine heilsame Wirkung hervor; sie pflegt nach seinen Besuchen ruhiger zu sein; deshalb gestattet der Arzt dieselben nicht nur, sondern wünscht sie sogar.

Da dieses Frauenzimmer unentgeltlich in der Anstalt verpflegt wird, so gehen ihr manche kleine Annehmlichkeiten ab; doch

findet Claudius Gérard von Zeit zu Zeit Mittel, vermöge gewisser Entbehungen, die er sich auferlegt, einiges Geld, wenn auch freilich sehr wenig, zurückzulassen, um die Launen der Wahnsinnigen zu befriedigen.

Was folgt daraus in Betracht des Charakters des Claudius Gérard? Gewiß nur Ehrenwerthes; gleichwohl ist es gewiß, daß er nur um der Nähe dieser Stadt willen, wo diese Wahnsinnige eingesperrt ist, darauf beharrt, in unserer Gemeinde zu bleiben.

Man hat mir auch gesagt, aber darin liegt unglücklicherweise keinerlei Anklage gegen ihn, daß er diese Frau, ehe sie wahnsinnig geworden, leidenschaftlich geliebt, daß er aber um eines Andern willen verlassen worden, und eben diese Liebe zu dem Andern soll der Grund sein, weshalb das Frauenzimmer wahnsinnig geworden.

Ohne Zweifel hat diese Lebenserfahrung einen Antheil an der tiefen Schwermuth, die offenbar, trotz seiner anscheinenden Heiterkeit, an ihm zehrt.

Ich habe Ihnen von dem Einflusse gesagt, den Claudius Gérard auf das niedere Volk ausübt; ich muß Sie jetzt mit dem Einflusse erbauen, den er auf Leute aus höheren Ständen hat, und das wird mich ganz natürlich dazu leiten, Ihnen zu erklären, warum ich fürchte, daß er mir auch den vortrefflichen Bouchetout abwendig macht.

Sie wissen es, seit langer Zeit haben sich die reichen Grundeigenthümer im Lande gegen die Errichtung von Volksschulen gesträubt. Sie hatten Recht, sie durchschauten sehr wohl die Gefahr, welche damit verbunden ist, wenn man das Volk aufgeklärt werden läßt; das heißt, diesen Leuten Mittel geben, sich ihrer Ueberzahl bewußt zu werden, sich unter einander zu verständigen, Verabredungen anzustellen und besonders sich durch das Lesen der schändlichen Bücher und Schriften, die heut zu Tage gedruckt werden, aufzuregen. Nach meiner Ansicht, und nach der Ansicht aller einsichtigen und vorsichtigen Grundbesitzer sollte sich der Volksunterricht auf die mündliche Unterweisung im Katechismus beschränken – weiter nichts.<sup>3</sup>

Unglücklicherweise hat die Gewalt der Umstände anders entschieden; die Gewissenhaftigkeit der Regierung ist durch unbedachtsame Unruhestifter übertölpelt, und wir sind genöthigt



worden, uns in die Errichtung von Volksschulen zu fügen.

Sie werden es sich leicht denken können, daß seit langer Zeit Alles angewendet worden, um den Erfolg dieser Maßregel gänzlich zu vereiteln. Aber am Ende, da wir aus allen unseren Hinterhalten herausgeschlagen wurden, haben wir die Schule an einen unreinen, ungesunden Ort verwiesen, und das Schulgeld der zahlungsunfähigen Kinder auf *Einen Sou* monatlich angesetzt, wodurch das daher rührende Einkommen des Lehrers auf ungefähr 40 bis 50 Franken jährlich bestimmt wird; außerdem wurde der genannte Lehrer zu allen Arten von harten und herabwürdigenden Arbeiten angehalten; Claudius Gérard's Vorgänger dankte nach drei Monaten ab, darauf war die Schule zwei Jahre geschlossen, und es bedurfte eines Claudius Gérard, um solchem Elende, solchem Ekel, solchen Kränkungen die Stirn zu bieten, und sich ihnen mit unverschämter Selbstentäußerung geduldig zu unterziehen.

Unter den reichen Landeigenthümern der Landschaft war ein ganz guter Mann, dem ich die Gefahr, welche aus der Volkserziehung hervorgeht, leicht begreiflich gemacht hatte. Ich verließ mich ganz auf ihn, als er eines Tages, ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall, mit Claudius Gérard zusammen trifft.

Wissen Sie, was daraus entstand? Nach einer zweistündigen Unterredung war mein Mann, vermöge der teuflischen Schlaueit des Schulmeisters, vollkommen umgewandelt.

Folgendes ist die Sprache, die der arme Getäuschte noch an demselben Abend gegen mich führte.

– Hören Sie, Herr Pfarrer, ich bin mit diesem armen Claudius Gérard zusammengetroffen. Wissen Sie, daß er vor trefflich zu sprechen versteht? Und daß er sehr gute Gründe zu Gunsten des Volksunterrichts vorzubringen weiß? –

– Entweder Sie fühlen eine brüderliche Liebe zu dem Volke, – sagte Claudius Gérard zu mir, – und alsdann müssen Sie dahin arbeiten, daß es eben so viel Unterricht erhalte, wie Sie selbst erhalten haben; denn der Unterricht bessert und macht moralischer: unter hundert Verbrechern sind hundertfünfundneunzig, die weder lesen noch schreiben können. –

– Oder Sie betrachten das Volk, ich will nicht sagen, als Ihren Feind, aber als einen Gegner, dessen Interessen den Ihrigen entgegengesetzt seien. Wohlan, auch in diesem Falle müssen Sie ihm Erziehung geben lassen; denn so werden Sie, statt einen Feind zu fürchten haben, den Elend und Unwissenheit zu thierischer Wildheit und einsichtsloser Grausamkeit bringen können, einen Widerpart finden, an dessen Gefühle, Geist, Herz und Vernunft Sie sich mit Erfolg wenden zu können hoffen dürfen, weil er auf geklärt sein wird. –

– Nun wohl, Herr Pfarrer, – sagte der einfältige Spielball des Schulmeisters zu mir, – von dieser einfachen Sprache habe ich mich getroffen gefühlt, dermaßen getroffen gefühlt, daß ich vor Scham und Mitleid erröthete, als ich einen unterrichteten, sanften, ergebenen, arbeitsamen Mann wie Claudius Gérard wie einen Bettler gekleidet und in Holzschuhen vor mir stehen sah, und ich erröthete noch einmal vor Scham und Mitleiden, als ich an den Stall dachte, in welchem unser Lehrer seinen Unterricht ertheilt. Ich bin also so gut wie entschlossen, für die Gemeinde die Kosten eines angemesseneren Schulhauses zu tragen und die Einnahme des Claudius Gérard bis zu einer Summe zu erhöhen, daß er wenigstens auf anständige Weise leben kann. –

Ich sah das beklagenswerthe Opfer des Claudius Gérard mit einem Erstaunen an, das Sie sich leicht vorstellen können.

– Das ist nicht Ihr Ernst! – sagte ich ganz verwirrt.

– So sehr mein Ernst, lieber Herr Pfarrer, daß ich schon ein Haus im Auge habe, das mir angemessener zu sein scheint. –

Glücklicherweise kam die Vorsehung mir zu Hilfe; der plötzliche Tod eines Onkels des armen Narren zwang ihn, die Landschaft zu verlassen, wichtige Geschäfte führten ihn nach Paris und hielten ihn dort endlich für immer fest, und so ist Claudius Gérard denn noch immer auf demselben Punkte, und gibt seine Stunden in einem unreinen, ungesunden Stalle, vor dem die Kinder wie vor der Pest fliehen sollten, und doch, obwohl sie wirklich in Folge der schlechten Luft krank werden, ist die Satansschule beständig voll.

–





## Dreizehntes Kapitel.

### *Das Grab.*

Die Sonne ging gerade in dem Augenblicke auf, als ich, nachdem ich auf Claudius Gérard an der Thür des Sterbehauses, in welches er eingetreten war, einige Augenblicke gewartet, mit ihm den Kirchhof betrat – einen ärmlichen Kirchhof, wenn man überhaupt einen Raum so nennen kann, wo man nur einige bescheidene Kreuze sah, die fast im Rasen versunken waren, während sich hier und da ein Paar Cypressen erhoben. Gegen die Mitte hin, auf einer kleinen Erhöhung, blieb ein ziemlich großer, leerer Raum. Claudius Gérard nahm diesen Punkt zum Ziel und sagte zu mir:

– Komm, Kind, an die Arbeit; glücklicherweise hat das Thauwetter den Boden erweicht. Ich will hauen, Du kannst die Erde mit der Schaufel herauswerfen. Laß uns eilen; denn der Sarg wird nicht lange auf sich warten lassen. –

Darauf setzte er hinzu, als spräche er mit sich selber:

– Gestern gestorben, heut morgen beerdigt. Glücklicherweise bin ich über diese schreckliche Eile beruhigt, die bisweilen so fürchterliche Unglücksfälle nach sich zieht. –

– Was für Unglücksfälle, Herr? –

– Ach, armes Kind, es ist vorgekommen, daß auf diese Weise Menschen lebendig begraben wurden. –

– Lebendig! – rief ich mit Entsetzen.

– Ja, sie waren nur in eine tiefe Schlafsucht verfallen; dann trat

der Augenblick des Erwachens ein, – sagte Claudius zusammenschauernd, – ja, des Erwachens in dem engen Sarg mit sechs Fuß Erde über ihm. –

– O, es ist fürchterlich! – rief ich, – und Sie fürchten, daß dies Mal –

– Beruhige Dich, liebes Kind, wenn ich das fürchtete, würde ich das Grab nicht machen, und bei dem Leichnam wachen – aber ich bin soeben im Sterbehause gewesen und habe mich von allen den traurigen Umständen des Todesfalles unterrichtet. Der Arzt aus der nahen Stadt, ein sehr geschickter Mann, hat den wirklich erfolgten Tod bescheinigt, und diese Erklärung eines solchen Mannes läßt keinen Zweifel aufkommen. Das arme Weib, sie hat verordnet, sagt man, daß man sie in einem kostbaren Anzuge, den sie früher getragen, bestatten solle – es mag diesem letzten Willen wohl irgend eine theure Erinnerung zu Grunde liegen. Komm, mein Kind, an's Werk. –

Und der Lehrer warf seinen alten Strohhut bei Seite, krämpfte die Aermel seiner Blouse auf und fing an, den Boden mit einer Geschicklichkeit aufzuhacken, welche verrieth, daß er seit lange in dergleichen Arbeiten erfahren war. Ich half ihm nach dem Maß meiner Kräfte.

– Das ist das Grab einer Märtyrin, das wir da machen, liebes Kind, – sagte Claudius Gérard nach einigen Augenblicken zu mir, indem er den Schweiß, der sein Gesicht überströmte, mit dem Rücken der Hand abwischte.

– Das Grab einer Märtyrin? – sagte ich zu ihm.

– Ja, einer Frau, die, wie man sagt, beinahe jeden Tag ihres Lebens an ihren Thränen abgezählt hat, mochte sie immer eine große Dame sein. Ach, liebes Kind, nicht nur unter den Lumpen wohnt Elend! –

– Und wer hat sie so gequält, die arme Dame? –

Sei es, daß Claudius Gérard meine Frage nicht gehört hatte, sei es, daß er sie zu beantworten vermied, er senkte das Haupt, und begann wieder kräftig die Hacke zu führen; bald darauf versetzte er mit einem Seufzer:

– Gebe der Himmel, daß ihre Tochter glücklicher wird als sie! –

– Sie hat eine Tochter? –

– Ungefähr in Deinem Alter. Sie ist vor einigen Tagen angekommen. Seit langer Zeit war sie von ihrer Mutter getrennt gewesen, von der sie vergöttert wurde; aber als die unglückliche Frau ihr Ende herannahen sah, bat sie so flehentlich, daß man ihr ihr Kind zurückgeben möchte, daß man endlich darein gewilligt hat. Ach, sie wird ihre Gegenwart nicht lange genossen haben! Arme Mutter, arme Mutter! Und ihre Tochter braucht viel Muth –

– Wozu braucht sie Muth, Herr? –

– Den Sarg ihrer Mutter hierher zu begleiten. –

– Ach ja, – sagte ich schauernd, – sie braucht wohl Muth. –

– Du bist so unglücklich gewesen, – sagte Claudius Gérard zu mir, – und auch jetzt noch erwartet Dich ein mühevolleres und hartes Leben – aber siehst Du wohl, Dein Loos ist vielleicht noch beneidenswerth neben dem dieses armen Kindes, das hier die sterblichen Reste seiner Mutter zu Grabe geleitet wird, und doch ist sie reich, und scheint bestimmt, Entbehrungen niemals kennen zu lernen. –

– Ach, wenn die Reichen nicht glücklich sind, wer soll es denn sein? –

– Diejenigen, mein Sohn, welche zu sich selbst sagen können, ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe meiner Lebensaufgabe, so bescheiden sie sein mag, im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt Genüge geleistet; ich habe einem Schwächeren oder Unglücklicheren als ich selbst bin, eine hilfreiche Hand gereicht, ich habe Niemandem Uebles zugefügt, ich habe das Unrecht, das mir widerfahren, vergeben. –

Diese Grundsätze standen in so schneidendem Gegensatze mit denen des Krüppels, die unglücklicherweise schon so tiefe Wurzeln in meinem Geiste geschlagen hatten, daß sie in mir noch mehr Erstaunen als Sinnesänderung hervorriefen. Gewiß errieth mich Claudius Gérard; denn er setzte mit großer Milde hinzu:

– Eines Tages, hoff' ich, wirst Du meine Worte begreifen, und heut Abend, wenn dieser Tag, der erste, den Du zubringen wirst, ohne das Beispiel des Bösen und des Lasters vor Augen gehabt zu haben, zu Ende ist, sollst Du mir mittheilen, was Du denkst und fühlst, und wer weiß, vielleicht wirst Du Dich weniger unglücklich fühlen, obgleich Deine äußere Lage die nämliche geblieben sein

wird. –

Unter diesen Gesprächen war das Grab fertig geworden; Claudius Gérard sprang eben heraus, als wir in der Ferne einen feierlichen Gesang hörten, welcher von den schwermüthigen Tönen des Serpents begleitet wurde.

– Der Leichnam schon! – sagte Claudius Gérard; – wir sind gerade zu rechter Zeit fertig geworden. –

Nicht weit von dem Grabe stand eine dicke Cypresse, ästig und verkrüppelt; zu ihr trug ich auf Befehl meines Herrn unsere Hacke und Schaufel. Von dieser Stelle, die ein wenig höher lag, sah ich dem Leichenzuge zu; er bestand aus einem Priester im Chorhemde, einem Sänger, einem Chorknaben und dem Serpentisten. Vier Bauern, die mit Blousen bekleidet waren, trugen den Sarg mittels zweier Querhölzer, von denen Jeder ein Ende gefaßt hatte.

Nur zwei Personen folgten dem Sarge: ein Frauenzimmer in Schwarz, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt, die auch in Trauer gekleidet war. Aus der Entfernung, in der ich stand, war es mir unmöglich, ihre Züge zu unterscheiden.

Claudius Gérard stand auf der aus dem Grabe herausgeworfenen Erde und sah den Zug mit tiefer Traurigkeit herannahen.

– Das arme Geschöpf! – sagte er, – verfolgt, erniedrigt bis an's Ende! Wäre nicht ihr Kind und die alte Magd, so folgte ihrem Sarge Niemand. –

Die wenigen Worte, die Claudius Gérard in Betreff der Frau zu mir gesagt hatte, wollten mir das Herz abdrücken. Es kam mir vor, als wär' ich diesem Leichenbegängniß schon nicht mehr fremd, als hätte ich so zu sagen ein Recht, bei demselben Theilnahme zu fühlen.

Der Leichenzug verschwand indessen einige Minuten lang hinter der Hecke, mit welcher der Gottesacker umgeben war, aber bald näherte sich der Gesang, der Sarg traf an der Umfassung ein, die beiden Personen, die ihm allein folgten, wurden mir zuerst durch die Träger und den Priester verdeckt – aber bei einer Wendung des Ganges erkannte ich Regina – ein ältliches Frauenzimmer begleitete sie.

Wäre nicht der grüne Baum gewesen, an dessen Stamm ich mich halten konnte, ich glaube, ich wäre vor Erstaunen und Schrecken rücklings niedergefallen; glücklicherweise konnte Claudius Gérard meine Aufregung nicht bemerken, er war am Rande des Grabes stehen geblieben, um den Grabhügel aufzuschütten, nach dem er geholfen, den Sarg hinabzulassen.

Zitternd bei dem Gedanken, daß Regina mich sehen und erkennen könnte, steckte ich mich hinter den zweigreichen Stamm des immergrünen Baumes, duckte mich auf den Knien nieder und wagte kaum Athem zu schöpfen.

Regina's Gesicht war so weiß und unbeweglich wie Marmor; ihre drei schwarzen Maale gaben ihren bleichen, versteinerten Zügen einen seltsamen Ausdruck; sie weinte nicht, ihr trockener, starrer Blick war so fest auf den Sarg geheftet, daß, wenn der unregelmäßige Gang der Träger ihn nach der einen oder andern Seite schwanken machte, eine leichte Bewegung von Regina's Kopf bewies, daß sie ihn beständig im Auge behielt.

Die geringsten Bewegungen des Mädchens hatten etwas von der Steifheit eines Automaten, sie schritt, so zu sagen, ruckweise einher, und als wenn ihr ganzes Wesen von einer nervösen Spannung ergriffen wäre. Indem ich mich der Rohheit erinnerte, mit welcher ich Regina im Walde von Chantilly entführt hatte, fiel mir auch ihre Schönheit wieder ein; da ich sie so grausam verändert sah, brach mir das Herz; ich mußte die Hand vor den Mund halten, um mein Schluchzen zu ersticken.

Das ältliche Frauenzimmer, das Regina an der Hand hielt, weinte sehr. Der Ausdruck ihres Gesichtes war sanft und gut. Es kam mir vor, als wenn der Pfarrer den letzten Segen über den Leichnam hastig und zerstreut ausspräche. Als es darauf an kam, den Sarg in's Grab hinabzulassen, schien Regina ohnmächtig zu werden und, so zu sagen, in sich selbst zusammen zu sinken. Die alte Magd mußte sie dadurch aufrecht erhalten, daß sie ihr unter die Arme griff. Seltsam! das Mädchen vergoß nicht Eine Thräne; ihr Blick blieb starr, ihre Züge unbeweglich, kaum zogen sich ihre feinen, blassen Lippen ein wenig zusammen, indem sie sich fester schlossen.

Endlich stand der Sarg am Boden des Grabes.

Jetzt schien Regina sich gewaltsam aufzuraffen; sie machte



sich von der Magd los und kniete am Rande der klaffenden Oeffnung nieder, während Claudius Gérard anfang, einige Schaufeln voll Erde hinabzuwerfen, welche dumpf auf den Sarg hin kollerten.

Bei jeder Schaufel voll Erde warf Regina so zu sagen dem Sarge einen Abschiedskuß zu, mit einem Ausdruck von finsterer, eisiger Verzweiflung, der tausend Mal herzerreißender war, als das heftigste Schluchzen gewesen sein würde.

Lange, bevor das Grab zugeworfen war, entfernte sich der Pfarrer rasch, der Cantor folgte ihm, der Chorknabe, der das Kreuz trug, nahm es auf die Schulter, der Serpentist hing sein Instrument um den Hals, und so verließen sie Alle tumultuarisch den Gottesacker.



Regina und die Magd blieben allein am Grabe zurück, welches Claudius Gérard jetzt vollends zuwarf; das Mädchen immer auf den Knien, unbeweglich wie eine Bildsäule.

Jetzt wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Kinderei abgezogen. Ich bemerkte einen scharfen und heftigen Tabaksrauch; ich warf die Blicke nach der Seite, woher dieser Geruch kam, und bemerkte jenseits der Umfassungshecke den Kopf eines Mannes mit einem unangenehmen Gesichte. Er rauchte unerschütterlich seine Pfeife, seine Gesichtsfarbe war ziegelroth, und sein Haar, das grau zu werden anfang, war mit einer schlechten Mütze kaum bedeckt.

Trotz des traurigen Schauspiels, das vor seinen Augen vor ging, verriethen die widerlichen Züge dieses Menschen eine dermaßen cynische Gefühllosigkeit, daß ich, von Unwillen und Abscheu

ergriffen, den Blick abwandte; auch führte ihn wohl die Theilnahme, welche Regina mir einflößte, zu ihr zurück.

Als Claudius Gérard das Grab zugeworfen hatte, blickte er schweigend, wie ich, auf das immer noch knieende Kind hin. Die alte Magd flüsterte ihr ganz leise einige Worte zu, aber Regina machte mit der Hand eine bittende Bewegung und versank wieder in ihre unbewegliche Stellung.

Ich warf, beinahe unwillkürlich, die Blicke nach der Seite, wo ich den Menschen mit dem unangenehmen Gesicht bemerkt hatte, er war verschwunden.

Plötzlich hörte ich in der Ferne das Klirren der Schellen von Postpferden und das Rasseln eines Wagens, der sich eilig näherte.

Bei diesem Geräusch, das Regina nicht zu bemerken schien, fuhr die alte Magd auf, warf einen schmerzlichen Blick auf das Kind und sagte ihr aufs neue ganz leise Etwas in's Ohr, aber eben so vergeblich als das erste Mal.

Der Wagen hatte an der Pforte des Gottesackers stille gehalten.

Bald zeigte sich ein ziemlich bejahrter Mulatte, der in Schwarz gekleidet war und über den Arm einen kleinen Mantel und einen Kinderhut trug; er näherte sich der Magd und sagte trocken:

– Nun, Gertrude, die Ceremonie ist vorüber, Sie kennen die Befehle des Herrn Baron. –

Gertrude zeigte ihm mit einem flehenden Blicke Regina, die noch immer auf den Knieen lag.

– Sie kann doch nicht den ganzen Tag so liegen bleiben, – sagte der Mulatte. – Eine Viertelstunde mehr oder weniger kann ihr doch Nichts helfen. Sie wissen, die Befehle des Herrn Baron sind genau. –

– Regina, – sagte die alte Magd von Schluchzen unterbrochen, Du mußt aufbrechen, Du ziehst Dir eine Erkältung zu, komm, komm. –

Das Kind machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Verneinung und blieb unbeweglich.

– Man kann sie doch nicht von dem Grabe ihrer Mutter fortreißen, – sagte Gertrude zum Mulatten, was soll ich thun? –

Der Mulatte zuckte die Achseln, trat auf das Mädchen zu und

sagte:

– Fräulein, ich habe Befehl, Sie, sobald hier *Alles vorbei wäre*, zurückzubringen – der Herr Baron, ihr Vater, will es so, kommen Sie also mit. –

Regina regte sich nicht.

– Dem muß ein Ende gemacht werden, – sagte der Mulatte.

Und damit trat er rasch hinzu, ohne Zweifel, um sie fortzutragen.

Ich machte mich auf Thränen, auf ein verletzendes Sträuben gefaßt, aber nein, Regina ließ sich ohne allen Widerstand, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, forttragen. Nur wandte sie, als sie in den Armen des Mulatten ruhte, den Kopf nach dem Grabe hin und heftete einen eben so unverwandten Blick auf dasselbe, wie der war, mit dem sie den Sarg begleitet hatte. So lange sie die frisch aufgeworfene Erde noch gewahr werden konnte, wandte sie die Augen nicht ab, von Zeit zu Zeit warf sie aus der Entfernung einen letzten Abschiedskuß herüber.

Bald wandten sich Gertrude und der Mulatte, der Regina forttrug, um die Ecke der Hecke, und ich verlor sie aus dem Gesicht.

Einige Minuten darauf führten die Pferde den Wagen im Galopp von dannen.

Dieser seltsame, so unerwartete Auftritt machte auf mich einen Eindruck wie ein Traum, eine Erscheinung.

Claudius Gérard mußte mich zweimal anreden, ehe er mich aus meiner Verduzttheit wecken konnte. Uebrigens schien er eben so tief gerührt zu sein, wie ich; in unserer Zerstreung vergaßen wir dicht bei dem Grabe am Fuße der Cypresse die Hacke und Schaufel, deren wir uns bedient hatten, und erreichten das Dorf wieder.

---



## Vierzehntes Kapitel.

### *Die Schule.*

– Regina's Mutter ist todt, und so unglücklich Dein Loos sein mag, ist es doch dies vielleicht weniger, als dasjenige, welches diesem armen Mädchen aufbehalten ist, – hatte Claudius Gérard zu mir gesagt. Dieser Gedanke war für mich der Inbegriff des traurigen Schauspiels, dem ich beigewohnt hatte.

Und gleichwohl gelang es mir, dem beständigen Andringen dieses Gedankens zu widerstehen und den Antheil, welchen Claudius mir an den Arbeiten des Tages zutheilte, zu seiner großen Zufriedenheit zu vollführen; ich sparte mir das traurige Glück, die bitteren Erinnerungen, die Gedanken aller Art, welche der Auftritt, dem ich beigewohnt hatte, in mir wach gerufen, recht durchzukosten, für die Stunden der Einsamkeit und der nächtlichen Ruhe auf.

Uebrigens hätte, glaube ich, die Mannichfaltigkeit meiner Beschäftigungen während des übrigen Theiles des Tages und das Erstaunen, welches verschiedene Einzelheiten in dem Leben Claudius Gérard's, des Lehrers, in mir hervorriefen, hingereicht, mich von meinem Gedanken an Regina abzuziehen. Ich erfuhr auch gleich am Morgen, daß sie nicht wieder in das Dorf zurückkehren würde; das Haus, das ihre Mutter bis zu ihrem Tode bewohnt, sollte verkauft werden.

Folgendes war die Tagesordnung Claudius Gérard's, des Schullehrers. Abgesehen von einiger Abwechslung in den

groben Arbeiten, blieb sie im Ganzen immer dieselbe.

Nach der Beerdigung gingen wir nach Hause; Claudius Gérard versah sich mit einer Art breiter, hölzerner Kratze, die eine lange Stange zum Stiel hatte; mir gab er einen Eimer und eine hohle Schaufel zu tragen, welche denjenigen glich, mit welchen die Schiffer das Wasser aus den Booten zu werfen pflegen, und so machten wir uns auf den Weg, ich sehr neugierig, zu erfahren, welches unser Beginnen sei, Claudius Gérard ruhig und ernst wie immer.

Nach einigen Minuten erreichten wir eine kleine Wiese, die an das Dorf stieß, und an deren Ende eine unterirdische Quelle den Spülteich nährte, – ein jetzt mit schwärzlichem, blasen reichem Wasser erfülltes Becken, das auf grobe Weise mit Steinen eingefast war, die eine Brustlehne bildeten.

Claudius Gérard zog trotz der Kälte seine schweren Holzschuhe aus, krämpfte sein Beinkleid bis an's Knie auf, band seine Blouse mit einem Stricke, den er um die Weichen legte, auf und sagte zu mir:

– Liebes Kind, jetzt wollen wir den Spülteich besorgen. Es würde ungesund für Dich sein, wenn Du in's Wasser gehen wolltest, ich werde hineingehen und den Schlamm mit der Kratze herziehen, Du magst ihn dann in den Eimer füllen und unter jenen großen Pappeln dort ausbreiten.

– Mit der größten Einfalt hatte der Lehrer mir diesen Befehl gegeben und mir den Antheil, welchen er selbst an dieser mühsamen und ekelhaften Arbeit nehmen wollte, bezeichnet; aber trotz meiner Unbekanntschaft mit den Menschen und mit den Verhältnissen kam es mir unerhört vor, daß ein Schullehrer nicht bloß Todtengräber, sondern auch Spülteichaufseher sein sollte; ich sah Claudius Gérard mit offenem Munde an.

Er errieth meine Gedanken, lächelte sanft und sagte:

– Das nimmt Dich Wunder, nicht wahr, mein Kind, einen Schullehrer, einen gelehrten Mann, wie man mich nennt, einen Spülteich besorgen zu sehen. –

– Allerdings, Herr Gérard, das setzt mich in Verwunderung. –

– Und das scheint Dir erniedrigend für mich, nicht wahr? –

– Ja, Herr Gérard! –

– Warum das? –

– Herr –, wenn man gelehrt ist wie Sie – in den Schlamm zu gehen und ihn zusammenzukratzen – das kommt mir ganz ehrenrührig vor. –

– Liebes Kind, die armen Weiber, welche ihr Leinenzeug in diesem schmutzigen Wasser waschen, tragen es beinahe ebenso schmutzig nach Hause, wie sie es hergebracht, und dazu behält es einen widerlichen Schlammgeruch; auch werden die kleinen Kinder, die in dieses furchtbar verpestete Linnenzeug eingehüllt werden, häufig krank und bekommen gefährliche Fieber, aber wenn der Spülteich einmal in Ordnung gebracht und der Schlamm heraus geschafft sein wird, so wird alles dies Unheil nicht mehr ein treten. –

– Ganz gut, Herr Gérard, aber es sind ja Leute genug da, die das an Ihrer Statt thun könnten; denn sie könnten –

– Sie könnten meine Stelle anderwärts nicht einnehmen, willst Du sagen. –

– Eben das mein' ich, Herr Gérard. –

– Du hast Recht, aber es handelt sich hier von einer *Pflicht*, die ich über mich genommen habe, und ich muß mein Versprechen halten. Was die Erniedrigung anbetrifft, worin besteht die? Wenn ich stolz wäre, könnte ich da nicht im Gegentheile zu mir selbst sagen: Ich thue zugleich, was alle Leute können, und was nicht alle Leute können – ich bin also doppelt im Vortheil. Aber sprich so nicht, laß es Dir genug sein, mein Kind, daß ich Dir sage, daß es niemals herabwürdigend ist, Etwas zu thun, was für Alle nützlich und vortheilhaft ist. –

Darauf wußte ich Nichts zu antworten.

– Besteht das Herabwürdigende etwa darin, mit bloßen Beinen im Schlamme zu waten? Alsdann, liebes Kind, würdigen sich die reichen und vornehmen Herren, die jeden Winter in unserer Sumpfggend auf die Jagd gehen, noch mehr herab; denn sie stellen sich bis an den Bauch in den Schlamm, blos um des armseligen Vergnügens willen, ein Paar elende Vögel zu schießen – also vorwärts! liebes Kind. Muth und ein zufriedenes Herz! – Unsere Arbeiten sind Allen nützlich – laß uns eilen; denn zu Mittag müssen wir zu Hause sein, um die Classe in Ordnung zu

bringen. –

Und Claudius Gérard machte sich wacker an's Werk und häufte mittels starker Züge mit seiner Kratze an dem Rande des Spülteiches einen Haufen dicken Schlammes nach dem andern auf, den ich dann in meinen Eimer füllte; diesen schüttete ich dann an der langen Pappelreihe aus.

Ich gestehe, Claudius Gérard's Wort und Beispiel machten mir die Arbeit, indem er ja die Arbeit in meinen Augen adelte, weniger mühsam und widerlich.

Nach einer Stunde sagte mein neuer Herr, ohne Zweifel, um mich noch mehr zu ermuthigen, zu mir:

– Im Frühling, liebes Kind, wollen wir diese Pappeln an sehen, und Du sollst sehen, wie sie in dem Schlamme, den Du an ihrem Fuße hingeschüttet hast, üppig treiben werden; denn dieses Zeug, das in dem Spülteiche ein so großer Uebelstand ist, ist für diese schönen Bäume, deren Wurzeln ernährt, ein vor trefflicher Dünger. Nun sage, liebes Kind, wirst Du Dich da durch erniedrigt fühlen, daß Du dazu beigetragen haben wirst, diese großen Bäume dadurch, daß Du einige Eimer Schlamm neben ihnen hinschüttetest, schöner und kräftiger zu machen, als sie je gewesen? –

– O mein Herr, im Gegentheil, ich werde sie mit Vergnügen ansehen! – rief ich mehr und mehr eingenommen von Claudius Gérard's Betrachtungsweise.

Und wie das so Kinderart ist – ich beendigte meine Aufgabe, an die ich mit Widerwillen gegangen war, mit einer Art Selbstgefälligkeit.

Wenn ich auf diese Weise bei gewissen praktischen Unterweisungen, die mir Claudius Gérard angedeihen ließ, verweile, so ist es, weil sie einen entscheidenden, nie wieder unterbrochenen Einfluß auf mein Leben ausgeübt haben; ich muß auch, vielleicht zu meinem Lobe, oder vielmehr zum Lobe des Claudius Gérard sagen, daß seine einfachen, klaren Lehren unmittelbar und tief in mein Herz und meinen Geist eindringen, während ich die schändlichen Grundsätze des Krüppel, die mir früher Bamboche gepredigt hatte, mit einer gewissen moralischen Unbehaglichkeit, einem instinctmäßigen Widerwillen in mich

aufgenommen hatte.

Nachdem wir auf diese Weise die Besorgung des Spülteiches angefangen, kehrten wir eilig nach Hause zurück; ein Stück schwarzes Brot und ein Paar Nüsse machten unser Frühstück aus; dann half ich dem Claudius Gérard im Stalle die Vorbereitungen treffen – seltsame Vorbereitungen, die zu den Wundern dieses Tages noch ein neues hinzufügten.

Da die Kühe bei dem schlechten Winterwetter nur selten aus getrieben wurden, so beschränkte ihre während dieser Jahreszeit fast ununterbrochene Gegenwart den Raum, welcher Claudius Gérard's Zöglingen angewiesen war, sehr. Es hat mir niemals gelingen wollen, darüber in's Klare zu kommen, ob man sagen müßte, die Schüler seien im Kuhstall, oder, die Kühe seien in der Schule; denn der Raum war zwischen dem Menschen und Rindergeschlecht beinahe gleich getheilt.

Auf diese Weise befanden sich auf der rechten Seite die Raufe, die Krippe und eine zwei bis drei Monate alte Streu, die einen unerträglichen Gestank aushauchte, während ich dem Claudius Gérard Hilfe leistete, der linken Wand entlang einige wacklige Böcke aufzustellen, über welche wir Bretter legten: vor diesen beweglichen Tischen stellten wir in dem kothigen, stinkenden Mist einige Bänke auf; die Neigung des Bodens in dem Stalle führte dieser Stelle die von den Exkrementen des Viehes ab fließenden flüssigen Theile zu.

Wir machten diese Vorbereitungen beinahe in völliger Dunkelheit; Nichts konnte finsterer sein als dieser Raum von ungefähr zwanzig Fuß Länge, der kein Licht bekam als nur auf der einen Seite von der Stallthüre, von der andern durch das kleine Fenster in dem Verschlag, der dem Lehrer zum Zimmer diente; die sehr niedrige Decke, deren Hauptbalken freilagen, und mit dicken Spinnweben besetzt waren, ließ durch ihre Ritzen das Heu und Stroh erblicken, womit der Boden angefüllt war. Wenn Kälte eintrat, wurde die Thür zugemacht; alsdann waren zwei Drittheile der Anstalt vollkommen finster, so daß unter dreißig Kindern nur fünf bis sechs bei dem Tageslichte, welches das kleine Fenster in Claudius Gérard's Zimmer einließ, arbeiten konnten. Uebrigens half der Lehrer diesem Uebelstande, soviel er konnte, dadurch ab, daß er die Kinder, welche in den dunkelsten



Theil des Stalles hatten verwiesen werden müssen, der Reihe nach herbeirief und eine Viertelstunde unter seinen Augen in der Stube arbeiten ließ.

Kaum hatten wir die Böcke und die Bänke in Ordnung gestellt, so fingen die Kinder an einzutreffen. Der Himmel, der am Morgen so heiter war, hatte sich bedeckt, es war kälter geworden; bald fing es an stark zu schneien; es mußte also die Thür des von Kindern und Rindern vollgestopften Stalles geschlossen werden. Es ward drinnen dadurch beinahe Nacht.

In einem Winkel zusammengekauert, wohnte ich mit lebhafter Neugierde der ersten Unterrichtsstunde, die ich geben sah, bei. Die kindlichen Schüler des Lehrers waren, statt unruhig zu lärmern, sich ungelehrig anzustellen und größtentheils in den Schulstunden nur eine langweilige oder gleichgültige Arbeit zu sehen, vielmehr ruhig, gehorsam, aufmerksam; es schien mir, wenn ich so sagen darf, als ob sie an Claudius Gérard's Unterricht nicht nur Antheil nähmen, sondern selbst Wohlgefallen an ihm fänden und beinahe wie an einem Vater an dem Manne hingen.

Ich begriff es später, da ich es selbst erfuhr, wie Claudius Gérard mittels eines zugleich geistreichen und einfachen Lehrverfahrens, bei dem die Neugierde, die Selbstliebe und die Nachahmungssucht gleichmäßig in Anspruch genommen wurden – die drei bei der Kindheit allmächtigen Hebel – zu eben so raschen wie glänzenden Ergebnissen gelangte. Immer gut, ruhig, nachgiebig, geduldig, durchdrungen von der Wichtigkeit der Sendung, die er erfüllte, und vor allen Dingen geleitet, ausreicht erhalten und ermuntert durch seine große Liebe zu den Kindern, studierte er ihre Gemüthsarten, ihre Neigungen, ihre Leidenschaften, und es gelang ihm fast immer, die verschiedenen Regungen der Natur, welche, unterdrückt und schlecht geleitet, zu Lastern und übeln Angewohnheiten geworden wären, zum Guten zu lenken.

Der Unterricht hatte ungefähr eine halbe Stunde gewährt, als die Hitze des Stalles und der Gestank des Mistes, die durch die dichtgedrängte Kinderschaar noch erhöht wurden, so erstickend, so tödtlich wurden, daß ich, wie mehre von den Schülern, eine Art Ersticken empfand, das von heftigem Kopfschmerz begleitet war; der Schweiß rann mir über die Stirn herab.

Am Ende mußte die Thür des Stalles, dessen Luft nicht mehr athembar war, geöffnet werden. Da auf diese Weise ein Strom frischer kalter Luft plötzlich auf die erstickende Hitze folgte, schauderte ich vor Kälte zusammen, und es war mir, als gefröre mir der Schweiß auf der Stirn. Nach einigen Augenblicken ward die Thür wieder zugemacht, aber ich, der ich, wie die meisten dieser armen Kinder, nur elend gekleidet war, bebte klappernd vor Kälte. Ich habe später von Claudius Gérard erfahren, daß diese plötzlichen Uebergänge von Hitze zu Kälte, daß die schlechte und verderbte Luft, in der diese armen Geschöpfe leben müßten, häufig schwere Krankheiten hervorriefen, die bisweilen tödtlich würden. Selten konnte ein Zögling die Schule vierzehn Tage lang ununterbrochen besuchen.

Als der Unterricht vorüber war, es war an einem Sonnabend Abend – ich werde es vermöge des sogleich folgenden Umstandes nie vergessen – nahm Claudius Gérard einen Sack, der in zwei Theile getheilt war, gab mir einen Korb und sagte:

– Komm Kind, folge mir. –

Und er setzte lächelnd hinzu:

– Auch diesmal noch wirst Du Dich über die Erniedrigung, der ich mich aussetze, sehr wundern. –

– Wie das, Herr? –

– Wir müssen von Thüre zu Thüre hier in dem Dorfe unsern Unterhalt für die nächste Woche zusammenbetteln, liebes Kind. –

Diese Worte setzten mich allerdings in nicht geringes Erstaunen.

– Der Gehalt, den man mir bewilligt, damit ich meine Lehrerplichten ausübe und die Arbeiten verrichte, die Du heute mit mir getheilt hast, ist dermaßen unzureichend, daß ich, wie meine Mitbrüder in den andern Gemeinden, genöthigt bin, die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, um nur einigermaßen das tägliche Brot zu haben, und außerdem ist die größte Anzahl meiner Schüler so arm, daß ihre Aeltern es vorziehen, mir ihre kleine Zahlung in Naturalien zu leisten. Nun, Kind, sprich frei heraus, kommt Dir das nicht vor, wie der Gipfel der Erniedrigung? –

– Ich, der ich gewohnt bin, zu betteln,. – sagte ich zu Claudius

Gérard, – finde das nicht erniedrigend, aber Sie, Herr Gérard, der Sie so gelehrt sind und dem Dorfe so viel Dienste leisten? –

– Gerade darum, mein Sohn, weil ich mir bewußt bin, Allen einige Dienste zu leisten, fühle ich mich nicht dadurch erniedrigt, von einem Jeden das anzunehmen, was er mir geben kann, um meinen Lebensunterhalt zu erleichtern, da ich doch einmal keine andern Hilfsquellen habe; wäre ich im Gegentheil müßig, unnütze oder träge, so würde ich eine entwürdigende Niedrigkeit begehen, wenn es hieße, daß die armen Leute ihr Stück Brot mit mir theilten. Komm, Kind, vielleicht wird Dein heutiges Abendessen weniger ärmlich sein, als das gestrige; denn meine kleinen Vorräthe waren erschöpft. –

Auf diese Weise gab mir Claudius, so zu sagen, jeden Augenblick ein neues Beispiel seiner Anspruchlosigkeit, die gleichwohl voll Selbstachtung war; ich begleitete ihn auf seinem Rundgange.

Wenn mir später diese neue Wendung jenes Tages einfiel, und ich darüber nachdachte, so war ich im Besitz des Maßstabes, in welcher Achtung diese Lehrer unter der Bevölkerung stehen sollten – diese Männer, die, wenn sie die äußeren Hilfsmittel hätten, in zwanzig Jahren den Anblick eines Landes umwandeln und durch das einzige Mittel der Erziehung eine ganz neue Generation erschaffen könnten – aber es mögen wohl politische Gründe sein, die dieser großen gesellschaftlichen Wiedergeburt in den Weg treten.

Claudius Gérard war allgemein geliebt und selbst geachtet – gleichwohl achtete man ihn wegen seiner elenden Lage und wegen der beiläufigen Geschäfte, die er besorgte, etwa einem guten Schäfer oder einem ehrlichen und verständigen Ackerknecht gleich.

Die armen Leute lobten ihn besonders; mit brüderlicher Vertrautheit boten sie uns ihren bescheidenen Beitrag dar, der Eine ein kleines Maß trocknes Gemüse, der Andere ein wenig Obst; anderwärts war es ein wenig Roggen oder ein Scheffel Kartoffeln. Im Durchschnitt wurden wir von denjenigen unter den Bewohnern des Dorfes, die eines gewissen Wohlstandes genossen, viel weniger gut behandelt; diese empfanden gegen den Lehrer eine Art Eifersucht, die mit Verachtung gemischt war

und sich in häufigen Versuchen kund gab, den Bittenden zu demüthigen, aber Claudius Gérard ließ sich nicht leicht demüthigen.

Einige kleine Landeigenthümer jedoch, die zur Partei des Pfarrers gehörten, sahen die Schule mit scheelen Augen an; sie fanden es unnütz, unschicklich, gefährlich, unter dem Pöbel, wie sie sich ausdrückten, Schulkenntnisse zu verbreiten. Wenn alle Leute lesen könnten, woran sollte man den Sohn eines wohlhabenden Mannes von dem eines armen unterscheiden? In der That setzten diese Eiteln allen ihren Einfluß daran, dem Claudius Gérard das Schulehalten beinahe unmöglich zu machen, indem sie ihn mit demselben in einen stinkenden, ungesunden Stall verwiesen und den Leuten, welche sie in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten vermochten, verboten, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Bei diesen hoffärtigen Menschen fiel unsere Sammlung gering aus, und ihre Beiträge wurden fast immer auf eine beleidigende Weise verabreicht. Ein halbes Brot, das hart wie Stein war, ein Stück ranzigen Speck, ein schimmlicher Käse, das war so ungefähr gerade bei den angesehensten Leuten im Dorfe unsere ganze Ernte<sup>4</sup>.

Und doch, obgleich ich soeben noch ein unglückliches, verlassenes Kind, ein Landstreicher, ein Bettelknabe gewesen war, fühlte ich, wie sich bei diesen harten Proben mein Herz empörte, wie mir der Unwille das Blut in die Wangen trieb, wenn ich hörte, wie das Almosen, das man uns verächtlich hinwarf, mit harten und beleidigenden Worten begleitet wurde. Aber zu meiner immer größern Verwunderung verließ den Claudius Gérard seine unerschütterliche Seelenheiterkeit nicht, und nach seiner Haltung, seiner Stellung, seinem Gesichte zu urtheilen, schien er keinen Augenblick zu argwöhnen, daß man die Absicht haben könnte, ihn zu demüthigen. Ist nicht dieses Bewußtsein, über der Beleidigung zu stehen, gewissermaßen der Gipfel der persönlichen Würde? –

Wir kehrten in die Schule zurück; mein Korb und Claudius Gérard's Sack waren beinahe angefüllt.

Der Tag neigte sich zu Ende; der Schnee, welcher beständig in reichem Maße fiel, hatte sich an der Thür unserer Wohnung aufgehäuft. Claudius Gérard wollte den Eingang frei machen und suchte die Schaufel, die wir so wie die Hacke auf dem

Gottesacker vergessen hatten, nachdem wir das Grab von Regina's Mutter gegraben und wieder zugeschüttet hatten.

– Die Schaufel ist an dem grünen Baum auf dem Gottesacker stehen geblieben, – sagte ich zu Claudius Gérard; – ich will sie holen, Herr Gérard. –

– Gut, mein Sohn, – antwortete er; – denn wenn der Schnee sich vor dem Stalle anhäuft, so sind wir beim ersten Eintreten des Thauwetters unter Wasser gesetzt; aber wirst Du auch den Weg finden? –

– O ja, Herr, seien Sie ganz ruhig – und damit eilte ich fort nach dem Gottesacker.

---



## Fünfzehntes Kapitel.

### *Der Schneefall.*

Obgleich der Mond durch dicke, graue Schneewolken verdeckt war, die von einem heftigen Wind vorübergejagt wurden, verbreitete er doch Helligkeit genug, daß ich meinen Weg finden konnte; ich unterschied alle Gegenstände vollkommen.

Ich näherte mich dem Kirchhof mit einer Art melancholischen Wohlbehagens; während ich den ganzen Tag durch die mannigfaltigen Beschäftigungen, die er mit sich führte, abgehalten worden war, den Gedanken an Regina nachzuhängen, konnte ich jetzt den selben freien Lauf lassen; ich fühlte mich glücklich in der Vorstellung, daß ich von jetzt an in der Nähe der letzten Wohnung von Regina's Mutter, welche von ihr so schmerzlich betrauert zu werden schien, wohnen sollte: das war zugleich für mich ein Trost und ein Band mehr, das mich an das Mädchen fesselte. Ich that mir selbst das Gelübde, das Grab, vor welchem ich sie hatte knieen sehen, mit frommer Ehrfurcht zu besorgen, es von Unkraut rein zu halten, im Frühling gedachte ich einige Feldblumen darauf zu verpflanzen – Alles in der thörichten Hoffnung, daß, wenn Regina jemals wieder zurückkäme, sie wenigstens diesen Grabhügel mit einer Sorgfalt unterhalten sähe, von der sie gerührt werden müßte, und deren Quelle sie niemals erfahren sollte.

Auch kam es mir vor, als fände zwischen der unerwarteten Erscheinung Regina's und dem lobenswerthen Entschluß, den ich gefaßt, zum Guten umzukehren, irgend eine Verbindung statt. Dieses seltsame Zusammentreffen war für mich eine Art von

Bestätigung meines frühern Einfalls, daß die Richtung auf's Gute mich nothwendig Regina näher führen müsse.

Näher führen? – Nein, das ist nicht das richtige Wort; denn ich durfte nicht hoffen, sie wiederzusehen, und noch viel weniger, ihr jemals nahe zu treten; aber es kam mir vor, obgleich ich die Thorheit dieser kindischen und jedenfalls erfolglosen Leidenschaft einsah, als wenn ich, je mehr ich ehrlicher Mann würde, um so eher das Recht gewänne, die Gedanken an Regina zu nähren, diese zugleich süßen und bitteren Gedanken, dieses selige Geheimniß, das ich mir auf immer im tiefsten Grunde meines Herzens begraben zu halten gelobte.

Jetzt, da mich die Jahre gereift haben, würde ich mir kaum zu erklären wissen, wie diese seltsamen Vorstellungen, in denen sich ein beinahe zu hoch getriebenes Zartgefühl sich kund gab, bei einem Kinde von meinem Alter haben entstehen können, begriffe ich nicht, daß sie eine Form der durch das Beispiel der Liebschaft Basquine's und Bamboche's in mir hervorgerufenen allzufrühen Entwicklung gewesen.

---

Unter diesen Betrachtungen ging ich langsam nach dem Gottesacker.

Der Sturm, dessen Gewalt sich verdoppelt hatte, verjagte einen Theil der Wolken, die bis daher den Mond verdeckten; er erglänzte bald in hellem Lichte, der Schneefall hörte auf, aber der Schnee bedeckte die ganze Ruhestätte wie ein weißes Leichentuch.

Das feierliche Schweigen ward allein durch das scharfe Pfeifen des Nordwindes in den Zweigen einiger immergrünen Bäume unterbrochen.

Ich war niemals ein Feigling gewesen; außerdem hatte mich mein Landstreicherleben seit langer Zeit an alle Arten von nächtlichen Vorfällen gewöhnt; der Schnee lag so hoch, daß ich mich selbst nicht konnte gehen hören.

Auf diese Weise kam ich in der Nähe der Cypresse an, an der ich am Morgen die Schaufel und Hacke hatte stehen lassen, nachdem ich mich während des Begräbnisses von Regina's Mutter hinter jenem Stamme versteckt hatte.

Plötzlich stand ich still, von Staunen und Schrecken ergriffen.

Statt einige Schritte vor mir das Grab aufgeschüttet zu sehen, wie wir es diesen Morgen verlassen hatten und, wie die Umgebung, mit einer Lage Schnee bedeckt – war es offen und ohne Zweifel erst ganz kürzlich aufgedigelt; denn zwei Haufen schwarzer Erde, die sich auf jeder Seite des weiten Loches erhoben, stachen auf der weißen Schneedecke, die den Boden überzog, scharf ab.

Hätte diese schändliche Entweihung nicht das Grab von Regina's Mutter betroffen, so wäre ich der Enthüllung dieses unheimlichen Geheimnisses vielleicht aus dem Wege gegangen, aber Unwille und Zorn verdoppelten meinen Muth. Indessen fühlte ich, daß Umsicht nöthig sei; ich schritt also ohne Geräusch mit möglichster Vorsicht vorwärts und erreichte so den grünen Baum, hinter dem ich mich am Morgen verkrochen hatte; ich fand dort unsere schwere Schaufel aus Eichenholz; die Hacke war verschwunden.

Bis jetzt hatte ich keinerlei Geräusch gehört; ich horchte aufmerksam hin, als ich plötzlich einen starken Tabaksgeruch verspürte, der von dem offenen Grabe ausging.

Eine Ahnung sagte mir, daß der Mensch, dessen unheilverkündendes Gesicht am Morgen einen widerlichen Eindruck auf mich gemacht hatte, und der, während er dem Leichenbegräbniß zusah, unbekümmert seine Pfeife rauchte, in diesem Augenblick dieses Grab schändete, und alsbald hörte ich auch einige Fußtritte, auf welche ein dumpfes Pochen erfolgte. Beides schien aus den Eingeweiden der Erde heraufzutönen. Plötzlich reichte eine unsichtbare Hand die Hacke über den Rand des Grabes heraus, und dann sah ich den Kopf, hierauf die Brust eines Mannes erscheinen; er half sich mit den Händen, um aus der klaffenden Oeffnung herauszukommen, und hatte, wie es schien, seine Pfeife im Stich gelassen; denn er hielt mit den Zähnen ein Packet, das sehr schwer schien.

Ich erkannte den Mann, den ich am Morgen gesehen hatte.

Hinter dem Stamme des Baumes und durch den Schatten, den er warf, verborgen, konnte ich von dem Elenden nicht bemerkt werden; ich blieb unbeweglich und wußte nicht, was ich machen sollte; ich fürchtete, entdeckt zu werden, und erwartete die



Eingebungen des Augenblicks.

Dieser Mann, den ich von jetzt an den Muldensterz nennen will; denn ich werde sogleich angeben, wie ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß es dieser und kein Anderer sei, – dieser Mann, der Bamboche jene traurigen Grundsätze eingeflößt hatte, – kam jetzt ganz aus dem Grabe hervor, streckte seine lange, kräftige Gestalt aus, die wahrscheinlich durch das lange Bücken im Grabe ermüdet war, und nahm darauf das Packet, das ich bemerkt hatte, betrachtete es von allen Seiten, wurde die Cypresse, hinter der ich mich verkrochen hatte, gewahr und näherte sich derselben.

Ich hielt den Athem an; kroch in mich selbst zusammen und machte mich so klein wie möglich, um im Schatten und hinter dem Stamm, der mich versteckte, verborgen zu bleiben.

Der Muldensterz trat noch näher – ich glaubte des Todes zu sein. Glücklicherweise setzte er sich, statt sich mir noch mehr zu nähern, auf einen Grabhügel nieder und kehrte mir auf diese Weise vollkommen den Rücken zu, während er das Päckchen, das er, um ungehinderter aus dem Grabe heraussteigen zu können, zwischen den Zähnen gehalten hatte, eröffnete; es war ein schlechtes Tuch, in dem verschiedene Gegenstände durcheinander lagen, die er aus dem Sarge gestohlen haben mochte.

Der Muldensterz legte das Päckchen zwischen die Beine und machte sich daran, seinen Raub bei Mondenschein zu untersuchen, indem er nicht fürchten mochte, daß man ihn zu dieser Stunde der Nacht belauschen könnte.

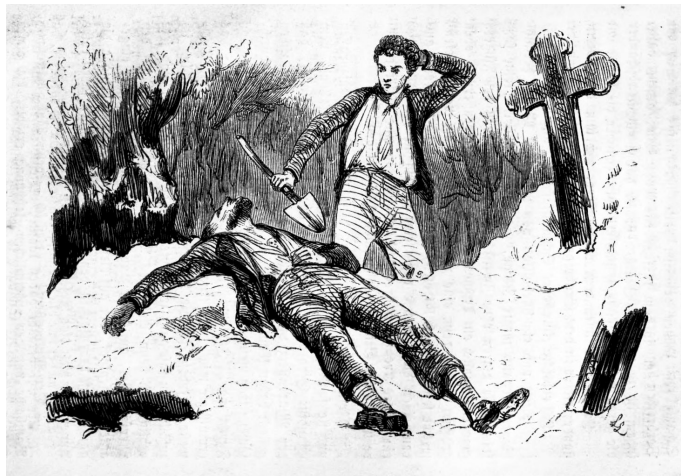
Plötzlich kam mir die Eingebung, welche ich von den Umständen erwartet hatte; da ich bei einer unwillkürlichen Bewegung den Stiel der schweren Schaufel, die ich am Morgen geführt hatte, mit der Hand berührte, richtete ich mich auf, ohne das geringste Geräusch zu machen – auch hatte der Wind, der die Zweige der Cypresse heftig bewegte, den Muldensterz verhindert, mich zu hören – und ergriff den Stiel der Schaufel mit beiden Händen, erhob sie wie eine Keule – als ich, indem ich mit einem raschen Blick berechnete, wie weit meine Waffe reichte, gewahr wurde, daß ich, um den Muldensterz sicher zu treffen, und ihm mit meiner ganzen Kraft einen Schlag auf den Schädel zu versetzen, zwei Schritte auf ihn zu thun und durchaus mein

Versteck verlassen mußte.

Einen Augenblick stand ich an; meine Entschlossenheit ließ mich im Stich. – Das geringste Geräusch, der mindeste Verzug in meinem Angriff konnte mein Verderben sein; denn dieser Mann würde vor einem Kinde nicht zurückgeschreckt sein.

Aber der Gedanke an Regina kam mir zu Hilfe; ich rief sie im Geiste an, so wie man seinen Schutzgeist anruft. Mit einem Satze sprang ich hervor; mit der Schnelligkeit des Blitzes fiel die Schaufel auf das gesenkte Haupt des Muldensterzes nieder, und zwar mit solcher Gewalt, das sie einen Spalt bekam.

Der Muldensterz hob einen Augenblick die Arme, als wollte er sie zum Kopfe führen; hierauf verließen ihn seine Kräfte, er fiel rücklings nieder und blieb regungslos liegen. Da ich fürchtete, daß ich ihn nur betäubt haben könnte, versetzte ich ihm mit wilder Wuth noch mehre Schläge; in Kurzem röthete sich der Schnee um uns von seinem Blute.



Der Anblick des Blutes machte mich schauern; ich warf die Schaufel weit weg und zitterte vor Entsetzen, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Aber ich überwand diese Regung bald, indem ich zu mir selbst sagte, daß ich nur einem Grabschänder die gerechte Strafe habe angedeihen lassen.

Ich näherte mich dem Muldensterz, um ihm die Gegenstände, die er in dem Grabe geraubt, abzunehmen.

Ich erblickte ein offenes Schmuckkästchen, aus dem eine goldene Kette und ein Medaillon von demselben Metall heraushingen, sodann mehre Ringe, an denen kostbare Steine funkelten; sie waren ohne Zweifel dem Leichnam von den Fingern

gezogen, endlich ein Taschenbuch, das der Muldensterz so eben geöffnet hatte; denn eine ziemlich große Anzahl von Briefen, welche seinen Inhalt bildeten, waren hier und da verstreut; aus dem einen dieser Briefe ragte eine Haarschnur heraus, an der ein kleines Kreuz von bronziertem Stahl und eine bleierne Medaille von der Größe eines Zehnsousstückes hingen.

Mein erster Gedanke war, diese Gegenstände aufzuraffen und sie sogleich, mit der Nachricht über das Vorgefallene, dem Claudius Gérard zu überbringen, aber da es mir einfiel, daß der Muldensterz vielleicht schon einige Edelsteine in die Taschen gesteckt haben könnte, so machte ich mich daran, ihn zu durchsuchen; trotz meines Widerwillens, der nicht ohne Beimischung von Furcht war. Ich berührte seine Hand, sie war eiskalt; das ermuthigte mich. Er trug eine schlechte Jacke und eine Tuchweste. Indem ich die Westentaschen durchstöberte, schlug ich zufällig sein fast ganz zerlumptes Hemde auseinander; und jetzt erblickte ich beim Lichte des Mondes, das ganz voll auf den Menschen fiel, auf seiner Haut einen in natürlicher Größe eingetränkten Tottenkopf, der auf diese Weise dem Elenden beinahe die ganze Brust bedeckte; in den Augenhöhlen desselben saßen rothe Augen; er hielt eine Rose zwischen den Zähnen.

– Der Muldensterz! – rief ich – denn häufig hatte mir Bamboche von der unheimlichen Zeichnung erzählt, die dieser Schurke auf der Brust trage, eine Zeichnung, die so einzig in ihrer Art war, daß ich in Betreff der Identität der Person nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

–Der Muldensterz! – wiederholte ich, immer noch neben dem Manne niederknieend. – O desto besser, desto besser! – rief ich mit wilder Freude, – es ist mir gerade recht, daß ich ihn todgeschlagen habe, wie viel Böses hat Bamboche von ihm erfahren. –

Und ich fuhr fort den Räuber zu durchsuchen. In den Westentaschen fand ich Nichts als einen Feuerstahl, eine Tüte Rauchtobak und ein Dolchmesser; aber wie groß war mein Erstaunen und bald auch mein Schmerz, als ich aus seinen Hosentaschen die beiden kleinen Pistolen hervorzog, die noch am Abend vorher in Bamboche's Besitz gewesen waren.

Durch welchen seltsamen Zufall war denn dieser Mensch noch einmal mit Bamboche zusammengetroffen, den er in's Verderben geführt hatte? Indem ich an die Blutlache, aus der ich in der vorhergehenden Nacht Basquine's kleines Halstuch und die drei Silberstücke aufgenommen hatte, gedachte, konnte ich nicht daran zweifeln, daß der Muldensterz auch bei diesem neuen Verbrechen mitschuldig sei; denn er hatte ja Bamboche's Pistolen bei sich, aber ich mußte mir die Frage vorlegen, welchen Antheil dieser Elende an dieser tragischen Begebenheit haben möge, die für mich noch immer in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war; denn ich wußte noch nicht, wer von Beiden, Bamboche oder Basquine, das Opfer derselben gewesen sei, oder ob ihr Beide unterlegen sein möchten.

Auf der andern Seite fand ich bei dem Muldensterz durchaus kein Geld. Was war also aus der Summe geworden, welche Bamboche dem Claudius Gérard geraubt hatte; sie hatte doch allein die muthmaßlichen Mörder meines Genossen zu ihrer That versuchen können.

Indem alle diese Gedanken zugleich meinen Geist bestürmten, stürzten sie mich in Verwirrung und Ungewißheit. Einen Augenblick bedauerte ich es, diesen Schurken getödtet zu haben, der vielleicht ganz allein im Stande gewesen wäre, mir über das Schicksal meiner Genossen Aufklärung zu verschaffen, aber wenn ich dann an sein Leben und seine Handlungen dachte, so mußte ich meine Handlung doch billigen.

Ich sammelte also in einen Zipfel meiner Blouse die goldene Kette, das Medaillon, die Ringe, das Taschenbuch mit den Briefen, die ich wieder hineinsteckte, so wie die Haarschnur, an welcher dies kleine Kreuz von Bronze und die bleierne Medaille hingen, ließ den Muldensterz am Grabe liegen und verließ den Kirchhof eilig, um Claudius Gérard von diesem Vorfall zu unterrichten.

Es bleibt mir noch ein drückendes Geständniß abzulegen übrig.

Es handelt sich von schlimmen Versuchungen und einer unehrenhaften Handlung – einer Handlung, für die mich mein Gewissen bis zu dem Tage gestraft hat, wo ich, weit entfernt, was ich gethan, zu bereuen –

Doch Alles zu seiner Zeit.

Welches auch die wohlthätigen Folgen waren, welche sich zufälligerweise aus einer an sich unwürdigen Handlung ergeben sollten, so konnte ich sie doch, als ich diese beging, nicht voraus sehen, und so kann ihre Schlechtigkeit dadurch nicht gemildert werden.

Ich eilte rasch auf Claudius Gérard's Wohnung zu, indem ich von Zeit zu Zeit im Gehen die Edelsteine ansah, die ich den Händen des Muldensterzes entrissen; sie schienen mir von ungeheurem Werthe zu sein.

– Ach, wenn ich Basquine und Bamboche wieder antreffen könnte, – sagte ich zu mir selbst, – welche Freude! – wie lange würden wir leben können von dem Gelde! –

Aber hier stockte ich – und trotz dieses Rückfalls in die gefährliche Denkungsart der Vergangenheit, begriff ich doch, daß so zu denken, mich zum Mitschuldigen des Muldensterzes machen hieße – zum Mitschuldigen der Entweihung des Grabes von Regina's Mutter; ich wich mit Entsetzen vor dieser Versuchung zurück. Hierauf bemächtigte sich meiner ein zugleich kindischer und unmoralischer Gedanke.

– Nein, nein, – sagte ich zu mir selbst, – diese Edelsteine will ich unberührt lassen, aber in diesem Taschenbuch sind Briefe, gewiß ohne Werth; denn in dem feuchten Grabe würden sie sehr bald vernichtet worden sein, und da ferner jetzt Niemand von ihrer Existenz wissen kann, so können sie von Niemand vermißt werden. Wenn ich sie ohne Claudius Gérard's Wissen behalte, so beeinträchtige ich damit Niemand – für mich werden sie ein großer Schatz sein, und dann wird das glühende Verlangen, zu erfahren, was sie enthalten, für mich die größte Ermuthigung sein, Lesen und Schreiben zu lernen. –

Jetzt, da ich kaltblütig darauf zurückblicke, kommt mir dieser Grund, oder vielmehr diese Entschuldigung, mit der ich meiner so strafbaren Versuchung zu Hilfe kam, unbegreiflich dumm und kindisch vor; gleichwohl hat es damit seine vollkommene Richtigkeit.

So viel ist gewiß, daß ich von dem folgenden Tage an das Lesen- und Schreibenlernen mit einem Eifer, einer Beharrlichkeit und einem Fleiße begann, über den Claudius Gérard ganz erstaunt war. Mein einziges Ziel war, diese Briefe lesen zu können;

ich dachte, was sie enthielten, würde vielleicht ein geheimnißvolles Band sein, das mich mit Regina ohne ihr Wissen in Beziehung setzte.

Ich will diese Handlungsweise nicht bemänteln; es kommt mir nur darauf an, mir die wahren, wenn auch abgeschmackten Gründe in's Gedächtniß zurückzurufen, die mich zu einer zwiefach strafbaren Handlung brachten; denn ich ließ in dem Taschenbuche auch die Haarschnur, das stählerne, bronzierte Kreuz und die bleierne Medaille, die bei den Briefen lagen, indem ich mich über die Unterschlagung dieser Gegenstände mit ihrem geringen Werthe und mit dem Gedanken, daß sie ja ohnehin für Jedermann verloren gewesen wären, tröstete.

Endlich war ein anderer Grund zu dieser Veruntreuung der Wunsch Etwas zu besitzen, das Regina's Mutter gehört hätte, da ich nun einmal Nichts erlangen konnte, was von ihr selbst her rührte.

Ich entschloß mich also zu diesem Raube und verbarg, ehe ich zu Claudius Gérard zurückkehrte, das Taschenbuch einstweilen unter einem Heuhaufen in einer Scheune, die zu unserem Stalle gehörte.

Als ich bei Claudius Gérard eintrat, war dieser, über meine lange Abwesenheit beunruhigt, im Begriff mir entgegen zu gehen. Aber als ich ihm die Entweihung des Grabes und den Tod des Muldensterzes erzählte und die Edelsteine und das Schmuckkästchen seinen Händen überlieferte, umarmte er mich zärtlich, ganz erschreckt über die Gefahr, in der ich geschwebt hatte, und lobte meinen Muth sehr, indem er gleichwohl hinzusetzte:

– Obwohl der Tod, selbst eines Verbrechers, uns immer eine schwere Verantwortlichkeit aufladet, armes Kind – denn der Tod ist unfruchtbar und macht ein begangenes Verbrechen nicht ungeschehen, und die Reue oder die heilsame Buße unmöglich – so rechtfertigen der Anblick einer solchen Entheiligung, und in Deinem Falle die Furcht, von dem Elenden entdeckt und umgebracht zu werden, also das Gesetz der Nothwehr, diesen Todtschlag allerdings hinlänglich. Ich muß augenblicklich zum Maire gehen und von diesem Vorfall Anzeige machen; hierauf werde ich das so unwürdig entweihete Grab wieder zuschütten,

was Dich anbetrifft, liebes Kind, so bleib hier und wärme Dich im Stalle, Du bist erstarrt von Kälte – wenn ich wieder hier bin, so wollen wir zu Abend essen.

– Claudius Gérard ging fort; ich hatte den Muth nicht, ihn zu begleiten; ich fühlte mich von Müdigkeit und von den mannigfaltigen Aufregungen dieses Tages wie zerschlagen. Sobald der Lehrer sich entfernt hatte, war es mein erster Gedanke, das Taschenbuch, das ich entwendet hatte, in einen sicheren Versteck zu bringen. Nachdem ich lange nach einem Mittel gesucht hatte, wie ich das bewerkstelligen könnte, fand ich unter einer der Krippen in dem Stalle einen geborstenen, irdenen Topf, dergleichen man in dieser Landschaft zur Aufbewahrung der Milch gebraucht; das Taschenbuch hatte, obgleich es ziemlich dick war, in demselben vollkommen Platz; ich steckte es also sorgfältig hinein; hierauf machte ich ganz dicht an der Mauer unter der Krippe ein Loch, setzte den Topf hinein, verstopfte seine Mündung mit Heu und füllte das Loch mit festgetretener Erde zu.

Nachdem dies Geschäft beendet war, setzte ich mich auf eine Bank, und indem mich die Ermüdung überwältigte, sank ich sehr bald in einen fieberhaften, von seltsamen, unzusammenhängenden Träumen beunruhigten Schlummer; in einem dieser Träume kam es mir vor – der Grund war jedenfalls, daß Claudius Gérard's Erzählung von Leuten, die in eine tiefe Schlafsucht verfallen, und so lebendig begraben worden seien, auf meine Einbildungskraft einen lebhaften Eindruck gemacht hatte – als ob Regina's Mutter schön und glänzend geschmückt, sich aus ihrem Grabe erhebe und, indem sie mich unendlich liebevoll ansähe, mir ein Zeichen machte, ihr zu folgen.

Mitten in diesem Traume wurde ich plötzlich von Claudius Gérard geweckt, der mich am Arm schüttelte; ich öffnete die Augen, seine Blouse war mit Schnee bedeckt, er hatte in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Hacke. Sein Gesicht war äußerst blaß, seine Züge verstört.

– Der Schurke ist entkommen, – sagte er zu mir, indem er die Laterne auf den Tisch setzte. – Dein Schlag wird ihn nur betäubt haben. –

– Wer? – sagte ich verdutzt.

– Der Muldensterz. –

– Er ist nicht todt? – rief ich.

– Von hier, – sagte Claudius Gérard zu mir, – ging ich sogleich zum Maire; dieser nahm zwei Männer mit, und so gelangten wir auf den Kirchhof. Wir fanden hier, wie Du es angegeben hattest, das Grab offen, und an der Cypresse war der Schnee mit Blut geröthet. Der Räuber ist wahrscheinlich, wenn auch betäubt und schwer verwundet, nach einiger Zeit in Folge der strengen Kälte wieder zu sich selbst gekommen: wir haben versucht, seinen Fußspuren im Schnee zu folgen. Es war nicht schwer zu sehen, daß sie unsicher und schleppend waren – sie führten uns aus dem Gottesacker heraus auf eine Wiese, aber hier wurden, nach 100 Toisen etwa, diese Spuren mehr und mehr undeutlich; sie verschwanden unter einer neuen Lage Schnee; denn es schneiete seit einer halben Stunde aufs Neue heftig. Dann ging auch der Mond unter; und da nicht weit von dem Orte, wo wir die Spur des Elenden verloren, bedeutende Waldungen beginnen, und auch die Nacht sehr finster war, so gaben wir die jedenfalls erfolglose Verfolgung auf – morgen wird die Gensdarmarie von der Sache in Kenntniß gesetzt werden, damit sie die Nachsuchungen fortsetzt. Hierauf kehrte ich zum Gottesacker zurück, die werthvollen Gegenstände wurden wieder in den Sarg gelegt, und ich – habe das Grab wieder aufgeschüttet, – setzte Claudius Gérard in einem Tone hinzu, der mir eine tiefe Aufregung zu verrathen schien.

Diese letztere stieg so sehr, daß er in seiner Rede stockte und mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn strich.

– Ach, Herr Gérard, wenn Sie wüßten, was für einen Traum ich hatte, als Sie mich weckten! –

– Was für einen denn? –

– Es kam mir vor, als wenn die Dame, die diesen Morgen begraben worden, aus ihrem Sarge träte, und –

– Das träumte Dir! – rief Claudius Gérard heftig betroffen, – das träumte Dir! – wiederholte er.

Und er richtete auf mich einen unbeschreiblichen Blick.

– Ja, Herr Gérard, – sagte ich zu ihm ganz verwundert über die Wichtigkeit, die er auf diesen Traum zu legen schien, – heut Morgen haben Sie mir von Leuten erzählt, die –



– Ja, so hängt's zusammen, – versetzte Claudius Gérard, indem er diese Erklärung meines Traumes begierig zu ergreifen schien, – so hängt's zusammen, Deine Einbildungskraft war aufgeregt, freilich, es ist ein seltsamer Traum – seltsam! – setzte er ruhiger hinzu, – aber Gott sei Dank; es ist nur ein Traum; denn das Grab ist wieder zugeworfen, und diese schändliche Entweihung hinterläßt keine Spuren, als im Gedächtniß der Menschen. Nun, mein Sohn, laß uns hoffen, daß der Elende, der sie begangen, dem rächenden Arm der Gerechtigkeit nicht entgehen wird. Aber jetzt gönne Dir Ruhe, Kind. Ich bin auch todtmüde. –

Und mit diesen Worten warf sich Claudius Gérard auf sein Lager.

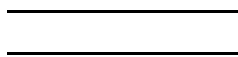
---



## Sechzehntes Kapitel.

### *Die Jahrestage des Begräbnisses.*

Die ersten Tage nach der Beerdigung von Regina's Mutter waren von einigen alten Frauen im Dorfe abgeschmackte Gerüchte in Betreff vorgeblicher Erscheinungen, die in dem einsam liegenden kleinen Hause, das Regina's Mutter bewohnt hatte, stattgefunden hätten, in Umlauf gesetzt worden – aber sie verloren sich bald durch die Bemühungen des Claudius Gérard, dem diese abergläubische Leichtgläubigkeit und die Aufmerksamkeit, welche sie auf das kleine Haus hinzog, das übrigens zwei oder drei Monate nachher verkauft wurde, ganz besonders unlieb zu sein schien.



Von dem Tage an, an welchem ich Regina dem Leichenbegängniß ihrer Mutter hatte beiwohnen sehen, welcher zugleich der erste war, den ich bei Claudius Gérard zugebracht hatte, datierte so zu sagen der Anfang meiner Rückkehr zum Guten, und ich gefiel mir darin, diese beiden Epochen mit einer mehr angenehmen als bitteren Traurigkeit gewissermaßen als eine einzige zu betrachten.

Uebrigens hatte ich das Versprechen, das ich mir selbst gethan, das Grab von Regina's Mutter mit frommer Ehrfurcht zu bewachen und zu schmücken, gewissenhaft gehalten. Es stand auf ihm blos ein bescheidener Grabstein, auf dem man Nichts als den Namen

*Sophie* las – ihren Taufnamen. Es war dies die letzte Demüthigung, mit der man sogar ihr Gedächtniß zu schmähen sich unterfing, daß man verordnet hatte, es solle auf ihrem Grabstein weder ihr Familienname, noch der Name ihres Gatten genannt werden.

Claudius Gérard, der von dem traurigen Ende dieser Unglücklichen tief gerührt war, hatte meinen Wunsch gebilligt, dieses Grab vor der nahen Zerstörung zu bewahren. Ich umgab es mit einem bäurischen Gitterwerk, das sich von zwei Seiten kreisförmig an die dicke Cypresse anschloß, hinter der ich mich bei Regina's Anblick verkrochen hatte; rund um den Grabstein legte ich einen grünen Rasenplatz an und belegte den kleinen Gang, der diesen kleinen Rasenteppich einfaßte, mit schönem, gelbem Sand; endlich hatte ich für die Jahreszeit der Wald- und Feldblumen am Ende des Grasplatzes eine Rabatte von der Form eines Korbes freigelassen.

Mehre Male in der Woche brachte ich in diesem melancholischen Gärtchen einen Theil der Erholungsstunden zu, die Claudius Gérard mir bewilligte.

Der Winter zerstörte die letzten Blumen, die ich in dem Herbste gepflanzt hatte, welcher dem ersten Jahrestage des Begräbnisses voranging; aber gegen die Mitte des Februar fingen die Schneeglöckchen und Veilchen, mit denen unsere Wiesen bedeckt waren, zu blühen an, und am 27. Februar Morgens – dieser Tag beschloß das Jahr – hatte ich die Rabatte des bereits prächtig grünen Rasenplatzes in einen wahren Blumenkorb verwandelt – weiße und lilafarbene Feldblumen erglänzten hier in herrlicher Frische in ihrer melancholischen und sanften Halfarbe.

Als meine Arbeit vollendet und der Sand im Gange hübsch eben geharkt war, ruhte ich einen Augenblick auf einer hölzernen Bank, die ich am Fuß der Cypresse angebracht hatte.

Indem ich jetzt meinen Erinnerungen freien Lauf ließ, dachte ich daran, wie ich an eben dieser Stelle ein Jahr vorher Regina seit ihrer Entführung im Walde von Chantilly zum ersten Mal wiedergesehen hatte.

Plötzlich bemerkte ich das Rollen eines Wagens und das Klirren der Postpferde, zuerst in der Ferne, dann aber näherte es sich mehr und mehr; eine geheime Ahnung ergriff mich, ich fühlte ein

heftiges Herzklopfen.

Bald hielt der Wagen still, und einige Secunden darauf sah ich Regina herankommen; sie war, wie im vorigen Jahre, schwarz gekleidet.

Die alte Magd hielt sie an der Hand, der Mulatte mit dem finstern Gesicht folgte in der Entfernung von einigen Schritten.

Ich blieb einen Augenblick unbeweglich, zugleich erfreut, ja entzückt und doch heftig betroffen, aber da ich Regina herankommen sah, entfloh ich so schreckenvoll, als hätte ich mir eine strafbare Handlung zu Schulden kommen lassen; ich setzte mit Einem Sprunge über die Einzäunung des Gartens und rannte feldein, jedoch nicht ohne einen Schrei der Verwunderung und Freude zu hören, den ohne Zweifel der Anblick der Blumen, welche sie auf ihrer Mutter Grabe durchaus nicht anzutreffen erwartet hatte, Regina entlockte.

Ich lief eilig zu Claudius Gérard.

– Freund, – rief ich beim Eintritt – er hatte gewünscht, daß ich ihn so nennen möchte – Freund, wenn gefragt wird, wer das Grab der armen jungen Dame besorgt hat, so sage nicht, daß ich's gewesen bin.

– Meine Aufregung, mein Schrecken, mein Wunsch, der wohlverdienten Erkenntlichkeit für meine uneigennützigte Sorgfalt aus dem Wege zu gehen, setzten Claudius Gérard in lebhaftes Erstaunen; er errieth, daß ich ihm nicht Alles sagte. Seit einem Jahr war sein Einfluß auf mich sehr gestiegen, auch hatte ich, von Fragen bedrängt, nicht die Kraft gehabt, ihm mein Geheimniß, das heißt, meine kindliche Neigung zu Regina zu verheimlichen.

Indessen verbarg ich ihm die Entwendung des Taschenbuchs und des kleinen Kreuzes; das Schamgefühl verhinderte mich beständig, ihm dieses Geständniß zu thun.

Ich erwartete, daß mein Herr sich über mich erzürnen würde, aber dies trat nicht ein; er sagte blos zu mir:

– Nach ein paar Jahren, liebes Kind, will ich über das Bekenntniß, das Du mir da ablegst, weiter mit Dir reden; bis dahin fahr fort, dieses Grab mit Ehrfurcht zu beaufsichtigen; wenn Nachfragen geschehen sollten, werde ich sagen, ich hätte diese Pflicht erfüllt, oder vielmehr, Du hättest es auf meine Anordnung

gethan. –

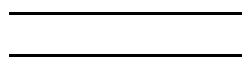
Wirklich wollte Regina wissen, wer dem Grabe ihrer Mutter soviel Sorgfalt geschenkt habe; ehe sie das Dorf verließ, wurde der Mulatte als vertrauter Bedienter auf den Pfarrhof geschickt, um sich davon zu unterrichten. Der Pfarrer war nicht zu Hause, aber statt seiner fand der Mulatte Madame Honorine, welche mit bewundernswürdiger merkantilischer Geistesgegenwart antwortete:

– Nur auf Befehl des Herrn Pfarrers hat *unser* Todtengräber das Grab so sorgfältig unterhalten. Dieser Mann ist dafür bezahlt worden, Sie brauchen ihm also Nichts zu geben, Fräulein. Aber Ihre Gabe kommt von Rechtswegen der Kirchenkasse zu; und wenn Sie es wünschen, so wird auf dieselbe Weise fortgefahren werden. –

Der Mulatte entrichtete also seine Gabe an die Kirchenkasse, schloß denselben Handel für die folgenden Jahre und reiste denselben Abend mit Regina ab, die von jetzt an und für alle Folgezeit glaubte, daß die Sorge, welche auf das Grab verwendet wurde, aus Eigennutz hervorginge und nur auf Bezahlung erfolgte.

Von diesem Tage an war jeder Jahrestag des Todes von Regina's Mutter für mich die Quelle unbeschreiblicher Gemüthsbewegungen. Das Jahr verging rasch unter der Ungeduld und der mit Hoffnung und Furcht vermischten Aengstlichkeit, mit der ich den einzigen Tag im Jahre erwartete, der Regina in's Dorf zurückführte.

Von dem dritten Jahrestage an hatte ich, weil ich durch eine Hecke, hinter der ich mich versteckte, bemerkt hatte, daß Regina bis zum Dunkelwerden an dem Grabe ihrer Mutter verweilte, und zwar bei jedem Wetter, mittels einer Strohmatten, die durch Stangen emporgehalten wurde, über der Bank, die sich an die Cypresse lehnte, eine Art Dach angebracht; ich freute mich um so mehr, diese Vorrichtung getroffen zu haben, da es an diesem Tage beinahe ohne Unterbrechung schneiete.



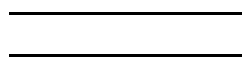
Auf diese Weise sah ich Regina von Jahr zu Jahr größer werden

und zur Jungfrau heranwachsen. Da diese Begegnungen jedes Jahr nur Ein Mal stattfanden, und also den allmöglichen Uebergang verdeckten, so fiel durch sie die Entwicklung ihrer körperlichen Reize und ihrer Schönheit – welche letztere wahrhaft blendend war – immer mehr in's Licht.

Als Regina ungefähr sechzehn Jahre alt war, so waren die Vollkommenheit ihres schlanken Wuchses, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die leichte und stolze Anmuth ihres Ganges und ihrer geringsten Bewegungen unvergleichlich. Ihre drei Maale, die, wie ihr Haar, schwarz wie Ebenholz waren, hoben die durchsichtige Frische ihrer Gesichtsfarbe und den Purpur ihrer Lippen noch mehr hervor.

Bei diesen wiederholten Besuchen drückten ihre Gesichtszüge nicht mehr einen bitteren Schmerz, sondern eine tiefe und entsagende Schwermuth, ein ernstes Insichgekehrtsein aus. Sie stand bisweilen eine ganze Stunde unbeweglich, die Stirn in die Hand gestützt, als suchte sie angelegentlich den Schlüssel zu irgendeinem Geheimniß; bisweilen schien sie in peinlicher Ungeduld aufzufahren. Eines Tages sah ich aus dem Versteck, wohin ich mich wie gewöhnlich verkrochen hatte, wie in Folge einer solchen lange fortgesetzten Betrachtung ein schmerzlicher Unwillen ihre Züge bewegte; Thränen rannen über ihre Wangen, und sie rief aus:

– O Mutter, Mutter, ich will Dein Andenken rächen! –



Ich war als Kind zu Claudius Gérard gekommen, ich ward zum Manne, und, Dank seiner Sorgfalt, seiner beinahe väterlichen Aufmerksamkeit, ich erwarb in wenig Jahren eine gewisse Erziehung: übrigens, je mehr ich daran denke, um so mehr muß ich mich wundern über die Willenskraft, mit der Claudius Gérard ausgestattet war. Trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, von der fast tödtlich ungesunden Beschaffenheit seines Schullocal, von dem Mangel der nöthigen Elementarbücher an, welche die gar zu armen Aeltern ihren Kindern nicht geben konnten, und die er ihnen auch nicht zu verschaffen vermochte, – er ergänzte diesen Mangel zum Theil durch Manuscripte, in denen

er den Druck nachahmte, und die ihn einen Theil seiner Nächte kosteten – bis zu der unglücklichen und strafbaren Unbekümmertheit, ja dem bösen Willen des Gemeindevorstands, erlangte Claudius Gérard doch im Allgemeinen unglaubliche Ergebnisse.

Weit davon entfernt, mit dem Unterrichte seiner Zöglinge beim Lesen und Schreiben stehen zu bleiben, gab er ihnen soviel wie möglich eine für ihre Lage nutzbare und anwendbare Erziehung.

Auf diese Weise berührte sein klarer, einfacher durch Mannigfaltigkeit anziehender Unterricht alle Grundfragen des Ackerbaus, wie sie sich in seiner Gegend gestalteten, und bewahrte auf diese Weise eine ganze Generation vor Vorurtheilen und todttem Gewohnheitskram.

Außerdem führte Claudius Gérard zweimal in der Woche seine Schüler zu der kleinen Anzahl von Handwerkern, die in der Gemeinde lebten; hier lernte ein Jeder nach seinem Geschmack wenigstens die ersten Anfangsgründe derselben, die für den auf einsamen Pachtgütern, weit vom nächsten Dorfe entfernt wohnenden Landmann unerlässlich sind. Auf diese Weise lernten die Zöglinge Claudius Gérard's, indem sie selber Zimmerleute, Schmiede und Maurer wurden, im Nothfalle ein Balkenwerk, das sich gesenkt, zu stützen, einen Pflug zu beschlagen, oder eine geborstene Mauer auszubessern; und um die Handwerker dazu zu vermögen, seinen Zöglingen, die ihnen übrigens auf diese Weise zweimal in der Woche als Lehrlinge dienten und ihnen bei ihren Arbeiten halfen, diese praktische Unterweisung angedeihen zu lassen, theilte Claudius Gérard den Handwerkern selbst gewisse Begriffe aus der Elementargeometrie und Mechanik mit, welche auf ihr Gewerbe Anwendung fanden und dem Zimmermann für den Schnitt und die Zusammenfügung des Holzes, dem Maurer für das Zuhauen der Steine und den Aufbau der Gebäude, dem Schmied und Schlosser für die Berechnung der Springfedern, der Gewichte und der hebelartig wirkenden Theile unentbehrlich sind.

Sonntags wurden Kräuter gesucht; man lernte auf diese Weise eine Menge wildwachsender Pflanzen und ihre heilsamen Eigenschaften kennen und anwenden. Donnerstags gab Claudius Gérard Gesangunterricht nach einer bewundernswürdig einfachen

und klaren Methode, der zufolge die so greulich schwer zu lernenden musikalischen Schriftzeichen durch gewöhnliche Zahlen 1 2 3 4 u. s. w.<sup>5</sup> ersetzt wurden, welche jedes Kind kennt und lesen kann. Claudius Gérard schrieb selbst die einfachen und bequemen Compositionen; seine Schüler schrieben sie später ab, und so besaß jeder in Einem Bändchen eine kleine musikalische Bibliothek. Der Einfluß der Musik auf den Charakter ist eine so ausgemachte Thatsache, daß ich darüber weiter keine Worte verlieren will; die Wirkung dieser Kinder- und Männerstimmen war ausgezeichnet; an schönen Sommerabenden versammelten sich die Sänger auch häufig unter einer Gruppe großer Bäume, die vor dem Dorfe standen.

Claudius Gérard ergänzte die Erziehung seiner Zöglinge durch eine kurzgefaßte und lichtvolle Erklärung der bedeutendsten Naturerscheinungen und gewisse Anfangsgründe der Heilkunst, die für die Gesundheitspflege den ärmeren Classen so wichtig sind.

Einige Grundbegriffe über die Gesetze des Landes – deren Kenntniß bei Jedermann vorausgesetzt wird, die aber den Meisten vollkommen unbekannt sind – soweit sie nämlich die vornehmsten Rechte und Pflichten der Staatsbürger betreffen, sowie eine kurze Darstellung der wichtigsten und ruhmvollsten Begebenheiten in der Geschichte unseres Vaterlandes setzten bei den Erwachsenen der Erziehung die Krone auf.

Mit diesem letztern Unterrichte, der zwar nur flüchtig und unvollständig sein konnte, aber von Vaterlandsliebe glühte, leitete Claudius Gérard seine Schüler dazu an, *Frankreich zu lieben*.

– Kinder, – pflegte er zu sagen, – Ihr habt zwei Mütter, denen Ihr Liebe, Zärtlichkeit und Achtung schuldig seid, denen Ihr Blut und Leben verdankt: Eure leibliche Mutter und Frankreich. Für Beide sind die Bande, die Euch mit ihnen verknüpfen, die Pflichten, die Ihr gegen sie zu beobachten habt, dieselben – der einen Schande machen, heißt auch der andern Schande machen, – der einen zur Ehre gereichen, heißt auch der andern zur Ehre gereichen. *Frankreich* müßt Ihr über Alles lieben, ihm anzugehören, ihm zu dienen, es zu vertheidigen – zu rächen – die gute, alte Mutter! – muß Euer Stolz sein. –

Ueber diesen warmen und kindlichen Glauben an ein



Gedankending, Frankreich genannt, einen heiligen Enthusiasmus, welcher die unsterblichen Zeiten des republikanischen Frankreichs her vorgerufen hat, dürfte mancher starke Geist der Jetztzeit mitleidig lächeln. Aber die geraden Gemüther voll Kraft und Liebe, die sich durch Claudius Gérard's Unterricht gebildet hatten, hatten noch Unbefangenheit genug, von Vaterlandsliebe zu erglühen; sie wußten es nicht, daß der patriotische Aufschwung von 1793 an's Lächerliche und an Wahnsinn grenze, eine Verunglimpfung, welche erfunden ist, um dem *albernen und ungebildeten Vaterlandseifer*, wie eben diese Geister, die nur stark sind in der Feigheit, wie Claudius Gerard sagte, sich ausdrücken, einen Makel anzuhängen.

In der That setzten die Zöglinge unseres Lehrers später, als sie Männer geworden waren, ihren Stolz darein, dem Vaterlande zu dienen. Wenn die Stunde zur Einreihung unter die Vertheidiger desselben schlug, bezahlten sie ihren Tribut an Blut freiwillig und voll Selbstgefühl, statt in die Wälder zu entfliehen und dort ein herumstreifendes und aufrührerisches Leben zu führen; auch gestanden die Leute, welche dem Lehrer am feindlichsten gesinnt waren, ein, daß seit den zehn Jahren, da er einen Einfluß auf die Erziehung der Jugend gewonnen, die Anzahl der widerspenstigen Dienstpflichtigen, die früher so groß gewesen, mehr und mehr abgenommen habe.

Noch ein auffallendes Beispiel von dem Einfluß der ohne Zweifel unvollständigen, aber so zu sagen *ehrenwerthen* Erziehung, welche Claudius Gérard diesen Kindern mittels wahrer Wunder von Einsicht, Ausdauer und Willenskraft zu ertheilen durchgesetzt hatte.

Man höre folgende bemerkenswerthe Thatsache.

Die Juliusrevolution brach aus; in vielen Provinzen – die unsrige gehörte dazu, – fanden zwar einige Versuche, Aufstände hervorzurufen, statt, sie wurden aber bald unterdrückt, manche Erinnerungen an die Revolution wurden durch kühne Anführer ausgebeutet; die unglücklichen Bauern, die in Elend und Unwissenheit versunken waren, weil sie gedrückt und mißhandelt wurden, ließen sich zu dem Gedanken an Gewaltthaten hinreißen; ein Theil der Bevölkerung der beiden Gemeinden, die an die unsrige stießen, war mit dem Rufe – Krieg den Schlössern! –

aufgestanden und wollte bei uns junge Leute anwerben, um auf ein prächtiges Schloß loszugehen, das eine Strecke von unserm Dorfe entfernt lag und das Eigenthum eines Grundbesitzers war, der ein beträchtliches Vermögen besaß.

Ich werde diesen Tag niemals vergessen, dessen unvorhergesehenes Begebniß in einem Augenblick auf meine Zukunft einen so großen Einfluß gewann.

Der Trupp Bauern, die mit Flinten, Sensen, Heugabeln bewaffnet waren, und denen ein Trommelschläger und, seltsam genug, der Serpentist aus einem der Dörfer voranschritten, sah schrecklich und unheilverkündend aus. Er machte auf unserm Dorfplatze Halt; es ward *Generalmarsch* geschlagen, die Anführer riefen alle – Wohlgesinnten – unter die Waffen, um das Schloß St. Etienne dem Boden gleich zu machen.

Claudius Gérard hatte die Sache sogleich erfahren, er trat aus seiner Wohnung und sprach lange mit den Anführern des Trupps, während der Maire und der Pfarrer den Kopf verloren hatten und in panischem Schrecken entflohen waren. Nach dieser Unterredung versprach der Lehrer, innerhalb einer Stunde zwanzig entschlossene Bursche auszuheben, und an ihrer Spitze gegen das Schloß zu ziehen.

Wirklich schlossen sich nach einer halben Stunde fünfundzwanzig junge Leute aus unserem Kirchspiel, so gut wie möglich bewaffnet, unter dem Befehl des Claudius Gérard dem ersten Trupp an; Claudius Gérard erbat es sich als eine Gunst, den Vortrab bilden zu dürfen.

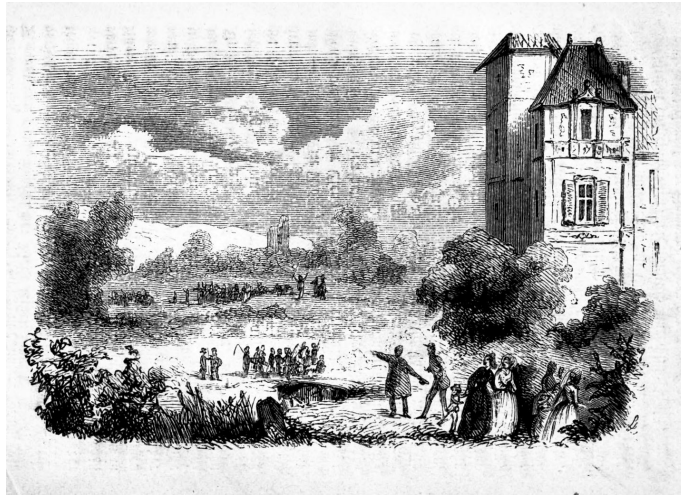
Während des Zuges von dem Dorfe zum Schlosse stürzten diejenigen, welchen wir uns angeschlossen hatten, nachdem sie sich mit Geschrei und Singen wechselseitig aufgereggt, über ein einsam liegendes Haus her, schlugen dort 2–3 Fässer Wein ein, und zu so viel andern bösen Regungen kam auch noch die Trunkenheit.

Unser Trupp, der weit davon entfernt war, an diesen Ausschweifungen Theil zu nehmen, benutzte diese Unordnung und diesen Aufenthalt, um rasch auf das Schloß zuzuziehen, ohne daß sich von dem weitem Zuge irgend Jemand darum bekümmerte; am Ende erfüllten wir ja auch nur unsere Pflicht als Vortrab. Wir kamen am Schloß St. Etienne an. Claudius Gérard

zeigte mir den Besitzer dieses prachtvollen Landsitzes aus der Ferne. Er ging, ohne sich der Gefahr, die seiner wartete, zu versehen, mit seiner Frau, seinen Kindern und einigen Damen in einem Vorhofe spazieren. Um das Schloß zu erreichen, mußten wir über eine Brücke, die über einen Canal geworfen war, der den Park einfaßte. Claudius Gérard befahl uns, diese Brücke zu bewachen und, was auch vorgehen möge, unsern Verbündeten, vor denen wir 5–600 Schritte Vorsprung hatten, den Hinüberzug zu wehren.

Jetzt ging Claudius Gérard gerade auf den Besitzer des Schlosses zu, welcher sich über diese bewaffneten Zusammenrottirungen zu beunruhigen anfang, und sagte zu ihm:

– Fürchten Sie Nichts, lieber Herr, ungefähr fünfzig Menschen, die durch ihr Elend oder durch Verführung auf Irrwege gerathen sind, haben den Anschlag gefaßt, Ihre Wohnung anzugreifen; sie sind in unser Dorf gekommen, um uns um Verstärkung anzugehen. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihnen gesprochen, begriff ich, daß es mir unmöglich fallen würde, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; ich habe mich also entschlossen, mit ihnen zu ziehen, um Sie im Nothfalle zu schützen. Ich habe die wackern Bursche zusammengebracht, die Sie da unten an der Brücke sehen, lieber Herr; ich verzweifle noch nicht ganz daran, diese unglücklich Verirrten wieder zur Ruhe zu bringen, mit denen wir uns verbunden haben, um Sie vor dem Untergange zu bewahren. Wenn es mir nicht gelingt, so sind die jungen Leute, die ich mitgebracht habe, mit mir entschlossen, Sie zu vertheidigen. Sie sind uns dafür keinen Dank schuldig, – sagte Claudius Gérard zu dem verdutzten Grundbesitzer, – ich kenne Sie nicht; aber wenn wir uns selbst mit Gefahr unseres Lebens einer Gewaltthat entgegenstellen, die gänzlich unrechtmäßig ist, und für die nicht einmal der Vorwand einer gerechten Sache vorgebracht werden kann, so ist's, um die Sache und die Ehre des



Volkes zu vertheidigen, dem wir, die jungen Leute und ich, an gehören. Beruhigen Sie sich also, lieber Herr. Alles, was Männer von Herz menschlicher Weise leisten können, wollen wir versuchen, um die Achtung vor Ihrer Person und Ihrem Eigenthum aufrecht zu erhalten. –

Hierauf kehrte Claudius Gérard in unsere Reihen zurück, empfahl uns auf's Neue die Bewachung der Brücke, verbot Allen, ihm zu folgen, damit ein Zusammentreffen vermieden würde, und schritt allein auf die halbtrunkene Bande zu, die nur noch wenige Schritte von uns war. Es war Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und die unglaubliche persönliche Würde nöthig, die Claudius Gérard von Natur besaß, um den Muth unserer Verbündeten zu dämpfen, als er sich anschickte, ihnen das Ungesetzliche und Unwürdige der Handlung begreiflich zu machen, die sie zu vollführen im Begriff waren. Einer dieser Elenden versetzte dem Claudius Gérard in seiner Erbitterung einen Schlag mit einem Dreschflegel, aber dieser hatte, obgleich verwundet, Muth und Kraft genug, seinen Gegner zu Boden zu werfen und kampfunfähig zu machen; worauf er fortfuhr, sich an die edleren Gefühle seiner Gegner zu wenden. Die Meisten waren gegen seine Ermahnungen taub und zogen tumultuarisch auf die Brücke zu, aber eine ziemlich beträchtliche Minderzahl gab dem Einflusse des Claudius Gérard Raum und trat auf seine Seite.

Was soll ich mehr sagen? – Nach einem glücklicherweise nur kurzen und nicht sehr blutigen Kampfe lösten unsere Angreifer sich aus Furcht vor einem zweiten Anfall auf. Wir brachten die Nacht unter den Bäumen des Parks zu und kehrten am folgenden

Tage bei Tagesanbruch, überzeugt, daß dem Schlosse keine Gefahr mehr drohte, in's Dorf zurück.

---

Auf dem Rückzuge sagte Claudius Gérard folgende Worte zu mir, die ich nie vergessen werde:

– Weißt Du, mein Sohn, wer die Lehrer in diesen beiden Gemeinden sind, aus denen die jungen Leute eine solche Gewalt that beabsichtigten? Weißt Du, in was für Hände die Verwaltungsbehörden die heilige Aufgabe, die Kinder in diesen beiden Dörfern zu erziehen und ehrliche Leute aus ihnen zu bilden, haben fallen lassen? Der Eine von diesen Lehrern ist ein Schenkwrith, der, wenn er nicht betrunken ist, Wucher treibt, der andere ist ein freigelassener Galeerensklave<sup>6</sup>.

Wie ist es möglich! – rief ich aus: – es gibt keine Ausdrücke, um die so strafbare Geringschätzung des Heiligsten, was es auf der Welt gibt, der *Erziehung der Jugend*, hin reichend zu brandmarken.

Claudius Gérard lächelte bitter und sagte:

– Ich spreche niemals eine ungerechte Beschuldigung aus, mein Sohn. Was ich Dir sage, ist wahr. Freilich haben Diejenigen, welche das Heft in Händen halten, nicht absichtlich einen versoffenen Wucherer oder einen entlassenen Galeerensträfling zum Werkzeuge der Volkserziehung gewählt, aber die Regierenden wissen mit ihrem teuflischen Macchiavellismus die Lage eines Lehrers so ungewiß, so ärmlich, so erniedrigend, so unerträglich zu machen, daß nur Leute, die, wie ich, sich aus Ueberzeugung dieser schweren Aufgabe widmen, oder unwissende, kranke, ungebildete Menschen, oder Elende, die von der Gerechtigkeit gebrandmarkt sind, sich in sie hineinbegeben können. –

– Aber zu welchem Ende erniedrigt man auf solche Weise einen Stand, der so hochgeehrt sein sollte? –

– Zu welchem Ende, liebes Kind? – versetzte Claudius Gérard mit seinem sanften, traurigen Lächeln, – weil diese Machthabenden ihren Vortheil dabei zu finden glauben, über

Wesen zu gebieten, die durch Unwissenheit, Elend oder Aberglauben verdummt sind, weil diese Machthabenden eine

aufgeklärte Bevölkerung, welcher die Erziehung das Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Kraft gegeben hat, zu fürchten haben. Daher wird auch alles Mögliche gethan, damit die Fratres sich in unsere Schulen eindringen und an ihre Stelle treten können. Die Fratres bilden die Jugend zu einem Aufgeben aller menschlichen Würde und einem erniedrigenden Knechtssinn aus. Du hast ihre Bücher gelesen: unter andern die des Pater Gobinet, und Du kannst Dir vorstellen, was für Zeiten von diesen Mönchen in Frankreich herbeigeführt werden können, deren Regel Niemand kennt, und deren Herrscher zu Rom ist. –

– Aber das ist ja eine schreckliche Berechnung! – rief ich, – und noch wahnsinniger als schrecklich. Wir haben gestern gesehen, bis zu welchen Ausschweifungen solche Unglückliche, die eine verkehrte Erziehung erhalten, sich verirren können. –

– Armes Kind, die *Gewaltthat* fürchtet der Machthaber nicht, die wird im Blut erstickt, – den *Gedanken* fürchtet er, welchen das Eisen und Blei nicht erreichen kann. Und leider muß man es sagen, der Machthabende hat oft bei seinen auf Verdummung gerichteten Bestrebungen die Aeltern der Kinder zu nothgedrungenen Bundesgenossen. Und doch, wenn ein Vater vor der menschlichen Gesellschaft bürgerlich verantwortlich ist für die Fehltritte, die sein Sohn bis zu einem gewissen Alter begehen kann, *warum ist er nicht auch moralisch und bürgerlich verantwortlich für die Unwissenheit seines Sohnes* – die Unwissenheit, die Quelle alles Bösen, alles Elends? –

– Das wäre freilich nicht mehr als recht und billig, – sagte ich zu Claudius Gérard.

– Ach, liebes Kind, es sind viele Dinge nicht mehr als recht und billig, und wer kümmert sich drum, ihnen Geltung zu verschaffen? In gewissen Ländern muß allerdings der Vater, der seine Kinder nicht in die Schule schickt, eine Geldstrafe erlegen. Diese Maßregel hat ihr Gutes; denn oft muß man das Gute mit Strenge anbefehlen. Und doch – würde eine solche Maßregel hier anwendbar sein? Blicke um uns: – die Bevölkerung ist so arm, daß diese Leute die Hilfeleistung ihrer Kinder, sei es, daß sie den ganzen Tag die Heerden hüten, sei es, daß sie, trotz ihrer geringen Kräfte, an dem Feldarbeiten Theilnehmen müssen, nicht entbehren können. Was soll nun also geschehen? Sie sind

genöthigt, ihre Kinder durch harte Arbeit das Bisschen Brot, das sie ihnen geben, verdienen zu lassen, und können sie daher nicht in die Schule schicken: wer darf sie deshalb tadeln oder strafen? O Armuth – Armuth! – setzte Claudius Gérard mit schmerzlicher Niederschlagenheit hinzu – Elend! wirst Du denn ewig die Quelle alles Uebels auf der Erde bleiben, wird denn niemals der Tag einer gerechten Vertheilung der Glücksgüter, und des Glückes Aller – kommen? –

---



## Siebzehntes Kapitel.

### *Das Lebewohl.*

Ich hatte, wie früher erwähnt ist, bei der Beraubung des Grabes von Regina's Mutter durch den Muldensterz ein Taschenbuch unterschlagen, welches eine große Anzahl von Briefen, so wie ein kleines Kreuz von bronziertem Eisen und eine bleierne Medaille enthielt.

Um diese schändliche Handlung in meinen Augen zu beschönigen, hatte ich mit mir selbst einen seltsamen Vertrag geschlossen; ich hatte mir nämlich ein Gelübde gethan, diese Briefe nicht eher zu lesen, als an dem Tage, wo Claudius Gérard wieder die Rede auf meine Eröffnung in Betreff Regina's bringen würde.

Kurze Zeit nach einem der letzten Jahrestage des Begräbnisses, an welchem ich nach meiner Gewohnheit Regina ungesehen beobachtet hatte, sagte Claudius Gérard zu mir:

– Mein Sohn, Du mußt jetzt sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein. Vor einigen Jahren hast Du mir eine vorzeitige Neigung zu Fräulein Regina bekannt. Diese Leidenschaft war freilich erklärlich durch die traurigen Beispiele, die Du in früher Jugend vor Augen gehabt hattest, aber sie war Deinem Alter so gänzlich unangemessen, daß ich darüber weder mit Dir reden, noch auch Dich nur deshalb habe tadeln mögen. Diese Kinderei konnte ja nach und nach aus Deinem Herzen verschwinden, warum sollte



ich Dich also daran erinnern? War es dagegen von der Vorsehung bestimmt, daß diese Neigung fortdauern sollte, so konnte ich Dich deshalb nicht tadeln: ich habe Dich aufmerksam beobachtet und mich überzeugt, daß diese Liebe einen vortrefflichen Einfluß auf Dich ausgeübt hat und ihn, wie ich glaube, noch lange ausüben wird. Eine solche Liebe ist, mag sie auch hoffnungslos sein, und vielleicht gerade darum, weil sie hoffnungslos ist, für ein Herz wie das Deinige der beste Schutz gegen die Versuchungen Deines Alters. Aber *das* darfst Du Dir nicht verhehlen, mein Sohn, daß von Hoffnung durchaus nicht die Rede sein kann; überlaß Dich keiner schwachen Selbsttäuschung – Regina ist eine blendende Schönheit, ihre fromme Achtung vor dem Andenken ihrer Mutter verräth eine zartfühlende und edle Seele, ihr Charakter muß ungewöhnlich fest, ihr Wille außerordentlich stark sein; denn sie hat von ihrem Vater die Erlaubniß, jedes Jahr eine Reise von 200 Meilen zu machen, um einen Tag lang auf dem Grabe ihrer Mutter beten zu können, gewiß nicht ohne die größten Schwierigkeiten erlangt. Ferner weiß ich, daß Regina's Vater, ohne ein auffallend großes Vermögen zu besitzen, doch reich zu nennen ist, auch gehört er zu dem ältesten Adel. Seine Tochter scheint auf ihre Geburt stolz zu sein; denn vor zwei Jahren ist auf ihre Anordnung eine emaillierte Platte mit dem Wappen ihrer Familie hier angekommen und auf dem bescheidenen und schmucklosen Leichenstein, unter dem die sterblichen Ueberreste ihrer Mutter ruhen, angebracht worden. Ich tadle bei dem jungen Mädchen diesen Geburtsstolz nicht; sie hat durch dieses Verfahren jedenfalls gegen die Schande, welche man auf das Andenken ihrer Mutter häufen zu wollen schien, Einsprache einlegen wollen

–

Bei den letzten Worten stockte Claudius Gérard – er schien gerührt und schwieg eine Weile.

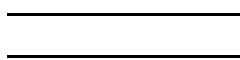
Verwundert sah ich ihn an; er schien über Etwas nachzudenken. Offenbar schwebte ihm irgend ein Geheimniß auf den Lippen, aber irgend eine Rücksicht hielt ihn ab, es mir zu offenbaren, und er sprach ernst und herzlich zu mir:

– Was auch geschehen mag, lieber Sohn, und was Dir auch eines Tages der Zufall enthüllen könnte, vergiß niemals, daß es Etwas gibt, was über alle zärtliche Zuneigung geht, – die Achtung,

die man dem gegebenen Worte schuldig ist. –

– Ich verstehe Sie nicht, – sagte ich zu ihm immer mehr erstaunend.

– Alles, um was ich Dich bitte, – versetzte er, – ist, was ich Dir so eben in Betreff der Mutter Regina's gesagt habe, nicht zu vergessen. Es kann der Fall eintreten, daß die Zukunft Dir den Sinn dieser Worte, die Dir jetzt unverständlich sind, erklärt. – Also – um auf Regina zurückzukommen, liebes Kind – dieses Mädchen ist bewundernswürdig schön und reich, sie ist stolz auf ihre hohe Geburt, und ihr Charakter ist eben so entschlossen, wie ihr Herz edel ist. Und diese natürlichen Eigenschaften, diese Güter der Geburt und des Glücks sind eben so viele unübersteigliche Scheidemauern, die sich zwischen Dir und Regina aufbauen. Liebe sie also fort, wie Du sie bisher geliebt hast, unsichtbar und ihr unbekannt – denke immer an den unermeßlichen Abstand, der Dich von diesem jungen Mädchen trennt, laß sie den Leitstern sein, Dir Dein Leben auf dem Wege des Guten zu erhalten. Kommt Dir irgend eine böse Versuchung, so beschwöre innerlich die schöne, stolze Gestalt Regina's herauf, und Du wirst über diese übeln Gedanken erröthen. Man betet Gott an und verehrt ihn, man fühlt sich von ihm im Guten bestärkt, man fürchtet ihn beim Bösen, und doch verbirgt er sich unsern Blicken, doch macht er sich nicht mit uns gemein – laß auf dieselbe Weise Regina auf Dich einwirken.



An dem Abend des Tages, da ich diese Unterredung mit Claudius Gérard gehabt hatte, benutzte ich eine einsame Stunde, grub den irdenen Topf, den ich oft nachgesehen hatte, ob er noch unbeschädigt dastehe, aus, und nahm mit heftigem Herzklopfen und heißer Stirn, als ob ich mir eine Veruntreuung eines an vertrauten Gutes zu Schulden kommen ließe, das Taschenbuch zur Hand.

Aber wie groß war mein Erstaunen und meine Enttäuschung, als ich aus dem Taschenbuche die Briefe hervorzog.

Die Briefe hatten zur Adresse nur Anfangsbuchstaben, und die ganze Correspondenz war in einer für mich unentzifferbaren

Schriftart geführt – ich erfuhr später, daß die Briefe deutsch geschrieben waren; das ist die Veranlassung meiner Kenntniß des Deutschen. – Nichtsdestoweniger faltete ich sie einen nach dem andern sorgfältig auseinander, indem ich hoffte, doch Einen französisch geschriebenen unter ihnen zu finden. Eitle Hoffnung – auch nicht einer war für mich lesbar!

Indessen fand ich unter diesen Papieren wenigstens einen interessanten Gegenstand; es war eine kleine Krone – eine Königskrone, wie ich später erfahren – von eigenthümlicher Gestalt, die aus einem sehr feinen Goldblatt ausgeschnitten war. Diese Krone, die mit zwei blau und gelben, seidenen Fäden an ein ziemlich dickes Stück Pergament befestigt war, war von wunderlichen symbolischen Linien umgeben, die sich vielfältig zu S. und W's verschlangen.

Unter der Krone stand auf Französisch folgendes Datum:

Den 28. December 1815.

Straße des Faubourg du Roule Nr. 107.

Elf ein halb Uhr Morgens.

Sodann unter diesem Datum auf Deutsch fünf Zeilen von



ungleicher Länge und verschiedener Handschrift. Die erste, dritte und fünfte waren von einer festen Hand geschrieben, während die zweite und vierte feinere und weniger sichere Züge zeigten.

Dieser seltsame Gegenstand setzte mich sehr in Verwunderung; ich bemühte mich vergebens, den Sinn der symbolischen Zeichen, die ihn zum Theil bedeckten, zu errathen; auch die goldene Krone über dem Datum regte meine Neugierde lebhaft an, aber ich hatte kein Mittel, ihr Genüge zu thun.

Ich steckte das Pergament, das Kreuz, die Medaille, die Briefe traurig wieder in das Taschenbuch und strengte mich an, ein Mittel ausfindig zu machen, um, ohne den Argwohn des Claudius Gérard rege zu machen, zu erfahren, in welcher Sprache die Briefe geschrieben seien.

Ach! ein unerwarteter Schicksalswechsel machte meinen Sorgen über diesen Punkt rasch ein Ende.

Ich mußte Claudius Gérard verlassen.

Ich war als Kind zu ihm gekommen und verließ ihn als Mann, nicht sowohl an Jahren; denn ich war erst achtzehn Jahre alt, als an Vernunft, und vermöge vorzeitiger Erfahrung, die ich in der herben Schule des Drangsals gesammelt.

In diesen letzten Jahren entwickelte sich bei einem Manne, der kenntnißreich, mit den seltensten Eigenschaften begabt und ein practischer Philosoph war, wenn es dergleichen jemals gegeben, meine Denkkraft, mein Geist bildete sich, mein Charakter gewann eine kernige Festigkeit, und ich lernte am Ende ein Handwerk, das eines Zimmermanns, um in bösen Tagen einen Anhaltepunkt zu haben.

Diese Ergebnisse traten nicht auf einmal ein; oft hatte ich gegen eine bittere, tiefe Entmuthigung zu kämpfen, die durch das ärmliche, harte, zukunftslose Leben hervorgerufen wurde, an das ich mich gekettet fühlte; ich hatte bei dem Gedanken an meine beiden Kindheitsgenossen, deren Schicksal mir fortwährend unbekannt war, und die ich im Andenken noch eben so zärtlich liebte, wie an dem Tage unserer Trennung, schreckliche Anfälle von verzweifelnder Traurigkeit zu überstehen. Endlich hatte ich einen fast in Gewaltthätigkeiten ausbrechenden Haß gegen die unwürdigen Feinde des Claudius Gérard zu bezwingen; denn niemals war seine bewundernswürdige Ergebenheit ermüdet, niemals hatte seine würdige, stoische Ruhe ihn im Stiche gelassen, während der Groll seiner Gegner, statt nachzulassen, sich bis zur Wuth erbittert hatte. Und nach langem, durch Demuth, Entsagung und Selbstentäußerung wahrhaft erhabenem Widerstande, mußte er am Ende unterliegen – denn, seltsam, mittels einer blinden Unterwerfung unter die rohesten Forderungen, und schreiendsten Ungerechtigkeiten seiner Feinde, gelang es dem Claudius Gérard sie zur Ohnmacht zu verdammen und die bescheidene Stellung, die er im Dorfe einnahm, sich zu erhalten. Aber endlich kam der Tag des Triumphes für den erbittertsten, unermüdlichsten Feind des Claudius Gérard – wer sonst kann damit gemeint sein, als der Pfarrer.

Dieser unwürdige Priester brachte es durch Intriguen, Verleumdungen, schändliche Winkelzüge endlich dahin, dem Lehrer die armen Leute abspenstig zu machen, deren Liebe er

sich so lange erhalten hatte, ja, sie gegen ihn mißtrauisch zu machen und aufzuwiegeln; und als dieses Ziel, das er seit Jahren hartnäckig verfolgt hatte, einmal erreicht war, so war es leicht, den Claudius Gérard zu zwingen, die Gemeinde zu verlassen.

---

Die letzten Augenblicke, die ich mit dem Lehrer zubrachte, werden meinem Gedächtniß immer gegenwärtig bleiben.

Gegen das Ende des December 1832 saßen er und ich zusammen in dem Verschlage, der von dem Stalle durch grobe Hürden getrennt wurde.

Es war ein trüber, regniger Tag; kaum drang ein wenig Licht durch ein Fenster ein, durch welches ich vor acht Jahren zu dem Lehrer hereingestiegen war, um ihn zusammen mit Bamboche und Basquine zu bestehlen. – Ich darf hier wohl, um diese schmachvolle Handlung in Etwas wieder gut zu machen, bemerken, daß ich es durch meine Arbeit als Zimmermannsgehilfe in zwei Jahren dahin gebracht hatte, dem Claudius Gérard die Summe ersetzen zu können, der auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, das ihm anvertraute Geld zurück zu zahlen.

Diesen Morgen also in der blassen Beleuchtung eines Tagesanbruchs im Winter ging Claudius Gérard stumm und mit gebeugter Stirn langsam im Zimmer auf und ab.

Ich saß auf dem Bette, auf dem ich meine erste Nacht in dieser bescheidenen Wohnung zugebracht hatte, und stützte die eine Hand nachlässig auf einen kleinen Reisesack, der an meiner Seite lag.

Claudius Gérard, der nach seiner Gewohnheit mit einer schlechten Blouse bekleidet war und Holzschuhe trug, in denen seine bloßen Füße steckten, hatte sehr gealtert; zahlreiche Runzeln durchfurchten sein Gesicht, an den Schläfen wurde sein Haar schon grau, aber der ernste und sanft melancholische Ausdruck seiner Gesichtszüge war noch immer derselbe. Nur schien in diesem Augenblick sein Gesicht von einer heftigen Gemüthsbewegung verzerrt zu werden, die er zu überwältigen suchte. Endlich gelang es ihm, sie zu überwinden, und er sagte zu mir mit ruhiger Stimme, indem er die Hand gegen das Fenster

ausstreckte:

– Durch das Fenster, lieber Sohn, bist Du vor acht Jahren in diese Wohnung eingedrungen. Verwahrlosung, Elend, böses Beispiel und Unwissenheit hatten Dich bis zum Diebstahl gebracht; jetzt bist Du achtzehn Jahre alt, und im Begriff, als ehrlicher Mann, unterrichtet und fähig, für Dich selbst zu sorgen, wieder fort zu gehen. –

– O Freund, glaube nicht, daß ich jemals vergessen werde –

– Höre mich, theurer Sohn, – unterbrach mich Claudius Gerard, – ich erinnere Dich an den Punkt, von dem Du aus gegangen bist, und den Weg, den Du bis heute durchlaufen, nicht, um mich Dessen zu rühmen, was ich an Dir gethan, sondern damit dieser letzte Blick auf Dein vergangenes Leben Dir Muth gebe, der Zukunft ruhig in's Gesicht zu sehen. Von dem Augenblicke an, da ich Dich aufgenommen, habe ich Dein Leben Schritt für Schritt, Tag für Tag verfolgt; ich bin Zeuge Deines Ringens gewesen, der Proben, die Du zu Deiner Ehre bestanden, ich habe erkennen können, was Dir Gutes und Edles in wohnt, welch eine kraftvolle Beharrlichkeit, auf dem Wege der Tugend fortzuschreiten. Also Muth, lieber Sohn; so wie Du gethan, ein arbeitvolles, mühsames, freudenloses Leben anzutreten, das nur ein Mal im Jahre durch die glänzende Erscheinung eines jungen Mädchens erheitert ward, das Du hoffnungslos lieben mußt, – vergiß das niemals – mit Einem Worte, ein solches Leben voll Entbehrungen, und Entsagungen ohne Bitterkeit, ohne Murren gegen die Vorsehung zu ertragen, das ist schön, das ist lobenswerth, lieber Sohn. –

– Ach, Freund, wenn mir auf diesem rauhen und mühseligen Wege bisweilen die Kräfte versagten, so warst Du da, ein Paar Worte von Dir gaben mir neuen Muth. Aber jetzt will mir das Herz brechen bei dem Gedanken, daß wir uns auf lange Zeit, vielleicht für immer trennen müssen. –

– Für immer? Nein, nein, liebes Kind. Es ist ihnen nach einem zehnjährigen Kampfe gelungen, mich aus dieser Gemeinde zu verjagen, aber in der Gemeinde, in welche ich mich jetzt begeben, hoffe ich nicht auf gleiche Verfolgungssucht zu stoßen. Nun wohl! vielleicht bewilligt der Herr, zu dem Du Dich nach Paris begibst, auf einige Tage Urlaub, dann, liebes Kind, wer den wir eine große Freude haben, wir, denen dergleichen so wenig zu Theil

geworden. –

– Ach, Freund, wenn Du es nur gewollt hättest, hätte ich Dich niemals verlassen, hätte ich immer fortgefahren, an Deinen Arbeiten Theil zu nehmen. –

– Nein, nein, mein Sohn, das ist keine Zukunft für Dich – es bietet sich Dir eine ungehoffte Stelle dar; sie nicht anzunehmen, wäre Tollheit; Du wirst niemals einen wohlwollendern Beschützer finden, als den Herrn v. St. Etienne. Er meint mir große Erkenntlichkeit schuldig zu sein, weil ich vor zwei Jahren sein Schloß vor der Plünderung gerettet. –

– Und vielleicht sein Leben, und das mit Gefahr des Deinigen, Freund. –

– Immerhin, – aber mit Ausnahme einiger Elementarbücher für meine Schule, habe ich die Anerbietungen, die er mir gethan, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, immer abgelehnt; endlich glaubte er das Mittel gefunden zu haben, sie mir zu erkennen zu geben. Er spielt gegenwärtig in Paris eine wichtige Rolle. Da er einen rechtlichen und zuverlässigen Mann suchte, um bei ihm einen vertrauten Posten auszufüllen, schrieb er mir und trug mir an, sein geheimer Secretair zu werden, indem er dabei meine Bedingungen im Voraus zugestand. Ich hab' es ausgeschlagen –

– Du hast es für Dich ausgeschlagen, Freund, aber es für mich angenommen. –

– Weil ich hierin eine ehrenvolle Stellung für Dich erkannte; ich habe mich für Dich verbürgt, und Herr v. St. Etienne setzt, ich weiß nicht warum, ein solches Zutrauen in mich, daß er Dich, trotz Deiner Jugend, als Secretair annimmt, allerdings zum Versuch, aber ich fürchte mich bei Dir vor diesem Versuch nicht. – Noch einmal, mein Sohn, diese Stelle kommt unverhofft, Du mußt Dich beeilen, sie anzutreten. –

– Und um mich in diese ruhige, glückliche Lage zu bringen, findest Du Dich darein, Deine mühselige Laufbahn fortzusetzen. –

– So bescheiden und ärmlich diese Laufbahn sein mag, mein Sohn, sie ist mir heilig. Ich kann es sagen, ohne mich zu rühmen, Du hast es selbst gesehen, trotz so vieler Hindernisse, die sich mir entgegen thürmten, habe ich doch bisweilen glückliche Ergebnisse erlangt. Diese Belohnung reicht für mich hin: aus einer



ganzen Generation armer, unwissender, durch die Armuth fast schon zur Thierheit herabgedrückter Kinder eine Generation verständiger, ehrlicher, unterrichteter und arbeitsamer Menschen zu machen, das ist schön, das ist groß – und lehrt einen, auf die unwürdige Behandlung, die er erdulden muß, gar mitleidig oder verächtlich herabsehen. Jetzt ist das Gute einmal hier geschehen, was liegt mir an ihrem Hasse. –

Hierauf setzte Claudius Gérard mit peinlicher Gemüthsbewegung hinzu:

– Ach, wenn ich keinen andern Kummer hätte, als den, womit meine Feinde mich zu Boden drücken wollen! –

– Ich verstehe Dich, Freund – die arme Wahnsinnige, die Du jede Woche in der Stadt besuchtest – jetzt wirst Du sehr weit von ihr entfernt sein. – Claudius Gérard schwieg lange, seine Züge zuckten krampfhaft, er schien nachdenkend, aufgeregt, endlich raffte er sich gewaltsam zusammen und sagte zu mir:

– Ich habe Dir ein Geständniß zu thun: ich habe lange angestanden, aber so schwer es mir wird, so darf ich doch nicht schweigen – wir verlassen einander jetzt – vielleicht handle ich klug mit meiner Freimüthigkeit, vielleicht thöricht – die Zukunft wird entscheiden. –

– Du hättest mir ein peinliches Geständniß zu thun, Du? – sagte ich erstaunt zu Claudius Gérard. “

---



## Achtzehntes Kapitel.

### *Das Geheimniß.*

– Ja, – sagte Claudius Gérard, – dieses Geständniß wird mir peinlich sein, weil es Dir beweisen wird, daß ich in Dich – und mich – Mißtrauen gesetzt habe. –

– Und warum? —

– Du erinnerst Dich wohl Deiner Abwesenheit von vierzehn Tagen, als Du ungefähr vor einem Jahre krank gewesen warst? –

– Ja, Freund, Du wünschtest, daß ich meine Genesung einige Meilen von hier abwarten möchte – Du hofftest, die Luftveränderung würde sie beschleunigen. –

– Nun wohl, während Deiner Abwesenheit war Jemand hier, der nach Dir fragen wollte, – sagte Claudius Gérard mit unwillkürlicher Verlegenheit.

– Nach mir? und wer war das? –

– Einer Deiner Jugendfreunde. –

– Bamboche! – rief ich mit unbeschreiblicher Freude, – so waren meine Befürchtungen unbegründet; er lebt, er lebt, er hat mich nicht vergessen! –

– Und indem ich mir die Thränen in die Augen treten fühlte, setzte ich hinzu: – Verzeih, Freund, aber wenn Du wüßtest, wie mich das freut –

– Ich verstehe Dich, Kind, und bin weit entfernt Deine Rührung zu tadeln. Hör' also, was während Deiner Abwesenheit vor einem Jahre vorging. –

– Ich war hier eines Morgens – da sehe ich einen jungen Mann von hohem und starkem Wuchse und charaktvoller Gesichtsbildung hereintreten, der, wie es mir vorkam, mit mehr Aufwand als Geschmack gekleidet war. Lieber Herr, sagte er zu mir, es sind ungefähr sieben Jahre, daß Sie einen verlassenen Knaben bei sich aufgenommen haben – so höre ich wenigstens im Dorfe. Und inwiefern nehmen Sie an diesem Knaben Antheil? sagte ich zu dem Manne, indem ich ihn eben so erstaunt wie verwundert ansah. Dieser Knabe ist mein Bruder, antwortete er. – Ihr Bruder! sagte ich zu ihm – und indem ich mir Deine Mittheilungen und die Schilderung, die Du mir oft von Bamboche gemacht hattest, zurückrief, antwortete ich: Sie sind nicht Martin's Bruder, sondern sein Jugendgenosse, Sie heißen Bamboche. Trotz seines festen, selbst kühnen Auftretens, gerieth der Mann doch in Verwirrung und sagte zu mir mit Stirnrunzeln: Es geht Sie Nichts an, Herr, was ich bin – genug, ich will Martin sehen. Ich bin nur mit der größten Mühe dazu gelangt, ihm wieder auf die Spur zu kommen, und ich sage Ihnen, ich werde ihn zu sehen bekommen – setzte er in einem drohenden Tone hinzu. Ich zuckte die Achseln und erwiderte kalt: Und ich, Herr, sage Ihnen, daß Sie ihn nicht wieder zu sehen bekommen – seit vierzehn Tagen hat Martin das Dorf verlassen. Und wo ist er gegenwärtig? rief Bamboche heftig. Ich will es wissen. Das geht nicht an, Herr, sagte ich. –

– Es würde mir niemals gelingen, liebes Kind, – setzte Claudius Gérard hinzu, – Dir eine Vorstellung von dem hartnäckigen Bemühen Bamboche's, zu erfahren, wo Du seiest, zu geben; er versuchte jeden Ton, von der Drohung an – er erkannte bald, daß dies vergeblich sein würde – bis zur demüthigsten, und daß ich es nur gestehe, rührendsten Bitte: ich blieb unbeweglich. Hierauf glaubte er mich durch Freimüthigkeit gewinnen zu können und gestand den Diebstahl ein, den Ihr vor Zeiten begangen, und wollte einen Beutel mit Geld in meine Hand legen, um mich schadlos zu halten, allein ich wies den Beutel zurück und antwortete, es sei Dir gelungen, mir diese Summe durch dreitägige Arbeit in der Woche als Zimmermannsgehilfe wieder zu ersetzen. Bamboche versuchte endlich ein letztes Mittel: er sagte mir, seit kaum zwei Monaten befinde er sich in einer glänzenden

Lage, und habe nur Ein Ziel, nur Einen Gedanken, Dich wieder zu finden, und nach unerhörten Bemühungen, sich den Weg und die Orte, durch die Ihr damals hingestreift, in's Gedächtniß zurück zu rufen, sei es ihm gelungen – und nun wolle ich Dich seiner treuen Freundschaft vorenthalten. Es lag in den Worten dieses eigenthümlichen Menschen eine Mischung von Schlaueit und Aufrichtigkeit, von Frechheit und tiefem Gefühl, die mir in's Herz traf und mich wider Willen rührte: und dieser Eindruck selbst bestärkte mich noch mehr in meinem Entschlusse, Bamboche von Dir fern zu halten. Ich kenne die Menschen; ich war und bin noch überzeugt, daß Dein Jugendgenosse dies reichliche Auskommen, das er mit Dir theilen wollte, nicht hat auf rechtliche Weise erlangen können. Auch gestand er es mir mit ironischer Freimüthigkeit; denn er sagte über diesen Punkt: Ich habe mein Geld bei Gott! nicht damit erworben, daß ich um den Preis Monthyon gearbeitet habe, aber so wahr ich Bamboche bin, die kitzlichste Justiz hat nicht das Recht mir



in die Taschen zu gucken. – Ich blieb unbeugsam. Drei Tage lang kam Bamboche, immer noch in der Hoffnung, meinen Widerstand zu überwinden, jeden Morgen aus der benachbarten Stadt, wo er sich einquartiert hatte, in das Dorf. Da er endlich die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen einsah, entschloß er sich, wieder abzureisen. Seine letzten Worte, von denen ich glaubte, daß sie bitter und gereizt sein würden, waren im Gegentheil voll Achtung und Zärtlichkeit: So sehr Sie mich auch für einen Gauner halten, so müssen Sie doch nicht glauben, daß ich dumm bin. Obwohl ich jung bin, habe ich doch was durch gemacht. Ich kenne meine Leute, und sehe es wohl ein, daß Sie ein Mann sind, wie wenige – drum sind Sie auch, – setzte er ironisch hinzu, – in der Ecke eines Viehstalles eingepfercht. –

– Noch immer derselbe, – sagte ich zu Claudius Gérard.

– Ja, ich habe den Charakter, den Du mir geschildert hast, vollkommen wieder erkannt, aber mit einer Art Welt- und Sprachgewandtheit, einem spöttischen Cynismus, den ich bei ihm nicht gesucht hätte. Am Ende, sagte er, haben Sie gewiß aus dem Martin einen guten, soliden Jungen gemacht; dazu war Anlage vorhanden. Sie brauchten bei dieser wackern und ehrenfesten Natur nur in's Volle hineinzuschneiden; denn Martin nippte nur eben am Bösen, während ich es in vollen Zügen ein schlürfte, – das Einzige ist nur, daß der arme Junge, obgleich er nur eben nippte und Nichts hinterschluckte, doch nicht Muth genug hatte, Andern das Ding zu verleiden. –

– Der arme Bamboche! – sagte ich zu Claudius Gérard.

– Wie Dich, – antwortete er mir, – haben auch mich diese Worte Bamboche's gerührt. Sie aber, sagte ich zu ihm, Sie glauben an das Gute und wissen es zu schätzen – warum üben Sie es nun nicht selbst? –

– Und was antwortete er? –

– Sehen Sie, würdiger Herr, versetzte Bamboche, ich glaube an eine schöne Marmorstatue in stolzer Stellung, mit sanften und ernstesten Zügen, wie Martin sie jetzt haben muß, ich weiß diese schöne Statue zu schätzen, die trotz Regen und Wind, trotz Sturm und Unwetter unbeweglich und fest auf ihrem Fußgestell stehen bleibt, ja, ich finde das vortrefflich, sagte Bamboche, der Anblick macht mir großes Vergnügen. Allein, da ich meinerseits von

Fleisch und Bein bin und nicht von Marmor, so versuche ich nicht, eine Bildsäule aus mir zu machen, und sage zu mir selbst: Na, laß Dir den Orkan um den Rücken peitschen, Alter, setzte er hinzu, indem er mit diesem platten Spaße beschloß. –

– Trotz dieser Platitude zum Schlusse, war das erste Bild doch großartig, – rief ich, – nach welcher Seite hin mag sich denn Bamboche's Geist entwickelt haben? –

– Ja, – sagte Claudius Gérard zu mir, – das Bild ist großartig, aber es ist falsch. Ein starker Mann kann, obgleich von Fleisch und Bein, doch zum Marmor werden, um dem Orkan der bösen Lüste Trotz zu bieten. Nichtsdestoweniger machte diese Sprache, die abwechselnd trivial, cynisch und erhaben war, wie auf Dich, so auch auf mich einen lebhaften Eindruck. Wie Du, legte ich mir die Frage vor, auf welcher Schule dieses verwahrlosete Kind diese Ueberfeinerung der Gedanken erlangt haben möge, die sich hier und da in seinen Reden kundgab. –

– Aber Bamboche versetzte, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, mit bewegter Stimme:

– Nun leben Sie wohl, lieber Herr, vielleicht ist es besser für Martin, daß wir uns nicht sehen; – ich weiß, was ich sage. So umarmen Sie ihn denn an meiner Statt, aber das von ganzem Herzen! – O wie glücklich sind Sie! – setzte er hinzu, indem er rasch mit der Hand an die Augen fuhr, – sagen Sie ihm, daß ich ihn weder mehr noch weniger liebe als vor acht Jahren, und daß ich's nicht begreifen kann. Denn, Gottsdonnerwetter! ich bin nicht heute geboren, und ich bin im Lauf der Zeit teufelmäßig hart geworden. Das thut Nichts – in Bezug auf ihn habe ich mich nicht verändert: sagen Sie ihm das, und daß, wenn er will, ich ihm ganz zu Gebote stehe, Arme und Geldbeutel – und auf Leben und Tod, wie bei La Levrassé, und wenn er jemals nach Paris kommt – so ist hier meine Adresse; fürchten Sie Nichts für ihn: ich kann sogar einem ehrlichen Manne nützlich werden. –

– Und die Adresse! – rief ich unwillkürlich mit Thränen in den Augen.

– Die Adresse, – sagte Claudius Gérard, indem er auf seinen kleinen, schwarzen Tisch zuging und aus der Schieblade ein versiegeltes Briefcouvert zog, – da ist sie. Ich habe sie in diese Hülle gesteckt. Sobald Du einmal in Paris bist, mag es Dir

freistehen, davon Kenntniß zu nehmen. –

Ich griff lebhaft nach dem Couvert und sah es schweigend mit einer Art Furcht an.

Claudius Gérard fuhr fort:

– Ich habe lange gezaudert, lieber Sohn, Dir diese Eröffnung zu machen, und dieses Zauderns muß ich mich vor Dir schämen. Ich hätte von der Festigkeit, die ich Dir eingeflößt, und Deiner Charakterstärke überzeugt genug sein sollen, um Dir Nichts zu verhehlen. Gleichwohl habe ich lange den oftmals unwiderstehlichen Einfluß einer Jugendfreundschaft für Dich gefürchtet. Es verging fast kein Tag, an dem Du mir nicht von Deinen Jugendgenossen erzählt hättest – allerdings, um es zu beklagen, daß sie nicht wie Du, einen strengen und zuverlässigen Führer angetroffen – aber eben dieser Gedankengang beweist die Fortdauer Deiner Anhänglichkeit an Basquine und Bamboche. –

– Und Basquine! – rief ich aus, – hat er Dir nicht von ihr erzählt?  
–

– Nichts. –

– Die arme Kleine, so ist sie also das Opfer des Verbrechens geworden, von dem ich einige Spuren angetroffen! –

– Wir müssen hoffen, daß Dem nicht so sei, liebes Kind, – sagte Claudius Gérard; dann fuhr er fort:

– Dieses sind die Ursachen gewesen, die mich bewogen, Dir mein Zusammentreffen mit Bamboche zu verhehlen; die Zukunft wird darüber entscheiden, ob ich Unrecht gethan habe, auf meinem Entschlusse nicht zu beharren. Noch ein Wort über diesen Punkt. Wenn ich, was übrigens unmöglich gewesen wäre, Dich ohne Hilfsquellen, ohne Stütze, ohne eine gesicherte Stellung nach Paris schickte, so mag Gott mein Zeuge sein – ich hätte Dich weder von Bamboche's Besuch, noch von den Mitteln, ihn in Paris vielleicht wieder aufzufinden, in Kenntniß gesetzt; aber Du begibst Dich in diese Stadt mit der gewissen Aussicht, bei einem ehrenwerthen Manne einen ehrenwerthen Posten zu bekleiden. Ich darf also ohne Furcht sein und werde es nicht zu bereuen haben, daß ich Dir vertraut. –

– Nein, nein, Freund, Du sollst es nicht zu bereuen haben, – sagte ich.

Und ich ergriff das Couvert, das Bamboche's Adresse enthielt, und riß es – halb ein – denn, ich muß es gestehen, ich weiß es nicht, welche unüberwindliche Macht mich zurückhielt, aber ich hatte nicht den Muth, es ganz zu öffnen.

Claudius Gérard hatte keinen Blick von mir gewendet; er hatte gesehen, daß ich das Couvert, das Bamboche's Adresse verbarg, nur halb zerrissen hatte; er lächelte sanft und sagte zu mir:

– Ich verstehe Dich, gutes Kind –

Dann setzte er belebter hinzu:

– Jetzt keine Schwäche – ich muß fester auf Dich und mich vertrauen. Warum solltest Du auch am Ende Verzicht darauf leisten, diesen alten Unglückscameraden wieder zu sehen? Etwa weil er fortgefahren hat, auf bösen Wegen zu wandeln? Wer sagt uns denn, daß nicht der heilsame Einfluß Deiner Freundschaft wohlthätig für ihn werden kann? Müssen wir unsern Freund, weil er krank ist, ohne Hülfe den Fortschritten der Krankheit, die ihn verzehrt, preisgeben? Nein, nein, Kind, ich fürchte von dieser Zusammenkunft für Dich Nichts mehr; Du hast dabei Nichts zu verlieren, und Dein Freund Alles zu gewinnen. –

Ich gewann bald dasselbe edle Selbstgefühl, wie Claudius Gérard; meine Furcht verschwand, und meine ganze Festigkeit kehrte zurück.

– Jetzt, – versetzte Claudius Gérard nach langem Schweigen und mit sichtbarer Gemüthsbewegung, – jetzt, lieber Sohn, ein letztes Wort über meine persönlichen Interessen. –

Ich sah ihn verwundert an, er fuhr fort:

– Dein Beschützer schreibt mir, indem er Dich an meiner Stelle annimmt, daß er seinen Verpflichtungen gegen mich damit, noch nicht Genüge gethan zu haben glaube. Diesmal nehme ich seine Anerbietungen an, und in dem Einführungsbriefe, den ich Dir somit einhändige, und den Du ihm gleich nach Deiner Ankunft in Paris zustellen mußst, bitte ich ihn um eine Gunst, eine große Gunst. –

– Du, Freund? –

– Ja, und ich bitte Dich dringend, ihm diese Bitte in's Gedächtniß zurückzurufen, damit er sie nicht im Gedränge seiner Geschäfte vergesse. –



– Und diese Gunst –

– Die Gemeinde, in die ich mich begeben, liegt in der Nähe einer bedeutenden Stadt. Vermuthlich wird doch auch in dieser ein Irrenhaus sein. In diesem Falle –

– Ich verstehe – Deine arme Wahnsinnige –

– Ja, ich würde es als eine große Gunst betrachten, wenn dieselbe dahin verpflanzt werden könnte. Ich könnte Sie besuchen, beinahe eben so oft, als ich es hier that, und meine Sorgfalt ist für sie nothwendiger geworden, als jemals. –

– Nothwendiger als jemals – erkläre Dich, Freund. – Claudius Gérard antwortete Nichts; seine Züge drückten eine peinliche Beklemmung aus, seine Stirn erröthete, als fühlte er eine geheime Scham.

– Ich habe Dir diesen meinen neuen Kummer nicht anvertraut, – sagte er zu mir, – weil ich an diesen Vorfall nicht anders als mit einer Mischung von Schmerz und Schrecken denken kann; es gibt so entsetzliche Dinge, daß man sich zu Tode schämen möchte, sie nur zu erzählen. Aber wenn ich Dir dieses unheimliche Geheimniß mittheile, so wirst Du um so besser einsehen, wie wichtig die Bitte ist, die ich zu Gunsten dieses unglücklichen Geschöpfes thue. Ach, ich glaubte, daß das Elend und die Erniedrigung des Menschen nicht weiter gehen könnten, als bis zum Verluste des Verstandes; aber ich habe mich geirrt, – setzte Claudius Gérard mit einem schrecklichen Lächeln hinzu, – was dieser Unglücklichen begegnet ist, beweist mir, daß ich mich geirrt –

– Was sagst Du –

– Höre – und Du wirst sehen, daß alle die Greuel, bei denen Du in Deiner Kindheit unter den Seiltänzern Zeuge gewesen bist, neben diesem Ungeheuer Nichts sind. Es geschah vermöge eines seltsamen Zusammentreffens von Umständen den Tag, nachdem ich Bamboche zum letzten Male hier gesehen hatte. Aber, – unterbrach Claudius Gérard sich selbst, – um Dir begreiflich zu machen, wie entsetzlich dieses geheimnißvolle Ereigniß ist, muß ich mich auf einige Einzelheiten einlassen. Das Irrenhaus hat einen großen Garten, an den von der einen Seite Gebäude stoßen, und auf der andern der Hof des besten Gasthofes in der

Stadt. Das arme Weib, von dem ich rede, ist, trotz der schrecklichen Seelenleiden, die ihr die Vernunft geraubt, noch immer sehr schön. –

Und Claudius Gérard bedeckte die Augen mit der Hand.

Ich wagte es nicht, sein peinliches Schweigen zu unterbrechen; alsbald begann er schauernd von neuem:

– Ich sagte, sie sei noch recht schön gewesen. Ihr Wahnsinn, der Anfangs eine Tobsucht war, war nach und nach so unschädlich geworden, daß ihr viel Freiheit zugestanden wurde. Es war ihr gestattet, in einem abgesonderten Theile des Gartens spazieren zu gehen, der, wie ich sagte, an der einen Seite an die Hintergebäude eines Gasthofes stieß. Eines Abends – und, ich muß es Dir wiederholen, vermöge eines unglücklichen Zusammentreffens war es der Tag, nachdem Bamboche zuletzt hierher gekommen – eines Abends also befand sich diese Unglückliche, der es wohlthat, wenn man sie beim Mondschein spazieren gehen ließ – im Garten des Irrenhauses –

Claudius Gérard hielt aufs neue ein und versetzte:

– Jetzt, vermöge einer bis jetzt undurchdringlichen Ursache –

Claudius Gérard konnte die Erzählung nicht zu Ende bringen.

Ein kleiner Knabe kam ganz außer Athem in die Stube und rief:

– Herr Lehrer, der Postwagen hält am Ende des Dorfs und kann nicht länger warten als fünf Minuten; denn er hat sich verspätet, und der Schirrmeister fürchtet, die Schnellpost nicht mehr auf der Station zu treffen –

– Es ist so auch besser – versetzte Claudius Gérard rasch, als fiel ihm ein großer Stein vom Herzen, – ich weiß nicht, ob ich im Stande gewesen wäre, die Geschichte zu Ende zu bringen – Schmerz und Abscheu überwältigten mich – ich will Dir schreiben.

–

---

Und Claudius Gérard schloß mich in seine Arme.

---

Diese Trennung rief so ziemlich den tiefsten Seelenschmerz in mir hervor, den ich in meinem Leben gefühlt habe.

Und ein grausamer Zufall ließ mich diesen bitteren Kelch bis auf

die Hefen leeren.

Der Postwagen, der mich nach der Station führte, wo ich die Pariser Schnellpost antreffen sollte, durchschnitt die Haide, auf welche Claudius Gérard's Fenster heraussah, der Länge nach.

Ich mußte, auf diese Weise, als ich das Dorf verließ, den selben Weg zurücklegen, den ich damals gemacht hatte, als ich zu dem Stelldichein ging, zu welchem wir, Bamboche, Basquine und ich, uns nach dem Diebstahl, den wir bei Claudius Gérard begangen, einander bestellt hatten.

Von der Bank aus, auf der ich saß, konnte ich in der Ferne den Lehrer an seinem kleinen Fenster stehen sehen, wie er mir mit der Hand ein letztes Lebewohl zuwinkte.

Ich vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten. Der Wagen machte eine Wendung – Alles entschwand meinen Augen.

Hierauf erreichte – damit mir auch diese letzte Prüfung nicht erspart bliebe – der Postwagen den ansteigenden Weg, der zu dem steinernen Kreuze führte, an dessen Fuß ich Basquine's kleines Halstuch in einer Blutlache gefunden hatte.

Nach einer Stunde hatten wir die Station erreicht, und ich nahm in der Pariser Schnellpost meinen Platz ein.

Der Beschützer, welchen ich der väterlichen Güte des Claudius Gérard verdankte, hatte meine Ueberfahrt im Voraus bezahlt und die nöthigen Vorschüsse gethan, damit ich in angemessener Kleidung in Paris erscheinen konnte.

Diese Vorstellung, daß ich im Begriff sei, *in Paris zu leben*, – worauf der Ehrgeiz so vieler Leute, welche in der Provinz zu leben genöthigt sind, gerichtet ist, – rief in mir keinen solchen freudigen Rausch hervor, wie man hätte erwarten mögen; im Gegentheil, bei dem Gedanken an Claudius Gérard und die innerliche Vereinsamung, zu der ich verurtheilt sein sollte, machte ich mich nach der großen Stadt mit einer Traurigkeit auf den Weg, der sich ein Zurücksehnen nach der kaum verlassenen Lage, ja eine gewisse Furcht beigesellte.

---



## Neunzehntes Kapitel.

### *Die Nachforschungen.*

Sobald ich in Paris angekommen und aus der Schnellpost gestiegen war, nahm ich einen Fiaker, legte mein bescheidenes Reisegepäck hinein und ließ mich zum Herrn St. Etienne, meinem künftigen Gönner, fahren, Straße des Montblanc Nr. 70; denn so lautete die Adresse auf dem Einführungsbriefe, den mir Claudius Gérard mitgegeben. Es war ungefähr 3 Uhr Nachmittags, als der Wagen vor einem Hause von schönem Ansehen still hielt,

Zu meiner großen Verwunderung erblickte ich unter dem Gewölbe der Einfahrt zwei oder drei Gruppen von Menschen, die lebhaft mit einander sprachen, während auf dem Hofe die Bedienten mit bestürzten Geberden hin und wieder gingen.

Mit den Augen das Stübchen des Thürhüters suchend, trat ich auf die Gruppen zu und hörte, wie der Eine und der Andere die Worte aussprach:

- Das ist ein trauriger Unglücksfall! –
- Ganz unerwartet! –
- Wer hätte das gestern vermuthet? –
- Und seine Frau und Kinder, die um Mittag ausgegangen sein sollen, und nun von Nichts wissen! –
- Wenn sie wieder nach Hause kommen – was für ein Unheil wartet da auf sie! –
- Es ist fürchterlich! – Obgleich diese Worte mir unverständlich waren, riefen sie in mir doch eine unbestimmte Besorgniß hervor;

ich ging auf das Stübchen des Thürhüters zu – es war leer. Nachdem ich einige Augenblicke gezaudert, wandte ich mich an einen Livreebedienten, der eilig über den Hof ging, und sagte zu ihm:

– Ist Herr St. Etienne zu sprechen? –

– Der Mann stand still, sah mich an, als wenn meine Frage zugleich sein Erstaunen und seinen Unwillen rege machte; und dann antwortete er mir mit Achselzucken und indem er seines Weges ging, barsch:

– Sie wissen vielleicht noch nicht, daß der Herr vom Schlage getroffen worden ist, und daß man den *Leichnam* vor einer Stunde hierher gebracht hat. –

Und der Bediente ließ mich erstarrt vor Schrecken stehen.

Die traurige Neuigkeit war vollkommen unzweifelhaft, und ich konnte, wollte doch nicht an sie glauben; und wirklich trat ich mit der kindischen Hartgläubigkeit, die den Verzweifelnden, welche jeden Schimmer einer Hoffnung hartnäckig festzuhalten suchen, eigen ist, auf die Leute zu, welche unter dem Thorweg standen, und sagte:

– Es ist doch gewiß nicht wahr, meine Herren, daß Herr von St. Etienne vom Schlage gerührt worden, wie das Gerücht sagt? –

– Wie, ein Gerücht, lieber Herr? Ach, Nichts kann wahrer sein. Ich war dabei, als vor einer Stunde der Leichnam des Herrn St. Etienne in einem Wagen hergebracht wurde. Es ist ein großes Unglück für seine Familie. –

– O, sehr groß – platzte ich unwillkürlich heraus – aber es ist doch noch Hoffnung? –

– Keine, lieber Herr, keine. Der Unglücksfall hat sich schon heute Morgen gegen zehn Uhr ereignet, im Ministerium des Innern, wo Herr St. Etienne gerade war. Es ist nach den besten Aerzten in Paris geschickt worden, verstehen Sie mich wohl, nach den besten Aerzten – und –

Mein Berichterstatter schwieg bedeutsam. Plötzlich ward unter den Umstehenden eine Bewegung bemerkbar; ein Bedienter kam ganz außer Athem von der Straße hergelaufen, und rief demjenigen unter seinen Kameraden, zu dem ich schon gesprochen hatte, und der als Vorposten aufgestellt zu sein

schien, zu:

– Madame kommt, ich habe den Wagen gesehen! –

Bei diesen Worten stieg der andere Bediente eilig die Stufen einer Freitreppe hinauf, und fast in demselben Augenblick trat ein ältlicher Mann mit grauem Haar aus dem Parterre, trocknete seine thränenschweren Augen, eilte in das Einfahrtsthor und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, vermuthlich um dem Wagen, der sich näherte, ein Zeichen zu geben, daß er anhalten möge, dann trat er rasch auf die Straße hinaus.

– Dieser alte Herr gehört zur Familie, – sagte einer aus der Gruppe, – er will die arme Frau und ihre Kinder nicht hereinlassen, damit sie nicht ganz plötzlich das unvorhergesehene Unglück erfahren. –

– Sie sollen wahrscheinlich zu Verwandten gebracht werden, – sagte ein Anderer.

So unbedeutend diese einzelnen Züge sind, so habe ich sie doch nicht vergessen; denn für mich war jedes dieser Worte ein harter Schlag, indem es die letzten und thörichten Hoffnungen, an die ich mich bis zuletzt festgeklammert hatte, vernichtete.

Es war um sie geschehen. – In wenigen Minuten hatte ich meine ganze Zukunft vor mir zusammenstürzen sehen; ich war in Paris ohne irgend eine Stütze, beinahe ganz ohne Hilfsquellen; denn von der Summe, die mein Gönner dem Claudius Gérard großmüthig gesandt hatte, um meine Reise damit zu bestreiten, und mich mit angemessener Kleidung zu versehen, blieben mir kaum zehn Francs übrig.

Mein erster Gedanke war, sogleich zu Claudius Gérard zurückzukehren, aber die Reise kostete 120 Francs, und um zu Fuß in unser Dorf zurückzukehren, hätte ich vierzehn bis zwanzig Tage gebraucht.

Ich weiß nicht, wie lange ich so angedonnert, unthätig, und außer Stande, irgend einen Entschluß zu fassen, in der Einfahrt gestanden haben mag, aus der sich die Leute nach und nach verlaufen hatten.

Der Thürhüter des Hauses bemerkte mich endlich, und sagte zu mir:

– Was haben Sie da zu thun, Herr? –

Ich fuhr zusammen und sah ihn scheu an. Er mußte die Frage wiederholen, ich wußte Nichts zu antworten. Am Ende faßte ich ein wenig Muth, zog den Brief des Claudius Gérard aus der Tasche und sagte zum Thürhüter:

– Ach, lieber Herr, ich komme 200 Meilen weit her, und wollte dem Herrn von St. Etienne diesen Brief überbringen, der mein Beschützer sein sollte, und bei meiner Ankunft erfahre ich, daß er todt ist – ich kenne Niemanden in Paris und bin bei nahe ganz ohne Mittel.

– Meine Niederschlagenheit, die Aufrichtigkeit, die in meinem Tone liegen mochte, der Anblick des Briefes, den ich ihm zeigte, schienen den Thürhüter zu rühren; er antwortete mir:

– Das ist freilich traurig, armer Mann – es thut mir von Herzen leid, aber ich kann Nichts dabei thun – Sie müssen einige Tage warten. Wenn Sie dem sel'gen Herrn recht angelegentlich empfohlen sind, so thut Madame vielleicht etwas für Sie – aber für jetzt, das sehen Sie wohl ein, in dem Augenblicke,



da sie einen solchen Verlust erlitten, können Sie sie nicht zu sprechen bekommen – Sie müssen sich einige Zeit gedulden. –

– Gedulden – lieber Herr – rief ich mit bitterer Empfindung – wie ich Ihnen sage, ich kenne Niemanden in Paris, ich bin ohne Mittel –

– Ich kann dabei Nichts thun, lieber junger Herr, kommen Sie nach etwa vierzehn Tagen wieder, vielleicht werden Sie dann bei Madame vorgelassen, – antwortete der Thürhüter, indem er mich nach und nach vor die Thür führte, die er hinter mir zuschloß.

Vollkommen unbekannt mit den Pariser Gebräuchen, hatte ich,

in Gedanken schon ganz bei dem Herrn von St. Etienne, den Fiaker, mit dem ich hergefahren, vor dem Hotel stehen lassen; mein kleines Packet lag in demselben.

– Es wird also stundenweis gerechnet, Herr, – sagte der Kutscher zu mir, als die Thür des Hotels des Herrn von St. Etienne sich hinter mir geschlossen hatte.– Glücklicherweise habe ich auf der Post nach der Uhr gesehen, es war 2 Uhr 25 Minuten. Wohin geht's jetzt? –

Ich verstand den Sinn der Worte: – es wird stundenweis gerechnet – nicht, noch auch wie unheilverkündend sie für meinen magern Geldbeutel waren. Und außerdem schlug mich die Frage nieder, welche meine grausame Verlegenheit so kurz zusammenfaßte.

– Wohin geht es jetzt? –

Ja wohin sollte es gehen?

Plötzlich fiel mir Bamboche ein.

– Welcher Wink der Vorsehung! – rief ich aus – und wie sehr hat Claudius Gérard Recht gehabt, mich aufzufordern, seine Adresse zu behalten! –

Ich öffnete auf der Stelle das Couvert, welches diese letztere enthielt und fand darin eine geglättete Visitenkarte, auf welcher ich in beinahe unmerklich feiner Schrift las:

*Capitain Hector Bambochio*. Straße Richelieu No. 9.

Obgleich dieser militairische Grad und diese ausländische Endung an dem Namen meines Jugendfreundes mich seltsam überraschten und mir viel zu denken gaben, so befand ich mich doch in einer zu kritischen Lage, und ich will es aufrichtig gestehen, ich empfand eine zu lebhaftes Sehnsucht, Bamboche wiederzusehen, als daß ich mich durch diese Bedenklichkeiten hätte sollen abhalten lassen; ich glaubte mich schon aus der traurigen Lage, in der ich mich befand, gerettet und sagte zu dem Kutscher mit einem freudigen Seufzer, indem ich in den Wagen stieg:

– Fahren Sie mich in die Straße Richelieu Nr. 9, ist das weit von hier? –

– Zwei Schritte, Herr. –

Und der Fiaker eilte nach der Straße Richelieu. Alles war



vergessen: – die schreckliche Ungewißheit meines Schicksals und die Furcht, die ich vor dem schädlichen Einflusse Bamboche's auf mich haben konnte: – ich war im Begriff, ihn nach acht Jahren Abwesenheit wiederzusehen: ihn, der mich noch immer zärtlich liebte – sein Benehmen bei Claudius Gérard bewies es ja hinlänglich! Vielleicht konnte ich auch von Bamboche Auskunft über Basquine erlangen. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich mich glücklich – was um so süßer war, da ich einen Augenblick vorher noch in Verzweiflung gewesen war.

Der Fiaker hielt am Anfange der lärmenden, in hellem Lichte erglänzenden Straße still; es war am Ende des Decembers; obgleich es noch Tag war, fingen die Läden doch bereits an, von Lichtern zu strahlen; ich war geblendet von all dem Glanz, betäubt von all dem Lärm und von dem Gefühl von Glück, das mich bei dem Gedanken an Bamboche überfluthete. Ich fing an zu finden, daß Paris ein wahrhaft feenhaftes Schauspiel darbierte.

Der Kutscher öffnete mir den Wagen; ich trat in ein Haus von prachtvoller Ausstattung und fragte den Thürhüter:

– Ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause, Herr? –

– Der Capitain Hector Bambochio! – rief der Thürhüter aus, indem er den Namen im Tone der Achtung, Verehrung und des Bedauerns aussprach – ach, lieber Herr, vor sechs Monaten haben wir ihn eingebüßt. –

– Ist er todt? – rief ich aus.

– Todt! Nein, nein, lieber Herr, das gebe Gott nicht, daß ein solcher Unglücksfall eintreten sollte, – antwortete mir der Thürhüter, – der Capitain Hector, einer der Befreier von Texas – ein so edelmüthiger Herr, so gar nicht stolz – so ein guter Kerl, immer so lustig. Nein, nein – dergleichen gibt es zu wenig, als daß sie sterben dürften. Ich meine nur, daß wir den Capitain Hector seit einem halben Jahre als Miethsmann eingebüßt haben. –

Bamboche Befreier von Texas? – Das setzte mich anfangs in Verwunderung, aber in meiner unbefangenen Leichtgläubigkeit kam es mir nicht unmöglich vor, daß mein Freund im Verlaufe einiger Jahre in die neue Welt hatte auswandern können, wo er dann ohne Zweifel den Capitainsrang erworben hatte. Bamboche's Tapferkeit und Thatkraft machten diese Vermuthung

annehmlich. Ich war hochofret, von meinem Freunde mit so viel Achtung und Zuneigung sprechen zu hören; meine Begierde, ihn wiederzusehen, wuchs noch und ich sagte zum Thürhüter:

– Und wo wohnt denn gegenwärtig der Capitain? –

– Straße Seine-Saint-Germain im Hotel du Midi. Der Herr Capitain hat das herrliche Logis, das er in diesem Hause gemiethet und meublirt hatte, verlassen, weil es für seinen Vater, den Signor Marchese, zu geräuschvoll war. –

– Für seinen Vater, den Marquis? – sagte ich mechanisch – denn daß Bamboche Sohn eines Marquis sein sollte, das nahm mich noch mehr Wunder, als daß er zum Capitain umgewandelt sein, daß er Texas befreit haben sollte – ich wieder holte, ohne daran zu denken, vor dem Kutscher mein Erstaunen zu verbergen: – Für seinen Vater, den Marquis? –

– Ja, Herr, – antwortete der mittheilsame Thürhüter, – Sie wissen also nicht, daß der Signor Marchese Annibale Bambochio, der Vater des Capitain Hector, nach Paris gekommen ist, um bei seiner Vermählung gegenwärtig zu sein? –

– Bei der Vermählung des Capitains? –

– Freilich, eine glänzende Heirath, – sagte der Thürhüter mit vertraulicher Miene zu mir, – die Tochter eines Grand von Spanien aus dem vereinigten Königreich – das ist mehr als ein Herzog, sagte mir der Capitain. –

– Die Tochter eines Grand von Spanien, – wiederholte ich mit wachsender Verduzttheit.

– Nichts mehr und Nichts weniger, Herr, der Capitain sagte im Weggehen zu mir: Kamerad – der Capitain nannte alle Leute seine Kameraden, auch seine Bedienten; man wäre deshalb für ihn durch's Feuer gegangen – setzte der Thürhüter in Parenthese hinzu, – mein wackerer Kamerad, sagte also der Capitain zu mir – wenn ich in's Palais meines Schwiegervaters in der Hauptstadt des vereinigten Königreichs Spanien eingezogen sein werde, so will ich dich als Schweizer annehmen und du sollst die Hellebarde tragen. – Vielleicht denkt der Capitain nicht mehr an mich – sagte der Thürhüter mit einem Seufzer – und da der Herr ihn kennen, so könnten Sie ihn wohl einmal wieder an mich erinnern. –

– Freilich, ich kenne den Capitain und werde Sie ihm

empfehlen, – antwortete ich, ohne selbst recht zu wissen, was ich sagte.

Eine Art von moralischem Schwindel hatte mich ergriffen: Bamboche heirathete die Tochter eines Grand von Spanien!! Ungeachtet meiner unerschütterlichen Leichtgläubigkeit kam mir das doch zuerst unmöglich vor; bald aber verblendete mich die Freundschaft, und ich sagte zu mir selbst: – Warum sollte das nicht möglich sein? Bamboche ist jung, hübsch, keck, unternehmend – nach seiner Unterredung mit Claudius Gérard zu urtheilen, scheint sein Geist sich entwickelt und gebildet zu haben. Was ist Unmögliches daran, daß er einem jungen Mädchen den Kopf verdreht haben sollte? Er ist Capitain – die Uniform macht alle Unterschiede der Lage vergessen. –

Es machte mir so viel Vergnügen, von Bamboche mit Lob reden zu hören, daß ich trotz meines Wunsches, ihm sobald als möglich näher zu kommen, mich nicht enthalten konnte, gerührt zum Thürhüter zu sagen:

– Die Leute hatten ihn also lieb, den Capitain? –

– Ob man ihn lieb hatte, Herr – das Geld floß ihm aus den Händen – das ist der rechte Ausdruck, floß ihm aus den Händen. Wo ist ein solcher Mensch gesehen worden! Zum Beispiel, er hatte ein prächtiges Mobiliar gekauft und behielt es nur ein halbes Jahr; denn nach Verlauf desselben zog er mit seinem Vater zusammen, dem Signor Marchese, in die Vorstadt Saint Germain – nun, dieses Mobiliar hat er dem Tapezierer für den Viertheil des Werthes wieder abgelassen, ohne zu markten; nur das Mobiliar im Speisesaal behielt er, und wissen Sie warum? – Um es den Bedienten zu schenken, mit den Worten, es solle ihr Trinkgeld sein, und es war vielleicht 2000 Francs werth. Mir hat er beim Fortgehen einen Baß geschenkt mit einem vortrefflichen Bogen, der in Gold gefaßt war, und einen zahmen Bären, den er in seinem Garten hielt. Ich habe den Baß für 150 Francs und den Bären im botanischen Garten für 200 Francs verkauft – und einen solchen Mann sollte man nicht lieb haben? –

– Der Capitain hatte also ein gutes Herz? – sagte ich zu ihm nach dieser Aufzählung der Freigebigkeiten Bamboche's.

– Das wollte ich meinen, Herr: er bezahlte Alles ohne zu handeln – nur flackerte er auf wie Pulver – es kam ihm auf einen

Fußtritt mehr oder Faustschlag weniger nicht an: – aber wie konnte man darüber böse werden, wenn es nach einer solchen Lebhaftigkeit immer ein gutes Trinkgeld gab? –

Diese knechtische eigennützige Gesinnung widerte mich an; bis dahin kam mir Bamboche nur thöricht, verschwenderisch und brutal vor; ich kannte meinen Jugendfreund zu gut, als daß ich mich über diese Enthüllungen hätte wundern sollen. Doch hoffte ich, ehe ich dieses Haus verließ, noch Etwas über Basquine zu erfahren; ich sagte also, nicht ohne eine leichte Verlegenheit, zum Thürhüter:

– Kam nicht häufig zum Capitain ein junges Mädchen, blond, mit schwarzen Augen? –

– Ein junges Mädchen? – ach, lieber Herr – Dutzende von jungen Mädchen; denn er ist ein lockerer Vogel, der Capitain – und seine kleine Grande von Spanien wird die Augen gut aufmachen müssen, wenn sie nicht lieber, was im Grunde das Klügste wäre, beide zudrücken will. –

– Dieses junge Mädchen, – sagte ich zögernd, – hieß Basquine.

–

– Basquine? Mir nicht bekannt, – sagte der Thürhüter, – übrigens nannten sie nicht gerade alle ihren Namen, wenn sie zum Capitain hinaufgingen – die, welche Sie nennen, mag gekommen sein, wie so viele Andere. –

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir mein Herz, das anfangs voll Freude war, immer mehr beklemmt wurde. Ich sagte zum Thürhüter:

– Möchten Sie die Gefälligkeit haben, lieber Herr, mir die Adresse des Capitains aufzuschreiben? –

– Mit großem Vergnügen, Herr. Was thäte man nicht gern für einen Freund des Capitain Hector Bambochio? –

Und bald darauf gab mir dieser Mann ein Papier, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

– Der Herr Capitain Hector Bambochio, Straße Seine Saint-Germain, Hotel du Midi. –

Ich gab dem Kutscher diese Adresse und stieg wieder in den Wagen.

Der Thürhüter schlug mir achtungsvoll den Wagentritt in die

Höhe und sagte:

– Der Herr werden doch nicht vergessen, mich dem Capitain in Bezug auf den Posten als Schweizer in Spanien in Erinnerung zu bringen? –

– Werde nicht verfehlen, – antwortete ich.

Und der Wagen fuhr nach der Seine-Straße.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden.

Indem ich ruhiger darüber nachdachte, fiel mir, so gering auch meine Welt- und Menschenkenntniß war, das Uebertriebene, Lügenhafte in der Erzählung des Thürhüters auf, und wie abenteuerlich und wechselvoll Bamboche's Lebenslauf seit unserer Trennung gewesen sein müsse – und dessen ungeachtet oder vielleicht gerade darum, stieg meine Ungeduld, ihn zu sehen, noch höher.

Nach einiger Zeit hielt der Fiaker in einer finstern und jetzt fast ganz menschenleeren Gasse still, deren Anblick mit der belebten, hellerleuchteten Straße, aus der ich herkam, einen seltsamen Gegensatz bildete.

Die Thür öffnete sich; ich stieg vor der Pforte eines engen und stockfinstern Ganges aus.

– Ist dies das Hotel du Midi? – fragte ich den Kutscher, denn ich fand die Wohnung für den Signor Marchese Annibale Bambochio, künftigen Schwiegervater der Tochter eines Grand von Spanien, sehr bescheiden.

– Allerdings ist's hier, Herr. Sehen Sie da die Laterne, – antwortete der Kutscher und wies mir eine Art von länglichem Käfig aus Glas, der inwendig erleuchtet war, und auf welchem mit rothen Buchstaben stand: Hotel du Midi.

Ich trat tastend in den Gang und stand still, als ich den Lichtschein gewahr ward, der aus einer Stube kam, die ein halb mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte.

Eine schlechtgekleidete Frau schlief im Winkel am Ofen auf einem Stuhle; hinter ihr sah ich ein Brett mit Nummern und Nägeln, an denen eine große Anzahl Schlüssel hing.

– Madame, – sagte ich zu der Frau, indem ich den obern Flügel der Thür öffnete, ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause? –

– Wie, was? – sagte die Frau, plötzlich aus dem Schlafe

auffahrend, indem sie sich die Augen rieb und mich verdrießlich ansah, – was wollen Sie? –

– Ich frage, Madame, ob der Capitain-Hector Bambochio zu Hause ist.

– Der *Capitain*, – rief die Frau, und betonte dieses Wort mit spöttischem Zorn, – der *Capitain!* – und bei diesem Worte nahmen ihre Züge den Ausdruck heftiger Wuth an, die Stimme ward mehr und mehr kreischend, und sie versetzte mit einer Zungenfertigkeit, der ich nicht Einhalt zu thun wagte:

– Der Capitain hat sich davon gemacht, und ich hoffe, daß er sich nicht untersteht, den Fuß wieder hierher zu setzen – der Unglückscapitain – geh er zum Teufel, der rohe Geselle, der Unruhstifter, der Säufer, der Zänker der! Mehr als ein halb Dutzend Miethsleute haben lieber ausziehen, als in der Nähe dieses Strauchdiebs bleiben wollen. Er hat zwei Studenten im Duell verwundet, um einer kleinen Närrin willen, die mit ihm leben wollte, und meinem Nachbar zwei Zähne eingeschlagen, weil der arme Junge sich darüber beklagte, ihm zu allen Stunden in der Nacht die Thür aufmachen zu müssen. Der Hausbesitzer hat die Wache holen lassen müssen, um ihn von hier zu vertreiben, den Banditen, und er hatte die schönsten Zimmer im ersten Stock genommen, denken Sie sich. Italienischer Straßenräuber! ich werde an ihn denken. –

Der Gegensatz war also noch nicht erschöpft. Das Andenken, welches Bamboche in diesem Hause zurückgelassen hatte, war von demjenigen in seiner früheren Wohnung eben so verschieden, wie die Wohnungen selbst verschieden waren. Die schöne Darstellung von dem Schwiegervater, der Grand von Spanien wäre, und von der reichen Heirath, die ich einen Augenblick mit Wohlgefallen gehegt hatte, verschwand wie ein Traum, und ich ward roth vor Scham, daß ich diese kecken Aufschneidereien meines Jugendfreundes nicht gleich für Das erkannt hatte, was sie waren.

Wenig begierig, die Unterredung weiter fortzusetzen, sagte ich zu der Frau:

– Könnten Sie mir denn wohl angeben, Madame, wo der Capitain sich gegenwärtig aufhält? –

– Ich bin nicht Ihre Magd, – antwortete sie grob, – suchen Sie den Schurken, wo Sie wollen. –

Diese Antwort setzte mich in Schrecken, es war meine einzige, letzte Hoffnung, Bamboche ausfindig zu machen. Welche auch die Lage sein mochte, in der er sich befand, so war ich meiner selbst gewiß genug, um seinen übeln Einfluß nicht zu fürchten, und setzte Vertrauen genug in seine Freundschaft, und ich muß es gestehen, auch in seine erfindungsreiche Umsicht, um zu hoffen, daß er mir behilflich sein werde, mich sogar auf eine ehrenhafte Weise aus der traurigen Lage zu erheben, in der ich jetzt war.

Ich schickte mich an, noch weiter in die Frau zu dringen, um zu erfahren, wo Bamboche jetzt wohnte, als sie plötzlich ihren Vorsatz änderte und ausrief:

– Uebrigens will ich es Ihnen doch sagen, wo er wohnt, damit Sie, wenn Sie ihn sehen, ihm sagen können, daß man hier noch an ihn denkt, daß man noch von ihm spricht, und geben Sie ihm nur unter den Fuß, daß er, wenn er das Unglück haben sollte, sich hier wieder blicken zu lassen, von der Wache und dem Polizeicommissair in Empfang genommen werden wird; er muß nicht glauben, daß wir uns vor seinen großen Händen und seinen Todtschlägerfratzen fürchten! –

– Haben Sie also die Güte, Madame, mich zu unterrichten, wo der Capitain jetzt wohnt, – sagte ich ungeduldig.

– Nun ja – als er fort mußte, sagte er unverschämt, wenn Einladungen vom Hofe an ihn ergingen – vom Hofe – ich bitte Sie um Gotteswillen, so ein Strauchdieb am Hofe! – oder wenn Säcke mit Gold und Silber, oder Schächtelchen mit Diamanten an ihn einliefen – Säcke Gold und Diamanten – ja prosit Mahlzeit! – so sollte man ihm das Alles hinschicken in sein neues Logis: Barrière de la Chopinette im Fuchsgäßchen (impasse du renard) Nr. 1.

– Dank Ihnen, Madame, – sagte ich, indem ich mich rasch entfernte, in der Furcht von dieser langen Adresse Etwas zu vergessen; ich gab sie dem Kutscher auf.

– Satan, – sagte er zu mir, – das ist, als wenn Einer sagte nach Moskau – warten Sie ein wenig, ja – ja – ich werde mich gleich besinnen – man fährt – gleich! – die Barrière de la Chopinette

weiß ich – aber das Fuchsgäßchen – das ist mir unbekannt, und  
rolle doch schon eine gute Zeit auf dem Pariser Steinpflaster  
herum – schadet aber Nichts, ich kann fragen.–

Und der Wagen setzte sich wieder in Fahrt.

Meine Betrübniß stieg mit meiner Besorgniß: ich fürchtete,  
Bamboche nicht wieder zu finden; und wenn etwa mein Nach  
suchen, nachdem ich ihm auf diese Weise von Wohnung zu  
Wohnung gefolgt, vergeblich blieb, was sollte ich dann zu Paris  
machen? was sollte aus mir werden?

---





## Zwanzigstes Kapitel.

### *Das Fuchsgäßchen.*

Nachdem wir lange Zeit durch verschiedene Stadtviertel hin gefahren waren, kamen wir in eine viel belebtere Straße, der Wagen hielt vor einer Weinhandlung still, und ich hörte, wie der Kutscher zu einigen Leuten, die auf der Schwelle derselben schwatzten, sagte:

– Möchten Sie so gütig sein, mir zu sagen, wo das Fuchsgäßchen ist? –

– Wenn sie durch die Barriere gefahren sind, schlagen Sie die erste Straße links ein, dann rechts, dann noch einmal rechts, dann kommen Sie über ein kleines Stück freies Feld, und dann sind Sie da, – sagte der Eine.

– Danke, – sagte der Kutscher.

– Doch, Alter, – versetzte ein Anderer, – Du weißt doch, daß keine Wagen in's Gäßchen kommen können, Du wirst bei einem Drehbaum still halten müssen; denn es nisten in diesen Winkeln keine Leute, die zu Wagen kommen. –

– Ja, Du verdienst das Kreuz der Ehrenlegion, – versetzte eine andere Stimme, – wenn Du auch nur so weit kommst, Du wirst der erste Kutscher sein, der dem Fuchsgäßchen nahe gekommen ist.

–

– Schon gut, schon gut, Ihr Possenreißer, – antwortete der Kutscher, und ich hörte ihn zwischen den Zähnen fluchen, während er seine ganz abgejagten Pferde peitschte.

Nachdem wir die Barriere hinter uns gelassen hatten, und durch eine oder zwei vollkommen dunkle und menschenleere Gäßchen gefahren waren, die nur durch den schwachen Schimmer der Laternen des Wagens erleuchtet wurden, durcheilte der Fiaker, beständig in Gefahr, in den tiefen Kothlachen umzuwerfen, ein Stück Feld und hielt nach einigen Minuten still.

Der Kutscher trat an die Thür, und sagte zu mir, ohne seine üble Laune zu verbergen:

– Alle Wetter, was für Wege! Sie können sich rühmen, Herr, in allen Arten von Stadtvierteln Bekanntschaften zu haben, von den Hôtels in der Chaussee d'Antin an, bis zum Fuchsgäßchen; und dabei ist's acht Uhr, und ich habe noch nicht zu Mittag gegessen, so wenig wie meine Pferde. Haben Sie hier lange zu thun? Mein Vieh könnte unterdessen seinen Hafer fressen. –

– Ich werde sogleich erfahren, ob Der, welchen ich auf suche, zu Hause ist, – sagte ich zum Kutscher, – in dem Falle hole ich mein Packet – auf keinen Fall brauchen Sie lange auf mich zu warten. –

Und ich entfernte mich von dem Wagen und trat in ein enges, kothiges, stinkendes Gäßchen, in dem Häuser, oder vielmehr schwarze Gemäuer standen, unter denen ich nur in einigen wenigen Licht sah.

Es war mir als Adresse die Nummer 1. aufgegeben worden. Da die Dunkelheit mir Nichts zu unterscheiden erlaubte, klopfte ich an die Thür des ersten Hauses im Gäßchen.

Nach langer Stille ließen sich hinter der Thür schleppende Schritte vernehmen, und eine Stimme sagte mir:

– Wer ist da? –

– Ist hier Nr. 1 des Fuchsgäßchens?

– Gegenüber, Schafskopf, hier ist Nr. 2, – antwortete die Stimme brummend.

Ich ging quer über das Gäßchen und klopfte an eine Hausthür, die mir ein Bisschen weniger verfallen zu sein schien, als die andere. Die beiden Fenster des Erdgeschosses waren mit Laden versehen, durch deren Ritzen ich Licht sah. Obgleich ich zwei Mal angeklopft hatte, ward mir doch nicht aufgethan, aber es kam mir vor, als wenn man in dem Hause eilig hin und her lief, und ich

vernahm sogar die oft wiederholten Worte:

– Macht schnell, macht schnell! –

Ungeduldig klopfte ich noch einmal und stärker, endlich öffnete sich eins der Fenster des Erdgeschosses hinter dem Laden, diese wurden ein wenig auseinandergeschlagen, und eine heisere Stimme fragte mich:

– Wer ist da? –

– Ist hier Nr. 1 im Fuchsgäßchen? –

– Ja.–

– Ist der Capitain Hector Bambochio zu Hause? –

– Wer? –

– Der Capitain Hector Bambochio. –

– So einen gibt's hier nicht, – antwortete die Stimme, und die Laden wurden rasch wieder geschlossen.

– Meine Ahnung! – sagte ich verzweiflungsvoll zu mir selbst, – ich habe Bamboche's Spuren verloren. – Was sollte ich machen – o Gott! was sollte ich machen!

Die Laden waren geschlossen, aber das Fenster dahinter blieb geöffnet. Ich hörte drinnen mehre Stimmen lispeln – ich wollte fortgehen, aber ich säumte noch einen Augenblick, der Laden öffnete sich aufs Neue und dieselbe heisere Stimme sagte zu mir:

– Je, Mann, seid Ihr noch da? –

– Ja, was wollen Sie von mir? –

– Hier ist kein Capitain, Capitain, wie sagt Ihr? –

– Hector Bambochio. –

– Das ist richtig, so einer ist nicht hier, aber ein gewisser Bamboche wäre hier wohl bekannt. –

– Den such' ich gerade, – rief ich mit neuerwachter Hoffnung aus, – das ist sein wahrer Name, aber er nennt sich Capitain Hector Bambochio, ich weiß nicht warum. –

– Ach, Ihr wißt nicht, warum er sich so nennen läßt, – sagte die Stimme mißtrauisch.

Und das Lispeln hinter dem Laden ging wieder an – nach einigen Minuten setzte die Stimme hinzu:

– Wißt Ihr die Parole? –

– Was ist das, Parole? –

– Nichts – lächerliche Geschichte – gute Nacht, – sagte die Stimme höhnisch.

Und der verfluchte Laden schloß sich.

Aber ich konnte mich nicht entschließen, auf diese Weise die einzige, letzte Hoffnung, die mir übrig blieb, aufzugeben; ich klopfte auf's neue an den Laden und rief:

– Herr, ich bitte Sie inständig, hören Sie mich an, ich bin ein Jugendgenosse des Bamboche, wir haben uns seit acht Jahren nicht gesehen. Ich komme erst heute in Paris an, wo ich noch niemals gewesen bin. Um Ihnen zu beweisen, daß ich Bamboche genau kenne, und daß ich sein bester Freund bin: – er trägt auf der Brust die Worte eingätzt: *Ewige Freundschaft mit Martin*, und dieser *Martin* bin ich. –

Die Aufrichtigkeit meines Tones, und die Einzelheiten, welche ich anzuführen wußte, mochten das Misstrauen der Bewohner des Hauses zum Theil beseitigen; denn nach einer neuen Berathung hinter dem Laden, sagte die Stimme zu mir:

– Wißt Ihr, wo die Schenke zu den drei Tonnen ist? –

– Ich komme heut erst in Paris an, wie ich Ihnen sage, ich kenne diese Schenke nicht. –

– An der Barriere de la Chopinette könnt Ihr's erfahren, die drei Tonnen sind nicht weit. Von elf Uhr Nachts an trifft Ihr Bamboche dort, er kommt jeden Abend hin. –

– Bamboche wohnt also hier nicht? –

– Gute Nacht. –

Und das Fenster schloß sich hinter dem Laden – dieses Mal, um sich nicht wieder zu öffnen, trotz meiner inständigsten Bitten, und ich konnte Bamboche's Wohnung nicht in Erfahrung bringen. So unsicher die Hoffnung war, die mir jetzt noch blieb, so schien es mir doch wenigstens gewiß zu sein, daß Bamboche in Paris sei, und ich hatte Aussicht, ihn noch diesen Abend zu sehen. Ich ging zu meinem Kutscher zurück, und sagte zu ihm:

– Wissen Sie wo die Schenke zu den drei Tonnen ist? Es soll nicht weit von hier sein. Wenn wir einmal da sind, können Sie ihren Pferden zu fressen geben und selbst auch zu Abend essen.

–

– Die Schenke zu den drei Tonnen! – ob ich die kenne! –

antwortete der Kutscher lustig, – Sonntag und Montag Abends halte ich oft an der Thür. Ja, Herr, an solchen Orten können Sie mich und mein Vieh so lange warten lassen, wie Sie wollen, wir werden uns nicht darüber beklagen. Nach zehn Minuten sollen Sie da sein. –

Und wir schlugen den Weg nach der Schenke zu den drei Tonnen ein.

Zum ersten Mal seit dem Morgen fiel es mir ein, daß die Kosten des Wagens, den ich seit meiner Ankunft beständig behalten hatte, in Vergleich zu meinen geringen Mitteln beträchtlich sein mußten. Aber da ich Paris durchaus nicht kannte, so war mir diese Ausgabe durch die Natur meiner Nachforschungen selbst nothgedrungen auferlegt worden. Da ich sah, daß diese Nachforschungen ihrem Ziele nahe seien, wollte ich den Kutscher jetzt gleich bezahlen, aber vermöge einer albernem und abgeschmackten Vorstellung, welche Diejenigen, die sich in ähnlichen Lagen befunden haben, vielleicht begreiflich finden werden, hatte ich nicht den Muth, den Fiaker fortzuschicken, ehe ich gewiß war, Bamboche anzutreffen. Und warum behielt ich diesen Wagen, der für mich so unnütz und kostspielig war? Weil es mir, da ich keinen Bekannten in der ungeheuern Stadt hatte, vorkam, *als wenn der Kutscher, der mich seit dem Morgen fuhr, schon kein Fremder mehr für mich wäre.*

Freilich kommt mir jetzt ein solcher Gedanke betrübend albern vor, aber wenn ich mir das schreckliche, unbeschreibliche Gefühl zurückrufe, das mich überfiel, wenn ich zu mir selbst sagte:

– Wenn ich Bamboche heut Abend nicht finde, so bin ich allein in dieser ungeheuern Stadt, *allein* ohne Mittel, und ohne irgend Jemand zu kennen, so begreife ich es, wie ich dazu habe kommen können, diesen Kutscher beinahe als einen Bekannten zu betrachten. –

Daher sagte ich auch, als der Wagen vor der Thür der Schenke zu den drei Tonnen anhielt, zum Kutscher:

- Warten Sie, ich werde hier eine Weile bleiben. –
- Und Ihr Päckchen? –
- Lassen Sie es im Wagen. –
- Damit es Ihnen stibitzt wird, nicht wahr? – Nein, nein, sein Sie

ruhig, ich lege es in den Kasten, wer es da finden will, muß sehr gerieben sein. –

Diese vorsichtige Sorgfalt schien mir in Bezug auf den neuen Gesichtspunkt, aus dem ich den Kutscher betrachtete, ein gutes Zeichen zu sein; auch schien mir das Gesicht dieses Mannes, der ziemlich bejahrt war, ehrlich und offen zu sein. Einen Augenblick hatte ich Lust, ihn einzuladen, mit mir zu Abend zu essen; denn ich war vor Müdigkeit und Hunger ganz erschöpft und wollte diese Gelegenheit wahrnehmen, meine Kräfte etwas anzufrischen, aber ich scheute mich eine solche Einladung zu wagen – nicht aus Stolz, wie man leicht denken kann, sondern im Gegentheil, weil ich fürchtete, der Kutscher möchte Mistrauen gegen mich fassen.

Während er sich anschickte, mein Päckchen gegen Entwendung zu sichern, trat ich in die Schenke, die zu dieser Stunde fast leer war; nur ein Paar Leute saßen noch beim Wein. An ihren Sitten, ihrer Kleidung sah ich leicht, daß sie zur arbeitenden Klasse gehörten; es schienen ehrliche Handwerker zu sein, die lustig zusammen tranken, weil sie etwa einen guten Handel gemacht hatten. Es war unter ihnen keins jener unedlen widerlichen Gesichter, dergleichen ich bei meinem Landstreicherleben mit Bamboche und Basquine in den Wirthshäusern niederen Ranges, die von Müßiggängern und Uebelthätern besucht wurden, und in denen wir sangen und bettelten, häufig angetroffen hatte.

Die schreckenvolle Besorgniß, die in mir durch die geheimnißvolle Weise, in der man mich in der vorgeblichen Wohnung Bamboche's aufgenommen hatte, hervorgerufen war, legte sich ein wenig; ich fand, daß es für meinen Jugendfreund kein übles Vorurtheil erwecken könne, daß er eine Schenke besuchte, die von ehrlichen Handwerkern beehrt wurde.

Ich setzte mich in einen einsamen Winkel gerade der Thür gegenüber, um Bamboche, sobald er einträte, sogleich bemerken zu können, an einen Tisch und forderte eine kleine Portion Fleisch, Brot und Wasser, dann sah ich nach der Pendeluhr in der Schenke; sie wies auf neun Uhr; ich hatte also im schlimmsten Falle noch zwei oder drei Stunden zu warten.

Ich begann meine einfache Mahlzeit und heftete meinen Blick ungeduldig auf die Thür, sobald sie aufging, indem ich Jeden, der

hereintrat, scharf in's Auge faßte, so wenig ich übrigens daran zweifelte, daß ich trotz der seit unserer Trennung verflossenen Jahre, Bamboche sogleich erkennen würde; denn seine kraftvollen und scharf gezeichneten Züge hatten sich meinem Gedächtniß zu tief eingepägt, als daß ich sie jemals hätte verkennen können. Während ich auf diese Weise die Blicke auf die Thür geheftet hielt, sobald sie sich öffnete, sah ich einen jungen Mann eintreten, der fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte; sein Wuchs war schlank. Sein Gesicht fiel mir sogleich wegen der Regelmäßigkeit und seltenen männlichen Schönheit seiner Züge auf, nur sah er etwas erschöpft aus; er war bleich, sein Gesicht schien von einem matteren Weiß zu sein, da seine ziemlich buschigen Augenbrauen und sein Backenbart sehr braun waren, und der alte schwärzliche Paletot, den er trug, bis zum Halse zugeknöpft war und weder einen Hemdkragen, noch ein Halstuch erblicken ließ. Schuhe und Beinkleid dieses Mannes waren mit Koth bedeckt, und er trug eine Mütze, die ganz aus der Form gedrückt war.

Trotz dieses elenden Aufzuges, oder vielmehr vermöge des Gegensatzes, in welchem er zu dem schönen und ausdrucksvollen Gesichte des Mannes stand, war es unmöglich, von seinem Anblick nicht lebhaft angezogen zu werden; er that in der Schenke ein Paar Schritte vorwärts und näherte sich der Stelle, wo ich saß, und jetzt erst bemerkte ich, daß sein Gesicht etwas geröthet war, und daß sein Blick bisweilen die finstere Starrheit hatte, die der Trunkenheit eigen ist.

Sei es Zufall oder Wahl gewesen, nach einem Zaudern, das wenige Augenblicke währte, ging der Mann nach meiner Seite zu, einem Theile des Saales, wo mit Ausnahme desjenigen, an welchem ich saß, alle Tische unbesetzt waren, und nahm mir zur Rechten Platz.

Nachdem er sich gewichtig niedergesetzt hatte, als wären ihm die Beine schwer, blieb er einen Augenblick unbeweglich, hierauf nahm er die Mütze ab und glaubte sie auf die lange Bank zu legen, auf der wir Beide saßen, aber die Mütze fiel zu meinen Füßen nieder. Mit natürlicher Dienstfertigkeit, die vielleicht durch den Eindruck, welchen der Anblick dieses Mannes auf mich machte, erhöht wurde, bückte ich mich, um seine Mütze

aufzunehmen, und legte sie auf die Bank; mein neuer Nachbar bemerkte es und sagte zu mir, indem er sich nach meiner Seite hin verbeugte, im mildesten und höflichsten Tone:

– Tausend Dank für die Mühe, die Sie sich gegeben, mein Herr, tausend Dank für Ihr verbindliches Thun. –

Ich hatte in meinem Leben auch nicht die entfernteste Vorstellung von Dem, was man die große Welt nennt, erwerben können, und dennoch sagte mir gleich bei diesen wenigen Worten meines Nachbars ich weiß nicht welche innere Stimme, daß ein Mann aus der großen Welt sich nicht anders ausdrücken und nicht mehr ausgesuchte Höflichkeit in seine Handbewegung, seine Verbeugung würde legen können.

Und dann – wunderbar! legte das Gesicht dieses Mannes in dem kurzen Augenblicke, den er zu mir sprach, die starre finstere Unempfindlichkeit ab und erstrahlte von Anmuth und Leutseligkeit – aber hierauf ward er wieder kalt wie vorher.

Der Kellner trat auf den neuen Ankömmling zu und fragte ihn ohne Umstände:

– Was befehlen Sie, mein Herr? –

– Eine Flasche Branntwein, – antwortete mein Nachbar langsam, und der heisere Ton seiner Stimme schien mir ein ganz anderer zu sein, als da er mit mir gesprochen hatte.

– Befehlen Sie ein kleines Glas? – sagte der Kellner.

– Ich verlange eine Flasche Branntwein und werde sie bezahlen, – antwortete mein Nachbar mit unerschütterlicher Ruhe, dann suchte er in seiner Westentasche, zog ein Paar Goldstücke heraus, faßte eins zwischen den Daumen und Zeigefinger und warf es auf die Wachleinwand, die über den Tisch gebreitet war.

Der Kellner sah den Mann verwundert an, dann nahm er das Goldstück und betrachtete es mit einem Erstaunen, dem ein leichtes Mistrauen beigemischt war, das von dem ärmlichen Aussehen des Gastes herrühren mochte.

– Gehen Sie an's Büffet und prüfen Sie's, – sagte mein Nachbar, ohne aus seiner Ruhe zu kommen und im mindesten über den beleidigenden Argwohn des Kellners betroffen zu sein.

Dieser, der von gesellschaftlichem Zartgefühl wenig wußte, ging



an's Büffet des Besitzers der Schenke, dieser ließ das Goldstück mehre Male klingen, und der Kellner kam zurück mit dem Bescheid:

– Der Louisd'or ist gut. –

– Nun dann geben Sie mir eine Flasche Branntwein, – versetzte mein Nachbar langsam und heiser.

– Eine versiegelte Flasche, Herr, – fragte diesmal der Kellner mit einem gewissen Respect, – das Beste, was wir von gebrannten Wassern haben? –

– Im Gegentheil, eine Flasche Branntwein, wie Sie sie den Lumpensammlern vorsetzen, wenn dergleichen zu Ihnen kommen, und machen Sie sich bezahlt! –

– Er muß ein Engländer sein, – sagte der Kellner halb laut, indem er fortging.

Mehr und mehr verwundert, betrachtete ich den Mann neugierig, ohne darum die Thür der Schenke aus den Augen zu verlieren, durch die ich beständig Bamboche eintreten zu sehen hoffte.

Der Kellner kam zurück, stellte die Flasche und ein kleines Glas auf den Tisch und legte das übriggebliebene Geld hin.

– Geben Sie mir ein großes Glas, – sagte mein Nachbar, und indem er mit dem Finger ein Zwanzigsousstück zurück schob, gab er dem Kellner zu verstehen, er solle es als Trinkgeld behalten.

– Es ist ein Mylord, – sagte der Kellner noch immer halblaut, indem er eilig fortlief, ein großes Glas zu holen, das er dann dienstbeflissen auf den Tisch stellte.

Mein Nachbar steckte das Geld, das er zurückbekommen hatte, ohne es zu zählen, in die Tasche, goß sich ein halbes Glas Branntwein ein und leerte es in einem Zuge. Hierauf lehnte er sich mit dem Hinterkopf an die Mauer, an welcher unsere Bank stand, und blieb unbeweglich, indem er in's Leere hineinstarrte und mit den Fingerspitzen taktmäßig auf das Wachstuch des Tisches schlug.

Ich beobachtete ihn verstohlen. Seine Züge, die bis dahin unbeweglich und finster gewesen waren, belebten sich mehre Male, er lächelte zwei oder drei Mal mit einer Miene, die zugleich sehr sanft und sehr fein war, dann zuckte er die Achseln, brummte

zwischen den Zähnen, und seine Züge nahmen ihre frühere Unbeweglichkeit wieder an.

Jetzt fiel mir Limousin, mein früherer Herr, ein; ich weiß nicht, warum ich eine unbestimmte Verwandtschaft zwischen den tollen Phantasien, die der arme Maurer jeden Sonntag in seiner Trunkenheit hervorrief, und dem Zustande ekstatischer, von einem Lächeln unterbrochener Abstumpfung zu erblicken glaubte, in welche dieser Mann versunken zu sein schien, der ärmliche Kleider trug, aber nach verschiedenen Zeichen zu urtheilen, nicht sein konnte, was er zu sein schien. Diese fernen Kindheitserinnerungen nahmen mich hier einen Augenblick ganz in Anspruch; denn sie brachten mich wieder auf Bamboche. Ein leichtes Geräusch weckte mich aus meinem Traume. Ich wandte den Kopf nach meinem Nachbar hin, er hatte die Hälfte Dessen, was in seinem Glase war, verschüttet. Nachdem er das Uebrige ausgetrunken, hatte er einen kindischen Einfall, wie sie den Trunkenen eigen sind, tauchte den Zeigefinger in einen der Branntweinbäche, die sich auf der Wachleinwand des Tisches hin und her schlängelten, und fing an, hier und da seltsame Figuren hinzuzzeichnen. Ich verfolgte die Bewegungen des Unbekannten um so aufmerksamer, da meine Vermuthungen so eben durch eine entscheidende Bemerkung bestätigt worden waren; die Hand des Mannes war vollkommen weiß mit langen, glatten Nägeln und ungewöhnlich schön; er trug an seinem kleinen Finger mehre goldene Ringe von verschiedenen Gestalten; einer von ihnen, der mit einem rothen Steine geziert war, schien mit einem Wappen versehen.

Ich folgte mit mechanischer Neugierde den phantastischen Zügen, die der Zeigefinger meines Nachbars auf den Tisch malte; er hatte die Zusammenstellung seltsamer Gestalten aufgegeben, um gewaltig große Buchstaben hinzuzzeichnen; zuerst war es ein R. gewesen, dann ein E. Die Verbindung der beiden Buchstaben RE machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich; es lag darin etwas Fremdartiges, Verworrenes, Beunruhigendes, Geheimnißvolles wie eine Ahnung . . . .

Ich konnte die Blicke nicht abwenden von dem Finger des Mannes, ich hing mit allen Kräften meines Geistes an der Vollendung des dritten Buchstabens, den er so eben angefangen

hatte, als könnte ich sie dadurch beschleunigen und zwar – mein Gedächtniß täuscht mich darin nicht – ohne mir über die Ursache meiner Ungeduld irgend Rechenschaft zu geben. Endlich ward der Umriß des Buchstabens unter dem Finger meines Nachbars vollendet – es war ein G . . . .



Plötzlich leuchteten diese drei Buchstaben, die drei Anfangsbuchstaben des Namens Regina vor meinem Geiste auf, als wären sie mit feurigen Zügen hingeschrieben.

Und doch beginnen viele andere Wörter so – aber ich weiß nicht, welcher Dämon es mir einraunte, daß dieser brandtweintrunkene Mann im Begriff sei, diesen für mich so heiligen Namen seiner ganzen Länge nach, mit schwerem Finger – auf einen Kneipentisch zu schreiben.

Ich vergaß Alles, Bamboche, meine verzweifelte Lage und die Zukunft, um mit verzehrender Beklemmung dem Finger des Unbekannten zu folgen. Er fuhr fort einen weiteren Buchstaben zu zeichnen; aber von Zeit zu Zeit hielt er ein; sein Kopf wankte bald von der Rechten zur Linken, bald senkte er sich vorn über, während seine geschwollenen Augenlider sich halb schlossen. Endlich war der Buchstabe fertig, es war ein N, und es währte nicht lange, so stand auch das A da, und ich konnte auf dem Tische mit großen Buchstaben den Namen Regina lesen.

Es ist mir unmöglich, auszusprechen, was ich dabei empfand; es fiel mir gar nicht ein, daß dieser Name Regina auch Anderen zukommen könne; ich sagte zu mir selbst: Regina ist in Paris, dieser schöne und gewiß auch vornehme und reiche junge Mann liebt sie; denn sie liegt ihm so sehr am Herzen, daß er selbst in der Verdummung der Trunkenheit Vergnügen daran findet, ihren

Namen auf den Tisch zu schreiben.

Als der Name geschrieben war, sah der Unbekannte einige Secunden lang mit dumpfer Selbstzufriedenheit auf ihn hin, während das Schwanken seines schwergewordenen Hauptes häufiger und heftiger wurde; darauf ließ er eine Art heiseres Lachen hören, sprach einige unverständliche Worte aus, legte die Arme auf dem Tische kreuzweis über einander, legte die Stirn auf sie und versank in Schlummer oder in die bewußtlose Schläfrigkeit des Trunkenen.

Ein Stückchen oberhalb der Stelle, wo er sich hingelegt hatte, stand der Name Regina's mir noch vor Augen; ich stand leise auf, und löschte den entheiligten Namen mit frommer Ehrfurcht bis auf die letzte Spur aus.

Ich war so eben auf meinen Platz zurückgekehrt, als die Thür der Schenke sich auf's neue öffnete. Ich konnte einen Ausruf unwillkürlichen Schreckens nicht bemeistern.

Ich bemerkte auf dem Hintergrunde der Dunkelheit der Straße das unheilverkündende Gesicht des Muldensterzes. In den acht Jahren, seit denen ich ihn nicht gesehen, hatten sich seine Züge noch mehr verfestet, und obgleich er noch immer ein kräftiges und entschlossenes Ansehen hatte, war sein Haar doch beinahe weiß geworden; seine Kleidung zeugte gerade nicht von Entbehungen. Er blieb auf der Schwelle der offenen Thüre stehen, als hätte er sich gescheut in die Schenke zu treten; denn er schien beunruhigt und angstvoll. Endlich steckte er den Kopf durch die aufklaffende Thür und sagte mit heiserer Stimme – ich glaubte in ihr dieselbe zu erkennen, die durch die Laden des Hauses im Fuchsgäßchen mit mir gesprochen hatte – zu dem Schenkwrith:

– Ist Bamboche da? –

– Nein, – antwortete der Schenkwrith trocken, als suchte er sich dieses ungebetenen Gastes so bald als möglich zu entledigen.

– Wenn er heut Abend kommt, – setzte der Muldensterz eilig hinzu, – so sagt ihm, er solle heute Nacht nicht da unten hin kommen, *es raucht dort*. Er wird schon verstehen – Ihr sagt's ihm, nicht? –

– Schon gut, schon gut, – antwortete der Schenkwrith, und machte, so zu sagen, dem Muldensterz die Thür vor der Nase zu;

dann setzte er, zu sich selbst sprechend, hinzu:  
– Bettlervolk, weg mit Dir! –

---



## Einundzwanzigstes Kapitel.

### *Die Nacht.*

Ich konnte nicht daran zweifeln; der Muldensterz hatte seine Bekanntschaft mit Bamboche erneuert; es war von ihm und keinem Andern die Rede, als der Schurke beunruhigt in die Thür der Schenke trat und hereinrief: – Wenn er heute Abend kommt, so sagt ihm, er solle heute Nacht nicht hinunterkommen, es raucht dort – er wird schon verstehen. –

Ohne in den Sinn dieser geheimnißvollen Worte eindringen zu können, vermuthete ich doch, daß Beide, der Muldensterz und Bamboche, von einer gemeinschaftlichen Gefahr bedroht sein möchten.

Nicht nur machte mich der Gedanke einer solchen Gemeinschaft mit dem Schurken für Bamboche zittern, sondern er setzte mich auch in wirkliche Verlegenheit; ich wagte nicht mehr, was ich vorhin beabsichtigt hatte, den Schenkwrith in Betreff meines Jugendfreundes zu befragen, um zu ersehen, ob ich darauf rechnen könnte, ihn heut Abend noch zu sehen; die Aufnahme, welche er dem Muldensterz hatte angedeihen lassen, war wenig geeignet, mich dazu zu ermuthigen; indessen, da der Zeiger immer weiter rückte, und das Aeußerste, dem ich entgegenging, mir immer näher trat, überwand ich mein Bedenken und trat an den Schenktisch, um meine Zeche zu bezahlen, wobei es mir nur auffiel, daß alle Gäste nach und nach verschwunden waren, und nur ich und mein schlafender Nachbar noch blieben;

diese allgemeine Stille machte mir Muth, und ich wandte mich an den Schenkwirth:

– Was bin ich schuldig? –

– Das Fleisch sechs Sous, das Brot zwei Sous, macht acht Sous. --

Ich legte ein Stück Geld auf den Tisch und sagte:

– Es ist mir gesagt worden, daß ein gewisser Bamboche hier jeden Abend zu treffen sei. –

Bei Bamboche's Namen runzelte der Schenkwirth die Stirn und antwortete ärgerlich:

– Ich halte eine offene Wirthschaft, da muß ich freilich allerlei Leute zu mir herein kommen sehen. –

– Glauben Sie, das Bamboche heut Abend noch her kommt? – fragte ich weiter.

– Ich weiß Nichts davon, aber wenn er kommt, – antwortete mir der Wirth, indem er nach der Stubenuhr sah, so muß er draußen bleiben, es ist Mitternacht, ich muß zumachen. –

– Und glauben Sie, lieber Herr, daß Bamboche morgen kommt? –

– Was weiß ich davon? Nur so viel ist gewiß, daß ich gern sähe, daß er so wenig als möglich käme. Das muß mein Haus in schönen Rufbringen! das kommt dabei heraus, und weiter Nichts.

– Hierauf gab mir der Wirth meine Scheidemünze zurück und setzte hinzu:

– Es schlägt Zwölf, ich wünsche den Herrn Gästen eine gute Nacht. –

Aber indem er um sich blickte, sah er meinen beständig schlummernden Tischnachbar und sagte halb laut:

– Ah, da ist ja noch der Herr mit dem Goldstück und der Flasche Branntwein. –

Und der Wirth näherte sich achtungsvoll dem Schläfer, wagte aber nicht, ihn aufzurütteln, sondern rief ihn mehre Male:

– Herr, lieber Herr! –

Der Unbekannte blieb taub gegen dieses Anrufen. Ich konnte nicht mehr hoffen, Bamboche diesen Abend zu sehen zu bekommen, der gefürchtete Augenblick war da, ich mußte mit

dem Kutscher abrechnen. Wenn diese Schuld bezahlt war, was konnte mir dann noch übrig bleiben, wo sollte ich die Nacht zubringen?

Ich trat aus der Schenke.

Die Nacht war finster, feucht, kalt. Eine der Laternen des Fiakers war erloschen, die andere war nahe daran. Der Kutscher schlief auf dem Bock, die Straße war menschenleer.

Ein schändlicher Gedanke ging mir durch den Kopf – fort gehen, ohne den Mann zu bezahlen, und ihm als Unterpfand das Bisschen Leinenzeug und sonstige Effecten, die in dem Päckchen waren, dazulassen, aber ich unterlag dieser Versuchung nicht; um sobald als möglich um jeden Preis aus meiner Ungewißheit zu kommen, weckte ich den Kutscher nicht ohne Mühe auf.

– Ja, was ist? Ach Sie, Herr, – sagte er, indem er sich schüttelte, und in seinem dicken Kutschermantel zusammenschauderte, – es ist eine scharfe Kälte, die einem bis auf die Knochen geht – nun, wohin geht's jetzt? –

– Ich bleibe hier, – sagte ich zu ihm, – geben Sie mir mein Päckchen, und sagen Sie mir, was ich schuldig bin. –

Meine Angst war groß, indem ich diese letzten Worte aussprach. – Der Kutscher zog seine Uhr heraus, hielt sie an seine Laterne und sagte zu mir:

– Sie haben mich um halb Drei genommen, Herr, Mitternacht ist vorüber, das macht neun und eine halbe Stunde – lassen Sie uns zehn Stunden rechnen mit dem Trinkgeld – das macht fünfzehn Livres zehn Sous. Rechnen Sie sechzehn Livres, Herr, wenn Sie mit mir zufrieden sind. Ich will Ihnen Ihr Päckchen geben. –

Während der Kutscher mein Päckchen hervorholte, suchte ich in meiner Tasche, und zählte das wenige Geld, was ich noch übrig hatte. Es waren neun Francs und ein Paar Sous. Und da fing ich – es war feige, dumm und kindisch – zu weinen an.

– Da ist Ihr Päckchen, – sagte der Kutscher.

– Herr, – versetzte ich, indem ich ihm alles Geld, was ich hatte, in die Hand gab, – ich war noch niemals in Paris gewesen, ich glaubte darauf rechnen zu können, gleich bei meiner Ankunft eine Stelle bei einem Gönner antreten zu können – und dieser Gönner



ist gerade heute Morgen gestorben. Es blieb mir noch ein Jugendfreund – den habe ich den ganzen Tag vergeblich gesucht – ich hoffte ihn heute Abend hier zu finden – auch diese Hoffnung schlägt mir fehl. Als ich Ihren Wagen nahm, wußte ich nicht, wie viel er kosten würde, ich kann Ihnen nicht Alles bezahlen, was ich Ihnen schuldig bin – ich habe nur noch neun Francs und ein Paar Sous – da sind sie, durchsuchen Sie mich, wenn Sie wollen, ich habe keinen Heller weiter. –

– Das geht mich Nichts an, – rief der Kutscher erbost, – wenn man keinen Wagen bezahlen kann, geht man zu Fuß. –

– Sie haben Recht, lieber Herr, aber ich kannte die Einrichtungen in Paris nicht, ich rechnete darauf, sogleich zu meinem Gönner zu kommen und –

– Das ist mir Alles einerlei, ich verlange mein Geld, – antwortete der Kutscher, – das soll mir so nicht hingehen! –

– Nun wohl, behalten Sie auch das Päckchen – es ist Alles, was ich auf der Welt besitze, mir bleibt dann Nichts als die Kleider, die ich am Leibe trage. –

Meine Thränen, die ich zuerst mit großer Mühe bemeistert hatte, rannen auf's Neue, so sehr überwältigte mich Scham und Kummer.

– Was, Sie weinen, – sagte der Kutscher weniger barsch, – es ist also wahr, was Sie sagen? –

– Nur allzu wahr. –

– Was wollen Sie denn machen, wo wollen Sie die Nacht zubringen? –

– Ich weiß nicht, – sagte ich niedergeschlagen. Und seltsam! es fiel mir in dem Augenblick ein, daß ich viele Jahre vor her La Levrasse dieselbe Antwort gegeben hatte, als ich meinem Herrn, dem Limousin, entlaufen war.

Der Kutscher schien gerührt zu sein, er versetzte:

– Nun, mein junger Mann, weinen Sie nur nicht. Sehen Sie, ich kann meinen Tagesverdienst nicht einbüßen, ich muß mit meinem Herrn abrechnen – aber ohne einen Sou in der Tasche, sollen Sie mir nicht bleiben, noch auch in solcher Nacht ohne Obdach. Kommen Sie, hier gebe ich Ihnen zwanzig Sous und Ihr Päckchen wieder – dicht an der Barriere finden Sie ein Wirthshaus. Sie

erkennen es an der rothen Laterne, da können Sie für vier Sous ein Nachtlager bekommen. Da ist meine Nummer, – er gab mir eine kleine Karte, – wenn Sie mir eines Tages bezahlen können, was Sie mir schuldig bleiben, so thun Sie mir einen Gefallen; denn ich habe Frau und Kinder . . . . –

– O danke, lieber Herr, danke! – rief ich gerührt vor Freude.

– In diesem Augenblick machte der Wirth die Thür auf; er hatte den Mann, neben dem ich diesen Abend gesessen hatte, unter die Arme gefaßt, er schien jetzt in völlig betrunkenem Zustande zu sein.

– Ah, das paßt sich gut, – sagte der Wirth, indem er den Fiaker sah. – Sind Sie frei, Droschke? – fragte er den Kutscher.

– Ja, – sagte dieser.

– Nun, da ist ein Kunde, und ein vortrefflicher, – sagte der Wirth, indem er auf den Mann zeigte, den er unter die Arme gefaßt hatte; dann rief er diesem in's Ohr:

– Da ist ein Fiaker, Herr. –

– Gut, helfen Sie mir, – versetzte der Unbekannte.

Er ward nicht ohne Mühe in den Wagen geschoben.

Als er im Wagen war, sagte der Kutscher:

– Ihre Wohnung, Herr? –

– Am Eingange der elysäischen Felder finden Sie einen gelben Fiaker, bei dem halten Sie, – antwortete der Trunkene langsam mit der Klarheit des Bewußtseins, welches die Betrunkenen bisweilen trotz ihres gestörten Geistes für gewisse Dinge bewahren.

– Das für Deine Fahrt, – setzte er hinzu und ließ das kleine Geld, das von dem Goldstück, welches er gewechselt hatte, übrig geblieben war, zur Hälfte in die Hand des Kutschers, zur andern Hälfte auf die Straße fallen.

Der Kutscher suchte einige Augenblicke und rief dann fröhlich aus:

– Siebzehn Francs! das ist ein Handel, bei diesen Kunden braucht man nur die Taschen aufzuhalten. – Darauf mochte ihm aber ein Gewissenszweifel kommen, ob er ein solches Trinkgeld auch annehmen dürfe, und er sagte zu seinem gutmüthigen Kunden:

– Sie geben mir siebzehn Francs, Herr, wissen Sie das auch? siebzehn Francs! –

– Ja, behalte sie, die siebzehn Francs, der Weg ist weit, aber fahre nicht zu schnell, ich schlafe gern im Fiaker, und vergiß die Adresse nicht, ein gelber Fiaker am Eingange der elysäischen Felder, auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt ein Mann, bei dem Wagen halt still.<sup>7</sup>

– Wie Sie befehlen, – sagte der Kutscher und stieg vergnügt auf den Bock, während der Schenkwrith von innen seine Thür mittels großer eiserner Riegel verschloß. Der Kutscher peitschte seine Pferde und sagte zu mir, indem er fortrollte:

– Nun, sehen Sie, junger Mann, Paris ist die Stadt der guten Herzen. –

Und der Wagen verschwand bald im Dunkel.

---

Einen kurzen Augenblick stiegen in mir bittere, gehässige, aufrührerische Gedanken gegen die menschliche Gesellschaft auf, indem ich an diesen Mann dachte, der wohl sehr reich sein mußte, da er auf diese Weise um einer schmachvollen, erniedrigenden Laune willen unbekümmert eine Summe vergeudete, von der ich zwanzig Tage hätte leben können, und die hier noch dazu hin gereicht hätte, meine Rückreise zu Claudius Gérard zu bestreiten und diese ungeheure Stadt zu verlassen, in der ich mir wie verloren vorkam. Soll das immer so bleiben? sagte ich zu mir selbst verzweifelnd. Sollen die Einen so viel überflüssige Güter haben, daß Langeweile und Uebersättigung sie in die häßlichste Verderbtheit stürzen, und die Andern solchen Entbehrungen, solchem Elend unterworfen sein, daß sie in ihrer Verzweiflung oft nur zwischen Schande und Tod die Wahl haben?

Aber bald fiel es mir ein, wie vergeblich es sei, gegen das unabänderliche Schicksal zu murren, und ich rief mir die Lehren des Claudius Gérard in's Gedächtniß zurück. – Hier ist der Ort, sie in Ausübung zu bringen, – sagte ich zu mir selbst, – *Entsagung, Muth, Arbeitsamkeit und Achtung vor mir selber* – diese sollen mich aufrecht erhalten – und mit den guten Entschlüssen, welche sie mir einflößen, möge sich der Einfluß der Erinnerung an

Regina verbinden, deren heiligen Namen mir so eben ein trauriger Zufall in's Gedächtniß zurück gerufen hat. –

O, Du strahlender und reiner Stern, zu dem ich aus den kothigsten Lachen des Lebens immer den Blick erheben muß!

---

Ich konnte nicht länger an der Thür der Schenke stehen bleiben; die Straße war menschenleer, geschmolzener Schnee, der in den dicken Nebel fiel, durchdrang meine Kleider und durchnäßte mich bis auf die Knochen; der Kutscher hatte mir gesagt, ich würde kurz vorher, ehe ich an die Barriere käme, das Haus finden, wo man für vier Sous ein Nachtlager bekommen könnte. Ich ging die Straße bei dem schwankenden Lichte der Laternen hinab, die sich durch den Nebel in blassen Streifen auf der kothigen Chaussée abspiegelten.

Ich war ungefähr zehn Minuten gegangen, als ich auf einen Lumpensammler traf, der mit der Kiepe auf dem Nacken und der Laterne und dem Haken in der Hand die Schmutzhaufen, welche an den Ecksteinen aufgehäuft waren, durchsuchte. Da ich mich zu verirren fürchtete, fragte ich ihn, ob er hier in der Nähe einen Ort wüßte, wo man Nachtquartier fände.

– Die zweite Straße links, dann die erste rechts. Sie wer den die rothe Laterne sehen, – antwortete mir der Mann, ohne mich anzusehen und seine Arbeit zu unterbrechen.

Nach zehn Minuten befand ich mich in einer engen Straße, einem Hause von schlechtem Ansehen gegenüber; man kam zu der Thür auf einer Treppe, die ein Paar Stufen von der Straße hinaufführte. Die Thür war offen; ich that einige Schritte und stand bei dem wüthenden Bellen eines großen Hundes still. Beinahe in demselben Augenblick erschien ein untersetzter Mann mit einem zweideutigen Gesicht, der einen gewaltigen Stock unter dem Arme hielt und die Flamme des Lichtes mit der Hand gegen den Luftzug schützte, und fragte barsch, was ich wollte. – Die Nacht in dem Hause zubringen, Herr. –

– Ihr Paß? –

– Da ist er, Herr. –

– Vier Sous – und vorausbezahlt, – sagte der Mann zu mir, nachdem er auf meinen Paß einen ziemlich gleichgültigen Blick

geworfen.

– Ich gab vier Sous. Der Mann ging mir voran, schritt über einen kleinen, schmutzigen Hof und öffnete mir die Thür von einer Art Keller, der durch eine qualmende Lampe erleuchtet wurde. Ich erstickte fast von dem Gestank, den dieser enge Raum aushauchte, es standen in demselben sieben bis acht Betten; in dem einen lagen Weiber, in den anderen Männer, aber in jedem Bette lagen zwei Personen; nur eins war vollkommen leer, der Wirth wies es mir an, und sagte:

– Da man hier Betttücher bekommt, so ist's verboten mit den Schuhen zu Bette zu gehen, weil das Löcher in's Leinenzeug macht, und man damit seinem Schlafgenossen die Beine zerkratzt. –

– Gut, Herr, – sagte ich zu ihm.

– *Und ich stehe für Nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird,* – sagte der Mann im Fort gehen, ohne daß ich zu meinem Unglück auf die Worte Gewicht legte.

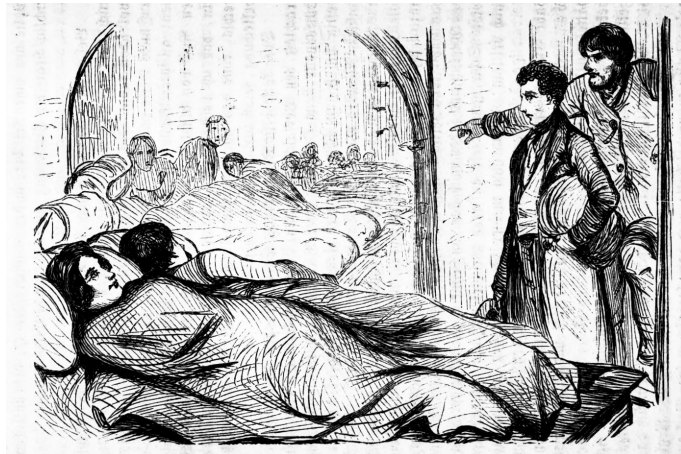
Das Bette bestand aus einem Strohsack, der auf drei Brettern lag, die sechs Zoll über dem Boden auf kleinen Böcken ruhten; eine wollene Decke mit großen Löchern und Betttücher, die von Schmutz ganz schwarz waren, bedeckten das Strohlager.

Die Mauern waren ohne Tapeten und schwitzten Feuchtigkeit aus; der Boden war bloß festgeschlagene Erde.

Ich warf einen Blick auf die übrigen Bewohner dieser Stube: es setzte mich fast in Furcht, als ich sah, daß die meisten von ihnen mit weit offenen Augen dalagen; aber die Leute blieben unbeweglich und sahen mich starr an, ohne ein Wort zu wechseln; dieses Schweigen, diese auf mich gerichteten Blicke beunruhigten mich seltsam; die meisten meiner Stubengenossen schienen mir verdächtige Gesichter zu haben; es waren unter den Daliegenden auch drei Frauenzimmer, von denen zwei ziemlich jung waren; aber ihre Gesichter waren hager und verlebt und hatten einen abschreckenden Ausdruck.

Es wollte sich in mir vor Ekel Alles umkehren, aber ich fühlte mich ganz erschöpft von aller der Anstrengung, ich legte unter mein Kopfkissen mein kleines Päckchen, in welchem sich das kostbare Taschenbuch befand, das ich aus dem Grabe von

Regina's Mutter entwendet hatte, und dann legte ich meinen Rock auf die Decke, um wärmer zu werden; denn ich zitterte an allen Gliedern.



Lange suchte ich vergebens einzuschlafen und im Schummer ein augenblickliches Vergessen meiner Lage zu erlangen; ich fühlte nur eine Art fieberhafter, aufgeregter Schlaftrunkenheit, endlich siegte die Ermüdung, und ich sank in tiefen Schlaf.

---

Bei meinem Erwachen war es schon ganz hell; ich richtete mich auf; ich war allein, meine andern Stubengenossen hatten wohl schon lange ihre Betten verlassen. Ich richtete die Blicke auf mein Bett und suchte meine Kleider – sie waren verschwunden; an ihrer Stelle sah ich eine schlechte Hose und einen schlechten Rock von bläulicher Leinwand; zuerst fiel es mir gar nicht ein, daß ich bestohlen sein könnte; ich suchte naiv an der Erde, rechts, links vor meinem Bette, ich fand Nichts, meine Fußbekleidung, selbst mein Hut war fort.

Eben so sehr in Verzweiflung wie aufgebracht, denn ich betrachtete den Verkauf dieser ganz neuen Kleider als eine letzte Hilfsquelle – rief ich mit lauter Stimme den Wirth; ich schlug heftig an die Mauer, an die mein Bett mit dem Kopfende anstieß, Niemand kam.

Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet, und Alles still blieb, war ich genöthigt, die Lumpen, die man mir dagelassen, anzuziehen und barfuß fortzugehen, indem ich mein Päckchen trug, das mir glücklicherweise als Kopfkissen gedient hatte; ich fand den Wirth in einer Stube rechts von dem kleinen Hofe; er

rauchte seine Pfeife, indem er dazu einen Krug Wein trank; ich beklagte mich bei ihm unwillig über den Diebstahl, dessen Opfer ich war.

– Das geht mich Nichts an, – sagte der Mann, – ich habe Euch gestern gesagt: *ich stehe für Nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird*; Ihr hättet mir Eure Kleider geben sollen, da hättet Ihr sie wieder bekommen; ich habe heut Morgen Einen herausgehen sehen, der gekleidet war wie Ihr gestern – ich glaubte, Ihr wärt's – was hilft's? Hättet nur Ein Auge zuthun sollen.

–

Und da ich die Stimme erhob und auf meinem Rechte bestand, sagte der Mann auf rohe Weise zu mir: – Herr, ich soll Euch wohl hinauswerfen? Ich stehe meinen Mann, wie Ihr seht, – setzte er hinzu, indem er seinen unter setzten Wuchs und seine muskulösen Arme zeigte.

– Ich auch, – sagte ich erbittert, – ich will Euch schon die Wage halten, ich gehe nicht fort, bis Ihr mir meine Kleider wiederbeschafft oder ersetzt habt, die Wache wird kommen, meinerwegen, dann werden wir uns über die Sache erklären, ich setze dabei Nichts auf's Spiel. –

– Da haben wir's, – antwortete mir der Wirth, – kommt, statt uns zu schlagen, laßt uns auf's Polizeibureau gehen, da werden wir sehen, das fehlte noch! Für vier elende Sous, die ich bekomme, soll ich es darauf ankommen lassen, für Kleider vom Werth von fünfzig bis sechzig Francs einzustehen. Kommt, auf's Polizeibureau. –

Die sichere Ruhe dieses Mannes, seine Bekräftigung, die mir, ich muß es gestehen, von Gewicht zu sein schien, besonders da ich mich seiner gestrigen Worte erinnerte: *ich stehe für Nichts ein, als was mir zur Bewahrung übergeben wird*, die fernere ebenfalls unabweisbare Betrachtung, daß selbst im Falle, daß der Wirth verurtheilt würde, mich für meine gestohlenen Kleider schadlos zu halten, dieser Ersatz mir erst zuerkannt werden würde, nachdem ein förmlicher Proceß ab geurtheilt worden, und wie viel Tage, ja Wochen konnten vergehen, ehe es dahin kam, endlich der Gedanke, daß dieser Mann mir vermöge seiner jedenfalls häufigen Verbindung mit ebenso unglücklichen Menschen wie ich, werde nützlich sein können, brachten mich von meiner Wuth

zurück, und ich sagte zu ihm mit bitterer Resignation:

– Gut, Herr, ich bin bei Ihnen beraubt worden, aber Sie sind für Nichts verantwortlich, ich meine das auch nicht. Ich will darein willigen, Ihnen einen doch immer unangenehmen Scandal zu ersparen, und die Klage nicht anbringen, aber unter Einer Bedingung – –

– An dem Scandal ist mir Nichts gelegen, ich bin in meinem Rechte, aber sagt mir immerhin die Bedingung. Ich setze mich an Eure Stelle; es ist allerdings ein Bisschen arg, sich im Umsehen ausgezogen zu sehen, wie bei einer Umkleidung auf dem Theater. Aber ich habe es Euch gesagt, Ihr hättet die Kleider unter den Kopf legen oder Euch angekleidet niederlegen sollen, das ist eine allgemeine Regel, wenn man die Schlafgenossenschaft nicht kennt. –

– Diese Rathschläge kommen zu spät, Herr, ich bitte Sie um andere. Ich habe Muth und guten Willen, ich kann lesen, schreiben und rechnen, kenne das Französische gut, weiß ein Bisschen Geschichte und Geographie und habe ein Handwerk gelernt, ich bin ein ziemlich guter Zimmergeselle. Sie müssen oft Leute in meiner Lage antreffen, was muß ich machen, um in Paris meinen Lebensunterhalt ehrlich zu erwerben? –

– Alle Teufel! Lebensunterhalt ehrlich erwerben? und das im Winter? Dir steht der Sinn nicht niedrig, Junge. Du meinst, man findet die Arbeit nur so auf der Straße. Erstlich ist's im Winter mit der Zimmerei Nichts, da wird gefeiert – also von der Seite wird Nichts gereicht, und was Euer Lesen, Schreiben und Rechnen anbetrifft, da gibt es Hunderte und Tausende, die es so gut können wie Ihr, und dabei vor Hunger umkommen. –

– Was soll ich denn also machen? Sie, Herr, kennen Paris und sein Elend, um Gotteswillen, rathen Sie mir, ich kenne in dieser Stadt keinen Menschen, und bin erst gestern angekommen. –

– Da haben wir's, – sagte der Wirth mit Achselzucken, – wie so viel dumme Wachteln, um in Paris ein Glück zu machen, nicht wahr? –

– Was auch der Grund sein mag, Herr, der mich hierher gebracht hat, ziehen Sie meine Lage in Betracht: ich bin jung, stark, an Mühseligkeiten und Arbeit gewöhnt, ich bin guten Muths,



ich verlange Nichts als mir meinen Unterhalt zu er werben. –

– Nun ja, ich versteh' ja wohl, es gibt Tausende, die auch nichts Anderes verlangen, und die es nicht finden. Indessen könnt Ihr versuchen an den Hafen zu gehen, vielleicht findet Ihr einige Sous zu verdienen, indem Ihr helft, Schiffe auszuladen, aber wohlverstanden, Ihr müßt die Fäuste gebrauchen und tüchtig, die Alten lassen Euch nicht in Ihr Stück Brot beißen, ohne daß es Puffe setzt. Ich oder Du heißt es, nur den Kopf gewahrt! –

– Und einen andern Ausweg gibt es nicht? –

– Ihr könnt auch wohl an den Ausgängen der Theater die Fiaker aufmachen, aber auch da kommt es auf die Fäuste an; denn auch dabei gibt es Alte, und dann seht Ihr, alle solche Geschäfte sind immer besetzt mit Schurken, entlassenen Sträflingen oder anderm schlechten Volk, und für einen jungen Mann, der auf dem geraden Wege bleiben will, kann das einen schlechten Ausgang nehmen.

–

– Das glaube ich nicht, man kann überall ein ehrlicher Mann sein. Danke Ihnen wenigstens für Ihre Rathschläge, Herr: Sie werden mir sagen, wo der Hafen ist, ich werde damit den Anfang machen. –

Trotz seiner Rohheit und der Verhärtung, die in ihm ohne Zweifel durch den unablässigen Anblick von so viel widerlichem Elend hervorgerufen war, schien dieser Mann doch von meiner Lage gerührt zu sein, er wünschte mir auf seine Weise nützlich zu werden und versetzte, nachdem er einen Augenblick geschwiegen:

– Kommt, Ihr scheint mir ein ehrlicher Kerl und ein guter Junge zu sein, wir wollen unsere Sachen in Ordnung zu bringen suchen, was bleibt Euch jetzt noch übrig – an Baarem? –

– Sechzehn Sous – und dann das Päckchen, das drei Hemden, zwei Tücher und eine Arbeitsjacke enthält. –

– Das ist Alles? –

– Das ist Alles. –

– Wenn Eure Hemden und Tücher nicht ganz werthlos sind, so will ich sie Euch eintauschen gegen ein gutes Paar Schuhe und eine griechische Mütze, die noch sehr gut zu tragen ist; damit habt Ihr eine Fußbekleidung und Kopfbedeckung – die Hose geht

allenfalls, die Jacke zieht nur unter die Blouse, so friert Euch weniger. Also gekleidet seid Ihr. Was nun aber den Broterwerb am Hafen oder am Theateringang anbetrifft – meinetwegen, aber so hartköpfig Ihr sein mögt, so werden keine vierzehn Tage vergehen, so seid Ihr ein Spitzbube – ohne Euch zu beleidigen sei's gesagt, und das ist noch der beste Fall; der schlimmere ist, daß Ihr einen oder zwei Tage lang auch nicht einen Sou zu verdienen findet – dann quält Euch am dritten der Hunger verdammt – das kann Euch Nichts helfen. Ich will Euch sagen, was Euch helfen kann. Geht hinein nach Paris, stellt Euch vor dem ersten schönen Laden hin, den Ihr antrefft, rafft eine Austerschale auf und werft eine Glasscheibe ein. – Warte doch, Junge, es ist mein voller Ernst, was ich da sage. Oder wollt Ihr lieber dem ersten Stadtsergeanten, der Euch begegnet, einen Fußtritt in den Bauch geben? Das geht auch – das ist doch nicht entehrend, nicht wahr? – aber das Gute an der Sache ist dies: Macht einen solchen Streich, so werdet Ihr festgenommen und eingesperrt, und Ihr habt wenigstens für zwei bis drei Monate ein gutes Gefängniß, gut geheizt – ein gutes Lager, seid gut genährt – auf diese Weise kommt das Ende des Winters herbei, und wenn das schöne Wetter eintritt, könnt Ihr sehen, dann geht die Zimmerarbeit wieder an, und Ihr findet Arbeit. Außerdem ist's auch im Sommer nicht so schwer durchzukommen – im schlimmsten Falle steht Ihr auf demselben Punkte wie jetzt, habt aber doch unterdeß drei bis vier Monate gelebt. Und, hol mich der Teufel! das will was sagen! Ich spreche zu Dir, wie ich zu meinem Sohn sprechen würde, Junge. – Ihr meint, ich spaße, aber nach acht Tagen Pariser Leben werdet Ihr sehen, daß ich Recht habe, und es bereuen, mir nicht gefolgt zu sein. –

– Es mag wohl etwas Wahres an Dem sein, was Sie mir sagen, Herr – obgleich es sehr traurig ist, es sich auch nur vor zustellen – dennoch will ich versuchen, Arbeit zu finden; denn vor dem Gefängniß schaudert mir. Ich nehme Ihr Anerbieten wegen der Kleider an; denn ich kann nicht mit bloßem Kopf und bloßen Füßen gehen; können Sie mir jetzt Schreibmaterialien geben? –

– Da steht mein Tisch, da ist mein Geschäftsbuch, und einen Bogen Papier will ich Euch schenken. Unterdessen will ich Euer Päckchen untersuchen, und steht mir das an, so will ich die

Schuhe und die Mütze holen. –

Ich schrieb mit wenig Worten dem Claudius Gérard meine traurige Lage und bat ihn, mir mit umgehender Post Paris poste restante zu antworten. Diese eilige Herzenerleichterung nach alle dem Kummer, allen den getäuschten Hoffnungen gewährte mir einigen Trost; ich siegelte gerade meinen Brief, als mein Wirth mit einem erträglichen Paar Schuhen und einer einstmals rothen griechischen Mütze hereintrat; ich zog die Jacke an und die Blouse darüber, steckte mein Taschenbuch und die wenigen Sous, die mir noch übrig blieben, in die Tasche, und nahm von dem Wirth Abschied, der noch einmal zu mir sagte:

– Glaube mir, Junge, renne den ersten besten Stadtsergeanten an oder stoße das erste beste Ladenfenster ein, das Du antriffst, und Du hast für den Winter sicheres Obdach. –

Ich verließ diesen seltsamen Mentor mit dem Tod im Herzen; einer letzten, unbestimmten Hoffnung Raum gebend, wollte ich noch einmal in's Fuchsgäßchen gehen; vielleicht konnte ich heute glücklicher sein, als Tags zuvor, und Bamboche antreffen.

Indem ich nach der Barriere fragte, ward es mir leicht das Gäßchen wiederzufinden. Ich war kaum auf dem kleinen Stück Feld angelangt, welches dieses Gäßchen ohne Ausgang von den Häusern der Vorstadt trennte, als ich eine Menge Menschen zusammenstehen sah, und weiterhin erglänzten über den Häuptern der Menge Soldatenbajonette. Ich trat näher hinzu und fragte.

– Es ist ein Nest Schleichhändler, das in Nr. 1 des Gäßchens – Bamboche's Haus – ausgenommen worden ist, – war die Antwort, – aber die Polizei ist zu spät gekommen, es sind Waaren und andere verdächtige Gegenstände gefunden worden, aber die Schleichhändler hatten sich davon gemacht; man sagt, sie hätten gestern Wind von der Sache bekommen, und jetzt werden sie schon weit von hier sein. –

Jetzt konnte ich mir die Erscheinung des Muldensterzes am vorigen Abend in der Schenke zu den drei Tonnen erklären, so wie auch sein angstvolles Aussehen; er wollte ohne Zweifel Bamboche warnen, nicht in dieses Haus zurückzukehren.

Bamboche, der bei diesem gefährlichen Handel betheilt war,

mußte demzufolge Paris sogleich verlassen haben oder sich dort versteckt halten. Es war also für mich alle Hoffnung verschwunden, ihn anzutreffen.

Ich fügte mich drein – ich sträubte mich nicht mehr, die Lage, in der ich mich befand, als das Einzige zu betrachten, worauf ich zunächst angewiesen war.

So vergingen mein erster Tag und meine erste Nacht in Paris.



## Anmerkungen

- [1] Ich habe später diesen Ort, der mir aus so vielen Gründen unvergeßlich sein mußte, wieder besucht und dann auch erfahren, daß diese kleine Insel, welche an der linken Seite der sogenannten *Wüste*, einer weiten, un bebauten und felsigen Hochebene, welche die Wälder von Ermenonville und Chantilly trennt, liegt, die Insel *Molton* heiße. Das Mauerwerk war zu dieser Zeit gänzlich zerstört-
- [2] Obgleich in dieser Schilderung der Stellung eines Dorfschullehrers, des einzigen Werkzeuges der Volkserziehung, das Widerwärtige und das Lächerliche einander den Rang ablaufen, so hüte man sich doch ja, hier eine Uebertreibung oder auch nur eine Ausnahme von der Regel zu vermuthen. Wir lesen in einem vortrefflichen Buche, welches officiell und folglich sehr gemäßigt, aber von den vortrefflichsten Gesichtspunkten aus geschrieben ist.

Wir müssen den Satz aufstellen, daß der Schullehrer in den Gemein den häufig *auf demselben Fuß wie ein Bettler behandelt wird* (212), daß, wenn es auf seinen Rang in Bezug mit dem Dorfhirten an kommt, *der letztere den Vortritt hat* (213), daß die Maire, wenn sie dem Lehrer eine Gunst erweisen wollen, *ihn in der Küche essen lassen* (214), und ferner: beständig gedrängt von der Nothwendigkeit, die ungeheure Summe von 200 Francs, welche sie dem Lehrer geben müssen, wieder einzubringen, haben viele Municipalräthe wenigstens mit diesem Amte eine Masse von verschiedenartigen Geschäften verbinden wollen, welche allein hinreichend wären, seine ganze Zeit in Anspruch zu nehmen.

*Er muß Todtengräber und öffentlicher Ausrufer sein, den öffentlichen Waschplatz rein halten, die Dorf fuhr auf ziehen, zugleich Cantor und Kirchendiener sein, die Hostien bezahlen, das Altartuch bleichen und die Besen anschaffen* (234).

Die folgenden Anmerkungen, auf welche der Verfasser des Buches, welches wir anführen, hinweist, sind aus den Berichten der 490 Inspectoren, die mit der Untersuchung der Schulen in Frankreich beauftragt worden, gezogen.

(212) „Was die Lehrer anbetrifft, so findet man sie arm, schlecht gekleidet, und beim Unterricht erscheinen sie in Holzschuhen ohne Strümpfe, ohne Weste und ohne Halstuch. Trotz der traurigen Vorstellung, die ich mir von dem Unterricht in diesen Gegenden gebildet hatte, war ich weit davon entfernt zu denken, daß die Lehrer in einem so ganz elenden Zustande

wären. Sie ziehen von jedem Schüler mit großer Mühe monatlich 30, 40 und bisweilen nur 25 Centimen; dabei sind sie verheirathet und mit Kindern beladen, was soll nun aus ihnen werden? (214) Aber da er aus seiner Stellung als Lehrer jährlich 00 Francs zieht, so *dient B. bei einem Pächter als Knecht* (234). In dem Marktflecken sind alle Geschäfte des Schulmeisters festgestellt. *Er ist Cantor, Sacristan, Todtengräber, dient dem Herrn Maire unentgeltlich als Schreiber und ist Bedienter des Herrn Pfarrers.* (214) Zu Saint-Antoine war der Schullehrer, *Rathhausdiener, Glöckner und Todtengräber* nicht zugegen.

Wir werden Gelegenheit haben, dieses vortreffliche Buch, welches den Titel trägt, öfter anzuführen:

Tableau de l'instruction primaire en France d'après des documents authentiques, d'après les rapports adressés au ministre de l'instruction publique par les quatre-vingt-dix inspecteurs chargés de visiter toutes les écoles de France, par M. Lorrain, professeur de rhétorique au collège Louis-le-Grand. Paris, Hachette.

[3] In der vortrefflichen officiellen Schrift, die wir bereits angeführt haben, beklagt sich Herr Lorraine über einen gewissen umsichtsvollen, systematischen Widerstand gegen die Fortschritte in der Volkserziehung und drückt sich folgendermaßen aus:

– *Aber häufig hört man gerade von Leuten, die der Regierung von Herzen ergeben sind, Einwürfe gegen das Gesetz.* Bald nehmen sie dieselben aus den Interessen des Ackerbaues her. *Wenn alle Kinder im Dorfe schreiben und lesen können, wo sollen wir dann Arme her nehmen?* – Wir brauchen *Weinbergarbeiter* und keine *Journalleser*, sagte ein Grundbesitzer in der Landschaft Medoc. *Statt daß sie ihre Zeit in der Schule verlieren, mögen sie einen Graben aufwerfen*, sagte ein Bürger in Gers. In andern Fällen bringt eine thörichte Selbstliebe die etwas wohl habenden Pächter gegen den Gedanken auf, daß ihre Kinder neben denen der Armen auf einer Bank sitzen sollen. Lesen, Schreiben und Rechnen, das ist bei ihnen ein Zeichen der Wohlhabenheit, so wie auf einem Klepper zu Markte reiten zu können, während der Bedürftige zu Fuße nebenan geht, so wie bei der Messe seinen eigenen Kirchenstuhl zu haben, statt auf dem Allen gemeinsamen Estrich niederzuknieen.

Hierauf folgen Anmerkungen, die aus den Berichten der Generalinspectoren gezogen sind.

– Noch eine andere Ursache steht der Ausbreitung des Volksunterrichts entgegen: *es ist der Einfluß, den in manchen Landschaften gewisse Personen, die sich durch ihr Vermögen auszeichnen, ausüben; diese Personen behaupten, es sei unnöthig, die Bauern, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen sollen, lesen zu lehren.* (Ardennes Bezirk von Mezieres S. 185.) Die wohlhabenden Landeigenthümer sagen, sie würden sich wohl hüten, die Kinder der Armen in ihrer Gemeinde unterrichten zu

lassen. *Käme es dahin, so fände man keinen Menschen mehr, um das Land zu bauen.* – (Gironde S. 185.)

– *Unglücklicherweise hat die Gewalt der Umstände an der s entschieden; die Gewissenhaftigkeit der Regierung ist durch unbedachtsame Unruhestifter übertölpelt worden, und so haben wir uns genöthigt gesehen, uns in die Errichtung von Volksschulen zu fügen.* –

– *Wir wollen nicht, sagen die Landeigenthümer, daß die Kinder der Armen Unterricht genießen, der Anbau unserer Ländereien würde darunter leiden, die Kinder würden Handwerke lernen.* (Gers.)

(Dordogne.) – Die Einwohner, welche einer höhern Classe angehören, sind im Durchschnitt der Ausbildung des Volksunterrichts nicht geneigt; denn sie sind überzeugt, daß ein Bauer, der einen gewissen Grad von Bildung überschreitet, ein unnützer Kerl wird. (S. 185.)

(Drome.) – Die reichen Familien sind weit entfernt, den Volksunterricht befördern zu wollen, und versichern laut, *daß es sie mit Furcht erfüllt, wenn sie die Bildung unter den bedürftigen Kindern Fortschritte machen sehen.* (S. 187.)

(Cher.) – Viele Landeigenthümer, die der bestehenden Regierung durch aus nicht feind sind, aber die vor Allem *Freunde der Ordnung und des Friedens zu sein behaupten, können es nicht ohne Besorgniß ansehen, wie in einer Zeit, wo die Zeitungen überhand nehmen, der Volksunterricht ausgebreitet wird;* sie fürchten sich vor den *Dorfadvocaten*, wie sie es nennen. Diese Landeigenthümer sehen nicht ein, – setzt der Inspector in seinem Berichte sehr verständig hinzu, – daß die *Dorfadvocaten* ihren verderblichen Einfluß nur dem Umstande verdanken, daß sie auf die Fertigkeit des Lesens und Schreibens privilegiert sind, und daß, wenn diese Hilfsmittel Allen zugänglich wären, sie nicht mehr einigen Wenigen der Ueberzahl gegenüber zum Vortheil gereichen könnten. (S. 188.)

(Charante.) – Es ist nur allzu wahr, *daß die wohlhabenden Landeigenthümer, denen es an Erziehung fehlt, es nicht gern sehen würden, wenn die Kinder der Armen wie die ihrigen Unterricht erhielten.* –

[4] Diese traurigen Schilderungen der Anstalten zur Erziehung der untern Volksclassen auf dem Lande bleiben, weit davon entfernt, übertrieben zu sein, hinter der empörenden Wirklichkeit noch weit zurück. Wir fahren in unseren Anführungen aus der officiellen Ausarbeitung des Herrn Lorrain fort. Es steht hier S. 5, 6 und 156 Folgendes zu lesen:

– Dieser Unterricht wird fast immer in unreinlichen Viehställen ertheilt, wo man häufig eine unreine Luft athmet. –

– Im Allgemeinen sind die Schullocale eng und ungesund; ich habe die Kinder in einem Stalle neben den Pferden zum Behufe des Unterrichts versammelt gesehen. –

– Oft wird die Schule in Ställen, feuchten Scheunen, tiefliegenden Localen oder Kellern, in die man nur gebückt eintreten kann, gehalten, oder in einem Raum von unglaublicher Kleinheit – wovon wir ein Beispiel geben wollen: – Die Schule von P. hat nur *zwölf* Quadratfuß; in diesem Raume sind mitten im Winter *achtzig* Schüler vereinigt, wobei dieser Haufe Kinder keinen andern Zutritt der freien Luft genießt, als ein Fenster von der Größe einer Scheibe. Wie viel schädlicher noch muß dieser Mangel an freier Luft diesen jungen Landbewohnern sein, die von dem freien Felde her in *diese ersticken den Gefängnisse* geschleppt sind, in diese *engen, ungesunden, stinkenden Kloaken*, in die kaum ein Lichtstrahl eindringt, und in denen die bloßen Füße der Kinder auf einem feuchten Estrich ohne Fliesen oder Steinpflaster ruhen. –

– Ich stütze mich auf die einstimmigen Berichte einer großen Anzahl von Inspectoren, welche *kein Bedenken tragen in diesen Herden der Ansteckung die Ursache einer Menge von schweren, epidemischen, bis weil e n jährlich wiederkehren den Krankheiten zu sehen, welche die Schuljugend heimsuchen.* –

– Ein Mißbrauch, den wir auf dem Lande beobachtet haben, ist der Mangel an allen zur Gesundheit dienenden Veranstaltungen zur Erneuerung der Luft mittels Fenster, die geöffnet werden können, oder Ventilatoren; daher hat es uns nicht in Verwunderung gesetzt, *wenn nach vierzehn Tagen die Mehrzahl der Kinder krank wird und die Schule verläßt.* (Meuse.)

– Die Schulstube ist sehr ungesund; ich habe die Einsicht gewonnen, *daß es gefährlich sein würde, sie zu bewohnen; der Lehrer hat mir erklärt, die Kinder seien häufig krank.* – (Haute Marne.)

– Das Schullocaal ist beinahe überall ungesund, schlecht gelüftet, ungenügend erhellt, und ich bin überzeugt, daß drei Viertheile der Krankheitsfälle, die unter den Kindern vorkommen, *sich aus ihrem Aufenthalt in diesen ungesunden Classen her leiten lassen*; in vielen dieser Locale findet man Stoffe, unter denen man oftmals giftiges Gewürm antreffen dürfte. – (Calvados.)

– Man findet hier bei den Kindern allgemein eine bleiche Gesichtsfarbe, niedergeschlagene Gesichter, eine gewisse Mattigkeit in allen Bewegungen; *die Aeltern nehmen, durch die traurige Erfahrung belehrt, ihre Kinder mehr und mehr aus der Schule.* – (Vaucluse.)

– Die Gemeindeschule ist so klein, so ungesund, *daß in jedem Winter eine Epidemie ausbricht, die eine große Anzahl der Kinder, die die Schule besuchen, wegrafft.* – (Somme.) Und weiter S. 61.

– Wir müssen also behaupten, daß der Lehrer in der Gemeinde häufig auf demselben Fuß mit einem *Bettler* behandelt wurde, daß die Maires, wenn



sie dem Lehrer eine Gunst erweisen wollten, ihn *mit dem Gesinde speisen ließen*, daß an vielen Orten die Lehrer keine baare Besoldung bekommen, sondern die Familien das *Schlechteste, was sie geerntet, bei Seite legen, um es dem Lehrer zu geben*, wenn er mit dem Bettelsack auf dem Rücken an den Thüren herumgeht. – Wir dürfen behaupten, daß der Lehrer keineswegs immer willkommen war, wenn er in einer Haushaltung sein kleines Deputat an Kartoffeln forderte; denn er *beeinträchtigte ja die Schweine!*

– Hierauf kommen zum Belege Auszüge aus den Berichten der Generalinspectoren:

– Es ist zu bemerken, daß in den ersten vier Gemeinden dieses Districts von einer Geldentschädigung keine Rede ist; *die Lehrer leben von Dem, was ihnen die Aeltern nach jeder Ernte um Gottes willen geben.* –

– Die Lehrer müssen sich mit einer Art von Sammlung begnügen, die sie bei dem Einen und Andern anstellen. Also in der Zeit der Weinlese z. B. nimmt der Herr Lehrer irgend ein Gefäß in die Hand und bittet von Thür zu Thür um etwas Wein, der ihm häufig sehr ungern gegeben wird. (Seine-et-Oise - Etampes). An mehreren Orten ist eine Weise der Besoldung des Lehrers eingeführt, die für ihn etwas Erniedrigendes hat, indem sie ihn gewissermaßen mit Dem auf Eine Stufe stellt, der um die Belohnung seiner Mühe zu erhalten, die Hand ausstreckt – und was für eine Belohnung! – getrocknete Erbsen!! –.

[5] Wir werden Gelegenheit finden, auf diesen bewundernswürdigen Gedanken Galin's zurückzukommen, der einem vortrefflichen Einfalle Rousseau's eine so ausgezeichnete Ausführung hat angedeihen lassen und aus der Vocalmusik eine einfache und Jedermann zugängliche Wissenschaft gemacht hat – eine Wissenschaft, welche Herr L. D. Emile Chevé und Herr Aimé Paros, zwei der eifrigsten Schüler Galin's, eben so glänzend und glücklich, wie uneigennützig populär gemacht haben, welche täglich mittels derselben fast unglaubliche Ergebnisse erzielen.

[6] Wir wiederholen es, wir übertreiben Nichts. Folgende Anführungen aus der officiellen Schrift des Herrn Lorrain, die die letzten der Art sein mögen, werden den Beweis liefern, in was für Hände die berechnete Unbekümmertheit der Machthabenden die Volkserziehung häufig hat fallen lassen.

– *Aude, Bezirk Carcassonne.* Ein gewisser O . . . . gibt Unterricht ohne Ermächtigung; er führt einen anstößigen Lebenswandel; man behauptet, er *komme aus dem Bagno.* – *Nicore, Bezirk Chateau-Chinou.* Ich habe in diesem Bezirk nur einen *freigelassenen Galeerensklaven* gefunden, der ohne Ermächtigung Unterricht gab. – *Gers, Bezirk Letoure.* Keine andere Schule, als die des N., eines übelberüchtigten Menschen, der *wegen Wuchers* verurtheilt worden und *ein Wenig trinkt.* – *Gers, Bezirk Mirande.* Der Lehrer steht in schlechtem Rufe; man wirft ihm vor, daß er *Wucher treibe.* – *Puy de Dôme, Bezirk Thiers.* Es ist dringend nothwendig, die

Lehrerstelle anderweitig zu besetzen; der Mann, welcher sie gegenwärtig bekleidet, hat häufig epileptische Zufälle. – *Basses Pyrenées*. Der Lehrer ist *epileptisch*. – *Hirault, Bezirk Saint-Pons*. Während der schönen Jahreszeit, wo ihre Schule leer ist, vermieten sich mehre Schulmeister als Knecht oder Schäfer. – *Aude*, der Lehrer ist *Gewürzkrämer*. Es sind keine andern Lehrer da, als die *Herren M. und O.*, die vor und nach den Unterrichtsstunden das *Barbiergeschäft* betreiben. – *Eure, Bezirk von Vernon*. Ich habe unter diesen schlechten Lehrern einen *Schneider*, einen *Barbier* und einen *Wagenfabrikanten* angetroffen. – *Aude, Bezirk Limour*. Der Lehrer, der sehr alt und gebrechlich ist, ist mit *erblicher Taubheit* belastet. – *Eure und Loire*. O . . . ., Schulmeister, früher *Stallknecht*, genießt bei den Aeltern kein Zutrauen. – *Meurthe*. Der Lehrer in Tramont-Lassier ist taub. – *Saone und Loire*. Es ist schmerzlich, es aussprechen zu müssen, daß der Schulmeister an der *fallenden Sucht* leidet. – *Basses Pyrenées*. – Ich habe bemerkt, daß unter diesen schlechten Lehrern wenigstens ein Drittheil verkrüppelt ist, hinkt, einarmig ist, oder ein hölzernes Bein hat; auf diese körperliche Untüchtigkeit läuft es mit dem inneren Beruf hinaus, den sie zu ihrem Geschäfte haben. –

Wir halten hier in diesen traurigen Anführungen inne, die sich noch in's Unendliche vermehren ließen, was uns aber zu weit führen würde. Es sei uns vergönnt, was wir behauptet haben, durch folgende herrliche Worte des Herrn Michelet zu bekräftigen:

Sie enthalten eine große Lehre für Den, welcher zu *vergleichen*, zu *warten* und zu *hoffen* weiß.

– Trotz seiner furchtbaren Geldnoth wollte der Convent 54 Millionen auf den Elementarunterricht verwenden. Seltsame Zeit, wo die Menschen sich Materialisten nannten, und die in Wahrheit die der Apotheose des Gedankens, die Herrschaft des Geistes war. – Ich kann es nicht verhehlen, von allem Elend dieser Zeiten ist keins, das schwerer auf mir lastet: der verdienteste, der ärmste, der vergessenste Mann in Frankreich ist der Schulmeister. Der Staat gibt ihn den Feinden des Staates preis. Ihr werdet sagen, die Fratres unterrichten besser. Ich läugne es. Aber wenn auch. Der Schulmann ist Franzose – der Frater ist *Römling, fremder Feind*, man lese nur ihre Bücher, beachte ihre Gewohnheiten und Berichte. Schmeichler der Universität, und Jesuiten im Herzen! – (Le Peuple par Michelet 141)]. Ach, wie der Lehrer, so die Schüler! –

- [7] Wir haben es schon ein Mal gesagt, wir führen für die Schöpfungen der Phantasie, die für unmöglich gehalten werden könnten, gern analoge Fälle aus der Erfahrung an. Vor wenigen Monaten waren alle Zeitungen voll von der Geschichte jenes Frauenzimmers mit dem Beinamen der schönen Engländerin, die, obgleich reich und von edler Geburt, die niedrigsten Kneipen der Fischweiber besuchte, um sich dort in Branntwein zu berauschen. Auch wird man ein gewisses Mitglied des hohen Adels von England, den Marquis von St., nicht vergessen, den man vor einiger Zeit im Ashleytheater in gänzlich trunkenem Zustande liegen fand und unter

fremdem Namen festnahm, bis sein Sohn ihn auslöste.

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 5

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Fünfter Band

Erstes Kapitel. Von der Arbeit und vom Brot.

Zweites Kapitel. Begegnungen.

Drittes Kapitel. Das Frühstück.

Viertes Kapitel. Die Wohnung des Muldensterzes.

Fünftes Kapitel. Versuchungen.

Sechstes Kapitel. Das Zusammentreffen.

Siebentes Kapitel. Martin an den König.

Achstes Kapitel. Die Besorgungen.

Neuntes Kapitel. Die Vorstadt du Roule.

Zehntes Kapitel. Regina.

Elfte Kapitel. Begegnungen.

Zwölftes Kapitel. Der Kinderspielzeughändler.

Dreizehntes Kapitel. Die Unterredung.

Vierzehntes Kapitel. Die Treppe zum Museum.

Fünfzehntes Kapitel. Dass Theater des Funambules.

Sechzehntes Kapitel. Basquine.

Siebzehntes Kapitel. Vertrauliche Mittheilungen.

Achtzehntes Kapitel. Geschichte Basquines.

Neunzehntes Kapitel. Geschichte Basquine's (Fortsetzung).

Zwanzigstes Kapitel. Geschichte Basquine's (Fortsetzung).

Einundzwanzigstes Kapitel. Das Lebewohl.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Trauung.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Das Entrinnen.

Anmerkungen

**Martin  
das  
Findelkind,  
oder  
Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**  
Illustriert von Ludwig Löffler.

---



**Novellen-Zeitung**  
Nro. 131 - 139 / 1. Januar - 24. Februar 1847.

Leipzig  
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber,  
1847.

## Fünfter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Von der Arbeit und vom Brot.*

**D**er plötzliche Tod des Herrn von St. Etienne hatte alle meine Hoffnungen zerstört, Bombaches Verschwinden hatte mich der Stütze beraubt, die ich an ihm zu finden hatte hoffen können, ich fand mich in dieses unermeßliche Paris hinausgestoßen, das mir unbekannt war, und all mein Besitztum bestand in den elenden Kleidungsstücken, die meine Blöße deckten, sechzehn Sous, die mir glücklicherweise übrig geblieben waren, und dem Taschenbuch, das ich der Wiedereingrabung in die Ruhestätte von Regina's Mutter entzogen hatte.

Nach der Ansicht des Wirtes, bei dem ich beraubt worden war, blieben mir nur zwei Wege übrig, um nicht Hungers zu sterben.

Entweder mich für irgend ein Vergehen festsetzen zu lassen, oder mich an die Landungsplätze oder an die Theatereingänge zu begeben, in der unsichern Hoffnung, ein paar Sous zu verdienen, sei's mit Lasttragen, sei's durch Ansprachen der Wagenthüren.

So wahrscheinlich, so wahr selbst die Behauptung des Wirtes in Betreff der Unmöglichkeit, von Tag zu Tag Arbeit zu finden, auch war, besonders zu dieser Jahreszeit, so konnte ich mich doch

zuerst nicht darein finden, es zu glauben.

Es gibt, sagte ich zu mir selbst, in jedem Stadtviertel einen Beamten, dessen Ohne Tag und Nacht offen steht, ich will mich unmittelbar an ihn wenden, und gewiß wird er ins Namen des Gesetzes und der Gesellschaft einem ehrlichen Manne, der nichts als Arbeit verlangt, seine Hilfe nicht versage.

Sobald ich das Fuchsgäßchen verlassen hatte und wieder an den Schlagbaum gekommen war, fragte ich nach der Wohnung des Viertelmeisters. Man gab sie mir an. Ich wurde zu diesem Beamten geführt. Mit kurzen Worten erzählte ich ihm, was mir seit meiner Ankunft in Paris begegnet sei, indem ich jedoch, meinem Versprechen gegen den Wirth gemäß, die Erwähnung des Diebstahls, dessen Opfer ich in seinem Hause geworden war, unterließ.

Zuerst fand ich den Beamten kalt, streng und abweisend, bald darauf aber, als er sich von meiner Wahrhaftigkeit überzeugt hatte, zeigte er sich voll von Wohlwollen und Mitleid. Folgendes war seine Antwort:

»Die Einzelheiten, welche Sie mir angeben, Ihre Ausdrucksweise und meine Menschenkenntniß sind mir Bürge, daß Sie die Wahrheit reden, ich glaube es vollkommen, das Ihre Lage ebenso traurig wie bemitleidenswerth ist — aber was ich für Sie thun kann, ist leider durchaus *nichts*, ja ich verletze sogar meine Amtspflicht, wenn ich Sie nicht auf der Stelle festnehmen lasse; denn nach Ihrem eigenen Geständniß sind Sie völlig ohne Subsistenzmittel, und Niemand wird Sie auslösen Ich leiste Ihnen vielleicht einen schlechten Dienst, indem ich Ihnen die Freiheit lasse — denn sie wird für Sie, wie ich fürchte, nichts anderes als die Freiheit so betteln sein, und das ist ein Vergehen, das Sie unfehlbar in's Gefängnis bringen wird; aber ich will Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen. Ihre Erziehung kann Ihnen in so bedrängter Lage keine Hilfsquelle gewähren; später hätten Sie als Zimmermann Arbeit finden können, aber unglücklicherweise feiert dieses Gewerk den Winter hindurch gänzlich.«

Aber was soll ich dann machen, lieber Herr? Was rathen Sie mir?«

»Ach, lieber Junge, der einzige Rath, den ich Ihnen geben konnte, wäre, das Sie sich als Herumstreicher festnehmen ließen;



dann fänden Sie wenigstens im Gefängnis Brot und Obdach — und dazu sind Sie noch so jung, und das Gefängnisleben ist so voll Ansteckungsstoffe — das hieße es darauf ankommen lassen, ob man eine gute Naturanlage, wie die Ihrige, zum Besten lenkte. Das ist nun freilich sehr traurig — aber lieber Gott! das Gesetz kann nicht für alle Fälle Vorsorge treffen —«

»Diesen Fall nicht voraussehen, der doch leider so häufig vorkommt, das ein ehrlicher Mann bei allem guten Willen seine Arbeit finden kann?« — rief ich bitter aus — »das Gesetz sieht, trifft für alle die tausend Vergehen, die man begehen kann, Vorsorge, warum nicht auch für die Ursachen, die diese Vergehen hervorrufen können?«

»Was hilft's? Es ist einmal so«, antwortete der Beamte traurig.

In diesem Augenblicke kam sein Schreiber, um ihn, ich weiß nicht um welches wichtigen Vorfalles willen, abzurufen. Ich verließ das Haus des Viertelsmeisters mit dem niederschlagenden Gedanken, das er mir, die Rohheiten abgerechnet, ungefähr dasselbe gesagt hatte, wie der Gastwirth.

So niederdrückend diese neue Prüfung war, so ließ ich mich doch noch nicht beugen. Ich besaß sechzehn Saus; lebte ich nun von zwei oder drei Sous Brot des Tages und bezahlte ich vier Sous für das Nachtlager, so war ich wenigstens für zwei Tage sicher gestellt, und ich konnte es nicht lassen, auf einen Glücksfall zu rechnen. Ehe ich mich entschloß, die gewagten Beschäftigungen zu versuchen, von denen mir der Wirth gesprochen hatte, wollte ich Alles anwenden, um weniger unsichere Mittel, mich zu erhalten, ausfindig zu machen.

Als ich nun aufs Gerathewohl durch die Straßen irrte, traf ich auf die Bude eines öffentlichen Schreibers, ein Hoffnungsstrahl leuchtete mir auf; vielleicht konnte er mich gebrauchen. Der Neujahrstag war nahe; zu dieser Zeit haben die armen Leute, die nicht schreiben können, gewöhnlich entfernten Verwandten und Freunden viel Herzliches zu sagen; ich trat schüchtern bei dem Schreiber ein; kaum hatte er meine Bitte und mein Dienstanerbieten gehört, so schlug er mir die Thür vor der Nase zu; er fürchtete vielleicht, in mir einen tüchtigen Nebenbuhler zu finden.



Ich fuhr fort, hierhin und dahin herumzuirren; ich traf auf meinem Wege eine Tischlerwerkstelle an; da ich das Zimmermannsgewerke, das in vielen Stücken mit der Tischlerarbeit zusammenfällt, ziemlich gut kannte, wagte ich es, an den Inhaber der Werkstatt eine neue Bitte zu thun.

»Lieber Freund«, sagte er zu mir, »von zwanzig guten Arbeitern, die ich während des Sommers hielt, habe ich, weil die Bauten feiern, nur noch diese in Arbeit, wie in aller Welt soll ich Dich anstellen, der Du nicht einmal vom Gewerk bist?«

Gegen diese Antwort war nichts zu sagen; ich entfernte mich mit dem Tod im Herzens die Nacht brach ein; erschöpft von Hunger und Müdigkeit kaufte ich mir bei einem Bäcker für drei Sous Brot und fragte, ob ich weit von der Barrière de la chopinette entfernt sei; denn ich wünschte in demselben Hause zu übernachten, da der Wirth für mich schon eine Art Bekannter war; aber um diese Barrière zu erreichen, hätte ich ganz Paris quer durchschneiden müssen; denn ich befand mich in der Gegend

des Pont-Neuf; so fragte ich denn, ob in dieser Stadtgegend Schlafstellen zu finden wären, man wies mich in die Gäßchen, die in der Nähe des Louvre und der Straße St. Honoré sind. Ich stellte mich in einer dieser unheimlichen Spelunken ein; man forderte von mir nicht vier, sondern sechs Sous, wegen des Stadtviertels, hieß es, und der Nähe des Palais royal, aber diese zwei Sous mehr für mein Schlafgeld stellten für mich ja die Existenzmittel für einen ganzen Tag dar. Ich war so abgemattet, mich fror so entsetzlich, und ich war der Ruhe so bedürftig, daß ich mich in dieses Opfer ergab; mistrauischer als das erste Mal, legte ich mich in allen Kleidern nieder und versteckte die sieben Sous, die mir noch übrig blieben, sorgfältig in meiner Tasche. Es war kaum acht Uhr Abends. Da die Bewohner dieser allezeit verdächtigen Häuser erst spät in der Nacht einzutreffen pflegen, fand ich die Stube, in der mir ein Bett zugetheilt wurde, noch leer. Welches waren diese Nacht meine Genossen? Ich weiß es nicht, denn ich versank in einen so tiefen und anhaltenden Schlaf, das der Wirth mich wecken musste, da mein Recht, mich hier aufzuhalten, um Mittag erlosch.

Beinahe im Voraus überzeugt von der Erfolglosigkeit meiner Bitte, fragte ich den Wirth wieder, ob er mir nicht Beschäftigung nachweisen könne. Dieser Mann sah mich mit mistrauischen Blicken an, und ohne daß ich begreifen konnte, welchen gehässigen Sinn er meiner Forderung untergelegt hatte, antwortete er grob:

»Du bist von der Polizei abgeschickt, um mich in eine Falle zu locken, aber ich bin geriebener als Du.«

Dann setzte er mit ironischer Miene hinzu, indem, er einen Nachdruck auf die Worte legte:

»Nein, ich habe keine Beschäftigung für Dich.«

Da ich die Vergeblichkeit meiner Versuche, mir eine ehrenwerthe Arbeit zu verschaffen, einsah, und da meine letzte Hilfsquelle, die *sieben* Sous, am folgenden Tage verzehrt sein mußten, entschloß ich mich endlich, den Rathschlägen des Wirthes von der Barrière de la chopinette Folge zu leisten.

Nachdem ich mir den Weg hatte zeigen lassen, gelangte ich zum Hafen St. Nicolas. Ich sah da eine große Anzahl Menschen, die vielleicht noch ärmlicher gekleidet waren als ich. Sie waren

beim Ausladen einiger großen Barken beschäftigt, während Andere trotz der bitteren Winterkälte bis an den Gürtel im Wasser standen und Holzflöße oder alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge auseinandernahmen.

Ich bemühte mich, unter diesen Arbeitern einen ausfindig zu machen, dessen Gesichtsbildung mir hinlängliches Zutrauen einflößte, daß ich mich ihm eröffnen könnte. Unglücklicherweise hatten alle einen harten, sorgenvollen oder rohen Ausdruck. Indessen bemerkte ich einen jungen Menschen von meinem Alter, der mittels eines Stockes ein großes Stück Holz, an das er angespannt war, mühsam heraufschleppte. Ich trat zu ihm und sprach:

»Soll ich helfen?«

Der junge Mensch hielt mein Anerbieten für Hohn und antwortete mir mit Schimpfworten.

»Es ist mein Ernst«, sagte ich, »ich bin ein neuer Ankömmling in Paris und kann keine Arbeit finden. Wenn Du willst, so will ich Dir bei Deiner Arbeit helfen, dann magst Du mir geben, was Du willst.«

»Du bist nicht aus Paris, und Du willst Dich an unserm Landungsplatz eindringen, und das obendrein im Winter? — wenn so wenig Arbeit ist, daß für jedes Paar Arme, das die Herren brauchen, gleich zwanzig bereit sind, die: Nur her, nur her! schreien? Wir haben nur eben einen Mund voll Brot, und Du willst dahinein beißen?« rief er.

Dann wandte er sich an einige von seinen Genossen.

»Ein Bönhase«, rief er mit zorniger Stimme, »auf den Bönhasen, auf den Bönhasen!«

Dieses Wort bedeutete, wie ich später erfuhr, einen unberechtigten Eindringling; ich sah mich augenblicklich umringt, bedroht; es bedurfte aller meiner Entschlossenheit, welche auf dem sichern Boden einer ziemlich achtungswerthen körperlichen Kraft begründet war, damit mein Rückzug nicht durch schlechte Behandlung beschleunigt wurde.

Meine erste Regung war, die Herzensseite dieser Menschen zu verfluchen; aber auf den Zorn folgte bald Mitleid. Es war ja wirklich die Jahreszeit rauh, die Arbeit selten und unsicher, und

als Nebenbuhler dieser Unglücklichen austreten, hieß, wie sie es in ihrer kräftigen Sprache ausdrückten, in ihren einzigen Mund voll Brot beißen.

Niedergeschlagen verließ ich den Landungsplatz und stieg wieder zum Quai hinauf; ich ging über eine Brücke und sah in der Ferne den Rauch eines Dampfschiffes, das herankam. Ich ging ihm entgegen, in der Hoffnung, den Anlandeplatz zu finden, wo die Reisenden ausstiegen, und vielleicht das Gepäck irgend Eines von ihnen zu tragen zu bekommen. Wirklich sah ich bald am Ufer ein Schild, welches die Anlegestelle bezeichnete, aber bereits drängte sich eine doppelte Reihe von Männern und zerlumpten Jungen am Ufer und erwartete mit eifersüchtiger und gieriger Ungeduld den Raub, der ihnen zufallen sollte. Es waren ihrer vielleicht dreißig, die Schimpfwörter und Drohungen gegen einander ausstießen und es auch an Stößen nicht fehlen ließen, um einander auf den günstigeren Stellungen zu verdrängen; und soviel ich, indem das Dampfboot allmähig näher kam, urtheilen konnte, befanden sich nicht mehr als zehn oder zwölf Reisende an Bord.

Von unüberwindlichem Widerwillen ergriffen, leistete ich für diesmal wenigstens Verzicht darauf, als Nebenbuhler der »Alten« an dem Anlegeplatz aufzutreten.

Ich feste mich auf einen Eckstein, um aus Dem, was ich sah, abzunehmen, welche Hoffnung ich später haben würde. Kaum hatte das Boot angelegt, als alle diese zerlumpten Träger, mit Schimpfreden und Drohungen im Munde, tumultuarisch auf den Punkt des Ufers losstürzten, wo man ein Brett übergelegt hatte, damit die Reisenden aussteigen könnten; ich sah einen Austritt von widerlicher Rohheit: acht oder zehn von diesen Leuten, die die stärksten und frechtesten waren, theilten sich in die Fortschaffung des Gepäcks, nachdem sie ihre Nebenbuhler wüthend geschimpft, zurückgestoßen und weggeprügelt hatten. Ein unglücklicher Knabe von 15—16 Jahren hatte das Gesicht mit Blut bedeckt, und seine kreischende Stimme mischte sich bald unter das erbitterte und drohende Geheul, mit dem die größte Anzahl dieser Leute ihre Genossen, die das Gepäck forttrugen, verfolgten.

Der Anblick dieses Elends und aller der verworfenen,

gehässigen und grausamen Regungen, welche es erzeugte, that mir überaus weh; es schien mir unmöglich, daß ich mich entschließen sollte, mein tägliches Brot als Nebenbuhler dieser Unglücklichen zu verdienen; ich schauderte zusammen vor Ekel, Entsetzen und Mitleid, wenn ich diese hageren, verwüsteten, wilden, mit dem Zeichen des Unglücks, des Lasters oder des Verbrechens gebrandmarkten Gesichter überblickte; von den Arbeitern am Hafen, an die ich mich zuerst gewendet hatte, war ich mit herben Drohungen aufgenommen worden, aber ich hatte nicht diese gänzlich erniedrigten und schaudererregenden Gesichter unter ihnen angetroffen, die unter den Unglücklichen, welche sich an dem Landungsplatz des Dampfschiffes zusammendrängten, so zahlreich waren; ich erkannte die Wahrheit der Bemerkung des Wirthes in Bezug auf diese Menschen an, deren Mehrzahl, wie er mir sagte, Verbrecher oder entlassene Sträflinge wären.

Ich trat auf einen Mann zu, der eher ein Müßiggänger als ein »Alter« beim Landungsplatz zu sein schien, und fragte ihn, ob die Dampfboote täglich an diesem Orte anlegten; er antwortete mir, jeden Morgen käme ein Packetboot an, und Abends ginge eins ab. Diese letztere Nachweisung interessierte mich wenig; denn wenn die Reisenden Paris verlassen, so schicken sie ihr Gepäck mit den Trägern des Hôtels. Die Reisenden, die Morgens vom Dampfboote steigen mochten, gaben mir die einzige Möglichkeit, Etwas zu verdienen, sobald ich mich nur entschließen konnte, mit meinen unheimlichen Nebenbuhlern mich in offenen Kampf einzulassen.

Und doch empfand ich bei diesem Gedanken, trotz meiner druckenden Noth, einen unübersteiglichen Widerwillen.

Ich sah traurig um mich, als ich inmitten der Gruppen von Leuten, die nichts zu tragen bekommen sollten, den Muldensterz bemerkte; bald daraus verließ er in Begleitung eines andern Mannes von unheimlichem Ansehen und eines Kindes von 15 Jahren den Landungsplatz und stieg zum Quai hinauf.

Ich gab einer beinahe unwillkürlichen Regung nach und folgte dem Schurken; vielleicht war er im Begriff, zu Bamboche zu gehen.

---



## Zweites Kapitel.

### *Begegnungen.*

Der Muldensterz, welcher von einem Manne von nicht weniger widerlicher Gesichtsbildung, als die seinige, begleitet war und von dem jungen Menschen, dessen verwüstete Gesichtszüge wie die seiner Genossen bereits einen unedlen und cynischen Ausdruck hatten, verließ alsbald den Qual, um sich in ein Gewirre von finstern und engen Gäßchen zu vertiefen. Nachdem wir lange gegangen waren, kamen wir auf einen der äußeren Boulevards von Paris. Einige einzelnstehende Häuser begrenzten ihn von der einen Seite; bald sah ich den Muldensterz und seine Begleiter in eine Art von Bretterbude eintreten, die mehre Frauenzimmer von widerlichem Aeußern umschlichen.

Trotz der unbestimmten Hoffnung, Bamboche wieder zu finden, wagte ich es nicht, in diese Höhle einzutreten, und der Muldensterz flößte mir einen solchen Abscheu ein, daß ich es nicht vermocht hätte, ihn anzureden, um von ihm etwas über meinen Jugendgenossen zu erfahren.

Ich legte mir eben die Frage vor, wie dieser Schurke nach der Entdeckung des Vergehens der Einschwärzung von Waaren, in das er doch ebensowohl wie Bamboche verwickelt war, es wagen dürfe, sich öffentlich sehen zu lassen, als plötzlich der Lärm von einem Zanke, Geschrei und Klirren von zerbrochenen Fensterscheiben meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und mich zurückrief.

Dieser Lärm ging von der Bretterbude aus, in welche ich den Muldensterz hatte eintreten sehen. In dem Augenblicke, als ich mich näherte, warf man einen Mann, der mir vollkommen

betrunken zu sein schien, aus dem unheimlichen Loch heraus, und indem die Thür wieder zugemacht wurde, erblickte ich im Dunkel des Ganges den Muldensterz und seinen Genossen, während zugleich der Kopf eines Frauenzimmers mit aufgelöstem Haar sichtbar ward, und hinter ihr das welsche Gesicht des fünfzehnjährigen Knaben sich abzeichnete; beide schimpften auf den Betrunkenen, der so eben herausgeworfen worden war, aber dieser lachte, indem er forttaumelte und sich an den Bäumen hielt, von Zeit zu Zeit laut auf und rief, man habe ihn bestohlen.

Von einer Regung von Neugierde und Mitleid getrieben, trat ich dem Opfer der Spitzbubenbande ein Paar Schritte näher, aber wie groß war mein Erstaunen, ich erkannte in ihm den Mann mit dem vornehmen Auftreten, den ich schon in der Schenke zu den drei Tonnen betrunken angetroffen hatte.

Eine Art bittere Freude bemächtigte sich meiner, als ich die Trunkenheit dieses Mannes sah; mein erster Gedanke war, ihn Schwatzen zu machen, um zu ersehen, ob er wirklich nur bekannt war, und sodann, zu versuchen, ob ich in Erfahrung bringen könnte, in welchem Verhältniß der seltsame Mensch zu dem jungen Mädchen stünde, und ob sie gegenwärtig in Paris sei.

Der Gedanke, aus diese Weise die Mitwissenschaft um ein Geheimniß zu erschleichen, war unmoralisch, ich weiß es wohl; aber ich fand eine Entschuldigung für ihn in dem Antheil, den mir Regina einflößte; liebte dieser Unbekannte sie oder sie ihn, welche Wichtigkeit erlangte dann mein zweifaches Zusammentreffen mit ihr!

»Die Elenden haben Sie bestohlen, Herr«, sagte ich zu ihm, indem ich mich vorsichtig näherte, da ich fürchtete, er möchte in mir seinen Tischnachbar in der Schenke zu den drei Tonnen erkennen.





Er sah mich ganz verduzt an, indem er sich taumelnd auf den Beinen zu erhalten suchte, und antwortete mir mit neuem Auflachen:

»Sie haben mir Alles genommen, da hatte ich diese Nacht in dem Nest zugebracht, wir waren fünf oder sechs, es war da unter anderen ein Lumpensammler, ein ganz göttlicher Kerl — und Weiber! o, prächtige Weiber — hinreißend! — Wahrhaftig, das ist doch das einzige wahre Vergnügen.«

Und der Unbekannte ergriff meinen Arm, um nicht hinstürzen.

Ich sah den Mann mit einer Regung von Verwunderung und Mitleid an; bei Tage kamen mir seine Gesichtszüge vielleicht noch reiner, noch schöner vor, als vorgestern, und obgleich er offenbar von einer langen und wilden Orgie herkam, sah sein Gesicht doch frisch, beinahe ausgeruht aus; endlich verriethen, trotz der Unordnung, in welcher sein Haar und seine Kleidung sich befanden, und trotz seines wankenden Ganges, seine leichte Stimme und Betonung, so wie ein gewisses gebildetes Wesen im

Betragen mitten in der Trunkenheit jeden Augenblick seinen hohen Stand.

»Sie sollten nach Hause gehen, Herr«, sagte ich zu ihm, »wollen wir zu dem Droschkenstand gehen?«

Ich hoffte auf diese Weise seine Wohnung zu erfahren.

»Sie sind — ein Mann, Herr, trotz Ihrer griechischen Mütze und Ihrer Blouse«, sagte er zu mir mit berauschem Ernste — »Sie reichen die Hand einem Betrunkenen — im Wein nämlich — das ist gar nicht unangesehen. Aber ich danke Ihnen, ich — ich — gehe heut Abend erst nach Hause — in der Nacht. Sie fühlen wohl, Sie — ein Mann von Erziehung, - trotz Ihrer griechischen Mütze, daß ich so ganz betrunken — denn das bin ich — vor meinen Leuten nicht nach Hause kommen kann.«

»Sie haben Recht«, sagte ich zu ihm, indem ich einen durchdringenden Blick aus ihm heftete, »aber wenn Fräulein Regina wüßte —«

Er ließ mich nicht zu Ende sprechen, sein Gesicht, das vorher lächelnd und sanft war, ward plötzlich ernst und finster; einen Augenblick lang mochten sich die Dünste des Weines vor dem tiefen Eindrucke, den er erfuhr, halb zertheilen; er warf sich in die Brust, sein Herz schien fester zu werden, und mit herrschendem, fast zornigem Blicke rief er aus:

»Was haben Sie für ein Recht, Herr, diesen Namen zu nennen?«

»Ich nenne den Namen des Fräulein Regina«, setzte ich hinzu, ohne mich einschüchtern zu lassen, des Fräulein Regina, der Tochter des Baron —«

»Von Noirlieu!« rief er, »Sie kennen sie, — Sie?«

Darauf schwieg er, und indem er rasch seinen Arm aus dem meinigen losmachte, trat er einen Schritt zurück und sah mich mit einer Mischung von Verwunderung, Neugier und Argwohn an.

Aber, wie ich vorausgesehen hatte, war seine Rückkehr zur Bewußtheit nur vorübergehend, nach und nach gewann die Trunkenheit wieder die Oberhand, je mehr sich die Aufregung verlor, in welche den Unbekannten meine Erwähnung Regina's verseht hatte; seine Haltung, die sich einen Augenblick befestigt hatte, ward wieder taumelig, er schüttelte den Kopf und versetzte

mit einer Miene, die fein und schlau sein sollte:

»Oh, Ihr — wohlherzogener Herr — in der griechischen Mütze und Blouse — Sie kennen? — Weiß schon. Am Ende gar ein verkleideter Nebenbuhler? — Das wäre interessant. Ich dachte nur an Robert Mareuil --- den Jugendfreund — und an den Schurken, den geleckten Bären — den reisen Mann, sehr reif, — zu reif — Namens —«

Noch einmal unterbrach der Unbekannte sich selbst, fing mit selbstzufriedener Miene an zu lächeln und setzte hinzu:

»Und nun kennen Sie — und machen eine ganz erbärmliche Figur — ich sage, was ich denke — Ah — Sie spionieren mir nach — das ist in guter Gesellschaft nicht Gebrauch, mein Theurer, aber es ist einerlei, ich weiß, wie ich mich aus der Sache ziehen kann — wenn — Sie — wenn Sie schwatzen.«

Der Name Robert von Mareuil, den der Unbekannte nannte, rief mir auf einmal den Austritt im Walde von Chantilly zurück, einen Auftritt, dessen geringste Einzelheiten mir immer gegenwärtig geblieben waren. Wirklich war an diesem Tage der kleine Vicomte Scipio von einem andern Knaben, Namens Robert, begleitet gewesen, der einige Jahre älter war als er und ein allerliebstes Gesicht hatte, und welcher mir mit der Weise, wie er sich angelegentlich um Regina zu thun machte, eine gewisse Eifersucht eingeflößt hatte.

Ohne Zweifel war dieser Robert der Jugendfreund Regina's, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach; was den andern Nebenbuhler, den *reifen Mann, den Schurken von gelecktem Bären* anbetraf — so konnte ich freilich nicht wissen, von wem die Rede war.

Um zu versuchen, ob ich nicht noch vollständigere Nachweisungen aus ihm herauslocken konnte, sagte ich zu dem Unbekannten:

»Sie irren sich, mein Herr, in Betreff meiner Absichten — ich —«

»Ah — Sie wollen mich schwatzen machen, wohlherzogener Mann mit der griechischen Mühe«, versetzte der Unbekannte, indem er mich unterbrach, — »ich bin nicht so betrunken, ich merke es sehr gut, hören Sie wohl?«

»Ich sprach Ihnen blos von Fräulein Regina von Noirlieu«, sagte ich zu ihm, »weil ihre Familie in meiner Gegend gewohnt hat.«

»Regina«, sagte der Unbekannte, indem er den Erstaunten spielte, »ich habe nicht die Ehre, diese Dame zu kennen.«

»Und doch kommen Sie häufig zu ihrem Vater — wissen Sie nicht, dem Baron von Noirlieu in der Straße —«

»Und ich hoffte, daß der Unbekannte die Angabe der Adresse vervollständigen sollte.

Aber er erwiderte:

»Da ich diese Dame nicht kenne, so kann ich nicht zu ihr gehen. Ah, Sie meinen, ich werde schwatzen.«

»Sie, Herr, haben zuerst von Fräulein Regina gesprochen.«

»Da ich sie nicht kenne, so kann ich nicht von ihr sprechen«, war die Antwort.

Und der Unbekannte setzte mit der Hartnäckigkeit, welche den Trunkenen eigen ist, seinen Kopf darauf, von dieser Art von Antworten nicht abzugehen; so viel ich ihn auch in Bezug auf Regina befragen mochte, ich bekam keinen weiteren Aufschluß.

Unter diesen Reden waren wir den Boulevard zu Ende gegangen und sahen die Barrière schon in der Ferne; plötzlich sagte der Unbekannte zu mir mit geheimnißvoller Miene:

»Hören Sie, wohlzogener Mann mit der griechischen Mütze — ein herrlicher Spaß: Sie haben mich schwatzen machen wollen, wie wenn ich Sie nun festnehmen ließe unter der Angabe, daß Sie es gewesen, der mich bestehlen — dann erfahre ich, wer Sie sind.«

»Mich für den Dieb ausgeben — der Spaß wäre ungesalzen«, antwortete ich, »das ist Alles, was man bei mir finden würde.«

Und ich zeigte ihm die wenigen Sous, die ich noch übrig hatte.

»So bekomm' ich doch so viel wieder«, sprach der Unbekannte mit lautem Lachen.

Und damit faßte er meine Hand, um sich des Geldes zu bemächtigen, das in Folge seiner gewaltsamen Bewegung zu Boden fiel. Und dann stürzte der Unbekannte auf mich zu, umklammerte mich fest, und fing aus allen Kräften an zu schreien: »Diebe!«

Wir waren nahe an der Barrière, wo ich eine Schildwache erblickte. Erschreckt von der Vorstellung der Folgen, die eine solche Festnahme für mich haben könnte, und indem ich unglücklicherweise nicht Zeit hatte, die Sous aufzusammeln, die hier und da im Straßenkoth verstreut lagen, machte ich mich nicht ohne Mühe aus den Händen des Unbekannten los, dessen Geschrei sich verdoppelte, und flüchtete mit der größten Schnelligkeit feldein.

Von der Furcht vor der Festnehmung getrieben, ging ich bis zum Anbruch der Nacht, die zu dieser Jahreszeit so zeitig eintritt. Ich war mitten auf dem Lande; zur Linken bemerkte ich in der Ferne ein Dorf und zur Rechten, ungefähr in einer Entfernung von 200 Schritt, mehre Kornmühlen, die mir diejenigen in's Gedächtniß brachten, in denen Bamboche, Basquine und ich während unseres Landstreicherlebens mehr als einmal ein Nachtlager gefunden hatten. Da ich keinen Sous mehr hatte, so hielt ich es für gescheidt, die Nacht im Schutze einer dieser Mühlen zuzubringen, statt nach Paris zurückzukehren und dort bis zum andern Tage obdachlos herumzuirren. Da ich seit zwei Tagen sehr schlecht gelebt und seit dem vorigen Abend nichts gegessen hatte, so machte sich der Hunger schon sehr gebieterisch geltend. Ich suchte mit den Augen, ob ich nicht ein Rübenfeld finden könnte — aber die Ebene war nackt und mit frischen Furchen durchzogen; nach einigen Minuten hatte ich die Mühlen erreicht, zwei von ihnen standen sehr nahe aneinander. Die Nacht war vollständig hereingebrochen; ich zog einige Hände voll Stroh heraus, breitete Sie am Boden aus und legte mich darauf, indem ich mich mit den Ueberbleibseln einer andern Garbe zudeckte; das Wetter war mehr feucht als kalt; das Lager gewährte mir einen ziemlich sichern Schutz.

Indem ich den Verlust meiner letzten paar Sous, meiner einzigen Hilfsquelle, bitter bedauerte, fand ich einen leidigen Trost darin, daran zu denken, daß Regina in Paris wohne, und daß ich im Besitz eines Geheimnisses sei, das für sie von großer Wichtigkeit sein mußte. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln: entweder liebte sie diesen Unbekannten, oder er liebte sie, und in beiden Fällen war es mir völlig unbegreiflich, wie ein Mann, der dieses edle und reizende junge Mädchen liebte oder von ihr

geliebt würde, im Stande wäre, sich so häufig so niedrigen Ausschweifungen zu überlassen; was das Geheimniß anbetraf, in welches seine Verirrung bis dahin gestellt geblieben zu sein schien, so erklärte ich es mir aus der Entlegenheit der Orte, an denen ich den Unbekannten die beiden Male angetroffen hatte.

Diese Vorstellungen übten so viel Gewalt über mich aus, daß sie mich einige Zeit von den Gedanken an die Zukunft abzuhalten vermochten, aber bald drückte mich die drohende Gefahr meiner Lage gänzlich nieder; es waren beinahe fünf Tage erforderlich, damit ich die Antwort des Claudius Gérard erhalten konnte, und ich konnte diesen Brief nicht einmal auf der Post bezahlen. Und wie sollte ich am folgenden Tage und alle übrigen Tage mein Leben fristen und ein Nachtlager finden. In so trauriger Lage ich auch in meinem Leben schon gewesen war, der Zufall hatte es so gefügt, daß ich wenigstens noch niemals die Hungerqualen kennen gelernt hatte, von denen ich in diesem Augenblick zu leiden anfang.

Einige Zeit hoffte ich im Schummer Ruhe und besonders Vergessenheit meiner Lage zu finden. Aber zu meiner schrecklichen Qual blieb ich fast die ganze Nacht wach, mit Ausnahme einiger weniger Augenblicke, in denen die Müdigkeit mich in einen Schlaf voll Aufregung und schrecklicher Träume versenkte; die Feuchtigkeit wurde nach und nach so durchdringend, daß ich lange vor Tagesanbruch genöthigt wurde, mein Lager zu verlassen, indem ich vor Kälte zitterte, und das Gefühl des Hungers mich so vollkommen beherrschte, daß ich nur noch an Eins denken konnte — zu essen, — d. h. an das Mittel, mir Geld zu verschaffen.

Und jetzt schritt ich gerade auf Paris zu, geleitet durch den lichten Nebel, der die Nacht hindurch über der unermeßlichen Stadt zu ruhen scheint; ich schritt rasch vorwärts, indem ich mit wilder Entschlossenheit zu mir selbst sagte:

»Und gerade nach dem Ankerplatz des Dampfschiffes; jetzt ist von Widerwillen oder Furcht nicht mehr die Rede, ich bin entschlossen zu Allem, ich muß durchaus meinerseits etwas Gepäck zu tragen bekommen — mich *hungert!*«

O jetzt, erst jetzt erfuhr ich, was für unbesiegbare, furchtbare Regungen in dem Einen Worte liegen — mich *hungert*.

Ich langte an dem Ankerplatze des Dampfschiffs an; es war bereits ganz Tag; mehre von den »Alten« vom vorigen Tage standen am Ufer versammelt; ich vergaß den Ekel und Abscheu, den ich am Tage vorher beim Anblick des widerlichen Kampfes dieser Elenden, die sich ein Paar Gepäckstücke streitig machten, empfunden hatte; ich stürzte mich entschlossen mitten in die zerlumpfte Schaar.

Auf die Verwunderung, die mein gewaltsames Einbrechen hervorrief, folgte eine heftige Erbitterung.

»Was willst Du hier, Du da?« sagte einer der kräftigsten in dem Haufen zu mir.

»Ich will Reisegepäck tragen.«

»Du?«

»Ich.«

»Das wehr ich Dir.«

»Ja, ja, wir wehren's Dir Alle«, widerholten mehre drohende Stimmen.

Das Blut stieg mir zu Kopfe, jede Art von eifersüchtiger, roher Aufwallung entstand in mir.

»Ihr wollt mir wehren, hier zu bleiben?« sagte ich dumpf und vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

»Ja, und mach' Dich fort, ehe Du Prügel bekommst«, sagte einer der Elenden zu mir, indem er mich brutal wegstieß.

Ich ward wüthend, ich faßte meinen Gegner an der Kehle und schleuderte ihn zu Boden; einem zweiten Gegner wurden, glaub' ich, die Zähne eingeschlagen, ich fühlte in diesem Augenblick eine übermenschliche Kraft in mir, meine Adern klopfen, als wollten sie bersten, und ein dumpfes Brausen klang in meinen Ohren.

»Habt Ihr genug?« rief ich. »Wer hat noch sonst Appetit?«

Die Feigheit dieser Elenden bewies mir ihre Erniedrigung, Niemand antwortete auf die Herausforderung, meine Entschlossenheit, meine Körperkraft flößte ihnen Achtung ein, ihr Haß gegen mich stieg vielleicht noch, aber sie sahen sich genöthigt, ihn zu verbeißen; trotz einigen dumpfen Murmelns behielt ich den ersten Platz inne, und zum Glück kam das Dampfschiff bald darauf an.

»Du hast Recht, die Schurken da platt zu schlagen«, sprach eine rauhe und heisere Stimme zu mir, die mir bekannt vorkam, »wenn Du willst, so machen wir gemeinschaftliche Sache für die Wegschaffung des Reisegepäcks.«

Ein vertraulicher Schlag auf die Schulter vervollständigte diesen Vorschlag.

Ich wandte mich um — wieder der Muldensterz!

»Ich kenne Dich nicht«, antwortete ich barsch.

»Ich Dich auch nicht, aber Du schlägst wacker zu, das lieb ich, ich möchte Dein Partner sein.«

»Ich brauche keinen Partner«, antwortete ich, indem ich mich abwandte; denn die Reisenden waren im Begriff auszusteigen.

Der Muldensterz warf mir einen seltsamen Blick zu und verschwand.

Die Reisenden waren noch weniger zahlreich als den Tag vorher. Auf dem ersten Platz bemerkte ich einen Mann von hohem Wuchse, der in einen langen, weißlichen Ueberrock eingehüllt war; der Untertheil seines Gesichts verschwand unter einem Nasenwärmer, einer Art von großem Shawl von rother Wolle. Er trug blaue Brillengläser, und seine Reisemütze von Pelzwerk und mit Klappohren trug noch mehr dazu bei, sein Gesicht beinahe ganz zu verbergen. Dieser Reisende zog vor Allen meine Aufmerksamkeit auf sich vermöge der Eile, die er zu haben schien, an's Land zu kommen — zweimal war er auf das Dahlbord des Dampfboots zugestürzt, und zweimal hatte ihn einer der Matrosen zurückgehalten und ihm wahrscheinlich gesagt, daß der Zeitpunkt; an's Land zu treten, noch nicht da sei.

Der Reisende hielt in der einen Hand einen Reisesack und in der andern ein Reisenecessaire; endlich hatte er, wahrscheinlich, um schneller ausgeschifft zu werden, seinen Koffer im Voraus an das Dahlbord bringen lassen.

Das Zeichen zur Ausschiffung wurde gegeben, ich hatte mein Augenmerk auf den Reisenden mit der Brille gerichtet, zwei von meinen Nebenbuhlern wollten mir den Vorrang streitig machen, aber ich that es ihnen an Rohheit zuvor und stieß sie heftig zurück, und mit Einem Satze war ich neben dem Reisenden, der mir in eiligem Ton sagte: »Schnell, schnell, nimm den Koffer und



das Necessaire, ich trage den Reisesack — auf dem Quai stehen Fiaker.«

Der Koffer war leicht. Es würde unmöglich sein, zu beschreiben, mit welcher Freude ich ihn auf meine Schultern lud. Ich sollte einige Sous verdienen, und dann wollte ich mir ein Brot kaufen. Ich ergriff mit der andern Hand das Necessaire bei einem kupfernen Griff, der am Deckel befestigt war, und folgte dem Reisenden, der mir mit großen Schritten voranging.

Indem ich alle meine Kräfte aufbot, um trotz der Last, mit der ich beladen war, doch nicht zurückzubleiben, stolperte ich über einen Stein; diese gewaltsame Bewegung brachte den Koffer, den ich auf der Schulter trug, aus dem Gleichgewicht, und ich hätte ihn beinahe zur Erde fallen lassen. Indem ich mich bückte, um ihn wieder aufzuladen, bemerkte ich eine mit großen Buchstaben auf eine am Deckel des Koffers befestigte Karte geschriebene Adresse, ich warf noch rasch die Augen darauf und las:

»Graf Robert von Mareuil.«

Dieser Name rief mir sowohl dieselben Eröffnungen, die der Unbekannte mir den Tag vorher in seiner Trunkenheit gemacht hatte, zurück, als auch die Erinnerung an den Auftritt im Walde von Chantilly. Dieser Reisende war also Regina's Jugendfreund, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach.

In dem Augenblicke, da ich diese Betrachtungen anstellte, und indem ich den Koffer wieder auf meine Schultern lud, hörte ich einen großen Tumult, ich sah einige Schritte vor mir einen starken Zusammenlauf von Menschen — bald trennte sich der Haufe, und der Reisende, dessen Gepäck ich trug, trat mir entgegen, indem er zu zwei Leuten, die ihn zu bewachen und ihm auf dem Fuß zu folgen schienen, mit aufgeregter Stimme sagte: »Sie sehen, meine Herren, ich warte auf Gepäck.«

»Gut, Herr Graf«, sagte einer der beiden Männer, »Ihre Effecten sollen in den Fiaker geschafft werden. Marsch, vorwärts!« setzte der Mann hinzu, indem er mir ein Zeichen machte, ihm zu folgen.

Wir durchschritten die aufgeregte Menge, in der ich die Worte Gefängniß, Verkleidung, Verrätherei vernahm.

Ein Fiaker wartete am Qual; der Reisende mit der Brille stieg ein, sein Gepäck wurde neben ihm hingelegt, und einer der

beiden Männer sagte, ehe er einstieg, zum Kutscher.

»Vorwärts, und rasch!«

Nachdem ich die Thür zugemacht, und trotzdem, daß dieser neue Zwischenfall mich verduzte, sagte ich zu den Leuten im Wagen:

»Ich habe die Effekten hergetragen, meine Herren.«

»Ei was, vom Schiff bis hierher«, sagte einer der beiden Männer, »das ist ein schöner Weg! Wer wird dafür Bezahlung verlangen.«

»Der Herr Graf hat kein kleines Geld«, setzte der andere Mann hinzu, indem er einen höhnischen Blick auf den Grafen warf, der, das Gesicht mit den Händen bedeckend, wie verachtet dasaß.

»Aber, meine Herren«, rief ich aus.

»Fahr' zu, Kutscher!« rief einer der Männer durch das Wagenfenster.

Der Kutscher peitschte die Pferde kräftig; ich war genöthigt, zur Seite zu springen, um nicht von den Rädern zermalmt zu werden.

Dieses Mißlingen war fürchterlich für mich.

Im Zorn der Verzweiflung drohte ich dem fortfahrenden Fiaker mit der geballten Faust und rief:

»Ihr stehlt mir mein Brot, und ich komme vor Hunger um.«

»Laß uns frühstücken«, sagte mir Jemand ganz leise in's Ohr.

Ich wandte mich rasch um.

Es war der Muldensterz.

Ich sah ihn mit einer Mischung von Erstaunen und Schrecken an.

»Nun ja — laß uns frühstücken«, versetzte er, »Du bist ein entschlossener Bursche, Du schlägst tapfer zu — ich habe die Leute gern, die tapfer zuschlagen — ich bezahle heute — morgen bezahlst Du — darin liegt nichts Ehrenrühriges. — Marsch, vorwärts!«

Mich hungerte —

Ich nahm das Anerbieten des Muldensterzes an.

---



## Drittes Kapitel.

### *Das Frühstück.*

Ich fühlte mich ebenso sehr beschämt wie erniedrigt, daß ich das Anerbieten des Muldensterzes annehmen mußte, aber mich *hungerte*.

Nachdem wir einige Schritte gegangen, legte der Muldensterz seinen Arm vertraulich auf den meinigen. Ich fuhr von dieser Berührung zusammen und machte mich rasch los.

»Was Teufel hast Du denn?« fragte der Muldensterz, über diese Bewegung verwundert.

»Ich mag nicht mit Dir Arm in Arm gehen.«

»Wie, mit einem Kameraden nicht?«

»Ich bin nicht Dein Kamerad.«

»Ich bezahle Dein Frühstück und bin nicht Dein Kamerad? Ach, ich merke, Du bist stolz! In dem Fall lebe wohl, ich mag die Stolzen nicht.«

»Ich bin nicht stolz«, sagte ich zögernd.

»Nun, dann gib mir den Arm.«

Und ich mußte den Arm des Elenden annehmen; ich senkte das Haupt, vernichtet vor Scham; einen Augenblick ging mir der Gedanke durch den Kopf, den Menschen zu verlassen, aber der peinliche Schwindel, welchen das lange Zeit nicht befriedigte Bedürfnis nach Nahrung hervorruft, trat mehr und mehr ein; meine Kräfte, die bis dahin durch eine fieberhafte Ueberreizung aufrecht erhalten worden waren, fingen an, mich zu verlassen.

Zwei oder drei Mal machte ein plötzlicher Anfall von Schwäche meine Schritte wankend, und trotz der Kälte überströmte der Schweiß mein Gesicht. Indem ich so Arm in Arm mit dem Spitzbuben fortschritt, empfand ich ein geheimes Entsetzen, ich dachte an die Folgen, welche der unabweisliche Hunger nach sich zieht.

Hieran rief ich zwei Gestalten, die mir heilig waren, die des Claudius Gérard und die der Regina, an und sagte zu mir selbst:

»Werden sie mich tadeln, wenn ich in der verzweifelten Lage, in der ich mich trotz aller meiner Anstrengungen befinde, von der Hilfe Gebrauch mache, — die mir dieser Elende anbietet? Und kann nicht überdies mein Leben, das ich aus den Klauen des schrecklichsten Elends loszumachen suche, für Regina vielleicht nützlich werden, da ich doch einem für sie wahrscheinlich sehr wichtigen Geheimniß auf der Spur bin?«

Versenkt in diese Betrachtungen, schweigend, niedergeschlagen, den Kopf senkend, um meine Verlegenheit zu verbergen, schritt ich am Arm meines unheimlichen Genossen hin.

»Du bist kein Schwätzer«, sagte er.

»Nein.«

»Du weißt besser zuzuschlagen als zu sprechen — wie Dir beliebt — als tüchtiger Zuschläger hab' ich Dich ja auch eingeladen. Da ist schon die Schenke — marsch, geh voran, dem Gast gebührt die Ehre.«

Und der Spitzbube schob mich vor sich hin in eine Kneipe, die an der Ecke einer der kleinen Straße lag, die den Quai begrenzen.

»Ein Privatzimmer«, sagte der Muldensturz zu dem Aufwartemädchen.

Und indem er sich zu mir wandte, feste er hinzu:

»Da ist man ungestörter, da kann man von Allem sprechen.«

»Man führte uns in einen finstern Verschlag, dessen Fenster auf einen kleinen, dunkeln Hof hinausging.

Wir setzten uns an den Tisch.

»Was willst Du essen?«

»Brot.«

»Das ist unartig von Dir — und dann.«

»Nichts — blos Brot und Wasser.«

Vermöge einer ohne Zweifel kindischen Empfindlichkeit glaubte ich meine Handlung weniger schmachvoll zu machen, wenn ich von dem Muldensterz nichts als das zur Wiederherstellung meiner Kräfte unumgänglich Nothwendige annähme.

»Wie, Brot und Wasser? Meinst Du, daß ich die Dinge so einrichte, und daß ich einen Freund auf ein Gefängnißessen einlade? Ja, Aufwärterin, einen Speckpfannkuchen, Rindfleisch mit Kapersauce, ein Stück Käse und zwei Liter Wein zu 12 Sous.«

Dann wandte er sich zu mir mit stolzer Selbstzufriedenheit:

»So pflege ich meine Freunde zu bewirthen.«

»Das hilft Dir Alles nichts — laß mir sogleich Brot geben; ich werde nichts Anderes essen.«

»Das ist ein Wolfshunger — Aufwärterin, Brot.«

Man brachte ein Stück Brot von wenigstens zwei Pfund — in wenig Augenblicken hatte ich es verschlungen.

»Aufwärterin, ein Vierpfundbrot —« sagte der Spitzbube mit spöttischer Miene.

Das Vierpfundbrot wurde gebracht. Mein Hunger war besänftigt, aber lange noch nicht gestillt, doch fürchtete ich, daß zuviel auf einmal mir schädlich sein könnte, trank zwei bis drei Gläser Wasser und machte damit meiner genügsamen Mahlzeit ein Ende.

Nach und nach schien das Leben in mir wieder zu erwachen, die fieberhafte Aufregung, die mich ergriffen, legte sich, und ich sahe meiner Lage mit festerem und weniger verzweifelttem Blicke in's Gesicht.

Der Spitzbube hatte mich, während ich das Brot verschlang, beobachtet; jetzt sprach er:

»Zuvörderst hast Du aus Hunger gegessen, jetzt magst Du zum Wohlgeschmack essen.«

»Nein —«

»Es was!« —

Man setzte die von dem Muldensterz bestellten Gerichte auf; trotz seiner Aufforderungen rührte ich nichts an.

»Du bist ein wunderlicher Kauz«, sagte der Muldensterz, indem er sich über das Essen machte, »ich habe niemals einen solchen Gast gehabt — trinke wenigstens ein Glas Wein.

Zuerst schob ich mein Glas hin, indem ich hoffte, daß ein bisschen Wein mich völlig wieder zu Kräften bringen könnte, dann aber befiel mich die Furcht, der Wein konnte bei meiner Schwäche zu sehr auf mein Gehirn wirken, und ich schlug ihn doch aus.

»Wie, nicht einmal ein Glas Wein?« rief der Muldensterz.

»Nein, ich nehme noch ein Stück Brot, wenn Sie erlauben.«

»So mag der Teufel Dein Bruder sein«, rief der Spitzbube, »wenn ich das gewußt hätte —«

Und indem er fast einen herausfordernden Blick auf mich richtete, setzte er hinzu:

»Du bist am Ende gar nicht, wofür ich Dich halte — Du kommst mir verdammt enthaltsam vor —«

»Wofür hieltst Du mich denn?«

»Ich hielt Dich für einen Kerl, dem Alles einerlei ist, und der Hunger hat — das war für mich ein gefunden Fressen, ja, und für Dich auch — aber Du trinkst nichts als Wasser und issest nichts als Brot — das ist mir im Wege.«

»Wenn man enthaltsam ist«, sagte ich zu dem Spitzbuben, indem ich ihn fest ansah, um seine Gedanken zu errathen, »so hat man einen gesünderen Körper und einen frischeren Geist und ist tauglicher zu Allem.«

»In gewissem Sinne hast Du recht — die Trunkenheit kann Einen um die schönsten Gelegenheiten bringen. Aber sage mir doch, heut' Morgen warst Du dem Verhungern nahe — das kann Dir morgen oder späterhin wieder begegnen, wenn Du keinen andern Wechsler hast, als die Reisenden, deren Gepäck Du zu tragen gedenkst; ich kenne das Gewerbe — damit muß man noch etwas Anderes verbinden, um nur Trinkwasser zu bekommen. — Nun, ein Glas Wein?«

»Nein.«

»Satan von Kerl!«

»Von was für einem andern Erwerbszweig wollt Ihr reden?«

»Hör' mir zu: Du bist jung, kräftig, gewandt und entschlossen —

das gilt gleich Gold in Barren, Junge, wenn Du's anzuwenden weißt, ohne in Betracht zu ziehen, daß Du wenig Platzkenntniß hast; denn ein Pariser bist Du nicht, das merkt man leicht.«

»Ich bin erst seit drei Tagen in Paris.«

»Vortrefflich! — O, wenn ich, statt ein alter Mann zu sein, an Deiner Stelle wäre —«

»Was würdet Ihr dann thun?«

Der Bandit blinzte mit den Augen und sagte nach einer Weile:

»Hore — Du hast gewaltige Eile!«

Und er beobachtete wieder eine Zeitlang Stillschweigen, indem er sich selbstzufrieden das Kinn mit der Hand rieb.

Seit mehren Minuten schwebte mir Bamboche's Name auf den Lippen, aber ich fürchtete, der Spitzbube möchte mir in seinem Mißtrauen die Antwort verweigern. Endlich konnte ich meine Neugier nicht mehr beherrschen.

»Und Bamboche? —« platzte ich plötzlich heraus.

Der Muldensterz fuhr auf seiner Bank vor Verwunderung in die Höhe.

»Du kennst Bamboche? —« rief er aus.

»Oder den Kapitain Hector Bambochio, wenn Ihr so lieber wollt —« aber da ich sah, daß seine Verwunderung in Mißtrauen überging, setzte ich hinzu:

»Hört — ich will aufrichtig sein — ich war's, der vor drei Tagen im Fuchsgäßchen nach Bamboche fragte, und wenn ich nicht irre, war't Ihr es, der mir antwortete.«

»Du warst es? — Und was wolltest Du von Bamboche?«

»Wir sind Kindheitsgenossen gewesen, ich befand mich in Paris ohne irgend eine Zuflucht; ich wollte Bamboche um seinen Beistand bitten, jetzt sagt mir, wo er ist.«

»Ach, Du kanntest Bamboche, wie er ist, und wolltest Hilfe bei ihm suchen — das nimmt mir alle Sorge — wir werden uns schon verständigen«, sagte der Spitzbube vollkommen beruhigt.

»Aber Bamboche, wo ist der?«

»Laß den Bamboche, mein Junge, ich will Bamboche's Stelle bei Dir vertreten.«

»Aber er selbst — wo ist er gegenwärtig?«

»Er?«

»Ja, das Haus, wo Ihr wohntet, ist von der Polizei besetzt worden, ich habe am Morgen nach dem Tage, da ich Bamboche dort aufgesucht hatte, Soldaten im Gäßchen gesehen.«

»Die alten Vögel waren ausgeflogen, man hat nur die jungen gefaßt.«

»Also Bamboche ist so wie Ihr gerettet? Aber noch einmal, wo ist er denn gegenwärtig?«

»O, jetzt ist er weit weg, in Amerika, in China.«

»Bamboche war vor drei Tagen in Paris, er muß noch hier sein.«

»Gut, such' ihn und find' ihn auf, wenn Du kannst, aber was in aller Welt willst Du denn; ich will ja für Dich Bamboche's Stelle vertreten.«

»Danke schön.«

»Du bist nicht gescheidt! Bamboche ist jung und voll Kraft, während ich alt bin, es geht mit mir bergab, ich brauche einen Gehilfen.«

»Wozu?«

»Nach einigem Stillschweigen versetzte der Spitzbube:

»Wo wohnst Du?«

»Ich habe kein Obdach.«

»Ich habe eine Stube, wir wollen zusammenwohnen, es soll Dir an Nichts fehlen, sieh«, und damit zeigte er mir ein Dutzend Fünffrankenstücke, unter denen ich selbst zwei oder drei Goldstücke bemerkte.

Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen; der Spitzbube merkte es und sagte zu mir:

»Das wundert Dich, daß ich an den Landungsplatz gehe, wenn ich so gut versehen bin, nicht wahr?«

»Freilich, das wundert mich.«

»Ich gehe zum Vergnügen an den Hafen; seit zwei Tagen suche ich einen Gehilfen, ich hatte nichts gefunden, das mir anstand, aber heute Morgen traf ich Dich an; ich bin überzeugt, Du würdest meine Sachen zu besorgen wissen — und so trinke doch.«

»Nein.«



»Hartkopf, geh Deiner Wege — meinetwegen, es ist einerlei, wir müssen uns sehen in einander zu finden und wollen schon miteinander auskommen, es soll Dein Schade nicht sein —«

»Ihr wollt mir nicht sagen, wo Bamboche ist?«

»Ich bin nicht so dumm, der würde Dich behalten.«

»Danke für das Brot, das Ihr mir gegeben«, sagte ich zu dem Manne, indem ich aufstand, wenn ich eines Tages im Stande bin, will ich's Euch wiedergeben.«

»Du gehst?«

»Ja.«

»Was, höre doch — alle Teufel!«

»Es hilft Euch nichts.«

»Wo willst Du heute ein Nachtlager finden?«

»Ich hoffe, heute Abend am Ausgang der Theater ein Paar Sous zu verdienen.«

»Oh, oh«, sagte der Muldensterz, indem er über Das, was ich sagte, nachdenklich zu werden schien, »Du kennst die guten Stellen schon. Nun — Du weisest mich ab — es kann mir gleich sein, früher oder später fällst Du mir doch wieder in die Hände. Ja, ich sage es Dir, Du kommst doch wieder zu mir.«

Ogleich ich mich nicht entbrechen konnte, als ich den Ton tiefer Ueberzeugung vernahm, mit der der Elende die Worte: Du kommst doch wieder zu mir, aussprach, zusammen zu zucken, beeilte ich mich doch, ihn zu verlassen, und er rief mir nach:

»Aus Wiedersehen!«

Trotz meiner geringen Erfahrung mußte ich es wohl durchschauen, daß der Muldensterz, so wenig er es sich merken lassen wollte, von dem Muth, der Körperkraft und der ungestümen Thatkraft, von denen ich diesen Morgen vor seinen Augen gegen meine Nebenbuhler am Landungsplatze Proben abgelegt hatte, betroffen, meine Entblößung von Allem und meine verzweifelte Lage dazu ausbeuten wollte, mich zum Werkzeug irgend eines verbrecherischen Anschlages zu machen, indem er in Betreff meiner Sittlichkeit dadurch, wie er sagte, vollkommen beruhigt war, daß ich ein alter Bekannter Bamboche's war und mich trotz seiner wagehalsigen Lebensart ihm wieder zu nähern wünschte.

Der bloße Gedanke empörte mich, nicht, ein Mitschuldiger des

Muldensterzes zu werden — das kam mir nicht in den Sinn — sondern fernerhin auch nur das mindeste Verhältnis zu ihm zu haben. Und auf den von ganzem Herzen gefaßten Entschluß, daß das nicht eintreten solle, folgte ein Gedanke voll Schrecken — nämlich, zu was für einer schmachvollen Nachgiebigkeit mich der Hunger bereits gedrängt hatte.

Ach! dachte ich, hätte ich nicht eines Tages Den, welcher mir gesagt hätte, ich werde Arm in Arm gehen mit dem Spitzbuben, der der größten Verbrechen fähig und schuldig ist, mit allem Unwillen eines ehrlichen Mannes von mir gestoßen? Und doch, diese schmachvolle Handlung habe ich begangen, und die Hoffnung, von Bamboche etwas zu erfahren, hatte bei meinem Entschluß nur die zweite Stelle eingenommen — die Hoffnung, zu essen zu bekommen, überwog bei mir Alles.

»Zu welchen schrecklichen Dingen können uns doch der Hunger und die Schrecken des Elends verleiten!« sagte ich da mit überwältigender Traurigkeit zu mir selbst, »wenn ich, der ich in den besten und festesten Grundsätzen erzogen bin, der ich eine Art von göttlicher Anbetung im Herzen trage, die mir das Festhalten am Guten auferlegt, mich so weit habe erniedrigen können, was soll demnach aus Denen werden, die — lieber Gott! — allen Zufällen des Lebens preisgegeben, ohne Beziehung, ohne Stütze, ohne Glaube, ohne eine heilsame Zügelung sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befinden?

Und ich rief mit Claudius Gérard aus: »O Armuth, Armuth! Wirst Du denn ewig die Ursache oder die Quelle so vielen Unglücks, so vieler Erniedrigungen, so vieler Verbrechen sein?«

---

Bis zur Nacht und zur Zeit, da die Theater zu Ende sind, setzte ich alle Hebel meiner Einbildungskraft in Bewegung, um ein Mittel zu ersinnen, meinen Lebensunterhalt auf sicherem und ehrenwerthem Wege zu erwerben; aber mein Geist erschöpfte sich in Combinationen, die unausführbar waren.

Ich empfand einen seltsamen, schmerzlichen Eindruck, indem ich diese geschäftige Menge kommen und gehen sah, die nichts davon ahnte — ach! die nichts davon ahnen konnte, daß dieser Unglückliche, an dem sie vorüberging, nicht wußte, wo er in

dieser finstern Winternacht sein Haupt hinlegen sollte, und daß man ihn vielleicht am andern Morgen halbtodt vor Kälte und Hunger auf dem Straßenpflaster finden werde.

Die Ungewißheit, in der ich schwebte, ob es mir gelingen würde, etwas zu verdienen, um damit mein Nachtlager in einer Bettlerherberge zu bezahlen, war mir aus doppeltem Grunde schrecklich. Als Herumstreicher in der Nacht auf der Straße festgenommen zu werden, hieß in's Gefängniß kommen, und das Gefängniß flößte mir ein solches Entsetzen ein, daß ich den Tod vorgezogen hätte; denn das Gefängniß setzte mich außer Stand, Reginen nützlich zu werden, und ich weiß nicht, welche innere Stimme mir sagte, ich könne dieses Ziel trotz meiner niedrigen, ja niedrigsten Lage doch noch erreichen.

Ich mußte also um jeden Preis heut' Abend wenigstens 6 Saus verdienen, um mir ein Nachtlager zu sichern. Was das Brot für morgen anbetraf — so vermied ich es, daran zu denken.

Am Morgen hatte mich die Wuth des Hungers roh, fast thierisch wild gemacht — ich fühlte, daß die Nothwendigkeit, ein paar Sous zu verdienen, um nicht als Herumstreicher festgenommen zu werden, mich am Abend vorkommendenfalls wieder roh und thierisch wild machen könnte —

Als die Nacht ganz hereingebrochen war, schlug ich den Weg nach dem Boulevard ein und trank, wenn ich mich recht erinnere, aus dem untern Becken des Springbrunnens des Châteaus d'eau. Hierauf stellte ich mich in der Gegend des Theaters Gymnase auf; es kam mir vor, und es wunderte mich wenig, als erkannte ich die größte Zahl der Leute, die ich am Morgen und am Tage vorher an dem Landungsplatze des Dampfschiffes gesehen hatte. Sie saßen, die Einen auf den Ecksteinen, die Andern auf den Randsteinen des Trottoirs, noch Andere hinten auf den Fiakern, deren lange Reihe sich bis ans Thor St. Denis erstreckte.

Gott ist mein Zeuge, daß keine Regung von Neid oder Mißgunst in mein Herz kam, als ich die prächtigen Karossen über den Boulevard fahren sah, die sich in allen Richtungen kreuzten, und deren Besitzer ohne Zweifel zu Festgelagen eilten; ich sagte nur zu mir selber: Diese Glücklichen des Tages wissen freilich nicht, daß zu dieser Zeit andere Menschen mit schrecklicher Angst auf einen Verdienst von wenigen Sous warten, um ein Nachtlager und

Brot bezahlen zu können, und daß, wenn heute Abend und morgen ihre Hoffnung getäuscht wird, übermorgen für sie der Kampf mit dem Hungertode beginnt.

Diese Betrachtung rief mir in's Gedächtniß zurück, daß eines Tages Claudius Gérard folgende sinnvolle Worte zu mir gesprochen hatte:

Moralisch genommen heißt Almosen geben, wenn man die Sache mit gesundem Sinne auffaßt, Denjenigen, der es bekommt, erniedrigen, während man, wenn man ihm Arbeit verschafft, ihn zugleich unterstützt und ehrt; aber auf dem Punkte, wo die Dinge jetzt sind und stehen, muß man sich mit dem Almosengeben, so gefährlich es ist, begnügen, weil es eine unmittelbare Hilfe gewährt. Auch sollte es bei dem Unterricht der Kinder aus wohlhabenden Familien als ein Ausgangs- und Vergleichungspunkt aufgestellt werden, daß man *z. B. mit zwanzig Sous Brot im strengsten Sinne des Wortes zehn Menschen vom Hungertode retten kann.*

---

Ich hatte das Ende der Vorstellung an einem der Bäume des Boulevards, in einem dunkeln Winkel der Chaussée, an der der Ausgang des Theaters lag, sitzend, abgewartet. Von Müdigkeit niedergeschlagen, saß ich in halbem Schlummer da.

Plötzlich fühlte ich mich heftig gerüttelt; ich öffnete die Augen; ich war von einem Haufen Leute von verdächtigem Ansehen, unter denen ich mehre erkannte, die ich schon vorher bemerkt hatte, umgeben; in demselben Augenblicke kam es mir vor, als wenn auf der gegenüberliegenden Chaussée das unheimliche, höhnische Gesicht des Muldensterzes vorbeiglitte; aber diese Erscheinung verschwand so rasch, daß ich sie kaum hatte in die Augen fassen können, zumal da mich die drohenden Mienen der Leute, von denen ich mich plötzlich umgeben sah, mehr und mehr beunruhigten.

»Was wollt Ihr?« sagte ich, indem ich aufstand, um mich zur Wehr zu setzen.

»Du bist ein Polizeispion«, antwortete mir eine Stimme, »wir wissen es sehr wohl.«



Und in demselben Augenblick, ehe ich noch diesen Angriff hatte ahnen können, fühlte ich mich von hinten gepackt, ein Tuch wurde mir über den Mund gelegt und nach Art eines Knebels hinten zugebunden; dann wurde ich trotz meines verzweifelten Widerstandes zugleich mit Schlägen überhäuft und fortgeschoben oder fast getragen bis in eine der kleinen, unebenen Straßen, die an dieser Stelle auf den Boulevard münden; das Tuch erstickte mein Geschrei, die große Anzahl von Angreifern lähmte meine Kräfte, die Sache ging so rasch vor sich, daß ich, ehe ich mich nur besinnen konnte, in den dunkeln Gang eines Hauses in dieser Straße hineingeworfen und zu Boden geschleudert war. Die Bewegung, mit der diese Gewaltthat auf der Straße verbunden war, mochte von den Vorübergehenden kaum bemerkt oder einer jener ekelhaften Prügeleien zugeschrieben werden, die an dem Eingange der Theater so häufig sind.

Indem ich auf dem Pflaster des Ganges hinstürzte und von Hieben überregnet wurde, von denen mehre mir das Gesicht blutig machten, stieß ich mit dem Kopf auf einen Stein; der Stoß war so stark, daß ich fast die Besinnung verlor; während ich einen zugleich tiefen und dumpfen Schmerz empfand, von dem mir der Hirnschädel platzen zu wollen schien, hörte ich zugleich eine Stimme rufen:

»Er hat genug — jetzt fort, hier ist der Ausgang.«

Es verging eine ziemlich lange Zeit, während der ich keine andere Empfindung hatte, als die des heftigsten Schmerzes; dann kam ich nach und nach wieder zu mir; ich war erstarrt von Kälte und gleichsam gelähmt; ich versuchte aufzustehen; ich richtete

es mit Mühe aus; fast ohne zu wissen, was ich that, trat ich wankend aus dem Gange heraus. Die Nacht war stockfinster, die Straße menschenleer, es fiel ein dichter Schnee; die Wirkung der freien Luft brachte mich ganz wieder zu mir selbst. Ich erinnerte mich nur noch deutlich des Ueberfalls, dessen Opfer ich war.

Es mußte schon spät sein; der Boulevard, mit Schnee bedeckt, war vollkommen menschenleer; ein einzelner Fiaker stand an der Ecke der Rue Poissonnière.

Nachdem ich einige Schritte gethan, mußte ich still stehen, indem ich von einem krampfhaften Schauer ergriffen wurde. Meine Zähne klapperten gegeneinander, meine Knie zitterten, ich fühlte besonders am Kopfe und an der rechten Hüfte einen so grausamen Schmerz, daß ich mich kaum fortschleppen konnte.

Plötzlich fuhr ich bei dem Geräusch der fernen und gemessenen Schritte einer Patrouille vor Schrecken in die Höhe. Meine zerrissenen Kleider, mein blutiges Gesicht, die Unmöglichkeit, in der ich mich befand, eine Wohnung namhaft zu machen, waren eben so viele Gründe, um meine Verhaftung als Herumstreicher, im Falle, daß mich die Soldaten hier träfen, zu rechtfertigen.

Ich wollte entfliehen, aber überwältigt von Schmerzen stolperte ich bei jedem Schritt.

Der hallende Tritt der marschirenden Patrouille nahete sich mehr und mehr, schon sah ich in der Ferne in dem Halbdunkel der Seitenallee die Flinten der Soldaten blinken; ich raffte mich zu einer letzten Anstrengung zusammen, es war vergebens, ich glitt auf dem Schnee aus und fiel auf die Knie —

»Gott, Gott!« rief ich aus.

Und ich zerfloß in Thränen denn ich hatte nicht mehr die Kraft, wieder aufzustehen.

Plötzlich trat hinter einem Baume des Boulevard ein Mann hervor, griff mir unter den Arm und hob mich auf, indem er zu mir sagte:

»Da kommt eine Patrouille, Du wirst festgenommen werden.«

Ich erkannte den Muldensterz, er hatte mich ohne Zweifel während des ganzen gewaltsamen Auftritts belauert, der von ihm herbeigeführt worden war.

»Nun, willst Du mit mir gehen?« versetzte er, »oder- Dich packen lassen? Verstehst Du, die Patrouille kommt.«

»Laßt uns fliehen, helft mir auf die Beine!« rief ich entsetzt.

»So komm denn, Straßenläufer«, setzte der Spitzbube in spöttischem Tone hinzu.

Auf ihn gestützt, konnte ich quer über den Boulevard gehen.

»Kutscher, schnell, mache die Thüre auf«, sagte der Muldensterz zu dem Droschkenführer, den ich vorher bemerkt hatte.

Ich stieg mit meinem Genossen in den Fiaker, die Thür schloß sich hinter uns in dem Augenblick, als die Patrouille an der Stelle des Boulevards ankam, wo ich hingestürzt war.

---



## **Viertes Kapitel.**

### *Die Wohnung des Muldensterzes.*

Der Fiaker machte eine weite Fahrt; während dieser ganzen Zeit redete mich der Muldensterz, ich weiß nicht warum, nicht ein einziges Mal an. Dieses Schweigen, das Schwanken des Wagens, die Wärme in demselben, nachdem ich so lange Zeit von der Kälte gelitten hatte, versenkte mich in eine Betäubung, die sich fast bis aus meine Denkkraft ausdehnte. Dieses unheilvolle Schicksal, das mich zum zweiten Male mit dem Muldensterz in Verbindung brachte, kam mir vor wie ein böser Traum, und das Rasseln des Wagens versetzte mich wieder in die Wirklichkeit.

Mein Genosse schüttelte mich ein paar Mal und half mir dann beim Aussteigen; meine Wunden und Beulen verursachten mir die heftigsten Schmerzen; ich wußte nicht, in welchem Stadtviertel wir uns befanden; von dem Spitzbuben geleitet, aus dessen Arm ich mich stützen mußte, ging ich zuerst durch eine Art von langem Hof und Gang, an dessen Seite Häuser, standen, dann verfolgten wir die Windungen eines engen Gäßchens und kamen endlich vor einem andern Gebäude an, dessen Thür mein Genosse mit einem Hauptschlüssel öffnete; jetzt befanden wir uns in vollkommener Finsternis.

»Gib mir die Hand, laß Dich führen und folge mir«, sagte der Muldensterz zu mir.

Ich kann das Gefühl von Ekel und Abscheu, das mich ergriff, als ich die Hand dieses Elenden in der meinigen fühlte, nicht beschreiben. Eine kindische Einbildung, die ohne Zweifel durch



die Angegriffenheit meines Gehirnes hervorgerufen wurde, ließ mich in dieser Berührung unserer Hände eine Art von Vertrag zwischen mir und dem Muldensterz erblicken. Er stand am obern Ende einer ziemlich steilen Treppe still und öffnete eine Thür, die er dann hinter uns abschloß; mittels eines chemischen Zündhölzchen zündete er ein Licht an, welches ein ziemlich großes Zimmer erhellte, das wir, nachdem wir einen engen Corridor überschritten, erreicht hatten. Das Zimmer war dermaßen mit Gegenständen aller Art vollgestopft, daß kaum für ein Bett und etliches Geräth Raum blieb. Mehr als die Hälfte des Fensters, vor welchem sich die sorgfältig geschlossenen gelblichen Vorhänge kreuzten, war der Höhe nach mit einer Menge von Paqueten zugesetzt.

»Da ist ein Bett, schlaf aus, morgen früh wollen wir zusammen schwatzen, und wenn es nothwendig ist, so lassen wir einen Arzt kommen«, sagte der Muldensterz zu mir. »Du wirst sehen, daß ich nicht so eingeteufelt bin, wie ich aussehe.«

Und damit zog er eine der Matratzen aus dem Bette, legte sie auf den Boden, nahm zum Kopfkissen eines der zahlreichen Pakete, mit denen die Stube angefüllt war, blies das Licht aus und legte sich schlafen.

Moralisch und physisch gänzlich erschöpft und fast unfähig, irgend einen Gedanken festzuhalten, empfand ich einen Augenblick unaussprechlichen Wohlbehagens, als ich mich in das Bette legte, wo ich auch bald einschlief; denn die vorige Nacht hatte ich auf freiem Felde und in einer peinlichen Schlaflosigkeit zugebracht.

Als ich erwachte, war es Tag, aber die dichten, verschlossenen Vorhänge unterhielten in dem Zimmer ein Halbdunkel. Ich hörte das »Ziehen« eines Ofens, dessen Kohlengluth von dem gerötheten Fußboden wiederglänzte; ich bemerkte neben meinem Bette ein Stück Brot und eine Tasse Milch. Verwundert über diese Vorsorge meines Wirthes sah ich mich nach allen Seiten um: ich war allein.

Noch mehr erschreckt über diese Einsamkeit, als über die Gegenwart des Muldensterzes, wollte ich mich ankleiden und suchte meine elenden Kleidungsstücke, die bei der Rauferei von gestern Abend ganz in Stücken zerrissen waren; sie waren

verschwunden; an ihrer Stelle sah ich am Fußende des Bettes eine Hose, eine Weste, einen tuchenen Oberrock, ganz neu, und ein Paar vortreffliche Stiefel. Dieser Austausch, der doch entschieden zu meinem Vortheil war, setzte mich gleichwohl in Verzweiflung; denn in der Tasche meiner Weste hatte ich bis dahin das Taschenbuch, das aus dem Grabe von Regina's Mutter geraubt worden, sorgfältig bewahrt. Doch bald entdeckte ich das Taschenbuch in meiner Nähe auf einem Tische, wenn auch offen — ich ergriff es eben so hastig wie bekümmert — glücklicherweise fand ich Alles darin wieder, was drin sein mußte; ich wußte die Anzahl der Briefe auswendig. Sie waren alle da, so wie auch das Kreuz und das Pergamentblatt, auf dem eine Königskrone, von symbolischen Zeichen eingeschlossen, zu sehen war.

Bald aber überfiel mich eine neue Furcht. Dieses Taschenbuch, das ich so zu sagen, aus des Muldensterzes eigenen Händen vor acht Jahren geraubt, als ich ihm einen Schlag versetzt hatte, in dem Augenblick, da er das Grab von Regina's Mutter geschändet, hatte der Spitzbube es wieder erkannt? Hatte er einen Argwohn, wie dieser Gegenstand in meine Hände gekommen? Wollte er sich in diesem Falle an mir rächen?

Meine Lage ward verwickelt. Ich wagte nicht zu rufen, ich fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen, die Kleider, die ich vor meinem Bette fand, anzulegen; sie waren gewiß gestohlen — und doch, was sollte ich machen? Der bloße Gedanke, in diesem Hause zu bleiben, erschreckte mich. Ich versuchte meine Lumpen wieder zu finden, vergebens suchte ich sie unter den Gegenständen, mit denen das Zimmer angehäuft war. Ich sah da eine Vereinigung der verschiedensten — Gegenstände: seidene Vorhänge, Pendeluhren, Fußzeug, Stücke von Kleiderstoffen, ganz neue Kleider, Damenshaws, alte Waffen, Dutzende von seidenen Strümpfen in Päckchen, sorgfältig versiegelte Flaschen Wein oder Liqueur, kleine Statuen von Elfenbein oder Bronze, die mir von künstlicher Arbeit zu sein schienen, Leinenzeug von aller Art, und ich weiß nicht wie viele kleine Cigarrenkisten, die mit Etiquetten in spanischer Sprache versehen waren, Alles aufs Gerathewohl übereinander geschichtet. Dieser rasche Ueberblick vermehrte mein Schaudern; diese Gegenstände mußten das Ergebnis vielfältiger Diebstähle sein, bei denen der Muldensterz

den Mitschuldigen oder den Hehler machte; ich wollte um jeden Preis aus dem Hause entfliehen, auch auf die Gefahr hin, daß ich die fremden Kleider anziehen müßte. Unglücklicherweise war die Thür stark und doppelt verschlossen.

Bald daraus hörte ich die äußere Thür des Ganges öffnen; schwere Schritte näherten sich, man klopfte auf eine eigenthümliche Weise an die Thür.

Ich blieb stumm und unbeweglich.

Man klopfte aufs neue und auf dieselbe Art, alsdann hörte ich, nach einigen Minuten, unter dem Fußgesimse der Thür ein leises Rauschen, und es ward von außen her mittels einer langen und scharfen Messerklinge ein Stück Papier hereingeschoben; hierauf entfernten sich die Schritte, und die Thür des Ganges schloß sich wieder.

Ich warf die Augen aus das Papier, welches unter der Thür durchgesteckt worden war; es war zusammengefaltet, ich nahm es auf, öffnete es und las darauf nur folgende Worte in Bleistiftschrift.

»Morgen Um ein Uhr Morgens — wartet man — neben an.«

Nach kurzem Zaudern legte ich das Papier wieder auf die Schwelle; es war ohne Zweifel von irgend einem verbrecherischen Stelldichein die Rede.

Dieser neue Zwischenfall verdoppelte mein Verlangen noch, aus dieser Wohnung zu entfliehen. Um für jeden Fall bereit zu sein, zog ich, trotz meines Widerwillens, die Kleider an, die mir nicht gehörten; dann öffnete ich die Fenster, indem ich die Gegenstände, die es verbauten, zur Seite schaffte. Es ging auf einen Hof hinaus und lag wenigstens fünfundzwanzig bis dreißig Fuß über dem Boden. Es war also auf dieser Seite zu dieser Stunde die Flucht nicht möglich.

Nachdem ich mich einige Augenblicke bedacht, blieb ich bei einem gewaltsamen Entschlusse stehen; sobald der Muldensterz die Thür öffnete, wollte ich mich aus ihm stürzen, und trotz der heftigen Schmerzen, die ich noch in Folge der gestrigen Rauferei fühlte, setzte ich hinlängliches Vertrauen in meine Entschlossenheit und Behendigkeit, um im Guten oder Bösen aus diesem Zimmer loszukommen.

In diesem Augenblicke hallten Schritte auf dem Gange wieder, ich waffnete mich mit Muth, bereit hervorzustürzen, sobald der Muldensterz die Thür öffnen würde, aber wie war ich betreten, als ich eine Stimme, eine Melodie und Textworte vernahm, die mir nur allzubekannt waren.

Die Stimme war die La Levrasse's.

Er summte die Worte seiner »Schönen Bourbonerin«, eines Liedes, für das der Seiltänzer eine besondere Vorliebe hatte.

Und indem er sang, klopfte er an die Thür, ganz wie der vorige Besuch angeklopft hatte, ehe er das Briefchen, von dem ich schon gesprochen habe, unter der Thür durchschob.

Da La Levrasse keine Antwort bekam, hielt er einen Augenblick mit Singen an und klopfte noch einmal an, dann noch einmal mit Ungeduld, alsdann entfernte sich mein alter Herr, jetzt wahrscheinlich überzeugt, daß der Muldensterz nicht da sei, indem er seinen Lieblingsrefrain wiederholte.

Dies unerwartete Zusammentreffen machte mich ganz verdutzt, aber ich wunderte mich auf keine Weise über die Beziehungen, die zwischen La Levrasse und dem Muldensterz obwalten mochten, waren sie doch dazu gemacht, sich miteinander zu verstehen. Die Abneigung, die mir der Quäler meiner Jugend, der also dem Brande des Wagens, welchen Bamboche angelegt hatte, entronnen sein mußte, einflößte, war mir ein neuer Grund, diesen Ort zu verlassen, ich mußte jeden Augenblick ein Einbrechen der Polizei erwarten, und in diesem Falle mußte ich, trotz alles Einspruchs, den ich etwa erheben konnte, auch in den Augen des Vorurtheilslosen als Mitschuldiger des Muldensterzes gelten und als Dieb in's Gefängniß geworfen werden, ohne späterhin jemals meine Unschuld beweisen zu können. Dieses Schicksal erschien mir in einer ganz anderen Furchtbarkeit, als wegen Obdachlosigkeit festgenommen zu werden.

Immer fester entschlossen, mir den Ausgang mit Gewalt zu erkämpfen, ergriff ich für alle Fälle unter den alten Waffen eine Art von damaszierter Eisenwaffe, nicht sowohl um den Muldensterz damit niederzuschlagen, als um ihn, falls er mir drohte, oder mir Widerstand leistete, einzuschüchtern.

Ich war noch über den Waffenhaufen gebückt, den ich wild

durcheinandergeworfen hatte, um daraus das für mich Passende zu wählen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte, ich fuhr so heftig zusammen — denn da ich beinahe gerade nach der Thür gewendet war, konnte ich gewiß sein, daß sie nicht aufgangen war — daß mir, als ich mich umkehrte, die Waffe aus der Hand fiel.

Ich sah den Muldensterz hinter mir stehen. Er war nicht durch die Thür, die auf den Gang hinausging, sondern durch eine Tapetenthür in einer Scheidewand hereingekommen, von der ich nichts ahnte; die Wohnung des Spitzbuben hatte zwei Ausgänge. So ward mein Anschlag, wenn die Thür halb geöffnet wäre, mit Gewalt zu entwischen, zu nichte.

»Schön!« sagte der Muldensterz, indem er auf meine Kleidung anspielte, »Du bist ja angethan wie ein König.«

Nach kurzem Schweigen antwortete ich:

»Ihr wollt mir die Kleider nicht wieder geben, die ich früher trug?«

»Du beklagst Dich wohl über den Tausch?«

»Ja; denn diese Kleider sind jedenfalls gestohlen, so wie alle die Gegenstände hier im Zimmer.«

»Hast Du gefrühstückt?« sagte der Spitzbube, indem er auf den Stuhl hinsah. »Nein? komm, iß ein Stück, wir haben zu reden. Ich habe Dir Feuer angemacht, ich habe Dein Frühstück vor's Bette gestellt, Bamboche hätte Dir kein besserer Wirth sein können.«

»Zum letzten Mal, ich fordere meine Kleider, und daß Ihr mich von hier fortlaßt, im Guten.«

Statt mir zu antworten, bückte sich der Muldensterz, nahm das Briefchen auf, las es, zerriß es und sagte zu mir:

»Das wußte ich schon. Ich habe den Kameraden getroffen, als er von hier kam. Hast Du das Briefchen gelesen?«

»Ich sag' Euch, daß ich meine Kleider haben will, und daß ich fort will.«

»Beruhige Dich und höre mich an. Wenn Du Dich gut beträgst, so mach' ich Dir folgenden Vorschlag. Ich miethe Dich in ein paar hübsch möblierten Zimmerchen ein, gut gekleidet bist Du schon, ich werde Dich vollständig heransstaffiren. Ein Garkoch wird Dir alle Tage Dein Essen bringen lassen, für die erste Zeit sollst Du

kein baares Geld in der Tasche haben. Späterhin, wenn Du Dich gut aufführst, sollst Du dergleichen haben, das verspreche ich Dir.«

»Und für diese Wohlthaten«, sagte ich zum Muldensterz mit bitterm Lächeln, »verlangt Ihr von mir — was?«

»Drei oder vier Stunden täglich von Deiner Zeit, mehr nicht, die übrige Zeit kannst Du herumlaufen und thun, was Du willst.«

»Und diese vier Stunden, was soll ich in ihnen thun?«

»Ich habe Dir gesagt, ich brauchte einen Gehilfen. Du sollst mein Gehilfe sein.«

»Euer Gehilfe?«

»Höre, laß uns aufrichtig gegen einander sein. Seit acht Tagen gehe ich an den Landungsplatz und sonst, um einen Jemand zu finden, der mir ansteht, es glückt mir nicht, lauter Gesichter, die durch ihre bloße Miene die Leithunde der Polizei auf die Fährte locken würden, und dazu Manieren!! — Du hingegen kommst aus der Provinz, Dich kennt man nicht, Du hast ein ehrliches Gesicht, im Nothfall bist Du entschlossen und schlägst wacker zu, Du bist mir wie auf den Leib gemacht — wozu? horch: Ich bin, wie Du siehst, mit Waaren überhäuft, ich habe meine Ursachen, sie nicht selbst zu verkaufen, nicht aus Stolz, auf Ehre! ich möchte also, das Eine verkaufen, das Andere aufs Leihhaus schaffen, noch Andres umtauschen, u.s.w., aber um solchen Verkehr zu treiben, ohne allzuviel Argwohn zu erwecken, muß man eine feste Wohnung haben, in seinem Stadtviertel bekannt sein, ein Bisschen von seinen Einkünften leben, und darum will ich Dich gut einmiethen, gut ankleiden, Dich gut leben lassen, später sollst Du dann Deine Verhaltensregeln wegen des Verkaufes haben, was Du hier siehst, ist nichts, ich habe andere Magazine — und —«

»So? Ihr wollt mich gebrauchen, um den Ertrag Eurer Diebereien zu verkaufen?«

»Meine Waaren, junger Mann, meine Waaren; das soll Dein Anfang sein.«

»Soll ich denn auch noch andere Geschäfte besorgen?«

»Später sollst Du in gewisse gute Häuser gehen, die ich Dir angeben werde, um Proben von eingeschwärzten Cigarren

anzubieten, und unter diesem Vorwand —«

»Unter diesem Vorwand?«

»Ha ha, wie der anbeißt, und zuerst spielte er den Ekelen — nun, unter diesem Vorwand sollst Du mir allerlei kleine Dienste erweisen — ich werde Dir schon sagen, was für welche.«

»Weiter verlangt Ihr nichts von mir?«

»Für den Augenblick nicht. Was die Erfüllung der Anerbietungen und Versprechungen anbetrifft, die ich Dir mache, so mag das Vertrauen, mit dem ich Dich beehre, Dir zeigen, daß es mein Ernst ist.«

»Nun hört mich auch an. Ich kenne Euch, Ihr seid ein Schurke, Ihr habt früher Bamboche in's Verderben gestürzt, und unter den zahlreichen, bis seht wahrscheinlich straflos gebliebenen Verbrechen, die Ihr begangen, ist ein greuliges, Ihr habt ein Grab beraubt.«

»Das Taschenbuch ist also — mir schwante so etwas.« rief der Spitzbube mit gezwungenem, bitterem Lächeln, »kennst Du vielleicht Den, der mich um den Profit gebracht hat?«

»Ich bin es.«

»Du!«

»Ja, ich. Ich war damals noch ein Knabe. Ich sage Euch das, damit Ihr wißt, daß ich mich vor Euch nicht fürchte; denn wenn ich Euch als Knabe beinahe mit einer Schaufel das Hirn eingeschlagen habe, so werde ich es Euch als Mann doch wohl allenfalls mit dieser eisernen Waffe ganz einschlagen können, versteht Ihr?«



»Du warst das!« murmelte der Spitzbube, »warte, davon reden wir gelegentlich noch ein Mal zusammen.«

»Sobald Ihr wünscht. Einstweilen laß ich mich hier nicht mehr mit Gewalt festhalten. Was Eure Anerbietungen anbetrifft, so will ich lieber Hungers sterben, als von ihnen Gebrauch machen.«

»Du siehst wohl ein, mein Junge, daß ich Dich nicht in mein Magazin mitgenommen haben werde, ohne meine Maßregeln zu treffen. Gegenwärtig bist Du ebenso compromittirt wie ich: die Kleider, die Du nahmst, sind gestohlen, Du bist freiwillig hierhergekommen, hast hier geschlafen, Du hast heut Morgen mit mir gefrühstückt, ebenfalls freiwillig — das Alles kann ich beweisen. Mich angeben, heißt also, Dich selbst angeben. Wenn Du an den Hafen gehen willst, um Dir Brot zu verdienen, so ist auch dafür gesorgt, ich habe Dich als Polizeispion angegeben, die Leute haben ihre Ursachen, mir Glauben zu schenken, und wenn Du Dich wieder sehen ließest, würdest Du für diesmal *ganz* todtgeschlagen. Und verlasse Dich auch nicht etwa darauf, die Wache zu rufen: Du würdest selbst als Herumstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt, und nach zwei



Stunden würde man wissen, das sage ich Dir, daß die Kleider, die Du am Leibe hast, gestohlen sind.«

Und nach kurzem Schweigen antwortete der Muldensterz:

»Was hast Du dagegen vorzubringen?«

»Ihr seid ein infamer Schurke«, rief ich aus.

Der Spitzbube zuckte die Achseln.

»Ein infamer Schurke«, versetzte er, »ein infamer Schurke. Das müssen wir ein Bisschen genauer zergliedern. Gestern morgen warst Du vor Hunger dem Tode nahe — ich habe Dir Brot gegeben — gestern Abend warst Du vor Kälte dem Tode nahe — ich habe Dir ein Obdach verschafft — Du warst mit Lumpen bedeckt — ich habe Dich von Kopf bis zu Fuß in warme, nagelneue Kleider gesteckt. Zeige mir doch die ehrlichen Leute, die das für Dich gethan hätten.«

»Aber zu welchem Zwecke seid Ihr mir so beigesprungen! Um mich zum Bösen zu verleiten!«

»Nun!« — antwortete der Spitzbube — »freilich — das ist wohl klar! Aber ich möchte doch wissen, ob die ehrlichen Leute eben so viel für Dich thäten, um Dich zum Guten zu führen?«

Dieser Vergleich, wenn auch in gewisser Beziehung hinkend, machte mich verstummen; ich wußte nicht sogleich etwas zu antworten; denn ich muß es zu meiner Schande und mit schwerem Herzen gestehen, ich vergaß einen Augenblick, daß Claudius Gérard, so arm er selbst war, mich bei sich aufgenommen hatte, um einen ehrlichen Menschen aus mir zu machen. Aber ich wiederhole es, ich ward von der Paradoxie des Muldensterzes zuerst um so mehr aus der Fassung gebracht, als mir mein Versuch bei dem Beamten, der für mich gleichsam das Gesetz und die Gesellschaft vertrat, sogleich einfiel. Was hatte am Ende dieser Beamte auf meine Bitte um Arbeit geantwortet? In welcher Weise hatte er meine Entschließungen, auf dem Wege des Guten zu bleiben, bestärkt? Welchen Ausweg aus meiner verzweifelten Lage hatte er mir eröffnet?

Ich mußte es wohl anerkennen, der Spitzbube war mir zu Hilfe gekommen — er und kein Anderer er hatte mich bei sich aufgenommen, er eröffnete mir, als Lehrer des Bösen, eine Aussicht auf ein müßiges Wohlleben. Freilich setzte ich mich,

wenn ich es annahm, der Gefahr aus, in's Gefängniß wandern zu müssen, aber führten mich nicht Elend und Ehrlichkeit ebenso unabweislich in's Gefängniß, wie mir der Beamte selbst gesagt hatte, daß ich nämlich, wenn ich ohne Obdach, Geld und Arbeit wäre, über kurz oder lang als Herumstreicher festgenommen und in's Gefängniß gesetzt werden würde?

Gefängniß für Gefängniß — ist's nicht eben so gut, diese Unglücksstunde in Wohlleben, als unter den Qualen des Elends zu erwarten? dachte ich, indem ich mit tiefer Bitterkeit, die bereits durch einen gewissen Durst nach Rache geschärft wurde, über mein eigenes Schicksal spottete. Bamboche hatte wohl Recht, mir die Logik des Muldensterzes zu rühmen — die Erfahrung zeigte mir, daß mein Jugendfreund Recht hatte, ich war ein albernes Kind, dieser Spitzbube ist im Besitz der wahren Lebensweisheit. Freilich, man muß die Schmach, die Seelenbefleckung abrechnen, allein bin ich einmal zwischen befleckte und entehrte Gefangene verseht, was für einen Unterschied wird man dann zwischen mir und ihnen machen?

Der Muldensterz beobachtete mich stillschweigend; er glaubte zu errathen, daß seine cynischen Rathsschläge und seine Lehre meinen Entschluß zu erschüttern begännen; und indem er, wie es schien, durch ein zu starres Bestehen den Vortheil, den er über mich erlangt zu haben glaubte, aufs Spiel zu sehen fürchtete, sagte er zu mir:

»Höre, mein Junge — am Ende fährt man schlecht bei Dem, was man mit Gewalt thut, ich will Dir das Messer nicht an die Kehle setzen, noch aus Deiner Lage Vortheil ziehen. Du bist gut gekleidet — das Frühstück von Brot und Milch wird auf den heutigen Tag für Dich ausreichen — geh — suche Dein Leben auf ehrliche Weise zu fristen, wie Du sagst. Es gibt so viel tugendhafte Leute«, setzte er in einem höhnischen Tone hinzu, »daß es Dir nicht daran fehlen kann, Jemanden zu Finden, der Dir gleich Brot gibt, um Dich zu verhindern, Dich zum Bösen zu wenden, wie sie das nennen — Du brauchst nur zu reden, gewiß. Solltest Du jedoch — ganz unwahrscheinlicher Weise — von allen ehrlichen Leuten aufgenommen werden, wie man einen ausgehungerten Hund in einer guten Küche ausnimmt, nun, so nimmst Du morgen die kleine Gehilfenstelle an, die ich Dir anbiete

— nicht wahr?«

Ich blieb finster, schweigend stehen — der Spitzbube fuhr fort:

»Natürlich sehe ich so viel Vertrauen in Dich, daß ich Dich nicht für fähig halte, die Kleider, die Du am Leibe trägst, zu verkaufen, um weniger gute zu kaufen und von dem Ueberschuß zu leben, und um Dir jetzt zu beweisen, daß es bei mir heißt gesagt, gethan«, setzte der Muldensterz hinzu — »Ach — Du bist frei.«

Und damit machte er die Stubenthür weit auf.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Versuchungen.*

Da ich die Thür offen sah, war meine erste Bewegung, hinauszustürzen; der Muldensterz widersetzte sich meinem Fortgehen nicht, nur als ich im Begriff war, aus dem Gange zu treten, sagte er zu mir:

»Junge, ein Wort, zu Deinem Besten.« —

Ich wandte mich um.

Der Muldensterz schrieb Etwas aus ein Stück Papier.

»Nimm«, sagte er, »es ist meine Adresse; denn Du weißt nicht, in welchem Stadtviertel wir sind, und wenn Du heut Abend nach Hause kommst, mußt Du nach dem Wege fragen können; wenn ich früher zu Hause bin, so klopfst Du an und nennst Deinen Namen, kommst Du früher, so erwarte mich auf dem Gange. Wie, Du gehst ohne Frühstück?«

»Das Brot kann mein Abendessen sein, wenn ich zurückkehre.«

»Du gierst Dich, bei einem Freunde? — Wie Du willst. Nun — viel Glück auf Deiner Jagd nach guten Menschen, die Mitleiden mit Dir haben.« —

Ich entfernte mich, der Spitzbube rief mich zurück:

»Hör' doch —«

»Was?«

»Wenn Du welche antriffst, ich meine gute Leute, so bring doch einen mit, ich möchte ihn in Spiritus setzen lassen.«

Ich zuckte die Achseln und stieg rasch die Treppe hinunter.

Sobald ich einmal im Freien und außerhalb der Wohnung des Spitzbuben war, kam es mir vor, als wäre ich aus einem Traume erwacht; ich legte mir die Frage vor, wie es möglich gewesen sei, daß ich mich von den einfältigen und niedrigen Reden des Elenden hatte einschüchtern lassen können; ich machte mir bittere Vorwürfe, daß ich einen Augenblick alles Das, was ich dem Claudius Gérard verdankte, hatte vergessen können. War diese Thatsache nicht hinreichend, mir die falschen Anschuldigungen des Spitzbuben gegen die ehrlichen Leute zu widerlegen?

Da ich mich anständig gekleidet sah — indem ich freilich dem Gedanken an den Ursprung dieser Kleidungsstücke auszuweichen suchte — fühlte ich mich weniger gehemmt. Ich faßte wieder Hoffnung, die Zukunft erschien mir in weniger finsterner Gestalt; es kam mir vor, als wenn meine Berufung auf das gute Herz bei irgend Jemand besser aufgenommen werden würde, wenn es mir seht möglich geworden wäre, gewisse Versuche zu machen, an die ich vorher nicht hatte denken können, denn oft flößt der Anblick eines mit Lumpen bedeckten Menschen einen unüberwindlichen Argwohn oder Ekel ein.

Daher dachte ich daran, mich der Witwe des Herrn von Saint-Etienne, meines verstorbenen Gönners, vorzustellen, während mich, da ich wie ein Bettler gekleidet war, die Scham zurückgehalten hatte, oder ich vielmehr nicht über das Vorzimmer hinaus gekommen sein würde.

Die Frau von St. Etienne mußte sich jetzt von dem plötzlichen Schlage, der sie getroffen, ein wenig erholt haben; ich hoffte, sie würde mir um des Gedächtnisses ihres Gemahls willen zu Hilfe kommen. Ich schlug also den Weg nach der Straße Mont-Blanc ein.

Der Thürhüter erkannte mich vollkommen, aber ach — ein neues Unglück. Madame von St. Etienne war den Tag nach dem Tode ihres Mannes aus ihr Landgut gereist, das mehr als 200 Meilen von Paris lag. Dieser Dame zu schreiben, ihre Antwort abzuwarten, das erforderte wenigstens fünf bis sechs Tage, — und in meiner Lage galten sechs Tage einem Jahrhundert gleich.

»Hört«, sagte ich zu dem Thürhüter, der mich aufrichtig zu beklagen schien, »dieses Viertel wird von sehr reichen Leuten

bewohnt, unter ihnen sind gewiß edelmüthige, mildthätige Menschen, solltet Ihr nicht die Namen derselben zu nennen wissen? Es ist unmöglich, daß sie nicht Mitleid mit mir haben sollten, wenn ich ihnen meine Lage freimüthig darlege, und was ich zu erdulden gehabt, seit ich in Paris bin.«

Der Thurhüter schüttelte den Kopf und antwortete mir:

»Es gibt wohl sehr reiche Leute in diesem Viertel — aber, es ist nicht leicht, bis zu ihnen durchzudringen, armer Junge, und auch dann noch — ja — das Einzige, was ich für Euch thun kann, ist, Euch die Wohnung des Herrn du Tartre, des berühmten Banquiers, anzugeben. Man sagt, er thue viel Gutes. Wagt es darauf.«

Ich ging zum Banquier.

»Wen wünschen Sie zu sprechen?« sagte der Thürhüter zu mir.

»Den Herrn Banquier du Tartre.«

»Gehen Sie zur Kasse hinauf, die Treppe rechts, im Zwischengeschoß.«

In meinen Lumpen wäre ich gleich an der Thür angehalten worden; meine leibliche Kleidung flößte keinen Argwohn ein; ich stieg die Treppe hinauf und kam in ein Vorzimmer, wo zwei Handlungsdienner anwesend waren.

»Herr du Tartre —« sagte ich zu dem Einen von ihnen.

»Wenn der Herr mit dem Kassirer zu sprechen hat, will ich Sie zu ihm führen.«

Ich ward in das Kabinet des Kassirers geführt; im Hintergrunde dieses Raumes, in einer halbgeöffneten eisernen Kiste, sah ich ganze Schätze aufgehäuft; der Anblick dieser Reichthümer machte mir nicht Lust zu ihrem Besitz, er erregte mir vielmehr Ekel.

»Ich wünsche Herrn du Tartre selbst zu sprechen«, sprach ich zum Kassirer.

»In Geschäften?«

»Nein —« sagte ich zögernd und bis zur Stirn erröthend, »in Geschäften ist's nicht.«

»Sind Sie Herrn du Tartre bekannt?« fragte mich der Kassirer, indem er mich mit einer Art von Mißtrauen anzusehen anfang, das meine Verlegenheit vermehrte.

»Nein, Herr«, antwortete ich, »aber ich möchte, ihm vorgestellt werden, ihn sprechen —«

»Er ist nicht zugegen«, — antwortete mir der Kassirer mit mehr und mehr argwöhnischer Miene — seine lange Erfahrung ließ ihn ohne Zweifel meine Bitte ahnen — »schreiben Sie gefälligst an Herrn du Tartre, oder sagen Sie mir, was Sie zu ihm führt.«

»Was mich zu ihm führt, Herr —« antwortete ich, indem ich meine Furcht und Scham überwand, »ist der Ruf großmüthiger Freigebigkeit, in dem er sieht, und ich komme —«

Der Kassirer ließ mich nicht zu Ende reden; gewöhnt, wie es schien, an solche Anforderungen, antwortete er mir mit höflicher Kälte:

»Gewiß wird die Freigebigkeit des Herrn du Tartre mit Recht gerühmt, aber er übt sie nach Grundsätzen aus, von denen er niemals abgeht; lassen Sie mir gefälligst Ihren Namen und Ihre Adresse zurück, und dazu den Namen und die Adresse von wenigstens zwei bekannten und ehrenwerthen Personen, welche im Stande sind, Nachweisungen über Sie zu geben; haben Sie endlich die Gewogenheit, genau anzugeben, welche Art von Hilfeleistung Sie von Herrn du Tartre zu erlangen wünschen, und bemühen Sie sich nach drei Tagen wieder her.«

»Haben Sie die Güte, mich anzuhören«, rief ich aus, »mein Fall ist dringend, ich habe kein —«

»Verzeihen Sie, Herr, meine Augenblicke sind gezählt«, unterbrach mich der Kassirer, »gehen Sie in das anstoßende Zimmer. Die Diener werden Ihnen geben, was Sie brauchen, um die Nachweisungen aufzuschreiben, die ich von Ihnen wünsche.«

Und da ich darauf bestand, angehört zu werden, stand der Kassirer auf, klingelte, führte mich sehr höflich an die Thür und sagte zu einem der Diener:

»Geben Sie dem Herren, was er braucht, um zu schreiben.«

»Ich danke Ihnen, ich werde — zu Hause schreiben — ich werde meinen Brief herschicken«, sagte ich traurig zu dem Diener und ging fort, mit dem Tod im Herzen.

Ich habe seitdem erfahren, daß Herr du Tartre viel Gutes thue, aber ohne jemals von den Regeln abzuweichen, die er sich in Bezug auf seine Wohlthaten vorgeschrieben. Trog meiner

grausamen Enttäuschung mußte ich doch zugeben, daß, da Paris beständig durch eine Masse von Abenteurern oder kecken Tagedieben ausgebeutet wird, die Vorsichtsmaßregeln des Banquiers durch die Vernunft und den lobenswerthen Wunsch, seine Gaben nur dem Würdigen zukommen zu lassen, vorgeschrieben sein mochten — was nun mich betraf — was für eine Adresse sollte ich aufgeben? Die des Muldensterzes etwa? Und an wen sollte ich mich wenden, um sich für mich zu verbürgen.

Ich verzweifelte noch nicht; man muß sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben, um sich vorstellen zu können, welchen hartnäckigen Täuschungen man sich in ihr bis zu dem Augenblicke überläßt, wo sie vor der Wirklichkeit in Nichts zergehen; und so begab ich mich seht, nachdem ich aus dem Hause des Banquiers herausgetreten, da es sehr schönes Wetter war, an die Tuilerien, und zwar in folgender Absicht.

Ich begreife wohl, hatte ich zu mir selbst gesagt, daß Herr du Tartre seine Wohlthaten nur an zuverlässige und ehrenwerthe Leute ertheilen will, und daß er daher, ehe er sie bewilligt, eine Weile zögert, um Erkundigungen einzuziehen; er nimmt nur vielleicht nicht hinreichend Rücksicht auf dringende und verzweifelte Fälle, wie der meinige, und hätte ich bis zu ihm durchdringen können, so würde ihn gewiß die Aufrichtigkeit meines Tones gerührt haben. Ich habe ihn nicht sprechen können — wohlan, ich will versuchen, zu Andern zu sprechen, ich werde mich auf einen öffentlichen Spaziergang begeben, der gemeinlich von reichen Leuten besucht wird, ich werde mir Jemanden merken, dessen Gesicht mir Zutrauen einflößt, ich werde ihn um eine kurze Unterredung in einer Seitenallee ersuchen — gewiß wird man mich nicht zurückstoßen.

Ich wollte auf diese Weise bei den reichen Leuten versuchen, was ich bei den armen Hafenarbeitern vergebens versucht hatte.

Als ich bei den Tuilerien angekommen war, nahm ich meinen Stand in der Lindenallee, welche an der Straße Rivoli hingeht. Bald sah ich aus einem schönen Wagen einen noch jungen Mann von sanftem und ein wenig melancholischem Gesichtsausdruck aussteigen. Er fing an, langsam in der Allee auf und abzugehen. Ich folgte ihm Schritt vor Schritts als er das erste Mal umkehrte,



wagte ich es noch nicht, ihn anzureden; ich fand für die Verlegenheit, die ich mir nicht gestehen mochte, leicht einen Vorwand — ich wollte ihm noch einmal in's Gesicht sehen, sagte ich zu mir selbst, um zu prüfen, ob mein erster Eindruck mich nicht getäuscht hatte; ich verlangsamte meinen Gang, er wandte sich um, machte den halben Weg zurück: es war noch immer dasselbe sanfte, traurige, ein wenig zerstreute Gesicht. Ich will nicht mehr zaudern, sagte ich zu mir selbst, ich fühle, wie mein Selbstvertrauen zurückkehrt, ich will mich ihm nähern, wenn er vor dem Kaffeehaus mit der überhangenden Terrasse vorbeigeht — aber auch diesmal noch fand meine sich verlierende Entschlossenheit einen neuen Vorwand aus. Mehre Spaziergänger waren gerade — so meinte ich — zwischen dem Mann und mir gewesen; überhaupt schien mir die Allee am andern Ende weniger gefüllt.

In der Zwischenzeit, da ich diesen Raum wechselte, indem ich meinen Gang nach dem meines künftigen Wohlthäters regelte, suchte ich mit den Augen nach andern Gesichtern, die noch ermuthigender wären als das seinige. Ich fand keins. Es blieben mir kaum noch einige Schritte zu thun übrig, um das Ende der Allee zu erreichen, wo ich mich mit Demjenigen, auf welchem, mir unbewußt, meine letzte Hoffnung ruhte, allein befinden sollte; ich waffnete mich mit festem Willen, beschleunigte meinen Gang, und indem ich mich mit ihm auf Einer Linie befand und er mich also noch nicht bemerken konnte, stammelte ich mit zitternder, ersticker Stimme:

»Herr!«

Sei es, daß die Furcht und Verlegenheit meine Rede unverständlich gemacht hatten, sei es, daß mein künftiger Wohlthäter zerstreut oder beschäftigt war, er hörte mich nicht und setzte seinen Gang langsam bis ans Ende der Allee fort. Erröthend über meine Schwäche, überwand ich mich jetzt gewaltsam, und indem ich ihm gegenüber trat in dem Augenblicke, wo er sich umkehrte, grüßte ich ihn und sagte schüchtern:

»Mein Herr!«

»Mein Herr!« antwortete er, stillstehend, verwundert und mich starr anblickend.

Und da ich stumm und verlegen dastand, setzte er hinzu:

»Sie irren sich wahrscheinlich, mein Herr; ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.«

Die Worte machten mich erstarren, meine Entschlossenheit verschwand; ich erlag vor dem Gedanken, wie unmöglich es sei, da mitten auf dem Spaziergange und in dem Menschenhaufen einem Unbekannten beinahe mein ganzes Leben zu erzählen und tausend kleine Umstände, die mir allein Theilnahme erwecken und mich von einem gewöhnlichen Bettler unterscheiden konnten, ins rechte Licht zu rücken. In der That antwortete ich, erschrocken über Das, was ich gewagt, stammelnd:

»Nein, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, — ich wollte, — ich hoffte —«

Es war mir unmöglich, ein Wort mehr herauszubringen, die Kehle war mir zugeschnürt, ich blieb stumm, unbeweglich, mit dem Hute in der Hand stehen und wagte die Augen nicht zu dem Manne zu erheben, der, mehr und mehr verwundert, mit ungeduldiger und hochfahrender Stimme zu mir sagte:

»Nun, was wollen Sie denn, mein Herr; warum halten Sie mich auf diese Weise mitten auf dem öffentlichen Spaziergange an?«

—

Bei diesen Worten, die ziemlich laut gesprochen waren, kehrten zwei oder drei Personen um und blieben stehen. Ich hatte bis dahin mit dem Hute in der Hand und mit vor Verlegenheit gesenktem Haupte dagestanden. Aber da ich bemerkte, daß meine verlegene Stellung und mein schüchternes Schweigen zusammen mit der sehr natürlichen Verwunderung des Mannes, den ich angeredet hatte, die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf sich zu ziehen ansingen, unter denen ich selbst einen der Aufseher des Gartens bemerkte, entfernte ich mich rasch, indem ich in aufgeregtem Tone sagte:

»Verzeihen Sie, mein Herr, — ich glaubte Jemand anders anzureden.«

Und doch verlor ich den Muth noch nicht. Wie soll ich gleich anfangs Alles besitzen, sagte ich bitter zu mir selbst; die Frechheit und die Verschlagenheit, die für den Bettler nothwendig sind, das kommt vielleicht noch — nur ein zweiter Versuch, — Muth, Muth!

Ich ging vor einer Kirche vorbei, ich trat hinein mit Hoffnung im Herzen; wer betet, ist mildthätig; ich konnte hier vielleicht eine mitleidige Seele antreffen. Eine Dame schickte sich an, die Kirche zu verlassen, ein Bedienter in reicher Livree folgte ihr, und trug einen sammetnen Beutel mit einem Wappen. In dem Augenblicke, wo diese Frau, deren Gesicht sanft und ehrwürdig war, über eine Art Gang, der außerhalb der Thür, die ins Innere der Kirche angebracht war, zuschritt, näherte ich mich ihr und sprach hastig:



»Madame, im Namen des Himmels, haben Sie Mitleid mit mir; ich bin allein in Paris, ohne Bekanntschaften, ohne Hilfsmittel; ich verlange nur Arbeit, um mein Leben auf ehrliche Weise zu fristen.«

»Seid Ihr aus diesem Sprengel, mein Freund?« fragte mich diese Dame.

»Nein, Madame!«

»Kennt der Pfarrer Eures Sprengels Euch? Kann er Eure Religiosität, Eure Moralität darthun?«

»Ach, Madame, ich bin ohne Obdach und gehöre keinem Sprengel an.«

»Dann thut es mir herzlich leid«, antwortete die Dame; »aber da man unglücklicherweise nicht Allen geben kann, so spare ich meine milden Gaben für die Armen in meinem Sprengel auf, die ihre religiösen Pflichten streng erfüllen.«

Und sie ging ihres Wegs weiter.

---

Als ich am Abend gegen zehn Uhr, vor Mangel an dem Nöthigsten ganz erschöpft, in das Haus des Muldensterzes zurückkehrte, war in mir eine plötzliche Umwandlung vorgegangen; noch jetzt weiß ich mir nicht zu erklären, wie sie so schnell sein konnte; meine Seele war in Zweifel und Bitterkeit versenkt; Haß und feindselige Gesinnungen nahmen die Stelle meiner gewöhnlichen Entsagung ein; nach der Vereitelung so vieler ehrenwerthen Versuche, dem Loose, das mich zu Boden drückte, zu entfliehen, gingen die Begriffe des Rechten und Unrechten, des Guten und Bösen an, sich in meinem Kopfe zu verwirren; ich begann auch — ein trauriges Zeichen — in Bezug auf ein ehrenwerthes Verhalten, die Ausübung von der Theorie zu sondern.

Ich hatte es eben satt — satt, zu leiden — satt, vergeblich zu hoffen — satt, für die Zukunft zu klagen — satt, mir zu sagen: Muß ich nicht morgen vor Hunger und — Kälte umkommen?

Redlichkeit, Zartgefühl, Ehre sind herrliche Worte, dachte ich, das geb' ich gern zu; aber man kann davon nicht leben. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe Alles gethan, Alles versucht, um Arbeit zu bekommen, ich finde keine; oder sie ist so unsicher, so ungewiß, daß ich mich den widerlichen Rohheiten einer verworfenen Schaar, vielleicht dem Verluste des Lebens aussetzen muß, um einen unbestimmten Lohn zu verdienen. Ich werde nicht so dumm sein, lieber die Ausübung guter Grundsätze bis zum Verhungern zu treiben, als ein wenig vom rechten Wege abzuweichen. Ich werde die Anerbietungen des Muldensterzes einstweilen annehmen, so gewinn' ich ein paar Tage, um einen Brief von Claudius Gérard oder eine Antwort von der Witwe des Herrn von St. Etienne abwarten zu können, der ich sogleich schreiben will.

Freilich ist dieses Verfahren feig, unwürdig — setzte ich hinzu — es ist ein erster Schritt auf dem Wege der Schande. Aber es soll der erste und letzte sein — denn wenn ich in acht Tagen keine Nachricht von Claudius Gérard oder von der Witwe meines Wohlthäters empfangen, so entledige ich mich meines allzu elenden Lebens.

Gegenwärtig, da ich die Vergangenheit kalt überblicken kann, beweist mir die Erfahrung, daß beinahe alle ehrliebenden Menschen, die sich zum Bösen wandten, wie ich fühlte, daß ich im Begriff sei, mich zum Bösen zu wenden, sich über ihre künftige Schmach, wie ich that, mit thörichten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, oder einem Entschluß zu einem entsühnenden Selbstmord verblenden; aber ach, beinahe immer wird die Trüglichkeit dieser Hoffnungen bald erkannt, die Stunde des Todes schlägt — die Stunde des Todes, der dich von einem von jetzt an befleckten Dasein erlösen sollte: — aber wie der Verurtheilte unaufhörlich darauf hinausgeht, den Augenblick der Strafvollstreckung hinauszuschieben, verschiebt man die Sühne noch. Was ist an einem Tage mehr, einer Woche mehr, einem Monat mehr gelegen, so lange deine Schande nicht aufgedeckt ist? Kann nicht ein glücklicher Zufall dich wieder auf den Weg des Guten führen, den du dann nicht wieder verlassen wirst? Und feigerweise bleibst du am Leben! Aber deine Schande ist aufgedeckt, ist öffentlich. — Nun, dann wirst du doch lieber als den Schandpfahl, den Tod erleiden, den sühnenden Tod, zu dem du dich von vornherein verurtheilt hattest. Den Tod? — Warum? Wozu dient dieses verspätete und nunmehr unnütze Heldenthum? Bist du nicht für immer gebrandmarkt? Besser doch immer ein entehrtes Leben, als ein entehrtes Sterben — und dein Fall ist auf immer entschieden, und du lebst in deiner Schande so hin.

---

Ich kam bei dem Muldensterz an, er erwartete mich.

»Du hast die Wette verloren«, sagte er zu mir unter lautem Gelächter: »Du bringst mir auch nicht Einen kleinen mildthätigen Mann, um ihn in Spiritus zu setzen?«

»Ich werde Euer Gehilfe«, sagte ich mit finsterner Entschlossenheit zu ihm.

»Morgen?«

»Morgen.«

»Nun gut, potz Wetter! Höre denn unsern Schlachtplan: — ich verließ mich darauf, daß Du wiederkommen würdest; ich habe heute schon ein Logis gefunden, das gerade frei wird, eine kleine, ganz ausmeublirte Wohnung. In Bezug auf die Mobilien habe ich mich mit dem bisherigen Bewohner vertragen; morgen wollen wir es zusammen besuchen. Du wirst schon finden, daß es Dir gefällt. Du unterzeichnest einen Miethcontract, der Hausbesitzer ist unterrichtet. Ich bestelle bei einem Garkoch Dein Mittagessen, und es soll Dir nichts fehlen, nur sollst Du, damit Du in Gang kommst und mir eine Sicherstellung gibst, morgen selbst eine Uhr in's Leihhaus tragen; übermorgen magst Du feiern, aber dann beginnen wir zusammen unsere Geschäfte.«

»Seht wohl«, sagte ich zu ihm; »aber mich hungert, und ich bin müde.«

»Ich erwartete Dich zum Abendessen. Da sind Dinge, die besser sind, als Brot und Milch — und da ist eine gute Matratze. Ich nehme für diese Nacht mein Bette wieder ein, mein Alter erlaubt es mir, junger Mann.«

»Habt Ihr hier keinen Wein?« sagte ich zu ihm; denn ich fühlte das Bedürfniß, mich zu betäuben.

»Brav — das nenn' ich vernünftig sprechen. Ich habe da ein Fläschchen Madeiraprobe; koste ihn nur aus, mein Sohn.«

Ich aß und trank gierig; ich war so wenig daran gewöhnt, Wein zu trinken, daß ich mich, wenn auch nicht betrunken, doch ganz betäubt zu Bette legte; denn mein sonst so treues Gedächtniß verläßt mich in Bezug auf den Schluß dieses Abends.

Am folgenden Tage fand ich bei meinem Erwachen den Muldensterz schon ausgestanden und angekleidet.

»Ich habe dem Hausbesitzer gesagt, wir kamen um Elf, es ist Zehn; kleide Dich an, und laß uns gehen.«

Ich kleidete mich an, wir gingen.

In dem Augenblicke, da wir die Wohnung des Muldensterzes verließen, sagte er zu mir: »Hier, nimm die Uhr.«

Und er reichte mir eine sehr schöne goldene Uhr mit der Kette.

»Ich will sie nehmen im Augenblicke, wo ich sie in's Leihhaus

trage«, sagte ich zu ihm; »das wird früh genug sein.«

»Wie Du willst — laß uns zuerst die Wohnung besehen und den Contract abschließen. Du mußt zugeben, daß ich ein sehr guter Geschäftsmann bin.«

»Ein vortrefflicher.«

Wir kamen in die Straße Faubourg-Montmartre, in ein Haus von gutem Ansehens wir gingen hinaus, die Wohnung zu besehen; sie bestand aus drei kleinen Stuben, die auf einen Hof hinausgingen und sehr passend meublirt waren.

»Du wirst hier wohnen, wie ein König«, sagte der Muldensterz zu mir; »das ist besser, als in der Nacht in Schnee und Koth auf den Straßen von Paris — wie?«

»Viel besser.«

»Laß uns zu dem Hausbesitzer gehen, um den Contract abzuschließen und drei Monate voraus zu bezahlen, da sind 200 Francs.«

Und der Bandit gab mir zehn Goldstücke.

Der Hausbesitzer wartete auf uns, der Contract lag bereit, und da der Muldensterz sich mit dem Tapezierer, der mit dem Verkauf der Mobilien beauftragt war, verstanden hatte, so hatte dieser Handelsmann dem Hausbesitzer von dieser Wendung der Sache Anzeige gemacht; ich zahlte die 200 Francs; das Duplicat des Contractes ward mir übergeben.

»Wir haben ein ganz goldenes Geschäft abgeschlossen«, sagte mein Genosse zu mir, indem wir aus dem Hause traten. »Sich Waaren zu verschaffen, ist nichts, aber sie zu verkaufen, sie gut zu verkaufen, ohne Argwohn zu erregen, da liegt der Knoten. Während es ganz natürlich ist, daß ein junger Mann, der ein eigenes Geschäft betreibt und in seinem Viertel bekannt ist, sich heute von etwas Edelmetall oder Silberzeug, morgen von etwas Leinenzeug oder andern Kleidungsstücken entledigt, besonders wenn er die Vorsicht gebraucht, wie Du es thun wirst, seine Käufer heute in einem, morgen in einem andern Stadtviertel zu wählen — und wenn er eine anständige Adresse anzugeben vermag, wo der Käufer bezahlen kann — das läßt auch keinen Schatten von Verdacht aufkommen. Und dann, siehst Du — das sind Alles nur Geheimnisse des ersten Grades — später sollst Du

erfahren, was für Vortheile wir noch sonst aus Deiner Ansiedlung in diesem Stadtviertel ziehen können.«

»Ich zweier nicht daran — wohin gehen wir jetzt?«

»Auf's Leihhaus — Du forderst 400 Francs auf die Uhr und Kette; man bietet Dir dreihundert, und die nimmst Du an.«

»Sehr wohl — nur zu.«

»Nimm die Uhr.«

»Gleich.«

»Wie Du willst.«

---





## Sechstes Kapitel.

### *Das Zusammentreffen.*

Ich befand mich in einem Seelenzustande, der ungefähr demjenigen eines Träumenden zu vergleichen ist, der aber ein unbestimmtes Bewußtsein davon hat, daß er träumt; übrigens fühlte ich keinerlei Gewissensbisse; ich hielt mich für ganz gerechtfertigt; in meiner gehässigen Erbitterung gegen die Gesellschaft sagte ich zu mir selbst:

»Ich habe mit größter Hartnäckigkeit Arbeit und Brot von ihr verlangt, sie hat mich keiner Antwort gewürdigt, sie hat mich mit Gewalt in die Nothwendigkeit versetzt, entweder Hungers zu sterben, oder eine unwürdige Handlung zu begehen, ich wälze meine Schmach auf diese Rabenmutter von bürgerlicher Gesellschaft; sie verkennt mein Recht zu existieren, ich stelle daher ihre Gesetze in Abrede.«

Mein Begleiter mochte wohl auf meinem Gesichte die Herbheit meiner Gedanken lesen; denn er sagte zu mir:

»So bist Du mir recht, mein Sohn: Du bist, bleich, Du beißest die Zähne zusammen, ich bin überzeugt, mit einem guten Messer in der Hand würdest Du Dich vor zehn Leuten nicht fürchten.«

Mein Begleiter hatte diese unheilverkündenden Worte so eben ausgesprochen, als wir in der Mitte eines Menschenhaufens, der durch ein Paar zusammengefahrenene Wagen entstanden war, still stehen mußten; die Straßenecke war versperrt, die Fußgänger mußten umkehren; ich stand am Rande des Trottoirs — plötzlich stieß ich einen unwillkürlichen Schrei aus. Wenige Schritte von mir

erblickte ich in einem Wagen, der wegen der unterbrochenen Passage hatte anhalten müssen — Regina.

Das junge Mädchen war in Schwarz gekleidet, wie ich sie an den Jahrestagen von ihrer Mutter Begräbniß immer gesehen hatte; eine leichte Blässe bedeckte ihr schönes, trauerndes Antlitz — sie schien nachdenkend.

Zufällig wandte sie den Kopf nach meiner Seite; ungefähr eine Secunde lang fiel ihr trauernder, träumerischer Blick mechanisch auf mich.

Meine Blicke trafen die ihrigen, ohne daß sie es übrigens zu bemerken schien.

In diesem Augenblick ward der Weg wieder frei, der Wagen, in welchem Regina in Gesellschaft einer anderen Dame saß, setzte seinen Weg fort und verschwand.

Regina's Blick übte eine electriche Wirkung auf mich aus, ein Strahl von göttlichem Lichte fiel plötzlich in den Abgrund, in welchen ich zu versinken im Begriff war — in einem Augenblick war mein Entschluß gefaßt.

Ich war durch mehre Personen, die wie wir hatten stillstehen müssen, für den Augenblick von dem Muldensterz getrennt, zu meiner Linken sah ich ein offenes Einfahrtsthor, und unter der Wölbung die letzten Stufen einer Treppe; indem ich nun einen Augenblick benutzte, in welchem mein Begleiter, der keinerlei Mißtrauen in mich setzte, anderswohin blickte, sprang ich, ohne von dem Thürhüter bemerkt zu werden, rasch in das Einfahrtsthor und stieg eilig zum ersten Stock hinauf, dann setzte ich meinen Weg langsam bis zum fünften fort, indem ich mich, um meine Anwesenheit in dem Hause zu rechtfertigen, darauf einrichtete, nach einem hier unbekanntem Miethsmann fragen zu können.



Ich wollte dem Muldensterz Zeit lassen, sich zu entfernen und mich von einem Ende der Straße bis zum andern zu suchen. Nachdem ich eine Weile im höchsten Stockwerk verweilt, ging ich sehr langsam wieder herunter, indem ich auf jedem Absatz eine Zeit lang stehen blieb. Auf diese Weise gewann ich ungefähr eine Viertelstunde, dann trat ich vorsichtig aus dem Hause, indem ich, ehe ich das Einfahrtsthor verließ, die Straße nach beiden Richtungen hinabsah.

Der Muldensterz war verschwunden.

Indem ich in den Durchgang eintrat, welcher die sogenannte Cité Bergère bildet, schritt ich eilig fort, und nachdem ich den menschenleersten Straßen in diesem Viertel nachgegangen, kam ich an weite Landflächen von unbestimmtem Charakter, die auf der einen Seite von den letzten Häusern der Vorstadt, auf der andern von der Umfassungsmauer von Paris begrenzt waren.

Noch einmal athmete ich frei auf — ich war wieder in Freiheit.

Während dieses raschen Laufes hatte ich meinen Entschluß noch mehr reifen lassen.

Ich war innerlich ganz ruhig.

Indem ich um mich blickte, bemerkte ich in unmittelbarer Nähe der letzten Häuser der Vorstadt mehre tiefe Ausgrabungen, die von Bauten herrührten, welche durch den Eintritt des Winters unterbrochen sein mochten; eine Umschließung von lose übereinandergelagerten Brettern umgab diese Bauten beinahe ganz. Eins der Gebäude war nur erst über die Grundmauern emporgeführt, ich bemerkte einen halb vollendeten Keller, dessen Gewölbe, welches fertig war, eine tiefe Höhle bildete. Die Vorsehung stand mir nach Wunsch bei, ich erwartete die Nacht mit Ungeduld, das

Tageslicht war mir zuwider.

Ich ging lange aus dieser menschenleeren Fläche auf und ab; ein dicker Nebel deckte sie bald mit seinem dichten Schleier.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto verständiger und angemessener erschien mir mein Entschluß, desto mehr erstaunte ich über den schrecklichen Schwindel, von dem ich ergriffen worden war, und dem mich der Anblick Regina's entrissen hatte.

Endlich brach die Nacht herein.

Ich machte in die Bretterumzäunung, mit welcher das unvollendete Gebäude umgeben war, mit leichter Mühe ein Loch. Ich stieg in den Grund hinab und bereitete mir mittels etwas Stroh, das ich von den Steinschichten nahm, die man für den Winter mit Stroh zu bedecken pflegt, im Hintergrunde des unvollendeten Kellers eine Art von Streu, nahm einen großen Stein als Kopfkissen und streckte mich dort aus — um ruhig den Tod zu erwarten.

Gott, Du bist mein Zeuge, daß ich diesen letzten Entschluß ohne Gehässigkeit, ohne Bitterkeit, ohne Auflehnung gegen mein Geschick faßte! Diese bösen Regungen waren zugleich mit meinen schlimmen Absichten vor einem einzigen Blick von Regina entschwunden.

Nein, ich entschloß mich zu sterben, bloß, weil ich nicht die Mittel fand, um zu existieren — Weil ich nicht um den Preis mein Leben erhalten wollte, daß ich der Schande anheimfiele, wie ich vorhin zu beabsichtigen leider im Stande gewesen war.

Endlich fand ich weder Muth, noch Kraft, noch Willen genug in mir, den schrecklichen Kampf, den ich seit drei Tagen gegen meine schreckliche Lage kämpfte, ohne Aussicht auf Erfolg noch weiter fortzusetzen.

Ich beging keinen Selbstmord, ich schleuderte nicht gegen die unbarmherzige bürgerliche Gesellschaft einen letzten, wüthenden Fluch — nein, nein, Du weißt es, o Gott, entsagend und in liebevoller und vergebender Stimmung fügte ich mich nur der materiellen Unmöglichkeit, mein Leben länger zu erhalten, ganz so, wie man eine tödtliche Krankheit auf heitere Weise erträgt.

Diese Krankheit war die Armuth, ich starb an ihr, aber ich

beginnt keinen Selbstmord.

Was den Selbstmord anbetraf, so erinnerte ich mich zu genau meiner Unterredungen über denselben mit Claudius Gérard; dieser war weit entfernt, ihn als ein Verbrechen zu betrachten, er konnte im Gegentheil nach seiner Ansicht einen heldenmäßigen, erhabenen Charakter tragen, aber er erklärte ihn nur unter wichtigen Verhältnissen für zulässig.

»Dir das Leben nehmen, heißt, Dich zugleich für den Beeinträchtigten, den Richter und Henker erklären«, hatte Claudius Gérard zu mir gesagt, »vor dem höchsten Gerichtshofe Deines eigenen Gewissens, Deiner eigenen Vernunft mußt Du in diesem Falle Deine eigene Sache führen und richten, und das Urtheil vollstrecken, ein Urtheil, das keine Berufung zuläßt. Du kannst die Sache also niemals umsichtig und ernst genug erwägen, und vor Allem fasse keinen Entschluß, ehe Du Dir nicht in Deinem Herzen und Gewissen folgende Fragen vorgelegt:

Uebersteigt Dein Unglück wirklich die menschliche Kraft? Wird Dein Tod für Jemanden von Nutzen sein? Steht es Dir unwiderleglich fest, daß Du Dich von jetzt an Deinen Mitmenschen nicht mehr würdest nützlich machen können?

Das bedenke vor Allem! So unglücklich der Mensch sein mag, so kann er doch seinen Nebenmenschen noch immer Dienste leisten. Ist er jung und stark, so kann er einen Schwächeren, als er ist, zu vertheidigen haben; ist er umsichtig und gut, so kann er die, welche die Unwissenheit böse macht, aufklären und bessern; mit einem Worte, im Vergleich zu der vollkommenen Unfruchtbarkeit des Selbstmordes darf man keinen Dienst zu klein finden; wenn die Umstände es nicht als heldenmüthig und erhaben erscheinen lassen, ist ein Sterben ohne Nutzen nur mit einem trägen und nutzlosen Leben zu vergleichen.«

Ich hatte also nicht das Recht zum Selbstmord. Claudius Gérard würde sich über meinen Tod, wenn er ihn erführe, tief betrüben, und die Erhaltung meines Lebens konnte vielleicht noch für Regina von Nutzen sein.

Auch beginne ich ja keinen Selbstmord — ich *starb blos!*

---

An diesem Abende begann für mich eine Art moralische und

physische Erschöpfung, die übrigens viel weniger quälend war, als ich es geglaubt hätte.

Die Temperatur dieses feuchten und finsternen Kellers war beinahe lau zu nennen; als ich, nachdem mir die erste Nacht in einer Art von körperlicher Verdampfung vorübergegangen war, und ich das blasse Licht des Morgens an dem Gewölbe meines Zufluchtsortes widerscheinen sah, fühlte ich, — seltsam! — eine Art Genuß darin, zu mir zu sagen: heute brauche ich nicht auszugehen, ich brauche heute weder um Brot, noch um ein Obdach für die kommende Nacht besorgt zu sein.

Ich brachte diesen Tag in einer absichtlichen Unbeweglichkeit hin; denn diese versenkte mich bald in eine gänzliche, kalte Erstarrung; mit dem Gesicht gegen die Wand des Kellers gekehrt und mit geschlossenen Augen da liegend vertiefte ich mich in die Erinnerung an die Vergangenheit.

Dieses lange Sinnen war gleichsam ein zärtliches und feierliches Lebewohl, das ich vom Grunde meines Herzens allen denen sagte, die ich geliebt hatte.

Bamboche, Basquine, Claudius Gérard, Regina traten vor meine mehr und mehr ermattende Einbildungskraft; denn gegen den Abend dieses Tages fing ich an, die schmerzlichen Qualen des Hungers zu empfinden; glücklicherweise wirkten sie sogleich auf meine schon sehr erschöpften Geisteskräfte.

Von dieser Zeit an muß ich der Geisteszerrüttung, welche den schrecklichen Anfall, den man die Hungerwuth nennt, immer begleitet, anheimgefallen sein; ich verlor das Bewußtsein von dem, was mit mir vorging.

---

Als ich wieder zu mir selbst kam, war es fast dunkel, ich lag auf einem Gurtbett in einer Art von Hängeboden oder Verschlag, von wo ich unter mir einen langen Stall bemerkte, in dem dreißig bis vierzig Pferde standen.

Ich glaubte zu träumen und blickte mit wachsender Verwunderung um mich, als ich Jemanden die Leiter, die von dem Stalle zu dem Verschlage hinausführte, hinaufsteigen hörte, und trotz meiner Schwäche, trotz der halben Bewußtlosigkeit, in der ich noch lag, erkannte ich sogleich das gute und ehrliche Gesicht

des Droschkenkutschers, der mich den ersten Tag meines Aufenthaltes in Paris gefahren hatte.

»Na — endlich — thut Ihr die Augen auf«, sagte er fröhlich zu mir, »der Arzt sagte es wohl, es fehlte Euch nichts, als daß Ihr vor Mangel am Nöthigsten erschöpft wäret, was man übrigens auch gleich sah; denn sobald Ihr ein bischen dünne Fleischsuppe zu trinken bekamt, schien Euch schon besser zu werden.«

»Wie bin ich hierher gekommen«, fragte ich ihn gerührt, »gewiß durch Eure Güte?«

»Freilich wohl, und ich rühme mich dessen, mein Junge, ich will's Euch nur gleich erzählen, damit Ihr Euch nicht mit Nachsinnen den Kopf anstrengt, das taugt nicht. Die Sache ist also diese: Gestern Nachmittag kommt eine hübsche kleine Dame mit niedergelassenem Schleier und gesenktem Köpfchen, wir kennen das, an meinen Stand, macht mir ein Zeichen, ihr den Wagen zu öffnen, schwingt sich behend, wie eine kleine Katze, über den Tritt, zieht den Rollvorhang vor, und sagte zu mir: Kutscher, an die Barrière de l'Etoile, seid Ihr einmal auf dem Wege nach Neuilly, so fahrt Ihr im Schritt — kennen das, Liebchen. Ich steige wieder auf den Bock, komme auf dem Wege nach Neuilly an, fahre im Schritt, nach fünf Minuten zieht mich die kleine Dame, so stark ihre kleine Hand vermag, am Mantelkragen und ruft: Haltet an, Kutscher, und macht den Wagenschlag auf. Ich steige ab, mache den Wagenschlag auf — für wen? Für einen schönen, jungen Mann, der steigt ein und sagt mir: Kutscher, Vorstadt Montmartre dicht bei der Barriere, Ihr haltet an, wo gebaut wird. Ich peitsche meine Pferde, ein rechtschaffener Weg, wie Ihr seht, und ungefähr von der Art derer, die Ihr mich von der Straße Du Mont-Blanc nach dem Fuchsgäßchen machen ließet. Wie wir an der Barriere Montmartre angekommen sind, steigen meine Turteltäubchen aus, lustig wie ein Paar Buchfinken, und der junge Mann bezahlt mich fürstlich; sie hatten ohne Zweifel diesen einsamen Ort gewählt, damit man sie nicht zusammen aus einer Droschke steigen sehen sollte. Ich fuhr leer zurück; als ich ein paar Schritte von mir einen Zusammenlauf von Menschen bemerkte, lenkte ich nach der Seite hinein: Was gib't's da, sage ich. — Straßenjungen, heißt es, welche in den angefangenen Gebäuden Versteck spielten, haben da einen Menschen

gefunden, er soll fast verhungert sein. — Das geht mir zu Herzen, ich mache einen langen Hals — wen erkenne ich? — Euch, armer Junge! — Mein Kunde aus der Provinz, ruf ich aus, das wundert mich gar nicht. Nun, ich besann mich nicht lange, unsere Ställe waren nicht weit, ich stieg ab, Ihr waret ohnmächtig, ich sagte, ich kannte Euch, ich steckte Euch in meine Droschke und fuhr Euch hierher. Wir holen den Arzt, er sagt, Ihr wäret im Begriff Hungers zu sterben, man sollte Euch nur in kleinen Gaben ein Bisschen Fleischsuppe geben, — das Recept wird angewandt, und jetzt, glaub' ich, möchtet Ihr *recht viel* Fleischsuppe zu Euch nehmen und ein gut Glas Wein dazu.«

Und da ich dem vortrefflichen Manne meine ganze Erkenntlichkeit aussprechen wollte, fuhr er fort:

»Einen Augenblick — eine gute Nachricht kommt nicht allein: Die Leute mit den blanken Hüten sind gute Kerle — hört, wie wir zu einander gesprochen haben. Michel, unser Stallknecht, ist abgegangen, wenn da dieser arme junge Mensch seinen Platz einnehmen will, das wär' nicht bö. Er würde wie Michel, auf dem Stallboden schlafen, des Nachts auf die Pferde Acht haben und sie des Morgens tränken, und wir würden ihm, wie dem Michel, dreißig Sous geben — das ist freilich«, setzte mein Retter hinzu, für Euch, armer Bursche, der Ihr in Paris eine schöne Stelle antreten wolltet, keine große Herrlichkeit, aber es ist doch immer ein Stück Brot, und hat man ein Stück Brot, so kann man abwarten. Wollt ihr Michels Stelle — so ist's abgemachte Sache —! so könnt Ihr sie antreten, wenn Ihr ganz hergestellt seid; denn der Arzt hat gesagt, Ihr bedürftet der Pflege. — Macht Euch durchaus keine Sorgen, wir sind hier unser zwanzig und mit nur zwei Sous täglich pro Mann wollen wir Euch schon erhalten, bis Ihr wieder wohlauf seid.«

---

Gott sei Dank, meine schwerste Prüfungszeit war jetzt überstanden; ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Erkenntlichkeit ich den unverhofften Beistand dieser guten Leute annahm; nach zwei Tagen war ich völlig hergestellt. Sowohl durch die Erfahrung als durch Claudius Gérard's Lehren gewitzigt, erfüllte ich treulich und ohne mich im Mindesten erniedrigt zu



fühlen die Pflichten meiner Stellung, die mir einen ehrlichen Broterwerb gewährte.

Nach sechs Wochen sagte der Kutscher, mein Gönner, zu mir:

»Hört, Bursche, ich habe einen Schwager, der ist Thürhüter in einem Logierhause in der Provencestraße; es ist da eine vortreffliche Straßenecke für einen thätigen, gescheuten, und was selten ist, wie Ihr des Schreibens und Lesens kundigen Ausläufer (commissaire) mein Schwager wird Euch außerdem die Kundschaft in dem Hause verschaffen, dabei kommt eine feste Einnahme von beinahe fünfzig Sous oder drei Franken täglich heraus: das paßt Euch doch wohl besser, als Stallknecht zu sein? Paßt's Euch, so gehen wir mit dem Schwager und noch einem Zeugen auf die Präfectur, daß Ihr eine Nummer bekommt — das ist immer noch nicht glänzend — aber Ihr habt weniger harte Arbeit als hier, dann ist es ein sicher Brot, und Ihr könnt abwarten —«

Ich nahm dieses neue Anerbieten um so lieber an, da trotz meines Eifers und meiner Genauigkeit mein Verhältniß zu meinen zahlreichen Herren, wackern Leuten, aber ein Bisschen roh, nicht das beste war, was übrigens der aufrichtigen, tiefen Erkenntlichkeit, von der ich gegen sie um der Hilfe willen, die sie mir in der schrecklichsten Lage meines Lebens geleistet, durchdrungen bin, aus keine Weise Abbruch thun mag.

---



## **Siebentes Kapitel.**

### *Martin an den König.*

»Zwei Worte, Sire, über das Vorstehende.

Sie haben das erschreckende, unheilvolle Ergebniß des Mißbrauchs der Jugend von Seiten heimatloser und sittenloser Seiltänzerbanden vor Augen gehabt.

Fast jede Tag enthüllt die Oeffentlichkeit Thatsachen, die für die, bei welchen ich früher Zeuge oder Mitbetheiliger gewesen bin, zum Beleg dienen können. Und die Gesellschaft duldet mit selbstsüchtiger Unbekümmertheit diese Ungeheuerlichkeiten, von denen die Kinder der Armen allein die Opfer sind.

Bitterer Hohn! — Es gibt Gesetze — man hält freilich nicht auf ihre Befolgung — deren Zweck wenigstens lobenwerth ist, indem er darauf gerichtet ist, den Mißbrauch der Kinder in den Fabriken zu beschränken — warum schweigt dieses Gesetz über den schändlichen Mißbrauch der Jugend von Seiten uns würdiger Aeltern oder gemeiner Gaukler — ein Mißbrauch, der die unglücklichen kleinen Geschöpfe verderbt, herabwürdigt und sie beinahe immer späterhin der Unzucht und dem Diebstahl in die Hände liefert.



Die Geschichte der Jahre, die ich bei Claudius Gérard zugebracht habe, Sire, hat Ihnen auch zeigen können, wie Diejenigen, welche in Frankreich am Ruder sind, die Erziehung des Landvolkes, das den größten Theil der Nation ausmacht, aufgefaßt haben und noch auffassen; Sie haben gesehen, Sire, welches Wohlleben, welche Achtung, welche Ehren sie dem Lehrer zukommen lassen.

Finder irgend eine Feierlichkeit, ein öffentlicher Art statt, wen sieht man an dem ersten Platz? — den Rechtsbeamten, der das Schwert des Gesetzes handhabt, den General, der das Schwert der bewaffneten Macht in Händen hat, den Priester, der das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit handhabt, — diese stellen in ihrer Person die traurigen Werkzeuge menschlicher und göttlicher Strafgerichte dar: die *Niederhaltung*, das *Einhaltthung*, die *Einschüchterung* — in dieser und jener Welt.

Aber warum sieht man bei diesen Prunkzügen und auf gleichem Range mit den Männern, die richten, die strafen, die Einhalt thun, nicht den Mann, der in der Gesellschaft nicht weniger wichtig ist als der Civilbeamte, der Krieger, der Priester — den Mann, der

wenigstens gleich hoch mit ihnen geehrt werden sollte — den *Volkslehrer*?

Ja, den *Volkslehrer*! Den, welcher im moralischen Sinne der Vater des Staatsbürgers sein soll, der ihn unterrichten, bessern, ihm die glühende und heilige Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit einflößen, ihn zur Erfüllung aller der Pflichten, zur Bringung aller der Opfer, die ein arbeitsames und ehrliches Leben verlangt, anleiten soll.

Noch einmal, diese Lehrer, welche das heiligste Priesteramt verwalten, nämlich das, welches auf Aufklärung und sittliche Besserung des Menschen gerichtet ist, sollten doch wohl mit denen auf gleicher Stufe stehen, die das Volk, wenn es fehlt, verurtheilen, niedersäbeln, oder mit ewiger Verdammniß bedrohen.

Sie haben gesehen, Sire — die officiellen Schriften erweisen es mehr als hinlänglich — in welcher Absicht Diejenigen, welche in diesem Lande das Heft in Händen haben, und ihre Mitschuldigen den *Volkslehrer* auf die härteste, niedrigste, empörendste Lage anweisen.

Ein anderer Abschnitt meiner Lebensbeschreibung hat Ihnen, Sire, eine ganz unerhörte Thatsache vor Augen geführt, die in jedem Staate, der sich einer bürgerlichen Ordnung rühmt, für eben so selten wie beunruhigend gelten müßte, und doch kommt sie in der That so häufig vor, daß die edlen Herzen sich über sie betrüben, über sie zürnen, aber sich nicht mehr über sie wundern.

Um zu einer Auflösung dieser traurigen Aufgabe zu gelangen, Sire, müssen wir sie auf folgende Weise ausdrücken:

Es sei ein starker, einsichtiger und redlicher junger Mann gegeben, der guten Elementarunterricht genossen, der ein Handwerk gelernt hat und voll von Muth und gutem Willen ist, der vor keiner Arbeit zurückschreckt, der sich in jede Lage zu schicken entschlossen ist, der an die Arbeit und an Entbehrungen gewöhnt ist, der mit Wenig zu leben und zufrieden zu sein weiß — der mit Einem Worte nichts Anderes verlangt, als auf ehrliche Weise so viel zu erwerben, daß er sich Brot und ein Obdach verschaffen kann.

Wird dieser Mensch mit dieser kräftigen Entschlossenheit, mit

dieser vollkommenen Selbstentäußerung, mit seiner Fähigkeit zu mancherlei Arbeiten diese ersten Lebensbedürfnisse auf ehrliche Weise sich zu verschaffen Gelegenheit finden?

Mit Einem Worte, wird sein Recht auf die Arbeit, das heißt, sein Recht, ehrlich von seiner Hände Arbeit zu leben, ihm von der Gesellschaft anerkannt werden, und wird dieselbe ihm die Ausübung desselben gestatten?

Der Abschnitt meiner Lebensbeschreibung, welchen Sie so eben gelesen, Sire, hat diese Frage beantwortet.

Ich weiß, daß die »gesetzten Leute«, die Staatswirthschaftler, vermuthlich antworten werden:

»Die guten Unterthanen sind viel zu selten, als daß nicht ein Mann, der guten Willen, Einsicht und Fähigkeiten besitzt, *früh* oder *spät* unfehlbar eine Beschäftigung oder Anstellung finden sollte.«

Ja, *früh* oder *spät* — das ist die Frage, Sire! *Früh* oder *spät*!

Wenn Einer vollkommen ohne Mittel ist und dann nach zwei oder drei Tagen eine feste Beschäftigung findet, so ist es *sehr früh* — *so früh*, daß es eines fast wunderähnlichen Zufalls bedarf, um ein solches Ergebniß herbeizuführen. Ich berufe mich dafür auf Diejenigen, die, wie ich, diese verzweifelte Lage aus Erfahrung kennen.

Nun wohl, Sire, für einen Mann, dem es an Allem fehlt, und der weder betteln noch stehlen will, ist es auf der andern Seite sehr spät, wenn er nach zwei Tagen irgend eine Beschäftigung findet — verstehen Sie mich, Sire: *nach zwei Tagen*; denn wenig menschliche Geschöpfe können — zwei Tage lang hungern.

Nach drei Tagen Arbeit zu finden, Sire, das ist *zu spät*; denn alsdann ist man schon im besten Zuge zu verscheiden.

»Zwei oder drei Tage — das ist doch eine so kurze Zeit und vergeht so schnell«, werden die Glücklichen dieser Welt sagen.

Oder auch:

»Man findet freilich wohl Leute, die vor Hunger gestorben oder zu sterben im Begriffe sind, aber es ist selten —«

Es ist schon schrecklich, daß inmitten einer Gesellschaft, von der so viele Mitglieder im *Ueberflusse* schwelgen, irgend ein Geschöpf Gottes aus Mangel am *Nothwendigen* umkommen

sollte — aber es sei, solche Todesfälle sind selten.

Warum?

Weil die größte Anzahl Derjenigen, die, wie ich, die schreckliche Lage, ihre Arme, ihre Einsicht, ihren Pflichteifer ohne Erfolg zu irgend einer beliebigen Arbeit anzubieten kennen gelernt haben, in der Wahl zwischen diesen beiden Dingen: Ehrlich und reines Herzens Hungers zu sterben,

Oder:

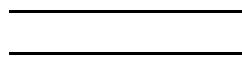
Durch Schmach, Laster oder Verbrechen das Leben zu fristen — das letztere wählt.

Das ist der Grund, weshalb die Gefängnisse, die Galeeren so zahlreich besetzt — und die Todesfälle in unmittelbarer Folge des Hungers noch so selten sind, Sire<sup>1</sup>.

Was soll man dabei machen? Almosen geben? Nein, das Almosengeben ist unzureichend und erniedrigt den Empfänger.

Man muß folgenden heiligen Grundsatz anerkennen und ausüben — das ist die einzige Hilfe:

*Die Gesellschaft muß allen ihren Mitgliedern — erstens physische und moralische Erziehung, zweitens Mittel und Werkzeuge zur Arbeit, drittens einen hinreichenden Lohn zusichern.*



Nicht um nachträglich Ihr Interesse oder Ihr Mitleid auf mich zu lenken, Sire, nehme ich Ihre Beachtung für den Inhalt der vorstehenden Seiten in Anspruch, sondern um Ihnen Erbarmen einzuflößen für die unendliche Zahl Derjenigen, die sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben oder noch befinden.«





## **Achtes Kapitel.**

### *Die Besorgungen.*

Ohne einer gesicherten Stellung zu genießen, lebte ich nunmehr doch seit einigen Monaten frei von den widerlichen und greulichen Berührungen, die mich in der letzten Zeit besudelt hatten; dank dem Schutze meines Freundes, des Droschkenkutschers, war ich autorisierter Ausläufer an der Thür eines Hôtel garni in der Provencestraße. Was für mich unbegreiflich und sehr schmerzlich war: — ich hatte von Claudius Gérard, dem ich mehrseitig geschrieben, durchaus keine Antwort erhalten; die Witwe des Herrn von St. Etienne hatte auch nichts von sich hören lassen. Ich erwartete mit Ungeduld die Rückkehr der schönen Jahreszeit, in der ich als Zimmermann Arbeit zu finden hoffte. Mein Geschäft als Ausläufer gefiel mir nicht besonders: es hatte etwas Bedientenhaftes, von dem ich mich verletzt fühlte. Freilich war ich bestimmt, viele Jahre meines Lebens als Bedienter hinzubringen — dieser Widerspruch wird sich in Kurzem aufklären.

Das Einzige, was mir diese Knechtschaft — und zwar, das muß ich gestehen, in ziemlich hohem Grade — versüßte, war der Genuß, den mir meine Beobachtungsgabe gewährte, eine Anlage, die sich in mir, seitdem ich das Bedürfnis empfunden, mich in meinen Gedanken, meinen Betrachtungen, meinen Erinnerungen von der Außenwelt und der widerwärtigen Wirklichkeit, von der ich oft umgeben war, abzuschließen, sehr entwickelt hatte.

Von der Betrachtung zur Beobachtung ist nur ein Schritt, und da dieses Bedürfnis zu beobachten, sich häufig mit einem lebhaften

Gefühl von Neugierde verbindet — nicht niedriger, kindischer Neugierde, sondern, ich möchte fast sagen, philosophischer Wißbegierde; wäre es nicht lächerlich, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen wollte — so wird man leicht einsehen, daß ich in meiner Stellung als Ausläufer ein weites Feld für meine Forschungen offen fand.

Auch dieses Mal hatte ich wieder eine Bemerkung des Claudius Gérard durch die Erfahrung bestätigt gefunden, nämlich, daß in jeder Lage des Lebens ein gewisser Bildungsgrad mit innern und äußern Vortheilen verbunden sei. Denn da die Ausläufer, welche lesen und schreiben können, sehr selten sind, so lief ich natürlich bei mehr als Einer Gelegenheit meinen Mitbrüdern den Vorrang ab — ein Vorzug, den ich freilich anfangs gegen meine ungelehrten Nebenbuhler mit der Faust vertheidigen mußte, doch war ich glücklicherweise gewandt und stark, und so stand ich bei diesen Kämpfen nicht im Nachtheil. Nachdem ich meine Stellung auf diese Weise kräftig vertheidigt, war sie in ihrer Art ganz geachtet; ich hatte später sogar mehre Male Gelegenheit, meinen frühern Nebenbuhlern unter den Eckenstehern mit meinem Lesen und Schreiben gute Dienste zu leisten. Was die Niedrigkeit meiner Stellung anbetraf, so hatte ich ja Zeit genug gehabt, aus der praktischen Unterweisung des Claudius Gérard lernen zu können, daß es schlechterdings keine Stellung gebe, in der ein Mann seine Menschenwürde nicht behaupten könnte. Auf diese Weise lebte ich ganz der Gegenwart, indem ich einen großen Genuß darin fand, bald die Natur der Aufträge, die man mir gab, zu errathen, sei es aus der Eile, die man mir bei ihrer Ausrichtung anempfahl, sei es aus der Art und Weise, mit der der Brief aufgenommen und beantwortet wurde, bald den Charakter, die Neigungen, selbst die Leidenschaften Derer, die mich öfter in Anspruch nahmen, zu erforschen. Meine Beobachtungen fielen mir um so leichter, da meine bescheidene Stellung als Ausläufer keinerlei Mißtrauen einflößte; auch gaben mir oft Reden, von denen man glaubte, daß sie über meine Fassungskraft gingen, oder Thatsachen, die für jeden Andern, als für einen aufmerksamen und einsichtigen Beobachter ohne Werth sein mußten, wichtige Ausschlüsse und zeigten mir den Weg zu großen Entdeckungen.



Da ich die Ergebnisse meiner Forschungen durchaus Niemandem mittheilte und in ihnen nichts sah, als eine Zerstreung von meinen schweren Seelenleiden, oder ein Mittel, meine praktischen Kenntnisse der Menschen und Dinge zu vermehren, so ließ ich mich ohne Bedenken in dieser Beobachtung der sittlichen Zustände, die Niemandem schaden konnte, gehen.

Seit länger als einem Monat hatte ich nicht nur jeden Tag, sondern oft den ganzen Tag bei einem jungen Manne Beschäftigung, der in dem Hôtel der Provencestraße, an dessen Thür mein gewöhnlicher Platz war, ein kleines Zimmer inne hatte.

Balthasar Roger — es war der Faullenzer, der dem armen Leonidas Hay, dem vortrefflichen Schüler, der später in die bescheidene Stellung eines Wassermenschen übergegangen war, das Leben so schwer gemacht hatte — Balthasar Roger, dessen Name gegenwärtig einer europäischen Berühmtheit genießt, war damals nur einigen wenigen Freunden, denen er seine Werke mitgetheilt hatte, bekannt. Dieser junge Dichter hatte das beste Herz und den aufgeräumtesten und originellsten Geist, den ich jemals angetroffen. Er war häßlich — aber seine Häßlichkeit war so geistreich, so belebt, so frisch, er konnte so herzlich lachen über die Thorheiten, die er beging, und das vor allen Uebrigen, oder vielmehr, er wußte in die unglaublichen und unschädlichen Lügen, in denen er sich zu ergehen pflegte, und in denen er sich allemal zuletzt festrannte, eine so naive Treuherzigkeit zu legen, daß man die Häßlichkeit ganz vergaß und bloß noch an seinen Geist und seine Seelengüte denken konnte.

Trotz dieser Heiterkeit, dieser geistreichen Frische, hatte Balthasar's Poesie doch einen finstern, leidenschaftlichen, gewaltsamen Charakter; der junge Schriftsteller opferte damals der Vorliebe des Tages zu seltsamen und unheimlichen Titeln.

Die Gänge, die ich für Balthasar seit vier Wochen zu machen hatte, waren um so weiter, häufiger und endloser, da sie zum Zweck hatten, seine Werke anzubringen, welche man damals nicht zu schätzen wußte, und die man einander heutigen Tages mit Recht aus den Händen reißt. Die Buchhändler erwiesen sich ganz unzugänglich. Wenn ich alle Viertel von Paris durchwandert, kehrte ich immer wieder mit dem Leinensack, der seine

Handschriften enthielt, traurig zu Balthasar zurück.

Trotz dieser Abweisungen, dieser Enttäuschungen war Balthasar's Ruhe heldenmäßig, seine gute Laune unverwüstlich; nie habe ich ein edleres, schlagenderes Beispiel des Trotzes, der Hoffnungen und der Seelenheiterkeit gesehen, die man aus dem Talent und dem Studium schöpfen kann, der guten Mutter, alma mater, wie Balthasar sagte. Er war arm und sah sich bisweilen schrecklich in die Enge getrieben, und doch verließ ihn nie die Hoffnung auf die glänzende Zukunft, die sein Talent verdiente; es war nicht Ueberschätzung, sondern Vorahnung, Bewußtsein Dessen, was da kommen müsse; auch verlor er sich oft, indem er die Augen auf diese blendende Zukunft richtete, in vollem Wahne in glänzende oder vorzeitige Träume, und es ward dann sehr schwer, ihn aus seinen goldenen Phantasien zu erwecken.

Eines Morgens hatte er mir, indem er mir seinen kostbaren Beutel übergab, in dem mehre Papierrollen staken, gesagt:

»Martin, darin ist erstlich »Ein zermürbtes Herz«, zweitens »Satans Hohngelächter«, drittens »Die Späße eines Gehangenen« — jeder Handschrift liegt ein Brief bei — jede Handschrift und jeder Brief ist an einen andern Buchhändler gerichtet. Ich verbiete Dir ausdrücklich, die einzelnen Handschriften für weniger als 4000 Francs aus den Händen zu geben — im Ganzen also 12000 Franks für die drei Manuscripte. Und vor Allem, Martin, vor Allem nimm dieses Geld nicht anders an, als in Gold — verstehst Du mich? — in Gold, — das ist so mein System bei den Buchhändlern. Also keine Banknoten, kein Silbergeld, sondern Gold, verstehst Du?«

»Ja, Herr Roger.«

»Hier ist eine kleine Schachtel, in der die 600 Louisd'or sehr leicht Platz finden — da ist der Schlüssel — stecke die Schachtel in den Beutel — und nimm Dich in Acht, Martin, — es gibt sehr geschickte Diebe, sie werden Dich umspüren — nimm Dich in Acht — die Kerle wittern das Geld aus eine Meile weit.«

»Sein Sie ganz ruhig, Herr Roger, ich will schon aufpassen.«

Balthasar Roger gab mir seine Verhaltensmaßregeln so treuherzig, er glaubte selbst so naiv an die künftigen 600 Louisd'ors, daß ich, trotz der nun gar sehr entgegenstehenden

Enttäuschungen, die ich in seinen Angelegenheiten schon erfahren hatte, am Ende von seiner Zuversicht angesteckt wurde; aber ach! die Täuschung verschwand bald, und nach wenig Stunden kam ich zurück.

»Ich hoffe, Du hast nichts Anderes als Gold angenommen«, rief Balthasar, als er mich zu Gesicht bekam.

»Es ist mir nichts angeboten worden, Herr Roger.«

»Als Banknoten? — Die schofeln Kerle!«

»Nein, Herr Roger, sondern —«

»Harte Thaler? Jammervolle Gesellen! Bezahlen die göttliche Ambrosia in Thalern, in groben Thaler, als wär' es Syrup oder getrocknete Pflaumen — die Krämer, die Höker! Es sollte für die Dichter eine Diamantenmünze geben.«

»Es ist mir überhaupt nichts angeboten worden, Herr Roger«, sagte ich niedergeschlagen.

»Du hast die Buchhändler nicht zu Hause gefunden?«

»O ja —«

»Nun?«

»Nun, der Eine hat mir diesen Brief zurückgegeben; der Andere sagte mir, augenblicklich ginge das Geschäft schlecht, sie könnten nichts übernehmen, besonders nicht von einem Unbekannten.«

»Die Ochsen, die Esel!« rief Balthasar — »sie kennen den Werth nicht, der von dem Unbekannten ausgeht! Bonaparte war vor der Belagerung von Toulon auch ein Unbekannter! — Unbekannt! Das ist zu unserer Zeit gerade die einzige Gewähr! — Die Philister haben meine Handschriften am Ende nicht einmal aufgeschlagen?«

»Nein, Herr Roger — sie haben nicht einmal gelitten, daß ich sie aus dem Beutel zöge.«

»Sie haben sie nicht gelesen, *darum* weisen sie sie zurück — das ist freilich natürlich«, sagte Balthasar in ruhigem und stolzen Tone — der Mangel an Einsicht soll ihnen theuer zu stehen kommen — hundert Louis für jedes Manuskript mehr — ist das genug, Martin, hundert Louis?«

»O Herr —«

»Du bist unbefangen, Du bist aufrichtig, Du bist bei der Frage

nicht interessiert, Martin; sprich, sind hundert Louis genug? Es macht mir Spaß, Dich zum Disponenten über den Beutel dieser Pharisäer zu machen — soll ich ihnen zweihundert Louis auferlegen?«

»O Herr —«

»So mag es mit hundert Louis gethan sein — Du bist milde, junger Mann, Du bist großherzig — also neunhundert Louis in Gold bringst Du mir morgen — sie werden meine Gedichte lesen, die dummen Kerle; ich steh' Dir dafür ein, sie werden sie lesen — ohne dazwischen aufzusehen — ich habe ein unfehlbares Mittel in Händen, dies zu bewirken. Komm morgen früh zeitig wieder, ich will meine Gelder vor zwei Uhr haben — 25 Louis bekommst Du — ein kleines Vermögen — Du kannst Dir davon ein kleines Staatspapier kaufen — oder was Du willst. Du kannst Millionair werden. Jacques Laffitte ist mit zwei Louis nach Paris gekommen, Du hast fünfundzwanzig, Du kannst also dreiundzwanzig Mal reicher werden als Jacques Laffitte. Ist das nicht hübsch? Siehst Du, so belohnt man den guten Ausläufer; dreiundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte — also morgen, Martin — nimm meine Stiefel, bürste sie aber nicht zu stark — eine von meinen kleinen Zehen guckt schon gar zu sehr durchs Oberleder. — Morgen also, mein Junge.«

Alle diese Thorheiten über das Glück, das mich erwartete, wurden von Balthasar in vollem Ernste und mit aller Treuherzigkeit vorgebracht. Wenn seine lebhafteste Einbildungskraft aufgeregter war, so wurde die thörichteste Hoffnung für ihn zur Wirklichkeit; — dann erwachte er und setzte sich mit so unermüdlichem Eifer an die Arbeit, daß er bisweilen zwei oder drei Tage nicht ausging.

Der Dichter hatte mir fünfundzwanzig Louis versprochen. Diese Summe, oder vielmehr auch nur der fünfundzwanzigste Theil dieser Summe würde mir sehr gelegen gekommen sein. Balthasar nahm beinahe seit einem Monate alle meine Zeit für seine Aufträge in Anspruch und hatte mich noch nicht bezahlt, so daß ich mich in großer Verlegenheit befand und ein Ersparniß von zehn Francs etwa ganz zu Ende ging.

Balthasar, den ich einmal, mit großem Widerstreben, um etwas Geld gebeten hatte, antwortete mit majestätisch:

»Pfui! ich denke für Dich auf etwas weit Besseres, als diesen

elenden täglichen Erwerb.«

Die Antwort, die mir ganz unverständlich war, hielt mich wenigstens ab, meine Forderung zu wiederholen. Balthasar war so gut, so cordial, daß es mir leid gethan haben würde, ihm wehe zu thun. Ich verstand mich also zum Warten, wobei ich freilich nicht recht wußte, wie ich mich aus dieser Lage, wenn sie noch länger währte, losmachen sollte.

Ohne eben an das Trinkgeld von fünfundzwanzig Louisd'or zu glauben, noch auch an die baare Auszahlung der neunhundert Louisd'or, die ich am folgenden Tage einziehen sollte, erschien mir doch Balthasar seiner Sache so gewiß, und ich war persönlich so dabei interessiert, daß seine Hoffnungen verwirklicht würden, daß ich anfang, sie ein bisschen zu theilen.

Aber ach! — am folgenden Tage dasselbe Fehlschlagen. Diesmal begnügten sich die Buchhändler nicht damit, die Briefe und Manuskripte ungelesen zu lassen, sondern sie hätten mich beinahe aus der Thür geworfen.

Ich stieg die fünf Treppen zu dem Zimmer Balthasar's langsam hinauf, mit seinem Handschriftensack unter dem Arm und meine unnütze Geldschachtel in der Hand, indem ich nachdachte, wie ich auf die schonendste Weise den Dichter noch einmal um etwas Geld bitten könnte; denn ich war, weil ich nicht bezahlen konnte, aus der Schlafstelle in der Straße St. Nicolas, die ich inne hatte, vertrieben worden.

Ich kam an Balthasar's Thür, sie stand offen, zu meinem großen Erstaunen sah ich in dem Kämmerchen, das vor dem Zimmer des Dichters lag, einen Koffer und einen Reisebeutel, durch die offenstehende Thür hörte ich lautes Lachen und fröhliche Ausrufungen, in denen folgende Worte vorkamen:

»Der wackere Robert — der theure Robert — herrliche Ueberraschung!«

Beim Namen Robert fiel 'mir der Reisende wieder ein, dessen Gepäck ich vom Dampfschiff getragen hatte, — der Mann, der, trotzdem, daß er sein Gesicht ganz verhüllt hatte, erkannt, in meiner Gegenwart festgenommen und wahrscheinlich in's Gefängniß geführt worden war.

Ich warf einen Blick auf den Koffer, der in Balthasar's

Vorzimmer geblieben war, und erkannte dieselbe Adresse, die ich schon einmal bemerkt hatte: Graf Robert von Mareuil.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, es war hier von Regina's Jugendfreund die Rede, von demselben Robert, von dem der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen, bei meiner letzten Zusammenkunft mit ihm, als von einem Nebenbuhler geredet hatte.

Seit ihrer plötzlichen und schnell vorübergehenden Erscheinung, vor der meine schlechten Entschließungen verschwunden waren, hatte ich Regina nicht wieder gesehen; aber meine thörichte Liebe zu ihr war, statt zu verschwinden, mitten unter den harten Proben, die ich zu bestehen gehabt hatte, noch gewachsen; mir waren Claudius Gérard's Worte beständig gegenwärtig:

»Gott verbirgt sich unseren Blicken, und doch beten wir ihn an, doch verehren wir ihn und fühlen, daß er uns führt und auf dem guten Wege erhält. Ebenso mag es mit Deiner Liebe zu diesem geheimnißvollen jungen Mädchen, dem Leitstern Deines Lebens, sein.«

Und es *war* so gewesen: in meiner Verehrung für Regina, die unsichtbar und fern von mir war, hatte ich Kraft gefunden, die Verlockungen bekämpfen zu können, welche die Armuth fast unwiderstehlich machte.

Das Zusammentreffen mit Robert Mareuil war also aus tausend Gründen für mich von mächtigem Interesse. Auch klopfte ich mit heftigem Herzklopfen an die Thür der Stube, in der Balthasar und Robert waren.

»Herein!« rief der Dichter.

Bei meinem Anblick rief er in frischer Aufregung aus: »Robert, da kommt unsere Galione! Du kommst gerade recht, jetzt wollen wir uns in Golde baden!«

Mit diesen Worten bemächtigte sich der Dichter, dessen Augen wie Karfunkel glänzten, der berühmten Geldschachtel, die ich in der Hand hatte; aber als er sie, ach! schrecklich leicht fand, zuckte er die Achseln und rief im Tone der Ungeduld und des Vorwurfs:

»Wie, doch noch Banknoten, diese schmutzigen Papierlappen,

an denen alle der Dreck von den Fingern der Kassierer hängen bleibt!«

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchem Ausdruck von Ekel Balthasar die Schachtel öffnete, die diese widerlichen Banknoten enthalten sollte.

Da er die Schachtel öffnete, fand er nichts.

Unverändert, ruhig und stolz, zuckte er kaum mit den Wimpern.

»Nun, Balthasar«, sagte Robert, der in die Einbildungen seines Freundes eingeweiht war, »unser Goldbad?«

»Warte bis morgen«, antwortete Balthasar majestätisch, und anstatt es in einer unedeln, engen Badewanne zu nehmen, wollen wir es im freien Fluß nehmen, das Goldbad. Ja, wir werben im vollen Pactolus schwimmen, wir wollen da alle Schwimmkunststücke ausführen, tauchen; denn er geht uns bis über die Ohren. Und in Erwartung dessen bleibst Du hier, an diese Stube stößt eine andere, die nimmst Du ein.«

»Das war auch meine Meinung«, sagte Robert. »Meinst Du, daß ich anderwärts zu wohnen gedenke? Da fällt mir ein, ich muß meinen Vetter von meiner Ankunft benachrichtigen, das ist sehr dringend.«

»Von was für einem Vetter sprichst Du?« sagte Balthasar zu ihm, »ich bin eifersüchtig auf diesen Vetter, wie heißt er?«

»Nun, mein Gott, der Baron von Noirlieu.«

»Ah, weiß schon, der barsche Sonderling, der Vater des allerliebsten Mädchens, das Du —«

Ein Zeichen von Robert unterbrach Balthasar.

Die beiden Freunde sahen einander an, meine Verwirrung entging ihnen auf diese Weise.

»Ich verstehe, Robert«, sagte Balthasar zu seinem Freunde, »in solchen Sachen erstens Verschwiegenheit und zweitens noch einmal Verschwiegenheit. Aber beruhige Dich, Martin, der da steht, und den ich Dir empfehle, ist die Einfalt und Ehrlichkeit in Person, er hat das Glück, dumm zu sein wie eine Gans, behend wie ein Damhirsch, pünktlich wie eine Uhr, und das Alles macht aus ihm einen Boten ohne Gleichen. Ich bitte Dich also um Deine Protection für Martin.«

Robert warf einen Augenblick mit verachtender Zerstretheit die

Blicke auf mich, ich schlug die Augen nieder und fürchtete, er könnte mich erkennen, aber diese Furcht war ohne Grund, und Robert sagte zu seinem Freunde:

»Was ist das für ein Junge?«

»Ich gebrauche ihn, um meine Gelder einzuziehen«, antwortete Balthasar, indem er sich in seinem alten Schlafrock stolz aufrichtete; »ein Schatz von einem ehrlichen Menschen; seit er in meinem Dienst ist, hat er niemals mich nur um einen Pfennig, einen Heller bei der Abrechnung betrogen.«

»Das glaube ich herzlich gern«, antwortete Robert lachend, »und da sein Amt als Kassirer ihm ziemlich viel freie Zeit lassen muß, so kannst Du mir wohl erlauben, ihn mit einem Auftrage zu beladen.«

»Ich gebe Dir Vollmacht dazu, Robert.«

»Vor Allem gib mir Schreibmaterial.«

»Du weißt wohl, Robert, es gibt zwei Classen von bevorzugten Wesen, bei denen man immer Federn findet, die zusammengedreht sind wie ein Waldhorn, und Dinte wie Salzlake; diese beiden Menschenclassen sind die Thürhüter und die Dichter. Da ich nun ein Dichter bin, so ist das Alles, was ich für Dich zu thun vermag —«

Und damit wies Balthasar seinem Freunde eine Pomadenbüchse, in der ganz unten eine Art schwärzlicher Schlamm versteckt war; diese Substanz war von so schwammiger Dicke, daß eine zerkäute Feder darin aufrecht zu stehen vermochte.

»Jetzt Papier«, sagte Robert Mareuil, indem er auf dem Tische des Dichters, was er forderte, vergebens suchte; es fanden sich hier statt dessen ein Pantoffel, eine -Karaffe, eine Feuerzange und ein Ueberrock. Endlich nach mühsamem Suchen machten die beiden Freunde ein Blatt Papier, das sich allenfalls mit Anstand sehen lassen konnte, ausfindig; die Dinte wurde angemessen verdünnt, der Graf Robert von Mareuil machte sich an dem so seltsam angefüllten Tische einen Platz frei und fing an zu schreiben, indem er zu seinem Freunde sagte:

»Uebrigens weiß ich noch gar nicht einmal, ob mir der Brief viel nützen wird.«



»An wen schreibst Du denn eigentlich.«  
»An meinen Vetter.«  
»Den Baron von Noirliou?«  
»Eben den.«  
»Und warum soll Dein Brief Dir nicht viel helfen?«  
»Man sagt, der Baron sei beinahe verrückt.«  
»Pah — warum denn?«  
»Vor Kummer.«  
»Vor was für einem Kummer?«

»Dem Kummer, den Georges Dandin seinem Schwiegervater und seiner Schwiegermutter klagte«, sagte Robert von Mareuil, indem er seinen Freund mit einem Blick des Einverständnisses ansah.



Offenbar glaubten Beide, diese Worte wären mir unverständlich.  
»Hm — hm — hm, der arme Baron!« sagte Balthasar im Tone komischen Mitleidens, »davon ist er toll geworden — das ist ihm

in den Kopf gestiegen —« dann besann er sich — »vergib Deinem Freunde diesen Spott, der sich für einen wohlhabenden Notar oder Zahnarzt ziemt, Robert, — Aber im Ernst, wenn diese Verrücktheit wirklich stattfindet, muß sie Dir im Wege sein.«

»Warum das?« sagte Robert von Mareuil lebhaft, indem er auf sah.

»Nun wegen — Du weißt wohl.«

»Im Gegentheil«, sagte Robert, indem er den Dichter fest ansah.

»Wie im Gegentheil?«

»Gewiß.«

»Aber ich rede von Donna Elvira, oder, wenn Du lieber willst, Donna Anna«, versetzte Balthasar.

»Gerade darum«, antwortete Robert von Mareuil, »steht der Commandeur einmal auf seinem Piedestal, so ist er Niemandem mehr im Wege.«

»Ach gut — sehr gut — nun versteh ich«, sagte Balthasar Roger. »Aber es wird leicht sein, Dich davon zu vergewissern, ob der Baron halbtoll ist.«

»Nicht so leicht — er hat Dir einen alten Mulatten, einen gewissen Melchior, einen vertrauten Bedienten, der so leicht Niemanden zu dem Baron läßt.«

»Den Cerberus beschäftigt man, und dann unterrichtet man sich. — Wer soll den Brief hinbringen?«

»Dieser Bursche«, antwortete Robert von Mareuil, indem er mit einer leichten Kopfbewegung auf mich hinwies, ohne sich im Schreiben stören zu lassen.

»Da habe ich einen Einfall!« — rief Balthasar Roger.

Und indem er ohne Zweifel seinen Einfall überdachte und reif werden ließ, fing er an im Zimmer auf und abzugehen, während Robert von Mareuil seinen Brief zu Ende schrieb.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Die Vorstadt du Roule.*

Ich bedurfte großer Selbstbeherrschung, um bei dieser Unterredung, die doch Das berührte, was mir das Theuerste war, äußerlich ganz unempfindlich und unbetheiligt zu erscheinen. Ich sollte in Erfahrung bringen, wo Regina's Vater wohnte, und sie selbst vielleicht in diesem Hause zu Gesicht bekommen.

Durch den Unterricht des Claudius Gérard war ich hinlänglich vertraut geworden mit den Meisterwerken unserer Literatur, um den Sinn der von Balthasar Roger und dem Grafen Robert von Mareuil dem Don Juan entnommenen Vergleichung zu verstehen; es war von Regina die Rede. Lag der Sache ein wirklicher Anschlag zu Grunde, so mußte freilich die Geistesstörung ihres Vaters diesen als weniger hinderlich erscheinen lassen.

Weniger hinderlich? für Robert's Anschlag? Was für ein Anschlag war das denn aber? Das mußte ich noch herausbringen — es rief in mir eine unbestimmte Besorgniß hervor.

Ich glaubte Balthasar hinlänglich zu kennen, um sicher sein zu können, daß er schlechten oder unwürdigen Anschlägen seinen Beistand nicht leihen werde, aber ich kannte die Gemüthsart und den früheren Lebenslauf des Robert von Mareuil nicht. Alles, was ich von ihm wußte, war, daß er vor drei Monaten war festgenommen worden. Kam er jetzt aus dem Gefängniß? War Balthasar von dieser Festsetzung nicht unterrichtet? Das waren ungefähr in dem Augenblick meine Gedanken.

Es lag mir zu viel daran, dahinter zu kommen, was an Robert

von Mareuil sein möchte, als daß ich nicht seinen Gesichtsausdruck mit der größten Aufmerksamkeit hätte studieren sollen; ich stellte daher eine Prüfung an, während Robert schrieb und Balthasar mit nachdenklicher Miene im Zimmer aus und abging.

Indem ich Robert von Mareuil beobachtete, bemerkte ich erst jetzt, daß er Kleidungsstücke trug, die hier und da vor Alter abgeschabt und blank waren; sein Hut hatte einen röthlichen Schein, seine Stiefel waren übergetreten, sein Leinenzeug nicht allzu weiß. Und doch war die natürliche Feinheit und das einnehmende Wesen des jungen Mannes so hervorleuchtend, daß mir die Aermlichkeit seines Anzugs nicht sogleich aufgefallen war; seine Gesichtsbildung hatte, ohne von regelmäßiger Schönheit zu sein, unendlich viel Reiz und Ausdruck; sein kastanienbraunes Haar wie sein seidenweicher Bart waren von Natur gekräuselt, er trug den Kopf frei empor, die Stirn hoch, seine Augen waren lebhaft und kühn, während seine leicht zusammengekniffenen Lippen, seine gerade und schmale Nase Entschlossenheit und Feinheit ankündigten.

Das Ganze dieses Antlitzes mußte eher eine Anziehung ausüben, als eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und doch schien mir — sei es, daß ich dabei von einem Vorurtheil oder von einer Ahnung geleitet wurde — sein Gesicht durch ein gewisses Falten der Augenbrauen, ein gewisses Blinzeln mit den Augen, das von einem leichten, spöttischen Lächeln begleitet war, dessen sich Robert von Mareuil während des Schreibens nicht enthalten konnte, mehre Male, ich weiß nicht was für eine Falschheit, Hinterlist und Härte zu verrathen, die mir lebhaft auffiel.

Ich blieb stillschweigend an der Thür stehen, nahm eine so stumpfsinnige Miene und Stellung an, als möglich, und wartete so auf Robert von Mareuil's Brief, während der Dichter im Zimmer auf - und abging und seinen Einfall zu verarbeiten fortfuhr; endlich war er damit zu Ende; denn er stand plötzlich still und sagte zu mir:

»Martin, Du bist ein ehrlicher und treuer Bursche.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Roger.«

»Ich will Dir eine ehrenwerthe Stellung sichern.«

»Mir, Herr?«

Ich glaubte in meiner Unschuld, es wäre wieder die Rede von den fünfundzwanzig Louis Trinkgeld, die mich eines Tages dreiundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte machen sollten — aber das war's nicht. Balthasar Roger vergaß oftmals mit unglaublicher Bescheidenheit die Millionen, mit denen ihn seine fruchtbare Einbildungskraft beschenkte, und diejenigen, mit welchen er Andere bedachte.

»Ja, Martin«, versetzte er, »ich will Dir eine ehrenwerthe Stellung sichern.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Roger.«

»Sag einmal — seitdem Du Aufträge für mich besorgst, hab' ich Dich niemals bezahlt, glaub' ich?«

»Nein, Herr, aber —«

»Laß uns von den Kleinigkeiten nicht weiter reden, das wird sich sogleich Alles finden. Jetzt hör' mich an: Der Herr Graf Robert von Mareuil, mein Freund, wird von jetzt an bei mir wohnen; statt Dich nun bloß so ab und zu zur Bedienung zu haben, möchten wir lieber einen treuen und ergebenen Diener haben.«

»Herr —«.

»Warte, ehe Du mir antwortest. Dir soll Wohnung, Nahrung, Wäsche, Heizung, Licht, Kleidung, Fußzeug, Wichse, Pomade und gute Behandlung zugesichert sein; Du sollst fünfzig Franken Lohn monatlich haben, sie sollen Dir capitalisirt und — jährlich mit den Zinsen ausgezahlt werden; o, Du hast keinen Begriff davon, Martin, was es mit dem zu Capitalschlagen der Zinsen auf sich hat, und der Zinsen von den Zinsen — nach fünfzig Jahren wirst Du mit Deinen auf diese Weise zu Capital geschlagenen Zinsen ein Erzmillionär sein — ist Dir das recht?«

Den Millionen war nun einmal nicht zu entgehen. Vierundzwanzig Mal reicher als Jacques Laffitte — Erzmillionär, mit fünfzig Jahre capitalisirtem Lohn — das konnte mir nicht fehlen. Das Klarste in dem Antrage Balthasar's war, daß der vortreffliche Mann, weil er sich in diesem Augenblicke nicht im Stande sah, mich für meine Gänge zu bezahlen, es vortheilhafter fand, mich als Bedienten anzunehmen.

Vor der Ankunft des Grafen Robert von Mareuil würde ich dieses Anerbieten ausgeschlagen haben, und bis zur Rückkehr der schonen Jahreszeit, in der ich als Zimmermann Arbeit zu finden hoffte, hätte ich eine andere Straße gewählt, um nicht in Versuchung zu kommen, aufs neue die Aufträge Balthasar's zu übernehmen, ohne Lohn dafür zu bekommen; denn trotz seiner thörichten Ueberspannung war sein Herz so gut, seine Gemüthsart so edel, daß ich ihn recht lieb hatte; aber die Gegenwart Robert's von Mareuil und ein unbestimmtes Gefühl von Furcht in Bezug auf Regina bewogen mich wenigstens für den Augenblick, diesen Antrag anzunehmen; so schwach das Band auch sein mochte, das mich auf diese Weise mit Reginen's Existenz verknüpfen sollte, so ergriff ich es doch in der Hoffnung, ihr vielleicht ohne ihr Wissen irgend einen Dienst erweisen und dieses verborgene und unbekante Bestreben, für sie thätig zu sein, fortsetzen zu können, das mit der Sorgfalt für das Grab ihrer Mutter begonnen hatte.

Balthasar schien zu glauben, daß ich über seinen Vorschlag nachdachte; denn er sagte zu mir:

»Uebereile Dich nicht mit der Antwort, Martin, aber wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, so muß er unwandelbar sein.«

Indem ich Argwohn zu erregen fürchtete, wenn ich den Antrag zu rasch annähme, antwortete ich zögernd:

»Aber, Herr, ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde — es bedarf so vieler Dinge, um ein guter Bedienter zu sein.«

»Du besitzt alle erforderlichen Eigenschaften: Du bist vor Allem einfach und naiv — ja Du gehörst zu Denen, welchen das Himmelreich verheißen ist, und die immerdar ein schönes Paar weißer Flügel haben werden, die ihnen den Bauch fächeln werden von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mag mich der Teufel bewahren vor den Frontins, Scapins, Figaro's. Du weißt nicht, was ich mit diesen Namen meine? Du siehst mich so dumm an, guter Martin — desto besser — das hab' ich gern. Du hast nur einen Fehler: daß Du lesen kannst. Aber Du kannst doch wenigstens nicht schreiben.«

»Nehmen Sie's nicht übel, Herr Roger, doch ein Bisschen.«

»Schlimm! — Aber man kann nicht vollkommen sein. Uebrigens kannst Du es mit Ausdauer und Fleiß auch dahin bringen, daß Du

es verlernst. — Nun, also, was meinst Du, willst Du unser Bedienter werden?»

»Wenn Sie meinen, Herr Roger, daß ich für Sie passe — nun — so will ich's versuchen.«

»Du bist unser — ich gebe Dir 45 Francs Gottespfennig: sie sollen Dir mit dem Uebrigen kapitalisiert werden.«

»Danke, Herr Roger.«

»Keine Danksagungen. — Nun, Robert, bist Du fertig mit dem Briefe?» sagte Balthasar zu seinem Freunde.

Und da dieser Letztere, der gerade dabei war, seinen Brief noch einmal mit tiefer Aufmerksamkeit zu überlesen, mit der Unterschrift eilte, rief Balthasar ihn noch einmal:

»Robert, wo hast Du Deine Gedanken?»

»Ich überlas, was ich geschrieben habe«, sagte der junge Mann, indem er den Brief zusammenfaltete.

Jetzt war etwas Siegellack oder wenigstens Oblaten nothwendig, um den Brief zuzumachen — neue Verlegenheiten — es fehlte an dergleichen.

»Wie«, sagte Robert, »nichts da, um einen Brief zuzumachen? — Wie machst Du es denn?»

»Ich mache sie nie zu«, antwortete Balthasar mit wahrhaft antiker Einfalt — »ich lass' es darauf ankommen, daß man sie liest — mehr noch — ich erlaub' es.«

»Hm, das glaub' ich wohl, solche Hieroglyphen — zu Deiner Schrift braucht's einen Schlüssel, und doch bin ich häufig aufs Rathen angewiesen, aufs Improvisieren. Aber ich, der ich unglücklicherweise keine Handschrift habe, welche die Indiscretion unmöglich macht — ich muß mit Entschiedenheit wünschen, diesen Brief zusiegeln zu können.«

»Ich hab's« — rief Balthasar plötzlich aus.

Und er holte von einer Kommode eine gewaltige Rolle von dem Papier, welches die Baukünstler anwenden, um ihre Risse darauf zu zeichnen.

In der That enthielt diese Rolle Risse.

»Was Teufel bringst Du da geschleppt?» sagte Robert ganz erstaunt.

»Es ist der Plan zu dem Palaste, den ich mir bauen lasse«, antwortete Balthasar bescheiden.

»Du lässest Dir einen Palast bauen?«

»Uebermorgen wird er angefangen, und Du — ja Du, Robert, sollst den ersten Stein legen«, sagte Balthasar, indem er seinem Freunde herzlich die Hand drückte.

Dann wandte der Dichter sich zu mir und setzte ernst hinzu:

»Du wirst zu morgen Abend — unabweislich — eine silberne Kelle, und einen kleinen Trog von Ebenholz kaufen; denn die sind bei der Feierlichkeit unerlässlich. Vergiß diesen Auftrag nicht, Martin.«

»Nein, Herr.« antwortete ich dies Mal mit Erstaunen — ich glaubte an den Palast.

Aber Robert von Mareuil, der besser als ich die Winkelzüge der Einbildungskraft seines Freundes kennen mochte, sagte zu ihm mit der größten Kaltblütigkeit:

»Es sei — ich will übermorgen den Grundstein Deines Palastes legen — aber —«

»Vorstadt St. Antoine« — rief der Dichter mit Begeisterung; »ich werde den Strom der Bevölkerung *dahin* ablenken, in das alte Heroenviertel von Paris. Ich werde Nachahmer haben, wir werden eine Hauptstadt in der Hauptstadt gründen — die Hauptstadt ist das Land — das Land ist Frankreich — Frankreich ist das Haupt von Europa — ich werde dieses neue Stadtviertel — das europäische Viertel taufen.«

»Sehr wohl«, sagte Robert, der die hereinschweifenden Gedanken des Dichters auf einen neuen Gegenstand übergehen zu sehen fürchtete, »Du bauest Deinen Palast in der Vorstadt St. Antoine — aber ich muß Dich daran erinnern, daß wir eben einen Brief zumachen wollten.«

»Nun eben«, sagte Balthasar mit Achselzucken, und er entrollte einen ungeheuern Bogen, auf dem in der That der Riß eines prachtvollen, mit Gärten umgebenen Palastes zu sehen war. Aufrisse, Durchschnitte, Profile, nichts fehlte. Man sah auch hier und da sorgfältig aufgeleimte kleine Papierstreifchen.

»Siehst Du diese Papierstreifchen?«- sagte Balthasar zu seinem Freunde.





»Balthasar, wir wollen einen Brief siegeln — ich gehe davon nicht ab.«

»Diese Streifchen Papier sind Verbesserungen, Veränderungen, wie ich sie jeden Tag an meinem Palaste angebracht habe. Man schreibt, man verbessert ein Bauwerk wie ein Gedicht; ein Palast ist ein Gedicht von Marmor und Erz, das ist Alles.« —

»Balthasar, wir haben einen Brief zuzumachen«,! versetzte der Graf unerschütterlich«

»Ich weiß es — darum red' ich ja gerade von diesen Papierstreifchen — ich leime sie an — womit? mit diesem Stückchen Mundleim. — He — geh' ich nicht gerade auf die Sache los? — Hernach wollen wir von dem Palast reden, Du wirst mir Deinen Rath geben — ich habe die Auszierung des Gartens in Lieferung gegeben, 50 — 60 Gruppen oder Bildsäulen vom schönsten pentelischen Marmor. Ich bin sehr unentschlossen. Pradier ist allerliebste, voll Feinheit und Anmuth, aber David's Meißel ist gewaltiger — breit und streng! Dann haben wir Duseigneur! Antonin Moyne, Barrye, die voll Originalität sind. Was Teufel soll man da wählen? — Gerade wie bei den Gemälden,

Delacroix, Paul Delaroche und Amaury-Duval halten einander die Wage. Ich möchte Ingres haben, aber der Herzog von Luynes nimmt ihn mir für sein Schloß Chevreuse weg — das ist ärgerlich! Ach, Robert, Robert« — setzte der Dichter trübsinnig hinzu — »in diesem Augenblicke kann ich mir die Verdrießlichkeiten, die Unannehmlichkeiten recht vorstellen, mit denen die Medici beladen waren!« —

Als Robert von Mareuil sich einmal im Besitz des kostbaren Stücks Mundleim sah, machte er sich daran, seinen Brief, so gut es gehen wollte, zuzumachen, und schien an den Seelenleiden des Dichters in Bezug auf die Auszierung seines Palastes wenig Antheil zu nehmen; ich meinerseits war völlig überzeugt, der Anblick des Plans mit seinen aufgeklebten Papierstreifchen, und besonders die Bestellung einer silbernen Kelle und einer Mulde von Ebenholz zur Grundsteinlegung des Palastes übten aus mich eine unwiderstehliche Wirkung aus. Ich fing an, Balthasar für einen jener Millionäre von seltsamer Gemüthsart zu halten, die einen Gefallen daran finden, ihren Reichthum unter dem Scheine der Armuth zu verbergen, und so schien mir auch das Trinkgeld von fünfundzwanzig Louisd'or, das mir versprochen worden war, nicht mehr fabelhaft. Aber bald sah ich mich zu ernsthafteren Gedanken zurückgeführt; denn Robert von Mareuil gab mir den Brief, den er so eben geschrieben, und sagte zu mir:

»Weißt Du, Bursche, wo die Straße der Vorstadt du Roule ist?«

»Ja, Herr Graf, ungefähr. Ich bin noch nicht lange in Paris — aber ich kann fragen und werde sie schon finden; verlassen Sie sich darauf.«

»Du gehst in Nummer 119 hinein —«

»Ja, Herr Graf.«

»Du verlangst den Baron von Noirlieu zu sprechen. Uebrigens kannst Du ja lesen, und der Name steht auf der Adresse.«

»Schön, Herr Graf.«

»Und mein Einfall« — rief Balthasar, indem er seinen Freund unterbrach.

»Was für ein Einfall?«

»Zu erfahren, ob der Baron in der Lage von Hamlet oder Ophelia ist, weil er in der Lage des Georges Dandin gewesen.«

»Nun«, sagte Robert, »wie willst Du das herausbringen?«

Der Dichter zuckte die Achseln und sagte zu mir:

»Sobald Du im Hôtel des Baron von Noirlieu angekommen bist, so sagst Du dem Thürhüter, Du habest einen Brief an den Baron abzugeben.«

»Ja, Herr Roger.«

»Aber an den Baron persönlich — und du gibst ihn an sonst Niemand ab, verstehst Du wohl?«

»Ja, Herr Roger, ich will's versuchen.«

Balthasar wandte sich mit triumphierender Miene nach seinem Freunde um und sagte, indem er auf mich wies:

»Hab' ich nicht gesagt — daß der niemals ein Frontin werden würde?«

»Wie«, versetzte Robert von Mareuil ungeduldig, »verstehst Du nicht, daß von Dir verlangt wird, Du sollst den Brief an Niemanden, als an den Baron selbst abgeben?«

»Ach ja, Herr — ich versteh' jetzt — ich werde ihn an Niemand anders, als an den Baron selbst abgeben.«

»Endlich!« sagte Balthasar. »Nun, ein anderer Punkt — hast Du Gedächtniß?«

»Was, Herr Roger?«

»Engel von Unschuld! — Wenn Du etwas gesehen oder gehört hast, erinnerst Du Dich dessen dann hinterher?«

»O nein, Herr Roger; zwei oder drei Tage nachher weiß ich nichts mehr davon.«

»Nun wohl — wenn Du dem Baron den Brief gibst, so sieh ihn aufmerksam an, beobachte sein Gesicht genau, beobachte, was er thutz hör' zu, was er zu Dir sagt, wenn er den Brief empfängt oder liest; und dann versuche, Dir das Alles in's Gedächtnis zurückzurufen, und erzähl' es uns nachher — in so kurzer Zeit wirst Du es doch nicht vergessen?«

»O nein, Herr, so gleich nachher — aber morgen z. B. werde ich nichts mehr davon wissen.

»Was ich Dir gesagt habe, daß in diesem Burschen der Anti-Scapin steckt«, rief Balthasar.

»Wenn man Dich fragt, von wem dieser Brief kommt«, setzte

der Freund des Dichters hinzu, so sagst Du: vom Herrn Grafen Robert von Mareuil, der eben angekommen sei.« —

Und Robert von Mareuil stockte einen Augenblick und versetzte dann:

»Der eben aus der Bretagne angekommen sei.«

»Aus der Bretagne, verstehst Du?« sagte Balthasar, indem er sich mit Mühe des lauten Auflachens zu enthalten schien — »aus der Bretagne«, wiederholte er.

»Ja, Herr.« —

»Nun rasch, mach fort«, sagte Robert.

Dann feste er hinzu:

»Aber ich vergaß — wenn man es Dir durchaus abschlägt, Dich mit dem Baron reden zu lassen, so bringst Du den Brief wieder mit und sagst dem Bedienten, Du würdest morgen früh gegen neun Uhr wiederkommen.«

»Ja, Herr.« —

»Und bei derselben Gelegenheit«, versetzte Robert nach einem kurzen Schweigen, »siehst Du Dich um, ob unter den Bedienten die Dich empfangen, ein Mulatte ist.« —

»Mulatte, Herr, Was ist das?«

»Ein Mann von der Farbe eines Pfefferkuchens, oder so ungefähr«, sagte Balthasar.

»Ach, schön, Herr, ich verstehe.«

»Und wenn Du etwa«, fuhr der Graf Robert mit einer gewissen Befangenheit fort, »zum Baron hineingeführt werden solltest, und Du findest da eine junge Dame, groß, sehr hübsch und mit drei kleinen schwarzen Malen auf dem Gesicht — Du siehst, daß sie leicht zu erkennen sein wird —«

»Ja, Herr.«

»Nun«, versetzte der Graf — »so achtest Du darauf, ob diese junge Dame sehr blaß ist, ob sie recht traurig aussieht.«

»Das kannst Du mit gutem Gewissen thun«, feste der Dichter hinzu.

»Ach ja, Herr — wenn Eine blaß ist und traurig aussieht, das sieht man gleich.«

»Nun, mein wackerer Martin«, sagte Balthasar, »breite Deine

Flügel aus und schwinge Dich die Treppe hinunter.«

Ich ging nach der Thür — aber im Augenblicke, als ich hinaustreten wollte, besann ich mich und fragte Balthasar ganz unbefangen:

»Und wohin soll ich mich wenden wegen der silbernen Kelle?«

»Wie?« sagte der Dichter, indem er gewaltig große Augen machte.

»Ja, Herr, wegen der silbernen Kelle, die ich kaufen soll.«

»Du sollst eine silberne Kelle kaufen?« sagte der Dichter, indem er mich ansah.

»Und eine kleine Mulde von Ebenholz.«

»Eine Mulde von Ebenholz?«

Der Dichter konnte sich nicht besinnen.

»Nun freilich«, sagte Robert, in ein lautes Gelächter ausbrechend, »für die Grundsteinlegung.«

»Welche Grundsteinlegung?« fragte der Dichter, mehr und mehr verduzt, indem er sich zu seinem Freunde wandte.

»Deines Palastes, Kindskopf!«

»Meines Palastes?«

»Deiner Hauptstadt in der Hauptstadt, Deines Viertels Neu-Europa — wo hast Du denn Deine Gedanken, Balthasar?«

»Ach — alle Wetter! — warum kannst Du mir das nicht gleich sagen? Ihr zählt einem ja Beide die Worte zu, wie ein Paternoster. Freilich muß mir Martin eine geweihte Kelle und eben so eine Mulde kaufen.«

»Aber, Herr Roger, wo kauft man das?« fragte ich den Dichter, — »und dann habe ich auch kein Geld.«

»Einen Augenblick!« rief Balthasar, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen.

»Was haben wir übermorgen für einen Tag?«

»Wir haben heute Dienstag«, sagte ich naiv — »es ist also übermorgen Donnerstag.«

»Donnerstag! — Der Tag vor dem Freitag!« rief der Dichter mit einem heftigen Ausbruch von Schauer und Unwillen, — »ich sollte den Grundstein meines Palastes an dem Vortage eines Freitags legen! Da mußte er mir ja über'm Kopf

zusammenstürzen! O Schicksal — was für eine Vorbedeutung, was für ein schlimmes Zeichen!«

Und er setzte langsam und in tieferstem Tone hinzu:

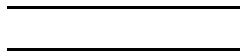
»Nein, Martin, nein; bringe weder Kelle noch Mulde mit, Bursche, wenn Du nicht eines Tages Deinen armen Herrn unter den Trümmern seines Palastes begraben sehen willst.«

»O Herr!« »Ich kannte Dein gutes Herz wohl — richte also Deinen Auftrag aus und komm schnell wieder.«

»Ich eile« — sagte ich, indem ich auf die Thür zuschritt.

»Und im Augenblicke, da ich sie zumachte, hörte ich die Stimme des Dichters wiederholen:

»Am Vorabend vor dem Freitag! — Nimmer — in diesen Dingen bin ich eben so abergläubisch, wie Napoleon.«



Ich schlug den Weg nach der Vorstadt du Roule mit einer fieberhaften, aufreibenden Ungeduld ein . . .

Die Adresse des Barons von Noirlieu war auch die Adresse, die ich auf dem Pergament geschrieben gesehen hatte, das mit der Königskrone zwischen symbolischen Gestalten geziert war, und das ich in dem Taschenbuche gefunden hatte, das die Briefe von Reginas Mutter enthielt.





## Zehntes Kapitel.

### *Regina.*

Ich hatte bald das Ende der Vorstadt du Route erreicht, wo das Haus von Reginas Vater stand; ich erblickte zuerst aus der Außenseite nur eine lange Mauer, in deren Mitte ein Einfahrtsthor war; nicht weit von diesem Thor stand ein Wagen, der mit zwei herrlichen Pferden bespannt war; indem ich näher trat, kam es mir vor, als erblickte ich dieselbe braun und blaue Livree mit silbernen Treffen, welche bei dem Austritt im Walde von Chantilly die Leute des Vicomte Scipio Duriveau trugen.

Erstaunt über dieses Zusammentreffen und voll Begierde, mich der Sache zu vergewissern, wandte ich mich an den Kutscher, und, indem ich that, als wäre ich ganz geblendet von der Schönheit seines Gespanns, sagte ich zu ihm:

»Der prachtvolle Wagen und die herrlichen Pferde gehören dem Herrn Grafen Duriveau, nicht wahr, Herr?«

»Ja«, antwortete mir der Kutscher mit wegwerfender Miene.

Mein Interesse, meine Neugierde verdoppelten sich. Claudius Gérard hatte mir mit solcher Abneigung von dem Grafen Duriveau erzählt, er hatte mir ihn mit so schwarzen Farben gemalt, daß meine Besorgniß sich vermehrte, wenn ich an die Beweggründe dachte, die den Grafen zu Regina's Vater führen mochten; denn es fiel mir bei dieser Gelegenheit wieder ein, daß der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen von einem Manne in reifem Alter gesprochen hatte, der auch sein Nebenbuhler bei Regina sei.

Ganz voll von diesem doppelten Interesse und dieser steigenden Neugierde klopfte ich an das Einfahrtsthor; es ward mir aufgethan. Wie ich kein Thürhüterstübchen gewahr wurde, schritt ich auf einen großen, viereckigen Pavillon zu, der zwischen Hof und Garten lag. Als bald erschien auf den ersten Stufen einer großen Freitreppe der Mulatte, welcher Regina auf den Reisen, welche sie zu unternehmen pflegte, um alljährlich den Todestag ihrer Mutter zu feiern, zu begleiten pflegte, er war in Schwarz gekleidet und sah hart und finster aus.

»Was wollen Sie?« sagte er barsch zu mir, indem er mir die Thür versperrte.

»Ich wünschte den Herrn Baron von Noirlieu zu sprechen, mein Herr.«

Der Mulatte sah mich von oben bis unten an, als wäre er über meine freche Anmaßung ganz verwundert, und antwortete mir, indem er mir den Rücken kehrte.

»Der Herr Baron empfängt Niemand.«

»Aber ich habe ihm einen Brief zu übergeben, mein Herr.«

»Einen Brief« erwiderte er, indem er sich wieder umkehrte, »das ist was Anderes, wo ist er?«

»Ich habe Befehl, mein Herr, ihn nur dem Herrn Baron selbst zu eigenen Händen zu übergeben.«

»Ich habe Ihnen gesagt, der Baron empfangt Niemanden, geben Sie mir den Brief.«

»Unmöglich, mein Herr. Er ist sehr wichtig, und ich kann ihn nur dem Herrn Baron selbst ausliefern.«

»Wenn Sie ihn mir nicht geben wollen, so geben Sie ihn auf die Post«, versetzte der Mulatte mürrisch.

»Das geht nicht, mein Herr, ich muß sogleich Antwort haben. Kann ich den Herrn Baron heut nicht zu sprechen bekommen, so geben Sie mir die Stunde an, da ich morgen wieder kommen kann.«

»Hat man jemals so einen hartköpfigen Menschen gesehen«, rief der Mulatte erbost aus. »Ich sage Ihnen noch einmal, daß Sie den Herrn Baron weder heute, noch morgen, noch späterhin zu sprechen bekommen können, ist das deutlich genug? Also noch einmal, Ihren Brief, oder entfernen Sie sich.«



»Der Herr Graf Robert von Mareuil, welcher mich sendet«, erwiderte ich, indem ich dem Mulatten aufmerksam in's Gesicht sah, hat mir befohlen —«

Der Mulatte ließ mich nicht zu Ende sprechen. Er fuhr bei dem Namen Robert's von Mareuil in die Höhe und rief:

»Herr von Mareuil in Paris!«

Ich war im Begriff zu antworten, als sich der Mulatte rasch umdrehte; denn er hörte hinter sich mehre Thüren auf und zugehen, auch vernahm man Mannesschritte. Fast in demselben Augenblick trat aus der Vorhalle des Hauses ein Mann, noch im jugendlichen Alter, von feiner Sitte und Kleidung und einer sehr ausgezeichneten Gesichtsbildung, deren Ausdruck mir hart und hochmüthig schien.

»Befehlen der Herr Gras, daß ich Ihren Wagen in den Hof fahren lasse?« sagte der Mulatte dienstwillig zu ihm.

Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, es war der Graf Duriveau.

»Nein, es ist nicht nöthig, Melchior«, antwortete der Graf verbindlich.

Dann setzte er, während er immer weiter ging und die Treppe bereits herabschritt, hinzu:

»Hören Sie, ich habe Ihnen Etwas zu sagen.«

Und auf diese Weise erreichte der Graf langsam das Einfahrtsthor, begleitet von dem Mulatten, zu dem er leise, aber lebhaft sprach.

Ich benutzte den unbewachten Augenblick, den der Zufall mir vergönnte, und blickte nach allen Seiten verstohlen, neugierig und sorgenvoll um mich; Regina mußte in diesem Hause wohnen; ich versuchte mit meinen Blicken jenseits der Vorhalle, aus welcher der Graf Duriveau herausgetreten war, etwas zu entdecken, aber ich konnte nichts unterscheiden.

Plötzlich wurden in dem Innern des Parterres, dessen Fenster auf gleicher Höhe mit dem Treppenabsatz lagen, nach und nach Stimmen laut, wie wenn zwei Personen sehr lebhaft Erörterungen anstellten; fast in demselben Augenblick ward ein paar Schritte von mir ein Fenster rasch aufgethan, und Regina erschien in demselben, mit glühender Wange, thänenden Augen und zugleich stolzer und schmerzlich erregter Miene:

»Nein, nein«, rief sie mit bewegter Stimme, »niemals!!«

Hierauf strich sich das junge Mädchen mit der Hand über die Stirn, als suchte sie ihre Aufregung zu beschwichtigen, und lehnte sich eine Weile auf die Fensterbank, als wollte sie zugleich einer Unterredung, welche sie empörte, ein Ziel sehen und ihre glühende Stirn an der frischen Luft draußen abkühlen.



Der Mulatte und der Graf Duriveau; die unter dem Gewölbe des Einfahrtthors ihre Unterredung fortsetzten, hatten weder das Geräusch des aufgehenden Fensters gehört, noch Regina bemerkt.

Niemals war mir diese in so großartiger Schönheit erschienen; ihr langes, schwarzes Haar, das in zwei dicke Flechten getheilt war, faßte ihr Antlitz ein, das rein, keusch und stolz war, wie das der antiken Diana; ein schwarzes, sehr einfaches Gewand, das ihre edle und schlanke Gestalt vom Hintergrunde scharf abhob, trug noch dazu bei, den strengen Ausdruck zu erhöhen, welchen das Gesicht des jungen Mädchens hatte.

Ich blickte sie mit einer Art furchtsamer, ehrerbietiger Anbetung an, und meine Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen,

während ich zu mir selbst sagte: »Armer Unglücklicher, verbirg diese Liebe, auf der Dein Leben, Deine Kraft und Beharrlichkeit im Guten, Dein Widerstand gegen das Böse beruht, verbirg sie im Tiefsten Deines Herzens; möge es dieser einzigen Gottheit Deiner Seele auf immer unbekannt bleiben, daß Du sie anbetest, sie anrufst, Dich ihrem Dienste widmest — wenn ihr die dienstwillige Ergebenheit eines unbekanntes, armseligen Geschöpfes, wie Du bist, irgend etwas helfen kann.«

Regina, welche ohne Zweifel von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen war, hatte mich nicht bemerkt; denn sie blickte gerade vor sich hin, und ich sah sie nur von der Seite, überdieß halb verdeckt, wie ich war, durch die Thürvertiefung; aber da das junge Mädchen zufällig den Kopf nach meiner Seite gewendet hatte, zog sie sich rasch zurück, und das Fenster schloß sich augenblicklich.

Diese Bewegung war so schnell, daß es unmöglich war, daß Regina mich auch nur in's Auge gefaßt haben sollte; sie hatte nur auf ganz unbestimmte Weise bemerkt, daß da Jemand stand, und sich in dem Augenblick zurückgezogen.

Alles Dieses ging in so kurzer Zeit vor, daß, als der Mulatte, nachdem er den Grafen Duriveau, in Folge seiner Unterredung mit ihm, ehrerbietig begrüßt, ihm die Thür aufgemacht hatte, Regina bereits verschwunden und das Fenster wieder geschlossen war.

Der Graf Duriveau war im Begriff, fortzugehen; schon hatte er den Fuß auf der Schwelle, als er sich nach dem Mulatten umwandte, der wieder zu mir eilte — denn es verdroß ihn ohne Zweifel, mich da so mir selbst überlassen stehen gelassen zu haben — und ihm so laut, daß ich es hören konnte, sagte:

»Melchior, ich habe vergessen, Sie zu bitten, den Herrn Baron daran zu erinnern, daß ich ihn und Fräulein Regina morgen um zwei Uhr abholen werde, um in's Louvre zu gehen.«

»Werde nicht verfehlen, der Herr Graf können sich darauf verlassen«, sagte Melchior, indem er sich nach dem Grafen umwandte.

Der Graf ging fort, der Mulatte kam eilig zu mir.

»Warum sind Sie an dieser Thür stehen geblieben?« sagte er

mit herausfordernder Miene zu mir.

»Ja — Herr, ich wartete auf Sie, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte.«

»Da hatten Sie in den Hof herab gehen, und nicht oben auf der Treppe stehen bleiben sollen.«

Hierauf setzte er nach kurzem Schweigen hinzu:

»Haben Sie mir nicht gesagt, Sie hätten dem Herrn Baron einen Brief von Herrn Robert von Mareuil zu überbringen?«

»Ja, mein Herr.«

»Ist Herr Robert von Mareuil schon lange in Paris?« fragte Melchior, indem er mich scharf ansah.

»Er ist heute morgen angekommen, mein Herr.«

»Wo wohnt er?«

»Provencestraße, Hôtel de l'Europe, mein Herr.«

»Sind Sie in seinem Dienst?«

»Nein, ich bin Ausläufer.«

Melchior besann sich einen Augenblick und sagte zu mir:

»Und dieser Brief?«

»Da ist er, mein Herr; — aber ich habe Befehl, ihn nur dem Herrn Baron zu eigenen Händen zu übergeben«

»Kommen Sie mit mir«, antwortete mir Melchior, indem er mir voranging.

Ich folgte ihm und ging über die Vorhalle; dann bog er in einen Gang ein, öffnete die Thür von einer Art von Wartesaal, machte mir ein Zeichen, daß ich hier bleiben sollte, und trat in ein anderes Gemach.

Der Saal, in welchem ich mich befand, war einfach ausgestattet, und die Mauern waren fast ganz mit Familienbildern behangen, die in ihren Anzügen bis zu ziemlich entfernten Zeiten hinaufstiegen; denn auf dem schwarzen Grunde eines der Bilder, welches einen Ritter in Helm und Brustharnisch darstellte, stand mit weißen Buchstaben: »Gaston V. Herr von Noirlieu 1220.« Beinahe auf allen diesen Bildern war in einer Einfassung das Wappen dieses alten Hauses angebracht, mit dem oft wiederholtem Wahlspruch: Stark und Stolz.

Dieser Wahlspruch erinnerte mich an den kraftvollen und

hochsinnigen Ausdruck, den ich so eben an Regina's Gesicht bemerkt hatte, sie schien ein würdiger Sprößling dieses Stammes zu sein.

Nach einigen Augenblicken kam der Mulatte wieder zum Vorschein und sagte zu mir:

»Wie ich Ihnen gesagt hatte, der Herr Baron kann Niemanden weder heute, noch morgen, noch später bei sich empfangen, lassen Sie mir also diesen Brief hier, wo nicht, so geben Sie ihn auf die Post.«

Ich fühlte, daß es nichts helfen werde, wenn ich noch länger auf meiner Forderung bestünde, und entfernte mich, ohne meinen Brief abzugeben, begleitet von dem Mulatten, der die Thur hinter mir verschloß.

Indessen hatte ich in einer Viertelstunde gar vielerlei Dinge in Erfahrung gebracht; ich wußte noch nicht, ob sie für meinen neuen Herrn Robert von Mareuil so wichtig sein konnten, wie sie es für mich waren.

Erstlich wußte ich jetzt, daß der Graf Duriveau, ein aufgeblasener, eigensüchtiger, schamloser Mensch — ich konnte es dem Claudius Gérard wohl glauben — in sehr innigen Verhältnissen zu dem Baron und Regina zu stehen schien, da er sie am folgenden Tage in's Louvre führen sollte, woraus beiläufig hervorging, daß die Seelenkräfte des Herrn Baron nicht so gar sehr gestört sein konnten, wie hätte er sich sonst vorsehen können, in die Gemäldeausstellung zu gehen?

Ferner schien Regina an eben diesem Tage und unmittelbar, nachdem der Graf Duriveau Abschied genommen, und zwar wahrscheinlich mit dem Baron, eine sehr lebhaft erörterung gehabt zu haben, eine Erörterung, die für das junge Mädchen sehr peinlich hatte sein müssen, da sie die Unterredung mit Thränen in den Augen, mit einer entschlossenen Ablehnung schroff abgebrochen hatte.

Endlich schien der Baron zu seinem jungen Vetter, Robert von Mareuil, gerade keine sehr tiefe Zuneigung zu empfinden, wenigstens so viel sich aus der Kälte, mit der er meine Botschaft ausgenommen, schließen ließ.

Wenn ich mit diesen drei Thatsachen die Erinnerung an den

Unbekannten in den drei Tonnen in Verbindung brachte, so empfand ich eine gewisse unbestimmte Besorgniß um das junge Mädchen, es schien, als bewürben sich drei Leute um ihre Hand.

Der Graf Duriveau, dessen gehässige Gemüthsart Claudius Gérard enthüllt hatte, der Unbekannte, der sich in schlechte Kleider steckte, um sich in den Bretterbuden und Schenken an der Barrière in Branntwein zu betrinken, Robert von Mareuil, der kürzlich im Gefängniß gesessen, der außerdem mittellos zu sein schien und mir, ich weiß nicht warum, eine unwillkürliche Abneigung einflößte.

Aber ach! wenn ich nun annahm, daß die Verfolgungen eines dieser drei Bewerber mit einem für Regina vielleicht verderblichen Erfolge gekrönt würden, was für ein Mittel hatte ich in Händen, sie gegen so reiche oder in der Welt so hochgestellte Männer zu beschützen, — ich, der ich so unbekannt und armselig war, — ich, der ich, in der Hoffnung, durch ein höchst schwaches Band mit dem Fräulein von Noirlieu verbunden zu sein, so eben eine Bedientenstelle bei dem Grafen Robert von Mareuil angetreten hatte?

Bei diesen Fragen ward meine Entmuthigung bisweilen vernichtend; gleichwohl rieth mir eine innere Stimme, Regina nicht aufzugeben; denn von so geringem Werthe meine Ergebenheit für sie sein mochte, so konnte sie doch vielleicht von Nutzen für sie sein; denn der Zufall hatte mich wenigstens die Leute kennen gelehrt, deren Verfolgungen sie zu fürchten haben konnte, oder deren geheime Lasterthaten oder lichtscheue Anschläge sie wenigstens gewiß nicht kannte.

Nach reiflicher Ueberlegung, und indem ich eilig Balthasar's Wohnung wieder zu erreichen suchte, entwarf ich für mein Benehmen folgenden Plan:

Zuerst zu versuchen, ob ich nicht dahinter kommen könnte, welches die Anschläge des Grafen Robert von Mareuil auf Regina wären; die Ausführung dieses jungen Mannes aufrichtig, wahrheitsliebend und ohne eifersüchtiges Vorurtheil zu beobachten und zu erforschen; ebenso, wo möglich herauszubringen, welches die Pläne des Grafen Duriveau sein mochten, und alle Mittel, die Zufall und Umstände mir in die Hände liefern könnten, anzuwenden, um die Spuren des

Unbekannten aus der Schenke zu den drei Tonnen wieder aufzufinden. Um diese Zwecke zu erreichen, nahm ich mir vor, in meiner bevorstehenden Unterredung mit Robert von Mareuil die verschiedenen Vorfälle, von denen ich im Hause des Barons von Noirlieu Zeuge gewesen, den Umständen nach treu zu erzählen, zu verheimlichen oder selbst zu entstellen.

Ich faßte diesen Entschluß ohne Zaudern, ohne Gewissensbisse, Robert von Mareuil hatte aus mir das blinde Werkzeug zu, ich weiß nicht was für Plänen, machen wollen, indem er mich dazu verpflichtete, was bei dem Baron in meiner Gegenwart vorginge, zu beobachten und ihm zu berichten. Diese Veranlassung zu einer Handreichung verächtlicher Art, die ich zurückgewiesen haben würde, hätte es sich nicht um Regina gehandelt, gab mir das Recht, ohne Bedenken gegen Robert von Mareuil meine Maßregeln zu treffen.

Und dann waren ja auch am Ende meine Absichten rein, rechtlich und ohne die geringste Beimischung von Eifersucht, ohne irgend einen eigennützigem Rückhaltsgedanken, durchaus auf die Beförderung fremden Wohles gerichtet; mehr als je leistete ich Verzicht auf Erfüllung der thörichten und aberwitzigen Hoffnung, ich will nicht sagen, Regina's Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sondern ihr auch nur bekannt zu sein; auch, muß ich gestehen, hatte der Gedanke, diese Bei weise von Ergebenheit, Hochachtung und Anbetung, die ich dem Fräulein von Noirlieu seit dem Begräbniß ihrer Mutter gegeben, auch in Zukunft unsichtbar und unbeachtet fortzusetzen, für mich einen gewissen melancholischen Reiz.

---

Balthasar hatte die Gewohnheit, mit einem in die Menschheit gesetzten Vertrauen, das des goldenen Zeitalters würdig war und außerdem vielleicht in dem Nichtvorhandensein von allen und jeden Gegenständen, welche die Diebe hätten reizen können, seinen Grund hatte, immer den Stubenschlüssel stecken zu lassen.

Ich trat also in das kleine Gemach, das vor der Schlafkammer des Dichters lag, ein, und hörte diesen mit den bewundernden und übertreibenden Ausrufungen, die bei ihm gewöhnlich waren,

schreien:

»Man sagt, sie soll kostbar, blendend, hinschmetternd sein — ich werde dieses Wesen im Voraus anbeten, ich vergöttere sie — selbst um ihres Namens willen — dieser Name ist allein ein ganzes Gedicht!!«

Ich trat in's Zimmer auf die Gefahr hin, das Selbstgespräch des Dichters zu unterbrechen, aber meine Gegenwart beschwichtigte seine Aufregung nicht.

»Ja, dieser Name ist ein Gedicht, ein ganzes Gedicht«, rief Balthasar, indem er mit großen Schritten auf und ab ging — »er ist mehr als ein Gedicht, er ist ein Charakter — ein Bildniß — Dupark hat sie im Theater des Funambules in einem kleinen Stück von einer Rolle gesehen — er sagt, sie sei ein verborgener Diamant, der in kurzem in seinem ganzen Glanze aufleuchten müsse.«

»Nun, der Baron? —« sagte Robert von Mareuil, der, mit ernsthaften Gedanken beschäftigt, über die thörichten Ausrufungen seines Freundes ungeduldig zu werden anfing, lebhaft zu mir.«

»Ehe Du antwortest«, rief Balthasar, »hör' an, ich mache Dich zum Richter, Antifrontin, ich will mit Deiner so ehrenhaft bornierten Fassungskraft einen Versuch anstellen.«

»Still mit den Thorheiten —« sagte Robert heftig — »laß ihn mir erst Bericht abstaten über seine Sendung: die Sache ist von großer Wichtigkeit.«

»In einer Secunde sollst Du den Martin wieder haben, leih ihn mir einen Augenblick«, sagte Balthasar, und indem er sich zu mir wendete — »frisch, Martin, antworte, welchen Eindruck macht auf Dich der Name Basquine?«

Die Frage war so unerwartet, und ich ward so heftig ergriffen, daß ich einen Schritt zurücktrat, indem ich den Dichter verduzt ansah.

»Siehst Du«, rief Balthasar frohlockend — »was hab' ich gesagt? Es gibt Namen, die selbst auf diejenigen Naturen, die für alle geistigen Elektricitätswirkungen unempfänglich sind, wie Blitze wirken.«

Robert von Mareuil zuckte die Achseln.

Als sich mein erstes Erstaunen gelegt, fühlte ich die ganze



Gefahr, die für mich daraus hervorgehen mußte, wenn ich meinen neuen Herren Ursache zu dem geringsten Argwohn gäbe. Ich weiß nicht, welche Eingebung mir sagte, daß ich in diesem Falle nicht geschickter verfahren könnte, als wenn ich ungefähr die Wahrheit sagte; ich antwortete also:

»Ach mein Gott, lieber Herr — der Name, wenn Sie wüßten —«

»Der Name ist Lichtglanz, nicht? —« rief der Dichter — »er funkelt Dir in den Augen, wie ein Balletkleid von Rosataffet mit silbernen Sternen. Der Name schimmert, leuchtet, funkelt vor Deinem Geist, wie ein Wirbel von Goldblättchen, he?«

»Nein, mein Herr, das ist es nicht«, sagte ich zu ihm, »aber es hat mich sehr ergriffen, als Sie den Namen nannten.«

»Und warum?« fragte mich Balthasar, während der Graf vor wachsender Ungeduld mit dem Fuße stampfte.

»Als ich noch Kind war, mein Herr«, antwortete ich dem Dichter, »war ich mit einem kleinen Mädchen bekannt, dem man diesen Namen gegeben hatte. Sie sang wie eine Nachtigall und tanzte wie eine Fee — sie war blond mit schwarzen Augen.«

»O Schicksal!« rief Balthasar.« »Dieses Wunder von Kunst, Ausdruck, Poesie — das heute noch finster, vielleicht schon morgen vor den Augen Aller wie eine Feuerkugel aufleuchten wird — Basquine ist herumziehende Seiltänzerin gewesen — Robert, wir gehen heut Abend in's Theater des Funambules, wir wollen den Dickköpfen, die sie nicht zu scheiden wissen, den Schleier von den Augen ziehen, wir wollen ihr einen Triumph, eine Apotheose decretiren!!«

Robert von Mareuil, den die Ausgelassenheit seines Freundes auf's Aeüßerste trieb, sagte zu ihm in traurigem und verdrießlichem Tone:

»Balthasar, Du vergissegst doch gar zu sehr, daß es sich für mich um eine mehr als *ernsthafte* Angelegenheit handelt.«

»Verzeih, Freund, ich habe Unrecht gethan«, antwortete Balthasar in herzlichem Tone. »Nenne mich einen Narren, aber nicht einen Selbstsüchtigen.« Dann wandte er sich zu mir: »Hast Du den Baron gesehen?«

»Nein, mein Herr.«

»Das wußt' ich wohl —« rief Robert von Mareuil, »der Mulatte

hat Dich aufgefangen?»

»Ja, mein Herr Graf — ich habe lange darauf bestanden, und der Mulatte hat mich —«

Dann unterbrach ich mich selbst.

»Sie haben mir anempfohlen, Herr, ich sollte recht zusehen, was vorginge, und es behalten, wenn ich könnte.«

»Freilich — nun, was ist denn vorgegangen?«

»Sehen Sie, Herr, wenn ich nicht mit dem Anfang anfangen kann, um die Sachen ganz nach der Reihe zu erzählen, so komme ich in Confusion.«

»Gut, Bursche, fang an mit dem Anfang«, sagte der Dichter zu mir — »das ist zwar Rococo wie der Satan, aber Du hast ohnehin classischen Styl. — Also frisch, sprich.«

---



## Elftes Kapitel.

### *Begegnungen.*

»Nun ja, Herr«, sagte ich zu Balthasar, »ich bin in die Straße der Vorstadt du Roule gekommen, ich habe angeklopft, man hat mir aufgemacht, ich — bin hineingegangen, der Mulatte ist gekommen und hat mich gefragt, was ich wollte. — Dem Herrn Baron von Noirlieu zu eigenen Händen einen Brief übergeben. — Der Herr Baron ist nicht zu sprechen, antwortete mir der Mulatte. — In diesem Augenblicke, als ich mit dem Mulatten auf der Treppe stand, trat aus dem Hause ein Herr, der noch jung und sehr gut gekleidet war; er sprach mit dem Mulatten, und dieser nannte ihn Herr Du . . . Du . . . « und ich that, als besänne ich mich auf den Namen — »Du — Duri —«

»Duriveau!« rief Robert von Mareuil, eben so verwundert wie erschrocken aus; dann setzte er hinzu: »Der Graf Duriveau ist groß, brünett, hat etwas Herbes im Gesicht — nicht wahr?«

»Ja, Herr Graf — so heißt der Herr, und so sieht er auch aus.«

Robert von Mareuil sah den Dichter an und sagte zu ihm mit Kopfschütteln:

»Du kennst die eiserne Willenskraft dieses Satan von Kerl — er ist mächtig reich. Nichts wäre gefährlicher für mich, als wenn —« Aber jetzt besann Robert von Mareuil sich und fuhr zu mir gewendet fort:

»Weiter. Während Du mit dem Mulatten sprachst, trat der Graf Duriveau aus dem Hause des Barons?«

»Ja, Herr Graf, und der Mulatte begleitete ihn bis an die Thür. Und dann sagte dieser Herr zum Mulatten, er möchte den Herrn Baron daran erinnern, daß er ihn am folgenden Tage um zwei Uhr abholen werde, um in's Louvre zu fahren — zusammen mit Fräulein Re — Re — —«

»Regina!« rief Robert.

»Richtig, Herr Graf — ja das war der Name.«

»Ach — ach — morgen um zwei Uhr im Louvre«, sagte Robert mit einer Mischung von Mißvergnügen und Befriedigung — »sehr wohl — wir werden uns einfinden — sehr erwünschte Notiz. Der Baron muß also doch nicht so blödsinnig oder tobsüchtig sein, wie man wissen will. Vortrefflich! morgen werden wir uns im Louvre einstellen.«

Dann richtete er aufs Neue das Wort an mich und sagte:

»Höre, Bursche, Du bist nicht mit Gold aufzuwiegen, so dumm Du aussiehst. Also weiter — als der Graf Duriveau fort war, bliebst Du mit dem Mulatten allein? —«

»Ja, Herr Graf.«

»Und was sagte er da?«

»Da ich durchaus meinen Brief dem Baron selbst übergeben wollte, so sagte mir der Mulatte, sein Herr nähme keinen Besuch an; aber ich bestand so hartnäckig auf meiner Forderung, daß der Mulatte mich am Ende in einen Saal führte, wo viele Bilder hingen, und mich da warten ließ.«

»Und da hast Du denn endlich den Baron zu sehen bekommen?«

»O bewahre! Nach ein paar Augenblicken kam: der Mulatte wieder und sagte mir mit seltsamer Miene: Wenn Sie den Brief nicht hier lassen wollen, so mag der Herr Graf von Mareuil dem Herrn Baron mit der Post schreiben, und dieser wird ihm antworten — worauf mir der Mulatte, ohne sich weiter auf etwas einzulassen, die Thür aufmachte.«

»Immer derselbe Widerwille oder Argwohn gegen mich«, sagte Robert, indem er sich an den Dichter wandte, der, der Sprachlosigkeit getreu, die er sich auferlegt hatte, um seinen Freund nicht zu unterbrechen, bejahend mit dem Kopfe nickte.

»Und hast Du kein junges Mädchen in dem Hause gesehen?«

fragte Robert weiter.

»Nein, Herr Graf.«

»Hast Du nichts Besonderes bemerkt?«

»Nein — nur als ich fortging —«

»Nun — als Du fortgingst —«

»Das heißt, als ich fortgegangen war —«

»Nun was denn? — schnell!«

»Ich war ein paar Schritt vor der Thür, als eine herrliche Equipage vor ihr still hielt — und nun weiß ich nicht, ob ich's richtig gemacht habe, Herr Graf, aber da Sie mir vorgeschrieben, ich sollte Alles beobachten — so sah ich zu, wer aus diesem schönen Wagen stieg.«

»Du hast's vortrefflich gemacht —« sagte Robert lebhaft. —  
»Und wer stieg aus?«

»Ein Herr mit einem sehr sanften und hübschen Gesicht, viel jünger als der Graf Duriveau, nicht so groß wie er — aber eben so wohlgekleidet —«

Um nun diese Erdichtung zu vervollständigen, beschrieb ich, so gut ich konnte, den Unbekannten aus der Schenke zu den drei Tonnen, indem ich hoffte, daß er dem Robert von Mareuil vielleicht bekannt wäre; ich hätte auf diese Weise von dem Letzteren erfahren, wer dieser seltsame Mensch sei, den zu kennen mir so wichtig war.

Meine Erwartung wurde getäuscht; trotz der geringfügigen Einzelheiten, in die ich mich in Betracht dieses Mannes einließ, sagte der Graf von Mareuil, nachdem er mich mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Aufregung angehört:

»Ich kenne diesen Mann nicht. Hast Du die Farbe seiner Livrée beachtet?«

»Was meinen Sie, Herr Graf? —« sagte ich, indem ich that, als verstände ich die Frage nicht.

»Hast Du daraus geachtet, von welcher Farbe die Kleider seiner Bedienten waren?« wiederholte Robert.

»Ach nein — ich habe nur den Herrn selbst in's Auge gefaßt.«

»Das ist verdrießlich — diese Bemerkung hätte mir nützlich werden können«, sagte Robert nachdenkend.

— »Sonst ist Dir nichts aufgefallen?«

»Nein, Herr Graf.«

»Denke einmal nach. Bisweilen sind die geringfügigsten Dinge für Den, welchem es wichtig ist, sie zu durchschauen, bezeichnend —«.

»Nein, Herr Graf — ich wüßte weiter nichts — so viel ich mich besinnen mag. — Ach, aber doch — ja da fällt mir ein —«

Und ich ersann eine neue Fabel, um die Eifersucht des Grafen von Mareuil noch mehr anzustacheln, ich wollte ihn eben so begierig machen, diesen Unbekannten zu entdecken, wie ich selbst es war.

»Sag schnell«, sprach der Graf.

»Einer der Bedienten, der nämlich, der hinten auf dem Wagen des Herrn stand, sagte zu dem vorn —«

»Zum Kutscher?«

»Ja, Herr Graf, er sagte zum Kutscher, als der junge Herr ausgestiegen war: Nun, da müssen wir wieder wie gewöhnlich ein oder zwei Stunden warten.«

»Wie gewöhnlich, ein oder zwei Stunden warten!« rief der Graf von Mareuil, »das hat der Bediente gesagt? Aber das ist ja höchst wichtig!«

»Ja, Herr Graf, ich weiß nichts davon.«

»Aber, Du Tölpel, das beweist ja, daß der junge Mann in dem Hause oft aus und eingeht.«

»Kann sein, Herr Graf.«

»Du mußt durchaus in drei oder vier Tagen höchstens herausgebracht haben, wer dieser junge Mann ist«, sagte Robert von Mareuil zu mir, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

Ich hatte meinen Zweck erreicht, ich hatte den Grafen eben so begierig, wie ich selbst war, gemacht, dieses Geheimniß zu durchdringen, und er mußte mir also in meinen Nachforschungen Beistand leisten.

»Ja«, wiederholte er, »Du mußt herausbringen, wer dieser junge Mann ist.«

»Ich, Herr? und wie soll ich das machen?«

Robert von Mareuil besann sich einen Augenblick und sagte zu

mir:

»Von zehn oder elf Uhr Morgens an stellst Du Dich von morgen an dem Hause des Barons gegenüber auf, betrachtest alle Leute, die zu ihm hineingehen, und betrachtest, ob sich der junge Mann unter ihnen findet, von dem Du mir erzählt hast. Kommt er zu Wagen, so ist nichts leichter, als zu erfahren, wer er ist.«

»Wie das, Herr?«

»Du fragst die Bedienten.«

»O, Herr Graf, das mag ich mir nicht herausnehmen, und dann werden sie mir's auch nicht sagen.«

»Wenn sie's nicht sagen wollen, gibt es ein sehr einfaches Mittel, sie schwatzen zu machen«, versetzte Robert, »der Mann, sagst Du, ist jung, fein gebildet und schön?«

»Ja, Herr, sehr schön, ein sehr schönes Gesicht.«

Robert runzelte die Brauen und feste hinzu:

»Nun höre, Du sagst mit geheimnißvoller Miene zu seinen Leuten, Du wärest von einer sehr hübschen Dame geschickt, die seinen Herrn bemerkt habe und seinen Namen und seine Wohnung wissen möchte. Dann ist es unmöglich, daß die Bedienten es Dir nicht sagen sollten, verstehst Du?«

»Aber, Herr Graf, das ist ja nicht wahr, sagte ich zu Robert mit einfältiger und verlegener Miene, »ich muß also lügen?«

»Bravo, Antifrontin«, rief Balthasar, der nicht länger schweigen konnte, »Du machtest mir schon bange, Du schlugst ein Bisschen zum Figaro um, aber dieser letztere Zug beruhigt mich wieder. Wahrlich«, rief der Dichter mit wachsender Begeisterung, »für diese tugendhafte Antwort erhöhe ich Deinen Lohn auf 15,000 Livres tournois, dafür sollst Du mir nur Stiefelanzieher, Zündhölzchen, Wichse und Halskragen halten.«

»Aber, Herr Graf, wenn der junge Mann nicht zu Wagen kommt«, sagte ich zu Robert, »wie kann ich denn seine Bedienten fragen?«

»Wenn er zu Fuß kommt, so wartest Du, bis er wieder zurückkommt, und gehst ihm dann nach.«

»Wohin, Herr Graf?«

»Ueberall hin, er muß doch am Ende irgendwo für die Nacht einkehren.«

»Richtig, das ist wahr«, sagte ich mit froher Miene und über meinen Einfall frohlockend, »und da man nur bei sich zu Hause für die Nacht einkehrt, so erfahre »ich, wo er wohnt.«

»Man kehrt für die Nacht nicht anders ein, als bei sich zu Hause!« rief Balthasar entzückt, »Martin, um Deinen keuschen Glauben zu belohnen, sehe ich Deinen Lohn auf 60,000 Livres tournois an, aber dafür hältst Du mir noch ferner: Unterstrümpfe, Socken, Hosenträger, Sous, um über die Brücke des Arts zu gehen, und bringst mir jährlich fünf frühzeitige Melonen.«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr«, sagte ich zum Dichter gekehrt. Dann wandte ich mich an den Grafen: »Wenn ich aber auch weiß, wo der Herr wohnt, so weiß ich darum doch nicht seinen Namen.«

»Du gehst zum Thürhüter, beschreibst ihm den Herrn, der am Abend heimgekehrt, und fragst, wie er heißt, ich will schon für einen Vorwand für Dich sinnen.«

»Ach, Herr, wie Sie pfiffig sind«, rief ich mit Bewunderung.

»Jetzt zu was Anderem«, sagte Robert von Mareuil zu mir, indem er mir einen Brief übergab, der wahrscheinlich in meiner Abwesenheit geschrieben war. Du bringst das in den Durchgang Bourg-l'Abbé zu einem gewissen Bonin, Kinderspielzeughändler.«

Bei diesem Namen Bonin traten mir unbestimmte Erinnerungen vor die Seele: es war mir, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört, aber ich konnte mich nicht besinnen, bei welcher Gelegenheit, und wem er angehörte.

»Es wird mit diesem Brief nicht so gehen, wie mit dem des Barons«, sagte Robert von Mareuil zu mir, »Du gibst ihn dem Herrn Bonin selbst, er verläßt seinen Laden selten und wird Dir gleich Antwort geben.«

»Schön, Herr Graf!«

»Nun geh und komm bald wieder.«

»Und dann sagst Du, wenn Du zurückkommst, zu dem kleinen Restaurateur in der Straße St. Nicolas, er solle zwei Portionen bringen lassen«, sagte Balthasar majestätisch; »denn Du bist bei uns in Kost, so wie auch im Logis, und wenn Deine Kleider, die noch sehr gut sind, abgetragen sein werden, so werden wir Dich ganz aufkleiden. Schlafen kannst Du im Vorzimmer, den Schreibtisch kannst Du als Commode gebrauchen, ich will Dir



mein sibirisches Bärenfell leihen, bis ich Dir ein erträgliches Bette verschafft, wirst Du darauf wie ein König schlafen.«

»O, ich bin leicht zufriedengestellt, mein Herr«, sagte ich. »Wenn ich zurückkomme, will ich meine wenigen Sachen aus meiner Schlafstelle holen; wo Sie mich auch hinlogiren, das wird mir Alles recht sein.«

»Nun beeile Dich«, sagte Robert von Mareuil zu mir; »sollte Herr Bonin noch nicht wieder zu Hause sein, so wartest Du auf ihn.«

»Schön, Herr Graf.« Und ich ging.

Ich kam in dem Durchgang Bourg-l'Abbé« an — einem düstern, trübseligen Durchgang, wenn einer irgend so zu heißen verdient; im Augenblicke, wo ich eintrat, rannte mich ein junger Mann, der aus einem prächtigen Einspanner sprang, während der Reitknecht vorn bei dem schönen, ungeduldigen und feurigen Pferde stand, heftig an. Nachdem er eine leichte Entschuldigung gesagt, ging der junge Mann oder Jüngling vielmehr, dessen bartloses Gesicht ziemlich gemein, aber der mit Auswahl gekleidet war, an mir vorbei; ich folgte ihm, indem ich mit meinen Blicken den Kinderspielzeugladen suchte.

Im Augenblicke, da ich ihn aufgefunden, sah ich den Jüngling hineingehen, der vor meinen Augen aus dem Einspanner gestiegen war; auch fand ich ihn am Ladentische, als ich mich meinerseits dort darstellte; außerdem warteten in diesem Laden noch zwei Leute — der eine war ein herrschaftlicher Jäger mit dem Hirschfänger, grüner Montur und einem dreieckigen Hute mit Hahnenfedern; die andere ein sehr hübsches Mädchen, welches mir ein muthwilliges Kammerkätzchen zu sein schien, nach ihrer aufgeweckten Miene, ihrer frischgewaschenen kleinen Haube, ihrer schneeweißen Schürze und ihrem ganzen saubern Anzug zu schließen. Der Jäger, ein großer, schlanker und verschmitzt aussehender Kerl, schien mit dem Kammermädchen, das bei ihm saß, in ordentlicher Unterhaltung begriffen, während eine Alte, mit gelbem und runzligem Gesicht, unfreundlicher Miene und durchdringenden, grünen Augen hinter dem Ladentische so zu sagen hingekauert war.



Der junge Mensch, der mir vorangegangen war, trat auf diese Megäre zu und richtete an sie zu meinem großen Erstaunen das Wort mit einer Art von wohlwollender Herablassung.

»Guten Tag, Madame Laridon«, sprach er zu ihr; »wie geht's?«

»Wenn Sie um des Geschäfts willen kommen«, sagte die Alte im mürrischen Tone, »so können Sie nur wieder fortgehen — daraus wird nichts.«

»Wie?« rief der junge Mensch, grausam enttäuscht — »gestern war es ausgemacht —«

»Nun ja, und heute ist's wieder zurückgenommen — das ist —«

»Aber, liebe Madame Laridon, das ist unmöglich. Herr Bonin wußte ja, daß ich darauf rechnete.«

»Bleiben Sie da zehn Stunden lang, schwatzen Sie mir zehn Stunden lang vor« — versetzte die Megäre barsch — »das ist, als wenn Sie Vesper sängen — der Principal hat gesagt: Nein, das ist und bleibt: Nein.«

»Aber da hätte er«, rief der junge Mensch fast in Verzweiflung — »es mir nicht auf heute versprechen sollen.«

»Genug geplaudert«, sagte die Megäre, schlug ihre Arme unter der Schürze über einander und blieb gegen Alles, was der junge Mensch in sie hineinredete, unzugänglich.

»Meinetwegen«, sprach dieser endlich im Tone bitterm Verdrusses — »ich werde auf Herrn Bonin warten.«

Die alte Frau machte eine Bewegung mit dem Kopfe und den Schultern, die zu sagen schien:

»Thun Sie, was Sie wollen.«

Darauf bemerkte sie mich, der ich an der Thür stand und wartete, bis der junge Mensch abgefertigt war, und fragte mich:

»Was wollen Sie?«

»Ich bringe einen Brief für Herrn Bonin, Madame.«

»Er wird gleich nach Hause kommen, dann können Sie ihn übergeben«, antwortete sie barsch.

Es waren nur zwei Sessel in dem Laden, und sie waren von dem Jäger und dem Kammermädchen eingenommen. Der junge Mensch schien verletzt, daß dieser Bediente aus einem großen Hause ihm den Sitz, welchen er inne hatte, nicht anbot; aber der Jäger war ganz unbekümmert über diese schwere Unterlassungssünde und wechselte mit dem Kammermädchen ironische Blicke über die Zornesgluth, die in dem Gesichte des jungen Herrn aufstieg.

Mehr und mehr verwundert über Das, was ich sah und hörte, beschaute ich diesen wunderlichen Laden mit wachsender Neugierde. Statt heiter und fröhlich auszusehen, wie es diese Arten von Läden mit ihren frisch in Atlas und Flittergold gekleideten Puppen, ihren kleinen, als wären sie von Silber, erglänzenden »Menagen«, oder ihren mit Purpur und Rauschgold aufgeschirrten Pferden zu sein pflegen, gewährte dieser Raum einen finstern und schmucklosen Anblicks mit Ausnahme einiger alten, verblichenen und bestäubten Joujous, die zum Schein aufgehängt waren, sah ich im Innern des Ladens keinerlei Kinderspielzeug; er war von oben bis unten mit großem braunen Tafelwerk, das voll Staub war, bedeckt.

So weit war ich, im dunkeln Hintergrunde des Ladens beinahe wie im Verstecke stehend; denn die Nacht brach herein, in meinen Beobachtungen gekommen, als ich einen Mann von hohem

Wuchse, mit großem, braunen Schnurrbart auf seinem geschwärtzten Gesicht, schwarzem Kragen, großem blauen, militairisch bis zum Kinn zugeknöpften Oberrocke, einem dicken Stock mit Bleiausguß und einem alten Filz auf dem Ohr eintreten sah.

Ich täuschte mich nicht: es war der Muldensterz. Sein dicker Schnurrbart, sein militairisches Auftreten hatten mich zuerst verhindert, ihn zu erkennen. Aus Furcht, von ihm bemerkt zu werden, zog ich mich in den dunkelsten Winkel des Ladens zurück.

Beim Anblick des Spitzbuben schien die alte Frau aus ihrer Unempfänglichkeit zu erwachen, sie stand halb auf und rief lebhaft:

»Nun?«

»Es geht schief«, sagte der Muldensterz leise. »Es scheint ein Wolf im Schaffell gewesen zu sein.«

»Wie, die Sache ist nicht abgemacht?« sagte die alte Frau im vorwurfsvollen Tone.

»Abgemacht? — Ja prost Mahlzeit!« — erwiderte der Muldensterz — der Capitain wird einen schönen Knäuel zu entwirren haben.«

»Bei so einem Hühnchen!« sagte die Alte mit verachtendem Achselzucken.

»Ich sage Ihnen, das Hühnchen ist ein derber Hahn« — antwortete der Muldensterz — »ein wohlbespornter Hahn, der sich nicht am Kamme rupfen lassen wird — das sag' ich Ihnen.«

»Nun, was wollen Sie denn?« sagte die Alte brummend, — »was haben Sie hier zu suchen?«

»Der Capitain fordert den Principal auf, ein Drittel zu nehmen. Auf diese Weise wird sich ein Mittel finden — zu ermitteln.«

»Der Principal ist nicht hier, das ist seine Sache; er wird heut Abend an den Capitain schreiben«, antwortete die Alte.

»Also ist's abgemacht, — bis morgen muß es sein, nicht wahr? — Ich werde den Capitain davon in Kenntniß setzen.«

»Der Principal wird ihm schreiben«, versetzte die Alte.

Der Muldensterz ging.

Als ich die Worte: »der Capitain« hörte, sagte mir eine

wunderliche Ahnung, daß von Bamboche die Rede sei, der beständig mit dem Muldensterz in Verbindung stand. Ich sann vergeblich nach, was für besondere Interessen in diesem düstern Kinderspielzeugs laden, in dem von nichts weniger die Rede war, als Kinderspielzeug zu kaufen oder zu verkaufen, Leute aus so verschiedenen Ständen zusammenführen möchten.

Plötzlich drückte die alte Frau ihr vertrocknetes und runzelvolles Gesicht an die Fensterscheiben des Ladens und sagte mit hohler Stimme:

»Da kommt der Principal.«

Bei diesen Worten standen der Jäger und das Kammermädchen eilig auf, und der junge Mensch trat von der Glastür zurück, durch die er bis dahin, vermuthlich, um seine böse Laune zu verbergen, auf den Durchgang hinausgesehen hatte.

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Der Kinderspielzeughändler.*

Die Thür des Ladens that sich auf.

Das abnehmende Tageslicht, das in dem engen Durchgang noch dazu geschwächt wurde, erlaubte mir zuerst nicht, die Züge des Kinderspielzeughändlers zu unterscheiden; er trug übrigens auch seinen alten Hut tief in die Augen gedrückt und den Kragen seines Oberrocks von Spagniofarbe, vermuthlich um die Kälte abzuhalten, über Gesicht und Ohren in die Höhe geschlagen.

Trotz des grimmigen Verdrusses, den der junge Mann an den Tag gelegt, trat er doch auf den Handelsmann zu und richtete an ihn das Wort mit einer schüchternen, unruhigen, beinahe flehenden ergebenheit.

»Guten Tag, lieber Herr Bonin«, sagte er zu ihm, »ich bin hier, um —«

Der Handelsmann unterbrach den jungen Menschen und sagte lebhaft zu der Alten:

»Du hast ihn also nicht davon unterrichtet, daß das nicht angeht? —«

»Ich hab's ihm tausend Mal gesagt«, brummte die Alte, »aber er wollte warten —«

Darauf wandte sich Herr Bonin zu dem jungen Menschen und sagte ihm in sehr verständlichem Tone:

»Gute Nacht, junger Herr.« Und damit wandte er ihm kurz den Rücken.

»Aber, Herr Bonin«, fing der junge Mensch mit flehender Stimme wieder an — »ich bitte Sie — wenn Sie wüßten — ich will es Ihnen erklären, warum ich —«

»Hilft nichts, hilft nichts«, rief Herr Bonin, ohne den jungen Menschen auch nur anzusehen, »ich habe nein gesagt — das heißt nein — gute Nacht.«

»Aber, Herr Bonin, ich beschwöre Sie, hören Sie mich doch an!«

»Gehen Sie schlafen, junger Herr, das wird Sie abkühlen«, sagte Herr Bonin — »noch einmal, gute Nacht.«

Dann wandte sich der Kinderspielzeughändler zu dem Jäger und sagte:

»Sie kommen in Angelegenheiten des Herzogs?«

»Ja, Herr Bonin, hier ist ein Brief von meinem Herrn.«

In dem Augenblick, da der Jäger seine Botschaft an den Herrn Bonin ausrichtete, rief der Jüngling, wüthend darüber, in Gegenwart Anderer so gedomüthigt worden zu sein, aus:

»Nun, wenn es so steht, so gebe ich Sie als den Spizbuben an, der Sie sind, Herr Bonin — ich werde sagen, ich habe an nichts Böses gedacht, als ich einen Brief erhalten, in welchem man mir gesagt, daß Jemand, welcher wohl wisse, daß mein Vater reich sei, mir Vorschüsse aus die Erbschaft, die mir eines Tages zufallen müsse, angeboten — ich werde sagen —«

»Papperlappap — Sie werden sagen, Sie werden sagen. Was? — was werden Sie sagen? — So sind nun die lieben Herrchen«, versetzte der Handelsmann, indem er verächtlich und unbekümmert mit den Achseln zuckte, »erst spekulieren sie auf den Tod von Papa oder Mama, weil sie die Geduld nicht haben, die Erbschaft, nach der ihnen der Mund wässert, ruhig abzuwarten, und wenn dann redliche Geschäftsmänner sich nicht darauf einlassen wollen, ihrer unordentlichen Wirthschaft Vorschub zu leisten, so rücken sie ihnen in's Haus, um ihnen Grobheiten zu sagen — was freilich nur bemitleidenswerth ist, weiter nichts.«

»Wie! Sie unterstehen sich, zu behaupten«, rief der junge Mensch immer mehr erbost — »Sie unterstehen sich, zu behaupten, daß Sie nicht mit diesem hergelaufenen Capitain

unter Einer Decke spielen, der mich für 100,000 Francs Wechselbriefe in Blanco hat unterzeichnen lassen, für die ich empfangen haben soll: Eine Ladung Färbeholz und Bärenschinken, ein Patent aus die aërostats lycophores, 1000 Flaschen Lacrymae Christi, 2000 Exemplare des Faublas, ich weiß nicht, wie viel Zentner Rhabarber, zehn Quadratmeilen Land in Texas, eine Partie Straußfedern und eine hypothekarische Verschreibung des Bey von Tunis — lauter Gegenstände und Besitzthümer die nur in der Phantasie bestehen, von denen ich niemals etwas Anderes zu sehen bekommen habe, als das Verzeichnis und die angeblichen Besitzurkunden, die Sie mir Summa Summarum für 13,300 Francs abgekauft haben?»

Bei der Aufzählung der seltsamen Wertgegenstände, die dem jungen Menschen gegeben worden, brachen der Jäger und das Kammermädchen in ein tolles Gelächter aus. Ich nahm an dieser allgemeinen Heiterkeit keinen Antheil; denn ich wußte damals von wucherischen Darlehen noch ganz und gar nichts.

Der junge Mensch that, als bemerkte er diese unbescheidene Fröhlichkeit nicht, aber sein Zorn verdoppelte sich, und er rief, indem er sich zu dem Handelsmann wandte:

»Ich sage es Ihnen, ich, daß Sie mit diesem Schurken von Capitain unter Einer Decke spielen. Sie fühlten es so wohl, daß Sie mir selbst ein Geschäft vorgeschlagen haben, das in seiner Art viel besser war, da es sich bei ihm nicht um vorgebliche Waare, sondern um baar Geld handelte — und eben heute sollten Sie mir 20,000 Francs gegen ein Blankett von meiner Hand auszahlen, und Sie wagen es, Ihr Versprechen abzuleugnen.«

»Ich erkläre hiermit zum letzten Mal, junger Mensch, daß ich Ihrer thörichten Verschwendung niemals Vorschub leisten werde. Gehen Sie zu Papa und Mama, und sein Sie hübsch artig und vollführen in meinem Laden nicht so einen Heidenlärm — sonst schick' ich Laridon nach der Wache.«

»Wenn's so steht«, rief der junge Mensch erbittert — »Sie sollen von mir hören!«

»Wann Sie wollen — ich thue nichts, als was in der Ordnung ist« — sagte der Handelsmann ruhig, während der junge Mann im Fortgehen die Thür heftig hinter sich zuschlug.



»Kindskopf!« sagte Herr Bonin halblaut.

Und damit nahm er den Brief, welchen der Jäger ihm in dem Augenblicke, als der Zorn des jungen Menschen zum Ausbruch kam, hatte übergeben wollen, und las ihn.

Je mehr ich Herrn Bonin sprechen hörte, desto bekannter kam mir seine helle, scharfe Stimme und seine höhnische Betonungsweise vor. Vergebens versuchte ich die Gesichtszüge dieses Mannes gewahr zu werden; sein Kragen, den er noch immer in die Höhe geschlagen trug, sein Hut, der beständig in die Augen gedrückt war, ließ mich nicht dazu kommen; auch ward es in dem Laden, in dessen Hintergrunde ich unbeweglich wartete, immer dunkler.

»Sagen Sie zum Herzog«, sagte der Kinderspielzeughändler zum Jäger, nachdem er den Brief gelesen, »ich hätte heute keine Zeit, zu ihm zu kommen, um die Gegenstände, von denen er mir sagt, anzusehen — er möchte sie mir bringen oder schicken — etwa morgen Abend zwischen sieben und acht, wenn ich zu Mittag esse — dann will ich sie ansehen und ihm sagen, wie viel sie werth sind.«

»Wie? was? —« versetzte der Jäger mit der frechen Vertraulichkeit eines Lakaien aus einem großen Hause — »so ist's nicht gemeint — der Herzog erwartet, daß Sie heute noch zu ihm kommen und sie ansehen.«

»Meinetwegen — der Herzog wird mich nicht zu sehen bekommen, und damit Punctum«, antwortete Herr Bonin mit kalter Ironie, »er mag morgen herkommen — zur Zeit, wenn ich zu Mittag esse, wird er mich antreffen.«

»Das wäre denn doch aber eine schöne Geschichte, wenn so ein Herzog und Pair, ein Sohn eines Marschalls des Kaiserreiches nur so zu Ihren Befehlen sein sollte«, sagte der Jäger, der sich, so zu sagen, in der Seele seines Herrn verletzt fühlte.

»Wirklich? — hm —« sagte der Kinderspielzeughändler, »er muß sich doch die kleine Mühe machen, da er auf die Orden, den Degen und andere diamantenbesetzte Siebensachen seines seligen Vaters Geld leihen will, der kleine Herr! Und was Dich anbetrifft, Bursche, glaub' mir, wenn Dein junger Herr Dir noch Lohn schuldig ist, so laß ihn Dir auszahlen — es geht mit ihm zu

Ende. — Wenn das Haus wacklig wird, so machen sich die Ratten zuerst davon, und sie haben eine seine Spürnase — merke Dir die Moral von der Fabel. Gute Nacht.«

Der Jäger schien wirklich von der Fabel betroffen zu sein und ging, nachdem er dem Kammermädchen ein Zeichen gemacht.

Jetzt kam an diese die Reihe, dem Kinderspielzeughändler einen Brief zu übergeben; dieser sprach, indem er ihn las: »Wahrhaftig, liebes Kind, Deine Herrin da ist eine Frau, wie sie sein muß — sie ist habgierig, geizig, denkt an die Zukunft und auf eine gesicherte Lebensstellung — und ist noch nicht achtzehn Jahr alt — und ist schon wie ein Sternbild. Aber sie weiß Dir auch die reichen Familiensöhne an den Fingern herzuzählen und läßt diese Narren, so lange sie ihre Liebhaber sind, gänzlich nach ihrer Pfeife tanzen. — Was mag sie von mir wollen?«

Und mit diesen Worten entsiegelte Herr Bonin den Brief.



Ich habe später seinen Inhalt in Erfahrung gebracht; hier ist er in aller seiner kindlichen Einfalt, abgesehen von einer greuligen

Rechtschreibung, die ich nicht wiederzugeben brauche.

»Guter Alter!

*»Der kleine Marquis will mir für 60,000 Francs Diamanten schenken, aber er ist augenblicklich nicht bei Gelde, sein Verwalter erwartet die Einnahmen in drei oder vier Monaten von jetzt an gerechnet — wirkliche Einnahmen — das weiß ich gewiß — aber drei Monate! das ist zu lange, und Haben ist überhaupt besser als Hoffen — und dann ist da auch ein sehr reicher Russe, von dem man mir gesagt hat — Sie verstehen mich schon — es wäre so etwas wie das letzte Lebewohl von Seiten des Marquis — darum hab' ich ihm gesagt, ich möchte die Diamanten sogleich haben, und wenn er kein baares Geld habe, so könnte ich ihm Jemand nachweisen, der ihm 60,000 Franc, aber zu 20 Procent auf sechs Monat discountiren könnte.*

*Dieser Jemand — das bin ich selbst nämlich — aber scheinbar sollen Sie es sein: ich habe meinen Wechselagenten angewiesen, 3200 Livres von meinen Renten zu verkaufen. — Sie werden sich mit dem Verwalter des kleinen Marquis besprechen, und sich einen Wechsel auf sechs Monate ganz regelrecht ausstellen lassen, und dafür gelten, daß Sie das Geld hergeben, das dann der Entlehner bei meinem Notar auf das erste Wort von Ihnen einziehen kann; der Notar wird vorher unterrichtet werden. Auf diese Weise bekomm' ich die Diamanten sogleich und profitiere die 15 Procent Zinsen — denn fünf Procent sind, wohlverstanden, Ihr Antheil.*

*Wenn Ihnen ein sicheres und vortheilhaftes Geschäft vorkommt — mit Carottage oder Verhältnissen zu Unmündigen mag ich nichts zu thun haben — so schreiben Sie mir; ich habe noch 100,000 Francs auf ein Jahr etwa müßig liegen; denn ich habe noch immer ein Auge auf den herrlichen Pachthof in Brie — es ist ein fetter Bissen, aber früher oder später hab' ich ihn im Sack.*

*Vergessen Sie nicht, gleich morgen früh zum Verwalter des kleinen Marquis zu gehen.*

Ganz die Ihrige, guter Alter.

Malvina Charenron.«

»Und dieser Engel von Weib ist noch nicht achtzehn Jahr alt —« rief der Kinderspielzeughändler, nachdem er zu Ende gelesen. »Was für ein Kopf — was für eine Geschäftsgewandtheit!«

Dann wandte er sich an das Kammermädchen:

»Sage nur, es sei gut, ich werde thun, was sie verlangt — die bezahlt Dir Deinen Lohn genau, nicht wahr — he?«

»O, Herr — das wollte ich meinen! Ich lass ihn bei ihr stehen — meine Madame, die ist so sicher, wie ein Notar!«

Und das Kammermädchen verließ den Laden, wahrscheinlich um den Jäger wieder einzuholen, der den Durchgang vermuthlich noch nicht verlassen hatte.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Plötzlich erleuchteten blendende Gasstrahlen den Durchgang und das Innere des Ladens des Spielzeughändlers. Der Mann nahm den Hut ab und klappte seinen Kragen nieder.

Ich erkannte meinen alten Herrn La Levrasse.

Ich schauderte einen Augenblick im Andenken an die Vergangenheit vor Schreck zusammen, besonders, als ich bei La Levrasse die tiefen Narben einer Brandwunde bemerkte, die von der Kinnlade bis zur Stirn hinaufging und ohne Zweifel von dem Brande des großen Wagens herrührte, den Bamboche angelegt hatte; übrigens war das Gesicht La Levrasse's noch immer bartlos, bleich und höhnisch verzerrt. Er schien mir kaum gealtert zu haben; die einzige Veränderung, die mir bei ihm auffiel, war, daß er das Haar nicht mehr à la chinoise trug, sondern ganz kurz verschnitten, was beinahe eben so aussah. Als ich den Brief Robert von Mareuil's überbrachte, konnte ich eine gewisse Aufregung nicht bemeistern, aber ich empfand gegen den Quäler meiner Kindheit keinerlei persönlichen Haß; wenn ich mich so ausdrücken darf; was sich in mir regte, war eine Mischung von Widerwille, Verachtung und Abscheu; ich hätte aus allgemeinem Gerechtigkeitssinne diesen Elenden der ganzen Strenge der Gesetze übergeben sehen mögen, aber ich hätte mich zu besudeln geglaubt, hätte ich gewaltsame Rache an ihm nehmen

wollen, was meine Jugend, Körperkraft und Entschlossenheit mir leicht gemacht haben würden.

Ehe der Laden Licht bekam, hatte ich mich entfernt und im Schatten, in einer Art Vertiefung, welche der Mauerneinschnitt zu der Thür des Hinterladens bildete, gehalten, und La Levrasse hatte also bis dahin meine Anwesenheit nicht bemerken können: jetzt fuhr er bei meinem Anblick einen Schritt zurück, und sagte zu der alten Frau befremdet und verdrießlich:

»Alle Teufel, wo kommt Der her? Es war also noch Jemand da, und ich meinte, wir wären jetzt unter uns.«

»Wie«, versetzte die Alte, »Ihr habt ihn noch nicht bemerkt? Ich glaubte, Ihr spartet ihn absichtlich bis zuletzt auf.«

La Levrasse zuckte die Achseln, stampfte mit dem Fuße und sagte, indem er mich aufmerksam betrachtete: — »Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was wollen Sie?«

»Ich bringe Ihnen einen Brief von dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, mein Herr.«

Bei Nennung dieses Namens malte sich auf La Levrasse's Zügen eine lebhaftere Freude, und er sagte zu mir:

»Geben Sie — geben Sie den Brief her. Ich habe ihn schon gestern erwartet.«

Nachdem er den Brief gelesen, den ich ihm gab, und dessen Inhalt ihn sehr zufriedenstellte, sagte er zu mir im Tone äußerster Wohlwollens:

»Sagen Sie dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, ich würde die Ehre haben, morgen früh um zehn Uhr, wie er es wünscht, bei ihm meine Aufwartung zu machen-.

Dann machte mir La Levrasse sehr höflich die Ladenthür auf und wiederholte:

»Morgen um zehn Uhr werde ich bei dem Herrn Grafen Robert von Mareuil sein — vergessen Sie nicht, es zu bestellen.«

Ich trat aus La Levrasse's Laden mit neuen und mächtigen Veranlassungen zu Nachdenken, Interesse, Furcht und Neugier; es war für mich so gut wie ausgemacht, daß der Capitain, von dem der Muldensterz gesprochen, derselbe sei, den der junge Mann als Mitschuldigen bei den wucherischen Leihgeschäften des Kinderspielzeughändlers betrachtete — mit Einem Worte, daß

wieder vom Capitain Bamboche die Rede sei.

Was La Levrasse anbetraf, den ich hier unter dem Namen eines Herrn Bonin, Kinderspielzeughändlers, antraf, so fiel es mir erst jetzt ein, daß der frühere Seiltänzer wirklich Bonin hieß — der Name stand bisweilen auf unsern Anschlagzetteln, aber ich hatte ihn gänzlich vergessen. Ich wunderte mich sehr wenig über das lichtscheue Geschäft, das er unter dem Deckmantel eines Kinderspielzeughandels betrieb; erst später gewann ich eine deutliche Vorstellung von dieser neuen Schändlichkeit.

Welch seltenes Geschick mochte nach so viel Wechselfällen und Veränderungen diese drei Menschen, Bamboche, den Muldensterz und La Levrasse, zusammengeführt haben?

Welcher gemeinsame Vortheil war im Stande gewesen, sie den unversöhnlichen Haß, den sie gegen einander fühlen mußten, vergessen zu machen? Wie war es möglich geworden, daß Bamboche seinen Rachegefühlen gegen La Levrasse entsagte?

Ich konnte nicht daran zweifeln, Bamboche war Urheber oder Mitwisser von sehr niedrigen, sehr strafbaren Handlungen — gleichwohl fühlte ich nicht, daß sich meine Zuneigung zu ihm verringerte. Es mengte sich diesem freundschaftlichen Gefühl ein schmerzliches Mitleid bei; denn ich war Zeuge der aufrichtigen Ansätze zur Rückkehr zum Guten gewesen, die sich bei Bamboche häufig geltend gemacht hatten; ich weiß nicht, was für eine unbestimmte Hoffnung mir es sagte, daß mein Einfluß auf diese kraftvolle Natur für sie vielleicht vortheilhaft sein würde. Mein Verlangen, ihn wieder zu sehen, war sehr lebhaft, aber ich hatte Herrschaft genug über mich, um keinen Versuch zur Annäherung zu machen, ehe nicht der Plan zu dem Benehmen festgestellt wäre, das ich in Betreff der Menschen und Dinge, die mir für Regina wohl von Wichtigkeit zu sein schienen, einzuhalten hätte.

Als ich zu meinem neuen Herrn zurückgekehrt war, brachte ich dem Grafen Robert von Mareuil die günstige Antwort des Spielzeughändlers; er strahlte vor Freude, und sein Freund Balthasar überließ sich den lärmendsten und ausschweifendsten Freudenbezeugungen. Er wollte durchaus denselben Abend noch in's Theater des Funambules gehen, um Basquinen, die er auf Hörensagen hin bewunderte — denn er hatte sie noch niemals

spielen sehen — einen Triumph zu bereiten; aber als Robert von Mareuil ihm in's Gedächtniß zurückrief, daß ihr Abend einem ernstern Zwecke gewidmet sein müsse, schob der Dichter die Ausführung dieses Planes seufzend aus.

Nach ihrem einfachen Mittagsessen, an dessen Abhub ich mir genügen ließ, sagten meine Herren mir, es könnte zu nichts dienen, wenn ich auf sie warten wollte, ich sollte mich nur schlafen legen; wenn sie etwas brauchten, wollten sie mich bei ihrer Rückkehr schon wecken.

Ehe sie fortgingen, hatte Robert von Mareuil mir befohlen, seinen Koffer und Reisesack zu öffnen und die Effecten, welche darin wären, in Ordnung zu legen.

Diesem Auftrage war bald, Genüge gethan; denn es war schwer, eine weniger zahlreiche und mehr vertragene Ausstattung zu sehen, als die des Grafen Robert von Mareuil war. Der einzige Luxusgegenstand, den ich unter seinen Sachen fand, war ein schönes Schreibnecessair von Juchtenleder mit silbernem Schloß, wozu Robert von Mareuil ohne Zweifel den Schlüssel hatte.

Indem ich in diesem Zimmer ab- und zuging, bemerkte ich Etwas, was mir bis dahin nicht aufgefallen war.

Ich bemerkte in der Scheidewand, welche die Stube meiner Herren von derjenigen, die ich einnehmen sollte, trennte, eine kreisrunde Stelle, die nur mit Gyps geschlossen, ungefähr sechs Zoll im Durchmesser und drei Fuß über dem Boden war.

Offenbar war diese Mauer ursprünglich zum Behuf der Durchlegung eines Ofenrohrs — wahrscheinlich, um die Stube, in der ich schlafen sollte, heizen zu können — durchbrochen worden; das Rohr war dann mittels eines Knies in den Kamin des anstoßenden Zimmers ausgegangen.

In der Stube, die meine Herren einnahmen, verbarg das Papier der Tapete diese Spuren, aber in dem Raume, wo ich schlief, hatte man es sich nicht angelegen sein lassen, sie zu verstecken.

Jetzt kam mir ein Gedanke ein, der an sich, ich muß es wohl gestehen, tadelnswerth war, den aber vielleicht die wachsende Furcht rechtfertigte, welche mir die befremdenden Verbindungen Robert's von Mareuil, und was ich von seinen Absichten auf

Regina hatte durchschauen können, einflößte.

Indem ich auf der Seite des anstoßenden Zimmers das Tapetenpapier sitzen ließ, welches das frühere Ofenloch verbarg, aber auf meiner Seite die Stoffe, welche dasselbe verstopften, wegnahm, gewann ich so viel, daß mir kein Wort meiner Herren, selbst wenn es sehr leise gesprochen wurde, entgehen konnte. Um die Oeffnung dieser Schalleitung, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verstecken, nahm ich hinter dem Schenktisch ein Stück Tapete weg und setzte es sorgfältig an die Stelle der in meiner Stube sichtbaren Gypsfüllung ein.

Ich zauderte eine Weile, ehe ich mich entschloß, auf solche Weise das Vertrauen meiner Herren zu misbrauchen, und stellte an mich selbst die ernste Frage, was mich dazu veranlasse?

Welchen Zweck ich hätte?

Und endlich: ob eine unabweisbare Nothwendigkeit diese Handlungsweise in diesem Falle rechtfertigte?

Auf diese Fragen, die ich mir mit größter Aufrichtigkeit vorlegte, gab ich mir die Antwort:

Was mich dazu veranlaßt, ist die vollkommenste Hingebung und Dienstbeflissenheit, welche eine eben so leidenschaftliche wie bescheidene und reine Liebe einflößen kann, eine Liebe, die Derjenigen, auf welche sie gerichtet ist, immer unbekannt bleiben muß und wird.

Das Gute, das ich bezwecke, ist, ein edles junges Mädchen, von dem ich glaube — von dem ich *fühle*, daß sie in Gefahr ist, so viel meine niedrige Stellung mir erlaubt, zu beschützen und zu vertheidigen.

Die Nothwendigkeit, welche mich dazu zwingt, so zu handeln, wie ich thue, ist unabweislich — ich habe kein anderes Mittel, mich über die wahren Absichten Robert's von Mareuil zu vergewissern — und der Himmel sei mein Zeuge, wenn mein Verdacht unbegründet ist, wenn ich den Charakter des jungen Mannes als gerade und redlich erkenne, wenn seine Pläne, seine Hoffnungen von Regina getheilt werden, so werde ich, so viele Schmerzen mich auch dieser Entschluß kosten mag, auch eben so sehr beeifert sein, die Absichten Robert's von Mareuil zu befördern, wie ich ihnen im entgegengesetzten Falle mich



widersetzen werde!

Und nachdem ich mich endlich, zur letzten Probe, vor meinem Gewissen gefragt hatte, ob meine Handlungsweise von Claudius Gérard, auf dessen Billigung ich meine Handlungen immer innerlich bezog, würde gutgeheißen werden, — so faßte ich den Entschluß.

Nach einer halben Stunde bestand zwischen der benachbarten Stube und der meinigen eine Gehörleitung, die vollkommen verborgen war. Die Schälle kamen mir von drinnen so genau zu, daß ich, da ich in dem Zimmer meiner Herren Feuer angemacht, obgleich die Thür geschlossen war, das leise Knackern des Holzes ganz deutlich hören konnte.

Hierauf erwartete ich mit Ungeduld die Rückkehr Robert's von Mareuil, indem ich mich auf dem Bärenfell hinstreckte, das Balthasar mir großmüthig bewilligt hatte; das Kopfende nahm ich neben der von mir bewerkstelligten Verbindung zwischen beiden Stuben an.

---



## Dreizehntes Kapitel.

### *Die Unterredung.*

Nach zwei oder drei Stunden kamen Robert von Mareuil und Balthasar nach Hause, gingen rasch durch die Stube, in der ich lag und that, als ob ich schlief, und schlossen sich in dem anstoßenden Zimmer ein. Fast in demselben Augenblicke hörte ich das Geräusch eines zornig weggestoßenen oder umgeworfenen Stuhles.

Jetzt hielt ich mein Ohr an die Schalleitung, die sich fast in unmittelbarer Nähe des Kopfendes meiner Lagerstatt befand, und hörte aus diese Weise folgende Unterredung:

»Nun, Robert«, sagte der Dichter im Tone liebevollen Vorwurfs, »Ruhe, Muth, was Teufel — die Sache ist ja noch nicht in so verzweifelter Lage!«

»Es ist Alles verloren« — rief Robert und ging mit großen Schritten auf und ab, indem er wüthende Verwünschungen vor sich hinhinmurmelte.

»Nein, es ist noch nichts verloren, da noch nichts geschehen ist«, versetzte Balthasar — »und welchen Glauben verdienen denn diese Gerüchte? Komm, Robert, keine Selbstsucht — Du weißt, wie sehr ich das Traurigsein verabscheue, und Du bist nahe daran, mich mit Deiner Verzweiflung anzustecken.«

Nach kurzem Schweigen versetzte Robert von Mareuil:

»Höre, Balthasar, ich habe keinen Freund als Dich; alle Die, welche ich zu seiner Zeit mit Wohlthaten überschüttet habe —«

»Haben sich, sobald sich der Sturm des Verfalles Deiner Glücksumstände ankündigte, auf und davon gemacht, wie die Zugvögel, wenn der Winter herankommt. Lieber Gott, darüber wunderst Du Dich noch? Wozu hat Dir denn Dein Leben in Paris genützt? Vergiß das Alles; hin ist hin; laß uns jetzt als alte Schulkameraden zusammen schwatzen.«

»Ja«, versetzte Robert bitter, »jetzt komm ich zu Dir — so lange ich reich war, vernachlässigte ich Dich.

»Nicht so schnell« — rief Balthasar — »wir wollen da keine Verwirrung anrichten — ich habe Dich vernachlässigt — als ich sah, daß Du eine Rolle spieltest. Ich bitte Dich, was hätte ich in Deiner großen Welt für eine Rolle spielen sollen mit meinen jämmerlichen 1200 Fr. Einkommen und meiner Wasserscheu vor allem Arbeiten und meiner Reimerei. Aber ich habe Dich darum nicht vergessen, ich habe Dich fünf bis sechs Mal in Deiner schönen Equipage gesehen. Du fuhrst über den Boulevard hin wie eine schöne Himmelserscheinung. Ich grüßte Dich mit der Hand. Und so eine glänzende Erscheinung Du auch warst, Du ließest anhalten, stiegst aus und redetest mich an. Das war in Deiner Stellung eine Großthat; denn ich trug schwarze, wollene Strümpfe, zugebundene Schuhe und zu allen Jahreszeiten einen grauen Hut. Es konnte Dir wenig schmeichelhaft sein, wenn man Dich mit mir im Gespräch begriffen sah, aber —«

»Balthasar —«

»Gestehe diese Schwachheit, ich will Dir eine andere gestehen; ich war meinerseits ungeheuer stolz darauf, daß man mich mit einem so glänzenden jungen Mann, wie Du, sprechen sah; aber ich habe immer Pech gehabt: niemals hat mich Einer meines Gleichen, in zugebundenen Schuhen mit Dir sprechen sehen. Doch jetzt Scherz bei Seite — wir haben Beide unser Schicksal erfüllt — Du hast das Leben genossen, wie ein Gott, ich habe gereimt und geverselt, wie der Satan, und jetzt finden wir uns wieder — ich mit ein paar Tausend Versen mehr, Du mit ein paar Tausend Louisd'or weniger — wodurch nun unser Vermögen auf gleichem Fuße steht. Der Unterschied ist nur — ich bin in meinem Schicksal sehr glücklich, ich lebe bei meiner Arbeit täglich 8 — 10 Stunden in der bezauberten Welt der Einbildungskraft — die übrige Zeit *hoffe* ich — oder vielmehr, ich lebe in der Gewißheit,

daß ich früher oder später, vielleicht schon morgen, im vollen Partolus schwimmen werde, daraus schwor' ich bei dem Styr und bei dem Haupte meiner Verleger. Also bin ich jetzt der Reiche, der Glückliche, der Millionär, und bei Gott! ich werde Dich nicht so der Verzweiflung überlassen. Heute Morgen warst Du Feuer und Flamme, jetzt bist Du Reif und Schnee — warum das? — um einer Nachricht willen, die, wenn sie wahr ist, darauf hinausläuft, daß sich auf Deinem Wege ein Hinderniß findet! — Komm, Robert, ich kenne Dich nicht mehr.« —

»Ich selbst kenne mich nicht mehr«, versetzte der Graf niedergeschlagen. — »Ach, wenn man in's Unglück geräth, stürzt Einem Alles über den Haufen.«

»Weißt Du«, rief der Dichter, »wohin man mit solcher Muthlosigkeit kommt?«

Dann hielt er inne und setzte in einem ernstern und herzlichem Tone, der ihm für gewöhnlich fremd war, hinzu:

»Robert, wenn ich Dich fähig hielte, bis dahin, wo Du durch Deine alten Verbindungen und Deine Familienverhältnisse eine bescheidene Anstellung bekommen könntest, von sehr wenig zu leben, so würde ich zu Dir sagen: Laß Dich die Zukunft nicht beunruhigen, ich will das unglaublich Wenige, wovon ich lebe, mit Dir theilen — ehe ein oder zwei Monate vergehen, hast Du in irgend einem Winkel eine gute kleine Stelle von zwölf bis fünfzehnhundert Francs — bescheiden, aber sicher; dann will ich —«

»Höre jetzt auch mich, Balthasar«, unterbrach Robert seinen Freund — »ich bin in Reichthum und Müßiggang auferzogen, ich habe es mir angewöhnt, jeder kostspieligen Neigung, jeder Laune einer ausgabelustigen Wohlhabenheit nachzugehen. Ich bin unwissend, faul und stolz. Ich liebe am Reichthum nicht bloß die Genüsse, die er verschafft, sondern auch die Befriedigung, welche die Eitelkeit bei ihm findet: mit Einem Worte, ich will ebensowohl genießen, als meinem Stande gemäß leben; denn — ich mag darin Recht haben oder nicht — ich glaube, daß ein Mann von meiner Geburt anders leben muß, als ein anderer, daß er repräsentieren muß, wie man sich ausdrückt, und seinen Namen mit Glanz tragen, und darum habe ich, so lange ich konnte, als großer Herr gelebt. In diesem Augenblicke bin ich

ruiniert, mit Schulden überladen: — nun, ich sage es Dir gerade heraus, ich fühle mich nicht im Stande, meinen Lebensunterhalt durch meine Arbeit zu erwerben, und ich bin es nicht. Zu was für einer Arbeit sollte ich geeignet sein? — Zu keiner! Und wenn ich selbst annehme, daß mir der Zufall oder eine allmächtige Protection eine Stelle, nicht von zwölf- bis fünfzehnhundert, sondern von zwölf- bis fünfzehntausend Francs verschaffte, so glaub' ich —«

»Also die Besoldung eines Präfecten, eines Marschalls, eines Bischofs, oder eines Raths am königlichen Gerichtshofe« — sagte Balthasar.

»Und — selbst von der Erniedrigung abgesehen, die darin liegt, Beamter zu sein, das heißt, irgend Jemandem zu Befehl zu stehen — was sollen mir zwölf- bis fünfzehntausend Francs jährlich helfen? Mir, der ich an hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte gewöhnt bin — das kommt Dir vielleicht verrückt vor, aber es ist nichts desto weniger wahr.«

»Ich glaub' es Dir, Robert — was in aller Welt solltest Du mit zehn- oder zwölftausend Franks jährlich anfangen? — im Ernste, in vollem Ernste, ich halte Dich für unfähig, mit weniger als sechzigtausend Franks Rente zu leben — und dabei würdest Du Dich noch sehr einschränken müssen und Dich sehr beengt fühlen — Du hast mir das einmal ganz mathematisch bewiesen; ich werde Dein motiviertes Budget niemals vergessen. Laß mich es Dir in's Gedächtniß zurückrufen, ich habe meine Ursachen dazu.

»Erstlich, sagtest Du mir, kann man doch nicht zu Fuß gehen — setzen wir also acht- bis zehntausend Francs für meinen Stall an.

»Zweitens fordern die Weltdamen sehr angreifende Liebesbezeugungen, man muß sich eine Maitresse halten, und das Mindeste, was man einem Mädchen, das etwas in der Mode ist, geben kann, beläuft sich auf fünfzehnhundert Francs monatlich, ohne die Geschenke.



»Drittens kann man nicht im Gasthofs zu Mittag speisen, ohne einen Aufwand von dreißig bis vierzig Franks zu machen, wenn man von den Kellnern nur ein Bisschen ausgezeichnet behandelt werden will, auch muß man vierzig bis fünfzig Francs für eine Prosceniumsloge in Anschlag bringen, um das Billet der Maitresse schicken zu können — was sich mit den nothwendigen täglichen Blumen und dergleichen und dem Mittagsessen im Gasthofs auf ungefähr hundert Franks täglich beläuft. Dazu bringe in Anschlag: den Miethszins für eine angemessene Wohnung — die nothwendigen Ausgaben — unvorhergesehene Ausgaben — die Abendmahlzeiten — die Geschenke an die Maitresse — die Ausgabe, welche die Untreue gegen sie herbeiführt — die Liebhabereien — die Wetten bei den Rennen, und Du wirst im *strengsten Sinne* zugeben müssen, daß ein Mann von einem gewissen Stande nicht *leben*, wirklich *nicht leben* kann, wenn er nicht achtzig- bis hunderttausend Francs jährlich hat, ohne ein hunderttausend Francs für die erste Einrichtung in Anschlag zu bringen, und dabei muß er noch als ein Junggeselle leben, ohne

ein Haus zu machen.«

»Das ist wahr«, sagte Robert mit einem bitteren Sehnsuchtsseufzer — ja, ich biete einem anständigen Manne Trotz, ob er zu Paris von weniger leben kann, wenn er seinen Rang behaupten will.«

»Du hast in vollkommenerem Grade recht, als Du selbst glaubst. Wenn Du sagst, Du *könntest* nicht von weniger leben — und ich lege Dir dieses Budget wieder vor, um die Summe Deiner Bedürfnisse klar auszusprechen — so ist jetzt der Ueberfluß, der bei Dir zum dauernden Zustande geworden, für Dich dermaßen nothwendig geworden, daß, wenn er Dir zu lange Zeit abginge —«

»So würde ich mir das Leben nehmen« — versetzte Robert kalt.

Diese Worte wurden von dem Grafen mit solcher Entschlossenheit ausgesprochen, daß ich nicht daran zweifelte, daß er die Wahrheit sagte. Der Dichter theilte diese Ueberzeugung; denn nach einigem Stillschweigen versetzte er mit sehr bewegter Stimme:

»Ja, ich glaub' es, Du würdest Dir das Leben nehmen. Auch habe ich Dir zugegeben, daß Du mit weniger als sechzigtausend Franks nicht leben könntest. Ich begreife das, ich, der ich von meinen zwölfhundert Franks lebe. Ja, ich begreife das — man muß seine Freunde nehmen, wie sie sind. Andere sind einäugig oder bucklig; Du hast die Schwachheit, im Ueberfluß leben zu müssen — und damit gut. Aber ich kann's nicht leiden, daß Du in Verzweiflung geräthst; denn, wenn Du das thust, so lässest Du Dir eine Heirath von hundert- bis hundertundfünfzigtausend Livres Renten entgehen und brennst Dir das Gehirn aus. Nun will ich doch beim Teufel nicht, daß Du Dir das Gehirn ausbrennst — im Gegentheil will ich, daß Du Fräulein Regina von Noirliou zur Frau bekommst, die wenigstens eine dreifache Millionärin ist — und Du sollst sie zur Frau bekommen. Die Hindernisse, die uns da in den Weg treten, wollen wir schon besiegen, — zu diesem Zwecke stehe ich Dir mit allen meinen Kräften zu Gebote, und da meine ausgebildetste Kraft meine Einbildungskraft ist, so stelle ich Dir vor allen Dingen meine Einbildungskraft und meine lange Erfahrung im Schlingen und Lösen von Knoten zu Diensten, —

denn ich habe da zehn bis zwölf Dramen, die noch vollkommen unverbraucht sind. Zuerst wollen wir, wenn Du mir folgen willst, Deine Lage, die Regina's und den Charakter der Leute, die in dem Drama auftreten müssen, recht vergegenwärtigen. Das müssen wir zuerst s ganz auf dieselbe Weise, als wenn es sich hier darum handelte, ein Drama zu dichten, entwirren. Steht das ganz fest, und ist's genau bestimmt, so gehen wir an unsern Plan einer hohen Komödie — vielleicht auch eines Dramas; — was wir hier ausarbeiten, sind also zuerst die Namen der Handelnden — was die Frauenrollen anbetrifft, haben wir Regina von Noirlieu — das ist für jetzt Alles?»

»Das ist Alles«, antwortete Robert.

»Gut — jetzt die Männerrollen — zuvörderst Du, Robert von Mareuil — dann der Baron von Noirlieu, Regina's Vater — der Graf Duriveau, und —«

»Und der Fürst von Montbar«, rief Robert bitter — »es war ohne Zweifel dieser verwünschte Fürst, von dem Martin reden wollte — denn der Fürst ist sehr jung, sehr schön und kommt oft zu dem Baron.«

Diese Worte des Robert von Mareuil rechtfertigten meinen Argwohn; ich konnte kaum mehr daran zweifeln: der Unbekannte in der Schenke zu den drei Tonnen hieß der Fürst von Montbar.

Balthasar versetzte nach einigem Schweigen:

»Sind das alle unsere handelnden Personen?«

»Ja, alle, und, Gott verdamm mich! ich dünkte, es wären mehr als zu viele«, antwortete Robert.

»Was nun die Nebenrollen anbetrifft«, versetzte Balthasar, »so laß uns unsern Antifrontin nicht vergessen. So dumm er ist, kann er uns doch nützlich werden. - Haben Dich die Nachweisungen, die er Dir heut morgen gegeben, nicht auf die Spuren des Duriveau und des Fürsten von Montbar geleitet?«

»Allerdings!«

»Laß uns also hinzusetzen: Martin, Bedienter des Robert von Mareuil — Du sollst sehen, daß meine Verfahrensart, so seltsam sie sich ausnimmt, nicht übel ist. Die Scene ist in Paris. Jetzt also ein Blick auf die Vorhandlung.« —

»Jetzt genug der Thorheiten!« sagte Robert ungeduldig.



»Thorheiten — meinetwegen — Du mußt aber wissen, daß man Vorhandlung die Ereignisse nennt, welche vor dem Augenblick, da die Handlung selbst angeht, stattgefunden. Mit andern Worten, um in unserer Angelegenheit klar zu sehen, laß uns mit wenigen Worten Deine Lage in Bezug auf Regina zusammenfassen. Einige von Deinen Eröffnungen an mich sind schon vor langer Zeit geschehen; ich mag manche Umstände vergessen haben — steh' meinem Gedächtniß bei, wenn es mich im Stiche läßt, kläre mich über Das auf, was ich noch nicht weiß; um Alles voraussehen zu können, muß ich Alles wissen, und ich glaube, ich weiß noch nicht Alles.«

»Nein«, versetzte Robert verlegen.

»Du wirst mich also in dem Maße unterrichten, wie die Handlung fortschreitet«, sagte Balthasar. »Seht also laß uns unsere Vorhandlung in's Auge fassen. Du bist mit Regina erzogen worden und ihr Verwandter; aus dieser kindlichen Freundschaft ergab sich eine herkömmliche Vertraulichkeit zwischen Euch, die, wie Ihr größer wurdet, in Liebe überging. — Ist's nicht so?«

»Ja — in zärtliche, leidenschaftliche Liebe bei mir«, versetzte Robert, »aber kalte, gemessene, zurückhaltende Zuneigung auf Regina's Seite.«

»Sehr wohl — Ihr erreichtet, sie das sechzehnte Jahr, Du Deine achtzehn oder neunzehn Jahre«, versetzte Balthasar; »Ihr sahet Euch, so oft als Eure Familienverhältnisse es erlaubten, und fuhret fort, einander zu lieben, sie mit der Liebe einer keuschen Pensionärin, Du mit der Liebe eines Studienbeflissenen — der es nämlich redlich meint — und legtet gegen einander das Versprechen ab, wie das unter unschuldigen jungen Leuten zu geschehen pflegt, einander ewig zu lieben und nie einem Andern anzugehören.«

»Aber unter Einer Bedingung«, sagte Robert.

»Was für einer Bedingung? Davon hast Du mir nie etwas gesagt.«

»Regina hat mir geschworen, nur mir angehören zu wollen«, sagte Robert von Mareuil; »aber unter der Bedingung, daß ich eines Tages das Andenken ihrer Mutter rächen sollte.«

»Sie rächen? — wofür?« — fragte Balthasar mit großem

Erstaunen — »sie rächen — auf welche Weise?« —

»Weiter hat Regina sich nicht erklärt;« sie behielt sich vor, diese Eröffnung späterhin zu vervollständigen — aber wir wurden in Folge eines Bruches, der zwischen unsern Familien eintrat, getrennt. Und nun höre, was Dir bisher unbekannt war, Balthasar«, setzte Robert von Mareuil hinzu. »Bei unserer letzten Zusammenkunft sagte Regina zu mir in einem feierlichen Tone: Man trennt uns — aber man kann unsere Herzen nicht trennen. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch, Robert, weil ich Dich von Kindheit auf kenne, weil ich glaube, daß Du ein edles Herz, einen großen Charakter hast, weil Du mir endlich geschworen hast, mir eines Tages darin beizustehen, das Gedächtniß meiner unwürdig verleumdeten Mutter zu rächen und von den Flecken, die ihm ankleben, zu reinigen. Geh' also, Robert, weil Du mußt, aber ich schwöre es Dir bei dem geheiligten Andenken meiner Mutter, weder Zeit noch Entfernung werden mich jemals des feierlichen Versprechens vergessen machen, das ich Dir jetzt thue, nie einem Andern als Dir anzugehören. Wenn ich es für angemessen halten werde, so werde ich zu Dir sagen: *komm*, und ich bin überzeugt, Du wirst kommen.«

»Diese Sprache ist rührend, dieses Versprechen ist bindend« — sagte Balthasar bewegt — »und da es von einem so festen, treuen, ritterlichen Charakter, wie Regina ist, gegeben worden, so wird sie gewiß halten, was sie versprochen.«

»O, das muß sie«, rief Robert mit einer Art von Bitterkeit; »darauf beruht meine ganze Zukunft.«

Balthasar schwieg einige Augenblicke.

»Was hast Du?« sagte Robert von Mareuil zu ihm.

»Wahrlich«, versetzte der Dichter in einem Tone, der aus dem Herzen kam, »Regina ist ein edles Geschöpf — doch zurück zu unserer Vorhandlung — der Baron führt seine Tochter auf ein Landgut in der Landschaft Berry. Du vergissest rasch Deine erste Liebe, und, dem Budget getreu, dessen Zahlenangabe Du mir gemacht, wendest Du das Vermögen, das Dir Dein Vater hinterlassen, ganz fröhlich dazu an, es zu verwirklichen, Alles auf einmal, selbst die Erbausprüche. Wie Dein Vermögen verzehrt ist, und man Dir nicht mehr borgen will, erfährst Du, daß Regina vermöge einer unvermutheten Erbschaft drei Millionen besitzt —

jetzt fällt Dir das feierliche Versprechen Deiner Jugendfreundin wieder ein. Jetzt sage mir gerade heraus: Fühlst Du Dich für jetzt und alle Zukunft von aller Zuneigung zu Regina frei? — Denn das Spiel zu spielen, welches Du zu spielen gedenkst, erfordert Kaltblütigkeit — ich muß sogar sagen, es erfordert die unbeugsame Selbstsucht der Geschäftsleute — denn Du darfst Dich darüber nicht täuschen, es ist ein *Geschäft*, ein vortreffliches *Geschäft*, das Du da machen willst, nichts mehr und nichts weniger — wenn es Dir gelingt, so werde ich Dir meine persönliche Meinung darüber hinterher sagen.«

»Wie?« rief Robert, »erkläre Dich!«

»Wir haben jetzt nur den dramatischen Gesichtspunkt und nicht den *moralischen*, verzeih das, Wort. Da eine so schwere Situation — fast verzweifelt — ich meine die Deinige, und die Charaktere gegeben sind, so wollen wir sehen, wie wir diese satanische Aufgabe lösen. Du suchst dabei, ich wiederhole es, ein vortreffliches Geschäft, ich suche ein Intrigenstück zu machen, von Moral ist daher nicht die Rede.«

»Findest Du, daß ich unrecht handle?« rief Robert.

»Also weiter. Du bist zu Grunde gerichtet, mit Schulden beladen. Ein junges, schönes, reiches Mädchen hat Dir versprochen, Dein zu sein: Du bestehst auf der Erfüllung des Versprechens. Von hundert Leuten würden neunundneunzig und ein halber wie Du handeln; sei also, was das Urtheil der Welt anbetrifft, nur ganz ruhig — Du bist rein, fleckenlos, wie das Lamm Gottes.«

»Aber nach Deinem Urtheil, wie?«

»Noch meinem Urtheil, meinst Du?«

»Ja.«

»Seltsam!«

»Sei aufrichtig, Du würdest nicht so handeln, Balthasar.«

»Vielleicht nicht.«

»Du tadelst mich also?«

»Aber ich leistest Dir Vorschub; denn es handelt sich für Dich um Leben oder Tod«, sagte Balthasar ernst.

»Du tadelst mich und leistest mir Vorschub — wozu dieser Widerspruch?«

»Widerspruch?« rief der Dichter, indem er seine gute Laune wiedergewonnen, »im Gegentheil, es ist eine Verschmelzung, ein vollkommener Einklang. Indem ich Dich tadle, folg' ich meiner eigentlichen Ansicht, indem ich Dir beistehe, der Ansicht des großen Haufens.«

»Immer noch seltsam.«

»Was kannst Du anders verlangen, Robert? Ein Dichter, das ist so ein wunderlich Ding.«

Obgleich Balthasar's Widerstand gegen die Anschläge Robert's von Mareuil nur ein leidender war, so war ich ihm doch von Herzen dankbar dafür und hörte dem weiteren Verlaufe der Unterhaltung zwischen meinen beiden Herren mit wachsender Spannung zu.

»Fahren wir also in der Exposition fort«, antwortete Balthasar. »Indem Du die unerwartete Erbschaft, die Reginen zugefallen, erfährst, bringst Du zugleich in Erfahrung, daß sie bei ihrem Vater ein sehr unglückliches Leben führen soll; denn sie ist, sagt man, nicht seine Tochter. Der Baron hat, obgleich seit dieser Entdeckung Jahre vergangen, diesen ehelichkomischen Uebelstand so tragisch aufgenommen, daß sein Menschenhaß, wie man sagt, an Wahnsinn grenzen soll, was die Stellung seiner Tochter völlig unleidlich macht, besonders, seitdem der Baron sie nach Paris zurückgeführt hat. Alles Dieses scheint Dein guter Genius eigens angeordnet zu haben, ein gequältes, junges Mädchen ist schon halb entführt. Also Du nimmst Dir vor, Reginen zu entführen, indem Du aus tausend Gründen überzeugt bist, daß ihr Vater sie Dir nicht zur Frau geben würde. Dieser Entführungsplan ist nicht unverständlich; denn Du hast die Schwüre des entschlossensten von allen Mädchen, nur hat sie Dir noch nicht gesagt: »komm« — aber das ist einerlei, Du kommst nichts desto weniger jetzt schon, um ihren Wünschen zuvorgekommen; und so kommst Du also nach Paris, um die Belagerung Regina's und ihrer Millionen nach allen Regeln anzufangen. So weit wären wir heute Vormittag. Diesen Abend kommt ein neuer Zwischenfall hinzu, der die Vorhandlung vervollständige: Du erfährst aus beinahe sicherer Quelle, daß Du bei Reginen zwei Nebenbuhler hast. Der eine, den der Baron begünstigt, ist der Graf Duriveau, ein Witwer, ein verächtlicher Parvenü; der andere Bewerber, den,

wie man sagt, Regina mit günstigen Augen ansieht, welche auf diese Weise ihren Eidschwur vergessen hätte — der andere Bewerber ist der Fürst von Montbar, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, schön wie Antinous, vornehm wie ein Montmorency, wohl angesehen, geistreich und leidlich wohlhabend, ich glaube, ich habe nichts vergessen, wenigstens nichts von Dem, was ich weiß.«

»Nichts«, sagte Robert von Mareuil.

»Was Das anbetrifft, was ich etwa nicht weiß, so sieh selbst zu, ob Du es für angemessen hältst, mich gegenwärtig davon zu unterrichten.«

Nach kurzem Schweigen versetzte Robert in etwas verlegenem Tone:

»Heut Morgen hab ich gesagt, ich käme aus der Bretagne, von dem Schlosse des Marquis von Kerouard, bei dem ich Zuflucht gesucht gegen meine Gläubiger.«

»Nun?«

»Ich bin heute Morgen aus dem Schuldgefängniß gekommen, in dem ich seit dem Monat Januar saß.«

»Du, im Gefängniß, und ich habe nichts davon erfahren?« rief Balthasar in vorwurfsvollem Tone.

»Ich habe das so viel als möglich geheim zu halten gesucht, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich wurde festgenommen in dem Augenblick, als ich von einer Reise von wenigen Tagen zurückkehrte, die ich unternommen hatte, damit meine Gläubiger meine Spur verlören.«

»Aber Deine Schulden sind beträchtlich«, sagte Balthasar, »wer kann sie bezahlt haben?«

»Sie sind noch unbezahlt.«

»Wer hat Dich denn aus dem Gefängniß befreit?«

»Meine Gläubiger.«

»Deine Gläubiger?«

»Sie haben mir sogar den Abschluß einer neuen Anleihe bei dem Kinderspielzeughändler an den ich heute morgen geschrieben, ermöglicht.«

»Das grenzt an's Wunderbare.«

»Und doch kann nichts einfacher sein: ich habe meine Gläubiger überzeugt, daß von mir nichts zu erwarten sei, wenn sie mich gefangen hielten, während sie, wenn sie mich in Freiheit setzten und mir sogar die unerläßlichen Mittel verschafften, eine reiche Heirath, die ich beabsichtigte, möglich machten.«

»Ich verstehe.«

»Sie haben übrigens ihre Sicherheitsmaßregeln getroffen; ich habe, ehe ich das Gefängniß verließ, alle meine Wechsel auf drei Monat erneuert, ich bin überwacht, kommt die Heirath zu Stande, so sind sie bezahlt; kommt sie nicht zu Stande — doch wozu diese Annahme? Geht mir die Heirath verloren, so ist mein Entschluß gefaßt.«

»Jetzt, da ich weiß, was für Dich auf dem Spiel steht, und was Du gelitten«, rief der Dichter, »sage ich Dir, daß es, wenn Du, wie ich hoffe, dieses edle Mädchen zur Frau bekommst, unmöglich sein wird, daß Du sie nicht aufs Neue schwärmerisch liebst, wäre es auch nur aus Erkenntlichkeit.«

»Das glaub' ich mit Dir. Sie wird mich aus einer so verzweifelten Lage gerissen haben, — aber gegenwärtig — bin ich zu sehr gehegt von Furcht und Ungewißheit, um an Liebe denken zu können.«

»Dieser Freimuth ist mir lieb, und ich glaube Dir, das verdoppelt meinen Eifer. Alles Dieses also wohl erwogen, muß das Erste sein, daß Du Regina wieder siehst. Daß sie der Ansprache des Grafen Duriveau Gehör geschenkt, ist unmöglich, daß sie die des Fürsten von Montbar begünstige, nicht wahrscheinlich. Sie hat Dir geschworen, Du hast sie ihres Versprechens nicht entlassen, und bei ihrem Charakter ist ein Meineid unmöglich.«

»Meine Furcht ist nur, daß von meiner verschwenderischen Lebensart, von der Krisis in meinen Vermögensverhältnissen, vielleicht sogar von meiner Einkerkering ein Gerücht bis zu ihr durchgedrungen.«

»Wenn Regina Dich noch immer liebt, was schadet's dann?« sagte Balthasar zu Robert von Mareuil. »Die Liebe ist nachsichtig, und dann mußst Du Dich auch nur darum in alle Arten von Zerstreuungen gestürzt haben, um Dich bei der traurigen Trennung zu betäuben. Noch einmal, wenn sie Dich noch immer

liebt, so hat das Uebrige nichts auf sich.«

»Morgen werde ich übrigens erfahren, ob sie mich noch liebt.

»Morgen?«

»Geht sie nicht mit ihrem Vater und dem Grafen Duriveau in's Museum? Wenn es mir auch nur gelingt, ihrem Blicke zu begegnen, so weiß ich mein Schicksal schon. Stolz und offen, wie sie ist, wird es ihr unmöglich sein, zu heucheln. Ich kenne sie, der Eindruck, den ihr Gesicht bei meinem Anblick zeigt, wird mir Alles sagen.«

»Du hast recht, ehe wir irgend einen weiteren Plan fassen, müssen wir das Ergebniß der morgenden Zusammenkunft erwarten.«

»Und wenn meine Hoffnung getäuscht wird —« rief Robert von Mareuil. »Und dann, wenn — nein — nein«, versetzte er, und ich hörte, wie er den Stuhl gewaltsam zurückschob, aufstand und aufgereggt auf und abging, »bei dem bloßen Gedanken hab' ich die Hölle im Herzen.«

»Komm, Robert, beruhige Dich«, sagte Balthasar gerührt, »Du erschreckst mich wahrhaftig, Du bist blaß, Deine Augen sind mit Blut unterlaufen, komm an's Fenster und schöpfe ein wenig frische Luft, diese Stube ist klein, man erstickt darin beinahe, komm, beruhige Dich, fasse Dich, Du bist heute Abend verteufelt nervös.«

Ich hörte, wie das Fenster ausging, und wie Robert fast in demselben Augenblick, indem er auf dasselbe zutrat, zu Balthasar sagte:

»Du hast recht, mein Kopf brennt, die frische Luft wird mir wohl thun, wird mich wieder ruhiger machen, und dann will ich Dir in aller Ruhe sagen, aber mit Bestimmtheit, was ich zu thun entschlossen bin, wenn Regina —«

Die Stimme Robert's von Mareuil ward unhörbarer in dem Maße, als er sich dem Fenster näherte, es war mir unmöglich, den Schluß des Satzes zu verstehen.

Erst ein paar Augenblicke nachher drang plötzlich die Stimme Balthasar's zu mir, der auf einmal vom Fenster zurückzutreten schien, nicht mehr fröhlich oder in liebevoller Rührung, sondern fest, strenge, fast unwillig:

»Das glaub' ich Dir nicht«, sagte er zu Robert von Mareuil, »das kann ich Dir nicht glauben.«

»Höre mich an, Balthasar.«

»Ich sage Dir, Robert, Du verleumdest Dich selbst, Du bist einer so schwarzen Handlung nicht fähig, der unwürdigste Verrath des Fräulein von Noirlieu würde Dich darüber nicht entschuldigen können.«

»Und entschuldigt die Lage, in der ich bin, nicht Alles«, rief Robert, »vergissest Du meine Lage?«

»Ich vergesse sie so wenig, Robert, daß nur sie gewisse Bedenken, von denen ich nicht reden will, in mir ersticken kann, und das ist schon viel; aber weiter gehen — nimmer! Trotz unserer alten Freundschaft, trotz meiner Ergebenheit gegen Dich, an der Du nicht zweifeln darfst, — ich würde Dich nie in meinem Leben wiedersehen mögen, wenn —«

Robert von Mareuil unterbrach den Dichter mit einem gezwungenen Gelächter, das mir fast krampfhaft vorkam, und rief mit einer Lustigkeit, die ich für eben so gemacht, wie das Gelächter halten mußte:

»Wie, Du allzu unschuldiger Dramatiker und nur allzu naiver Mitarbeiter, Erinnerst Du Dich denn nicht, daß Du so eben selbst zu mir gesagt hast, es ist der Plan zu einer Komödie im hohen Styl, vielleicht zu einem Drama, was wir entwerfen? Nun sieh, ich will Dir nur zeigen, daß ich eben so gut, wie Du, einen kleinen dramatischen Auftritt ausdenken konnte, und Du lässest Dich anführen und glaubst in allem Ernste, ich könnte elend genug sein — geh mir doch, Balthasar, wären wir nicht so alte Freunde, so konnte ich wirklich böse werden.«

Und im Verlaufe dieser Rede ward der Ton Robert's von Mareuil so natürlich, so herzlich, daß ich mich versucht fühlte, an die Aufrichtigkeit seiner Worte zu glauben. Balthasar zweifelte seinerseits keinen Augenblick daran; denn er rief halb lustig, halb verdrießlich aus:

»Hol Dich der Teufel! Oder vielmehr, Robert, hol mich der Teufel; denn ich bin wirklich im Stande gewesen, Dir eine Schändlichkeit zuzutrauen. Du führtest mich nur an. Du hast recht. Nun, es ist spät geworden, unsere Exposition liegt klar vor,



unsere Personen haben wir: — die Handlung morgen.«

---

Seltsam, während Balthasar, wenn einmal seine unglaublichen Einbildungen mit ihm durchgingen, sich seinen wachen Träumen ganz unbedachtsam überließ, zeigte er sich, sobald er den Weg des praktischen Lebens betrat, gutherzig, großmüthig, verständig; er bot seinem Freunde nicht an, mit ihm jenes Potosi zu theilen, jene Goldbäder, jene Galionen und andern phantastische Belohnungen, die er für seine Werke erwartete, und die ihm später wirklich zu Theil wurden; er bot seinem Freunde alles Das an, worüber er verständigerweise verfügen konnte: seine bescheidene Wohnung, sein Stückchen Brot und seine fruchtbare Einbildungskraft. Ich hatte auch mit der größten Befriedigung bemerkt, daß der Dichter, trotz seiner großen Freundschaft für Robert von Mareuil, seiner Dienstbeflissenheit strenge Grenzen zog, und ich hielt ihn um so mehr für unfähig, sich bei einer unwürdigen Handlungsweise gegen Regina zu betheiligen, als er selbst den Heirathsabsichten Robert's von Mareuil seinen Beistand nicht ohne einiges Bedenken lieh.

Der entschlossene, kalte Ton dieses Letzteren, als er von seinen Selbstmordsabsichten sprach, hatte mich von der Aufrichtigkeit seines Entschlusses überzeugt; ich gestehe, wenn ich eine Art Mitleid mit diesem Manne empfand, so war es alles persönlichen Antheils, alles sympathischen Gefühls entkleidet. Diese Gottlosigkeit, die feige Entsagung, die den Tod der Arbeit vorzog, ohne diese auch nur versucht zu haben, dieses cynisch freimüthige Geständniß, daß es ihm ganz *unmöglich* sein würde, mit zwölf bis fünfzehnhundert Francs Einkommen zu leben, dieser eben so freche wie unglücklicherweise auf die Wirklichkeit begründete Anspruch, sich nur auf das Leben eines Millionairs einlassen zu können, alles Das, ich muß es wiederholen, hatte zuerst in mir vor Ekel das Oberste zu unterst gekehrt und mich mit Verachtung und Unwillen gegen den Unglücklichen erfüllt.

Aber indem ich mich bald der Lehren des Claudius Gérard erinnerte, Lehren, die voll Sanftmuth und Weisheit waren, dachte ich an die Erziehung, die Robert von Mareuil erhalten hatte, eine Erziehung, von welcher der kindische Austritt, von dem ich

einstmals im Walde von Chantilly Zeuge gewesen, mir eine Probe gegeben hatte. Ich dachte an den beinahe unvermeidlich verderblichen Einfluß, welchen der Gedanke ausüben muß, der fast allen Denen gemeinsam ist, welche die Gaben des Glückes nicht ihrer Arbeit, nicht ihrer Einsicht, sondern dem Zufalle der Geburt verdanken:

»Ich bin nicht gemacht, um zu arbeiten — mein Vater ist reich, ich werde also auch reich sein und meinen Rang zu bewahren suchen.«

Ich dachte endlich an den unheilbaren Aussatz des Müßigganges, an die Gewohnheit, Aufwand zu machen, an alle diese Bedürfnisse des Ueberflusses, die, so zu sagen, unsere Natur umwandeln, indem sie in uns gleichsam neue Sinnesorgane hervorrufen, die dann eben so gebieterisch sind, wie die alten.

Und dadurch gelangte ich dahin, aufrichtiges Mitleid mit Robert von Mareuil zu empfinden, nicht etwa, daß er so sei, wie er war, sondern daß er durch eine

der unglücklichen Folgen des Erbrechtes, eine *müßige Jugend*, zu einem solchen Grade von Feigheit, innerer Ohnmacht und Verderbtheit geführt worden war.

Noch einmal ward es mir klar, oft erzeugt der Mißbrauch des Reichthums eben so große Verderbniß und sittliche Rohheit, wie ein hoher Grad von Armuth, und man ist den Opfern des Ueberflusses nicht zwar jenes zarte Mitgefühl, jene heilige Sympathie, welche die Opfer grausamer Entbehnungen einflößen, schuldig, aber doch die Art schmerzlichen Mitleids, welches, wie Claudius Gérard zu sagen pflegte, das Loos Derer anbefiehlt, deren Blut durch irgend ein erbliches Laster vergiftet ist.

Ich überließ mich um so lieber diesen Empfindungen billig denkenden Mitleids, da ich gegen meinen Willen von einem gewissen eifersüchtigen Widerwillen

gegen Robert geleitet zu werden fürchtete; denn er war von Regina geliebt worden, und sie liebte ihn vielleicht noch.

Nach dem Gespräch, das ich belauscht hatte, geliebt von dem jungen Mädchen, das ich über Alles hochschätzte, deren seltene Tugenden ich nach eben diesem Gespräch nur noch höher schätzen mußte — geliebt von Regina!

Und diese Heirath lag gar sehr im Gebiete der Möglichkeit. Regina konnte, mußte vielleicht die Wünsche Robert's von Mareuil krönen, den Schwüren einer ersten Liebe getreu, wie sie es gewiß war, verblindet durch ihr Vertrauen zu einem Manne, den sie ihrer würdig glaubte, dazu vielleicht im väterlichen Hause schlecht behandelt und endlich überzeugt, auf Robert's Seite kräftigen und großherzigen Beistand zu finden, um die Wiederherstellung von ihrer Mutter Ruf zu verfolgen und zu erlangen.

Nur Eins verminderte die Wahrscheinlichkeit des Gelingens auf Robert's Seite: Regina hatte ihm noch nicht gesagt: »Komm.«

Lag dem auf Seiten des jungen Mädchen ein nothwendiges Zögern zu Grundes oder Vergeßlichkeit? oder Treubruch? oder eine neuerlich gewonnene Einsicht in Robert's Gemüthsart? oder Unterwürfigkeit unter den Willen ihres Vaters, der, wie man sagte, verlangte, daß sie den Grafen Duriveau heirathete? Oder war es endlich Liebe zu dem Fürsten von Montbar?

Mitten in diesem Labyrinth veränderten meine Besorgnisse nur ihren Gegenstand, ohne darum an Lebhaftigkeit abzunehmen. Lieber Gott! was für eine

Wahl für Regina zwischen diesen drei Männern: Robert von Mareuil — dem Grafen Duriveau — oder dem Fürsten von Montbar, wenn der Letztere, wie ich vermuthen mußte, der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen war.

Indessen in Betreff des Letztern irrte ich mich vielleicht doch. War dies der Fall, so lag hier der einzige Ausweg für Regina, und, ich rufe Gott zum Zeugen an, ich wünschte ihr ihn mit aller Kraft meiner Seele! Sie glücklich und von einem ihrer werthen Gatten geliebt zu wissen, dieser Trost kam mir, da ich für meine Liebe nichts zu hoffen hatte, wirklich beinahe zu groß vor.

###strich###

Da ich von Müdigkeit ganz niedergedrückt, und auch mein Geist von den zahlreichen und merkwürdigen Ereignissen dieses Tages ermattet war, ahmte ich

dem Beispiel meiner Herren nach.

Mehrmaliges, heftiges Klingeln weckte mich plötzlich.

Es war schon ganz hell. Ich machte einem Schneider auf, der

sich mit einem großen Bündel fertiger Kleider einstellte; Robert von Mareuil hatte wahrscheinlich am Tage vorher diese Bestellung gemacht. Eine traurige Zuflucht für einen jungen Mann, der an alle Kleinigkeiten, an alle Feinheiten einer ausgesuchten Toilette gewohnt war, aber die Zeit drängte, Robert's von Mareuil Kleider waren so ärmlich, so abgetragen, daß es immer noch besser war, daß er

sich zu dem heutigen Zusammentreffen mit Regina wenigstens aus diese Weise leidlich ausstattete.

Uebrigens that das ausgezeichnete Aeußere, die feine Anmuth und das von Natur einnehmende Auftreten Robert's so viel Wirkung, daß er, trotz des ohne Zweifel ein wenig veralteten Schnitts dieser Kleidungsstücke, doch mit dem besten Geschmack gekleidet zu sein schien. Zu meinem großen Erstaunen sah ich, daß meine Herren mich nicht vergessen hatten; der Schneider zog aus seinem Bündel einen blauen Livreerock mit rothem Kragen und silberweißen Knöpfen, so wie eine rothe Weste und nußbraune Beinkleider und Kamaschen. Es wurde mir auferlegt, meine bisherigen Arbeitskleider auszuziehen und diese Livree

anzulegen, die mir ungefähr paßte.

Es wollte mir das Herz abdrücken, als ich zum ersten Mal diese Zeichen des Bediententhums anlegte, einen Augenblick lang zögerte ich sogar, aber indem

ich an die Dienste dachte, die ich Reginen vielleicht in dieser bescheidenen Stellung leisten konnte, und mir den Grundsatz des Claudius Gérard vergegenwärtigte, aus dem ich bis daher schon so viel Muth, so viel Entsagung geschöpft hatte, daß es keine Stellung gibt, in der ein ehrlicher Mann nicht seine Würde bewahren könnte, und indem ich mir endlich gestand, daß Widersetzlichkeit und Bedenklichkeiten in Betreff der Livree meine Herren argwöhnisch machen könnten, wollte ich mich nicht dem aussetzen, von ihnen

fortgeschickt zu werden und so den einzigen schwachen Faden abreißen zu sehen, der mich, so zu sagen, mit Regina in Verbindung setzte.

»So kannst Du Dich allenfalls sehen lassen«, sagte Robert von

Mareuil zu mir, indem er mich von Kopf zu Fuß betrachtete. »Aber sieh nicht so vernagelt aus, kultiviere Dich ein Bisschen, laß die Arme nicht so am Leibe herabhängen, Du machst uns sonst Schande, besonders aber bewahre Deine Ausläuferkleider wohl auf; sie können Dir vielleicht bei gewissen Gelegenheiten nützlich sein, wo Deine Livree zu sehr in die Augen fallen würde.«

»Das ist nicht übel«, sagte Balthasar, indem er mich auch betrachtete, »ich hätte freilich einen dreieckigen Hut, einen Rock von hellrehbrauner Farbe à la

française, Weste und Beinkleid hellblau, silberne Kniebänder, weißseidene Strümpfe, Schnallen auf den Schuhen und ein Bisschen Puder vorgezogen — das

wäre, beim Teufel! famos gewesen; aber für Dich freilich wohl ein Bisschen zu sehr Frontinisch, mein wackerer Bursche; dieser bescheidene, bürgerliche Aufzug wird Deine Naivität frisch erhalten, die ich so sehr zu schätzen weiß, o Martin! Uebrigens die Livree »hellrehbraun« u. s. w. ist mein, ich will sie zuerst meinen Leuten geben. Ich hätte mir ein hundert solcher Stücke bestellt, um bei der Einweihung meines Palastes in der Vorstadt St. Antoine meine Leute darein zu kleiden, aber dieser verwünschte Vorabend eines Freitags hat Alles verdorben; — nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben.«

Ein vorsichtiges, leises Klingeln unterbrach Balthasar, der Schneider war schon fort, ich machte die Thür zur Stube meiner Herren zu und öffnete.

Es war La Levrasse.

»Der Herr Graf von Mareuil?« fragte er mit süßlicher Stimme, indem er in die Stube, wo wir waren, einen schnellen, prüfenden Blick zu werfen schien.

»Er ist hier, mein Herr«, antwortete ich, wenn Sie warten wollen, will ich den Herrn Grafen in Kenntniß setzen.«

Und damit ließ ich La Levrasse allein und trat in's anstoßende Zimmer.

»Der Kinderspielzeughändler«, sagte ich zu meinem Herrn.

»Er hat sein Versprechen gehalten, ein sehr gutes Zeichen, ein sehr gutes Zeichen«, sagte der Dichter mit leiser Stimme.

Weit entfernt, die freudige Hoffnung, welche La Levrasse's

Ankunft bei dem Dichter hervorrief, zu theilen, schien Robert vielmehr unruhig, nachdenklich,

und er sagte zu Balthasar zu großem Erstaunen desselben auf gezwungene Weise:

»Laß mich allein mit diesem Manne, Freund.«

»Allein mit dem Kinderspielzeughändler?« sagte Balthasar.

»Ja.«

»Das ist seltsam, Du hattest mir nicht gesagt —«

»Ich bitte Dich, Freund, geh hinaus«, versetzte Robert von Mareuil, »die Geheimhaltung ist unerläßlich —- verzeih mir.«

»Schon gut, Robert, schon gut«, sagte der Dichter ein wenig aus der Fassung gebracht. »Uebrigens ein Bisschen Geheimnißthuerei schadet der Wirkung eines Dramas nicht, also gegen das Geheimnißvolle hätte ich —«

»Es ist doch Schreibmaterial da?« setzte Robert hinzu.

»Du willst sagen, Unterzeichnungsmaterial, ja, sieh, hier steht die Tasse und die Federn, nun komm, Martin.«

Wir gingen heraus. La Levrasse nahm bei Robert von Mareuil unsere Stelle ein. Ich machte die Thür hinter den beiden Leuten zu.

»Alle Teufel, warum mag Robert mich wegschicken?« sagte der Dichter zu sich selbst, während er und ich in dem Raume, der als Vorzimmer diente, allein waren.

Hierauf fing Balthasar an, stillschweigend auf und ab zu gehen, während ich, da ich nicht weniger neugierig war als er, zu erfahren, was in dem Zimmer vorginge, mir damit zu thun machte, dies und jenes in Ordnung zu legen, um eine bestimmte Haltung zu gewinnen. Ein Tisch, den ich absichtlich vor die Schalleitung stellte, verschloß dieselbe vollkommen, so daß man von dem Gespräch Robert's von Mareuil und La Levrasse's nichts vernahm.

Nichtsdestoweniger hatte sich Balthasar im Kommen und Gehen mehre Male der Thüre genähert;- denn er schien von lebhafter Neugier gepeinigt zu werden.

Plötzlich ward das tiefe Schweigen, das bis dahin geherrscht hatte, von Robert von Mareuil durch ein einziges Wort unterbrochen; er rief mit lauter und

zorniger Stimme:

»Elender!«

Bei diesem Ausruf, nach welchem Alles wieder still ward, legte Balthasar die Hand an den Thürdrücker; er war ohne Zweifel im Begriff, einzutreten, doch mochte er an die Weisungen seines Freundes denken, er hielt ein und fing dann wieder an, hin- und herzugehen, indem er halblaut sagte:

»Ja, das geht schief — Robert meinte, das ginge nur so — dieser Mensch von Satan hat ein böses Gesicht.«

Dann wandte er sich zu mir:

»Nicht wahr, Bursche, er hat ein böses Gesicht? Du hast ihn gestern mit Muße betrachten können.«

»Wen, Herr Roger?«

»Den Kinderspielzeughändler.«

»Hm — Herr Roger — ich hab' ihn nicht genau angesehen.«

Plötzlich that die Thür sich auf, Robert von Mareuil steckte den Kopf durch und sagte:

»Balthasar, Du kannst wieder hereinkommen.«

Der Dichter ging hinein.

Ich blieb allein, betroffen über Robert's Blässe und den ernsten Ausdruck seiner Züge; aber bald darauf sah ich Balthasar heraustreten, mit strahlendem

Gesicht und vor Freude glänzenden Augen; er legte mir ein Paar Stücke Geld in die Hand und sagte zu mir:

»Geh sogleich in den Tabakladen in dieser Straße und fordere fünf gestempelte Wechselformulare, verstehst Du, fünf gestempelte Wechselformulare, jedes zu

zehntausend Francs, macht fünfzigtausend Francs — kannst Du's behalten?«

»Ja, Herr, ich werde fünf gestempelte Formulare, jedes zu zehntausend Francs, fordern, was fünfzigtausend Francs macht«, sagte ich verduzt; denn mir war damals die Existenz von solchen Formularen und ihr beziehentlicher Werth völlig unbekannt; ich glaubte, ich sollte wirkliche fünfzigtausend Francs holen.

»Du verstehst also wohl, Du sollst mir sogleich fünf Wechselformulare, auf zehntausend Francs jedes, holen und

bezahlen.«

»Und womit, Herr?« rief ich, ganz aus der Fassung gebracht.

»Wie? Womit? Mit dem Gelde, das ich Dir soeben gegeben.«

»Damit, Herr, fünfzigtausend Francs bezahlen?«

»O Unschuld des goldenen Zeitalters, o Einfachheit der alten Sitten!« rief Balthasar. »O Martin, wäre nicht die Gelegenheit gar zu ernst, ich wollte Dich selbst im Triumph in das Zimmer tragen und Dein Lob singen im Chor und mit lieblicher Stimme — aber die Zeit fehlt; mach zu, lauf in den Tabaksladen, fordere fünf gestempelte Formulare, zu zehntausend Francs jedes, bezahl' und komm schnell wieder.«

Ganz betäubt lief ich eilig die Treppe hinab und kam bei dem Tabakshändler an; es war ein kleiner, alter Mann mit feinem und durchdringendem Blick und schlauem Lächeln.«

»Herr«, sagte ich zu ihm, »ich möchte fünf gestempelte Formulare, jedes zu zehntausend Francs, haben.«

»Oh ho«, sagte der Tabakshändler zu mir, indem er in einem schlechten Pappkasten ein Päckchen von den Papieren suchte, die ich für so kostbar hielt. »Oh ho«, wiederholte er; »wir scheinen mit großen Capitalisten zu thun zu haben — lustige Leute, die nicht aufs Majoratstiften ausgehen — fünfzigtausend Francs! — Sie machen »Papier«, als wenn es dergleichen regnete. Aber was ist's weiter?« setzte er mit väterlicher Miene hinzu; »es liegt in ihrem Alter.« Dann sah er auf meine neue Livree und sagte in spöttischem Tone:

»Ich wette, Euer Herr ist noch jung?«

»Ja, Herr.«

»Das wußt' ich wohl«, sagte der Tabakshändler; »denn gewöhnlich pflegen die jungen Leute sich auf dergleichen Papier die kaufmännische Schrift einzuüben — es wird manches kleine Hehl daraus. Ach, wie viel verlornes Papier!« setzte der Tabakshändler spöttisch hinzu, indem er mir meine Scheidemünze zurückgab.

Ich verstand damals den Witz nicht, der übrigens treffend genug war, und kehrte eilig zu meinem Herrn zurück.

Ich fand Balthasar auf der Mitte der Treppe.

»Die Formulare«, rief er, »die Formulare!«



»Da sind sie, Herr.«

»Gut — jetzt lauf in die Straße Grange-Batelière, da wohnt ein Miethkutscher; bestelle bei diesem zu Mittag eine Halbchaise, das Feinste, was er hat, englische Gattung, aufs Geld wird nicht gesehen, um zwölf muß der Wagen vor der Thür sein, verstehst Du?«

»Ja, Herr.«

Und ich machte mich wieder auf den Weg. Meine Livree flößte dem Wagenverleiher alles Vertrauen ein, er schlug mir einen sehr schönen Wagen vor; ich nahm ihn an und kehrte zu meinen Herren zurück.

La Levrasse war verschwunden, Balthasar strahlte mehr und mehr vor Freude, aber Robert sah nachdenkend aus.

»Wohnt in dieser Straße ein Geldwechsler?« fragte mich Balthasar.

»Ja, Herr«, antwortete ich, »es wohnt ein Uhrmacher hier, der Geld wechselt.«

Wechsle also diese Tausendfrancsnote für fünfzig Goldstücke ein und bezahle das Aufgeld«, sagte der Dichter zu mir.

»Balthasar«, rief Robert, und hielt meinen Freund in dem Augenblicke, da dieser mir die Banknote geben wollte, zurück.

Dann sagte er dem Dichter etwas in's Ohr.

Er setzte Mißtrauen in meine Ehrlichkeit; denn sein Freund, der vertrauensvoller war, erwiderte ganz laut:

»Ich stehe für ihn ein: er ist dumm, aber ehrlich, ich kenne die Menschen.«

Dann gab er mir die Banknote.

»Halte das fest in der Hand, und das Geld bringst Du in einer Rolle; mach eilig; denn die Stunde naht, und wir müssen vor Ein Uhr am Louvre sein.«

Ich wechselte die Note, brachte die Geldrolle Balthasar, der sie aufbrach, die Stücke zählte und sie einen Augenblick wohlgefällig in der Hand funkeln ließ, dann gab er sie Robert, dieser sagte zu ihm:

»Nun, nimm doch!«

»Was?«

»Nun, so viel Du willst von den fünfzig Louisd'ors.«

»Danke, Robert.«

»Bist Du nicht gescheidt? Haben wir da nicht noch?«

»Danke, Robert«, sagte der Dichter mit sanfter Festigkeit, Alles soll gemein sein zwischen uns, bloß nicht das Geld, was von diesem Manne kommt.«

»Welch seltsame Grille!«

»Weg damit, weg damit!« rief Balthasar, jetzt nicht mehr ernst, sondern in seine gewöhnlichen Thorheiten verfallend. »Was brauch' ich Dein Geld! Werd ich nicht morgen oder übermorgen oder bald nachher mit Geld übersättigt, ja überfüttert werden? Werden mir meine Schurken von Verlegern mein Honorar nicht in Kisten von Sandelholz, die von Negern getragen werden, zuschicken?«

Und da die kleine Stubenuhr zwölf schlug.

»In den Wagen«, rief Balthasar seinem Freund zu, »in den Wagen! Du mußt den Vorsprung gewinnen und vor Regina im Louvre ankommen.«

»Du willst mich also nicht begleiten?« sagte Robert zu dem Dichter.

»Alles wohl erwogen, nein — es ist besser, daß Du allein bist, ich könnte Regina's Aufmerksamkeit abziehen. Du findest mich hier wieder, ich weiche nicht von der Stelle, komm rasch zurück und vergiß nicht, daß ich auf der Folter liege, auf der Neugierfolter. Nun, leb wohl, viel Glück.«

»Auf Wiedersehn«, sagte Robert.

Und da ich ihm die Thür aufmachte, sagte Balthasar zu mir:

»Nun, und Dein Hut?«

»Wozu, Herr?«

»Ach, meinst Du, man steigt mit bloßem Kopf hinten auf den Wagen? Man würde glauben, Du hättest der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan.«

»Hinten aufsteigen!« sagte ich, sehr betreten über diese neue Folge meiner extemporirten Bedientenschaft.

»Es müßte denn sein, daß Du hinein steigen wolltest«, sagte Robert zu mir mit Achselzucken, »rasch, nimm Deinen Hut und

folge mir.«

Ich gehorchte, öffnete den Schlag des Wagens und stieg hinten auf; schnell ging es nach dem Louvre.

---



## Vierzehntes Kapitel.

### *Die Treppe zum Museum.*

Als mein Herr an der großen Thür des Museums ausstieg, hielt bereits eine große Anzahl von Wagen die Zugänge des Louvre belagert.

»Du gehst dem Wagen nach«, sagte Robert von Mareuil zu mir, »merkst Dir wohl, wo der Kutscher seinen Standort einnimmt, und kommst dann wieder, mich an dieser Thür zu erwarten«,

»Ja, Herr«, sagte ich zu ihm.

Nachdem ich den Wagen wieder zugemacht, befolgte ich Robert's Befehl und nahm meinen Platz neben der Thür des Museums mitten unter einer großen Anzahl anderer Bedienten ein.

Die erste öffentliche Probe, die ich in meiner neuen Stellung ablegte, war mir zuerst peinlich; Roberts Behandlung war hart, verächtlich, aber bald fand ich eine Art Trost in dem Gedanken, erstlich, daß ich diese niedrige Stellung eingenommen, blos um Reginen nützlich werden zu können, und dann, daß ich mir im Vergleich mit meinem Herrn wohl eine gewisse moralische Ueberlegenheit zuschreiben dürfe.

Es war keine eitle Ueberschätzung dabei, wenn ich mir dies zugestand; ich war mir einer graden, ehrenhaften, zartfühlenden Sinnesweise bewußt, die dem Robert von Mareuil, wenigstens nach Dem zu urtheilen, was ich von seiner Ausführung wußte, immer fremd geblieben sein mußte. Ich hatte Leiden erduldet, Prüfungen bestanden, deren bloße Vorstellung den Robert von

Mareuil mit Schrecken erfüllt haben würde; gewiß, in einer so verzweifelten Lage, wie die meinige oft gewesen war, hätte er sich entweder das Leben genommen, oder weite zum Verbrecher geworden.

Nachdem ich diese Ueberlegenheit vermöge meiner vergleichenden Betrachtung einmal festgestellt, fühlte ich mich von meinem Dienstverhältniß nicht mehr gedemüthigt; ich wüßte das Gefühl, das ich dabei hatte, nicht besser auszudrücken, als wenn ich mich mit einem Manne vergleiche, der, wie man so zu sagen pflegt, Herz und Kopf auf der rechten Stelle hätte, und der muthig und mit großer Körperkraft begabt wäre, und, um eine ihm heilige Pflicht zu erfüllen, die Verachtung, oder die Drohungen eines armseligen, feigen und gebrechlichen Geschöpfes, das er mit dem Hauche seines Mundes niederwerfen könnte, stillschweigend ertrüge.

Mit einem Worte, unsere Rollen schienen mir durchaus gewechselt: ich betrachtete meine Unterordnung unter Robert von Mareuil als eine Regelwidrigkeit, ich faßte meine Stellung im Lichte einer wunderlichen Laune, einer Verkappung auf, die mich nicht nur in den Stand sehen konnte, eine edle Handlung zu begehen, sondern die auch meiner Neugierde und Beobachtungsgabe reichen Stoff zu verleihen versprach.

Da ich mich in dem großen Haufen von Bedienten an der Thür des Museums etwas beengt fühlte, suchte ich mir damit zu helfen, daß ich auf alles Sichtbare und Hörbare um mich her sorgfältig Acht gab; ich verdankte meiner dienenden Stellung bereits zu wichtige Ausschlüsse, als daß ich daran hätte verzweifeln sollen, dergleichen noch mehre zu erlangen.

Indem ich mich hier und da in die Gruppen der Bedienten mengte, bemerkte ich, daß sie sich nach dem Beispiel ihrer Herren in eine aristokratische und eine dem Mittelstande angehörige Classe sonderten; die Livreebedienten der großen Häuser, die an ihrem hohen Wuchse, an den Wappenknöpfen ihrer Livreen, an der dünnen Lage Puder, der ihre Haare bedeckte, kenntlich waren, bildeten eine von den Lakaien der Bürgerlichen entschieden getrennte Gruppe; sie sprachen mit diesen letztern kein Wort, vielleicht nicht aus Stolz, sondern in Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung. Da die Herrschaften

dieselben Kreise besuchten, so trafen die Bedienten so gut, wie die Herren, einander jeden Abend in einer kleiner Anzahl von Häusern an, die mit Zurechnung gewisser Gesandtschaften, wie ich später erfuhr, die Bereinigungspunkte der Blüte der pariser Aristokratie bildeten. Da die Bürgerlichen sich dagegen sehr vertheilten, so bildeten ihre Bedienten, die sich nicht an denselben Vereinigungspunkten antrafen, nicht ein so zusammenhängendes Ganze, wie die der großen Herren.

Ich trat auf diese Letzteren zu, indem ich hoffte, vielleicht über den Unbekannten in der Schenke zu den drei Tonnen, welchen man den Fürsten von Montbar nannte, etwas Weiteres in Erfahrung zu ziehen.

Nachdem ich eine Viertelstunde so zugehört — denn meine Kameraden waren weit davon entfernt, leise zu reden — erschrak ich fast über Das, was ich hier über die große Welt von Paris erfuhr. Liebeshändel, Familienauftritte, Vermögenssachen, Alles schien meinen aristokratischen Kameraden bekannt zu sein, und obendrein führte die Art ihrer Dienste, indem sie sie in die Vorhalle, oder auf den Bedientensitz der Wagen verwies, sie noch nicht einmal in die unaufhörliche und vollständige Vertrautheit mit den Vorgängen in den Versammlungssälen der Theater ein, wie dies bei den Kammerdienern der Fall ist.

Dies stückweise aufgefaßte Gespräch, welches ich belauschte, und die Thatsachen, welche es mir enthüllte, haben aus mehren Gründen einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, daß ich es fast ganz auswendig behalten habe.

»Wie, Du hier im Museum?« hatte einer der aristokratischen Lakaien zu einem seiner Kameraden gesagt, »gestern, in der italienischen Oper hattest Du mir gesagt, Ihr ginget zum Wettrennen im Gehölz von Boulogne.«

»Ja, aber die Marschordre ist verändert worden, wir waren gestern, nach dem italienischen Theater, bei der sardinischen Gesandtschaft, und da hat man sich anders besonnen und sich hierher bestellt, das steht fest.«

»Er war also gestern da, bei der Gesandtschaft mein' ich?«

»Wetter! da wir hinfuhren, mußte er wohl da sein! Aber er machte sich beinahe gleich nach unserer Ankunft davon, ich

glaube, wir sind im Begriff, ihm ein Bisschen langweilig zu werden, wenigstens altert Madame verflucht.«

»Ich habe ihn vorgestern bei der Herzogin von Beaupréau gesehen — Deine Herrin ist eine Frau von vollendeter Schönheit, mein Lieber.«

»Was willst Du? die Blonden! — und dann der Gram; denn *sie* scheint mit ihrer ganzen Existenz daran zu hängen, und er ganz und gar nicht. Sonst war *er* immer vor *ihr* da und ging zu derselben Zeit fort, ließ auch seine Leute rufen, wenn sie allein kam. Aber jetzt — ja prost Mahlzeit! jetzt kommt er zuletzt und geht zuerst. Und außerdem gab's sonst zwei- bis dreistündige Morgenbesuche, und jetzt sind's fünf Tage, daß er keinen Fuß in's Hôtel gesetzt hat.«

»Deine Herrin hat sich zu tief eingelassen, Bester.«

»Freilich, daher kommt's. Sieh auch heute — Sie glaubte ihn hier zu finden, aber ich seh' nirgends sein Cabriolet mit dem prächtigen grauen Pferde, dem alle Vorübergehenden nachsehen.«

»Das ist boshaft. Er wird ihr gesagt haben, er komme ins Museum, damit sie ihn nur nicht im Gehölz heimsucht, wohin er gegangen sein wird. Ich sage Dir, Deine Vicomtesse ist verloren. Aber sieh, da kommt sie schon wieder heraus, lauf schnell und hol' Deinen Wagen.«

»Wahrhaftig, er ist nicht gekommen, nun verdrießt es sie, zu warten, und sie macht sich davon. Lebe wohl, Peter.«

»Leb wohl, Alter.«

Dann wandte sich der Livreebediente zu einigen seiner Kameraden, die dem Gespräch zugehört hatten, und setzte hinzu:

»Seht doch den Ehemann an, sieht er nicht aus wie ein kalekutischer Hahn?«

»Der Einfaltspinsel!«

»Was für ein grober Lämmel!«

»Das ist einerlei, sie ist noch ganz hübsch —«

»Wie sie mault.«

»Sie sieht allerdings verdrießlich aus.«

Ich wandte die Blicke nach der Stelle, auf die meine Nachbarn, deren Reden ich mildere und abkürzte, mit den Augen hinwies,

und auf der ziemlich hohen Freitreppe, die vor der Thür des Museums liegt, erblickte ich eine blonde, junge Frau, mit etwas matten Zügen, doch noch immer reizend. Sie schien sehr traurig und niedergeschlagen zu sein; sie war eben so geschmackvoll wie glänzend gekleidet; bisweilen ließ sie schmerzliche Blicke über den Platz hinschweifen — Der, welchen sie erwartete, schien nicht zu kommen. Ein großer junger Mann von fadem und nichtssagendem Aussehen, ohne Zweifel der Ehegemahl, führte sie mit nachlässiger, gelangweilter Miene am Armes während mehrer Minuten, die darüber vergingen, bis der Wagen kam, wechselten Mann und Frau auch nicht ein Wort.

Ich empfand beim Anblick dieser hübschen jungen Frau, welche von den bedenklichen und schändlichen Reden, die durch ihre Gegenwart hervorgerufen wurden, nichts ahnte und niedergeschlagen, in Gedanken versunken, auf der Treppe stehen blieb, die für sie zum Pranger geworden war, einen schmerzlichen Eindruck, dann überfiel mich eine Art Verduzttheit, wenn ich daran dachte, daß, was mir in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt sein zu müssen schien, das Herzensgeheimniß einer Frau, so leicht zu durchschauen und dem groben Witze der Dienerschaft preisgegeben sei; ich konnte nicht begreifen, daß nicht ein Wiederhall dieser rohen Scherze doch einmal zu den Ohren der Frau, des Liebhabers oder des Mannes kommen sollte, und wunderte mich sehr über diese seltsame Vereinigung frecher Verspottung und der tiefsten Geheimhaltung.

Plötzlich fuhr ich erstaunt auf: eine sehr schöne grüne Halbchaise mit grau und orange Livree hielt am Fuße der Freitreppe an; aus diesem Wagen schwang sich behend der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen. Ich konnte mich um so besser überzeugen, daß es derselbe sei, da er, ohne Zweifel mit der blonden jungen Frau bekannt, zu ihr trat, ihr eben so wie ihrem Manne vertraulich die Hand drückte und ein paar Augenblicke mit diesen beiden Leuten schwatzte.

Hatte die ausgezeichnete Haltung, die seltene-Schönheit dieses Unbekannten mich schon damals betroffen gemacht, als er, in ärmliche Kleidung gehüllt, sich in einer Kneipe in Branntwein betrunken hatte, so erschienen sie mir jetzt in noch hellerem Lichte; sein Gesicht war, während er mit der armen blonden,



jungen Frau sprach, voll Anmuth, Feinheit und Lieblichkeit, ich mußte bewundern, mit welcher ritterlichen Höflichkeit er die traurige Verlassene an ihren Wagen, der am Fuße der Treppe angekommen war, führte; — sodann eilte der Unbekannte rasch die Stufen hinauf und trat mit angelegentlich geschäftiger Miene in die Vorhalle.

Endlich war mir Gelegenheit gegeben, den Namen des jungen Mannes mit Sicherheit zu erfahren, ich hatte mir die Farbe der Livree seiner Leute gemerkt, und bald kam der Bediente, der den Wagen begleitet, in meine Nähe.

»Herr«, sagte ich zu diesem Burschen, der die Gestalt eines Tambourmajors hatte, »gehört der schöne grüne Wagen, hinter dem Sie saßen, nicht dem Herrn Fürsten von Montbar?«

»Ja, Maulaffe«, antwortete mir der Koloß, nachdem er meine bescheidene bürgerliche Livree verächtlich mit den Augen gemessen und sich von meiner Vertraulichkeit sehr verletzt gezeigt hatte.

Allzu erfreut über die Nachweisung, die ich erhalten hatte, als daß ich mir aus dem nicht sehr schmeichelhaften Beiwort, mit dem er mich begrüßt, sehr viel hätte machen sollen, ließ ich diesen aufgeblasenen Mitbruder stehen und zog meines Weges weiter.

Es war jetzt ausgemacht, der Unbekannte aus der Schenke zu den drei Tonnen war der Fürst von Montbar; vermuthlich kam er in's Museum in der Hoffnung, Reginen dort anzutreffen. Diese war ohne Zweifel schon da; denn nach einigem Suchen entdeckte ich unter den Bedienten die Livree des Grafen Duriveau, welcher Reginen und ihren Vater hatte hierher führen wollen. Indem ich mich so sehr wie möglich von der Thatsache zu vergewissern wünschte, näherte ich mich der Gruppe, in der ich zwei Lakaien in brauner Livree mit blauen Aufschlägen und silbernen Tressen bemerkte. Das Gespräch schien auf dieser Seite sehr lebhaft zu sein.

»Seht Ihr wohl, bei uns hat man sich tief eingelassen«, sagte ein Lakai mit blauer Livree und gelbem Kragen. »Noch gestern haben, trotz des Befehls, sie nicht zuzulassen, der Schneider und der Fleischer, welcher letztere seit einem Jahre, da er nicht mehr für das Haus geliefert, keine Bezahlung erhalten, doch

einzudringen gewußt; sie fanden den Herrn auf der großen Treppe, und sie haben ihm die Wahrheit gesagt, daß wir den Zank unten haben hören können.«

»Den Schneider nicht zu bezahlen, das mag zur Noth noch angehen«, sagte ein Anderer mit weiser Miene, »aber den Fleischer nicht zu bezahlen, das ist widerlich — das sind Leute, mit denen es ganz schnell zu Ende geht, da mußst Du nicht bleiben, Junge.«

»Ohne in Anschlag zu bringen, daß der Herr Marquis seinem Kutscher Robert Wechsel ausgestellt hatte für den Unterhalt der Pferde, und das ist die dritte unbezahlte Rechnung. Vorgestern verursachte die Näherin einen Auftritt; sie nahm ein Ballkleid wieder mit, weil sie es der Madame nicht lassen wollte, ohne baar Geld zu bekommen; Alle Tage kommen Tretereien vor, und man hält uns für so reich. Wer sollte das meinen bei dem großen Styl, auf dem bei uns Alles eingerichtet ist.«

»Ganz wie bei uns«, sagte ein Jäger, den ich als denselben erkannte, den ich gestern bei La Levrasse gesehen, »der Herr Herzog hat Alles durchgebracht, und jetzt ist er im Begriff, bei einem Wucherer den Degen und die diamantenbesetzten Decorationen seines Vaters zu versetzen.«

»Da macht Euch fort, Kinder, da macht Euch fort.«

»Und mein Lohn«, sagte ein Anderer; »man ist mir fünf Monat schuldig.«

»Bleib noch einen Monat länger, so verlierst Du sechs Monat. Sieh, da sind gerade die Lakaien des Grafen Duriveau, wenn Du da eintreten könntest, das Haus steht fest wie der Pont-Neuf.«

Dann trat der eine der beiden Unterredner auf einen der Bedienten des Grafen Duriveau zu und sagte zu ihm:

»Guten Tag, August.«

»Guten Tag, Alter.«

»Sag einmal, wäre bei Euch nicht für einen guten Freund von mir eine Lakaienstelle offen?«

»Bei uns, nein; aber ich glaube, in der Dienerschaft des Herrn Vicomte ist ein Platz frei.«

»Des Sohnes von Deinem Herrn?«

»Ja.«

»Ein Bengel von dem Alter eine besondere Dienerschaft?«

»Sprich mir davon nicht, es überläuft Einen, aber es ist, wie ich sage, er hat eine vollständig eingerichtete Wohnung und zu seiner Bedienung einen Kammerdiener, zwei Lakaien und einen Wagen; er fährt aus, wann er will, mit seinen Kameraden und seinem Erzieher, dem größten Possenreißer, den man sich denken kann. Hör' nur, er führt z. B. den Herrn Vicomte heut Abend in's Theater des Funambules. Jacob hat die Loge genommen. Uebrigens ist's möglich, daß der Herr Graf auch hinkommt. Der kleine Vicomte ist in guter Schule — nur immer zu! — schon mehr als einmal ist er betrunken nach Hause gekommen.«

»Das fängt gut an.«

»Und boshaft und frech — das ist einerlei, ich vergesse in meinem Leben nicht die Lection, die er vor einer Anzahl von Jahren im Walde von Chantilly bekommen. Da waren Bettelkinder, die er grausam behandelte, da schleppten sie ihn in den Wald, und wäre nicht eine Runde von Forstbeamten gekommen, wer weiß, was aus ihm geworden wäre.«

»Da geschah ihm gerade recht.«

»Lieber Gott! Sieh, Fräulein von Noirlieu, die wir heute mit dem Herrn Grafen in's Museum begleitet haben, war auch dabei und war auch von den kleinen Räubern entführt worden. Sie war damals acht oder neun Jahre alt; das vergess' ich in meinem Leben nicht! dieser Auftritt!«

Regina war im Museum; ich hörte ferner zu, indem ich hoffte, noch sonst etwas zu erfahren.

»Ja«, sagte der von den beiden Lakaien, der für seinen Freund eine Stelle suchte, »das muß ein schöner Dienst sein, bei so einem Bengel?«

»Pah, man gewöhnt sich daran, auch ist da nicht eben viel zu thun; man ist zu Zweien.«

»Wetter, wenn er so boshaft ist, wie Du sagst, wird man sich nicht sehr drum reißen.«

»Er ist nicht sowohl boshaft als hochmüthig. Hör' nur, vor drei Jahren hatte er drei von seinen Kameraden und seinen Narren von Erzieher zu Sceaux bei einem Restaurateur zum Essen bei sich; der Erzieher, den das nicht besonders amüsirte, und der

Sceaux absichtlich gewählt hatte, läßt die drei Bengel sich zu Tische setzen, nimmt den Wagen und macht sich zu einem Frauenzimmer, das in Chatillon wohnte —«

»Ein schöner Erzieher!«

»Als wir zurückkamen, hatten die Bengel eine kleine dreizehn bis vierzehnjährige Gitarrenspielerin von der Straße herauskommen lassen und ihr dermaßen zugesetzt und sie so gemißhandelt, besonders der kleine Vicomte, daß eine Art Auflauf um das Haus des Restaurateurs entstanden war; die Leute wollten dem kleinen Vicomte und seinen Kameraden zu Leibe. Aber ich will Dir das ein andermal erzählen«, sagte der Lakai plötzlich zu seinem Kameraden; »da kommt mein Herr: wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir von der Stelle sagen.«

Mit diesen Worten eilte der Lakai des Grafen; Duriveau rasch auf die Treppe zu, der ich mich auch näherte, weil ich vermuthete, daß, wenn Regina herauskäme, mein Herr nicht weit sein werde. Regina stand auf der Treppe, sie ward von einem Manne von ungefähr fünfzig Jahren am Arme geführt. Es war, wie ich nachher erfuhr, der Baron von Noirlieu, ihr Vater; seine gebrechliche, bereits etwas gebückte Gestalt hatte graues Haar, tiefliegende, glühende Augen; die Magerkeit seines Gesichtes, sein bittres, krampfhaftes Lächeln, das auf seinen Lippen gleichsam versteinert zu sein schien, gaben seinen Zügen einen Ausdruck von kränklichem, beinahe unheimlichem Trübsinn.



Regina, die mit strenger Einfachheit gekleidet war, trug ein schwarzes Kleid und einen Hut von weißem Krepp, der aber nicht so weiß war, wie ihr blasses Antlitz, das von kohlschwarzem Haar eingefasst wurde, ein eisiger Ernst herrschte auf dem Gesichte. Der Fürst von Montbar und der Graf Duriveau machten sich um sie zu thun; der Graf wandte sich lächelnd und verbindlich bald den Baron, der ihm kurz und zerstreut antwortete, bald an Regina, die ihn, wie es mir vorkam, mit äußerster Kälte behandelte. Der Fürst von Montbar dagegen beobachtete gegen das junge Mädchen eine vielleicht berechnete Zurückhaltung, denn sie schien ein wenig gezwungen. Er machte sich übrigens mit lachender und unbefangener Miene vorzüglich mit dem Baron zu thun, der seinetwegen seine düstere Schweigsamkeit ein wenig abzulegen schien; doch richtete der Fürst zwei oder drei Mal einige Worte an Regina, und sie antwortete ihm, nicht wie dem Grafen Duriveau mit dem Anschein abweisender Kälte, sondern mit niedergeschlagenen Augen, als fühlte sie sich befangen, verlegen.

Endlich, einige Schritte hinter der Hauptgruppe, und ohne sich ihr anzuschließen, bemerkte ich Robert von Mareuil mit freudestrahlendem Gesicht.

Die Leute des Herrn Duriveau kamen jetzt heran; Regina, ihr Vater und der Graf nahmen Platz in einer prächtigen braunen Berline; die beiden Lakaien nahmen den Bedientensitz ein. In dem Augenblick, da Regina sich entfernte, schlug sie die Augen auf und heftete ihren Blick so entschieden und so lange auf Robert von Mareuil, daß der Fürst von Montbar, der einen Augenblick auf der letzten Stufe der Freitreppe stehen geblieben war, sich rasch und verwundert umkehrte, um zu entdecken, auf wen dieser ausdrucksvolle und langanhaltende Blick Regina's gerichtet sein möge; aber, sei es Zufall, sei es Berechnung, es gelang Robert von Mareuil, sich in demselben Augenblick hinter zwei oder drei Personen, die aus dem Museum kamen, zu verbergen. Der Fürst, der auf diese Weise in die Irre geführt war, stieg in seinen Wagen, der sich bald entfernte.

Jetzt bemerkte Robert von Mareuil mich und winkte mir mit der Hand, seinen Wagen zu holen. Ich brachte ihn. In dem Augenblick, da ich den Schlag zumachte, sagte mein Herr zu mir, ohne seine Freude zu verbergen:

»Nach Hause, Bursch, und rasch.«

Als wir in unserer Wohnung angekommen waren, ging ich Roberten die Treppen hinauf auf dem Fuße nach; wir wurden von Balthasar empfangen, der unsere Rückkunft ausgespäht zu haben schien und uns über das Treppengeländer gelehnt erwartete.

Nicht im Stande, länger an sich zu halten, rief Robert von Mareuil, sobald er den Dichter gewahr werden konnte:

»Sie ist mein!!!«

»Sie ist unser — Sieg!« — rief der Dichter.

Und als sich die Thür unserer Wohnung hinter uns geschlossen, überließ sich Balthasar den tollsten Freudenbezeugungen. Robert von Mareuil, der doch wenigstens hätte fühlen sollen, wie selbst sein Triumph eine gar ernste Seite habe, nahm nichts desto weniger an der ausgelassenen Lustigkeit des Dichters, die bei diesem zu entschuldigen war, bei Robert

aber sich widerlich ausnahm, Theil, und ohne an meine Gegenwart zu denken, faßten die beiden Freunde einander bei den Händen und fingen an vor Freude herumzuhüpfen, zu springen, zu tanzen, und riefen:

»Sieg, es lebe Regina!«

Als dieser erste Freudentaumel vorüber war, rief der Dichter:

»Robert, laß uns dankbar sein gegen die Vorsehung und diesen schönen Tag würdig begehen, ich lebe nun schon Wochenlang von der gräulichen Küche des Garkochs in dir Straße St. Nicolas. Bewirthe mich heute mit einem Mittagsessen im Rocher de Cancale.«

»Zugestanden.«

»Und dann gehen wir in's Theater. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wohin ich gehen möchte, in's Theater des Funambules, um hier endlich diesen verborgenen Diamant, dieses unbekanntes Wunder zu sehen, jene Basquine, von der mir Dupark erzählt hat.«

»Zugestanden — des Funambules —« sagte Robert, das gibt doppelten Spaß; denn dies Theater ist der Versammlungsort aller Lebemänner, die ein Bisschen dem Trunke ergeben sind.«

»Martin geht mit dem Wagen und bestellt um sechs Uhr ein Mittagsessen, zu fünfzig Franks das Couvert ohne den Wein, und nimmt dann eine Prosceniumsloge oder sonst eine Loge im Theater des Funambules, wenn noch welche zu haben sind.«

»Vortrefflich«, sagte Balthasar.

»Nun, und Du, Martin, sollst auch Deinen Antheil an unserer Freude haben,« rief Balthasar, »wir werden Dir in einem Winkel des Rocher de Cancale zu essen geben lassen, und Du magst im Theater in's Parterre gehen.«

»Nimm«, sagte Robert von Mareuil zu mir, indem er mir Geld gab, »Du zahlst im Rocher hundert Franks für das Mittagsessen im Voraus, und dann die Loge; was übrig bleibt, ist für Dich.«

»Aber, Herr Graf, ich weiß nicht, wo der Rocher de Cancale ist, und —«

»Du steigst zu dem Kutscher auf den Bock, und er wird Dich hinbringen, naiver Martin«, versetzte Balthasar, »Du sagst ihm nur diese beiden heiligen Worte, Rocher, Funambules, und er bringt

Dich auf den Flügeln seiner rennlustigen Zephyre hin.«

»Jetzt«, sagte Robert zu seinem Freunde in dem Augenblick, da ich das Zimmer verließ, »muß ich Dir erzählen, wie es damit zugegangen; sie ist mein, ganz mein, sag' ich Dir.«

In dem Augenblick, als ich die Thür zumachte, hörte ich Balthasar rufen:

»Es lebe Regina!«

---





## Fünfzehntes Kapitel.

### *Dass Theater des Funambules.*

»Laß uns in's Theater des Funambules gehen, wir werden dort jene Basquine zu sehen bekommen, von der mir ein Kenner als von einem anerkannten Wunder erzählt hat«, hatte Balthasar zu Robert von Mareuil gesagt.

Ich konnte keinen Zweifel darein sehen, es handelte sich diesmal von der Genossin meiner Kindheit. Bei diesem Gedanken war meine Freude sehr groß. Ich bestellte zuerst nach dem Befehl meiner Herren das Mittagsessen im Rocher de Cancale, darauf fuhr mich der Kutscher an's Funambulestheater; ich las den Anschlagzettel, man gab die bezauberte Haube; ich suchte unter den Namen der Schauspielerinnen den Basquine's; er stand bescheiden am Ende einer Zeile. Der Ruf des armen Mädchens mußte also nicht glänzend sein. Sie war wohl, wie Balthasar gesagt hatte, ein noch unerkanntes Wunder. Ich ließ mir die Theaterkasse zeigen und hoffte dort etwas über Basquine in Erfahrung zu bringen, der Kassirer nahm mein Geld für das Logenbillet und sagte:

»Es war das letzte, das ich noch hatte, guter Freund, unser Theater wird mode; es sind heute Logen gemiethet worden von Marquis, Grafen und Capitainen; die schöne Welt versammelt sich hier, wie in der italienischen Oper.«

»Tritt Mademoiselle Basquine nicht heute auf, mein Herr?« fragte ich.

»Nein, die Rolle der Silberfee wird von der berühmten Clorinde gespielt.«

»Ich habe doch den Namen Basquine auf dem Zettel gelesen.«

»Ach ja, die kleine Figurantin, sie hat eine kleine Rolle, die des bösen Genius; sie bleibt keine Viertelstunde auf der Bühne.«

»Man sagt dessen ungeachtet, Basquine habe schon viel Talent gezeigt, mein Herr.«

»Talent! Eine Figurantin für zehn Sous den Abend Talent? — o, junger Mann, Sie thun mir leid!«

»Könnten Sie mir die Wohnung der Mademoiselle Basquine angeben, Herr?«

»Wohnung!« rief der Kassirer laut auflachend, »wissen Sie, junger Mann, daß Figurantinnen zu zehn Sous den Abend keine Wohnung haben — niemals eine Wohnung haben — die sucht so irgendwo unterzukriechen.«

Und der Kassirer wandte mir den Rücken.

Etwas getäuscht in meinen Hoffnungen, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich Basquine wenigstens diesen Abend zu sehen bekommen würde, und ließ es auf die Eingebung des Augenblicks ankommen, ein Mittel zu finden, sie heut Abend nach Beendigung des Stückes zu sprechen.

Balthasar hielt sein Versprechen; während er fröhlich mit Robert von Mareuil schmauste, und die Eroberung von Regina's Millionen im Voraus feierte, ward mir in einer Art von Vorlegezimmer die herrlichste Mahlzeit aufgetragen, die ich in meinem Leben gesehen; doch genoß ich wenig davon, ich war innerlich zu sehr beschäftigt, theils mit den Mitteln, dazu zu gelangen, daß ich Basquine auffände, theils mit den Besorgnissen für Regina's Zukunft, welche mir die Hoffnungen Robert's von Mareuil einfloßten, der, wie er sagte, gewiß war, daß sie ihn liebe.

Als meine Herren mit ihrem Mittagsessen fertig waren, ließen sie mich rufen, ich machte ihnen den Wagen auf, und derselbe rollte an das Theater des Funambules.

Da Balthasar mir reichlich Geld gegeben hatte, um meinen Platz bezahlen zu können, trat ich in's Parterre; ich war in meinem Leben nicht im Theater gewesen; auch wurde mein Erstaunen und meine Neugierde um so heftiger gereizt, da ich während

eines Zwischenactes und eines furchtbaren Tumultes eintrat, was freilich in diesem lärmenden Theater leicht begegnen kann.

Die unehrerbietige Stellung einiger Zuschauer am Proscenium war Ursache dieses Aufruhrs. Alle meine Nachbarn im Parterre standen auf den Bänken und riefen mit aller Kraft:

»Hinaus mit ihnen, hinaus! das Gesicht nach dem Parterre gewendet«, während die Gallerien und das Paradies diesen Ruf in Chor wiederholten und ihn mit Pfeifen, Geheul und Pochen begleiteten, daß man hätte taub werden mögen.

Die Zuhörer im Proscenium, die diesen Lärm hervorgerufen, blieben auf dem Rand der Logen sitzen, und kehrten nach wie vor dem Publicum den Rücken.

Endlich kehrten sie sich, sei es, daß sie einen wirklichen Aufstand besorgten, sei es, daß sie durch ein so langes Beharren in ihrer Stellung genugsam gegen die Volkstyrannie Einspruch gethan zu haben glaubten, langsam um und warfen einen verächtlichen Blick in den Zuschauerraum; nichts desto weniger ward diese Niederlage des Prosceniums mit ungeheurem Siegesgeschrei, das aus triumphierendem ah, ah, ah! bestand, aus jedem aufrührerischen Winkel begrüßt; der Vorfall hatte keine weitere Folge.

Diese Loge, die neben derjenigen lag, in der sich Balthasar und Robert von Mareuil befanden, war von vier Personen eingenommen. Zwei von ihnen kannte ich schon, den Grafen Duriveau und seinen Sohn, den Vicomte Scipio. Ich hatte den Ersteren am Tage vorher bei dem Vater Regina's gesehen und am Morgen im Louvre; was Scipio anbetraf, so war freilich seit dem Auftritt im Walde von Chantilly eine Reihe von Jahren vergangen, auch war er viel größer geworden, aber seine Gesichtszüge hatten sich nicht sehr verändert, es war dasselbe hübsche Gesicht mit blonden Locken, das sich durch einen Ausdruck von Keckheit und frühzeitiger Nichtachtung aller Schranken auszeichnete. Obgleich der Vicomte Scipio kaum in's Jünglingsalter eingetreten war, glich er doch mehr einem »kleinen jungen Mann«, wie man zu sagen pflegt, als einem Knaben.

Als der Vicomte sich gegen die Zuschauer wendete, war sein Gesicht geröthet, sein Auge blitzte zornig; ich ward betroffen über die kühne, freche Bewegung, mit der er den Zuschauern Trotz zu

bieten schien; er zeigte ihnen das Stöckchen, das er in seinen kleinen Händen, die mit Glacéhandschuhen bedeckt waren, hielt.

Hätte ein Mann diese Großthuerie begangen, sie hätte jedenfalls einen neuen Sturm hervorgerufen; aber Scipio's prahlhansiges Benehmen ward im Gegentheil mit lautem Gelächter und ironischem Bravoruf aufgenommen. Ich weiß nicht, wozu der Zorn den Knaben noch verleitet hätte, — denn seine Lippen zuckten vor Wuth zusammen — hätte ihn sein Vater nicht freundschaftlich in den Hintergrund der Loge geführt. Ein junger Mensch, ungefähr von Scipio's Alter, und ein Mann mit einem gescheidten Gesicht, das aber einen niedrigen und tückischen Ausdruck hatte, waren Scipios und seines Vaters Begleiter; Dem zufolge, was ich am Morgen die Leute des Grafen hatte erzählen hören, mußte der Mann mit dem tückischen Gesicht der Erzieher Scipio's sein, und er war es auch; der junge Mensch war ein Spielkamerad des Letzterm.

Trotz meiner geringen Weltkenntniß kam es mir doch wunderlich vor, daß der Graf gerade dieses Theater gewählt, um seinen Sohn dahin zu führen, nicht wegen der Stücke, die man hier spielte — im Gegentheil scheinen Feengeschichten für Kinder gemacht — aber — der Graf mußte das wissen — dieses Theater diente, wie man sagte, oftmals Leuten, die, übermäßig dem Bacchus geopfert, zum Versammlungsort, um hier den Abend mit Thorheiten und in lärmender Lustigkeit hinzubringen.

Bald darauf geboten die drei feierlichen Schläge hinter dem Vorhange allgemeine Stille; das Orchester spielte eine Trauerouverture; in meiner Ungeduld, Basquinen austreten zu sehen, wandte ich mich an einen Nebenstehenden.

»Komm Mademoiselle Basquine bald?« fragte ich ihn.

- »Wer ist das, Basquine? Ach so, die Blondine, die den bösen Genius macht, nein, noch nicht, der Auftritt ist am Ende des Aufzugs.«

»Basquine hat viel Talent, nicht wahr, mein Herr?«

»Hm, weiß nicht, sie ist drollig genug. Wenn sie ihre satanischen Fratzen schneidet, ist sie teuflisch wie ein Dämon — aber einen Augenblick will sie singen — dann dank' ich, das ist unerträglich, wie in der großen Oper.«

»Ah, mein Herr, wie können Sie das sagen!« versetzte mein Nachbar zur Linken. »Basquine spielt ihre kleine Rolle mit einem Ausdruck — und dazu hat sie eine Stimme! Eine Stimme! Ich komme bloß, um das kleine Stück von ihr singen zu hören.«

»Jeder nach seinem Geschmack«, antwortete mein Nachbar zur Rechten.

Dann wandte er sich zu mir und sagte ganz leise:

»Hören Sie auf diesen Herren nicht, er versteht nichts davon. Diese Basquine ist gar keine Schauspielerin, sie ist eine schlechte Figurantin für einen Heller — mager wie ein großer Nagel — und die als Tragöde auftritt — ich bitte Sie, im Theater des Funambules! Es ist bemitleidenswerth. Dagegen sehen Sie Clorinde an, die die Silberfee spielt, ei der Tausend, das ist eine Schauspielerin, ich mache Sie im Voraus auf ihre Waden u. s. w. Aufmerksam. Sie werden sehen, wie ausgezeichnet!«

Ich ließ den Liebhaber der Waden u.s.w. der Mademoiselle Clorinde reden: der Vorhang ging auf, ich warf einen Blick in die Loge, wo Balthasar und Robert von Mareuil saßen; der Erstere, der aus einer Vorderbank saß, strahlte vor Freude und schien sich sehr zu belustigen, während der Letztere im Hintergrunde saß und düster und sorgenvoll aussah. Ich wußte diesen Trübsinn, mit der Gewißheit, die Robert sich verschafft haben wollte, noch immer von Regina geliebt zu werden, nicht zu vereinigen. Dieser auffällige Umstand rief mir die Veränderung in Robert's Gesichtszügen in's Gedächtniß zurück, die in Folge seiner Unterredung mit La Levrasse eingetreten war, von der selbst Balthasar sich ausgeschlossen gesehen hatte. Obgleich diese Beobachtungen mir viel zu denken gaben, beschäftigte ich mich zunächst nur mit der Feengeschichte und dachte einzig und allein an die Rolle, wo Basquine, auftreten sollte.

Dieses letztere Interesse versetzte mich in meine Kindheitserinnerungen zurück, die zugleich so süß und so bitter waren. In Kurzem hatte ich selbst das Stück, das da auf dem Theater gespielt wurde, und Alles, was um mich hervorging, vergessen, indem ich wohl wußte, daß die Stimme Basquine's, sobald sie auf die Bühne träte, mich in die Wirklichkeit zurückrufen werde.

Ein neuer Zwischenfall entriß mich meinen Betrachtungen.

Der Loge des Grafen Duriveau gegenüber war eine Loge leer geblieben; zwei schlechtgekleidete Männer nahmen sie ein, indem sie von der Gallerie her, auf der sie vorher gewesen, über die Zwischenwand stiegen. Als nun Die, welche die Loge gemiethet, ankamen und sie besetzt fanden, erfolgte ein heftiger Wortwechsel, und die Vorstellung wurde einen Augenblick unterbrochen.

Die beiden Eindringlinge, von denen der eine von kleinem Wuchse war, gestikulierten im Innern der Loge heftig und schienen nur Schritt für Schritt weichen zu wollen; plötzlich sah man zwei große Arme den Kleinsten der beiden Widerspenstigen ergreifen, aufheben, über die Scheidewand heben und an dem Platze niedersetzen, den er verlassen hatte, um sich im Proscenium einzudrängen.

Dieses Probestück von Körperkraft und komischer Entschlossenheit rief allgemeine Begeisterung hervor; das Paradies, das Parterre brach in Bravos aus, und eine Menge Stimmen riefen:

»Der Autor, der Autor!« denn der Mann mit den beiden großen Armen, der bis dahin fast unbemerkt geblieben war, hatte sich gegen den Hintergrund der Loge gewendet, wahrscheinlich, um den anderen Eindringling auf dieselbe Weise zu entfernen, aber dieser so wie sein Genosse, der auf die Gallerie übergesetzt war, verschwanden alsbald, um dem Zischen der Zuschauer zu entgehen.

Diese Urtheilsvollstreckung genügte nicht, die allgemeine Neugierde war zu lebhaft angeregt; man wollte mit aller Gewalt den Autor dieses handgreiflichen Späßes mit Augen sehen, und Parterre, Paradies und Gallerie wiederholten daher in fruchtbarem Einklang:

»Der Autor! der Autor!« Dieser schmeichelhafte Hervorruf schien die Bescheidenheit des »Autors« dieser bewunderten Thathandlung nicht zu verletzen, er trat mit äußerst selbstzufriedener Miene an den Rand der Loge und grüßte das Publicum aus ungezwungener Weise, indem er mit einer komisch verlegenen Miene die Hand aufs Herz legte.

Das Bravorufen verdoppelte sich. Der Mann mit den großen Armen schien eine Person, die ihn begleitete, an diesem Triumph

Theil nehmen lassen zu wollen, kehrte sich um und führte halb mit Güte, halb mit Gewalt» eine ziemlich junge Frau vor, die etwas frech aussah, obgleich sie in diesem Augenblick durch die unvermuthete Vorstellung ein wenig in Verlegenheit gesetzt war.

Die Ansichten über dies Verfahren des Mannes mit den großen Armen waren getheilt.

Die Einen klatschten mit Begeisterung Beifall, und dieser verbeugte sich gegen sie auf's Neue.

Die Andern zischten, Scipio Duriveau und sein Kamerad war unter ihnen, der Mann mit den großen Armen verbeugte sich mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit gegen sie ebenfalls.

Vielleicht hätte sich zwischen den Zischenden und den Beifallsklatschern ein feindseliger Parteikampf entwickelt, aber die Neutralen forderten mit lauter Stimme die Fortsetzung der Vorstellung.

Dieser letztere Gedanke vereinigte die streitenden Theile, und es ward allmählig wieder still. Der Mann mit den großen Armen setzte sich auf der einen Seite der Loge nieder, das junge Weib mit dem frechen Aussehen auf der andern, und das Stück ging wieder an.

Was mich anbetraf, ich blieb unbeweglich, mit hochklopfendem Herzen stehen — in dem Mann mit den langen Armen hatte ich *Bambochen* erkannt.

Seine Gestalt war hoch, stark, schlank. Er trug, wie früher, sein schwarzes Haar sehr kurz geschnitten; indem es auf diese Weise die fünf Ecken um seine breite Stirn zeigte, gab es seinem Gesichte einen eigenthümlichen Charakter, auch hatte ich meinen Jugendfreund auf der Stelle wiedererkannt. Seine braunen buschigen Backenbärte und sein dicker Schnurrbart von derselben Farbe vermehrten den entschlossenen Ausdruck seines scharf gezeichneten Gesichtes noch; aber dieser Ausdruck, der früher menschenfeindlich und höhnisch gewesen war, schien mir jetzt zugleich fröhlich, keck und spöttisch. Bamboche's Anzug zeugte zugleich von Aufwand und schlechtem Geschmacks eine dicke goldne Kette schlängelte sich über seine rothsamtmne Weste; er trug Hemdknöpfe mit Brillanten, und die Aermel seines kastanienbraunen Rockes, die

bequemlichkeitshalber bis über die Knöchel zurückgeschlagen waren, ließen seine großen Hände sehen, deren Reinlichkeit Zweifel gestattete; es schien, als ob er sie absichtlich auf die Randleiste der Loge legte, um die Ringe mit Edelsteinen sehen zu lassen, die an seinen dicken Fingern funkelten. Es schien, als hielt er es für anständiger, kurzsichtig zu scheinen; denn trotz des Glanzes seiner großen, grauen, offenen, fröhlichen Augen blickte er dann und wann auf sehr linkische Weise durch ein doppeltes Opernglas von Gold. Bamboche's Begleiterin, die ich übrigens wenig beachtete, trug einen hübschen Rosahut und um die Schultern einen sehr schönen Shawl.

Die Feengeschichte ging ihren Gang, aber ich hatte für nichts Augen, als für Bamboche, mein Herz klopfte heftig, ich erkannte die Wahrheit von Claudius Gérard's Voraussagung:

»Du könntest Deine Genossen nach zehn Jahren wiederfinden, nach zwanzig Jahren, und Du würdest die Jugendfreundschaft, die Dich an Basquine und Bamboche knüpft, eben so tief empfinden, wie früher.«

Wirklich war es mir nicht anders, als wäre ich erst seit einigen Tagen von meinen Genossen getrennt. Ich legte mir die Frage nicht vor, vermöge welcher gewagten, jedenfalls strafbaren, vielleicht verbrecherischen Mittel Bamboche, der so eben erst zu Grunde gerichtet, als Schleichhändler verfolgt worden war, und dazu offenbar Helfershelfer La Levrassé's und des Muldensterzes bei irgend welchen lichtscheuen Unternehmungen, jetzt aufs Neue einen großen Aufwand zur Schau tragen könnte. Ich legte mir die Frage nicht vor, ob die Zuversicht, mit der er öffentlich zu erscheinen wagte, ein Beleg für seine unglaubliche Kühnheit oder für seine Unschuld sei, ich dachte an nichts, als an die Freude, ihn wieder zu sehen. Unwillkürlich wurden meine Augen feucht bei dem Gedanken, daß wir bald zueinander sagen würden: Weißt Du? Nur Eins beunruhigte mich. Wußte Bamboche, daß heute Basquine austreten sollte? liebte er sie noch, wie früher? Die Anwesenheit des Frauenzimmers, die meinen Jugendfreund begleitete, machte die Fragen, die ich an mich selbst richtete, und deren Lösung ich im nächsten Zwischenacte gefunden zu haben hoffte, ein wenig verwickelt. Entschlossen, wie ich war, Bambochen aus der Loge herausschreien



zu lassen, ließ ich ihn unterdessen kaum aus den Augen. Die Begleiterin neigte sich ihm an's Ohr und sagte ganz leise einige Worte zu ihm, alsbald nickte Bamboche, obgleich er sich an der Feengeschichte wie nie zu belustigen schien, seiner Genossin bejahend zu und trat aus der Loge.

»Sie wünschten Basquine zu sehen«, sagte einige Augenblicke darauf mein Nachbar zur Linken, der erklärte Vertheidiger der kleinen Figurantin, zu mir. »Achtung! sie wird sogleich erscheinen. Da ist schon der Donner, die Höllenflammen und alle der Spectakel, der ihr Auftreten ankündigt.«

Man kann sich vorstellen, was für neugierige, ungeduldige Blicke ich auf die Bühne warf.

Das Theater stellte einen großen, tiefen Wald vor, der Donner hallte, häufige Blitze erhellten die Bühne.

Der Anblick dieser Decoration, das Geräusch des Donners rief in mir eine vielleicht kindische Ideenassociation hervor, die aber auf mich einen seltsamen, fast erschreckenden Eindruck machte.

Vor einer Reihe von Jahren hatten sich in einem dunkeln Walde, in dem auch der Donner wiederhallte, den auch der unheimliche Schein der Blitze erleuchtete, drei verlassene und drei wohlhabende Kinder einander gegenüber gefunden.

Fünf von diesen Kindern, Scipio fast Jüngling,, Robert von Mareuil, ich und Bamboche zu Männern herangewachsen, Basquine als junges Mädchen, waren heut Abend wieder versammelt und wußten gegenseitig ihre Anwesenheit in diesem Possentheater nicht, das wieder einen Wald vorstellte, in dem der Donner wiederhallte.

Nur Regina fehlte, aber die Lebhaftigkeit, mit der mir ihr Bild beständig vorschwebte, machte sie bei diesem Austritt gleichsam gegenwärtig.

###strich###.

In dem Augenblicke, wo das Rollen des Donners hinter der Bühne sich verdoppelte, öffnete sich: eine Vertiefung, spie große, rothe Flammen aus, wie es der Eintritt eines teuflischen Wesens mit sich führt, und als dieser Ausbruch nach und nach aufgehört, sah ich Basquine aus dem Höllenschlunde emporsteigen.

Sie mußte jetzt sechzehn bis siebzehn Jahr alt sein, ihre

Gestalt, die unter Mittelgröße war, war schlank und sehr zierlich, nur ein Bischen Magerkeit konnte man an ihr aussehen, Magerkeit, die ohne Zweifel die Folge von Entbehrungen oder Seelenleiden war.

Basquine trug fleischfarbene Tricots, die die herrlichen Umrisse ihrer Beine rein abdrückten; die Schönheit ihrer Arme, die glänzende Weiße ihres Halses und ihrer Schultern erschienen im Gegensatz zu ihrem schwarzen Gewande, das mit rothen und silbernen kabbalistischen Figuren besäet war, noch blendender; auf ihrer Stirn, die von prachtvollem, in die Höhe gebundenem, blondem Haar umgeben war, erhoben sich zwei kleine silberne Hörner, die beweglich waren, wie Fühlfäden, während hinter ihren wie Marmor glänzenden Schultern zwei Flügel von schwarzem Krepp hin und her schwankten, die in silberne Stacheln ausliefen.

Trotz dieses satanischen Aufzugs, der nahe an's Lächerliche grenzte, brachte diese Erscheinung auf mich doch einen tiefen Eindruck hervor, so sehr ward ich von dem wahrhaft teuflischen Ausdruck betroffen, den Basquine ihren Zügen zu geben gewußt hatte, die übrigens von so engelgleicher Reinheit waren. Da sie keine Schminke trug, sah sie unheimlich blaß aus, ihre großen Augen aber blinkten in ihrem Gesichte, das weiß war, wie ein Leichentuch; es ist unmöglich diesen unsäglichen Gegensatz zwischen den glühenden Augen, die fast fieberhaft glänzten, und dem bitteren, eisigen Lächeln zu beschreiben, das dies göttlich schöne Gesicht verzerrte. Ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, das sei nicht bloß eine zum Spaß und allein um der Rolle willen angenommene Maske — nein nein, ich erinnerte mich nur zu wohl, in welchem Tone wilder Erbitterung Basquine auf den *Haß gegen die Reichen* getrunken hatte, nachdem sie wie wir von den wohlhabenden Kindern im Walde von Chantilly verächtlich zurückgestoßen worden war; ich wußte es mir nur zu wohl zurückzurufen, welche rohe Freude auf ihrem bis dahin so sanften Antlitz aufblitzte, als ich beim Eintritt der Nacht Reginen ohnmächtig auf meinen Armen forttrug. Nein, nein, ich fühlte, daß in dieser Rolle des bösen Genius Basquine's ganze Seele, die gewiß durch das Unglück noch mehr verbittert war, in ihr Gesicht trat. Das Geschick hatte sie zu dieser Rolle bestimmt, welche der Zufall ihr zutheilte. Der tiefe Eindruck, den sie auf einige

Auserwählte machte, bewies hinlänglich, daß da noch etwas Anderes vorlag, als die Darstellung einer an sich unbedeutenden Rolle.



Basquine's Auftreten, ihre Stellung, ihr Spiel, ihr Gesichtsausdruck, die doch alle außerordentlich dramatisch waren, wurden anfangs nicht mit Beifall begrüßt — warum? Jetzt kann ich es mir erklären: Basquine war für die größte Anzahl der gewöhnlichen Besucher dieses Theaters nichts als eine hübsche Figurantin, ein Bischen mager und zu blaß. Was die wenigen Zuschauer anbetraf, die ihren Werth zu schätzen wußten, so pflegen solche überhaupt wenig Beifall zu klatschen. Doch ich irre mich, Balthasar tief:

»Sie ist blendend, erhaben!«

Und er klatschte wüthend.

Vielleicht hätten diese Beifallsbezeugungen einen Wiederhall hervorgerufen; denn oft ist nichts ansteckender als die

Bewunderung, aber häufig kann auch ein Nichts die Begeisterung erkalten machen; dies trat auch diesmal ein. Höhnisches Lachen und wiederholtes St! das von der Prosceniumsloge des Vicomte Scipio ausging, ließ die Begeisterung, welche Balthasar's warmes Bravorufen vielleicht erweckt hätte, nicht aufkommen. Der Dichter verlor den Muth nicht, er fing aufs neue an, aus allen Kräften zu klatschen — aber diese freundschaftliche Ungeschicklichkeit rief neues St! St! hervor, das nicht mehr bloß aus der Lage des Vicomte kam.

Was Basquine anbetrifft, die gänzlich von ihrer Rolle in Anspruch genommen zu werden schien, so machte offenbar, was im Zuschauerraum vorging, keinen Eindruck auf sie, aber ein neuer Zwischenfall entriß die arme Figurantin ihren Bühnentäuschungen.

---



## Sechzehntes Kapitel.

### *Basquine.*

Damit man dieses Ereigniß, welches Basquine mitten in ihrer Rolle plötzlich stören sollte, ganz verstehen kann, sind einige Worte über den ganzen Auftritt unerlässlich, einen kindischen, albernen Austritt, wenn man will, aus dem aber Basquine ergreifende Glanzpunkte zu entwickeln wußte.

Sobald der böse Genius — denn diesen, den Widerpart der guten Fee, machte Basquine — aus der Hölle emporgestiegen war, schlug er die Arme über der Brust zusammen, trat langsam auf den Harlekin zu, der unter der schützenden Aegide der Silberfee eingeschlafen war, welche Clorinde darstellte, eine kleine, runde Schauspielerin mit einem vergnügten Gesicht und von etwas aufdringlichen körperlichen Reizen.

Die Beschützerin Harlekins war in Rosa und Silber gekleidet und hielt in der einen Hand ein goldnes Horn des Ueberflusses, aus dem sie Blumen nahm und sie mit aller Anmuth, die sie aufbringen konnte, auf ihren schlummernden Schützling warf, um damit die lachende Zukunft anzudeuten, die sie ihm zudachte.

Basquine ging also mit fortwährend über die Brust gekreuzten Armen langsamen Schrittes auf die Silberfee zu; es ist unmöglich, zu beschreiben, mit welchem schrecklichen Mitleiden sie auf die eitlen Zauberkünste der Silberfee herabzusehen schien, die sich plagte, ihren Schützling mit allegorischen Blumen zu bedecken. Besonders war ein Augenblick ergreifend, in welchem Basquine mit leichtem Achselzucken einen letzten Schritt auf die gute Fee

zu that, nur Einen Schritt, der aber mit einer so viperhaften Halsbewegung und einem so drohenden, unheimlich zauberischen Blicke begleitet war, daß die gute Fee wie von dem unbeweglichen Entsetzen ergriffen zu werden schien, welches das Opfer ergreifen soll, das die Schlange, wie man sagt, ehe sie es verschlingt, durch ihre Blicke lähmt. Die Silberfee trat, wie von einem unwiderstehlichen Zauber angezogen, Basquinen Schritt für Schritt näher und reichte ihr mit zitternder Hand ihr goldenes' Horn. Basquine nahm eine Blume, eine schöne, frisch aufgeblühte Rose, zeigte sie der Fee mit höhnischem und eisigem Lächeln, als wollte sie ihr noch einmal den zarten Glanz dieser Blume zu bewundern geben, und dann hielt sie sie an ihre Lippen, blies sie leise an — und die Rose ward augenblicklich schwarz und entblätterte sich von selbst.

Nein, niemals werde ich die Handbewegung, die Stellung, den Blick, das Lächeln, den Gesichtsausdruck Basquine's und die ganze unbarmherzige Ironie, den ganzen blutigen Sarkasmus vergessen, die sich bei ihr kundgaben, als sie mit ihrem tödtlichen Hauche diese Blume, die frisch war und glänzend, wie die Hoffnungen und Täuschungen des Jugendalters, hinwelken machte, und mit welcher Verachtung sie, indem sie ihre großen Augen, die von einem unheimlichen Feuer erglänzten, niedersenkte, auf die Fetzen der Blume zu ihren Füßen herabsah.

Ich erwartete nicht, daß dieser Auftritt sich noch höher würde steigern lassen, aber ich irrte mich: bald trat eine noch ergreifendere Wendung ein.

Nach der Rose nahm Basquine aus dem Horn einen frischen jungfräulichen Strauß, der aus Myrten und Orangeblüten gebunden war; ohne Zweifel ein Symbol von Harlekins Braut. Von neuem Schrecken ergriffen, warf sich die Silberfee Basquinen zu Füßen und schlug die Hände flehend zusammen, indem sie für diesen Strauß um Gnade zu flehen schien.

Zuerst erschien Basquine unerbittlich, wies mit kalter Verachtung die Bitten der Silberfee von sich und drückte den Strauß frohlockend in ihrer Hand krampfhaft zusammen — aber auf einmal schien sie weich zu werden und den Strauß mit wachsendem Mitleid zu betrachten — nach und nach wandelten sich die Züge des jungen Mädchens um, ihr Gesicht nahm jenen

Ausdruck engelhafter Sanftmuth, anbetungswürdiger Seelenaufrichtigkeit an, den ich in ihrer Kindheit so oft an ihr beobachtet hatte. Weit entfernt, den Myrtenstrauß ebenfalls zu vernichten, liebte ihn Basquine mit Hand und Blick auf unschuldig zärtliche Weise. Es ist unmöglich, sich von der bezaubernden Anmuth, der hinreißenden Anziehungskraft in Basquine's Spiel eine Vorstellung zu machen; auch küßte die Silberfee, lächelnd, beruhigt und selig, dem bösen Genius die Hand; denn sie hielt den Strauß für gerettet. Eitle Hoffnung! Plötzlich ward der Engel wieder zum Teufel mit Einem Hauch machte Basquine den Strauß welken, indem sie ein höhnisches, aber volltönendes und wohlklingendes Gelächter ausstieß; dann verschmolz sie, wenn man so sagen darf, die letzten Beugungen dieses unheimlichen Gelächters in das Andante einer Bravourarie von mächtigem und wildem Charakter — die Musik war von ihr selbst, ich habe sie später gehört — deren Worte etwa folgenden Sinn hatten:

»Ich bin der Genius des Bösen, das Unheil ist mein Gebiet, mein eisiger Hauch macht alle Freuden welken, ich brauche nur zu erscheinen, und Freude verwandelt sich in Trauer« u.s.w.

Basquine sang diese Arie mit ihrem mehr als mittelmäßigen Text mit so bewundernswürdigem Ausdruck, daß sie ihm eine furchtbare Bedeutsamkeit aufprägte; ihre Mezzosopranstimme, die zugleich ernst, weich, voll und helltönend war, machte alle Saiten meines Herzens erzittern.

Und ich war nicht der Einzige, der von diesem seltenen Talent einen tiefen Eindruck erfuhr.

Indem ich, wie man zu sagen pflegt, an Basquine's Lippen hing, fiel mein Blick zufällig auf die Loge, die Balthasar und Robert von Mareuil einnahmen; denn sie lag der Bühne ganz nahe.

Der Dichter hörte Basquine mit einer Andacht und Bewunderung zu, die er durch die begeistertsten Bewegungen, Mienen und Stellungen an den Tag legte. Robert von Mareuil dagegen hörte in gefaßter Seligkeit zu — zuerst hatte er hinten in der Loge gesessen, dann, wie unwillkürlich durch Basquine's Gesang, Spiel und Schönheit herbeigezogen, hatte er nach und nach den Kopf hervorgestreckt, und jetzt stützte er sich mit der einen Hand auf den Rand der Loge, wandte keinen Blick von

Basquine ab und stand wie festgebannt.

Dieser von Robert eingenommenen Loge gegenüber, aber ein Stockwerk höher, befand sich Bamboche's Loge. Die Abwesenheit dieses Letzteren währte noch fort; das junge Frauenzimmer, das mit ihm eingetreten war, befand sich noch allein. Sie schien mir, wie ich von der größten Anzahl der Zuschauer bekennen muß, ziemlich unempfänglich für das bewundernswürdige Talent, das sich auf einmal bei der armen Figurantin zeigte, oder wußte es wenigstens nicht zu schätzen — da es sich doch so sehr aufdrang, daß Diejenigen, welche sich gegen seine Wirkung am meisten sträubten, dieselbe unwillkürlich am entschiedensten an sich kund gaben. Denn während mein Nachbar zur Rechten Basquinen in stummem Entzücken zuhörte, wandte sich mein Nachbar zur Linken mit den Worten zu mir:

»Hatte ich es Ihnen nicht vorher gesagt? Hören Sie sie wohl, diese Basquine? — Wie sie einem bange macht um's Herz, wie sie einem die gute Laune verdirbt. Möchte man nicht sagen, man fürchte sich vor ihr und verabscheue sie? — Wahrhaftig, ich verabscheue sie. Wie sie boshaft aussieht! Wenn das Geringste geschähe, könnte ich sie auszischen. Sehen Sie dagegen Clorinde — ei, das glaub' ich! Die verdirbt einem die gute Laune nicht, die runde, behagliche Person.«

Ich weiß nicht, was ich meinem Nachbar geantwortet hätte, wenn nicht der Zwischenfall eingetreten, um deswillen ich diese Abschweifung gemacht habe, und den ich seht erklären muß.

Basquine mochte in der Mitte ihrer Arie stehen; sie sang mit wachsender Kraft und Macht, als ein unerwartetes Ereigniß sie plötzlich unterbrach.

Der Vicomte Scipio hatte sich den Spaß gemacht, verstohlen eine Handvoll Knallerbsen auf die Bühne zu werfen, die er ohne Zweifel eigens zu diesem jugenhaften Streiche gekauft hatte, der übrigens, wie man sagte, in dem kleinen Theater schon öfter war verübt worden.

Mitten in dem Gesangstück trat Basquine unversehens auf einige von diesen Erbsen: ihre Explosion setzte sie so heftig in Schrecken, daß sie zurücksprang, aber ihr Fuß verwickelte sich in ein Stück Dekoration auf ebener Erde, das die Versenkung, durch die sie heraufgestiegen war, verdeckte, und sie strauchelte — und



fiel, und zwar auf eine so beklagenswerth lächerliche Weise, daß ein unauslöschliches Gelächter, von einer ganzen Lage pfeifender Töne begleitet, zuerst von der Prosceniumsloge des Vicomte ausging und sich dann in dem ganzen Zuschauerraum wiederholte. Die entsetzlich lächerliche Art, wie Basquine fiel, gab den Zuschauern um so mehr zu lachen, da das arme Mädchen ein unheildrohendes und furchtbares Wesen darstellte. Das unglückliche Geschöpf stand todtenbleich auf, warf in die Loge des Vicomte Scipio einen schrecklich verzweiflungsvollen und wüthenden Blick und wollte dann von der Bühne entfliehen, aber in ihrer Verwirrung verfehlte sie zwei Mal die Coulisse. Jetzt verdoppelte sich das Geheul, das Pfeifen, das Lachen, bis sie endlich einen Ausgang fand, wo sie verzweiflungsvoll verschwand.

In diesem Augenblick brachte ein neues Ereigniß den Lärm auf seinen Gipfel.

Mit einem Beutel Orangen in der Hand, die er zuvorkommend für seine Genossin gekauft, trat Bamboche in dem Augenblick wieder in seine Loge, als der Vorfall mit den Knallerbsen und Basquine's Sturz stattfand — Dinge, die, so wichtig sie waren, so rasch wie Gedankenblitze aufeinander folgten. Unsere Jugendgenossin zu erkennen, mit einer Stentorstimme auszurufen: »Basquine, ich bin da!« auf das Theater zu springen, an die Loge des Vicomte zu laufen — so zu sagen, mit Einem Streiche den Vicomte, seinen Vater und den Erzieher zu ohrfeigen, im Augenblick, wo Basquine verschwand, mit einem Fußstritte das Gestell einer Coulisse umzustürzen und die arme Figurantin wieder einzuholen, alles Das war für Bamboche die Sache einer Minute.

Das Staunen, welches durch die unglaubliche Kühnheit dieses Menschen hervorgerufen wurde, erhielt für ein paar Secunden die Zuschauer stumm und unbeweglich; sie waren noch zweifelhaft, ob sie ihren Augen trauen dürften, als Bamboche schon verschwunden war: aber gleich darauf ward der Lärm, der einen Augenblick geruht hatte, furchtbar.

Was mich anbetrifft, so fuhr mir, sobald Bamboche Basquinen auf der Ferse hinter die Coulissen gefolgt war, ein Gedanke schnell wie der Blitz durch den Kopf, hob mich gleichsam auf

meinem Platze in die Höhe und trug mich in einem Augenblicke, ich weiß nicht wie, durch die dichtgedrängten Zuschauer um mich her; sodann, als ich aus dem Theater getreten war, hatte ich mit ein paar Sätzen die Thür der Schauspieler erreicht, die auf den Gang hinausging, wo ich am Morgen die Loge gemiethet hatte; im Augenblick, da ich hier anlangte, rannte ich in meiner Aufregung heftig gegen zwei Leute an, die von innen her eilig zu entfliehen suchten. Es waren Bamboche und Basquine, die in einen Mantel gehüllt war und sich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

Indem ich die Gefahr, die Unangemessenheit einer Erkennungsscene in einer solchen Lage rasch durchfühlte und zwei Schritte von mir den Wagen meiner Herren gewahr wurde, sagte ich zu Bamboche, indem ich ihn am Arme faßte:

»Da ist ein Wagen, steigt schnell ein.«



»Jetzt in meine Wohnung«, sagte Bamboche, »Hôtel des Pyrénées, Straße du Petit-Lion-Sauveux Nr. 17.«

Ich gab dem Kutscher diese Adresse und nahm meine Stelle wieder ein, beruhigt über Basquine's Befinden, entzückt über die Ueberraschung, die ich meinen beiden Freunden zu bereiten im Begriff war, und mit keinem Gedanken meiner Herren gedenkend, die, wenn sie das Theater verlassen hatten, wahrscheinlich mich und ihren Wagen schmerzlich vermißten.

Als wir in die Straße du Petit-Lion-Sauveux gekommen waren, sagte ich zu dem Kutscher, ehe ich den Schlag öffnete:

»Wenn die Leute, die wir auf Befehl meiner Herren hierhergefahren haben, ausgestiegen sind, können Sie nach Hause fahren, man ist Ihrer nicht mehr benöthigt.«

Basquine schien, obgleich sie wieder zu sich gekommen war, doch noch sehr schwach; Bamboche mußte sie beinahe aus dem Wagen heben. Als sie dann auf der Straße stand, und während der Wagen fortfuhr, sagte er zu ihr:

»Warte, ehe wir in's Haus treten, laß mich Deinen Mantel wohl zusammenschlagen und den Kragen über den Kopf ziehen; diese Narren von Thürhütern sind so neugierig und geschwätzig, daß der Anblick Deines Theateranzugs das ganze Haus in Alarm setzen würde.«

»Du hast recht«, antwortete sie mit schwacher Stimme und vor Kälte zusammenschauernd.

Während Bamboche sich bemühte, Basquine's Anzug unter ihrem Mantel zu verbergen, war ich im Dunkeln geblieben, dann sagte ich zu meinem Freunde, indem ich so leise sprach, als nur möglich, um meine Stimme zu verstellen:

»Herr, da ist das Uebrige von den vierzig Francs, die Sie mir gegeben haben.«

»Ich habe Dir ja gesagt, das sei für Dich, Bursche.«

»Danke, Herr, aber wenn Sie glauben, daß Sie mir Dank schuldig sind, so bewilligen Sie mir eine andere Bitte.«

Und in einer Secunde hatte ich den beiden Flüchtigen den Schlag geöffnet. Diese unverhoffte Hilfe kam so erwünscht, daß Bamboche, ohne weiter zu untersuchen, woher dieser Wagen da so bereit stehen möge, Basquine, so zu sagen, hineinwarf, sich ihr nachschwang und zu mir sagte:

»Du sollst gut bezahlt werden. Laß fahren, wohin Du willst, aber

so rasch als möglich.«

»Barrière de l'Etoile, und rasch«, sagte ich zum Kutscher, der sogleich auf dem Bock erwacht war.

Und ich schwang mich auf den Bedientensitz.

Wir entfernten uns in stürmender Eile, aber ich konnte noch aus der Ferne bemerken, wie sich eine große Menschenmenge um das Theater sammelte, während in ihr die Flinten der Soldaten blinkten, die man wahrscheinlich vom nächsten Posten geholt hatte.

Ich war außer mir vor Freude, ich liebäugelte förmlich mit dem Wagen, hinter dem ich saß, und der meine Jugendgenossen beide in sich barg. Plötzlich hielt der Kutscher, wahrscheinlich in Folge vom Ziehen an der Litze, die er in der Hand hatte, die Pferde an; beinahe in demselben Augenblick ging das Fenster plötzlich nieder, und ich hörte, wie Bamboche's Stimme im ängstlichen Tone rief: »

»Halt, halt! ihr wird unwohl — mein Gott, was soll ich machen?«

Wir waren außer aller Gefahr, verfolgt zu werden, wir waren auf dem Boulevard St. Denis, ich eilte an den Schlag.

»Kerk«, sagte Bamboche zu mir, »ich weiß nicht, wo zum Teufel Du hergekommen bist, um uns zu so gelegener Zeit zu Hilfe zu kommen, und noch weniger, warum Du uns zu Hilfe gekommen bist; es soll Dich nicht gereuen, aber jetzt wird dem schönen Mädchen, das ich bei mir habe, unwohl, sie bedürfte jetzt sogleich etwas Aether oder Essig; dann fahren wir in meine Wohnung, und Du kannst den Wagen zurückbringen, hier ist für's Erste für den Aether, was übrig bleibst, ist für Dich.«

Und Bamboche gab mir einen doppelten Louisd'or in die Hand.

»Danke, Herr«, sagte ich zu ihm, indem ich meine Aufregung verbarg und einen gewissen Genuß darin fand, das Incognito noch einige Zeit zu bewahren.

»Es muß mehr als Eine Apotheke in der Straße St. Denis geben, wir wollen doch hier hindurch fahren.«

»Du hast recht, schnell, schnell!«

Und Bamboche ließ auch die anderen Fenster des Wagens nieder, um Basquinen, die er in seinen Armen hielt, und die mir regungslos schien, mehr frische Luft zukommen zu lassen.

Mein Rath war gut, in wenigen Minuten hatten wir eine Apotheke aufgefunden. Ich kaufte ein Fläschchen Aether, Bamboche hielt es Basquinen vor, nach und nach kam sie wieder zu sich.

Und ich gab Bamboche das Geld zurück.

»Und was zum Teufel willst Du von mir?« versetzte er mehr und mehr erstaunt.

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Ihrer Wohnung ein paar Worte im Vertrauen sage.«

»Nun meinetwegen, es ist mir gerade recht, es liegt eben in diesem Abenteuer Etwas, das ich aufgeklärt zu sehen wünschte. Komm mit.«

Bamboche klopfte, die Hausthüre ging auf, mein Freund ging rasch vor der Loge des Portiers vorbei, aber dieser trat heraus und rief:

»Wer sind Sie, Herr?«

»Ih nun, ich, erkennen Sie mich nicht?« sagte Bamboche, ohne still zu stehen.

»Wer — ich?«

»Nun, Donnerwetter! der Capitain Bamboche.«

»Ach, bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Capitain, ich hatte Sie nicht erkannt«, sagte der Thürhüter mit einer gewissen demüthigen ergebenheit, die mir bewies, daß mein Freund in dem Hause eines großen Ansehens genoß.

Ich kam der Frage, die der Thürhüter auch an mich richten wollte, zuvor, indem ich sagte:

»Ich komme mit dem Herrn Capitain.«

»Sehr wohl«, versetzte der Thürhüter. Dann besann er sich, schritt eilig aus seiner Lage hervor und wandte sich an Bamboche, der die Treppe hinauf zu steigen begann, mit den Worten:

»Herr Capitain, ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Herr Major drei Mal nach Ihnen gefragt hat.«

»Mag ihn der Teufel holen und Sie dazu«, antwortete Bamboche, indem er weiter stieg.

»Der Herr Capitain sind doch immer spaßhaft«, sagte der

Thürhüter, der an die Derbheiten meines Freundes gewöhnt zu sein und sich nichts aus ihnen zu machen schien.

Bamboche machte im zweiten Stockwerk Halt: wir traten in seine Wohnung, eine kleine Lampe brannte im Vorzimmer, Bamboche öffnete eine Seitenthür und sagte zu Basquine:

»Tritt da hinein, es müssen noch Kohlen unter der Asche sein, fache sie an und wärme Dich, in fünf Minuten bin ich wieder bei Dir.«

Dann wandte er sich zu mir, als wir allein Waren:

»Jetzt, Bursche, sind wir zu Zweien, sage mir vor Allem —«.

Aber meine Verstellungskunst war erschöpft; ich fiel Bamboche unaufhaltsam um den Hals und rief:

»Erkennst Du denn Martin nicht?«

Bamboche fuhr wie verduzt einen Schritt zurück und machte sich aus meiner Umschlingung los, um mich besser betrachten zu können, dann zog er mich an sich, drückte mich kräftig an seine Brust und rief mit vor Rührung erstickter Stimme, indem er den Kopf nach dem anstoßenden Zimmer wandte:

»Basquine, es ist Martin!«

Ich hörte, wie die drinnen in die Höhe sprang, die Thüre ging auf, und Basquine, noch halb eingehüllt in ihren Mantel, stürzte in das Vorzimmer, sprang mir an den Hals und vermischte ihre stummen Umarmungen und Thränen mit den Umarmungen und Thränen Bamboche's und den meinigen; denn wir weinten alle Drei.

Es trat ein langes Schweigen ein, während dessen wir uns alle Drei eng umschlungen hielten, ein Schweigen, das nur hier und da von dem Schluchzen tiefer, krampfhafter Freude unterbrochen wurde, bei dem Alles in uns vor Seligkeit erzitterte.

Dank Dir, o Gott, heißen Dank, der Du durch solche Augenblicke ganze Tage — Jahre voll Unglück vergessen machst! — dank Dir, daß Du Deine Geschöpfe so reich ausgestattet, daß auch die verkehrtesten, unglücklichsten noch im Stande sind, solches Entzücken zu kosten, dessen unaussprechliche Süßigkeit, dessen heilige Seelenerhebung sie Deiner Göttlichkeit annähert!

Da standen wir umschlungen — drei Opfer des Geschicks. Wir

hatten viel geduldet, wir hatten viele strafbare Handlungen begangen, unsere Zukunft war düster, düsterer noch als unsere Vergangenheit. Und doch waren in dieser göttlichen Rührung, die unsere Seelen miteinander verschmolz, diese Leiden, diese düstre Vergangenheit, diese beunruhigende Zukunft mit Einem Schlage vergessen. Und diese Fehlritte! die fast nothwendigen Folgen des Elends und der Vernachlässigung — sollten nicht in diesem Augenblicke auch diese Fehlritte durch Deine väterliche Gnade und Gerechtigkeit vergeben und ausgelöscht worden sein, o Gott? — Denn nicht Alles war faul, nicht Alles war todt in der Seele Derer, die, nachdem sie gestrauchelt, doch noch im Stande waren, den himmlischen Rausch der Freundschaft auf so reine, so religiöse Weise zu empfinden.

---



## Siebzehntes Kapitel.

### *Vertrauliche Mittheilungen.*

»Nun, kommt in meine Stube, damit wir einander doch wenigstens in die Augen sehen können.« rief Bamboche aus, nachdem der erste Ausbruch der Freude über unser Wiedersehen vorüber war.

Wir traten in das anstoßende Zimmer, das durch zwei Wachslichter, die aus dem Kamin brannten, weit besser erleuchtet war.

Basquine hatte ihre satanische Ausstaffierung abgelegt und war in ihren seidenen Mantel eingehüllt, der durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten wurde.

Es trat ein neues Schweigen ein, während dessen wir einander alle drei mit jener Theilnahme und gerührten Neugierde ansahen, die gewöhnlich beim ersten Wiedersehen nach langer Trennung einzutreten pflegt.

Bamboche's kräftige Züge hatten ihren gewöhnlichen Ausdruck herausfordernder Kühnheit abgelegt, seine noch feuchten Augen hefteten sich abwechselnd aus mich und Basquine, während diese, mit der einen Hand in der Hand unseres Genossen und mit der anderen schwesterlich aus meine Schulter gestützt mich mit jenem traurigen und nachdenklichen Lächeln betrachtete, das ihr von Jugend auf eigen war, wenn sie von ihrem Vater und von ihrer Familie sprach.

In der Nähe gesehen, erschienen Basquine's Züge noch feiner und von noch reinerer Schönheit als auf der Bühne, aber man bemerkte auch auf ihnen noch mehr die Spuren des Elends und



des Kummers; ihre Farbe, die sonst so rosig durchschimmernd war, mochte sie auch vom Sonnenlicht ein wenig bräunlich angehaucht sein, war jetzt bläßlich und kränklich; ihre Lippen, die sonst so hochroth waren, zeigten sich gebleicht, auch mußte man gerade auf die Anmuth und schlanke Feinheit der Verbindung zwischen Hals und Nacken achten, um ihre Magerkeit zu vergessen. Ach, was soll ich weiter sagen? Dieses liebliche sechzehnjährige Gesicht war schon geweckt, seiner frischen Jugendfarben beraubt und verrieth eine lange Reihe so bitterer Entbehrungen und Leiden, daß die Thränen mir in die Augen traten.

»Du findest mich sehr verändert, nicht wahr, Martin?« sagte Basquine zu mir, welche die Ursache meiner Rührung errieth: »ich hätte Dich gleich wieder erkannt.«

Dann wandte sie sich an Bamboche und sagte, indem sie mit den Augen auf mich hinwies:

»Wie er treu und gut aussieht, nicht wahr?«

»Das erinnert mich an Das, was ich zu Claudius Gérard sagte, dem Mann, den wie bestahlen, und der nachher Martin zu sich nahm«, versetzte Bamboche. »Nach Dem, was Sie mir von Martin erzählen, sprach ich, sehe ich sein ernstes und sanftes Gesicht, auf dem sich seine Gemüthsart abmalt, vor mir. Ich hatte mich nicht geirrt, es ist ganz so«, fügte Bamboche hinzu, indem er mich fest ansah, »ja, es ist so, es thut wohl, einmal in ein ehrliches Gesicht zu blicken, das beruhigt.«

»Du«, sagte Basquine mit einem seltsamen Tone voll Liebe, Tadel und Trauer, »Du hast Dich nicht geändert, auf Dich macht nichts Eindruck, Deine eiserne Natur widersteht Allem.«

»Allem, nur Martin nicht, nur Dir nicht.«

Basquine schüttelte den Kopf.

»Da ich Euch jetzt wiederfand, hab' ich doch geweint wie ein Kind«, fuhr Bamboche fort, ohne scheinbar Basquine's Bewegung zu bemerken, »wahrhaftig, uns nach so viel Jahren der Trennung endlich miteinander wieder vereinigt zu sehen!«

»Euch denselben Tag Beide wiederzufinden! Dich«, sagte Basquine, indem sie mir die Hand reichte, »und Dich«, setzte sie hinzu, indem sie Bamboche die andere gab.

»Du kannst mich wohl nicht mehr leiden«, sagte Bamboche beinahe ängstlich.

»Wir Drei unter uns, müssen wir einander nicht Alles vergeben?« sagte Basquine sanft, dann zuckte ein Blitz durch ihre Augen, ihre Lippe verzog sich bitter, und sie setzte hinzu:

»Es gibt Andere, für die wir unseren Haß aufsparen müssen.«

»Es ist wohl lange, daß Du Bamboche nicht gesehen hast?« sagte ich zu unserer Genossin.

»Drei Jahre«, antwortete sie mir.

»Ja, drei Jahre«, antwortete Bamboche und wagte Basquine dabei kaum anzublicken.

»Du wußtest also nicht, daß sie heute Abend auftreten sollte?« fragte ich unsern Freund.

»Ich wußte gar nicht, daß sie in Paris sei, und ich hatte nicht einmal den Theaterzettel gelesen«, erwiderte er. Als ich in meine Loge zurückkam, ging der Lärm gerade los, eine angestiftete Sache, davon bin ich überzeugt, und zwar von den verfluchten gelben Handschuhen in der Theaterloge. Leider hatte ich keine Zeit, sie zu erfragen.«

»Und hast Du Den in der Loge erkannt?« sagte ich zu ihm.

»Wen?«

»Scipio, den kleinen Vicomte.«

»Der Bengel aus dem Walde von Chantilly!« rief Bamboche.

»Martin hat Recht.« rief Basquine mit dumpfer Stimme, »es war der Vicomte.«

»Du wußtest also, daß er da sei, arme Basquine?« fragte ich sie.

»Nein, ich war ganz bei meiner Rolle und versah mich seiner Anwesenheit nicht, sonst hätte ich mich auf Alles gefaßt gemacht.«

»Warum das?« sagte ich zu unserer Genossin.

»Du hattest ihn also seit dem Auftritte im Walde schon einmal wiedergesehen?« setzte Bamboche hinzu, eben so erstaunt wie ich.

»Ja, man sollte meinen, ein Schicksalsschluß würfe mich immer wieder diesem boshafte kleinen Geschöpf in den Weg«,

versetzte Basquine mit tiefer Erbitterung. Ich habe ihn vor zwei Jahren wiedergesehen, und vor zwei Jahren bin ich von ihm wie heute erniedrigt, beschimpft worden, gepeinigt bis aufs Blut.«

»Der Elende!« rief ich aus, »aber weshalb hat er's denn so aus Dich abgesehen?«

»Ich weiß es nicht«, versetzte Basquine.

»O Vicomte, Vicomte!« sagte Bamboche, »Du und Dein Vater — ich treff Euch einmal — ich will Dich rächen, Basquine.«

»Ich brauche dazu Niemand«, sagte das junge Mädchen stolz, »ich weiß zu wollen und abzuwarten.«

»Und glaubst Du, daß Dich damals, vor zwei Jahren, Scipio wieder erkannt hat?« sagte ich zu ihr.

»Nein, so wenig wie heute, davon bin ich überzeugt. Zufall und Instinct des Bösen haben ihn geleitet — wie ich Euch sage, es gibt Schicksalsschlüsse.«

Dann strich Basquine sich mit ihrer magern Hand über die Stirn und sagte zärtlich:

»Und Du, hast Du auch viel zu leiden gehabt? Bist Du jetzt glücklich?«

»Aber jetzt fällt es mir erst ein«, sagte Bamboche, indem er mich mit beinahe schmerzlicher Verwunderung betrachtete, — »Du — Du — eine Livree!«

»Wahrhaftig«, setzte Basquine traurig hinzu, »dazu bist Du gebracht — Du?«

»Lieber Gott, es ist ganz einfach«, rief Bamboche im Tone bitteren Hohnes, »er ist eine Seele rein wie Gold, für ihn ist keine Lage elend genug. Ganz wie Du, Basquine. Ich habe Dich bewundern müssen, und —«

»Laß uns das vergessen«, unterbrach das junge Mädchen Bamboche.

»So laß es uns vergessen«, versetzte er bitter, dann setzte er mit einem so tiefernten Tone, daß er mir durch die Seele ging, hinzu:

»Du verstehst mich, Martin, und doch bin ich roh, boshaft, unerbittlich gegen sie gewesen.«

»Das ist vorüber«, antwortete Basquine einfach.

»Vorüber«, sagte Bamboche schmerzvoll, »vorüber, wie Deine Liebe zu mir.«

»Liebe!« sagte Basquine achselzuckend, und ihre Züge nahmen den Ausdruck eisiger Ironie an, die mich in ihrer Rolle des bösen Genius so betroffen gemacht hatte, »was sagst Du dazu, Martin, er redet nur von Liebe vor, *in meinem Alter*. Aber, lieben Kinder, ich habe so jung angefangen, daß ich jetzt, was die Liebe anbetrifft, *fünfzig Jahr alt bin*.«

Es trat unter uns Dreien für den Augenblick ein peinliches Stillschweigen ein. Trotz seines rohen Cynismus stand Bamboche, wie ich, wie vernichtet da, dieses junge Mädchen, dieser Schatz von Schönheit, Anmuth, Geist und Talent, jetzt und für immer in Demjenigen geknickt zu sehen, was der Schönheit, Anmuth, dem Geist und Talent allein ihren Glanz und ihren Werth für die Besitzerin selbst verleihen konnte!

»Beruhigt Euch«, sagte Basquine zu uns, indem sie unsere Hände ergriff, »in diesem Herzen, dem alles denkbare menschliche Elend das Lebensblut abgezapft hat, bis es vertrocknen mußte — in diesem Herzen, wo durch frühe Entsittlichung die Liebe für immer ertödtet ist, wird doch immer, wie einst Bamboche sagte, ein *kleiner Winkel* voll zärtlicher Freundschaft für Euch Beide übrig bleiben. Aber wir vergessen, daß Martin begierig sein muß, zu erfahren, was uns Beiden begegnet ist.«

»Ach Freunde«, sagte ich zu ihnen, »wie oft haben mich diese Gedanken beschäftigt: Wo sind sie, was wird aus ihnen — und besonders, vermöge welches unseligen Ereignisses waren sie an dem Abend, als ich in Folge des Diebstahls von Claudius Gérard festgehalten worden war, verschwunden? Denn stellt Euch meine Verzweiflung vor, Freunde, als ich bei der Ankunft der Stelle, die wir, im Falle wir verfolgt würden, verabredet hatten — Ihr erinnert Euch —«

»Ja«, sagte Bamboche, »am Fuße eines steinernen Kreuzes, das an dem höchsten Punkte der großen Landstraße lag.«

»Aber da Du festgenommen warst, Martin, wie konntest Du an dem Abend dahin kommen?« fragte Basquine.

»Durch das großmüthige Vertrauen des Claudius Gérard; das

will ich Euch nachher erklären. Ich komme also an das große Kreuz, und was sehe ich, Basquine's kleinen Shawl und ein paar Stücke Geld inmitten einer Blutlache.«

»Erzähl' ihm Alles«, sagte Basquine zu Bamboche, nachher soll er erfahren, was mir begegnet.«

»Ich war beinahe damit zu Ende, das Geld des Claudius Gérard einzustecken, als Du uns das Alarmzeichen gabst«, versetzte Bamboche, »ich wollte Dir zu Hilfe eilen.«

»Ich hab' ihn daran gehindert«, sagte Basquine, »wir hätten uns in's Verderben gestürzt, ohne Dich retten zu können, Martin, und mir war ein anderer Anschlag eingefallen.«

»Du thatest Recht daran. Claudius Gérard wäre mit mir und Bamboche leicht fertig geworden.«

»Vielleicht, denn ich hatte meine Pistolen bei mir«, versetzte dieser, und zwar entschlossen genug, »vielleicht wäre ein Mord herausgekommen — was geschehn ist, ist tausend Mal besser, wenn ich auch meine Haut dabei nicht zu Markte getragen habe. Ich folgte also Basquine's Rath. Wir entfliehen Hand in Hand durch das Ginsterfeld, am Ende desselben finden wir einen Haufen Holzscheite, ich rücke ein paar von der Stelle, und wir verkrochen uns in diesem Versteck.«

»Sieh, Folgendes war mein Anschlag«, versetzte Basquine, »wir mußten vor allen Dingen die ganze Nacht an dem verabredeten Orte warten; kamst Du nicht dahin, so warst Du jedenfalls gepackt, am folgenden Tage wollten wir dann durch das Dorf gehen, sei es bettelnd oder singend, und hätten wir dann einmal Dein Schicksal in Erfahrung gebracht, so hätten wir dann nach den Umständen verfahren.«

»Aber der Teufel hatte es anders beschlossen«, versetzte Bamboche.

»Ja«, sagte ich zu ihm, »der Teufel oder der Muldensterz?«

»Woher weißt Du das?« riefen Basquine und Bamboche zugleich aus.

»Weiter, weiter, Freunde.«

»Nun wohl, Du hast recht«, versetzte Bamboche, »der Muldensterz hatte es anders beschlossen; denn, wie Basquine sagt, es gibt seltsame Schicksalsschlüsse. Also, sobald es Nacht

geworden war, erwarteten wir Dich an unserem Stelldichein. Ich saß am Fuß des steinernen Kreuzes und vertrieb mir die Zeit damit, unser Geld in Basquine's Shawl zu zählen. Die Straße war menschenleer, wir sahen uns allein, aber plötzlich packte mich eine eiserne Hand heftig beim Genick. — Flieh, Basquine —«



»Das war sein erster Schrei«, sagte das junge Mädchen.

»Mein zweiter Schrei war so etwas, wie Gottsdonnerwetter! Und dann sträubte ich mich aus allen Kräften, um mich loszumachen und eine von meinen Pistolen zu ergreifen. Es gelang mir, aber der Muldensterz —«

»Ich wußt' es wohl«, sagte ich zu Bamboche, »er hatte sich wahrscheinlich hinter der Basis des steinernen Kreuzes versteckt gehalten.«

»Richtig«, fuhr Bamboche fort. »Während wir ringen, entreißt mir der Straßenräuber die Pistole, in dem Augenblicke, wo ich den Hahn ausziehen will, - und schießt mich in die rechte Seite, hier, ich habe noch eine Narbe, daß man den Daumen hineinlegen kann<sup>2</sup>. Wie er es angefangen hat, mich nicht todzuschießen — der Teufel soll mich holen, wenn ich's weiß.«

»Und mit diesem Elenden hast Du Dich wieder eingelassen?« rief ich.

»Wetter! er hat heute drei Mal nach mir gefragt,, er und sonst niemand ist's, der sich den Major nennen läßt. Hast Du nicht gehört, wie der Thürhüter mir seinen Besuch ankündigte?«

»Du hast Dich wieder mit ihm eingelassen?« wiederholte ich in vorwurfsvollem Tone.

»Ich habe mich wohl mit anderen Leuten wieder eingelassen«,

rief Bamboche. »Was willst Du? ich übe die Verzeihung erlittenen Unrechts und der Pistolenschüsse aus unmittelbarer Nähe in großem Maßstabe aus. Wie ich also von dem Muldensterz eine solche Ladung in die Brust bekam, fiel ich auf der Stelle nieder. Basquine entflieht unter dem Geschrei zu Hilfe, Mörder! und das arme Mädchen war so außer sich vor Schrecken, daß sie ganz den Kopf verlor und immer vor sich hinlief, ohne zu wissen, wohin. Vierzehn Tage lang blieb sie halb toll vor Schreck. Sie wird Dir das selbst erzählen; denn von diesem Pistolenschuß an sind sie und ich zum ersten Male getrennt gewesen.«

»Arme Basquine!« sagte ich, indem ich ihre Hände in die meinigen nahm, »und Du, wer hat Dich gerettet, Bamboche?«

»Ein wackerer Fuhrmann, der leer des Weges gefahren kam, ungefähr eine Stunde nach dem Vorfall. Er sah mich, in Blut gebadet, wie ich war, für todt ein paar Schritte von dem Kreuze daliegen, er hebt mich auf, legt mich auf seinen Karten und hat die Absicht, mich fünf oder sechs Meilen von da in einen Flecken zu bringen, wo ein Wundarzt wohnt. Aber wie wir am andern Morgen früh uns dem Flecken nähern, treffen wir auf Gensdarmen, der Fuhrmann erzählt die Sache, man läßt den ersten Verband auf meine Wunde legen und bringt mich in's Hospital der benachbarten Stadt — da ward ich geheilt, und da ich nicht umhin kann, zu gestehen, daß ich weder eine Heimath noch Subsistenzmittel habe, so schickt man mich, meine Herstellung völlig abzuwarten, in's Gefängniß.«

»In's Gefängniß!« rief ich.

»Ja«, versetzte Bamboche, »und da bin ich bis zum siebzehnten Jahre geblieben. Du kannst Dir denken, daß das mir den Rest gegeben hat; denn die verächtliche und harte Behandlung im Stockhaus machen Einen nicht zartfühlend, und die Gemeinschaft mit den kleinen Dieben ist nicht gemacht, den moralischen Sinn auszubilden. Uebrigens muß man gerecht sein. Das Gefängniß hat auch seine guten Seiten; sei Einer nur ein Bischen Landstreicher oder Dieb, so erhält er da eine Erziehung, wie die armen Kinder aus dem Volke sie nicht erhalten. Es wird einem im Gefängniß Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Bisschen Zeichnen beigebracht und ein Handwerk gelehrt, wenn man noch keins kann; man nimmt eine kleine, ersparte Summe mit fort, und

häufig — sieh, wie ermuthigend das ist — bekommt man gleich eine Stelle. Doch, muß ich gestehen, ich wußte diese Vortheile der Einkerkerung nicht gehörig zu schätzen. Zuerst wollte ich mir den Kopf an den Mauern einrennen, und dann besann ich mich und wollte ihn lieber den Anderen einschlagen, und endlich besann ich mich noch weiter und ließ Beides bleiben und sagte zu mir: Ich bin dreizehn Jahr alt, es kommt nur auf drei Jahre an? — wir wollen die drei Jahre aushalten. Es wird Dich wundern, Martin, diese drei Jahre sind mir wie ein Traum vergangen; denn sobald ich einmal an's Lesen gekommen war, ward ich von einer wahren Wuth besessen, zu lesen und etwas zu lernen. Wenn man mir Bücher versprach, konnte man mich zu Allem bringen. Was ich gelesen, ist unberechenbar, ich that die Arbeit für einen halben Tag in zwei Stunden, um die übrige Zeit auf Lesen verwenden zu können. Ich war im Schlosserhandwerk unterwiesen und hämmerte wie ein Vulkan, damit man mich nur die übrige Zeit Bande verschlingen ließe. Uebrigens muß ich mir und Euch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Freunde, — ich schloß keine einzige Freundschaft im Gefängniß, — der Platz war besetzt; ich war stark, ich hatte Schmeichler, ich verachtete sie; ich war boshaft, ich hatte Feinde, ich trotzte ihnen — aber Freunde? — keinen — ich lebte einsam und kochte meine Galle. Das hab' ich gethan, das weiß der Satan, und ich hatte Grund dazu. Du kannst Dir denken, Martin, was mit siebzehn Jahren aus mir geworden war, besonders, wenn Du zu allen meinen bösen Regungen die grausame Ungewißheit über Euer Beider Loos hinzurechnest — und meine leidenschaftliche Liebe zu Basquine, die bisweilen bis zum Rasen stieg; denn in den vier Mauern meines Gefängnisses machten die Entfernung und Erinnerung meine Leidenschaft noch glühender, als sie vor unserer Trennung gewesen war. Ich ging aus dem Gefängniß, verhärtet im Bösen und moralisch in mich zurückgedrängt, wie ein Baum, den beständig der Sturm schüttelt.«

»Jetzt kann ich mir«, sagte ich zu Bamboche, »den Abscheu erklären, den Claudius Gérard gegen das Gefängniß hatte. Dich in's Gefängniß setzen lassen, unglückliches Kind, sagte er zu mir, als er mich nach unserm Diebstahl ertappt hatte, hieße Dich ins Verderben stürzen, Dich auf immer dem Bösen in die Arme



werfen.«

»Claudius Gérard hatte dieses Mal Recht, wie so viele andere Male«, versetzte Bamboche; »meine Natur hatte sich jetzt für das Böse entschieden; als ich aus dem Gefängniß kam, wo ich ein ganz guter Schlossergeselle geworden war, wurde ich sogleich an einen Meister empfohlen. So war also mein Lebensweg vorgezeichnet, ich hatte einen Broterwerb, und meist Geist war auch durch den Unterricht erschlossen. Damit konnte ich freilich noch, wie so viele Andere, Hungers sterben, aber es war doch eine Möglichkeit gegeben, auf ehrliche Weise durchzukommen. Aber es war zu spät. Das Gefängnißleben hatte mich völlig ausgebildet. Das Arbeiten war mir unleidlich, alle meine Gelüste, die so lange unterdrückt worden waren, erwachten mit Wuth. Ich trat dessenungeachtet bei einem Schlossermeister an. Er hatte eine Schwester, eine Witwe von sechsunddreißig Jahren, die gefallsüchtig, noch ganz hübsch und im Besitz von sechsunddreißig Tausend Francs war. Je weniger ich im Laden arbeitete, desto mehr spielte ich den Schönredner, sang ihr lustige Liedchen, Erinnerungen von La Levrasse und dem Bajazzo her, vor, ohne die Possen und Seiltänzerkunststücke zu rechnen — und mit diesen schönen Verführungskünsten verrückte ich der Witwe wirklich den Kopf eines schönen Morgens entführte ich sie und warf meine Blouse zum Teufel; wir lebten als reiche Bürgerleute. Das hinderte mich aber nicht, an Basquine und an Dich zu denken. Es war meine fixe Idee, eine Reise zu unternehmen, um Euch aufzusuchen, aber dazu bedurfte es Zeit und Geld — und die Witwe hatte den Beutel in Händen. Das ist Alles ekelhaft genug. Sieh, ehrlicher Martin, ich hatte, wenn ich wie ein Negersclave hätte arbeiten wollen, täglich meine fünfzig Sous oder drei Franken verdienen können, aber ich hatte bis dahin im Gefängniß so viel Elend erduldet, daß ich — ja — es kostet mich Ueberwindung, Dir alle diese Gemeinheiten zu erzählen. Ich komme aber jetzt zu etwas Anderem, was Dir besser gefallen wird; weil ich mich dabei beinahe redlich benommen habe. Und darüber brachte mich der Zufall am Ende mit Basquine zusammen, sie war damals dreizehn Jahr alt.«

Zwei ziemlich ungestüme Schläge an die Thür der Wohnung unterbrachen Bamboche's Erzählung, er fuhr verwundert und

verdrießlich auf, ging in's Vorzimmer, und ich und Basquine hörten folgende Worte, die zwischen Bamboche und dem Fremden durch die halbgeöffnete Thür gewechselt wurden:

»Wer ist da?« fragte Bamboche.

»Ich, der Major.«

»Geh zum Teufel und komm morgen früh wieder.«

»Es eilt sehr.«

»Das ist mir einerlei.«

»Es ist in der Angelegenheit des Robert von Mareuil — La Levrasse sendet mich.«

»Hören Sie, Herr Major, wenn Sie nicht im Guten augenblicklich die Treppe hinuntergehen, so komm' ich heraus und ver helfe Ihnen dazu, sie so gewandt hinunterzuhüpfen, wie Ihr ehrwürdiges Alter nur immer gestatten.«

»Aber ich sage Dir, Capitain, es ist so eilig, daß —«

»Herr Major«, sagte Bamboche mit donnernder Stimme und drehte am Schloß, als wollte er hinaustreten.

Wie es schien, war Bamboche's Drohung nicht vergebens; denn er verschloß die Thür wieder und sagte:

»Das war Dein Glück!«

Und er trat wieder in's Zimmer.

»Du kennst Robert von Mareuil?« sagte ich zu ihm, betroffen über Das, was ich gehört hatte.

»Ich habe die Ehre.« sagte Bamboche mit bitterer Ironie. »Was für ein Galgenstrick!«

»Der?« rief ich aus.

»Das will ich meinen.«

»Weißt Du's gewiß?«

»Ich versteh mich darauf und büрге Dir dafür.«

»Wir wollen nachher von Robert von Mareuil weiter sprechen«, sagte ich zu Bamboche nach kurzem Besinnen; »jetzt fahr in Deiner Erzählung fort.«

»Ich will an Deiner Statt fortfahren«, versetzte Basquine; »denn was in seinem Benehmen gegen mich Gutes und Edles ist, wird er doch schlecht erzählen.«

»Du hast Recht, Basquine«, sagte ich zu ihr, »wir sind ganz

Ohr.«





## Achtzehntes Kapitel.

### *Geschichte Basquines.*

Je mehr ich Basquine betrachtete, desto mehr fiel mir an ihr ein gewisses gebildetes Wesen auf, das ich nicht sogleich bemerkt hatte, und das mich auf unbestimmte Weise an Regina erinnerte; denn ich konnte keine andere Vergleichung anstellen, da ich bis dahin nur in den niedrigsten Lebenskreisen gelebt hatte.

Bei Basquinen ein solches Talent anzutreffen, das hatte in mir mehr Bewunderung als Verwunderung hervorgerufen; denn dasselbe schien mir die Folge, die fast nothwendige Entwicklung ihrer natürlichen Gaben zu sein, die schon in ihrer Kindheit so hervorstehend gewesen waren; aber wie mochte Basquine zu dieser Anmuth, dieser gehaltenen Feinheit des Betragens gekommen sein, das nur durch fortwährenden Umgang mit der großen Welt erworben werden kann? Wie kam es, daß ihre Ausdrucksweise immer regelrecht und besonnen, häufig gewählt, bisweilen beredt und, so zu sagen, im hohen Styl war?

Bamboche redete die Sprache, die man nach seiner ungebundenen, spöttischen Lebhaftigkeit und seiner Gefängnißerziehung, die durch eine Masse guter und schlechter Leserei ergänzt worden war, von ihm erwarten konnte, und seine gemeinen Handbewegungen, seine rohen und gewaltsamen Manieren stimmten mit seinen Worten ganz überein — woher aber mochte bei Basquine dieser vollkommene Einklang zwischen der gehaltenen Feinheit ihrer Sprache und ihres Benehmens zu erklären sein? Wie war es möglich gewesen, daß sie in diesem

Punkte sich der gemeinen, unedeln, unsittlichen Gewohnheiten, die sie von der Mutter Major, von La Levrasse und dem Bajazzo angenommen, hatte ent schlagen können?

Dieses Geheimniß, das mich angelegentlich beschäftigte, sollte sich mir in Kurzem auflösen.

»Du wirst jetzt von Basquine hören«, sagte Bamboche zu mir, was die arme Kleine zu dulden gehabt hat; im Vergleich zu ihr, lebt' ich im Gefängniß ein Sybaritenleben.«

»Dem Unglück hab' ich mich immer mit Ergebung unterzogen«, sagte Basquine, »aber Erniedrigung, verächtliche und beleidigende Behandlung — ach — davon habe ich viel zu leiden gehabt!«

Nach kurzem Schweigen fing Basquine an:

»Hör' also, Martin, und Du wirst sehen, daß unser Lebensgang, so verschieden er sonst gewesen sein mag, in Bezug aus Jammer und Elend derselbe gewesen ist. Bamboche hat Dir gesagt, daß mich, da ich ihn von dem Pistolenschusse hinstürzen sehen, der Schrecken fast wahnsinnig gemacht; ich ergriff die Flucht, indem ich Hilfe, Mörder! Schrie. Der Muldensterz hat mich gewiß auch verfolgt, um mich umzubringen, aber das Entsetzen gab mir eine solche Schnelligkeit, daß ich ihm entgehen und mich in einen Holzschlag retten konnte, wo er meine Spur verlor. Dieser Vorfälle erinnere ich mich nur ganz dunkel. Denn der Schrecken umnebelte meinen Geist völlig; die Nacht brachte ich in dem Holzschlage zusammengekauert hin. Als der Morgen anbrach, verließ ich denselben und ging immer aufs Gerathewohl fort; es scheint, als hab' ich auf dem Felde einen Ochsentreiber angetroffen, der seine Heerde auf den Wintermarkt in Limoges trieb.«

»*Wieso scheint es, daß Du ihn angetroffen?*« sagte ich zu Basquine, verwundert über diesen zweifelnden Ausdruck.

»Ich sage, es scheint, lieber Martin, weil ich erst mehre Tage nach diesem Zusammentreffen nach und nach aus der Verdampfung erwachte, in die mich der Anblick von Bamboche's Mord gestürzt hatte; jetzt erfuhr ich von dem Ochsentreiber die näheren Umstände meines Zusammentreffens mit ihm; das Klingeln der Schellen, welche einige von seinen Kühen trugen,

hatte wahrscheinlich meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, und so ging ich auf die Heerde zu und lange Zeit mit ihr, indem ich sogar dem Hirten auf ganz mechanische Weise einen oder den anderen kleinen — Dienst erwies; ich half seinen Hunden die Heerde zusammenhalten. Der Mann hatte Mitleiden mit mir; er hielt mich für eine Blödsinnige, der man sich habe entledigen wollen, indem man sie sich selbst überließ und damit dem Untergange preisgab. Als er sich Abends schlafen legte, gab er mir zu essen und wies mir eine gute Streu im Stalle an; bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen; trotz des Schnees, der reichlich fiel, folgte ich dem Ochsentreiber muthig. So vergingen mehre Tage, in deren Verlauf, zu großem Erstaunen meines Wohlthäters, mein Stumpfsinn sich nach und nach verlor; mein Verstand fing an sich von der heftigen Erschütterung zu erholen; endlich — am Tage unserer Ankunft in Limoges, glaube ich — nachdem ich die Nacht einen tiefen und schweren Schlaf gethan, erwachte ich von dieser langen Geistesabwesenheit völlig hergestellt. Meine erste Regung war, indem ich um mich sah, fast mechanisch auszurufen: Bamboche! Martin! Dann erst erinnerte ich mich dunkel des Geschehenen, ganz verwundert, mich in einen Stall gebettet zu finden. Zwischen diesem Wiedererwachen meiner Vernunft und Bamboche's Ermordung war eine Lücke, die ich vergebens auszufüllen suchte. Der Ochsentreiber trat herein und sagte: Frisch, auf den Marsch, Kleine! — Ich fragte ihn, was er wollte, wie ich in diesen Stall gekommen sei, und erzählte ihm, mit Weglassung einiger Einzelheiten, das Abenteuer, das mich vor Schrecken blödsinnig gemacht haben mußte. Das Mitleid des guten Mannes stieg noch höher, und er sagte mir, wie er mich angetroffen und mich für eine verstoßene Blödsinnige gehalten habe. Ich erfuhr von ihm, daß ich mich nunmehr dreißig bis vierzig Meilen von dem: Orte befinde, wo Bamboche seinen Tod gefunden, — denn für todt hielt ich ihn — und wo Du ohne Zweifel warst festgenommen worden, Martin. Trotz der Theilnahme, die ich dem Ochsentreiber einflöste, konnte er mich doch nicht bei sich behalten; sein Marktverkehr führte ihn von einer Provinz in die andere, und wenn er seine Heerde verkauft, wollte er in der Umgegend von Limoges Maulthiere kaufen. Ich kann Dich aber doch nicht so auf der Landstraße stehen lassen, sagte er zu mir

— die Wirthin, bei der ich aus meinen Reisen einzukehren pflege, ist eine gute Frau, ich will sie bitten, daß sie Dich annimmt, damit Du ihren Mägden Hilfe leistest; dann hast Du bis auf Weiteres, für's Erste wenigstens, Brot und Obdach. Am Abend langten wir in einer der Vorstädte von Limoges an dem Wirthshause an, wo der Ochsentreiber einzukehren pflegte. Seine Bitte zu meinen Gunsten ward von der Wirthin ziemlich schlecht aufgenommen, aber am Ende verstand sie sich dazu, mich zu behalten. Ich blieb eine Zeit lang in dem Wirthshause als Magd der anderen Dienstboten, lebte von Dem, was sie übrig ließen, und schlief in einem Winkel des Stalles. Bamboche hielt ich für todt; ich war von dem Orte, wo ich Dich, lieber Martin, verloren, vielleicht vierzig Meilen entfernt, und so hart mir meine Lage in dem Gasthofs zu Limoges vorkam, so wagte ich nicht, ihn zu verlassen, um das Landstreicherleben, wie wir es zusammen geführt, ganz allein wieder anzufangen. Ich lebte seit einem Monat in dem Gasthofs, als ich durch ein seltsames Abenteuer von dort entfernt wurde.«

Und da Basquine Anstand zu nehmen schien, fortzufahren, und ich bemerkte, wie ihr Gesicht traurig wurde, sagte ich zu ihr:

»Vielleicht ist es Dir unangenehm, uns diese Bekenntnisse zu thun —«

»Nein«, verfehle sie mit bitterem, eisigem Lächeln, »nein, im Gegentheil, häufig rufe ich diese Erinnerungen und viele andere bei mir absichtlich wach; sie stählen meinen Muth, meine That- und Willenskraft, ich schöpfe in ihnen neue Kräfte, unablässig auf das Ziel zuzuschreiten, das ich erreichen will — und ich werd' es erreichen, ja, ich werd' es erreichen!«

Ich war betroffen über die unbeugsame Entschlossenheit, mit der Basquine diese letzten Worte sprach, und über den düsteren Glanz ihrer Augen.

»Was ist das für ein Ziel, das Du verfolgst?« sagte ich zu Basquine, indem ich auch Bamboche fragend ansah.«

»Ich weiß nichts davon«, antwortete er mir: »ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen, und sie hat mir darüber nichts vertraut — nicht wahr, Basquine?«

»Nein«, versetzte sie.

Und sie fuhr nach einer neuen Pause fort:

»Ich war also Magd der Dienstboten in diesem Gasthofe. Derselbe lag an einem steilen Abhang, wo die Wagen nur sehr langsam fahren konnten. Eines Tages, als das Glatteis, welches die Nacht eingetreten war, diesen Weg fast unfahrbar machte, saß ich gerade auf einer Bank vor der Thür des Gasthofes, als ich zuerst einen rothgekleideten Läufer, der mit goldenen Tressen bedeckt war, vorübereilen sah; ihm folgten bald mehre Wagen, die, wie ich von den Umstehenden hörte, dem Mylord, Herzog von Castleby, einem irländischen großen Herrn von unermesslichem Reichthume, der mit zahlreichem Gefolge reiste, gehörten. Er hatte sich zwei Tage in Limoges aufgehalten, und seine Köche waren den Abend vorher mit zwei Wagen voll Lebensmittel abgegangen, um sein Mittagsessen in der Stadt, wo er zu übernachten gedachte, bereit zu halten.«

»Was für ein Aufwand!« rief ich.

»Das war noch nichts, armer Martin, an demselben Morgen ging dem hohen Herrn ein Wagen mit einer vollständigen Zimmerausstattung voran, die ein Kammerdiener, der zugleich Tapezierer war, begleitete; auf diese Weise fand er in jedem Gasthofe mehre auf die glänzendste und bequemste Weise ausgestattete Zimmer vor.

»Eine solche Verschwendung ist kaum glaublich.«

»Der Kerl wußte zu leben«, sagte Bamboche.

»Und was wirst Du sagen, guter Martin«, fuhr Basquine fort, »wenn ich Dir nun noch von einem Wagen, dem letzten in dem Gefolge des Herzogs von Castleby, erzähle, in welchem zwei Reitpferde mit ihren Stallknechten waren<sup>3</sup>; denn es konnte doch sein, daß den gnädigen Herrn die Laune anwandelte, einen Theil des Weges zu Pferde zu machen.«

»Die Pferde im Wagen reisen zu lassen! Was sagst Du dazu, Martin?« sagte Bamboche.

Und da ich Basquine fest ansah, weil ich glaubte, sie wollte meiner Leichtgläubigkeit spotten, versetzte sie ironisch:

»Gewiß war dieser Aufwand thöricht, aber der Herzog von Castleby hatte beinahe vier Millionen jährlicher Einkünfte von seinem Grundbesitz, und Einer aus seinem Gefolge sagte mir späterhin, er habet in Irland, auf den Besitzungen seiner



Herrlichkeit oftmals ganze Familien von Armen *nackt* auf dem faulen Stroh ihrer Hütte liegen sehen, während die Mutter oder eine der Töchter die Lumpen dieser Unglücklichen im Bache wusch. Was willst Du, guter Martin? Ohne diese Gegensätze wäre die Welt schrecklich langweilig.«

Dieser kalte Hohn bei dem sechzehnjährigen jungen Mädchen flößte mir zugleich Schrecken und Trauer ein. Basquine fuhr fort:

»Ich saß also auf einer Bank an der Thür des Gasthofes und betrachtete mit großen Augen diese Reihe von Equipagen, die langsam heranrückten, als ganz plötzlich der erste Wagen, der des Herzogs, auf einen Befehl, den die auf dem Vordersitze befindlichen Bedienten dem Postillon zukommen ließen, anhielt. Durch das Fenster im Schlage dieses Wagens bemerkte ich zwei kleine, hellblaue Augen, deren Ausdruck ich niemals vergessen werde, und die fest auf mich gerichtet waren; ich sah nur diese beiden Augen; denn das Gesicht der Person, die mich so unablässig ansah, verschwand fast hinter dem Pelzmantel und einer Reisemütze.

Die Wagen hatten alle Halt gemacht. Nach einigen Minuten und nachdem mehre von den Leuten des Herzogs hin und her gegangen und an dem Kutschenschlage, mit dem Hute in der Hand, mit ihm gesprochen hatten, sah ich aus einem der Wagen des Gefolges ein Frauenzimmer von ungefähr dreißig Jahren von angenehmer und bedeutender Gesichtsbildung aussteigen, aus den Gasthof zugehen und nach der Wirthin fragen. — Du, bringe die Dame zu der Madam, statt dazustehen und das Maul aufzupferren, — sagte eine der Mägde zu mir, indem sie mich an den Arm stieß. — Das ist's gerade, was ich wünschte, liebes Mädchen, — sagte die Fremde zu der Magd mit ziemlich englischer Betonung; dann faßte sie mich bei der Hand und sagte im liebkosendsten Tone zu mir: Komm, bringe mich zu der Besitzerin des Gasthofes, mein Kind. — Ich brachte die Fremde hin, sie blieb einige Augenblicke mit der Wirthin eingeschlossen; beim Heraustreten sagte diese zu mir: Kleine, wir haben Dich hier um Gotteswillen aufgenommen, Du hast kein Hemd auf dem Leibe, Niemand weiß, woher Du kommst, Du hast keine Aeltern, ich könnte Dich doch nicht lange behalten, weil Du mehr aufisest als einbringst. Diese Dame findet Dich hübsch, sie hat Mitleid mit

Dir; wenn Du mitgehen willst, sollst Du in diesen schönen Wagen steigen, und es soll Dir gut gehen, entschließe Dich kurz. Aber ich sage Dir zum Voraus: wenn Du diese gute Gelegenheit ausschlägst, so setze ich Dich morgen vor die Thür, darauf geb ich Dir mein Wort.«



»Armes Kind, wie solltest Du ein solches Anerbieten in der Lage, in der Du warst, von der Hand weisen?« sagte ich zu Basquine.

»Ich nahm's auch ohne weiteres an«, antwortete sie mir, »obwohl nicht ohne eine gewisse, mir unerklärliche Beklemmung, wenn mir das auch Alles wie ein schöner Traum vorkam. Die Dame, die ich von jetzt an Miß Turner nennen will, faßte mich bei der Hand, da sie ohne Zweifel den Befehl hatte, mich jetzt nicht dem Herzog von Castleby vorzustellen, sie ließ mich in den Wagen steigen, in welchem sie selbst ihren Platz hatte, und die Reihe von Equipagen setzte ihren Weg fort. Als ich aus meiner Verduzttheit ein wenig wieder zu mir gekommen war, blickte ich

um mich; ich befand mich in einer viersitzigen Berline; die Plätze waren alle besetzt, ich saß zwischen der Miß Turner und einer jungen Negerin, von keineswegs unförmlicher und stumpfer, sondern sehr regelmäßiger Gesichtsbildung; ihr Reisemantel verbarg einen Anzug von reizender Eigenthümlichkeit, an ihren bloßen Armen, die wie Ebenholz glänzten, funkelten silberne Armbänder. Mir gegenüber sah ich zwei andere junge Frauenzimmer. Die eine, die sehr fett war und von blendendweißer Gesichtsfarbe, hatte ganz hellblondes Haar, hellbaue Augen und sehr rosige Wangen, das war eine Niederländerin; die vierte, von gemeiner, obgleich ziemlich wirkungsreicher Gesichtsbildung, trug eine Haube und einen Anzug, wie es bei den reichen Fischweibern in Paris gebräuchlich ist, wenn sie Sonntag machen. Katharine, so hieß sie, war wirklich ein Mädchen aus dem Stadtviertel, wo der Fischmarkt ist. Sie sah vorzüglich roh und frech aus und entlehnte auch, wie ich später erfuhr, ihre Ausdrücke gemeiniglich dem Wörterbuche, das allenfalls um die Faschingszeit gültig ist. Diese Rohheiten waren nicht ohne einen gewissen Geist und unterhielten den Herzog von Costleby sehr, der sich oft, wenn er ein wenig angetrunken war, an den frechen Cynismen dieses elenden Geschöpfes belustigte, das er selbst in einem der niedrigsten Schmutzwinkel von Paris aufgelesen hatte.«

»Wie ist es möglich!« rief ich aus, »zu unserer Zeit solche Sitten! Ein Mann, der ein wanderndes Serail mit sich führt!«

»Der arme Martin! Er wundert sich noch über irgend Etwas«, sagte Basquine zu Bamboche.

»Basquine erfindet nichts und erzählt nicht einmal Alles«, erwiderte Bamboche. »Dieser englische Herzog hat wirklich existiert. Ich habe in der mehr als schlechten Gesellschaft, in der ich lebe, mehr als einen Zeugen oder Mitschuldigen angetroffen von seinen — wunderlichen Liebhabereien.«

»Was willst Du denn, Martin?« versetzte Basquine mit ihrem höhnischen Lächeln, »man wird allmächtig geboren, und vermöge der hohen Stellung ist man dann schnell und bald übersättigt — dann ist etwas Neues, etwas Besonderes erforderlich. — Uebrigens bekam ich, wohlverstanden, die Geschöpfe, die den Harem des Herzogs bildeten, nur das Eine Mal zu sehen; denn

sobald ich an das Ziel meiner Bestimmung gelangt war, wurde meine Lebensart die einsamste und seltsamste von der Welt. Auf der folgenden Station verließ mich Miß Turner, die zum Herzog berufen worden war, auf einen Augenblick, dann kam sie wieder und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Ich verließ den Haremswagen und nahm mit Miß Turner allein eine Kalesche ein, die gemeiniglich der Verwalter und der Secretair des Herzogs von Castleby innehatten; aber diesmal wurden diese wichtigen Personen, wie es eben gehen wollte, in andern Wagen untergebracht. In der ersten Stadt, durch die wir kamen, kaufte Miß Turner ein, was erforderlich war, mich angemessen zu kleiden. Ich reiste beständig mit ihr allein, es wurde für uns in den Gasthofen abgesondert gedeckt, und ich theilte ihr Zimmer. Dieses junge Frauenzimmer war sehr schweigsam und zurückhaltend und antwortete auf meine Fragen nur ganz einsylbig; ihre Antworten, die übrigens von einer Art höflicher Ergebenheit durchdrungen waren, beschränkten sich ungefähr auf Folgendes: Beruhigen Sie sich, Fräulein, der gnädige Herr wird Ihnen eine Erziehung geben lassen, die er seiner Tochter ertheilen ließe — Sie wissen nicht, was für ein Glück es für Sie war, den gnädigen Herrn auf Ihrem Lebenswege angetroffen zu haben. Es gibt keinen besseren, edelmüthigeren Herrn.«

»Das Alles ist sehr seltsam«, sagte ich zu Basquine.

»Seltsamer, als Du Dir vorstellen kannst, Martin. Uebrigens, als wir auf dem Schlosse des Herzogs angekommen waren, gab ich mich ganz den Annehmlichkeiten des Wohllebens hin, das so neu für mich war. Das Kammermädchen der Miß Turner bediente mich; die Tafel des Herzogs war unerhört fein und reich besetzt, aber wir speisten für uns. Meine Gesundheit, die durch die Entbehrungen ein wenig gelitten hatte, ward immer blühender. Miß Turner gerieth in Begeisterung über meine wachsende Schönheit und sagte, nach wenigen Tagen würde ich nicht mehr zu erkennen sein. Ich hatte ein Zimmer inne, das mit einer Pracht, einem Aufwand, einer Auswahl ausgestattet war, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann; alle Tage fuhr ich mit Miß Turner aus, und zwar in einen abgesonderten Park, wo ich herumlaufen und allerlei Spiele treiben konnte. Oft ließ mich auch die Miß Turner auf einem allerliebsten kleinen Pferde reiten, das

sanft und zahm war wie ein Hündchen — mit einem Worte, die Tochter des größten Herrn konnte nicht ein solches Leben führen wie ich.«

»Und Du hattest den Herzog selbst noch nicht gesehen?«

»Nein. Ich wurde ihm erst ungefähr drei Wochen nach meiner Ankunft auf dem Schlosse vorgestellt, das — wie ich vergessen anzuführen — ein ganz königlicher Wohnsitz war und eine so wunderschöne Lage in einer der besten Gegenden von Südfrankreich hatte, daß das Klima dort, wie man sagte, so mild, wie auf den hyerischen Inseln war; der Herzog pflegte hier einen Theil des Winters zuzubringen.«

»Aber warum zögerte man so damit, Dich diesem Manne vorzustellen?« sagte ich Basquinen.

»Man wartete nur noch auf die Ankunft einiger Kisten mit Kleidungsstücken, die eine prachtvolle Ausstattung bildeten, die für mich in Paris bei den ersten Modehändlerinnen bestellt worden war. Ehe ich fortfahre, muß ich Dir sagen, Martin, daß Miß Turner eine Person von der feinsten Erziehung war und mich unaufhörlich auf sanfte und ernste Weise über meine Verstöße im Benehmen und über die rohen Ausdrücke, die ich im Munde zu führen pflegte, zurechtgewiesen hatte. Ich ließ es mir um ihretwillen angelegen sein, ihren Vorschriften Folge zu leisten. Am Tage vor meiner Vorstellung bei dem Herzog von Castleby sagte Miß Turner zu mir: Nun sind Sie, was die Manieren und die Lebensart anbetrifft, eine vollständige kleine Lady; ich hoffe, der gnädige Herr wird damit zufrieden sein, daß Sie aus meiner Unterweisung so viel Vortheil gezogen. Der Tag der Vorstellung war da. Wenn ich auf einige Einzelheiten meines Anzugs eingehe, lieber Martin, so ist's nicht, weil ich mich in diesen Erinnerungen etwa so sehr gefiele, sondern weil derselbe, auf Befehl des Herzogs, einen außerordentlich kindlichen Charakter trug. Mein Haar war gescheitelt und fiel in großen Locken auf meinen Hals und meine Schultern herab; meine Arme waren bloß; ich trug ein Kleid von prächtigem gestickten indischen Mousselin, eben solche Höschen, weiße, seidne Strümpfe und kleine schwarze Sammetschuhe. Da ich von Miß Turner und ihrem Kammermädchen zu wiederholten Malen versichern hörte, ich sehe so allerliebste aus, so sah ich mich endlich in einem

Wandspiegel, der in meinem Toilettenzimmer stand — es versteht sich von selbst, daß meine Wohnung von dem Vorzimmer bis zur Badstube auf das Vollständigste eingerichtet war — und nachdem ich mich so in Augenschein genommen, muß ich gestehen, daß ich mich sehr schön fand. — Jetzt nehmen Sie, — sagte Miß Turner zu mir mit ihrer ernstesten und abgezirkelten Miene, indem sie aus einem Koffer eine prächtige Puppe zog — hier ist eine Puppe, die der gnädige Herr Ihnen schenkt, Sie müssen sich dafür bei ihm bedanken, verstehen Sie? — Ja, Miß, — sagte ich, indem ich das Spielzeug, das ein wahres Wunder war, betrachtete, ohne daß ich wagte, es anzurühren. — Nun so nehmen Sie doch die Puppe, sagte meine Erzieherin — Aber, antwortete ich ihr, gehn wir nicht zum gnädigen Herrn? — Ja, Fräulein, und der gnädige Herr wünscht, daß Sie Ihre Puppe mitbringen. — Ganz verwundert über diese Weisung, das muß ich bekennen, folgte ich meiner Erzieherin zum gnädigen Herrn.«

Dieser letzte Theil von Basquine's Erzählung führte mich gänzlich in die Irre, und in meiner Unbefangenheit sagte ich zu dem jungen Mädchen:

»Diese Sorgfalt, die man auf Dich verwandte, diese Erziehung, die man Dir gab, beweisen wenigstens, daß der Herzog kein böser Mensch war.«

Basquine sah mich starr an und brach in ein höhnisches Gelächter aus, das mich zittern machte.

---



## Neunzehntes Kapitel.

### *Geschichte Basquine's (Fortsetzung).*

»Ehe ich diese Erzählung sprach, lieber Martin und um Dich darauf vorzubereiten, Dinge zu hören, die Dir kaum glaublich sein werden«, fing Basquine wieder an, »kennst Du das Abenteuer des guten Ludwig XV. mit Fräulein Tiercelin?«

»Nein«, antwortete ich Basquine, ziemlich verwundert über diese Frage, »ich kenne dieses Abenteuer nicht.«

»Während ich bei dem Herzoge von Castleby war«, versetzte Basquine, »bin ich zufälligerweise in den Fall gekommen, vielerlei Schriften über die Regierung Ludwig XV. des *Vielgeliebten* zu lesen. Das erwähnte Abenteuer ist folgendes: dieser gute König ging eines Tages durch die Tuileries und bemerkte dort im Garten ein kleines Mädchen *von kaum elf Jahren* — verstehst Du wohl, Martin? *von kaum elf Jahren*. Es war die Tochter eines Bürgers von Paris, Namens Tiercelin, der von seinen Zinsen lebte. Der König warf ein Auge auf das kleine Mädchen, und — sie wurde von der Marquise von Pompadour, einer nachsichtigen Liebhaberin, wie Ihr seht, des königlichen Bettes würdig erachtet und dem Monarchen zugeführt.«

»Das ist ja scheußlich! —« rief ich ganz entsetzt aus — Basquine fuhr mit ihrer höhnischen Kälte fort:

»Ludwig XV. war, was selten vorgekommen sein mag, der kleinen Tiercelin zwei Jahre lang treu. Diese Treue erfüllte die Hofleute und — Hofdamen mit Besorgnissen, und in Folge irgend einer Machination, etwa des Herzogs von Choiseul, wurde das

arme Kind, zusammen mit ihrem Vater, in die Bastille geworfen, und Beide blieben dort vierzehn Jahre<sup>4</sup>.

»Und die Geschichtschreiber nennen Ludwig XV. den *Vielgeliebten*«, versetzte Bamboche mit lautem Gelächter.

»Die Lehre, die aus der Fabel zu ziehen, ist diese«, sagte Basquine in ihrem bitterspottenden Tone, »daß Ludwig XV. gegen meinen Mylord, den Herzog von Castleby, ein naiver Anfänger war, und daß es für mich besser gewesen wäre, vierzehn Jahr im Gefängniß zu sitzen, als in dem reichen Hause des gnädigen Herrn zu leben, wie ich da gelebt habe.«

Entsetzt über Basquine's Blicke und Züge, da sie die letzten Worte sagte, rief ich aus:

»Du bist also von diesem Mann mit Gewalt festgehalten worden?«

»Nein«, sagte sie zu mir, »ich bin freiwillig dageblieben.«

Und da ich den Widerspruch in ihren Worten nicht zu verstehen schien, fuhr sie fort:

»Ehe ich Dir das Abenteuer Ludwig's des Vielgeliebten anführte, war ich, wenn ich nicht irre, dabei stehengeblieben, wie ich dem Herzog vorgestellt werden sollte. In einem prächtigen Kinderanzug und mit der schönen Puppe in der einen Hand, gab ich also die andere meiner Erzieherin; und so gingen wir zuerst durch eine prächtige Gemädegalerie, sodann durch mehre Säle, von denen immer einer prächtiger war als der andere, und kamen endlich in das Wohnzimmer des Herzogs; mit Ausnahme seiner beiden vertrauten Kammerdiener durfte keiner von den Leuten des Hauses die Gemächer betreten. Meine Erzieherin stand mit mir vor einer Thür, die mit einem Vorhang von rothem Sammet bedeckt war, still und klingelte auf besondere Weise. Einer der vertrauten Diener machte uns auf, wechselte mit der Miß Turner ein paar englische Worte, und dann übergab mich diese den Händen dieses Menschen und sagte zu mir: Corso — so hieß dieser italienische Kammerdiener — wird Sie zum gnädigen Herrn führen, seien Sie recht artig, betragen Sie sich wie eine kleine Lady und erinnern Sie sich in Allem meiner Unterweisungen. Die Thür ging hinter meiner Erzieherin zu, ich blieb allein mit diesem Corso, dessen zugleich weibisches und gebräuntes Gesicht,



sowie seine schwarzen, durchdringenden Augen mir einen unbestimmten Widerwillen einflößten. Wollen das Fräulein mir folgen, sagte er ehrerbietig, indem er mich bei der Hand nahm, so will ich Sie zum gnädigen Herrn führen. Und Corso führte mich zuerst durch einen Saal, dann durch eine Art Kammer, die ganz mit Spiegeln ausgesetzt war, und in der die Decke, so wie ein Theil des Fußbodens von Spiegelglas gebildet wurde; hierauf rührte Corso an einer Feder, die ich nicht bemerkt hatte, eine Spiegelscheibe glitt in einen Falz, und ich folgte meinem Führer, der mich beständig an der Hand hielt, mit wachsender Angst in einen vollkommen dunkeln Gang, der mit so dicken Fußdecken belegt war, daß der Schall unserer Schritte in ihnen gänzlich erstarb. Nach einigen Minuten öffnete sich eine Thür. Corso schob mich ein wenig vor sich hin, und da ich mich lebhaft nach meinem Führer umwandte, war er verschwunden, und es war mir unmöglich, die Oeffnung zu erkennen, durch die ich eingetreten war. In meinem Leben werde ich diesen Austritt nicht vergessen: ich befand mich in einer Art von Rundbau, der ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war, das überall mit silbernen Sternen besäet war und von einer ebenfalls silbernen Grablampe erleuchtet wurde; der durchdringende Duft, der lieblichsten und stärksten Wohlgerüche erfüllte dieses Grabzimmer, an dessen Wänden eine Art von Bank aus polirtem Ebenholz ohne Kissen und gepolsterte Lehne herumlief. In der Mitte des Rundbaues stand ein Tisch, aus dem ein Teppich von schwarzem Sammet lag, der wie ein Sargtuch gestickt war. Auf diesem Tisch fand sich ein kleines Service, wie die Kinder es haben, aber von unglaublicher Pracht, alle einzelnen Stücke waren von massivem Gold und mit Schmelzarbeit und feinen Steinen besetzt, besonders fiel mir ein Suppennapf von der Größe einer Theetasse in's Auge, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst: nichts fehlte, von Schüsseln von jeder Größe an bis zu Oelflaschen und Karaffen von Bergkrystall von der Größe eines Riechfläschchens, und Salzfäßchen, in denen kaum eine Erbse Platz gehabt hätte.«

»Und die Bauern auf den Besitzungen dieses Mannes lagen nackt in ihren Hütten und machten ihre Nahrungsmittel den Schweinen streitig!« sagte ich zu ihr; denn das Bild dieses furchtbaren Elends stand beständig vor meinen Augen.

»Diese Leute, lieber Martin, ziehen, nähren und »conserviren« das Wild mit großen Kosten, aber die Bauern zu conserviren ist ihnen nicht gelegen.«

»Das, was ich sah, blendete mich und erschreckte mich zu gleicher Zeit. Weiterhin auf einer Etage von schwarzem Marmor bemerkte ich eine vollständig ausgestattete Küche, in der alles Geräth von Silber war und seiner Größe nach in richtigem Verhältniß zu dem Service stand. Eine große Pfanne, unter der eine Spiritusflamme brannte, war bestimmt, als Herd und Ofen zu dienen. Diese Anstalten hatten an sich nichts Beunruhigendes; aber das tiefe Schweigen, das in diesem begräbnißmäßig ausgezierten Gemache herrschte, fing an, mich ängstlich zu machen — als auf einmal ein Streif von dem schwarzen Tuch, womit es ausgeschlagen war, in die Höhe ging. Und jetzt — ich meinte zu träumen — jetzt kam auf einem hölzernen Pferde wackelnd, wie die Kinder sie haben — dieses Spielzeug bewegte sich nämlich durch eine Art verborgener Springfeder von selbst — ein Mann von mittlerem Wuchse, ziemlich ernst und ungefähr sechzig Jahr alt, herein; er trug eine blonde Perrücke mit langen sogenannten Pfröpfziehern, einen großen übergeschlagenen Hemdkragen und ein sehr kurzes Jäckchen mit übergeknöpftem Beinkleid — mit einem Worte, die seltsame Erscheinung war wie ein kleiner Knabe in meinem Alter gekleidet. Um die Täuschung vollständig zu machen, blies er mit allen Kräften auf einer kleinen zinnernen Trompete. Auf diese Weise ritt er auf seinem hölzernen Pferde in dem Rundbau rund herum.«

»Glücklicherweise war es ein Narr!« rief ich aus, indem ich nach entsetzlicher Beklemmung wieder aufathmete.

»Ein Narr?« sagte Basquine und sah mich an — dann setzte sie hinzu, indem sie mit Bamboche einen Blick wechselte — »ja, guter Martin, es war ein Narr.«

Und nach kurzem Schweigen fuhr sie fort:

»Der englische Herzog — denn der war es — war allerdings bisweilen gewissen — Anfällen unterworfen, die an Narrheit grenzten. Meine erste Regung, da ich diesen Greis erblickte, der auf groteske Weise wie ein Knabe von zehn Jahren gekleidet war und wie ein Kind in diesem Alter spielte, war, in ein lautes Gelächter auszubrechen. Aber da dieses Gelächter in der tiefen

und unheimlichen Einsamkeit keinerlei Erwiderung hervorrief — denn als der Herzog seine Rolle vollendet hatte und vom Pferde gestiegen war, trat er stumm und unbeweglich vor mich und starrte mich mit seinen kleinen, hellblauen Augen an, die mitten in dem blutrothen Gesicht funkelten — so ergriff mich auf's neue der Schrecken und stieg bald bis zu seinem Gipfel. Denn was mir anfangs so komisch vorgekommen war, ward mir jetzt immer unheimlicher; ich fing an zu weinen und ein durchdringendes Geschrei auszustoßen.«

»Freilich war das unheimlich!« sagte ich zu Basquine, »es ist mir, als läge ich in einem schweren Traume.«



»Es bedurfte«, versetzte sie, »der liebevollen, väterlichen Worte des Herzogs — er sprach sehr gut französisch — um mich zu beruhigen und zutraulich zu machen. Als er sah, daß ich wieder ruhig war, nahm er plötzlich einen andern Ton an, und, ohne im Mindesten die Weise, in der er mich auf der Landstraße hatte aufheben lassen, zu erwähnen, noch auch die Sorgfalt, die er bis dahin auf mich verwendet, sagte er zu mir, indem er ein kindisches Lallen affektierte: Du sollst mich Toto nennen, Du sollst mich dutzen — wir wollen kochen — Du hast da eine sehr schöne Puppe — o, aber ich habe auch schönes Spielzeug — ich will es holen, aber erst wollen wir kochen!«

Und da ich Basquine verdutzt ansah und kaum glauben konnte, was ich hörte, sagte sie mit ihrem höhnischen Lächeln:

»Und Toto, Herzog und Pair von England, genoß natürlicher Weise in der Welt aller der Achtung, alles des Ansehens, die ein großer Name und ein ungeheures Vermögen gebieten — ja noch

mehr, da er sich herbeigelassen hatte, sein Vaterland bei irgend einer feierlichen Angelegenheit als außerordentlicher Gesandter zu vertreten, so hatten zwei oder drei gekrönte Häupter ihn mit ihren schönsten Ordensbändern geschmückt. Uebrigens«, setzte Basquine mit verdoppelter Ironie hinzu, »wenn der Herzog nicht als Toto gekleidet war, so sah er ehrfurchtgebietend und streng aus. Ich sah ihn zufällig eines Abends in seiner Gemäldesammlung mit dem Erzbischof der benachbarten Stadt Arm in Arm auf und ab gehen; denn Mylord war ein sehr guter Katholik, und jeden Sonntag ward im Schloß Messe gelesen — also der Herzog trug den Kopf hoch und stolz und trug ein großes, blaues Band auf seiner weißen Weste und einen mit Diamanten besetzten Ordensstern auf seinem schwarzen Rock. Und wahrlich, in diesem großen Herren hätte ich nimmer den Toto wieder gekannt, mit dem ich zuerst gekocht hatte!«

»Ach! könnte man einer guten Anzahl von respectabeln alten Herren, besonders unter den alten politischen Galgenstricken — der schlimmsten Art von Spitzbuben — die Haut abziehen, um sie inwendig zu besehen«, sagte Bamboche — »wie viele Toto's würde man unter der ernsten und strengen Larve entdecken!«

»Um also wieder auf unser Kochen zu kommen«, versetzte Basquine — »nachdem wir uns in den silbernen Casserolen über der Weingeistflamme ein kleines Mittagsessen zurecht gemacht, nahmen wir es aus dem goldnen Service zu uns, Und bald gewannen, seltsam genug, der Geschmack und die Fröhlichkeit meines Alters die Oberhand; am Ende machte mir dieser Zeitvertreib viel Spaß; mein Spielkamerad Toto zeigte sich in dieser Art von Kinderkocherei sehr bewandert. Gleich nach dem Essen wies mir Toto sein Spielzeug — er hatte wunderschöne, wahre Wunderwerke der Mechanik. Sie mußten beträchtliche Summen gekostet haben. Aber plötzlich hielt Toto mitten in seinem Auskramen ein und sagte betrübt zu mir — Nun sind's beinahe drei Stunden, die Bonne kommt bald und holt mich in die Stunde, morgen mehr, nicht wahr? — Das war meine erste Zusammenkunft mit dem englischen Herzog. Dieser mochte an einer unsichtbaren Klingel gezogen haben — die verborgene Thür, durch die ich eingetreten war, öffnete sich — Corso erschien, führte mich auf ein Zeichen seines Herrn denselben

Weg zurück, den ich gekommen war, und übergab mich wieder den Händen der Miß Turner, die vor der Thür der Privatwohnung des gnädigen Herrn auf mich gewartet hatte. Als ich, noch ganz verwundert, der Miß Turner diese Seltsamkeiten erzählen wollte, machte sie Dem rasch ein Ende und sagte streng zu mir: Ein für allemal, Fräulein, kein Wort von dem Allen, weder gegen mich, noch gegen irgend Jemand, oder Sie büßen alle Wohlthaten des gnädigen Herrn ein. Dieses erste gemeinschaftliche Mittagessen war nur lächerlich«, setzte Basquine hinzu — »aber das Lächerliche war das Vorspiel zum Schauderhaften.«

---

Ich hatte in meiner Unbefangenheit zu Basquine gesagt — dieser Mann ist ein Narr; der Verfolg unserer Unterredung, den meine Feder wiederzugeben sich sträubt, bewies mir, daß dieser Mann eins der Ungeheuer war, die durch die Uebersättigung und den vorzeitigen Mißbrauch aller Genüsse, zu welchen ungeheure Reichthümer, die schon im Jünglingsalter ohne Anstrengung durch bloße Erbschaft in Jemandes Hände kommen, verhelfen können, zu greuligen Verirrungen gebracht sind.

---

»Uebrigens«, fuhr Basquine fort, »widmete sich meine Erzieherin Miß Turner, indem sie, beständig ruhig und zurückhaltend, mit Dem, was vorging, vollkommen unbekannt zu sein schien, meiner Erziehung mit aller der Beharrlichkeit und alle dem Eifer, den sie den Befehlen ihres Herrn schuldig war. Miß Turner lehrte mich also lesen und schreiben, da sie selbst sehr musikverständlich war, brachte sie meine natürlichen Anlagen zum Gesang zur Entwicklung, unterwies mich auf dem Piano, im Zeichnen, in der Geschichte, Geographie — ich hätte, wie sie sagte, die Tochter des Herzogs sein können, und meine Erziehung wäre nicht sorgfältiger und umsichtiger geleitet worden.«

»Aber ist das nicht grade das Fürchterliche«, rief ich, »eine an sich lobenswerthe Handlung zum Mittel der greuligsten Absichten zu machen — die Entwicklung des Geistes und die Verderbtheit des Herzens in gleichem Maße zu befördern —«

»Schon wahr —« versetzte Basquine — »während die eine Hälfte meines Lebens mit geistigen Arbeiten und unter einer

gewissen strengen Zucht hinging — denn Miß Turner ließ in ihrer außerordentlichen Zurückhaltung gegen mich niemals nach — ging die andere in einer Hölle hin, deren entsetzliches Andenken mich bis an den Tod verfolgen wird.«

»Und sannst Du denn nicht auf Flucht?« sagte ich zu Basquine.

»Ich mochte nicht«, versetzte sie in einer Art von Begeisterung; »denn zu dieser Zeit ward mir zuerst das Ziel klar, das ich erreichen will — und das ich erreichen werde«, setzte sie mit finsterer Entschlossenheit hinzu.

»Ich verstehe Dich nicht, Basquine.«

»Höre, Martin, Du hast mich gekannt, da ich sehr unglücklich war, nicht wahr? Du hast meinen Schmerz gesehen, da ich den Armen meines sterbenden Vaters entrissen wurde — Du weißt, wie elend meine Kindheit gewesen, wie ich mishandelt, geknickt worden, wir sind Seiltänzer, Landstreicher, Diebe gewesen. Nun sieh — trotz dieser tiefen Erniedrigung hatte ich mir doch immer noch im tiefsten Grunde der Seele eine gewisse unbestimmte Mahnung des Gewissens, eine Art von Sehnsucht nach einem reinern Leben erhalten — Ihr erinnert Euch des Abends aus unserer Insel —«

»O ja — ja!« rief ich.

»Man hat nicht viel solcher Erinnerungen«, sagte Bamboche — »da hält man sie warm.«

»Nun wohl —« versetzte Basquine mit immer höher steigender Aufregung — »damals hatte ich noch Selbstachtung genug, um den Versuch zu machen, meine Gesunkenheit vor mir selbst zu entschuldigen, indem ich zu mir selbst sagte: es ist das Schicksal, die Verwahrlosung, was mich zu Dem gemacht hat, was ich bin. Aber als ich einige Zeit bei dem englischen Herzog gewesen war, so war ich von diesem entsetzlichen Ungeheuer moralisch so weit heruntergebracht, daß ich auch nicht einmal mehr Gewissensbisse empfand. Daneben aber erwachte in mir, in dem Maaße, wie mein Geist sich entwickelte, ein Bedürfniß, ein Wunsch nach Rache, der von Tag zu Tage wuchs und in mir zur fixen Idee wurde. Von diesem Augenblicke an ließ ich mir mein Geschick mit unheimlicher Freudigkeit gefallen. Und ich that Wunder im Arbeiten; jede Stunde, die mein war, wandte ich an,

mir die lebenswürdigen Talente, das feine und verführerische Benehmen anzueignen, welches den Frauen eine so große Macht gibt. Der Herzog begünstigte mit teuflischem Raffinement meinen Geschmack an geistiger Beschäftigung. Er ließ für mich um einen unbändigen Preis einen vortrefflichen Lehrer im Gesang und im Componiren kommen, der, so zu sagen, die bedeutendsten Künstler dieser Zeit aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und dessen Werke jetzt allgemein bekannt sind. Aber bei diesem Künstler fällt mir was ein«, setzte Basquine sanft lächelnd hinzu, »vernimm einen Zug, guter Martin, bei dem Dir das Herz - ausgehen wird, und bei dem Du einen Augenblick Athem schöpfen kannst; denn es sind freilich alles gar zu schlimme Dinge, die ich Dir erzählen muß. — In den Augen des Künstlers, von dem ich rede, eines vortrefflichen und achtungswerthen Mannes, galt ich für die angenommene Tochter des Herzogs; denn ich hätte mich todtschämen müssen, wenn er mein wahres Verhältniß erfahren hätte. Er bewunderte um so mehr die große Sorgfalt, die auf mich verwandt wurde, als er selbst, wie er mir sagte, sein Lebensglück einem eben so edeln wie geheimnißvollen Wesen verdankte. Der Götterfunke glomm in mir, sagte der Künstler zu mir, aber ich war arm, unbekannt und ohne Mittel: die Studiengelder fehlten mir; denn ich hatte kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt. Eines Tages trat in mein Dachkämmerchen ein Mann in ziemlich vorgerücktem Alter, schlecht gekleidet, streng von Ansehen, barsch in seinen Reden und mit durchdringendem Blick; seine Fragen bewiesen mir, daß er alle einzelnen Umstände meines Lebens und meinen innern Beruf kannte, und das Ergebniß seines Besuches war, daß er mir ein Jahrgeld zusicherte, welches mich in den Stand gesetzt hat, zu studieren, zu arbeiten, mich zu zeigen und mir einen Namen zu machen. Unglücklicherweise aber — denn meiner Erkenntlichkeit war damit jede Aeüßerung abgeschnitten — habe ich meinen geheimnißvollen Wohlthäter nur das Eine Mal gesehen. Aber wissen Sie nicht wenigstens seinen Namens — sagte ich zu dem Künstler, und dieser antwortete mir: Er hat mir gesagt, er hieße Herr Just, und der Geschäftsmann, bei dem ich mein Jahrgeld in Empfang zu nehmen hatte, verstand sich niemals dazu, mich über diesen seltsamen Mann näher zu unterrichten.«

»Herr Just?« unterbrach Bamboche Basquinen, »das wird sehr wunderbar!«

»Wie so?« fragte ich ihn.

»Ein junger Maler, den ich in den Tagen meines Wohlstandes gekannt habe, und der jetzt berühmt ist, hat mir auch erzählt, er verdanke sein Lebensglück der großmüthigen Unterstützung eines geheimnißvollen Wohlthäters, welcher Herr Just heiße.«

»Gewiß ist's derselbe«, rief ich.

»Wahrscheinlich wohl«, versetzte Bamboche; »denn kurze Zeit nachher, als die Zukunft des jungen Malers, des besten und ehrlichsten Jungen von der Welt — obgleich er mein Bekannter ist — gesichert war, ward einem jungen Bildhauer aus seiner Bekanntschaft, einem Künstler, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete, aber in der traurigsten Lage war, ebenfalls auf wunderbare Weise von diesem Satan von Herrn Just geholfen, den weder der Eine noch der Andere jemals zu Gesicht bekommen hat, der aber entweder außerordentlich gute Quellen haben muß, um Auskunft über die Leute zu erlangen, oder eine erstaunlich feine Nase, daß er mit seinen Wohlthaten so sehr die richtige Stelle zu treffen weiß; denn der junge Bildhauer, der zuletzt sein Schützling war, genießt jetzt eines großen Rufes.«

»Dank Dir, Basquine, Dank!« z rief ich aufathmend, »das thut wohl, das macht wieder ruhig, wenn man hört, daß es doch auch schöne und edle Handlungen gibt. Nein, nein, nicht alle Menschen verderbt der Wohlstand, es gibt große Seelen, die den Besitz von Reichthümern als eine Art Hohenpriesterthum ansehen. Gott sei gelobt: wenn es Herzöge von Castleby gibt, so gibt es auch Herren Just! — Ach, was möchte ich drum geben«, rief ich begeistert, »diesem edeln Manne in's Angesicht blicken zu können!«

---





## Zwanzigstes Kapitel.

### *Geschichte Basquine's (Fortsetzung).*

»Ach, armer Martin«, sagte Basquine zu mir, »ich muß Dich jetzt aus dem Himmel in die Hölle zurückstürzen und meine Geschichte fortsetzen. — Bei einem solchen Lehrer, wie der, den ich Dir genannt, dessen Unterricht ich drei Monate lang genoß, mußte ich wohl reißende Fortschritte machen. Und was ich Dir jetzt sagen will, guter Martin, wird Dir fast toll vorkommen, und doch kann nichts wahrer sein, und nichts beweist vielleicht mehr die Festigkeit meines Willens: ich war nicht geistreich und wollte nun lernen geistreich zu sein; ich las und studierte die besonders als geistreich berühmten Schriftsteller und eignete mir aus dem Umgang mit ihren Werken wenigstens eine Art von Geschwätz an, das die Nichtkenner täuschen konnte; denn der Herzog, der auf seinen vielen Reisen die ausgezeichnetsten Leute in Europa kennen gelernt hatte, sagte eines Tages ganz verwundert zu mir: Gott verdamme mich, ich glaube die Kleine ist geistreich geworden! — Tröste Dich, Martin«, setzte Basquine mit trübem Lächeln hinzu, »ich werde mit Dir niemals geistreich thun.«

»Aber die Rache, auf die Du ausgehst?« sagte ich zu ihr.

»Die Rache —« rief sie aus, »um mich ihrer zu versichern, arbeitete ich Tag für Tag daran, mir die Talente, Vorzüge und Verführungskünste anzueignen, die mir eines Tages als Waffen dienen könnten, nicht gegen den alten Herzog — das wäre unmöglich gewesen — sondern gegen dieses träge, dumme, freche, verruchte Gezücht, dessen greuliges Greisenalter sich in

dem Herzog darstellte, und dessen greuliges Jünglingsalter sich im Vicomte darstellt!«

»Ich fange an Dich zu verstehen, Basquine«, sagte ich, betroffen über den Ausdruck unversöhnlichen Hasses in den Zügen des jungen Mädchens.

»Ja, unbarmherziges Gezücht«, rief sie mit drohender Begeisterung aus, »ja, während Du Deinen Ueberfluß kaum herunterzuwürgen wußtest, starb mein Vater vor Schmerz und Kummer, und ich ward als kleines Kind für ein paar Stück Geld verhandelt! Ja, Deine scheußliche Unbekümmertheit um unser, der Armen und Elenden, Loos hat mich in einem Alter, wo die Frauen, die später am tiefsten gesunken sind, noch kinderrein waren, der Befleckung preisgegeben! Ja, als ich zu Euch meine noch unschuldige, wenn auch nicht mehr reine Hand ausstreckte, habt Ihr mich zurückgestoßen! Ja, Ihr übersättigten großen Herren, Ihr habt aus mir das Spielzeug und das Opfer Eurer Ausschweifungen gemacht und Euch dabei mit höllischer Ironie darin gefallen, meinen Geist um so mehr auszubilden, je vollkommener Ihr mich als menschliches Wesen entehrtet! Ja, Ihr habt mich mit Schimpf und Schande und Martern überschüttet, die Ansteckungskraft Eurer fürchterlichen Verirrtheit hat mich bis in's innerste Mark verderbt — und ich bin noch nicht zwölf Jahre alt! Aber wartet, wartet nur, eines Tages werd' ich sechzehn Jahre alt sein — das Alter der süßen, mädchenhaften Reinheit und Unschuld erreicht haben — das Alter, in welchem die Schönheit in ihrem ganzen Glanze prangt, das Alter, welches die einnehmenden Eigenschaften, die Talente, die ich erworben, und die ich noch erwerben werde, in's Licht stellt — wartet, wartet, alsdann werde ich, bewehrt mit den Lastern, die Ihr mich gelehrt, bewehrt mit dem unversöhnlichen Hasse, den Ihr in mir hervorgerufen, bewehrt mit meinem Herzen, das erstorben sein wird zu der Zeit, da es erwachen sollte, mit meiner Sinnlichkeit, die erloschen ist, wenn sie entbrennen müßte, bewehrt vor allen Dingen mit der Verachtung und dem Abscheu, mit dem ich Euer Gezücht betrachte — — wartet nur, Ihr sollt sehen, was für wahnsinnige, tolle, rasende Leidenschaft ich in Euch entzünden werde! O, Ihr werdet mich eines Tages *lieben* — und ich werde gerächt sein.«

In Basquine's Stellung, Bewegungen und Ausdruck prägte sich, während sie diese Verwünschung aussprach, eine so furchtbare Entschlossenheit aus, daß ich unwillkürlich ausrief:

»Basquine, Du erschreckst mich!«

Basquine strich mit der Hand über ihre glühendheiße Stirn, schwieg einen Augenblick und sagte dann zu mir:

»Verzeih es mir, guter Martin, daß ich mich so habe gehen lassen, aber vor Dir und Bamboche kenne ich keine Verstellung und keinen Zwang — doch wieder zu meiner Erzählung. Ich habe wenig mehr hinzuzufügen. Ein unvorhergesehenes Ereigniß machte meinem Aufenthalt auf dem Schlosse des Herzogs ein Ende: er starb plötzlich am Schlagfluß. Sein Neffe, der sein einziger Erbe war, kam bald darauf mit der Post an, um die ungeheure Verlassenschaft anzutreten. Dieser Neffe, der selbst schon sehr reich, aber dabei geizig und eben so sittenstreng war, wie sein Onkel verschwenderisch und ausschweifend, jagte die Weiber, die der Herzog auf dem Schlosse versammelt hatte, und denen übrigens nichts vermacht worden war, sogleich sämtlich fort. Miß Turner aber hatte sich ein beträchtliches Capital zurückgelegt. Sie blieb ruhig wie immer, als sie mich mit den anderen Geschöpfen des Serails forttreiben sah; doch gab sie mir zwanzig Francs und eine sehr schöne Guitarre, die sie mich spielen gelehrt hatte. — Kleine, sagte sie zu mir, — mit diesem Broterwerb, Deinem hübschen Gesicht, zwanzig Francs in der Tasche, guter Kleidung und einem Päckchen Leinenzeug braucht Dir für Deine Zukunft nicht bange zu sein. — Auf diese Weise verließ ich das Schloß des Herzogs von Castleby im Anfange des Sommers, indem ich nur Ein Ziel im Auge hatte: nach Paris zu kommen. Ich dachte schon auf unbestimmte Weise an's Theater, wo ich besser als sonst irgendwo mit Anstrengung, Arbeit und festem Willen die erste Stufe zu der Stellung erreichen konnte, von der ich träumte, das war mein einziges Ziel — meine fixe Idee, der ich hartnäckig und mit glühendem Rachegefühl nachhing. — Meine Reise aus dem Süden nach Paris verlief ohne einen bemerkbaren Zwischenfall; das Wetter war beinahe unausgesetzt herrlich, und mein Guitarrespiel, mit dem ich in den Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten, durch die ich kam, meinen Gesang begleitete, brachte mir so viel ein, daß ich

hier bei meiner Ankunft beinahe doppelt so viel besaß, als ich der Großmuth der Miß Turner verdankte. Bald darauf traf ich zufällig Bamboche an — ich glaubte mein Herz erstorben, gänzlich erstorben — gleichwohl hüpfte, da ich den Genossen meiner Jugend wiedersah, Alles in mir vor Glück, Freude und Hoffnung auf —«

»Als wir uns wieder fanden«, sagte Bamboche, »lebte ich mit meiner Witwe, der Schwester meines Meisters; ich ließ die Witwe natürlich sitzen —«

»Ja«, sagte Basquine, »und so lange ich bei ihm blieb, fing er wieder an in seinem Handwerk als Schlosser zu arbeiten, um meine Bedürfnisse zu befriedigen, weil er mich aus Eifersucht nicht wollte in den Kaffeehäusern singen lassen.«

»Daran erkenne ich ihn«, sagte ich zu ihr.

»Aber«, versetzte Bamboche in betrübtem Tone, »sie spricht nicht von alle dem Kummer, den ich ihr in dieser Zeit gemacht, von meinen Rohheiten und Gewaltthätigkeiten, die aus Eifersucht und aus —«

»Was wollen wir Martin von diesen traurigen Dingen vorerzählen?« unterbrach Basquine unseren Genossen, »Du hattest nicht Unrecht, Dich zu beklagen, Bamboche — nicht zwar über Untreue von meiner Seite, aber wohl über meine Kälte; ich liebte freilich keinen Andern, aber ich liebte Dich nicht mehr, wie Du geliebt sein wolltest. Als ich Dich wiedersah, hatte ich eine kurze Zeit geglaubt, die unselige Liebe, die in meiner Kindheit stattgefunden, erwachte wieder, aber ich täuschte mich selbst: solche widernatürliche Gefühle dauern nicht — es ist schon seltsam genug, daß sie auch nur einige Zeit währen können. Und dann siehst Du wohl, lieber Martin, ich war ganz beseelt von Begierde, mich meiner Kunst zu widmen; eine innere Stimme sagte mir, nur durch sie könnte ich jenes Racheziel erreichen, das ich damals, wie noch heute, mit unbeugsamer Beharrlichkeit, mit einem blinden Glauben an die Zukunft verfolgte. Bamboche's Eifersucht und unablässige Vorwürfe wegen meiner geringen Liebe schlugen mich nieder; ich wäre hundert Mal glücklicher gewesen, wenn er sich, wie ich ihn bat, an meiner schwesterlichen Zuneigung hätte genügen lassen, aber seine Zudringlichkeit, seine Leidenschaft wurde mir zuletzt unerträglich;

denn er litt nicht wenig von meiner Kälte, und meine täglichen Verdrießlichkeiten waren eben so viel Hindernisse auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet. Eines Abends also —«

»Als ich von der Arbeit nach Hause kam«, unterbrach Bamboche sie, »war sie verschwunden. Von diesem Tage an hab' ich sie nicht wieder gesehen, als nur erst heute.«

»Und wie ist es Dir seit der Zeit ergangen?« fragte Basquine ihn mit rührender Theilnahme, »erzähl' es uns; denn mein Bruder wirst Du, wie Martin, immer bleiben. In welcher Lage wir uns auch jemals befinden werden, wir werden — o dessen bin ich gewiß, dafür berufe ich mich auf unsere Rührung vorhin und auf das unveränderliche Andenken, das Eines dem Andern bewahrte — wir werden den Schwüren unserer Kindheit getreu bleiben.«

»O ja, ewig!« riefen ich und Bamboche.

Und wir ergriffen jeder Basquinen bei einer Hand.

Nach kurzem Schweigen sagte ich zu Bamboche:

»Nimm Deine Erzählung wieder auf. Wie ist es Dir nach Basquine's Verschwinden ergangen?«

»Zuerst dacht' ich, ich sollte toll werden, so erbitterte mich ihr Fortgehen. Denn, siehst Du, Martin, ich liebte sie, wie ich nie geliebt und niemals lieben werde. Der Beweis ist dieser — daß ich in Betreff ihrer ein Zartgefühl empfunden hatte, das mir anstand, wie einem Ochsen Sammetschuhe; denn, statt wie besessen zu arbeiten, um unseren kleinen Haushalt im Gange zu erhalten, hätt' ich, nachdem ich Basquine aufgefunden, nur zu meiner Witwe gehen und ihr auf einmal mehr Geld abzapfen können, als ich in dieser Zeit mit meiner Schinderei verdienen konnte, um dann mit Basquine davon zu leben. Aber nein — daß Basquine meiner Witwe Brot essen sollte, das wollte mir nicht anstehen — und wäre es mir nicht bei jeder Anderen so leicht geworden, wie Strumpfanziehen? Wie ich Dir sage, Martin, meine guten Regungen richteten sich nach Dir und ihr.«

»Gib wenigstens zu«, sagte ich zu ihm, »daß es schon ein Großes und sehr schön ist, daß unsere wechselseitige Zuneigung uns solche Gefühle abnöthigt, mögen sie auch noch so selten sein.«

»Selten, ja das ist wahr genug. Ich habe auch, als Basquine fort

war, mein Nacht- oder Raubvogelleben gleich wieder angefangen. In dieser Zeit traf ich auf La Levrasse. — Ei, Du alter Spitzbube, lebst Du noch immer? sagte ich zu ihm. — Ei, Du großer Schuft — antwortete er ganz gemüthlich, — wolltest mich wohl in meinem Wagen braten? — Und Du bist also so dickhäutig gewesen, daß Du davon nicht gar geworden bist? — Das wundert mich nicht. Aber die Mutter Major — die war von *zärtlicherer* Leibesbeschaffenheit, das weißt Du genau, Galgenstrick — antwortete La Levrasse — sie ist vollkommen geröstet worden.«

»Ach Gott!« rief ich, »und der Wassermensch — denn ich habe seit unserer Trennung oft an ihn gedacht.«

»Das ist wahr«, sagte Basquine, »der arme Leonidas. Er war auch in dem Wagen, als Du Feuer anlegtest. Hat Dir La Levrasse von ihm erzählt, Bamboche?«



»Der Wassermensch ist nicht zum Bouillonmensch gekocht worden, sagte La Levrasse, aber dieser Hund von Poireau, der Bajazzo, ist erstickt. Hin ist hin«, sagte Bamboche achselzuekend und fuhr fort. »La Levrasse hatte sich damals schon als

Kinderspielzeughändler im Durchgang Bourg-l'Abbé niedergelassen, aber er legte, wie er mir sagte, zur Erholung Bank auf, der alte Fuchs, er versteht sich darauf. — Nun — sagte ich zu ihm, — will Dir vergeben; bist mit einer braungebratenen Backe davon gekommen, das ist eine Kleinigkeit, wollen's vergessen. — Vergibst mir? schön! — antwortete La Levrasse, — und um Dir zu zeigen, daß ich Deine Milde zu schätzen weiß, komm morgen zu Tisch zu mir, da wollen wir eins schwatzen. — Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, der alte Schurke faßte mich scharf in's Auge, paßte mir auf, machte mich schwatzen, und beim Nachtsch, zwischen Obst und Käse, sagte er zu mir: Hör' einmal, ich halte Bank, und als Banquier kauf' ich oft für ein Stück Brot ganz gesetzmäßig eintreibbare Schuldforderungen, die aber schwer zu kriegen sind, bald weil die Gläubiger in fremde Länder durchgebrannt sind, bald weil der Herr Gevatter seine liegenden Gründe in Sicherheit zu bringen gewußt. Bis jetzt hab' ich, weil es mir an einem gescheuten Gehilfen fehlte, aus diesen Geschichten nicht alle den Vortheil ziehen können, den sie zu gewähren vermögen, und es ließen sich doch Goldbarren dabei verdienen. Nur ein Beispiel statt vieler. Ich habe für 15,000 Francs eine Schuldforderung von 72,000 und so und so viel Livres an einen Herrn Rondeau gekauft — er kann sehr gut bezahlen, er besitzt 6 bis 700,000 Franks, die er mobil gemacht hat und damit nach England gegangen ist, wo der Kerl herrlich und in Freuden lebt. Auf gesetzlichem Wege kann ich nichts machen; denn in diesem Fall findet keine Auslieferung statt — aber wenn man den moralischen Zwang anwendete? — Wie? — Nimm an, Freund Bamboche, daß ich Dir, der Du keinen Sou hast, meinen Anspruch auf ganz gültige und regelrechte Weise zum Geschenk machte. Was würdest Du thun, da Du doch weißt, daß jenseits der Meerenge der Herr Gevatter sitzt, der Dich vollkommen bezahlen kann, und der — den wichtigen Umstand vergaß ich — ein Hasenfuß ist wie der liebe Mond? — Wetter, sagte ich zu La Levrasse, das ist nicht übel, ich würde meinen Schuldner aufsuchen, bei den Ohren fassen und mich mittelst tüchtiger Stockschläge bezahlt machen. — Nicht ganz übel, was Du da sagst, antwortete La Levrasse, aber in Frankreich wie in England steckt man gewiß die Gläubiger, die mit Stockschlägen

processiren, ein — aber einen Gläubiger, der seinen Schuldner unablässig auf Straßen, Spaziergängen, im Theater verfolgt und ihm öffentlich ganz laut sagt: Herr, Sie sind mir in aller Form 72,000 Francs schuldig, Sie können mich bezahlen; Sie weigern sich dessen, Sie sind ein Schuft — den steckt man, so viel ich weiß, nicht ein. Und vor einem solchen Alp, der ihm beständig aufliegt, kriecht der Schuldner zu Kreuz. Kriecht er nicht zu Kreuz, so sinnt man auf andere Mittel, und die werden sich in Deinem Hirnkasten finden. — Was geben Sie mir, sagte ich zu La Levrasse, und in acht Tagen sollen Sie von Rondeau Bezahlung bekommen. Ich bezahle Dir die Reisekosten und gebe Dir 5000 Francs. — Komm, mach nur nicht solche Augen — ich gebe Dir 10,000 Francs --- willst Du wohl Deinen Stock stehen lassen-! — ich willige in 15,000 Francs, Du kannst sie bei dem Correspondenten erheben, oder der Herr Rondeau bezahlt. — Abgemacht für 15,000 Francs. Ich reise also nach London; acht Tage darauf hatte La Levrasse sein Geld, ich meinen Antheil davon. Als ich mich im Besitz dieses Vermögens sah, sagte ich zu mir selbst: Jetzt muß ich Martin auffinden und ihn daran Theil nehmen lassen.«

»Wackerer Bamboche!«

»Claudius Gérard wollt's nicht. Das war eine schlimme Reise für mich — ja doppelt schlimm«, setzte er hinzu, indem er plötzlich so düster aussah, daß es mir sehr auffiel.

»Wie so, doppelt schlimm?« sagte ich zu ihm, da ich sah, daß er gedankenvoll schwieg.

»Weil ich Dich nicht gefunden habe, Martin. »Und dann —«

»Und dann —«

»Verfluchtes Narrenhaus — aus meinen Gedanken! —« murmelte er halblaut-

In dem Augenblick waren mir diese Worte rätselhaft, ich sagte also zu Bamboche: »Erkläre Dich näher.«

»Nun«, fuhr er fort und raffte sich zusammen, »was fällt mir denn ein! — Also da Claudius Gérard Dich nicht losgeben wollte«, setzte Bamboche hinzu, indem er den Faden feiner Erzählung wieder aufnahm, »kehrte ich nach Paris zurück und setzte in's Glücksrad — aber da gewöhnlich nur die Strauchdiebe von



meiner Art Glück haben, so setzte ich, als ich bei meinem letzten Tausend Francs war, auf Nr. 113, und nach zwei Tagen hatt' ich 50,000 Francs gewonnen. Je mehr Geld ich hatte, desto mehr fehltest Du mir. Von Basquine rede ich gar nicht. Hätt' ich gewußt, wo ich Dich auffinden könnte —«

»Ich glaub's Dir, Bamboche«, sagte Basquine, »mit mir das so gewonnene Geld zu theilen, was war das im Vergleich zu der harten Arbeit, die Du Dir ausgelegt, so lange wir zusammen lebten?«

»Das ist wahr, meine 50,000 Francs sind leichter erworben worden. Statt Feile und Hammer den ganzen Tag, ein paar Schläge mit dem Schlüssel auf den grünen Tisch — und die Dublonen eincassirt.«

»Jetzt hättet ihr das Tralala sehen sollen! Prachtvolle Wohnung, Wagen und Pferde, offener Tisch und ein ganzer Kalender von Lieblichkeiten von Amélie bis Zélie — alle Buchstaben im Alphabet durchprobiert — Wetter! — Ich ließ, mich den Capitain Hektor Bambochio nennen, ich habe mir diese Capitainschaft fabricirt, da ich La Levrasse von Texas reden hörte, wo er — ich weiß nicht welches Geschäft betrieben hatte. Als ich einmal im Zuge war, legte ich mir auch einen Vater, der Marquis sei, und als Schwiegervater einen Grand von Spanien zu. Ein Jahr lang führte ich ein Spielerleben; das sah unserem Landstreicherleben ähnlich, wie ein Ei dem andern. Aber Alles hat ein Ende, auch das Glück im Spiel — das Roth hatte mich wie ein verzogenes Kind behandelt, zuletzt behandelte es mich wie die selige, Mutter Major, als unsere Liebe vorbei war; dann wollte ich mit dem Schwarz schäkern, aber das Schwarz war hundert Mal schlimmer. Ich war schon von meiner prächtigen Wohnung in der Straße Richelieu zu einem schlechten Wirthshaus in der Seinestraße herabgekommen. Von da an hab' ich mich eine Zeitlang davon genährt, daß ich zwischen meinen Nachbarn, den Studenten, und ihren Freunden Duellen anstiftete. Ich ließ mich zum Zeugen annehmen und verdankte das Frühstück dem Stoßdegen, das Mittagessen der Pistole, das Abendessen dem krummen Säbel. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß ich eine wahre Leidenschaft für das Fechten hatte und so viel Anlage dazu, daß in achtzehn Monaten Bertrand, der unvergleichliche Bertrand, auf

dessen Fechtboden ich mich für einen Sohn von guter Familie ausgab, aus mir zwar nicht einen feinen, geschickten, regelrechten und blitzschnellen Fechter gemacht hatte, wie es deren so viele gibt — das litt meine wilde Natur nicht — aber mir, da ich links war eine äußerst gefährliche und häkliche Führung der Waffe beigebracht hatte. Dieser Ruf, der durch ein Duell, bei dem ich einem aufständischen Gläubiger, der für einen ganzen Menschenfresser galt, den Bauch aufgeschlitzt, bewahrt war, hatte mir in meinem Eincassirergeschäft für La Levrasse außerordentlichen Vortheil gebracht — aber am Ende war sein Schuldkaufbeutel leer, meine kleinen Studenten und ihre Freunde hatten sich Jeder mit Jedem geschlagen — ich war in meinem Wirthshaus zur Thür hinausgeworfen, ich war in des Teufels Krallen und auf dem Punkte, es hundert Mal schlimmer zu machen, ja — als ich den Muldensterz antreffe, den Mentor meiner Jugend! Der würdige Mann hatte sich eine Stellung erworben — er leitete damals ein Schmugglergeschäft ein, Cigarren, Seidezeuge, Weine, und der Teufel und seine Großmutter; ich kannte viel Leute, mehr schlechte als gute, ich übernahm es also, seine Sachen bei den jungen Leuten und bei den Mädchen gegen Mäklerlohn unterzubringen. Aber das Nest ward aufgehoben. Gegen mich lagen keine Beweise vor, ich machte mich davon. Ich dachte auf einen schlechten Streich, da fiel mir was ein; ich bin kräftig, die Natur hat mich mit fünf Fuß sieben Zoll begabt, sagte ich zu mir — ich will mich als Stellvertreter beim Militair verhandeln. Nimmt mich einmal einer, so spiel ich mit dem Preis, gewinn ich, so stell' ich selbst wieder einen Stellvertreter, verlier' ich, so werd' ich Soldat, und dann vergehen nicht zwei Monate, so bin ich wegen Subordinationswidrigkeiten erschossen. — Wie doch die Karten sind! Ganz wie die Weiber — alte Liebe rostet nicht — ich setze wieder auf Roth und gewinne 10,000 Francs, kaufe einen Stellvertreter, und nun bin ich wieder hoch zu Roß. Aber bei mir kommt ein Unglück niemals allein, und ein Glück auch nicht«, und Bamboche gab uns Beiden, mir und Basquine, gerührt die Hand. »Der alte Schuft La Levrasse hatte auch wieder Schulden einzucassiren — damit verband er die Liebenswürdigkeit, Söhnen von guter Familie, von denen er wußte, daß sie nach dem Tode

von Papa und Mama reich werden würden, Gelegenheit zu bieten, baar Geld zu bekommen. Das Glück im Spiel gestattete mir, mich in eine Gesellschaft zu mischen, die so schon verdammt gemischt war; da hatt' ich ein paar junge Tauben angelockt, die aus dem väterlichen Taubenschlag ausgeflogen waren; La Levrasse pflückte sie, und ich bekam meinen Antheil an den Federn. Der Muldensterz hatte seit einiger Zeit den Taucher gespielt — wie er wieder auf der Oberfläche des pariser Straßenkothes erschien, machte ich meinen Adjutanten aus ihm, und aus Achtung vor seinen grauen Haaren ertheilte ich ihm Majorsrang — das ist so seine Invalidenpension. Wenn sich widerspenstige Gläubiger finden, sondiert er das Terrain, und im Nothfall brauch' ich ihn als Zeugen. Das ist der Stand meiner Angelegenheiten, Kinder. Ich habe in diesem Secretair, der da steht, 5000 und einige hundert Francs, die Euch zu Gebote stehen. Ich hatte seit ein paar Tagen die kleine Närrin, die Ihr heut Abend im Funambulestheater gesehen, wohin ich gegangen war, ohne den Zettel zu lesen, zu mir genommen. — Nun, Bambochio — mag sie sehen, wo sie bleibt — hatte sie zu mir gesagt: Laß uns in's Theater des Funambules gehen, das ist jetzt guter Ton — und ich ging hin — und da mir immer, wie ich Euch gesagt habe, Kinder, zweierlei Glück zugleich begegnet — was sag' ich zweierlei? drei, vier, fünferlei; denn ich habe den Genuß gehabt, den Vicomte Scipio, seinen Vater und noch Andere in der nobeln Gesellschaft zu ohrfeigen und dann noch der armen Basquine beizuspringen — — Na, da habt Ihr meine Bekenntnisse; nun sag' uns, Basquine, wie zum Teufel kommts, daß wir Dich auf diesem Theater wiederfinden?«

---



## Einundzwanzigstes Kapitel.

### *Das Lebewohl.*

»Nachdem ich Bamboche verlassen«, fuhr Basquine fort, »entfernte ich mich von Paris, aus Furcht, wieder mit ihm zusammenzutreffen und seinen dringenden Bitten auf's neue nachzugehen; ich fuhr fort, in den Kaffeehäusern der Städte, durch die ich kam, zu singen. Obgleich mein Publikum eben so ungebildet war, wie unser altes Publicum, als wir zu der Truppe des La Levrasse gehörten, sucht' ich doch meiner Stimme, meiner Betonung; meinen Gesichtszügen so viel Ausdruck zu geben, wie möglich; bei jeder Gelegenheit studierte ich die Mittel und Wege, auf die Zuhörer einen Eindruck hervorzubringen. Ich versuchte selbst, sowohl die Worte als die Melodien zu einigen kleinen Liedern zu erfinden, die meinen Zuhörern unter freiem Himmel sehr gefielen. Das einzige Ziel, auf welches alle meine Gedanken gerichtet waren, beschäftigte mich so sehr, daß ich die drückende Armuth, den Widerwillen gegen die gemeinen Kreise, mit denen ich in Berührung kam, kaum empfand, indem mir doch das Alles um so empfindlicher hätte sein müssen, da ich während meines langen Aufenthaltes bei dem englischen Herzog die verfeinertsten Genüsse eines wohlhabenden Lebens kennen gelernt hatte. Der Zufall hatte mich nach Orleans geführt; eines Abends sang ich in einem Kaffeehaus von ziemlich geringer Classe, ich war bei Stimme und machte viel Glück. Unter den Zuhörern bemerkte ich einen Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit einem sehr gescheidten Gesicht, dessen hochrothe Farbe aber den

Trunkenbold aus eine Meile weit verrieth. Der Anblick dieses Mannes machte mich um so mehr stutzig, da er seltsam gekleidet war. Sein schlechter Oberrock ließ eine Art von altem Wamms von abgeschabtem bläulichen Sammt durchblicken, worauf man einige Spuren von früheren Stickereien in unechten Goldfäden bemerkte; und sein geflicktes Beinkleid fiel auf übergetretene Maroquinstieseln, die früher einmal roth gewesen waren, herab.«

»Ich will wetten, daß das ein früherer Schauspieler war«, sagte Bamboche.

»Ganz recht«, erwiderte Basquine.



»Dieser Mann, der die Ueberbleibsel seines Theatercostüms im bürgerlichen Leben aufbrauchte, war ein alter Schauspieler, der in der Provinz in der komischen Oper auszutreten pflegte — er war kürzlich, weil er fortwährend betrunken war, von dem Stadttheater abgedankt worden; er hieß La Baguenaudière. Da er viel Mutterwitz hatte und sehr heiter und ein sehr guter Gesellschafter war, so machten die müßigen Leute ihn einander streitig; auch war er beständig, wenn nicht ganz besoffen, doch wenigstens ein wenig angetrunken. La Baguenaudière hörte mir sehr aufmerksam zu, klatschte nicht, aber kam zu mir und sagte: Ich bin ein alter Kenner, ich verstehe mich auf Stimmen und Talente — wenn Du Dir Mühe gibst, Kleine, bist Du in vier bis fünf Jahren erste Sängerin an der Pariser Oper. Wenn Du willst, so geb' ich Dir Unterricht, ich habe nichts zu thun, und das wird mir Spaß machen. — Ich nahm es mit lebhafter Erkenntlichkeit an.«

»Und hatte der Mann wirklich Talents.« fragte ich Basquinen.

»Wenn dieser Unglückliche«, versetzte sie, »die vortrefflichen

Lehren, die er über seine Kunst zu geben wußte, in Ausübung zu sehen gewußt hätte, so würde er sich unter den großen Schauspielern seiner Zeit einen rühmlichen Namen erworben haben. Der Lehrer, welchen der Herzog mir gegeben hatte, war ein vortrefflicher Sänger und ein bedeutender Componist, aber durchaus nicht Schauspieler. La Baguenaudière dagegen war ein ziemlich guter Musiker — er machte in der komischen Oper den Buffo — aber vor Allem ein vollendeter Schauspieler. Niemand konnte die unzähligen Hilfsmittel seiner Kunst von der reinsten Komik an bis zum erhabensten Pathos theoretisch besser inne haben, als er. Warum war dieser Mann, der eine so bewundernswürdige Einsicht besaß und eine Molière'sche, Racine'sche und Corneille'sche Rolle in gleicher Weise mit unglaublich viel Empfindung und Beobachtungsgabe zu erläutern wußte, ein mittelmäßiger Opersänger geworden und geblieben? Das ist einer der Widersprüche, die eben so unerklärlich sind, wie sie im Leben häufig vorkommen. Ich nahm La Baguenaudière's Anerbieten an; er war in den Unterrichtsstunden gegen mich bis zur Rohheit streng und hart, aber in den hellen Zwischenaugenblicken, die seine Trunksucht ihm übrig ließ, gab er mir Anweisungen, die für mich wahre Offenbarungen waren. Leider nahm dieser Unterricht bald ein Ende. La Baguenaudière, den die Trunksucht immer mehr beherrschte, verfiel in eine Verdampfung des Geistes, die an Blödsinn grenzte; man nahm sich seiner an und brachte ihn, wenn ich nicht irre, in einem Armenhause unter. Mehre Male hatte dieser unglückliche Mann mir gerathen, mich wieder nach Paris zu begeben und für jeden, auch den geringsten Lohn, bei einem kleinen Theater einzutreten, indem er überzeugt sei, sagte er, daß ich, wenn ich einmal irgendwo, festen Fuß gefaßt hätte und fortführe, mich auszubilden, mich am Ende bekannt machen würde. Ich ging also von Orleans fort, um nach Paris zu kommen, indem ich, wie früher, mein täglich Brot damit erwarb, daß ich auf dem Wege in den Wirthshäusern sang. So kam ich nach Sceaux, und da war es«, sagte Basquine, und ihr Gesicht nahm wieder einen finstern, drohenden Ausdruck an, »wo ich, seit dem Auftritt im Walde von Chantilly, den Vicomte Scipio zum ersten Mal wiedersah. Es war ein Festtag, ich hoffte etwas zu verdienen, wenn ich im besten

Gasthofs der Stadt sänge. Ich ließ ihn mir also zeigen. Ich hatte so eben vor mehreren Leuten, die im Garten an Tischen saßen, ein Lied zu Ende gesungen, als ein Livreebedienter zu mir trat und mir ankündigte, man wüßte mich in einem der Säle im ersten Stock zu hören. Du wirst Silbergeld zu sehen bekommen, sagte der Mensch zu mir; denn es sind reiche Leute. Ich ging meinem Führer nach, er öffnete eine Thür, und ich stand Scipio und zweien seiner Kameraden gegenüber. Der Auftritt im Walde von Chantilly war mir so klar im Gedächtniß geblieben, daß ich den Vicomte auf der Stelle wieder erkannte. Er erinnerte sich meiner offenbar nicht; übrigens schien er mir, wie auch seine Freunde, vorn Weine sehr erhitzt. Nun singe, kleine Bettlerin, sagte er auf brutale Weise und fast ohne mich anzusehen, ich werde Dich besser bezahlen, als das Lumpenvolk im Garten. Hier, nimm auf — und damit warf er mir auf die beleidigendste Weise ein Fünffrankenstück hin, das auf dem Boden hinrollte. Erinnerungen aller Art waren bei dem Anblick dieses ungezogenen Buben so rege in mir geworden, daß ich anfangs auf seine Plumpheiten gar nicht achtete; ich stand stumm, unbeweglich und nahm das Geld nicht auf. Mein Schweigen erregte seine Aufmerksamkeit, er stand vom Tische auf und sagte einem seiner Kameraden etwas in's Ohr — dieser schob den Riegel der Thür vor, und jetzt begann ein Austritt rohester Gewaltthätigkeit. Ich sträubte mich, drohte, flehte, bat sie und wagte nicht, um Hilfe zu rufen, da ich wohl wußte, daß, wenn Lärm entstände, der Wirth mir allein die Schuld geben und mich schmähdlich aus dem Hause werfen würde. Aber meine Bitten und meine Angst machten die kleinen Frevler noch kühner, mein hartnäckiger Widerstand erbitterte Scipio; erhitzt, wie er war vom Weine, gerieth er in Wuth, überhäufte mich mit Schmähdungen und schlug mir so boshaft in's Gesicht, daß das Blut mir aus der Nase rann. Jetzt machte ich mich mit verzweifelter Anstrengung los, lief an's Fenster, stieß es auf und rief um Hilfe. Mein Gesicht war blutig, die Leute, die im Garten am Tisch saßen, erblickten mich in diesem Zustande und standen eilig auf, mir zu Hilfe zu eilen, einer von Scipio's Genossen, dem doch bange wurde, schob den Riegel der Thür zurück. Jetzt trat der Wirth herein, schob Alles auf mich und jagte mich auf rohe Weise fort, aber mehre Zuschauer bei diesem Auftritt nahmen

meine Partei, und wäre nicht Scipio's Erzieher eingetroffen, der mit Hilfe des Wirthes Scipio und seine Kameraden durch eine Hinterthüre hinausließ, wo sie sogleich in den Wagen stiegen, so hätte die aufgebrachte Menge ihnen vielleicht übel mitgespielt.«

»Verdammt Schuft!« rief Bamboche — »immer noch der ungezogene Bengel im Walde bei Chantilly! Das soll aber am Ende für ihn einen etwas bittern Ausgang nehmen — er fängt an heranzuwachsen —«

»Das geht mich an,« sagte Basquine mit kalter Ironie, »ich verstehe abzuwarten. Wenn ich Euch von dieser zweiten Gemeinheit Scipio's erzähle, Freunde, so ist's, weil die Sache mit dem Auftritt von heut Abend zusammengehalten, den Charakter einer seltsamen Schicksalsfügung annimmt«, setzte Basquine hinzu, indem sie nach und nach warm ward — »so ist's, weil offenbar der böse Genius des Vicomte ihn mir immer entgegenführt, ihn dazu treibt, mich mit Beleidigungen zu überhäufen, die den Rachedurst eines Frauenzimmers bis zu Wildheit steigern müssen«, rief Basquine mit funkelndem Auge und dem Ausdruck unversöhnlichen Hasses — »es war nicht genug, daß er mich in frühestem Alter ganz unbarmherzig zurückgestoßen, mich später beschimpft, geschlagen hatte — der böse Stern des Vicomte muß ihn auch noch heut Abend in's Theater führen. Denn Ihr könnt es nicht mitfühlen, Ihr Beiden, wie furchtbar niederschlagend dieser Vorgang für mich ist; ich will nicht von der zugleich lächerlichen und fürchterlichen Erniedrigung sprechen, die ich erduldet, von dem Zischen, dem Auspochen, das mich verfolgte — Ihr müßt auch wissen, daß ich erst nach unerhörten Anstrengungen, unglaublichen Entbehrungen dazu gelangt war, auf diesem unglücklichen Theater auftreten zu können; da ich nicht mehr auf den Straßen singen konnte, mußte ich von den zehn Sous leben, die ich als Figurantin bekam, das heißt, nicht trocken Brot genug haben, meinen Hunger zu stillen, und in greuligen Schlupfwinkeln zwischen dem gemeinsten Volk übernachten.«

»Ach, für ein Frauenzimmer ist das fürchterlich!« rief ich aus. »Mein Gott, wie hast Du davon leiden müssen!«

»Die Hoffnung, der Glaube, daß es mir gelingen würde, und daß ich mich eines Tages rächen konnte, hielten mich aufrecht«,



sagte Basquine, »auch verdoppelte ich meinen Eifer — es war ein unvorhergesehener Glücksfall für mich, daß diesen Abend ein Theaterdirector aus der Provinz der Vorstellung beiwohnte; befriedigte ihn mein Spiel, mein Gesang, so wollte er mir eine Stelle zu achthundert Franks anbieten, das war wenig genug, und doch war es für mich Alles; denn war einmal dieser erste Schritt gethan, so war ich überzeugt, ich mußte mit Anstrengung und Ausdauer zum Ziel gelangen. — Aber Ihr könnt es Euch leicht vorstellen«, sagte Basquine im Tone tiefer Betrübniß, »nach meinem unglücklichen und schimpflichen Fall an diesem Abend ist von dieser Seite alle Hoffnung verloren. Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, auf dem unseligen Theater wieder aufzutreten, wo ich mit so viel Mühe zuletzt Zutritt gewonnen hatte. — Thut nichts! Ich bin erst sechzehn Jahr alt«, fuhr Basquine im Tone unbeugsamer Hartnäckigkeit fort — »ich fange von vorn wieder an — ich versuche andere Mittel — ich lasse meine Rache nicht aus den Augen — nein — ich *will* zum Ziel gelangen — und ich gelange dazu! O, so arm, so schwach ich bin, so sehr ich allein stehe — ich bring' es dahin! O gesegnet seist Du, Scipio — der neue Haß, den Du mir einflößest, wird meine Kraft verdoppeln — gesegnet seist Du — denn, bringt mich nicht die Anstrengung um, so sollst Du und Dein ganzes Gezücht —«

Dann schwieg Basquine plötzlich, sah Bamboche und mich fast verlegen an, und sagte:

»Verzeiht, verzeiht, Freunde, daß ich mich so vergesse. — Später wollen wir von der Zukunft reden, aber jetzt, da wir einander nach so viel Trennungsjahren voll Prüfungen wiedergefunden, laßt uns nur an das Glück denken, daß wir einander wiedersehen und gegen einander aussprechen können, was wir vielleicht noch gegen Niemand ausgesprochen, das thut wohl, das beruhigt, das ermuthigt. — Meine Beichte ist aus, Martin, Bamboche's seine auch — jetzt kommst Du an die Reihe. Du glaubst nicht, wie ungeduldig wir auf Deinen Bericht warten.«

---

Ich erzählte so kurz als möglich Alles, was mir seit unserer Trennung begegnet war, — und ich bekenn' es, hingerissen durch die Herzenserleichterung, die es mir gewährte, und Bedenken

tragend, Denen, die in ihrem offenen Vertrauen mich in die geheimsten Gedanken ihres Herzens, in die traurigsten Geheimnisse ihres Lebens eingeweiht hatten, irgend etwas zu verbergen, verheimlichte ich vor ihnen meine ehrerbietige Liebe zu Regina nicht, noch auch die Besorgnisse, welche die mannigfachen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt war, in mir hervorriefen.

Uebrigens war es nicht allein das Zutrauen, welches mir Bamboche und Basquine bewiesen, das diese unbedingte Offenheit veranlaßte. Ich rechnete auch auf die Kenntniß, welche der Letztere von Robert von Mareuil's verganginem Leben zu besitzen schien, und die mir im Nothfall den Beistand meines Jugendfreundes zu versprechen schien.

Endlich verleitete mich zu dieser vielleicht unzarten Eröffnung die reine, tiefe Rührung, welche Basquine und Bamboche an den Tag legten, als sie mich von meinem hartnäckigen Kampfe mit dem Schicksal erzählen hörten, und ihre Angst, ich möchte sagen, ihr Entsetzen, als sie mich auf dem Punkte sahen, zu straucheln —

»*Ach, ich athme wieder auf!*« — rief Basquine — »*Martin — Du hast mir bange gemacht!*« — sagte Bamboche, als ich ihnen erzählt, wie das von der Vorsehung gesandte Zusammentreffen mich von der Schande gerettet.

Ein seltsamer Gegensatz, der mir auch bis heute unerklärlich ist: diese beiden Wesen hofften, erwarteten nichts mehr von ehrenwerthen, edeln, großen Gefühlen, und doch wußten sie alles Ermuthigende und Gute, was meine Ausführung in dieser harten Prüfungszeit haben mochte, mit dem rührendsten Mitgefühl zu verstehen und zu schätzen. Mit meiner Liebe zu Regina ging es ebenso. »Du glaubst an Regina, wie meine arme Mutter an die heilige Mutter Gottes glaubte«, sagte Basquine gerührt zu mir, »das ist keine Liebe mehr — das ist Religion.«

»Martin«, sagte Bamboche ernst zu mir, als ich meine Beichte geendigt, »Du bist der beste Kerl, der auf der Welt lebt. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich mich freue, so zu sein, wie ich bin, weil ich Dich nun besser schätzen kann, als wenn ich Dir gleich wäre, als wenn ich auf Deiner Höhe stände.«

»Bamboche, die Freundschaft verblendet Dich«, sagte ich

lächelnd.

»Ei Donnerwetter! ich will keine Redensarten machen«, rief er aus, »und das hindert doch nicht, daß man, je niedriger man steht, desto besser die hohen Berge zu schätzen weiß.«

»Er hat Recht«, sagte Basquine, »die Freundschaft blendet uns nicht. Sie hindert uns nur unredlich oder ungerecht zu sein. — Komm, guter Martin«, setzte Basquine mit einem Lächeln hinzu, das mir wehe that, »es ist niemals die Schönheit, die die Schönheit am Besten zu schätzen weiß, es ist die Häßlichkeit, wenn sie neidlos ist und nicht auf Schaden sinnt.«

»Und dann siehst Du«, sagte Bamboche, »der Teufel richtet nichts dagegen aus, — Du wirst immer Martin bleiben, wie Basquine und ich Basquine und Bamboche bleiben werden, wir sind nun einmal versteinert — Du auf gute, wir auf schlechte Art. Daran kratzen zu wollen, heißt sich die Nägel abreißen, und es wäre ein dummer Einfall; denn was schadet's am Ende? Basquine und Du, liebt Ihr mich darum weniger, weil ich ein Strauchdieb bin, und wenn ich auch hundert Mal schlimmer werde? Nun, Ihr liebt mich, wie ich bin —«

»Weil Du noch vortreffliche Eigenschaften hast«, sagte ich.

« Er schüttelte den Kopf und antwortete mir:

»Ich habe nur zwei Eigenschaften: Basquine im Leben und Tod anzugehören — Nummer eins, und Dir, Martin, im Leben und Tod anzugehören — Nummer zwei, — damit ist mein ganzer Sack ausgeschüttet. Aber was schadet das? Lieben Basquine und ich Dich darum weniger, weil Du in sittlichen Dingen eben so hoch stehst, wie wir niedrig? Nein, wir lieben Dich, wie Du bist. Aber worin wir gleich und auf Einer Stufe stehe, das ist in unserer Liebe zu einander. Was das anbetrifft, Martin, hörst Du, wohl, darin thue nur nicht etwa groß, da halte ich Dir die Stange, und Basquine uns Beiden zusammen. Unsere gegenseitige Beichte hat das Gute, daß sie uns zeigt, daß wir einander brauchen. Was die Mittel anbetrifft, einander zu helfen, so werden sich die schon finden. Ich zuerst — brauche allerdings für diesen Augenblick nichts — bleibt Ihr Beiden übrig, Basquine und Martin. Basquine muß, obgleich sie heut Abend im Theater des Funambules Fiasco gemacht, die Anstellung in der Provinz, auf die sie hoffte, dennoch erhalten, oder vielmehr noch besser — sie muß eine vortreffliche

Anstellung in Paris bekommen.«

»Wie das?« sagte Basquine.

»Hol' mich der Teufel, wenn ich's weiß«, sagte Bamboche, »aber Du bekommst sie — und die Stelle einer ersten Sängerin dazu, dafür steh' ich Dir ein.«

»Ja, dafür stehen wir ein«, rief ich. »Balthasar Roger, einer meiner Herren, schwärmt für Basquine's Talent. Ein einflußreicher Zeitungsschreiber unter seinen Bekannten theilt diese Bewunderung. Balthasar hat das beste Herz von der Welt, der Vorfall von heute Abend, arme Basquine, wird ihn tief verletzt haben. Ich mache mich anheischig, ihn dazu zu bringen, daß er Dich aufs Angelegentlichste seinem Freunde, dem Zeitungsschreiber empfiehlt.«

»Und streichen Dich einmal die Zeitungen heraus«, rief Bamboche, »so ist es an Dir, Basquine, an Dir, die Bedingungen festzustellen. Was hab' ich Dir gesagt, daß wir Dich als erste Sängerin engagieren lassen wollten? — Was Dich anbetrifft, oder vielmehr Fräulein Regina, die von jetzt an keinen dienstbeflisseneren Freund hat als mich, die Du eben so sehr liebst als ehrst — so soll sie nicht in Robert's von Mareuil Hände fallen, das sage ich Dir. Du weißt nicht, was für ein Kerl das ist — gegen den bin ich ein Heiliger — aber sei ruhig, wir kriegen ihn unter, und ist der einmal beseitigt — denn er scheint der Gefährlichste zu sein — so machen wir uns an die Andern, den Fürsten von Montbar und den Vater des verdammten Schuffs von kleinem Vicomte. Das sind blos zwei Mund voll — weiter nichts. — Mit welcher Brühe wollen wir sie zurichten? — Weiß noch nicht, wird sich aber finden — haben wir doch durch Dich jetzt gleich ein Mittel gefunden, Basquine zur Theatersängerin zu machen.«

Und da ich an diesen raschen und unfehlbaren Erfolgen doch ein wenig zu zweifeln schien, setzte Bamboche hinzu:

»Sage noch ein Wort, und ich verpflichte mich vor Notar und Zeugen, daß Du Regina heirathen sollst! — Doch nein«, versetzte er schnell, indem er mir reuig die Hand hinstreckte, »keine Scherze mit dem Namen. Verzeih, Martin, verzeih, ich habe Unrecht gethan. Es ist schon viel, daß Du meine Hilfe überhaupt annimmst. Aber siehst Du wohl, Wackerer, um gegen die Robert von Mareuil zu kämpfen, sind die Bamboche besser als die

Martins.«

»Robert von Mareuil, hast Du mir gesagt, Martin, war heut Abend im Theater des Funambules?« versetzte Basquine, nachdem sie eine Weile nachdenklich geschwiegen.

»Ja«, erwiderte ich, »in - der Prosceniumsloge links.«

»Richtig«, sagte sie lebhaft. »Obgleich sein Platz hinten in der Loge war, hatte er sich sehr nach dem Theater vorgebeugt.«

»Allerdings«, antwortete ich, »Dein Spiel schien ihn mächtig zu fesseln, ja zu bezaubern.«

»Seltsamer Zufalls«, sagte Basquine, »es war mir ausgefallen, obgleich ich sonst ganz bei meinem Spiel war und nur an meine Rolle dachte.«

»Der Robert von Mareuil schien bezaubert!« rief Bamboche, indem er Basquinen mit einem Blicke des Einverständnisses ansah.

»Ja«, versetzte sie mit triumphierendem Lächeln, »verstehst Du? Ein Freund des Vicomte! Eines der Häupter dieses Gezüchtes, das ich verabscheue!«

»Alle Teufel — ich verstehe!« rief Bamboche.

»Ich versteh' Euch, glaub' ich«, sagte ich zu den Beiden, »aber nehmt Euch in Acht, Robert von Mareuil ist —«

»Menge Dich darein nicht, Martin«, unterbrach mich Bamboche, »das ist grobe Arbeit, die nicht für Dich ist — davon bekommst Du unreine Hände — dazu bist Du zu zimperlich! Uebrigens sei ruhig — ohne Deinen Beirath soll nichts geschehen. Aber nun wollen wir für heut Abend die Geschäftssachen bei Seite lassen — das nimmt uns unsere beste Zeit. Wir haben jetzt einander nichts mehr mitzuthellen, laßt uns setzt in der Vergangenheit schwelgen — laßt uns jetzt anfangen: *Weißt Du noch, weißt Du noch?* — Laßt uns essen. Mir hat die Freude grimmigen Hunger gemacht. Glücklicherweise habe ich ein Abendessen für mich und für die selige Frau Capitain Bambochio zurechtmachen lassen. Zu Tische, Freunde, zu Tisch — freilich, die Küche des armen Leonidas Hay wiegt das hier nicht auf — Wißt Ihr noch? Was machte er für famose Hammelragouts!«

»Und vollends die Aalsuppe — darin excellirte er als Wassermensch«, sagte Basquine, die sich, ebenso wie ich, gern

von Bamboche's Heiterkeit anstecken ließ.

»Und seine Methode, die Neugierigen zu entfernen«, sagte ich meinerseits, »wenn sie ihn gar zu sehr in der Nähe besehen wollten — wißt Ihr noch?«

»Wetter! ob ich's noch weiß«, sagte Bamboche, indem er einen kostbar besetzten Tisch, den er aus seinem Saal holte, wo er ganz fertig dastand, an den Kamin Gerade bei unserer letzten Vorstellung bei La Levrasse machte Leonidas Hay seinen allerschönsten Gestank, um den Neugierigen einen Schabernack zu spielen. Ich war durch zwei Wände von ihm getrennt und noch da das pestilenzialische Zeug — es war zum Ersticken.«

»Und weißt Du wohl noch, Basquine, in welche Gefahr Dich an eben diesem Tage die Mutter Major brachte — weißt Du noch? bei der Menschenpyramide?«

---

Und unter dem unwiderstehlichen Zauber dieser Worte: Weißt Du noch? — die auf Jugendfreunde, die nach langer Trennung endlich wieder vereinigt sind, einen magischen Eindruck machen, vergaßen wir, ganz in die Vergangenheit versenkt, bei diesem herzlichen Abendessen, das bis zum Morgen währte, Gegenwart und Zukunft gleicher Weise.

---

Am Morgen eilte ich in die Wohnung meiner Herren zurück, ziemlich besorgt darüber, wie sie mein Verschwinden aufgenommen haben möchten; denn ich mußte um jeden Preis in Balthasar's oder vielmehr in Robert von Mareuil's Diensten bleiben, dessen Schritte zu beobachten mir so wichtig war. Ich richtete mich also darauf ein, mich mittelst einer ziemlich geschickt erfundenen Erdichtung entschuldigen zu können.

Ich trat in die Wohnung meiner Herren ein, der Schlüssel stack an der Thür, ich machte auf.

Zu meiner großen Verwunderung fand ich Balthasar beschäftigt, seinen Koffer zu packen. Der arme gute Dichter! Der Koffer war bald gefüllt, und der Bauplan des prächtigen Palastes, den er bauen lassen wollte, nahm den größten Theil desselben ein.

Balthasar's Gesicht war ernst und traurig, ich hatte ihn niemals

so gesehen. Als er mich erblickte, sagte er liebevoll zu mir:

»Ah, da bist Du ja, Martin«,

»Herr«, sagte ich ganz verlegen, »verzeihen Sie, wenn ich — gestern — es habe an mir fehlen lassen.«

»Laß uns davon nicht weiter reden, Martin, ich habe kein Recht mehr, auf Dich zu zürnen, Du bist nur den Einen Bedienter gewesen — ich ziehe aus.«

»Sie ziehen aus, Herr Roger?« rief ich, und unwillkürlich setzte ich hinzu:

»Und der Herr Graf von Mareuil, Ihr Freund?«

»Mein Freund«, antwortete der Dichter, und er legte auf diese Worte einen bitteren Nachdruck — »mein Freund? — der bleibt hier — er wird das Zimmer behalten — das Haus und Logie gefallen ihm.«

»Aber Sie, Herr Roger?«

»Ich, Bursche? — Ich werde einige Zeit auf dem Lande zubringen.«

Offenbar hatte zwischen dem Dichter und dem Grafen Robert von Mareuil ein plötzlicher und heftiger Bruch stattgefunden.

Nachdem wir Beide eine Weile geschwiegen, sagte Balthasar zu mir, indem er ein Papier aus seinem Taschenbuche zog:

»Ich bin Dir ungefähr sechzig Francs schuldig für die Gänge, die Du für mich gemacht; denn Du siehst wohl ein, daß der zu Millionen anlaufende capitalisirte Lohn ein schlechter Witz war, der gut ist, wenn man gerade lustig ist. Entschuldige, daß ich Dich so lange habe auf Dein Geld warten lassen.«

»Ach, Herr Roger!«

»Ich möchte, ich könnte Deine Sorgfalt, Deinen Eifer und Dein Zartgefühl — denn Du hast es nie gewagt, armer Junger, das Geld von mir zu fordern, das Du doch wahrscheinlich sehr nöthig hattest — besser belohnen; wenn ich's Dir nicht eher gegeben, so war's, gerad herausgesagt, weil ichs nicht hatte — das Trimester meines kleinen Jahrgehalts war noch nicht fällig, aber morgen wird es fällig sein. — Diesen Empfangschein gibst Du am bezeichneten Orte ab, ziehst das Geld für mich ein, behältst Deine sechzig Francs für Dich und schickst mir das Uebrige mittelst einer Postanweisung nach Fontainebleau poste restante.«

»Ja, Herr Roger — ich danke Ihnen«, sagte ich zu ihm, indem ich das Papier nahm.

»Aber da fällt mir ein«, versetzte der Dichter lächelnd, »ich habe eine so unentzifferbare Handschrift, daß ich nicht weiß, ob Du die Adresse wirst lesen können — versuch' es einmal.«

Ich konnte den Empfangschein freilich nur mit Mühe lesen; sein Wortlaut war folgender:

»Ich bekenne hiermit von Herrn Renaud, Straße Montmartre Nr. 10. die Summe von 350 Franks als ein Trimester des Jahrgelths, das Herr Just mir großmüthig zukommen läßt, in Empfang genommen zu haben.

Paris, u.s.w., u.s.w.«

»Mein Gott«, rief ich, nachdem ich gelesen, »wieder Herr Just!«

»Was ist Dir, was meinst Du?« fragte mich der Dichter.

Und ich erzählte Balthasar, was ich von der Freigebigkeit dieses eigenthümlichen Mannes gehört hatte.

»Das ist seltsam«, antwortete mir der Dichter nachdenklich, »dieser Herr Just muß der Teufel in Person sein, ich war dem Hungertode nahe, als er mich ausfindig machte. Woher konnte er wissen, daß ich eine Waise war, daß mein armer Vater, durch einen Bankerott zu Grunde gerichtet, mir nichts hinterlassen hatte, und daß mich die Schreibewuth beseelte und das Bewußtsein, daß ich es, wenn ich mich anstrenge, mit der Zeit dahin bringen würde, mir einen Namen zu machen? — Ich weiß es nicht! Aber, was ich weiß ist das, daß Herr Just, der so mürrisch und bärbeißig aussieht, wie irgend ein Mensch auf der Welt, sich eines schönen Morgens bei mir einstellte und mir nach einer langen Unterredung, bei der er sich in Allem, was mich betraf, ganz unglaublich wohl unterrichtet erwies, einen Brief für diesen Herrn Renaud da ließ, der mir seitdem immer dieses Jahrgeld ausgezahlt hat, das mir so gelegen und so unerwartet kam. Seit dieser Zeit habe ich Herrn Just nicht wieder zu sehen bekommen, nur sagte mir der Geschäftsmann, bei dem ich das Geld in Empfang nehme, jedesmal: Schön so, fahren Sie so fort; Sie sind ein fleißiger Bursche, Sie werden schon zum Ziel gelangen — Sie stehen unter Aufsicht; man weiß, was Sie treiben. Mein einziger Wunsch«, setzte der Dichter seufzend hinzu, »ist, Herrn Just



eines Tages zu sehen zu bekommen, ihm werd' ich Alles zu verdanken haben, wenn es mir gelingt.«

»O! das hoffe ich doch, Herr Roger.«

»Ich auch — jetzt sage mir — ich weiß, Du bist ein wackerer Bursche — hör' auf meinen Rath, es ist möglich, daß der Herr Graf von Mareuil, der mein Nachfolger in diesem Zimmer ist, Dir vorschlägt, in seinem Dienste zu bleiben.«

»Schön, Herr Roger.«

»Nimm's nicht an, laß Dich durch die Lockung eines reichen Lohnes nicht verführen, bleibe, was Du warst, ein guter und treuer Ausläufer — mehr kann ich Dir darüber nicht sagen. Uebrigens aber«, versetzte der Dichter mit Würde, »da es bei »mir heißt: was ich gesagt habe, hab' ich gesagt, so kannst Du dem Herrn Grafen von Mareuil nur sagen, *ich* wäre es — verstehst Du wohl? — niemand anders als ich, der Dir den Rath gegeben, nicht in seinen Diensten zu bleiben. Komm, guter Martin, richte jetzt den letzten Auftrag für mich aus: trage den Koffer auf die Expedition der Post nach Fontainebleau.«

Ich war ganz gerührt von dem liebevollen Tone des Dichters, aber trotz der tausend Gedanken, die in mir sein plötzlicher Bruch mit Robert von Mareuil wach rief, vergaß ich Basquine's Angelegenheit nicht und sagte zu Balthasar:

»Ach! Herr Roger, nun reisen Sie fort, gerade da ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten wollte.«

»Was für eine Gefälligkeit?«

»Gestern Abend — Sie sind ja selbst Zeuge des großen Unglücks gewesen, das der armen Basquine zugestoßen.«

»Die Elenden, die Lumpen, die Esel!« rief der Dichter. »Sie ist göttlich! — Sie auf diesem Theater — sie ist da wie eine Perle in einer Austermuschel.«

»Nun wohl, Herr Roger, ich habe es Ihnen schon erzählt, ich habe Basquine gekannt, als sie noch ganz klein war. Gestern Abend fand ich Gelegenheit, sie wiederzusehen — nach dem Unglücksfall; einer unserer Jugendfreunde und ich, wir haben sie zu trösten versucht — aber ihre ganze Laufbahn ist durch diesen anstößigen Vorfall zerstört; denn um das Unheil voll zu machen, rechnete das arme Mädchen auf eine Anstellung in der Provinz,

die sich gestern Abend entscheiden sollte, der Direktor war bei der Vorstellung anwesend — aber nach so einem Vorfall — Sie können sich wohl denken. Und doch, Herr Roger, wenn Sie nur wollten —«

»Was kann ich dazu thun?«

»Sie haben Verbindungen mit den Zeitungsschreibern — man will behaupten, daß, wenn die Zeitungen von Basquine gut sprächen —«

Der Dichter unterbrach mich.

»Ich sollte mich für Basquine freilich nicht verwenden, nicht wegen ihres Talents — das bewundere ich, auch nicht wegen ihres Charakters, den kenne ich nicht — sondern, weil sie, ohne es zu wollen —«

Plötzlich schwieg er. Dann fuhr er fort:

»Aber das schadet nichts, die Gerechtigkeit geht Allem vor, ich will an den Zeitungsschreiber Dupark schreiben, den allmächtigen Dupark — er ist gerade schwärmerisch für Basquine eingenommen — er thut's gewiß — er hat hier Gelegenheit eine Entdeckung zu machen, die Welt einen neuen Stern kennen zu lehren«, rief Balthasar und ward unwillkürlich warm — »beruhige Dich, Martin, ich will nicht blos an Dupark schreiben, ich will ihn vor meiner Abreise selbst besuchen, und außerdem will ich auch selbst Basquine zu Ehren bringen — ich will ihr, ein Gedicht widmen, das in allen Zeitungen erscheinen soll. Wenn Dupark in seinem Feuilleton die große Trommel rührt, macht der große Haufe der Zeitungsschreiber Chorus — und fiat lux — ein neues Gestirn leuchtet auf —«

»O Dank, Herr Roger!« rief ich, »heißen Dank —«

»Ich muß Dir vielmehr danken, guter Martin«, antwortete mir Balthasar mit bewegter Stimme. »Ich wollte aus Paris fortgehen mit Galle im Herzen und Bitterkeit auf den Lippen. Dir verdanke ich's nun, daß ich mit dem angenehmen Gedanken fortgehe, daß s ich einem armen Geschöpfe von herrlichen Anlagen, — das aber unbekannt und verfolgt lebte, die gerechte Anerkennung verschafft habe. Also ich danke Dir, Martin, lebe wohl, Bursche — rechne auf mich in Betreff Deiner Freundin — bleibe gut und brav, und was die Hauptsache ist — es ist wirklich die Hauptsache, geh

nicht in die Dienste des Grafen von Mareuil.«

Dann nahm der Dichter seinen alten Hut und seinen Regenschirm, that einen letzten, fast trübsinnigen Blick um sich und sagte:

»Liebes, bescheidenes Stübchen, was für schöne, goldene Träume hab' ich zwischen Deinen Wänden geträumt! Wie viel gute Stunden voll Arbeit und Hoffnung hab' ich hier genossen!«

Dann zuckte er die Achseln, als machte er sich selbst einen Vorwurf aus diesem Lebewohl, das an die Mauern eines Miethlogis gerichtet war. »Nun, auf Wiedersehen, Martin, rechne auf meine Hilfe für Basquine. Ich will der Herschel dieses neuen Sternbildes sein, und wenn es Dir in Sachen Deiner Freundin nöthig scheint, so schreibe mir, wenn Du mir das Geld schickst, poste restante nach Fontainebleau. Uebrigens werde ich nach Paris zurückkehren, vielleicht in zwei oder drei Monaten, und wenn ich des Weges komme, zusehen, ob Du an Deiner Ecke stehst — lebe wohl, Bursche — vergiß meinen Rath nicht — es hängt Alles für Dich dran — geh nicht in Robert's von Mareuil Dienste.«

---

Der Dichter reiste ab.

Am folgenden Tage trat ich, trotz Balthasar's wiederholter Ermahnungen, in Robert's von Mareuil Dienste.

---



## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### *Die Trauung.*

Seit einem Monat — denn so lange war mein Zusammentreffen mit Bamboche und Basquine her — war ich in Robert's vors Mareuil Dienste getreten, so sehr mir auch Balthasar davon abgerathen; eines Abends war ich, ohne gesehen zu werden, bei folgendem Austritt gegenwärtig, der in einem kleinen Hause vorging, das in dem einsamsten Theile des Invalidenviertels lag.

Es war Nacht.

Im Hintergrund eines ziemlich schlechten Parterrezimmers stand ein zu einmaligem Gebrauche errichteter Altar, auf dem übrigens weder Tabernakel, noch Evangelienbuch, noch Meßkanne u.s.w. fehlte; vier große plattierte Leuchter mit Wachskerzen bildeten die geringe Beleuchtung des Zimmers und verbreiteten in ihm ein trübes Licht.

Einige Schritte vom Altar standen zwei Stühle nebeneinander; das tiefste Schweigen herrschte in dem Zimmer, in dem für jetzt Niemand anwesend war.

Es hatte vor einer Viertelstunde in der Ferne langsam zwölf geschlagen, als die Fenster von dem dumpfen Rollen eines Wagens erbeben, dann hörte ich mehre Thüren sich plötzlich öffnen und wieder schließen, während sich in einem Zimmer, das oberhalb des Parterrezimmers lag, in dem ich mich versteckt hielt, rasche Schritte bemerkbar machten.

Jetzt ward, es aufs Neue ganz still, und ein Frauenzimmer, das

in einen Mantel mit übergeschlagener Kapuze gehüllt war, eilte rasch durch das Zimmer, in dem der Altar errichtet war, und verschwand durch eine Seitenthür, aber nach einigen Augenblicken öffnete und schloß sich die Thür mehre Male wieder, als wollte das Frauenzimmer, das dahin gegangen, belauschen, was hier vorginge oder vorgehen sollte.

Dann trat ein Mann von hohem Wuchse herein, nahm die Vorbereitungen einen Augenblick in Augenschein; er fand es offenbar noch zu hell; denn er löschte zwei von den vier Lichtern aus und ging wieder hinaus, das große Zimmer war auf diese Weise fast dunkel; denn die schwache Beleuchtung verscheuchte kaum die Finsterniß.

Als auch dieser Mann verschwunden war, öffneten sich die beiden Flügelthüren der Hinterwand und ein Mann und ein Frauenzimmer schritten langsam auf den Altar zu.

Der Mann war Robert von Mareuil, das Frauenzimmer war Regina.

Zwei andere Gestalten folgten ihnen in geringer Entfernung.

Das junge Mädchen sah ruhig, gefaßt, entschlossen aus; die Flechten ihres schönen schwarzen Haars faßten ihr schönes Gesicht ein, das bleich und wie ein geschnittener Stein durchsichtig war, ihr schwarzes Kleid mit kurzer Schleppe, ihr schlanker Wuchs, die hohe und stolze Haltung ihres Hauptes gaben ihrem Daherschreiten eine gewisse Majestät. Auch Robert von Mareuil sah bleich aus, und trotz seiner erheuchelten Zuversicht hätte ein scharfsichtiger Beobachter dann und wann das Zucken heftiger Angst unter dieser angenommenen Larve entdecken können.

Robert und Regina traten an die beiden bereit stehenden Stühle hin; die beiden Männer, welche sie begleitet, traten auch heran, aber einige Schritte weiter nach hinten.

Eine Secunde lang heftete sich Reginas Blick mit einem rührenden Ausdruck von Vertrauen und Zärtlichkeit auf den Grafen, dann wandte sie plötzlich das Gesicht ab, senkte die Stirn, faltete die Hände und schien inbrünstig zu beten; sie hatte einen Priester eintreten sehen, der mit allen heiligen Insignien ausgestattet war; er trat gemessenen Schrittes herein und hielt

den Kelch in den Händen.

Der Priester trat auf den Altar zu, gab den Anwesenden seinen Segen und fing an die heiligen Gebräuche der Trauung zu begehen, während die beiden Männer, Robert's und Regina's Trauzeugen, nach der Sitte ein Stück Zeug über den Köpfen der Verlobten empor hielten.

Als der Priester Robert und Regina fragte, ob sie gesonnen seien, einander als Gatten anzugehören, hob das junge Mädchen die Stirn und sprach das feierliche Ja mit fester Stimme aus. Robert, der von Zeit zu Zeit ängstliche Blicke um sich warf, antwortete mit weniger fester Stimme.

Als die Trauringe gewechselt waren und der Priester die beiden Gatten zur gegenseitigen Erfüllung ihrer Pflichten ermahnte, hörte ich das Klingeln der Schellen von mehren Postpferden, die in den Hof des Hauses kamen. Bei diesem Geräusch fuhr Robert freudig auf, und von diesem Augenblick an wußte er seine ängstliche Ungeduld so wenig zu beherrschen, daß er noch vor Ende der Cremonie aufstand, Regina bei der Hand faßte und eilig zu ihr sagte:

»Laß uns gehen, Regina! Laß uns gehen, unsere Augenblicke sind gezählt.«

Das junge Mädchen warf einen verwunderten Blick auf den Grafen und schien ihn mit einer ausdrucksvollen Bewegung an den Anstand zu erinnern, den er auf so befremdende Weise vergaß. Der Graf biß sich auf die Lippen, seine Gesichtszüge verzerren sich krampfhaft, und er klopfte mit der Fußspitze ungeduldig auf den Fußboden, bis die Feierlichkeit ganz vorüber war.

»Komm, schnell!« sagte jetzt der Graf zu dem jungen Mädchen.

Und damit faßte er sie ungestüm an der Hand und that einen Schritt, um sich vom Altar zu entfernen, aber Regina machte sich von ihm los, wandte sich an den Priester und sagte zu ihm voll Sanftmuth und Würde:

»Ehrwürdiger Vater, jetzt, da ich die Ehre habe, den Namen des Herrn von Mareuil zu tragen, jetzt da unser Verband vor Ihnen gerecht, unlöslich und geheiligt ist, kann ich Ihnen meine tiefe Erkenntlichkeit aussprechen für den heiligen Beistand, den Sie

uns geleistet. Dieser Beistand beweist mir auch, daß Sie, durch Herrn von Mareuil von Allem unterrichtet, mein Benehmen gut heißen und die Wichtigkeit der Verhältnisse, die mich genöthigt, eine Heirath, die morgen für Niemanden ein Geheimniß sein wird, auf geheime Weise zu schließen, anerkennen.«

»Regina!« rief Robert von Mareuil, indem er mit dem Fuße stampfte, »Du weißt nicht, wie kostbar die Zeit ist, die wir verlieren.«

»Was ist Dir, mein Lieber«, antwortete ihm das junge Mädchen, »was fürchtest Du? Bin ich nicht Dein Weib vor Gott und Menschen? Gibt es eine menschliche Macht, die fest noch die Bande, die uns vereinigen, zerreißen könnte?«

»Nein, o nein!« rief Robert frohlockend. »Regina, Du bist mein, für immer bist Du meine Frau!«

»So? — meinst Du?« sagte plötzlich einer der beiden Männer, die als Trauzeugen gedient hatten.

Dieser Mann war Bamboche.

»Wirklich, Herr Graf, meinst Du, daß das Fräulein Deine Frau ist?«

Bei diesen Worten Bamboche's stürzte Robert von Mareuil, todtenbleich vor Wuth und Entsetzen, mit Einem Satz auf Bamboche zu, aber dieser faßte ihn mit Riesenkraft bei beiden Händen, hielt sie, trotz seines Sträubens, fest und sagte ehrerbietig zu Regina:

»Verzeihen Sie, Fräulein, aber ich mußte die Sache bis zu Ende kommen lassen, jetzt sollen Sie Alles erfahren.«

Bei diesen Worten stand der Priester, der im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, eben so verduzt da, wie Bamboche's Begleiter, der zweite Zeuge, der kein anderer war, als der Muldensterz.

Regina blickte entsetzt bald den Einen, bald den Andern der bei diesem Auftritt, der ihr unbegreiflich sein mußte, mithandelnden Personen an und stand unbeweglich, wie eine Bildsäule.

»Verschließt die Thüren«, rief Bamboche laut.

Dann horchte er. Fast in demselben Augenblick hörte man an den Schlössern der beiden Thüren die Schlüssel umdrehen, ich war aus meinem Versteck getreten, um die eine zu verschließen,

dann kehrte ich in denselben zurück; das Frauenzimmer mit übergezogener Kappe verschloß die andere.

»Jetzt, Herr Graf«, sagte Bamboche zu Robert, den er nun losließ, »zeigen Sie sich in Ihrer Anmuth, aber die Hände herunter, oder ich schlage Ihnen mit diesem Spielzeug den Schädel ein.«

Und Bamboche zog rasch aus der Tasche ein Stück von einem Dreschflgel — eine schreckliche Waffe in den Händen eines so gewandten und starken Mannes.

Robert gewann bald seine Kaltblütigkeit und Frechheit wieder, trat lebhaft auf Regina zu und sagte:

»Regina, wir sind in eine schreckliche Räuberhöhle gerathen, aber fürchte nichts, ich werde Dich bis in den Tod vertheidigen.«

Mit diesen Worten umfaßte er Regina mit einem Arme, als gedächte er sie zu vertheidigen.

»Mein Gott, mein Gott, Robert!« lispelte das junge Mädchen mit schwacher Stimme, indem sie sich schreckenvoll an Robert anklammerte, »wo sind wir? -- was soll das heißen?«

Und dabei blickte sie nach Bamboche hin.

»Ich weiß nicht, was dieser Elende will — er ist zu Allem fähig — er will uns vielleicht berauben — oder das Geheimniß, in das wir unsere Vermählung hüllen mußten, ausbeuten.« antwortete Robert dem jungen Mädchen. »Aber es schadet nichts — fürchte nichts von dem Schurken — ich bin da.«

»Aber, Robert«, versetzte Regina betroffen, »Du hattest mir gesagt, dieser Mann — unser Trauzeuge, sei einer Deiner Freunde — und der andere auch?«

Und damit wies sie auf den zweiten Zeugen, den Muldensterz.

Durch diese Bemerkung aus der Fassung gebracht, versetzte Robert stammelnd: »Freilich! und ich begreift nicht — ich hielt sie Beide für meine Freunde — für ehrenwerthe Männer —«

»Wir ehrenwerthe Männer!« sagte Bamboche laut auflachend. Dann wandte er sich an den Muldensterz: »Sage doch, alter Schuft, hörst Du den Herrn Grafen? Er nennt uns ehrenwerth. Nun — am Hochzeitstage ist man freigebig.«

»Regina«, rief Robert außer sich, »sie haben Recht, sie sind Schurken. — Ja, ich gestehe es Dir, gedrängt von der Zeit, und in



der Furcht, daß unsere Heirath Lärm machen und dadurch vereitelt werden möchte, wenn ich mich an Leute unseres Standes wendete, habe ich mich genöthigt gesehen, mich dazu herabzulassen, diese Elenden zu bitten, Zeugenstelle zu vertreten, aber —«

Regina machte sich voll Würde rasch aus Roberts Armen los.

Es war nicht mehr Schreck, es war schmerzliche Verwunderung, was sich in den Zügen des jungen Mädchens malte, und sie rief aus:

»So hast Du mir trügen können, Robert! — so hast Du mich erniedrigt! Als Zeugen unserer Trauung Spitzbuben einzuladen — elende Schurken, wie Du selbst sie nennst — das ist eine furchtbare Beleidigung, das ist eine Entweihung des Heiligen.«

Dann wandte Regina sich zu dem Priester, der, in unglaubliches Erstaunen versunken, seinen Ohren nicht zu trauen schien, und sagte zu ihm im Tone der Beschämung und des tiefsten Schmerzes:

»Ach, ehrwürdiger Vater, können Sie uns verzeihen?«

»Genug, Fräulein«, unterbrach Bamboche Regina, »genug, ich bitte Sie, das Alles hat für Sie schon zu lange gewährt.«

Dann setzte er hinzu, indem er sich zu dem Priester wandte und seine Worte mit einer drohenden Bewegung begleitete:

»Flink, Herr Pfarrer, herunter mit der Kutte, oder ich reiße sie Dir herunter, alter Galgenstrick.«

Ehe ein Augenblick verging, hatte der Priester Stola und Chorrock abgelegt.

Der falsche Priester war La Levrasse.

»Gott, wo bin ich?« rief Regina mit wachsendem Entsetzen, »wo bin ich! Gott erbarme sich meiner.«

Und verzweifelnd faltete sie die Hände und sank flehend am Altar hin.

»Wie«, rief Robert, der jetzt seinerseits Verwunderung und Unwillen zu erheucheln suchte, »wie, der Priester war kein wirklicher Priester?«

»Da capo die Verwunderung!« rief Bamboche, »da capo!«

Dann wandte er sich an La Levrasse.

»Hörst Du den Robert von Mareuil? Er wußte es nicht, das unschuldige Lamm, daß Du zufällig Mönch geworden!«



La Levrasse knirschte mit den Zähnen vor Wuth, aber zurückgehalten durch die Furcht, die ihm Bamboche einflößte, beschränkte er sich darauf, ihm mit der Faust zu drohen und zu sagen:

»Du großer Schuft, Du Verräther! Du bringst mich um Mehr als 100,000 Francs.«

Dann setzte er hinzu, indem er mit dem Fuß aus die Erde stampfte und sich zu Robert von Mareuil wandte:

»Verstehst Du etwas davon, Mareuil? Was kann er davon haben, Alles zu verderben, der Spitzbube, da er doch Alles eingefädelt hat, da doch Alles zu Ende war und nun von selbst weiter ging?.«

»O, Ihr wißt freilich nicht, was ich davon habe«, versetzte Bamboche — »ich habe ein ganz einfaches Interesse dabei, und Ihr sollt es erfahren.«

Dann wandte er sich an Regina, die noch immer auf den Knien lag und wahrscheinlich einen schreckhaften-Traum zu träumen glaubte.

»Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich diesen für Sie so peinlichen Austritt noch um einige Augenblicke verlängern muß, aber Sie müssen Alles erfahren. Erinnern Sie sich, daß Sie vor acht oder neun Jahren im Walde von Chantilly auf drei kleines Bettler gestoßen sind, welche Sie ansprachen?«

»Ja, ich erinnere mich«, antwortete Regina wie im Traume.

»Sie allein«, versetzte Bamboche, »hatten für diese drei Kinder

— ich war eins von ihnen — sanfte, mitleidvolle Worte. Gleichwohl beabsichtigten diese Kinder, erbittert durch die Härte der Worte Derer, die bei Ihnen waren, Sie mit fortzuschleppen. Ich habe weder unser unbarmherziges Betragen, noch die Theilnahme, die Sie gegen uns an den Tag legten, vergessen — und heute bezahl' ich diese alte Schuld. Das Glück hat gewollt, daß ich ein vollkommener Spitzbube wurde — ich sage das Glück — denn, wär' ich ehrlich geworden, so hatte ich mit dem Herrn Grafen von Mareuil da gewiß nicht in Freundschafts- und Geschäftsverhältnissen gestanden.«

Robert antwortete nichts, er sann wahrscheinlich auf ein Mittel aus dieser verzweifelten Lage zu kommen.

»Wäre der Herr Graf nur in Schulden versunken, in die er eingegangen, um die albernsten und erniedrigendsten Leidenschaften zu befriedigen, so wäre das noch nichts, seine Liebe oder wenigstens seine Dankbarkeit gegen Sie, Fräulein, hätten seine Bekehrung zu Wege bringen können. Aber weit davon entfernt — er belügt, betrügt, verräth Sie auf eine infame Weise, und noch mehr —«

Und da der Graf erbittert aufs Neue über Bamboche herfallen wollte, sagte dieser zu La Levrasse und dem Muldensterz mit befehlender Stimme:

»Seht darauf, daß der Herr da ein anständiges Betragen beobachtet, sonst sprech' ich, da ich einmal im Zuge bin, morgen an anderer Stelle von Dingen, die Euch nahe angehen.«

Bei diesen Worten wechselten La Levrasse, der Muldensterz und Robert von Mareuil einen raschen Blick, der mich veranlaßte, mich auf dem Platze, den ich einnahm, in Bereitschaft zu setzen, um Bamboche zu Hilfe eilen zu können; ich war bewaffnet und auf Alles gefaßt, aber mein Jugendfreund versetzte mit Gefahr verachtender Kühnheit:

»Keine Kindereien! Ich allein fürchte mich vor Euch Dreien nicht«, und damit zog er aus der Tasche ein paar Pistolen, die er auf den Altar legte, so daß er sie leicht erreichen konnte.

»Und dann«, fuhr er fort, indem er einen Blick nach der Seite hin warf, wo ich war, »ist da ganz in der Nähe ein guter, tapferer Bursche, der mich nicht im Stiche lassen würde.«

»Das ist gewiß der verfluchte Martin«, rief La Levrasse.

Als Robert diese Worte hörte, fuhr er auf, schien sich auf etwas zu besinnen und ballte wüthend beide Fäuste, während Regina, stumm und fest auf Robert hinblickend, den Zwischenfall, den sein Name hervorrief, nicht zu bemerken schien.

»Ob es Jakob, Peter oder Paul ist, der mir beizustehen bereit ist«, versetzte Bamboche, »ist einerlei, aber ich befehle Euch Beiden, daß Ihr die Hitze des Herrn Grafen im Zaume haltet. Was ich noch zu sagen habe, will ich in Ruhe sagen können.«

Robert von Mareuil zuckte die Achseln verächtlich und sagte mit verdoppelter Frechheit zu Bamboche:

»Sprich, sprich — ich werde Dich nicht unterbrechen — und Du, Regina, hör' ihn an, ich bitte Dich dringend darum, im Namen unserer Liebe.«

Regina antwortete nicht, ihre Augen blieben starr auf Robert gerichtet, der diesen drohend festen Blick nicht zu ertragen vermochte; das Gesicht des jungen Mädchens druckte jetzt nicht mehr Schmerz noch Schrecken aus, sondern einen Unwillen, der mit Verachtung gemischt war; nur eine finstre Neugierde schien den furchtbaren Ausbruch der letzteren noch zurückzuhalten.

»Nur noch zwei Worte, und ich bin zu Ende«, sagte Bamboche.

»Der Herr Graf von Mareuil war Schulden halber im Gefängniß, da sagte er zu La Levrasse — zu dem würdigen Wucherer da: Ich kann eine reiche Heirath thun, die mich in den Stand setzen wird, Sie zu bezahlen. Geben Sie mir einstweilen die Freiheit, und wenn ich nicht die Mitgift erwische, so lassen Sie mich wieder festsetzen. — Das ist mir recht, aber, damit Sie es sich mehr angelegen sein lassen, stellen Sie mir falsche Wechsel aus, aus denen Sie meine Handschrift nachmachen, haben Sie einmal die reiche Heirath gethan, so geb' ich Ihnen Ihren falschen Wechsel gegen die Summe, die Sie mir schuldig sind, zurück — gelingt es Ihnen aber nicht, die reiche Erbin zu fangen, so kommen Sie auf die Galeeren. Diese Furcht wird Sie hoffentlich anspornen, die Heirath mit Gewalt durchzusetzen. Die Heirath ist mit Gewalt durchgesetzt worden.«

»Fahren Sie fort, mein Herr«, sagte Regina mit unerschütterlicher Ruhe.

»Regina, wenn Du wüßtest«, rief Robert, »ich —«

Das junge Mädchen unterbrach den Grafen mit einem Blicke voll vernichtender Verachtung und sagte zu Bamboche:

»Fahren Sie *fort*, mein Herr — die Lehre ist für mich schrecklich — ich will sie bis zu Ende hören.«

»Fassen Sie Muth dazu, Fräulein, und es wird Ihnen zum Heile gereichen. Die Geschichte mit dem falschen Priester wurde, bei der Unmöglichkeit, einen wirklichen Priester zu finden, zwischen dem Herrn Grafen und meinen beiden Mitschuldigen ausgemacht; weil es jedoch, damit der Herr Graf Herr Ihres Vermögens würde, erforderlich war, daß Sie sich nicht bloß verheirathet glaubten, sondern daß Ihre Heirath wirklich rechtsgültig sei, hatte Herr von Mareuil, wenn Sie großjährig geworden, auf das nochmalige Eingehen einer Ehe vor den Civilbehörden gedrungen. Für diese zweite Verbindung, die dann eine *wahre* gewesen wäre, würde der Vorwand angeführt worden sein, der ersten durch den Priester, welche vor dem Gesetze keine Gültigkeit hat, eine solche zu geben. Sie sehen, der Herr Graf hat die Ehegesetze gut inne.«

»Und ich bin richtig ins Garn gelaufen«, lispelte La Levrasse.

»Du merkst nun wohl, alte Canaille — verzeihen Sie, Fräulein, bei Unsereinem sind dergleichen Ausdrücke nicht ungebräuchlich — daß ich an — dem Anschlage habe Theil nehmen müssen, damit ich im Stande wäre, ihn scheitern zu machen. — Wenn ich die Dinge so weit habe kommen lassen, wie sie gekommen sind, Fräulein, so ist's um die Gemeinheit des Herrn Grafen klar beweisen zu können — und auch um Ihnen meine Erkenntlichkeit aus meine Art zu erkennen zu geben, Fräulein, indem ich Sie verhinderte, einen entehrten Menschen zu heirathen, der die Schande und das Unglück Ihres Lebens gewesen sein würde.«

»Ich danke Ihnen dafür, mein Herr — Ihr Benehmen ist in diesem Punkte das eines Mannes von Herz und Ehre gewesen,« sagte Regina in finsterner Ruhe, und ihr Blick ruhte beständig fest und unerschütterlich, wie der eines Richters, auf Robert von Mareuil, ohne daß sie jedoch auch nur Ein Wort an ihn richtete.

Dieses Schweigen, dem das Mienenspiel Regina's eine furchtbare Bedeutung gab, war schrecklicher, als es die bittersten, heftigsten Vorwürfe gewesen sein würden.

Robert stand vernichtet da und schien von diesem Blick voll unbeugsamer Erbitterung wie festgebannt; dann wollte er einen verzweifelten Versuch wagen und rief:

»Ja, Regina — ich bin schuldig gewesen — ich habe ein Verbrechen begangen — aber wenn Du wüßtest, zu welchen Verirrungen rasende Liebe hinreißen kann, wenn Du wüßtest, wie reine Leidenschaft zu Dir —«

»Basquine«, unterbrach Bamboche Roberten — »komm, Mädchen, bringe den Brief voll glühender Liebe herbei, den der gute Graf noch vorgestern an Dich geschrieben.«

Beim Namen Basquine erblaßte Robert, sein Schreck war so groß, daß er sich an die Wand lehnen mußte, um nicht hinzustürzen.

»Sie haben keinen Begriff von der glühenden Liebe dieses hochgeborenen Herrn zu dem armen Mädchen; sie ist an demselben Tage entbrannt, als der würdige Graf Sie im Museum angetroffen hatte; am Abend sah er Basquinen im Theater des Funambules spielen — und ward von ihr bezaubert — was ihn freilich nicht gehindert hat, an seine Vermählung mit Ihnen zu denken — im Gegentheil; denn wäre er einmal ein reicher Mann gewesen, so hatte er die glänzenden Versprechungen halten können, die er Basquinen gethan — komm, Mädchen.«

Eine der Seitenthüren that sich auf, Basquine erschien, noch immer in den Mantel eingehüllt, dessen halb zurückgeschlagene Kappe ihr Gesicht enthüllte, das jetzt eine wirklich teuflische Freude ausdrückte. Ihre Augen leuchteten von einem unheimlichen Glanze, ein eisiges Lächeln spielte um ihre höhnischen Lippen, in der Hand hielt sie mehre offene Briefe.

---



## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### *Das Entrinnen.*

Bei Basquine's Anblick rief Robert vernichtet in wahnsinniger Wuth aus:

»Aber ist denn hier die ganze Hölle versammelt!«

Basquine trat langsam auf Fräulein von Noirlieu zu und hielt ihr die Briefe des Grafen hin. Regina nahm ganz ruhig einen der Briefe, durchlief ihn aufmerksam, gab ihn dann Basquinen zurück und sagte mit fester Stimme-:

»Ich danke Ihnen, Mademoiselle — es ist schon gut.«

»Es war die Pflicht der Erkenntlichkeit gegen Sie, Fräulein, die mich veranlaßte, zu der Entlarvung dieses Menschen mitzuwirken.«

»Erkenntlichkeit?«

»Ja, Fräulein, und auch der Wunsch, ein Unrecht, ein großes Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen.«

»Gegen mich!«

»Es ist viele Jahre her, da traten im Walde von Chantilly —«

»Waren Sie das? —« sagte Regina lebhaft — »Sie?«

»Ja, Fräulein, ich — er —« sie wies auf Bamboche — »und noch ein Knabe. — Wir aber vergaßen die Großmuth, mit der Sie uns behandelten, und unterstanden uns —«

»Sie waren so hart abgewiesen worden, daß Ihre Erboßung wohl begreiflich war — aber ich werde es nie vergessen«, fuhr Regina fort, indem sie seht die Blicke von Robert verächtlich und

voll Widerwillen abwandte, »daß Sie mir heute einen großen Dienst geleistet, daß Sie mich von der Schmach gerettet haben.«

Herr von Mareuil war aufs Aeußerste gebracht, und zermalmt unter der Last dieser Zeugnisse für seine Schandthat warf er plötzlich die Larve ab und rief zu Regina gewendet mit einem fürchterlichen Ausdruck von Wuth und Bosheit:

»Nun ja — ich habe Dich betrogen, ich habe Dich verrathen, ich hatte Dich diesem teuflischen Geschöpfe geopfert — ich bin entehrt, aber Du sollst es auch sein — es soll bekannt werden, daß Du entführt worden bist. Dein Vater wird Dich dann nicht wieder aufnehmen wollen — dann wird Deine Schande öffentlich sein, man wird glauben, Du seist meine Maitresse gewesen, und ich werde an Dir gerächt sein — Du stolzes, ausgeblasenes Weib! O, man soll sagen, wie die Mutter, so die Tochter —«

Bei dieser Beleidigung, die Regina an Dem, was ihr aus der Welt das Heiligste war, im Innersten verletzte — dem Andenken ihrer Mutter, stürzte das junge Mädchen, erhaben und schrecklich in ihrem Zorne, schnell wie der Blitz aus Robert zu, schlug ihm in's Gesicht und sagte:

»Feigling!«

»Bravo — edles Mädchen —« rief Basquine hocheufreut.

Wäre nicht Bamboche gewesen, welcher Roberten in den Weg trat, der bleich und wüthend über Regina herfallen wollte, so wäre diese in die größte Gefahr gerathen, aber, von Bamboche's kräftiger Hand rasch zurückgehalten, konnte Herr von Mareuil trotz aller Anstrengungen seiner ohnmächtigen Wuth nur in Flüchen und Drohungen Luft machen.

»O Du sollst auf ewig entehrt sein«, lallte er, während Bamboche ihn hielt; dieser antwortete ihm mit spöttischer Kälte:

»Nun, nun, lieber Herr Graf — nur nicht solche unsittliche Phantasiespiele! — ich habe meine Maßregeln getroffen — das Fräulein wird unter der Leitung eines sichern und ihr ergebenen Begleiters zu ihrem Vater zurückkehren. Niemand wird ihre kurze Abwesenheit bemerkt haben — ich und Basquine werden schweigen, das versteht sich von selbst. Diese beiden Schurken, unsere ehrenwerthen Freunde, werden aus Ursachen das Maul halten. Was Sie anbetrifft, hochgeborener Herr, wenn Sie, ehe Sie



fliehen müssen oder festgenommen werden, noch Zeit finden, zu reden, so wird es Ihnen nicht gelingen, den Ruf des Fräuleins zu untergraben — man wird es Ihnen nicht glauben.«

»Er die Flucht ergreifen?« rief La Levrasse erbittert — »an irgend Jemand muß ich doch meine Rache auslassen, und das soll er sein; er soll mir auf die Galeeren, und —«

Mehre heftige Schläge an die Läden des Zimmers, in welchem der Auftritt, bei dessen Erzählung ich begriffen bin, vorging, unterbrachen La Levrasse in demselben Augenblick hörte man folgende Worte von gebieterischer Stimme:

»Im Namen des Gesetzes, macht auf!«

Bei diesen furchtbaren Worten blieben alle Mithandelnden versteinert stehen.

»Teufel!« sagte Bamboche, »auf diese Artigkeit der Polizei war ich nicht gefaßt — sie ist auch gar zu zuvorkommend.«

Dann eilte er auf Regina zu.

»Fürchten Sie nichts, Fräulein, vertrauen Sie sich mir an.«

Dies benutzte Robert von Mareuil und bemächtigte sich, ohne von Bamboche bemerkt zu werden, der Pistolen, die dieser auf eine der Ecken des Altars hingelegt hatte.

»Im Namen des Gesetzes, macht aufs.« wiederholten dieselben Stimmen von außen.

Bamboche war bei Regina stehen geblieben; plötzlich warf er mit Einem Faustschlage die beiden Leuchter mit den Kerzen darauf um. Auf diese Weise war das Zimmer in die tiefste Finsterniß versenkt, ich sah nichts mehr.

Da ich die Einrichtung des Hauses kannte, stürzte ich von dem Orte, wo ich bis dahin gesteckt hatte, hervor, öffnete die Thür, die auf Bamboche's Geheiß eine Viertelstunde vorher verschlossen worden war, und eilte in das Zimmer, wo die betrügerische Trauung stattgefunden, und wo La Levrasse, der Muldensterz und Robert von Mareuil herumtappten und gegenseitig gegen einander anliefen.«

Um zu erfahren, wo Bamboche sei, und zu ihm kommen zu können, that ich einen Ruf, der uns in unserer Kindheit oft zum Zeichen gedient hatte. Jetzt merkte ich, daß ich vor einer offenen Thüre vorbeikam — ich merkte es an dem feuchten Luftstrom, der

mein Gesicht traf — blieb einen Augenblick unbeweglich stehen und hörte dann in der Richtung eines Ganges, der auf diese Thür auslief, Bamboche's Stimme, die meinem Ruf antwortete. Von ihr geleitet und dem Gange nachgehend, kam ich in den Garten des Hauses.

Die Nacht war so dunkel, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte.

»Du bist?« sagte Bamboche lebhaft,

»Ja.«

»Wo ist der Fiaker?«

»In dem Gäßchen, er wartet an der kleinen Thüre.«

»Fräulein«, sagte Bamboche zu Regina, »es ist noch nichts verloren, folgen Sie dem Begleiter, den ich Ihnen gebe, er wird Sie in Ihr Haus zurückbringen. Schnell, schnell, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich hatte mich auf alle Fälle vorgesehen, nur nicht auf einen Einbruch der Polizei. — Komm, Basquine, laß uns nach dieser Seite fortlaufen, ich bemerke da unten Licht.«

Ich hörte, wie Bamboche und Basquine fortliefen, während Regina sich krampfhaft an meinen Arm anklammerte und mit ersticker, vor Angst bebender Stimme zu mir sagte:

»O retten Sie mich, mein Herr, retten Sie mich vor der Schmach —«

»Folgen Sie mir, Fräulein«, sagte ich zu ihr.

Und ich schleppte sie fort, indem ich sie gewaltsam um den Leib faßte; denn ich fühlte, daß sie nahe daran war, ohnmächtig zu werden; ich zwang sie, mit mir zu laufen, und der Gang, dem wir nachgingen, brachte uns an eine kleine Pforte, ein Fiaker stand hier bereit, der Kutscher saß auf dem Bock, mit der Peitsche in der Hand, der Schlag stand offen — ich hatte den vortrefflichen Mann gewählt, der mich vom Hungertode gerettet hatte.

Ich trug Regina, so zu sagen, in den Wagen und sagte dann zum Kutscher:

»So schnell als möglich, Straße der Vorstadt du Roule — ich will Ihnen schon sagen, wo Sie anhalten müssen — ich steige hinten auf, damit Sie in der Leitung der Pferde ungehindert sind.«

Der Kutscher peitschte die Pferde.

Ich wollte hinten hinauf springen, als ich mich gewaltsam festgehalten fühlte, und beim Schein der Laternen des Fiakers erkannte ich die todesbleichen Züge Robert's von Mareuil. Da er den Wagen sah, der schon weit entfernt war, rief er aus allen Kräften.

»Halt, Halt!«

Ich hemmte den Ruf des Grafen dadurch, daß ich ihm die Hand auf den Mund hielt; denn ich fürchtete, es könnten ihn die Polizeidiener hören, die bereits ins Haus eingedrungen waren.

Dank meiner Kraft, die der seinigen weit überlegen war, gewann ich in diesem kurzen Ringkampf, trotz seiner verzweifelten Anstrengung, die Oberhand. Obgleich er mich gewaltig in die Hand biß, gelang es mir doch, seine Stimme zu ersticken, bis der Wagen an einer Straßenecke verschwunden war.

Ich rechnete auf meine Leichtfüßigkeit, um ihn wieder einzuholen, und hoffte, daß im schlimmsten Falle Regina die Geistesgegenwart haben würde, den Kutscher ein paar Schritt vom Hôtel von Noirliou still halten zu lassen und durch die kleine Pforte in denselben zurückzukehren, die, nachdem sie zu ihrer Entführung gedient hatte, von uns absichtlich offen gelassen worden war.

Als ich Robert von Mareuil verlassen wollte, hielt er mich seinerseits aus allen Kräften fest und sagte:

»Ah, Du warst das, treuer Diener! Diesmal sollst Du mir nicht entgehen.«

»Ja, ich bin's«, sagte ich, indem ich mich von ihm loszumachen suchte. »Sie wollten eine Schändlichkeit begehen, die hab' ich verhindert.«

»So hast Du mich also verrathen, Du warst mit Bamboche und Basquine verschworen und hast mich in's Verderben gestürzt — treuer Martin«, lallte er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

Dann entwickelte er in diesem entscheidenden Augenblick eine unglaubliche Kraft, und es gelang ihm, die Hand zwischen meinen Hals und mein Halstuch zu bringen, dieses zu ergreifen und es so mächtig umzudrehen, daß ich dem Ersticken nahe war — meine Kräfte verließen mich.

»Du wirst Dir wohl denken, treuer Martin«, sagte der Graf mit

wildem Hohn, indem er mich beständig würgte, »daß ein Graf von Mareuil kein Fressen für die Galeeren ist, ich werde mir das Leben nehmen, aber vorher kommst Du daran.«

Dieser erbitterte, verzweifelte Ringkampf ging in tiefer Dunkelheit vor sich, aber eine Bewegung, die, wie ich fühlen konnte, der Graf mit der rechten Hand machte, um etwas aus der Tasche zu nehmen, während er mit der linken heftig an meinem Halstuch drehte, erinnerte mich an die Pistolen Bamboche's, die der Graf in dem Augenblick, da die Polizei kam, vom Altare genommen hatte, und plötzlich fühlte ich das kalte Eisen des Laufs an einem von meinen Schläfen. Eine rasche Wendung von meiner Seite brachte den Schuß aus der Richtung, verhinderte aber nicht, daß er losging; eine blendende Flamme nahm mir die Sehkraft, es kam mir vor, als führe mir ein glühendes Eisen durch den Hals, während ein Donnerschlag mich rückwärts niederwarf.



Im Augenblick, da mein Kopf auf dem Boden aufschlug, hörte ich einen zweiten Knall, und ich verlor das Bewußtsein.

---

Was die Ereignisse anbetrifft, die der betrügerischen Trauung des

Grasen und Fräulein von Noirlieu vorangingen, so erräth man sie leicht: Robert von Mareuil hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, mit Regina Briefe zu wechseln, und mit heuchlerischen Bitten und erdichteter Leidenschaftlichkeit sie zu dem unbedachtsamen Schritt verleitet, den Bamboche so glücklich vereitelt hatte.

Obgleich ich Regina beständig unbekannt blieb, und sie mich nie zu sehen bekam, war ich doch die einzige Zwischenperson bei diesem Briefwechsel zwischen ihr und meinem Herrn, gegen den ich diese Dienstbeflissenheit an den Tag legte. Es lag dabei, ich weiß es wohl und mache mir deshalb bisweilen Vorwürfe, eine Art Verrätherei in meinem Betragen gegen Robert von Mareuil. Mein Zweck aber war lobenswerth; denn es kam darauf an, die schändlichen Anschläge dieses Mannes zu vereiteln und ihn zu entlarven, aber der Weg dazu war krumm, und die Mittel heimtückisch. Gleichwohl trug ich, erschreckt durch die Gefahr, in welcher Fräulein von Noirlieu schwebte, kein Bedenken, sie durch das einzige Mittel, das mir zu Gebote stand, zu retten — und dazu kam noch, daß, wenn ich Herrn von Mareuil genöthigt hatte, einen andern Mittelsmann als mich zu wählen, der Ruf und die Ehre des Fräulein von Noirlieu durch Verletzungen des Geheimnisses, deren ich unfähig war, hätten gefährdet werden können. Uebrigens ersparte mir Bamboche, der durch La Levrassé's Vermittlung das Vertrauen Robert's in hohem Grade erworben hatte, die widerliche Veranstaltung der betrügerischen Trauung; der Plan gehörte dem Grafen, die Ausführung Bamboche an.

Ich habe später die Ursache des Bruches zwischen Balthasar und dem Grafen von Mareuil erfahren.

Auf diesen hatte bei der Vorstellung im Theater des Funambules Basquine's Anblick einen so plötzlichen Eindruck gemacht, daß er, weit davon entfernt, denselben dem Dichter zu verbergen, zu diesem gesagt hatte: »Jetzt hab' ich einen Grund mehr, Regina und ihre Millionen zu heirathen, ich will der Liebhaber dieser Basquine sein. Ich werde sie zu einer der gefeiertsten Damen in Paris machen, sollte es mich auch Tonnen Goldes kosten.« Balthasar, den bis dahin die Freundschaft so sehr verblendet hatte, daß er die Bedenklichkeiten, welche bei der geldgierigen Speculation des Grafen in ihm ausstiegen,

schweigen hieß, fühlte sich bei diesem Zuge von äußerster Rücksichtslosigkeit empört und brach für immer mit Robert, nachdem er vergebens versucht hatte, ihn dadurch, daß er ihm sein Benehmen in seiner ganzen Schwärze vormalte, zu würdigeren Gedanken zurückzuführen.

Nichtsdestoweniger vergaß Balthasar das Versprechen nicht, das er mir in Betreff Basquine's gegeben. Am dritten Tage, nach dem das arme Mädchen im Funambulestheater in Folge eines schändlichen Späßes von Seiten des Vicomte Scipio so grausam mißhandelt worden war, las man in einer der einflußreichsten Zeitungen von Paris einen langen Aufsatz über Basquine, der von einem berühmten Kritiker, Balthasar's vertrautem Freunde, geschrieben und unterzeichnet war. Dieser Aufsatz erzählte zuerst mit ungeheucheltem Unwillen den hinterlistigen Streich, dessen Opfer Basquine im Theater des Funambules geworden, dann kam der Kritiker zu der Schätzung des bis dahin unbekanntem jungen Mädchens und sprach von demselben mit einer so warmen, überzeugungskräftigen Bewunderung, begründete seine Begeisterung mit einer so feinen, kenntnißreichen und tiefen Zergliederung des Spieles, des Gesanges und der seltenen dramatischen Kraft Basquine's, die er von diesem Tage an für die größte Opersängerin unserer Zeit im Fache des Hochtragischen erklärte, daß dieser Aufsatz allgemeine Aufmerksamkeit und Neugier hervorrief, und eine Menge Menschen — und größtentheils Kenner — in's Theater des Funambules eilte.

Der Director, ganz geblendet von diesem unerwarteten Erfolge, lief zu der armen Figurantin, die es nicht gewagt hatte, sich wieder auf der Bühne sehen zu lassen, und bat sie flehentlich, die Rolle des bösen Genius wieder zu übernehmen. Als Basquine auftrat, brach eine allgemeine Begeisterung aus; es war ein förmlicher Triumph. Denn da, was selten vorkommt, Basquine's unleugbares Talent den fast zu hoch gespannten Lobeserhebungen von Balthasar's Freunde wirklich entsprach, so bildeten alle Zeitungen, da einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses neue dramatische Wunder gerichtet war, das Echo zu dem Lobe, das man über die junge Schauspielerin aussprach. Endlich ließ auch Balthasar, seinem Versprechen getreu, in der Zeitschrift

seines Freundes, des Kritikers, einen »Brief an Basquine« drucken.

Und seltsam! dieser Brief, ein wahres Meisterstück, das von Phantasie und Geist funkelte, erhaben war in seiner Begeisterung, und wo der Dichter den schmerzlichen, ununterbrochenen Kampf eines sechzehnjährigen armen, unbekanntes, alleinstehenden, schutzlosen jungen Mädchens, das die unzähligen Hindernisse zu überwinden hatte, mit welchen der Zutritt auf das unbedeutendste Theater verpallisadirt ist, beschreibt, die sanfteste Traurigkeit, die edelste Rührung athmete — dieser Brief, der anziehend war, wie ein Roman, und zart, wie eine Elegie, und dabei bitter und einschneidend, wie eine Satire, und weiterhin humoristisch und kühn, wie ein phantastischer Traum — mit einem Worte, dieser Brief, der in seiner edelmüthigen Fassung wirklich eine gute Handlung war, wurde auch für Balthasar das Zeichen zu blendendem Glücke — sein Talent, das bisher nur einigen Freunden bekannt gewesen war, wurde durch diesen Brief Allen offenbar, sein Name erscholl aus Aller Munde, und seine Werke, die bis dahin mißachtet worden waren, oder die man vielmehr gar nicht gekannt hatte, fingen an geschätzt, gesucht zu werden, wie sie es verdienten.

Wenige Tage nach der Erscheinung dieses Briefes, erhielt ich von Balthasar ein fröhliches Schreiben, von dem der Wortlaut folgender war:

*»Ruhm Dir, würdiger Martin! Deine Jugendfreundin macht ihr Glück, mein Name wird bekannt, wie der Satan, die Buchhändler prügeln sich an meiner Thür um den Vortritt, aber sie dürfen nicht anders vor mir erscheinen, als auf allen Vieren und zwischen den Zähnen einen Beutel voll Zecchinen haltend — ich halte auf Zecchinen, das ist so hübsch venetianisch — das ist meine Rache — sie ist einfach und groß. Aber im Ernst, wackerer Martin, das Alles wäre schwerlich geschehen, wenn Du mich nicht gebeten hättest, der unvergleichlichen Basquine zu ihrem Rechte zu verhelfen und ihr selbst meine Huldigungen darzubringen — darum noch einmal Ruhm und Dank Dir, guter Martin. Du hast vollendet, was mein unbekannter Gönner, der unbekannte Just, der mit Recht so genannte, begonnen hatte, dem ich jetzt die Anweisung auf*

*das Jahrgeld, das er mir so großmüthig auszahlen ließ, zurückstellen kann; ein Anderer, der eben so unglücklich ist, wie ich es war, mag es von nun an an meiner Stelle genießen.*

*Ich schließe mit folgendem Spruche, der nicht über Deinen einfachen und geraden Verstand gehen wird:*

*Eine gute Handlung findet immer ihren Lohn.*

Dein früherer Herr  
und beständiger wohlgeneigter

Freund Balthasar.«

Basquine's glänzender Sieg gab der erwachten Leidenschaft Robert's von Mareuil neue Nahrung. Diese Leidenschaft war unseren Plänen und dem unerbittlichen Hasse, den Basquine dem Gezücht der Scipionen, wie sie es nannte, geschworen, allzu willkommen, als daß unsere Genossin nicht den Anschein hätte annehmen sollen, als begünstigte sie die unsinnige Liebe, die sie hervorgerufen hatte. Sie schmeichelte dem Grafen mit den süßesten Hoffnungen, und Beide traten in einen leidenschaftlichen Briefwechsel, dessen Mittheilung an Regina eine schreckliche Waffe gegen den Grafen werden konnte.

Uebrigens ward diesem Mann in Bezug auf mich eine grausame Rache zu Theils denn nicht nur war ich nahe daran, an meiner Halswunde zu sterben — denn die Kugel war mir durch die Halsmuskel gegangen — sondern ich wäre auch in Folge des dicht vor meinen Augen losgegangenen Schusses beinahe für immer geblendet gewesen, fast ein Jahr lang war ich des Gesichtes gänzlich beraubt.

Nach dem beschriebenen Kampfe mit Robert fanden die Polizeidiener, die gekommen waren, Bamboche festzunehmen, der ihnen aber entwichte, mich in meinem Blute liegen — und ein paar Schritte von mir den Grafen von Mareuil, der sich durch den Kopf geschossen hatte. Man brachte mich in's Hôtel-Dieu.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in diesem Hospital in einem Bette, und die Augen waren mir verbunden. Als ich eine Bewegung machte, um die Binde abzunehmen, sagte ein Krankenwärter, der mich zu beaufsichtigen haben mochte, zu mir:



»Nimm die Binde nicht ab, Bursche. Du würdest darum doch nicht mehr sehen.«

»Es ist also dunkel — wo bin ich?«

»Du bist im Hôtel-Dieu, und es ist heller Tag.«

»Warum werde ich denn nichts sehen?«

»Weil Du blind bist.«

Bei diesen schrecklichen Worten riß ich die Binde ab, öffnete die Augen unter schrecklichen Schmerzen — und sah nichts, als unbestimmte Finsterniß.

Bei diesem furchtbaren Schlage des Schicksals war mein erster Gedanke an Regina. Ich war für immer außer Stand gesetzt, ihr hilfreich zu sein, über ihr Wohl wachen zu können, denn die früheren Ereignisse bewiesen mir, daß meine Ergebenheit, so unbekannt sie ihr bleiben, so niedrig meine Stellung sein mochte, ihr doch nützlich sein konnte.

Ich legte mir auch voll Besorgniß die Frage vor, was aus Basquine und Bamboche geworden sein möge; eine geheime Ahnung sagte mir, daß er und der Muldensterz es sein mochten, welche die Polizei gesucht habe; endlich dachte ich mit Angst daran, daß noch zwei Bewerber um die Hand des Fräuleins von Noirlieu übrig waren, die, da sie nun vom Grafen von Mareuil befreit war, sehr leicht ihre Wahl auf den Fürsten von Montbar lenken konnte, diesen jungen Mann von scheinbar so ausgezeichneten Gaben, und der so anziehend war, dessen glänzende Außenseite aber eine tiefe Verderbtheit verbarg.

Und nun mußten mich leider meine Blindheit, meine grausamen Schmerzen, Bamboche's und Basquine's Abwesenheit oder Flucht in Betreff Regina's in langer, peinigender Ungewißheit lassen.

Ein seltsamer Zufall machte endlich meinem Zweifel ein Ende.

Ich war seit einem Jahr im Hôtel-Dieu; meine Halswunde war vernarbt, aber der Zustand meines Gesichtes besserte sich nicht«; ich gehörte der Abtheilung an, die dem Doctor Clément, einem der ersten Wundärzte des Hôtel Dieu, anvertraut war; dieser Mann, der eines europäischen Rufes genoß und viel Eigenthümliches hatte, war, wie er mir nachher sagte, sogleich wegen der muthigen Selbstentäußerung, mit der ich die

schrecklichsten Schmerzen ertrug, und der einfachen, würdigen, gehaltenen Weise, in der ich mich mehren Verhören eines Instructionsrichters in Betreff des tragischen Ereignisses, von welchem ich ein Opfer war, unterzogen hatte, für mich eingenommen worden; meine Ausdrucksweise und die Art, wie ich dem Doctor Element für seine Bemühungen dankte, erhöhten noch das Wohlwollen, das er für mich hegte.

Seit einiger Zeit hatte der Doctor bei mir eine neue Behandlungsweise begonnen, von der er sich viel Erfolg versprach. Der Tag erschien, an dem ein gewisser Apparat, der meine Augen bedeckte, abgenommen werden sollte; der Doctor hatte zu dieser Operation, die wissenschaftlich merkwürdig sein mochte, einen seiner Collegen eingeladen. Während der Vorbereitungen, welche die Gehilfen machen mochten, erzählte er ihm die Geschichte meiner Krankheit.

»Und seit wann ist er in diesem Zustande?« fragte der College des Doctor Clément.

»Seit einem Jahr«, antwortete er; dann setzte er leise hinzu: »Ei, mein Gott, sehen Sie, der arme Bursche ist gerade den Tag vorher hierher gebracht worden, da ich Sie um eine Conferenz bei dem Fräulein von Noirlieu ersuchte — denn ich muß gestehen, ich konnte mir die seltsamen Nervenzufälle, die sich so plötzlich bei ihr eingestellt hatten, nicht erklären und kann es noch nicht.«

»Ich glaube noch, wir irrten nicht«, versetzte der Freund des Doctors, »wenn wir diesen seltsamen Zufall auf irgend einer heftigen und plötzlichen Gemüthsbewegung ableiteten, obgleich freilich unsere Kranke hartnäckig in Abrede stellte, daß ihr irgend etwas Besonderes zugestoßen sei. Wie geht es denn jetzt?«

»Weniger gut, als vor der Heirath«, antwortete der Doctor Clement — »auch wache ich über sie mit größter Sorgfalt — es ist ein so seltenes Weib — was für ein Herz, was für eine Seele — wie schön, rein— erhaben!«

»Uebrigens ist es unmöglich, ein Paar zu sehen, das mehr zusammenpaßt«, versetzte der College des Doctors: »der Fürst von Montbar ist einer der liebenswürdigsten, feinsten Männer, den man finden kann.«

»Gewiß«, antwortete der Doctor Clément kurz.

Jetzt mochte er einen seiner Gehilfen, der fortgegangen war, um gewisse zur Abnahme des Apparates nöthige Dinge zu holen, zurückkommen sehen, dann setzte er hinzu:

»Ach da kommt, was ich brauchte — jetzt wollen wir die Apparate andringen.«

Es würde eben so unnütz wie unmöglich sein, die Aufregung zu beschreiben, mit der ich mich dieser Operation unterzog, die mir vielleicht das Gesicht wiedergeben sollte — in dem Augenblick, da ich Regina's Heirath mit dem Fürsten von Montbar erfuhr, eine Heirath, die ich aus so vielen Gründen abwenden zu können gewünscht hätte.

Ich bekam das Gesicht wieder.

Nach langen und peinlichen Vorsichtsmaßregeln, die dazu bestimmt waren, zu verhindern, daß das Licht zu plötzlich in mein Auge fiel, war es mir endlich vergönnt, die Gesichtszüge meines Retters zu erblicken.



## Anmerkungen

- [1] Man kann für die Seltenheit des eigentlichen Hungertodes noch einen andern Grund anführen. Es gehört eine sehr feste Gesundheit dazu, Hungers zu sterben. Die Wenigsten werden sich so lange erhalten, bis ein solcher äußerster Fall eintritt; sie verfallen schon früher, bei den geringeren Graden des Mangels in schnell oder langsam tödtende Krankheiten, und figurieren dann auf den Todtenlisten freilich nicht als Verhungerte!
- [2] Siehe erster Band erstes Kapitel Bamboche's Personenbeschreibung.
- [3] Man nennt diese Art von Wagen cararanes; sie fahren mit Postpferden und dienen zum Transport von Renn- und Jagdpferden, wenn man ihnen die Strapazen eines weiten Wegs ersparen will.
- [4] Folgendes liest man in den Mémoires historiques von Peuchet, tirés des archives de la police, Band 3, S. 106. 108. 114 u. f.:

»Einer der Züge, welcher die Verderbtheit der Polizei unter der Regierung Ludwig XV. am meisten ins Licht gestellt hat, ist die Geschichte des Fräulein Tiercelin. Es war das ein allerliebtestes Mädchen von höchstens elf Jahren, das Ludwig XV. auf seinem Wege antraf, als er eines Tages zu Fuß durch die Tuileries ging. Noch denselben Abend sprach er von derselben mit Lebel, seinem Kammerdiener. Dieser, dem die Liebhabereien seines Herrn kein Geheimnis waren, dachte schnell auf Mittel, den neuen Wünschen des Monarchen Gewährung zu verschaffen. Das junge Mädchen ward entführt und dem König in die Hände geliefert.«

Und weiterhin:

»Die Marquise von Pompadour ergriff diese Gelegenheit, sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen, die ihr sehr gefährlich werden konnte, mit Begierde; sie bestärkte den Herrn von Choiseul in seinem Argwohn, und der König unterzeichnete in einem Augenblick der Aufwallung eine lettre de cachet gegen die Tiercelin und ihren Vater. Die geheimen Nachweisungen, welche sich aus diesen schamlosen Liebeshandel beziehen, zeigen, das er von 1754, da die junge Tiercelin dem König zugeführt wurde, bis 1756 dauerte, dem Jahre, wo der Befehl, Vater und Tochter in die Bastille einzusperren, unterzeichnet wurde. Sie blieben dort vierzehn Jahre lang.«

# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 6

**Martin  
das  
Findelkind,  
oder  
Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**  
Illustriert von Ludwig Löffler.

---



**Novellen-Zeitung**  
Nro. 141 - 146 / 10. März - 14. April 1847.  
Leipzig  
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber,  
1847.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Sechster Band

Erstes Kapitel. Der Doktor Clément.

Zweites Kapitel. Der Doktor Clément (Fortsetzung.)

Drittes Kapitel. Die Strafe.

Viertes Kapitel. Eine gute Stelle.

Fünftes Kapitel. Vater und Sohn.

Sechstes Kapitel. Kammerdiener.

Siebentes Kapitel. Der Argwohn.

Achtes Kapitel. Der Ball.

Neuntes Kapitel. Der Tee.

Zehntes Kapitel. Der Tee. (Fortsetzung.)

Elfte Kapitel. Entdeckung.

Zwölftes Kapitel. Die Straße du Marché Vieux.

Dreizehntes Kapitel. Martin's Tagebuch.

Vierzehntes Kapitel Martins Tagebuch (Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel. Martins Tagebuch. (Fortsetzung.)

## Sechster Band



### Erstes Kapitel.

#### *Der Doktor Clément.*

**A**ls meine Genesung vollständig war, trat ich als Kammerdiener und Schreiber in den Dienst des Doktor Clément. Er hatte mir diese Stelle in Folge einer langen Unterredung angeboten, in welcher ich ihm die vorzüglichsten Begebenheiten in meinem Leben — mit Ausnahme Dessen, was Regina betraf — erzählte und ihm eröffnete, daß ich, wenn ich das Hôtel-Dieu verließ, vollkommen ohne Subsistenzmittel sein würde.

Wenn ich das großmüthige Anerbieten des Doktor annahm, ohne auch nur den Versuch anzustellen, Mittel ausfindig zu machen, um dieser neuen Bedientenanstellung zu entgehen, so folgte ich demselben Gedanken, der mich schon dazu bewogen, bei Balthasar, oder vielmehr bei Robert von Mareuil als Bedienter einzutreten — der Hoffnung, Regina's Lebensgange nicht allzu fern zu stehen. Denn der Zufall hatte mich von der angelegentlichen Theilnahme unterrichtet, die der Doctor ihr schenkte; gerade daraus, daß Fräulein Noirlieu die Ehe, die ich in ihrem Interesse so sehr gefürchtet hatte, eingegangen war, ergaben sich neue Anforderungen an meinen verborgenen



Diensteifer; denn aus dieser Heirath mit dem Fürsten von Montbar selbst konnte für Regina neues Unheil entspringen.

Darf ich endlich gestehen, daß ich einem Traume nachhing, der mir selbst damals fast verrückt vorkam? Ich dachte oft daran, daß ich, da ich vermöge meiner Stellung bei dem Doctor einigen Zutritt in dem Hause des Fürsten von Montbar hatte, vielleicht eines Tages in ihre Dienste treten könnte. Und mit welcher kühnen Schlaueit, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Wachsamkeit, mit welcher Hingebung wollte ich mich dann meiner *Geliebten* widmen.

---

Der Doktor Clément war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, von mittlerem Wuchse; er hatte einen ungeheuren Kopf; ein Wald von krausem Haar bedeckte seine breite Stirn, die er bisweilen ganz löwenartig runzelte; das Ganze seines finstern, lohbraunen Gesichtes war unangenehm und hatte einen herben, fast wilden Charakter; gleichwohl hatten seine Augen, die von einem reinen, sanften Blau waren, bisweilen den allersanftesten und rührendsten Ausdruck. Der Doctor hatte rauhe, herbe Manieren und war beständig sehr nachlässig gekleidet; er trug immer große Reiterstiefel und ein grautuchenes Beinkleid darunter, einen langen, abgeschabten, blauen Ueberrock, eine schwarze Weste und ein weißes Halstuch, das wie ein Strick um den Hals gedreht war. So erschien er bei den vornehmsten und selbst höchsten Herrschaften, die sich die Wunderlichkeit des berühmten Mannes geduldig gefallen ließen; denn seine Gelehrsamkeit und sein Glück als Arzt und Wundarzt waren außerordentlich.



Ich werde den ersten Tag, den ich bei dem Doktor Clément zubrachte, nie vergessen; er nahm mich vom Hôtel-Dieu in einem Fiaker, in dem er gewöhnlich seine Besuche machte, mit nach Hause. Ich hatte mich ehrerbietig zu dem — Kutscher auf den Bock setzen wollen, er hielt mich zurück und sagte zu mir mit seiner derben Stimme:

»Was willst Du machen?«

»Ich will mich zum Kutscher setzen, Herr Doctor.«

»Ist denn bei mir drinnen kein Platz?«

»Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber ich mochte mir nicht erlauben — «

Er zuckte die Achseln, stieg zuerst ein und winkte mir, mich zu ihm zu setzen.

Als der Fiaker sich in Fahrt gesetzt hatte, sagte der Doktor zu mir:

»Du hast gelitten, gerungen, Du bist aufrichtig, das Menschliche

ist bei Dir zum Durchbruch gekommen — das hab ich gern, Du wirst Dich an meine Art und Weise gewöhnen, und ich hoffe, daß Du Dein Loos die drei oder vier Monate lang, die wir zusammen verleben werden, nicht beklagen wirst, und wenn ich mit Dir zufrieden bin, so werde ich nachher — «

»Wie, Herr Doktor,« unterbrach ich ihn verwundert — »nach drei oder vier Monaten wollen Sie mich ablohnen?«

»Nach drei oder vier Monaten höchstens, und vielleicht schon viel früher, werde ich nicht mehr am Leben sein,« antwortete mir der Doktor.

»Sie, Herr Doktor,« rief ich, »und warum gerade so bald schon?«

»Warum wirst Du eines Tages sterben?«

»Lieber Gott — wir sind Alle sterblich, Herr Doktor — aber wie können Sie voraussehen — «

»Bei einer rechten unheilbaren Krankheit ist man seiner Sache mit Erfahrung und Scharfblick ziemlich gewiß,« antwortete er mir mit seltsamer Miene — dann setzte er hinzu: »Deine Geschäfte bestehen in Folgendem: Meine Kleider rein zu machen, wenn Du willst — mir ist nichts daran gelegen — ein genaues Verzeichniß der Besuche, die ich mache, und der Kranken, die zu mir in's Haus kommen, zu halten, die Rechnungen auszufertigen und sie mir alle acht Tage vorzulegen-; denn ich lasse mich alle acht Tage bezahlen, sonst würde ich greulich betrogen werden. Ja,« versetzte er mit bitterer Verachtung, »die reichen Leute haben immer Geld, um liederliche Menschen zu halten, Pferde zu kaufen, herrlich zu schmausen, Paläste zu meubliren, und für den Arzt, dem sie die Gesundheit verdanken, die es ihnen erlaubt, die liederlichen Menscher zu küssen, die Pferde zu reiten, die glänzenden Gastmähler zu verdauen und in ihren Palästen groß zu thun, haben sie niemals einen Heller. Ich verkaufte diesem Volke die Gesundheit, wie Andere Wein oder Tuch verkaufen — wer mir Geld schuldig ist, muß mich bezahlen, sonst — vor Gericht.«

Dann sah mich der Doktor mit seinem durchdringenden Blick an und sagte barsch:

»Diese Geldgier kommt Dir unedel vor, nicht wahr?«

»Herr Doktor —«

»Sag' die Wahrheit!« — versetzte er mit fast drohender Stimme. »Ich habe Dich angenommen vornehmlich deshalb, weil ich Dich für wahrhaft hielt — ich habe Den, an dessen Stelle Du trittst, fortgejagt, weil er mir nicht die Wahrheit gesagt, was ein gewisses Zeichen einer schlechten und gemeinen Natur ist — ich habe lange gesucht, was ich in Dir zu finden glaube, eine wahre, großdenkende Seele in niederer Stellung. Beweise mir, daß ich mich nicht in Dir geirrt habe — und dann werde ich oft in Deiner Gegenwart gleichsam laut denken — Nun, was sagst Du von meiner Habgier? He?«

»Nun freilich, Herr Doktor,« erwiderte ich ihm entschlossen, »ich hatte mir von der Heilkunst eine ganz andere Vorstellung gemacht. Nach meiner Meinung wäre sie —«

»Ein Priesterthum, nicht wahr? Das ist der heilige Name,« sagte er und unterbrach mich mit lautem, höhnischem Gelächter.

Dann versetzte er:

»Priesterthum, meinetwegen — Lebt denn aber nicht auch der Priester vom Altar?«

In diesem Augenblicke hielt unser Fiaker vor der Façade eines prächtigen Hôtels still. Wie es schien, wartete man mit Ungeduld auf den Doktor denn kaum war er erschienen, als ein Bedienter, der als Vorposten ausgestellt war, herbei rannte, den Schlag öffnete und rief:

»Ach, Herr Doktor, der Herr Marquis soll in verzweifelter Lage und es soll kein Augenblick zu verlieren sein. Ein Wagen ist in's Hôtel-Dieu gefahren, um Sie von dort zu holen, ein anderer zu Ihrer Wohnung — so sehr fürchtete man, daß Sie vergessen haben könnten: «

»Schon gut — schon gut,« sagte der Doktor barsch, »sind meine Gehilfen angekommen?«

»Sie sind schon seit einer halben Stunde da.«

»Warte auf mich,« sagte mein Herr zu mir, hier kann ich einen gewichtigen Schlag ausführen, aber es wird Mühe kosten, der alte Marquis ist der König unter den geizigen Taugenichtsen.«

Und der Doktor Clément trat in's Hôtel.

Während mein Herr drinnen war, stellte ich meine

Betrachtungen über diese geldgierige Habsucht an, deren er sich rühmte. Sein Wunsch, des verdienten Lohnes bei den reichen Leuten, deren Arzt er war, nicht verlustig zu gehen, schien wohl berechtigt, aber dieser richtige Satz hätte in etwas weniger herber Form geltend gemacht werden sollen. Auch machte es mich traurig, wenn ich an die Voraussagung des Doktor Clément in Betreff seines Todes dachte, den er als so nahe bevorstehend ankündigte, und den er wohl mit dem Blick, welchen die Wissenschaft oftmals verleiht, voraussehen mochte.

Dieser Abschluß mit dem Leben, das der Doktor, wie er sagte, nach kurzer, festbestimmter Zeit verlassen mußte, schien mir außerordentlich. Jetzt fielen mir die wunderlichen Gerüchte wieder ein, die in den Krankensälen des Hôtel's-Dieu über diesen berühmten Arzt im Umlauf waren; man erklärte sein Privatleben für ein wahres Räthsel und fand es ganz seltsam. Er mußte Millionär sein; denn seine Praxis war eben so ungeheuer wie die Habgier, die er an den Tag legte, und daneben lebte er, wie man sagte, mit dem schmutzigsten Geize. Da er seit langen Jahren Witwer war, mußte sein einziger Sohn, der einer der ersten unter den entlassenen Zöglingen der polytechnischen Schule und jetzt Ingenieur war, allein dieses ungeheure Vermögen erben; seit zwanzig Jahren verdiente der Doktor Clément jährlich hunderttausend Francs, und wie man versicherte, brauchte er deren nicht zehntausend.

Endlich waren in Betreff des Hauses, das er bewohnte, und das in einer der menschenleersten Straßen des Marais lag, die unglaublichsten, um nicht zu sagen, die wahnsinnigsten Gerüchte im Umlauf; er fertigte die Kranken, die zu ihm in's Haus kamen, in einer Stube ab, die in dem Hause lag, das an das seinige stieß; in sein eigenes Haus hatte Niemand Zutritt.

Das unumwundene Geständniß des Doktors konnte in Betracht seiner Geldgier keinen Zweifel übrig lassen — einer Geldgier, die um so unbegreiflicher war, da man ihn für unermesslich reich hielt, und er wußte, daß seine Tage gezählt waren. Gleichwohl ließ sich die großmüthige Theilnahme, die er mir schenkte, und besonders die fast väterliche Besorgniß um Regina's Wohl, mit der unbeschränkten Habsucht, die er an den Tag legte, schwer vereinigen. Habsüchtige und geizige Menschen haben ein

vertrocknetes Herz: aber ein Mann, der im Standes war, die Fürstin von Montbar nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, konnte nach meiner Ansicht keine niedrige, selbstsüchtige Gesinnung haben.

Die Rückkehr des Doktors unterbrach mich in meinen Betrachtungen, er sprang in den Fiaker, seine Augen glänzten vor Freude, und er rief — ich gebe diese Worte in aller ihrer derben Rohheit wieder:

»Er ist gerettet — aber er hat blechen müssen, das alte Thier!«

Dann zog er aus seiner Hosentasche ein Packet Banknoten und sagte zu mir, indem er sie mir triumphierend zeigte:

»Zwanzigtausend Francs! «

»Zwanzigtausend Francs,« wiederholte ich verduzt.

»In sieben Minuten verdient — länger hat die Operation nicht gedauert.«

»Zwanzigtausend Francs!« wiederholte ich, »das ist ja rasend!«

»Rasend?« wiederholte er mit verächtlichem Achselzucken. »Rasend? — ein alter Wucherer, der mehr als zwei Millionen Jahreseinkünfte hat und kaum zweihunderttausend braucht? Hätte ich die Operation nicht vorgenommen, er wäre krepirt, wie ein Hund — was hätten ihm da die zwei Millionen Jahreseinkünfte geholfen? Nun höre die Komödie,« sagte mein Herr und rieb sich fröhlich die Hände: »Ich trete ein. Der Marquis liegt auf dem Schmerzensbette. Ein eingeklemmter Bruch — und ein so gefährlicher Fall, wie möglich. Meine Gehilfen waren schon da. Wie mich der Marquis sah, rief er aus: Ach, lieber Herr Doktor, kommen Sie mir zu Hilfe! Sie sind meine einzige Hoffnung, ich weiß, daß Das tödtlich werden kann, aber Sie sind eine helfende Gottheit, ja, eine Gottheit.«

»Ich untersuche die Sache und sage zu ihm: geschieht die Operation nicht, und zwar auf geschickte Weise, so ist es nach einer Viertelstunde mit Ihnen vorbei.«

»O theurer Herr Doktor, sie werden mir das Leben retten!«

»Vielleicht. Aber vor allen Dingen, wer leistet hier Bezahlung.«

»Ich, Doktor — und königlich, das wissen Sie — aber lassen Sie uns davon jetzt nicht reden, schnell, schnell!«

»Ganz im Gegentheil — davon müssen wir jetzt allerdings

sprechen. Ich kenne Sie: es würden zwei bis drei Jahre vergehen, bis ich Ihnen einen Sou abpreiße, und das noch auf gerichtlichem Wege. Geben Sie mir also gleich jetzt zwanzigtausend Francs, oder — guten Abend.«

Bei diesen unbarmherzigen Worten konnte ich mein Entsetzen nicht verbergen. Der Doktor schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

»Jesus mein Gott — versetzte der Marquis — zwanzigtausend Francs nur so hinzugeben — auf Einem Brett — auf einmal! Aber das ist ein schändlicher Streich-! — und dann geht die Zeit hin. Gott, Gott, Herr Doktor, die Zeit geht hin!

»Freilich, geht sie hin — Sehen Sie, schon zwei Minuten — sagte ich zu ihm.

Aber da die Zeit verstreicht, rief der Graf mit herzerreißender Stimme, so operieren Sie mich doch, Herr Doktor.

»Aber da die Zeit verstreicht — so bezahlen Sie mich doch, Herr Marquis.

Die Todesfurcht übermeisterte am Ende den Geiz: er gab einem Verwandten den Schlüssel zu seinem Geldkasten und sah ihm entsetzt zu, als er mir die zwanzigtausend Francs einhändigte.

Und das ist noch nicht Alles. Mitten im Verlaufe der Operation schrie der Marquis: Tausend Francs Jahreseinkünfte! Ach! «

Und nachdem der Doctor Clément die zwanzigtausend Francs auf's Neue mit begehrllichem Auge betrachtet, feste er hinzu:

»Nur Eins thut mir leid — daß ich nicht hunderttausend Francs gefordert habe, wie ich es bei einem gewissen Mylord, dem Herzog von Casbleby gemacht habe, einem rasenden Wollüstling. Der Marquis hätte sie gegeben. Aber ich bekomme Gewissensbisse und fange an einzusehen, wie unedel — wie Du sagst — diese Habgier ist.«

In diesem Augenblicke hielt unser Wagen in ich weiß nicht was für einer finstern und öden Gasse der Vorstadt St. Marceau an: wir stiegen zum sechsten Stockwerk eines verfallenen Hauses hinauf. Mein Herr öffnete die Thür eines Dachstübchens — ein Bild entsetzlichen Elends stand vor uns. Es waren der Mann, die Frau und drei Kinder, die mager, abgezehrt aussahen und halb nackt waren: die Frau, die sehr schön war, säugte ein

Neugebornes; der Mann, der kaum mit Lumpen bedeckt war, kolorierte Tüten mit rohen Bildern, in denen die Krämer Gewürze zu verkaufen pflegen.

Das Eintreten des Doktor Clément, der diesen Unglücklichen gänzlich unbekannt war, setzte sie in Verwunderung und Unruhe; sie sahen uns befragend und fast ängstlich an.

»Sie heißen August Levasseur?« sagte mein Herr, indem er einen forschenden Blick auf diesen Unglücklichen richtete und ihn durchdringend ansah, als wollte er in's Innerste seiner Seele schauen.

»Ja, mein Herr,« antwortete der junge Mann verlegen, dessen Gesicht, abgemagert in Folge des Elendes und durch den verwilderten Bart entstellt, wie es war, doch einen entschiedenen Ausdruck von Geist, Herzensgüte und Offenheit trug.

»Sie sind in Montpellier zum Doktor der Medicin promoviert? « fuhr mein Herr fort.

»Ja, mein Herr,« antwortete der junge Mann schüchtern und wechselte mit seiner Frau einen Blick wachsender Verwunderung.

»Sie haben die Examina glänzend bestanden, Ihre Ausführung ist immer vortrefflich gewesen,« versetzte der Doktor Clément, »Sie haben ausgezeichnete anatomische Arbeiten geliefert — Sie sind ein eben so geschickter Wundarzt als guter Arzt — und dennoch wurden Sie durch den Brotneid der Collegen verhindert, sich emporzuarbeiten, waren nicht im Stande, sich zu Montpellier, wo Sie diese achtungswerthe, allerliebste Frau aus Liebe geheirathet, zu ernähren, und sind nun nach Paris gekommen, in der Hoffnung, daß es Ihnen hier besser glücken werde.«

»Aber, mein Herr,« versetzte der junge Arzt verdutzt, »von wem können Sie — «

»In Paris,« fuhr mein Herr fort, »ist's gegangen, wie in Montveller; da es Ihnen an Gönnern fehlte, haben Sie bei Ihren Collegen, die, um nur leben zu können, genöthigt sind, einander die Kranken fast abzujagen, keinerlei Unterstützung und wohlwollende Aufnahme gefunden; denn in diesem Fache, wie am Ende überall, lassen die Großen den Kleinen nicht aufkommen. Aber da Sie Ihre Familie zu ernähren hatten, so haben Sie sich zu den traurigsten Mitteln herablassen müssen,



Kunden zu erlangen. Sie haben sich genöthigt gesehen, sich um die Gunst der Thürsteher zu bewerben, um von ihnen den Miethsleuten empfohlen zu werden, oder gar der Obstfrau an der Ecke eine Erkenntlichkeit zuzusichern, wenn sie Sie den Mägden, die Morgens bei ihr Milch halten, anpreisen wollte. Ich kenne Das — und noch manche andere Niedrigkeiten, die durch die unselige, drückende Conkurrenz hervorgerufen worden. Und Sie, ein Mann von Ehrgefühl, ein gelehrter und geistreicher Mann, haben dazu herabsteigen müssen, weil Ihre Kinder und Ihre Frau doch erhalten sein wollten, die ein Engel an Muth und Entsagung ist, ich weiß es sehr wohl — «

Bei diesen Worten reichte der junge Mann, der seine Rührung nicht bemeistern konnte, seiner Frau, die zu ihm getreten war, die Hand — Beide zerflossen in Thränen.

Mein Herr, der selbst sehr gerührt war, fuhr fort:

»Aber so vielen Erniedrigungen Sie sich auch unterzogen, Sie bekamen keine Praxis. Sie waren arm, schüchtern, bescheiden, und dazu wohnten Sie schlecht in einem Logiehause, und so flößten Sie kein Zutrauen ein — endlich stieg Ihr Elend bis zu dem Punkte, daß Sie Ihre Kleidungsstücke verkaufen mußten, um sich nur satt essen zu können, und nun konnten Sie sich nirgends mehr sehen lassen und flohen in dieses Dachstübchen, wo Sie und die Ihrigen Hungers gestorben wären, wenn sich Ihnen nicht in Ihrer Geschicklichkeit im Coloriren eine Hilfsquelle eröffnet hätte: auf diese Weise verdienen Sie täglich durch achtzehn Stunden Arbeit ungefähr fünfzehn Sous, und davon leben Sie und Ihre Familie!«

»Mein Herr,« rief der junge Mann mit schmerzlicher Würde, »ich habe niemals geklagt, ich weiß nicht, wie Sie, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, von diesen traurigen Einzelheiten unterrichtet sein können — ich weiß nicht, zu welchem Zwecke Sie hierher kommen — mein Herr — ich weiß nicht einmal Ihren Namen — und —«

»Mein Name?« unterbrach der Doktor Clément seinen jungen Collegen, »ich heiße — ich heiße — *Herr Just.*«

---



## Zweites Kapitel.

### *Der Doktor Clément (Fortsetzung.)*

Der Name Just erinnerte mich an den geheimnißvollen Beschützer, von dem mir Bamboche, Basquine und Balthasar erzählt hatten. Es konnte für mich nicht mehr zweifelhaft sein, Niemand anders als der Doctor Clément verbarg seine Wohlthaten hinter diesem angenommenen Namen.

»Jetzt,« fuhr er fort, »lassen Sie uns von Geschäften reden, ich habe Eile. In Paris können Sie nicht bleiben. Sie haben weder Schlaueheit noch Menschenkenntniß genug, um hier Ihr Glück zu machen, Sie werden hier durchaus nicht aufkommen können, Paris hat Ueberfluß an guten, an vortrefflichen Aerzten, während drei Viertel der landbauenden Districte von Frankreich von Eseln oder unwissenden Menschen ausgebeutet werden. Wollen Sie auf folgenden Antrag eingehen: Zehntausend Francs baar und eine Stelle von fünfzehnhundert Francs mit einem hübschen Hause in einem großen Flecken in Berri, dem Flecken Montbar?«

Bei diesem unverhofften Anerbieten sahen der junge Mann und seine Frau einander ganz verdutzt und ungläubig an — es schien sich ihnen eine allzureizende Zukunft zu öffnen.

»Gott, mein Herr, verzeihen Sie,« sagte der junge Mann, »aber das Anerbieten kommt uns so überschwänglich vor, daß wir uns gar nicht getrauen, es für wirklich zu halten — und doch spricht Alles dafür, daß Sie im Ernst reden.«

»Einen Augenblick,« rief mein Herr, »vermöge der fünfzehnhundert Francs und des kleinen Hauses, sind Sie der

Arzt des Fürsten und der Fürstin Montbar — ihr Schloß liegt im Flecken — so lange sie sich auf ihrem Landsitze aufhalten, der in Berri liegt. Uebrigens können Sie sich eine gute Praxis erwerben; denn auf fünf bis sechs Meilen im Umkreise ist in der Landschaft nur ein Barbier, der unwissend ist, wie ein Vieh, und allein mehr Bauern todt macht als die Cholera. Aber freilich,« setzte der Doctor Clément bitter hinzu, »ein Barbier ist gut genug für die Bauern, wenn sie nur den bezahlen können! Die Gesetzgebung begünstigt diese Pfuscherei, das ist ganz einfach: Schwarzbrot für den Armen, Weißbrot für den Reichen. Ihre Aufgabe ist also, Gesundheit und langes Leben in einem Bezirk von fünf bis sechs Meilen heimisch zu machen, der bis dahin den Pfuschern anheimgegeben war, und da Sie sehr gutherzig, menschlich und einsichtig sind, so können Sie unermeßlichen Segen stiften. Noch ein Wort: was diese zehntausend Francs anbetrifft, und der Doctor Clément legte zehn Banknoten auf den Tisch, »so mögen Sie die Zinsen dafür in unentgeltlichen Besuchen bei armen Leuten und durch Ankauf von Arzneimitteln, deren Anschaffung über ihre Kräfte geht, abbezahlen — ich bin beauftragt worden, bei Ihnen dies Geld auf diese Weise anzulegen. Ferner ist hier ein Brief an den Verwalter im Schlosse Montbar. Das Haus, was Sie bewohnen sollen, gehört zu den Dependenzen desselben; die ganze Sache ist mit der Fürstin besprochen — es kommt nur darauf an, ob Sie es annehmen — dann können Sie abreisen, wann Sie wollen.«

»Ob ich's annehme, mein Herr,« rief der junge Mann und faltete die Hände freudetrunken, »aber wenn das nicht Alles ein Traum ist, so sind ja unsere kühnsten Hoffnungen übertroffen. Wir hatten uns nur ungern entschlossen, nach Paris zu kommen.«

»Denn Sie lieben das Landleben,« versetzte der Doctor, »Sie und Ihr Engel von Weib sind leidenschaftliche Botaniker, wie das schöne Herbarium beweist, das Sie beide bei Montpellier gesammelt, und von dem Sie sich so ungern getrennt — «

»Aber, mein Herr,« sagte der junge Arzt und sah seine Frau mit neuer Verwunderung an, »woher wissen Sie denn diese Einzelheiten?«

Plötzlich sah ich meinen Herrn schrecklich bleich werden, obgleich er mit Anstrengung gegen das Leiden zu ringen schien

— seine Gesichtszüge wurden heftig entstellt, dann legte er die Hand aufs Herz, als fühlte er einen empfindlichen Schmerz. Jetzt schien er sich heftig aufzuraffen und sagte mit gebrochener Stimme:

»Sie nehmen es an, das ist also abgemacht, ich werde morgen einen vertrauten Diener hersenden, um die letzten Einrichtungen zu besorgen.«

Und der Doctor Clément that einen Schritt nach der Thür zu.

»Sehen Sie denn nicht, daß die Aufregung mir das Leben zu nehmen droht — lassen Sie mich,« rief mein Herr in so befehlendem Tone, daß der junge Arzt stumm, unbeweglich stehen blieb, während der Doctor Clément eilig das Dachstübchen verließ.

Mein Herr mußte sich auf mich stützen, um die Treppe herabzukommen, und mehre Male stillstehen, wobei er die Hand heftig aufs Herz drückte, als wollte er das Pochen desselben mit Gewalt niederhalten; seine Respiration ging schwer und stoßweise vor sich; es war, als wäre er dem Ersticken nahe.

Auf diese Weise erreichten wir den Wagen wieder, der Doctor stieg hinein, nachdem er dem Kutscher geheißen, nach dem Hôtel Montbar zu fahren.

»Mein Gott, Herr Doctor,« rief ich erschreckt aus, »was ist Ihnen?«

Ohne mir zu antworten, faßte mich der Doctor am Arm und schob mich sanft zurück, ich glaubte seine Meinung zu verstehen und wartete schweigend das Ende des Anfalls ab.

Mir ahnete jetzt wohl dunkel, daß ich Zeuge sei von einem Anfall der unheilbaren Krankheit, an der der Doctor bald sterben zu müssen überzeugt war.

Indessen wurde nach und nach seine Respiration ungehinderter, seine Blässe nahm ab, sein Schmerz schien sich zu legen. Jetzt konnte ich die Bewunderung, die ich bei dem Gedanken an die edelmüthige Handlung, von der ich Zeuge gewesen war, und an so viele andere, die der Zufall mir enthüllt hatte, empfand, nicht mehr zurückhalten.

»Ach Herr Doctor, jetzt begreife ich, warum Sie bei den Reichen so unbarmherzig auf reiche Bezahlung dringen.«

Der Doctor Clément antwortete nichts und machte mir ein Zeichen, daß ich schweigen sollte; er lehnte den Kopf an die Seitenwand des Wagens, machte die Augen zu und blieb unbeweglich sitzen, als fühlte er sich auf Aeüßerste erschöpft.

Ich betrachtete stillschweigend dieses mächtige, kraftvolle Gesicht, diese Stirn, auf welcher das Studium und das Nachdenken so vieler Jahre seine Furchen eingegraben hatte, den festen, strengen Umriß dieses Mundes. Ich weiß nicht, ob das, was ich so eben über die bewunderungswürdige Großmuth meines Herrn in Erfahrung gebracht, mein Urtheil bestimmtes denn jetzt schien mir sein Gesicht den Ausdruck heiterer Strenge zu haben, den man den Weisen des Alterthums beilege

Mein Herz schlug hoch, als unser Wagen an dem Hôtel Montbar still hielt.

»Geh ich hier mit hinein, Herr Doctor?« fragte ich meinen Herrn.

»Nein, bleib hier,« antwortete er.

Und die große Pforte des Hôtel schloß sich hinter ihm. Während ich auf seine Rückkunft wartete, trieb mich die Neugier aus dem Wagen, ich nahm die Außenseite von Regina's Wohnung in Augenschein. Es war eins jener alten Hôtels, die in diesem aristokratischen Stadtviertel so zahlreich sind, der Hof mußte ungeheuer groß sein; denn ich erblickte von den Gebäuden nichts als die großen, steilen Mansardendächer, auf denen schwere Schornsteine mit Sculpturen standen, die Waffen und Trophäen darstellten, links ging eine Gartenmauer hinunter. Diese Mauer, die das Ende einer benachbarten Straße bildete, wandte sich dann wieder um, und an ihrem Ende bemerkte ich eine kleine Pforte, durch die man ohne Zweifel unvermerkt aus dem Schlosse kommen konnte. Bei ihrem Anblick fiel mir die seltsame Wegwerfung von Seiten des Fürsten von Montbar ein, von der ich zwei Mal Zeuge gewesen war, das erste Mal in der Schenke zu den drei Tonnen, dann an der Thür einer Bretterbude aus den äußeren Boulevards. Vielleicht hatte der Fürst, sagte ich zu mir selbst, durch eben diesen Ausgang in ärmlicher Kleidung das reiche Haus seiner Väter verlassen, um sich den traurigsten Ausschweifungen hinzugeben. Nachdem ich das Pförtchen neugierig untersucht, um zu entdecken, ob es neuerlich geöffnet worden, kehrte ich zum Wagen zurück; bald fand sich hier auch

mein Herr wieder ein.

»Nach Hause!« sagte er barsch zum Kutscher.

Dann redete er mich, wie es schien, in schmerzliche Betrachtungen versunken, bis wir zu seinem Hause gelangt waren, nicht weiter an. Während dieser Fahrt sah ich ihn zwei oder drei Mal die Augen gen Himmel aufschlagen, wobei er krampfhaft mit den Achseln zuckte, als tiefe er Gott zum Zeugen an.

Diese schmerzliche Niedergeschlagenheit, die mein Herr bei seinem Austritt aus dem Hôtel Montbar an den Tag legte, machte meine Neugierde und meine alten Sorgen rege. Hatte der Doktor irgend etwas Schlimmes entdeckt? Drohte Reginen irgend eine Gefahr? Der Fiaker hielt vor dem Hause des Doktors an, das mitten im Marais lag, in einer Straße, die so menschenleer war, daß das Gras zwischen den Steinen wuchs. Nach wiederholtem Klingeln öffnete sich die schlechte, einflügelige Haustür, und mein Herr und ich traten in die einsame Wohnung.

»Suzon,« sagte er zu der alten Magd, die uns empfing, »hier ist der wackere Bursche, von dem ich Dir erzählt hatte, unterrichte ihn, was er zu thun hat, und komme nicht eher in mein Cabinet als bis ich klinge.«

»Und Dein Frühstück, Clément?« sagte Suzon.

»Ich werde klingeln, ich werde klingeln,« antwortete der Doctor und verschwand durch einen Gang, der von einer Art Vorzimmer, in dem wir uns befanden, auslief.

Die alte Magd, die ihren Herrn dutzte, machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Wir kamen durch zwei Stuben, die zu ebener Erde lagen und auf einen vernachlässigten Garten hinausgingen, in dem einige große Bäume mit gebräunter Rinde standen, und das auffällige Geländer eines wasserlosen Bassin und die Trümmer einer Marmorbildsäule sichtbar waren, Alles grün mit Moos überzogen und unter hohem Gras— wuchs, der mich an die traurige Vegetation der Kirchhöfe erinnerte, begraben.

Ich ging meiner Führerin nach und kam am Ende in ein großes, wüstes Zimmer, dessen Fenster auf die Straße hinausging.

»Dies ist Ihre Wohnung,« sagte Suzon zu mir, »die Klingel, die Sie hier sehen, ist die vom Herrn, die andere hier ist die vom

Herrn Just, dem Sohne des Herrn.«

»Der Herr Doktor hat einen Sohn, der Just heißt?« fragte ich tief ergriffen.

»Freilich! und ich habe ihn erzogen,« versetzte Suzon nicht ohne einen gewissen Stolz.

Es ward mir klar, daß der Doctor mit rührender Lebhaftigkeit alle seine zahlreichen und wohlerwogenen Wohlthaten unter dem Namen seines Sohnes ausübte.

Suzon erwiderte:

»Wenn Herr Just in Paris ist, so bedienen Sie, so lange er hier ist, ihn und den Herrn. Für gewöhnlich helfen Sie mir zuerst im Hause Alles in Ordnung bringen und rein halten, dann gehen Sie in die Stube, wo der Herr Doktor seine Patienten annimmt, hier gleich neben an, um die Einzelnen anzumelden und Buch darüber zu halten. Um sechs Uhr wird Kaffee getrunken, um zwölf gefrühstückt, um sieben essen wir mit dem Herrn Doktor.«

»Mit dem Herrn Doctor?« rief ich. »An Einem Tische?«

»Allerdings — falls der Herr nicht einen unerwarteten Besuch bekommt. Es ist jetzt elf, um zwölf werde ich hier anklopfen; denn dann ist Essenszeit — denn das Frühstück nimmt der Herr allein ein.«

Und ohne mir Zeit zu lassen, auch nur ein Wort zu antworten, ließ Suzon mich allein.

Sehr erstaunt über die ungewöhnliche und patriarchalische Haushaltung meines Herrn, der mit seinem Bedienten an Einem Tische aß, sah ich mich in meiner neuen Wohnung neugierig um. Nichts konnte trauriger und, so zu sagen, klösterlicher sein, als das Ansehen dieses stillen Hauses, aber ich hatte dem schrecklichsten Elend so nahe in's Gesicht gesehen und war in Lagen gewesen, die meinem Charakter so widerstrebten, daß ich bei dem Gedanken an alles das Edle und Verehrungswürdige, was ich jeden Augenblick in dem Charakter meines Herrn entdecken wurde, mit einem Gefühl von Glückseligkeit und unaussprechlicher Ruhe von meiner Stube Besitz ergriff.

Ein gutes Bett, einige Stühle, ein großer Schrank, eine Commode und ein Secretair, das war das einfache, aber sehr gut gehaltene Geräth in meinem Zimmer. Als ich aber die Schublade

des Secretairs herauszog, um hier mein theures Taschentuch hinzulegen, von dem ich mich noch niemals getrennt hatte, fand ich in derselben einige zerknitterte und halbzerrissene Papiere, die ohne Zweifel mein Vorgänger zurückgelassen hatte. Indem ich diese Ueberbleibsel wegnahm, um sie in den Kamin zu werfen, blieb mein Blick mechanisch auf einem Stück Papier hängen, auf dem ein Grundriß gezeichnet war. Meine Aufmerksamkeit und Neugierde wurden rege, als ich auf dem Grundriß gerade den Namen der Straße und die Nummer des Hauses erblickte, wo mein Herr wohnte. Nachdem ich den Grundriß einige Minuten betrachtet und mir die Lage der Räume, durch die ich gekommen war, vergegenwärtigt, erkannte ich leicht, daß das wirklich der Grundriß unserer Wohnung sei, aber mein Erstaunen wuchs, als ich eine rothe Linie gewahr wurde, die von dem Fenster des Zimmers, in dem ich wohnte, ausging, durch mehre Stuben lief und in einem großen Saal im ersten Stock endigte, der mit einem roth gezeichneten Todtenkopf bezeichnet war. Was mochte diese Linie, diese Art von Wegweiser durch das Haus bedeuten? Es gelang mir nicht, mir darüber Rechenschaft abzulegen. Da indessen durch diese Entdeckung meine Neugierde rege gemacht war, so nahm ich die zerrissenen und zerknitterten Papiere, die ich zuerst bei Seite geworfen, näher in Augenschein, bemerkte auf ihnen aber nichts als Notizen über die von dem Doktor gemachten Besuche es war ohne Zweifel die Kladde zu dem Register, das der Herr von meinem Vorgänger halten ließ. Diese nichts bedeutenden Papierschnipsel warf ich in's Fenster, aber bewahrte den Grundriß mit der seltsamen Linie, die mich mit Neugierde und Besorgniß erfüllte, auf.

Ich war noch darüber, sie zu betrachten, als die alte Haushälterin wieder hereinkam. Ich zeigte ihr das Papier, sie sah es an, aber obgleich sie, wie sie sagte, dieser Entdeckung keine Wichtigkeit beilegen konnte, versprach sie mir doch, dem Doktor davon zu sagen; dann fügte sie hinzu: »Der Herr hat nach seinem Frühstück geklingelt, holen Sie es aus der Küche. Sie müssen es ihm in sein Cabinet bringen. Kommen Sie mit, ich will Sie zurechtweisen.«

Das Frühstück bestand unabänderlich aus einer Tasse Milch und einem Stück Brot; der Doktor trank niemals Wein, sein



Mittagsessen war ebenfalls äußerst frugal; es bestand aus einer Suppe und etwas Gemüse, das in Bouillon gekocht war. Uebrigens war es nicht so gemeint, daß sich auch seine Umgebung hätte dieser Lebensart unterwerfen müssen; er selbst befolgte sie nur seit zwanzig Jahren sowohl aus Geschmack als auch gesundheitshalber.

Suzon gab mir eine Schüssel in die Hand, auf welcher das einfache Frühstück stand, und ging vor mir her. Indem ich nun noch immer unwillkürlich an den Weg dachte, der auf dem Grundriß, den ich in meiner Stube fand, bezeichnet war, bemerkte ich, daß ich ihn genau verfolgte, und daß ich, wenn die Zeichnung richtig wäre, nachdem ich die Treppe hinaufgestiegen, alsbald in das auf dem Grundriß mit einem nachgezeichneten Totenkopfe bezeichnete Zimmer treten müßte. Und so war es; Suzon stand vor einer Thür still, wies auf sie und sagte zu mir:

»Da ist's — gehen Sie nur hinein.«

Der Doktor schrieb gerade; er machte mir mit der Hand ein Zeichen, die Schüssel auf einen kleinen Tisch, der neben seinem Schreibtisch stand, niederzusetzen; da er mir nicht befahl, hinauszugehen, so glaubte ich bleiben zu dürfen, um seine Befehle abzuwarten. Unterdessen betrachtete ich aufmerksam den Ort, wo ich mich befand. Es war ein weiter viereckiger, sehr hoher Raum ohne Fenster; aber ein Theil der Decke, der kuppelartig gewölbt war, hatte Glasscheiben, und so hatte dieser Saal nur Oberlicht; große Glasschränke nahmen die eine Wand ein und enthielten eine prächtige anatomische Sammlung. Gegenüber standen Bücherbretter aus einfachem Tannenholz, das von der Zeit gebräunt war, und dessen Bretter voll Bücher von allen Größen waren; unzählige Zeichen von weißem Papier, die aus dem Schnitt dieser durch vielfältigen Gebrauch beschmutzten, beschädigten und abgenutzten Bande herausahen, zeugten laut von den lange fortgesetzten und ununterbrochenen Studien des Doktor Clément. Die Bücherreihen stauten sich zu Bücherhaufen auf, große Folianten standen hier und da am Boden. Ein anderer Theil des Studierzimmers war geologischen und mineralogischen Sammlungen, so wie Herbarien eingeräumt, die mit der größten Sorgfalt geordnet waren. In eitlem Winkel bemerkte ich auch eine chemische

Werkstatt mit ihrem nothwendigen Apparat von Kolben, Retorten und Phiolen, die auf kleinen Brettern an der Wand standen. Endlich dem gewaltigen Tische gegenüber, der mit Büchern, allen Arten von Instrumenten, Papieren, Mappen überladen war, zwischen denen der Doctor, der immer noch fortschrieb, fast vergraben saß, zogen zwei Bildnisse meine Aufmerksamkeit auf sich; das erste war das Brustbild eines jungen Frauenzimmers von bewundernswürdiger Schönheit, sie trug ihr Haar ganz einfach, ein weißes Flortuch verhüllte zum Theil ihre Brust und ihre Schultern.



Das zweite Bild stellte einen sehr jungen Mann dar, von männlicher und schöner Gesichtsbildung mit sanftem und stolzem Blick, er trug die Uniform der polytechnischen Schule, und seine Züge zeigten eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bilde der jungen Frau, die zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Der Doctor schien mich seit einigen Augenblicken stillschweigend zu beobachten, denn er sagte zu mir mit einem Ausdruck stolzer Zufriedenheit:

»Nicht wahr, der junge Mann hat ein allerliebstes Gesicht?«

»O ja, Herr Doctor,« sagte ich und wandte mich nach ihm um.

»Es ist mein Sohn,« sagte mein Herr zu mir, in dessen strengem Gesichte auf ein Mal, Alles, was es Reines, Göttliches in der väterlichen Liebe geben kann, aufleuchtete. »Es ist mein theurer Just, und obgleich er jetzt ein paar Jahr älter ist, als zu der Zeit, da das Bild gemalt wurde, obgleich die afrikanische Sonne sein Gesicht gebräunt und eine ruhmvolle Wunde seine Stirn gezeichnet hat, so würdest Du ihn doch sogleich an der sanften,

offenen und thatkräftigen Miene erkennen, die er sich immer bewahrt hat.«

»Er ist also noch Militair, Herr Doktor.«

»Gegenwärtig Capitain — wenn Sie belieben — und einer der ausgezeichnetsten seiner Waffe. Aber das ist sein geringster Ruhm. Es fehlte ihm nur Eine Stimme, sonst wäre er in die Academie der Wissenschaften aufgenommen, aber bei der nächsten Wahl ist seine Ernennung gewiß, ohne in Anschlag zu bringen, daß ihm glänzende Anerbietungen gemacht worden sind, im Auslande Eisenwerke anzulegen; es wurden ihm sechzigtausend Francs jährlich angeboten, und in Zukunft ein reicher Antheil an dem Ertrage — das ist der Werth des Wissens! Es ist allein der wahre Reichthum. Aber glaube nicht etwa, Martin,« setzte mein Herr hinzu und ward immer wärmer, »daß mein Sohn ein gelehrter Pedant ist, der nichts als sein  $a + b$  weiß, er ist liebenswürdig, geistreich und heiter wie Keiner, er singt wie ein Engel, zeichnet zum Entzücken, und ich stehe dafür, daß niemals ein von Natur so feiner Anstand und ein so gewandtes Benehmen vereinigt gefunden worden sind. Und dabei muthig wie ein Löwe und sanft wie ein Kind — denn er besitzt die Milde der Kraft und dabei ein Herz,« sagte der Greis gerührt, »ein Herz!« — und nachdem er einen Augenblick gestockt, setzte er hinzu: »Ich weiß ihm auf der Welt nur Eins zu vergleichen.«

»Ihres, Herr Doktor?«

»Nein — es sind in seinem zarte Fäden, die das meine in seiner Rauheit nicht hat; denn was Zartheit und Gefühl anbetrifft, so ist das Herz meines Just ein Weiberherz — auch stelle ich es mit demjenigen des edelsten Weibes, das ich kenne, in Vergleich.«

Unwillkürlich dachte ich an Regina, für deren Wohl der Doctor Clément zärtlich besorgt zu sein schien.

Der Greis fuhr fort:

»Uebrigens wirst Du meinen Sohn bald zu sehen bekommen und ihn lieb gewinnen, da Du doch von jetzt an zu meiner Familie gehörst — denn in meiner Art und Weise, die Bedienten zu betrachten, bin ich eine Art von Patriarch,« setzte er sanft lächelnd hinzu. »Suzon hat Dir gesagt, daß ihr beide mit mir esset; was Deine Bedientenarbeiten anbetrifft, so wird der

Altersunterschied zwischen uns beiden sie Dir beinahe als natürlich erscheinen lassen — es liegt nichts Erniedrigendes darin, wenn ein junger Mann einem Greise Handreichungen leistet.«

»Das ist wahr, Herr Doctor,« sagte ich, gerührt von so viel Güte, »und außerdem hat mich auch der, welcher mich bei sich aufgenommen und erzogen hat, durch sein Beispiel belehrt, daß, wie er zu sagen pflegte, keine Lebensstellung so niedrig sein kann, daß ein Mann nicht seine Würde in ihr bewahren könnte.«

»Das ist ein gesundes Urtheil und kommt aus einem edel denkenden Geiste,« versetzte mein Herr, von diesen Worten, die Claudius Gérard mir so oft wiederholt, ergriffen — »Alles, was Du mir über das Leben, den Charakter und die Gewohnheiten dieses Mannes erzählt hast, gibt mir einen hohen Begriff von ihm, und — «

Dann hielt er plötzlich inne, als besänne er sich auf einmal auf Etwas, und fuhr fort:

»Aber da fällt mir ein, dieser großherzige Mann war Dorfschulmeister, nicht wahr? Hast Du mir das nicht erzählt?«

»Ja, Herr Doctor, er heißt Claudius Gérard.«

»Er war doch nicht Lehrer in einem Dorfe bei Evreux?«

»Nein, Herr Doctor, die Gemeinde, in der er angestellt war, liegt im Süden.«

»Dann ist's nicht derselbe,« sagte mein Herr zu mir.

»Wie so, Herr Doktor?«

»Mein Sohn, der mit geodätischen Arbeiten in der Nähe von Evreux beschäftigt ist, schreibt mir in seinem letzten Briefe, daß er, da er sich einige Tage in einem Dorfe der Landschaft aufgehalten, dort zufälligerweise einen armen Dorfschulmeister angetroffen, dessen Namen er mir nicht nennt, dessen Charakter und Geist aber einen solchen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er mir schrieb: Vater, dieser Mann ist einer der Unsrigen.«

»Es ist Claudius Gérard,« rief ich aus, »diese Worte Ihres Herrn Sohnes stellen es außer Zweifel. O, seien Sie mir gesegnet, Herr Doctor, Ihnen werde ich es zu verdanken haben, daß ich ihn nun wieder auffinde!«

»Aber hast Du mir nicht gesagt, daß die Gemeinde, der er

angehört, im Süden liege?«

»Ja, Herr Doctor, aber im Augenblicke, da ich ihn verließ, mußte er zu seinem großen Bedauern einen anderen Wohnsitz aufsuchen, und er wußte noch nicht, wohin er geschickt werden würde. Alle Briefe, die ich ihm geschrieben, waren nach seinem alten Wohnorte adressiert — war er schon abgereist, als sie ankamen, hat man sie nicht übergeben, sind sie an einen falschen Ort gekommen? — ich weiß nichts davon, aber er hat sie zuverlässig nicht erhalten; denn sonst hätte er mir geantwortet. Aber nun redet Ihr Herr Sohn von ihm, Herr Doctor — ja, gewiß von ihm — denn Claudius Gérard ist in Wahrheit würdig, einer der Ihrigen zu sein.«

»Nun glaub' ich's auch, ich will noch heute an Just schreiben und ihn fragen, ob der Lehrer, von dem er mir sagt, nicht Claudius Gérard heißt, und nach wenigen Tagen werden wir wissen, woran wir sind. Jetzt gib mir mein Frühstück.«

---

Als mein Herr seine frugale Mahlzeit zu sich genommen, gab er mir einen Schlüssel, zeigte auf ein altes Meubel von Acajouholz, in welchem mehre Schubladen über einander waren, und sagte zu mir:

»Mache die erste Schieblade auf und gib mir das große Buch, das drin liegt.«

Ich gehorchte und gab meinem Herrn eine Art Foliant mit braunledernem Rücken und in grünem Pergament — einen Folianten, der, nach seiner Abnutzung und den Brüchen auf seinem Einbände zu schließen, viele Jahre im Gebrauch gewesen zu sein schien.

Der Doktor machte das Buch auf, das schon fast ganz vollgeschrieben sein mochte; denn er schrieb ein paar Zeilen auf eins der letzten Blätter — dann zählte er die noch übrigen und sagte zu sich selbst:

»O, es wird noch genug übrig bleiben!«

Nachdem er das Buch eine Weile zufrieden und in stiller Traurigkeit angesehen, sagte er zu mir:

»Hier — lege das Buch wieder an seinen Platz, mache die untere Schublade auf und lege diese Banknoten hinein.«

Mit diesen Worten gab er mir die zehn Tausend-Francsnoten, welche von den zwanzigtausend Francs übrig blieben, die er diesen Morgen von dem geizigen, Millionair von Marquis erhalten, der sich so theuer hatte loskaufen müssen.

Und da ich mich anschickte, seine Befehle auszuführen, setzte er hinzu:

»Zähle hundert Louisd'or ab und lege sie je fünfzig in jede Seite meines Geldbeutels; denn er ist wahrhaftig leer — hier, nimm ihn hin,« sagte er zu mir und reichte ihn mir hin.

Ich hatte die zweite Schublade, die sehr schwer war, mit Mühe herausgezogen; in einem abgesonderten Fach sah ich eine ziemlich große Anzahl Banknoten; ich legte die, welche mein Herr mir gegeben, zu ihnen. Zwei andere Fächer von verschiedener Größe waren mit Gold und Silbergeld in so großem Ueberfluß gefüllt, daß die hundert Louisd'or, die ich aus dem Fache nahm, welches das Gold enthielt, kaum eine bemerkbare Lücke machten.

Nachdem ich die Schublade verschlossen, gab ich meinem Herrn die Schlüssel zurück, dann sagte er zu mir, indem er mich an einen Schreibtisch führte, der in einem kleinen Zimmer stand, das an sein Studierzimmer stieß und keinen andern Ausgang hatte, als die Thür, durch die wir hereinkamen:

»Bis ich wiederkomme, schreibst Du die ersten Blätter dieses Promemoria in Betreff der Reorganisation des Medicinalwesens in's Reine; ich arbeite seit vielen Jahren daran; möchte es mir vergönnt sein, es zu vollenden; denn in diesem unglücklichen Lande erschlaft Alles, geht Alles zu Grunde aus Mangel an vernünftiger Gliederung, die unbarmherzige Konkurrenz gewöhnt den Menschen auch daran, unbarmherzig zu sein, und um nur ihr Glück zu machen, ist ihnen jedes Mittel recht — wohl den Starken und wehe den Schwachen!« setzte er seufzend hinzu. Dann fuhr er fort: »Wenn Du die Abschrift dieser Blätter fertig gemacht hast, ist die Zeit bis zum Mittagsessen Dein.«

Und der Doktor ließ mich allein.

Das Zutrauen, das er gegen mich an den Tag legte, indem er gleich am ersten Tage mir den Ort zeigte, wo er so beträchtliche Summen bewahrte, rührte mich noch mehr, als sie mich in

Verwunderung setzte; denn da ich meiner Redlichkeit gewiß war, so wunderte ich mich nicht gerade, daß man mich für ehrlich hielt, gleichwohl steigerte dieser Zug meine Dankbarkeit gegen meinen Herrn und meine Verehrung für ihn noch höher.

Am dritten Tage fiel ein Auftritt vor, der für mich doppelt wichtig war; er vervollständigte das Charakterbild des Doctor Clément, dieses Mannes von so mächtiger Eigenthümlichkeit, auf eine seiner würdige Weise.

Mein Herr diktierte eben die Fortsetzung des Plans zur Reorganisation des Medicinalwesens — er war voll eben so neuer als praktischer Gesichtspunkte, ebenso großer, als edler Ideen; denn er betrachtete diese umfangreiche Frage von dem Standpunkt der Gesundheitspflege von Stadt und Land aus — als Suzon einen Herrn Dufour aus Evreux anmeldete, der, wie er sagte, einen Brief vom Herrn Just, dem Sohn meines Herrn überbringe.

»Ein Freund meines Sohnes!« sagte der Doktor lebhaft zu Suzon. »Führ' ihn sogleich herein — für die hab' ich immer Zeit.«

Bald erschien ein kleiner, alter Mann, sauber gekleidet und, wie man zu sagen pflegt, à quatre épingles. Obgleich die Sitte, Puder zu tragen, seit langer Zeit abgekommen war, trug er doch sogenannte Facen und einen kleinen Haarbeutel mit schwarzem Band, der auf den leicht bestäubten Kragen seines kornblumenblauen Rockes herabhing; ein Beinkleid von schwarzem Atlas und, seidene Strümpfe vervollständigten den etwas veralteten Anzug des Mannes.

Sobald Herr Dusour eingetreten war, hatte ich mich, nach meiner Gewohnheit, in das anstoßende Zimmer zurückgezogen, das keinen andern Ausgang hatte, als durch das Studierzimmer des Doktors. Und da dieser, ohne Zweifel unversehens, die Thür angelehnt gelassen hatte, so hörte ich nothgedrungen folgendes Gespräch mit an:

»Sie haben einen Brief von meinem Sohn, mein Herr? « sagte mein Herr zum Herrn Dufour.

»Ja, Herr Doctor, hier ist er.«

Es trat eine Pause ein, während welcher mein Herr den Brief überlief; hierauf versetzte er:

»Sie wünschen mich wegen Ihrer Gesundheit zu Rathe zu ziehen, mein Herr?«

»Nein, Herr Doktor.«

»Wie? « versetzte mein Herr befremdet — »mein Sohn schreibt mir doch in folgenden Worten: Lieber Vater! Herr Dufour, einer der größten Grundbesitzer von Frankreich wünscht Dich um Deinen ärztlichen Rath zu befragen und Dir besonders empfohlen zu werden. Ich beeile mich, seinen Wunsch zu erfüllen, und übergebe ihm diesen Brief an Dich, indem ich Dir im Voraus für die wohlwollende Aufnahme danke, die Herr Dufour bei Dir finden wird, der mich bei den geologischen Arbeiten, die mich auf eins seiner Grundstücke geführt, mit der verbindlichsten Gastfreundschaft aufgenommen. Ich umarme Dich zärtlich.«

Nachdem mein Herr den Brief vorgelesen, fuhr er fort:

»Das schreibt mir mein Sohn, mein Herr, und ich bin Ihnen sehr verbunden für die Gastfreundschaft, die Sie an ihm ausgeübt, aber wenn Sie nicht meinen ärztlichen Rath begehren, welchem Beweggrunde verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?«

»Dieser Brief, Herr Doktor; war nur ein Vorwand, um mir bei Ihnen Eintritt zu verschaffen.«

»Ein Vorwand?«

»Nichts weiter, Herr Doktor — ich habe acht Millionen an liegenden Gründen.«

»Sehr wohl, mein Herr — nun?«

»Ich bin Witwer, Herr Doctor, und habe blos eine achtzehnjährige Tochter, die ich unendlich lieb habe.«

»Verzeihen Sie, mein Herr, wie komme ich zu der Ehre dieser vertraulichen Mittheilung?«

»Herr Doctor — meine Tochter ist allerliebste — ohne väterliches Vorurtheil, wahrhaftig — und dazu ist sie erzogen worden, wie eine überaus reiche Erbin erzogen sein soll.«

»Mein Sohn liebt Ihre Tochter, mein Herr — ist das die Meinung?«

»Das hoff ich wenigstens, Herr Doktor; denn ich glaube, daß meine Tochter Ihren Herrn Sohn, während er sich bei uns aufhielt, nach ihrem Geschmack gefunden hat. Sie hat mir darüber keine Eröffnungen gemacht — aber Sie wissen wohl, ein Vater, der



seine Tochter anbetet, ist scharfsichtig. — Gérard heraus gesagt, Herr Doctor, ich gebe meiner Tochter, wenn sie sich verheirathet, einen Grundbesitz mit, der auf fünf Millionen geschätzt ist und einhundert vierundzwanzigtausend Francs Jahreseinkünfte bringt in guten rechtbeständigen Pachtgeldern, die bis auf den letzten Heller baar eingehen. Der Rest meines Vermögens würde unsern Kindern gehören — nach meinem Tode. Sie sehen, ich verfüge auf väterliche Weise, ich mache die Sachen kurz ab. Ich hoffe, daß Sie Ihrerseits dasselbe thun werden, Herr Doktor; denn die allgemeine Stimme, und, wenn ich so frei sein darf, es auszusprechen, gewisse gute Gewährsmänner, die ich befragt habe, schreiben Ihnen ein Vermögen zu, das mindestens dem meinigen gleich sei.«

Nachdem mein Herr einige Augenblicke geschwiegen, versetzte er:

»Vor Allem muß ich eine Frage thun, mein Herr: mein Sohn ist doch gewiß nicht von dem Schritte, den Sie thun, unterrichtet? Er hätte mir sicherlich von der Sache geschrieben.«

»Ihr Sohn, Herr Doctor, ist von meinem Schritte nicht unterrichtet, und meine Tochter ist's auch nicht. Der Herr Capitain Just ist zu anderen Arbeiten zwanzig Meilen von Evreux berufen worden, wir haben auf das Herzlichste von einander Abschied genommen, aber vom Heirathen ist zwischen uns mit keinem Worte die Rede gewesen. Erst nach der Abreise Ihres Herrn Sohnes fiel es mir auf, daß meine Tochter nachdenklich und traurig war, da rief ich mir diese und jene Umstände in's Gedächtniß zurück, und da hab' ich denn vermuthet oder vielmehr errathen, daß Liebe im Spiel sei. Da nun diese Verbindung nach Stellung, Alter, Charakter und Vermögen — besonders in Bezug auf's Vermögen — ganz schicklich — «

»Besonders in Bezug aufs Vermögen,« unterbrach mein Herr Herrn Dufour, »meinen Sie?«

»Lieber Gott, Herr Doctor, Sie sehen wohl ein, daß, wenn Ihr Herr Sohn bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften, lebenswürdigen Talenten und seinem hübschen Gesicht nichts hätte, als Degen und Federhut, so käm' ich nicht — «

»Mein Herr,« unterbrach mein Herr den Herrn Dufour noch einmal, »ehe wir dieses Gespräch weiter fortsetzen, muß ich Sie

davon unterrichten, daß das ganze Erbtheil, das ich meinem Sohn hinterlasse, sich auf eintausend Thaler Jahreseinkünfte beläuft.«

»Tausend Thaler! « rief Herr Dufour.

»Aber wenn er heirathet,« versetzte der Doctor, »so gebe ich ihm diese tausend Thaler dann sogleich — weiter hat er bei meinem Leben und Sterben von mir nichts zu erwarten.«

»Das ist Ihr Ernst nicht, Herr Doktor — Sie verdienen, wie alle Welt weiß, seit zwanzig Jahren jährlich hunderttausend Francs und leben — ich weiß es sehr gut — Sie leben mit der, mit der — ehrenwerthesten Sparsamkeit, es ist also unmöglich —«

»Ich verdiene allerdings jährlich wenigstens hunderttausend Francs — das letzte Jahr hat sich selbst auf hundertundzwanzigtausend und mehr belaufen.«

»Ich hatte also Recht, Herr Doctor, wenn ich sagte, Sie scherzten.«

»Mein Herr,« versetzte der Doctor, »wenn Sie, ehe Sie hierher gekommen wären, meinen Sohn in Bezug auf den Schritt, den Sie thun wollten, und den Sie besonders mit Rücksicht auf Vermögensgleichheit thun wollten, befragt hätten, so würde er Ihnen, daran zweifle ich nicht, erzählt haben, was ich ihm gesagt habe, als er ein vernünftiges Alter erreicht hatte.«

»Und was haben Sie ihm da gesagt, Herr Doktor?«

»Folgendes, mein Herr: Liebes Kind, habe ich zu meinem Sohne gesagt, ich gebe Dir eine vortreffliche, praktische Erziehung — sie eröffnet Dir mehr als Eine ehrenvolle Laufbahn, Du wirst also, wenn Du nur arbeiten willst, Deinen Lebensunterhalt reichlich erwerben können. Aber da der gesellschaftliche Zustand ein solcher ist, daß unter den Menschen weder brüderliche Liebe, noch Verpflichtung zu gegenseitigem Beistand besteht, und Du, so arbeitsam und redlich Du sein möchtest, im Falle, wo Krankheit oder unvorhergesehene Unglücksfälle Dich am Arbeiten hinderten und Dich in Noth brächten, von Niemandem Hilfe zu erwarten hättest, so sichere ich Dir tausend Thaler Renten zu. Auf diese Weise bist Du, was auch immer kommen mag, vor Noth gesichert. Genügt Dir diese bescheidene Existenz nicht, begehrst Du Ueberfluß und Luxus, so magst Du das dazu Erforderliche durch Deine Arbeit, durch Deine

Einsicht erwerben — jedem nach seinen Werken. Was mich anbetrifft, liebes Kind, so habe ich meine väterliche Pflicht erfüllt, wenn ich Dir die Erziehung gebe, die den Menschen zum Menschen macht, es Dir ermögliche, Dir einen Stand zu erwählen, der den Menschen nützlich macht, und Dir so viel Geld hinterlasse, daß Du vor Mangel und Abhängigkeit gesichert bist — das ist Alles, was ein Vater seinem Sohne schuldig ist, weder mehr noch weniger.«

»Sehr wohl, Herr Doctor,« rief Herr Dufour, »das sind moralische Lehren, die theils an sich ganz vortrefflich sind, und die außerdem alle begüterten Väter ihren Kindern vorpredigen und vorpredigen müssen, um sie vom Müßiggange abzuhalten, aber im Grunde sehen die Väter doch ihren Stolz darein, ihren Kindern ein großes Vermögen zu hinterlassen, das ihnen erlaubt, Nichts zu thun und das glücklichste Leben in der Welt zu führen.«

»Folglich,« sagte der Doctor lächelnd, »liegt in diesem Vethältniß, unsere Kinder zu Herren eines großen Vermögens zu machen, das sie nicht durch ihre Arbeit erworben haben, etwas so Empörendes, daß selbst die Väter, die am meisten in den Reichthum vernarrt sind, wenigstens aus Schamgefühl zu ihren Söhnen dasselbe sagen müssen, was ich meinem Sohn aus Pflichtgefühl und Ueberzeugung gesagt habe: Arbeitet, und rechnet nicht auf meine reiche Verlassenschaft.«

»Nun aber, was wollen Sie denn mit dem ungeheuren Vermögen machen, das Sie besitzen,« rief Herr Dufour, »wenn Sie Ihren Sohn enterben?«

»Ei, ei, mein Herr — sehen Sie — ein Jeder hat so seine kleinen Liebhabereien,« sagte mein Herr etwas spöttisch.

»Nun, damit legen Sie das Geständniß ab,«- fuhr Herr Dufour erbittert wider Willen heraus, »daß Sie einem geheimen Lasterleben fröhnen.«

Der Doktor Clément lachte selten, aber bei dieser seltsamen Beschuldigung lachte er so gerade heraus, daß ich Herrn Dufour auf seinem Stuhle auffahren hörte.

»Ihre Heiterkeit ist zu begreifen,« versetzte Herr Dufour, »die unpassenden Worte, die mir entschlüpft sind, haben sie hervorgerufen — doch noch Ein Wort — Sie lieben Ihren Herrn

Sohn, Sie lieben ihn von Herzen, und, wenn er meine Tochter liebte, wenn seine Heirath mit ihr sein Lebensglück begründete und dieses Lebensglück nur um den Preis von ein paar von den Millionen, von denen Sie ihn enterben wollen, zu erreichen wäre —«

»Eins von beiden, mein Herr entweder wird mein Sohn nicht geliebt — und dann ist's einerlei, ob er die Millionen hat oder nicht hat, oder Ihre Tochter, liebt ihn eben so aufrichtig, wie uneigennützig — wozu dann die Millionen?«

»Wie? Wozu? — aber ohne diese Millionen gebe ich meine Zustimmung nicht zu der Heirath, Herr Doktor.«

»In dem Falle wird sich Ihre Tochter, falls sie nur meinen Sohn liebt, ohne Ihre Zustimmung mit meinem Sohne verheirathen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Dann enterb' ich sie, mein Herr.«

»Was schadets? Mein Sohn hat seine tausend Thaler jährlich und seine Stelle; er und seine Frau können also ganz gemüthlich leben, wünschen sie Ueberfluß, so nimmt mein Sohn die reichen Anerbietungen an, die man ihm im Auslande gethan.«

»Das ist aber etwas Ungewisses, und wenn sie nun Kinder bekommen?«

»Die nöthige Erziehung wird ihnen mein Sohn geben können — im Uebrigen mögen sie die Pflicht erfüllen, die Gott Jedem auferlegt — sie mögen arbeiten — wie ihr Vater gethan hat, und wie ihr Großvater gethan hat — ich rede von mit, der ich in Holzschuhen nach Paris gekommen bin. Jetzt aber, mein Herr, setzte mein Herr hinzu, indem er aufstand, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen nicht länger zu Diensten stehen kann: ich habe einige Besuche zu machen.«

In Folge dieser Unterredung, bei der sich die Weisheit meines Herrn und seine vernünftige Liebe zu seinem Sohne in ihrer ganzen herben Würde entfalteteten, konnte ich mich nicht enthalten, mir zur Vergleichung das traurige Loos des Robert von Mareuil vor Augen zu stellen, der ein trauriges Opfer des ertraglosen Müßigganges war, dem reiche Erden sich so leicht hingeben — und die traurige, ebenso müßiggängerische Erziehung des Vicomte Scipio, die ihm eine ebenso schreckliche

Zukunft vorauszuverkünden schien.

---



## Drittes Kapitel.

### *Die Strafe.*

Ich muß hier zur Erklärung eines Vorfalls, der vier Tage nach meinem Antritt bei meinem Herrn in dem Hause desselben stattfand, einige Einzelheiten über die Einrichtung desselben einschieben. Sein Schlafzimmer, das im ersten Stockwerke gerade über dem meinigen lag, war von seinem Arbeitszimmer durch einen ziemlich langen Gang getrennt, dem ein ähnlicher zu ebener Erde entsprach, aus den meine Thür hinausführte. Eine Treppe, die aus die Mitte dieses Ganges ausmündete, führte in's erste Stock und endigte oben gerade der Thür zu dem Arbeitszimmer des Doktors gegenüber, so daß man also von meiner Stube leicht und schnell in jenes Zimmer kommen konnte.

Suzon, die alte Magd, schlief neben der Küche am andern Ende des Ganges, ihre Fenster gingen auf den Garten hinaus.

Nachdem ich am Abend die Weisungen meines Herrn für den folgenden Tag entgegengenommen, zog ich mich in meine Stube zurück, entschlossen, einen Theil der Nacht auf Uebungen in der deutschen Sprache zu verwenden; der Doctor hatte meinen Wunsch, diese Sprache zu erlernen, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und mir versichert, es läge ihm selbst daran, daß ich sie verstände; denn dann, sagte er, könnte ich ihm in seinem Briefwechsel mit ausländischen Gelehrten sehr nützlich sein. Ein Lehrer war angenommen, er hatte mir schon zwei Stunden gegeben, und mit meiner glühenden Wißbegierde hatte ich es schon dahin gebracht, daß ich mir selbst mittels der Grammatik

forthelfen konnte.

Ich setzte mich an die Arbeit.

— Die Nacht war stürmisch, der Regen peitschte an meine Fensterscheiben, in diesem alten, einsamen Stadtviertel wurde das Heulen des Windes von keinerlei Geräusch übertönt; er war so heftig, daß er bisweilen die innern Laden meines Fensters in Bewegung setzte.

Ein gutes Feuer brannte in meinem kleinen Kamin, ich hatte das Gefühl, daß ich auf lange Zeit hin in einem gastfreundlichen und ruhigen Hause Zuflucht gefunden. Meine wissenschaftliche Beschäftigung machte mir großes Vergnügen, und ich fühlte mich um so wohler, da ich mir mit einer Art süßer Melancholie meine schlimmsten Tage zurückrief — schreckliche Tage, an denen ich von Elend aller Art, Kälte, Hunger so furchtbar gelitten, und an denen ich in meiner Verzweiflung dem Anbringen des Muldensterzes nachgegeben hatte und an einem Abgrund von Schande hingestreift war — und endlich, eine furchtbare Erfahrung — jene Winternacht, in der ich, des Lebens müde, mich im Keller eines halbfertigen Hauses hingestreckt hatte, um den Tod zu erwarten, den ich mir nicht selbst geben mochte.

Bei dem Gedanken an diese traurige Vergangenheit ward mein Herz voll von unaussprechlicher Dankbarkeit und Rührung; ich hatte ein Gefühl beispiellosen Glückes, wenn ich bedachte, daß ich ohne die strengen Lehren des Claudius Gérard, die durch meine ehrfurchtsvolle Verehrung Regina's unterstützt worden, wie so viele Andere sittlich zu Grunde gegangen sein würde.

Es war um Mitternacht, als ich mich, von Müdigkeit überwältigt, niederlegte, nachdem ich meine Lampe ausgelöscht und meine Bettvorhänge dicht geschlossen hatte; ich ward gleichsam von dem Tosen des Unwetters, das draußen wüthete, eingewiegt; meine letzte Vorstellung war ein tiefes Mitgefühl mit Denjenigen, die in dieser stürmischen Nacht obdachlos herumirren mochten, wie ich einst obdachlos herumgeirrt war.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als mich-eine heftige Empfindung von Kälte aufweckte. Ich setzte mich im Bette aufrecht hin und öffnete meine Bettvorhänge. Das schwankende und bleiche Licht einer Lampe, die dem Hause fast gegenüberstand, verbreitete in meiner Stube eine schwache

Helligkeit; denn zu meinem großen Erstaunen sah ich das Fenster offen, der Regen floß noch immer in Strömen herab, der Wind blies mit Wuth; ich glaubte die Laden am Abend schlecht zugemacht zu haben, so daß der Wind sie aufgestoßen haben könnte. Ich stand also auf, um sie zuzumachen, als ich, immer mehr erstaunt, auch meine Thür offen stehen sah. Von unbestimmter Besorgniß ergriffen, warf ich schnell ein Kleidungsstück über, und indem ich horchte, ob sich nichts regte, kam es mir vor, als schritte Jemand vorsichtig den Gang, auf den meine Thür hinaus ging, und der über die Treppe zum Zimmer des Herrn führte, entlang. Plötzlich erhellte ein ziemlich starker Lichtglanz eine der Füllungen meiner Thür, ich stürzte hinaus, aber auf der Schwelle rannte ich gegen einen Mann in einer Blouse an; die Blendlaterne, die er in der Hand hielt, erlosch, und eine starke Hand faßte mich an der Gurgel und stieß mich gewaltsam in meine Stube zurück, alsdann fühlte ich die Spitze eines Messers auf der bloßen Brust, und der Mann sagte zu mir:

»Du bist des Todes, wenn Du Dich rührst!«

»Bamboche,« rief ich, indem ich die Stimme meines Jugendfreundes erkannte und bei dem blassen Widerschein der Laterne, die durch das offene Fenster hereinleuchtete, seine Züge ungefähr unterscheiden konnte.

»Martin!« rief Bamboche und fuhr einen Schritt zurück — »es war also Jemand in dem Bette, und Du warst es! «

»Woher kommst Du, was hast Du gemacht?« sagte ich mit Schrecken ganz leise zu ihm.

»Du bist hier? Es geht Dir wohl — o dann bin ich zufrieden —« sagte Bamboche, und seine Stimme wurde gerührt.

»Du hast meinen Herrn bestohlen! «

»Nun ja —« antwortete er entschlossen — »was weiter?«

»Meinen Herrn,« rief ich, und ein schrecklicher Gedanke stieg in mir auf — »Du hast ihn vielleicht ermordet.«

Ich wollte aus der Thür.

Bamboche hielt mich zurück.

»Nein, er hat nichts gehört,« sagte er, »ich habe Niemanden gesehen, ich schwöre es Dir bei unserer Freundschaft.«

Ich glaubte es ihm — der Ton, in welchem er es aussprach,



zeugte von seiner Wahrhaftigkeit.

»Du stehlen! —« sagte ich unwillig.

»Ich habe Dich nicht bestohlen.«

»Aber meinen Wohlthäter.«

»Thut mir Leid, er behielt aber genug, ich habe nur eine Handvoll Banknoten genommen.«

»Aber stehlen ist schändlich.«

»Laß mich.«

»Stehlen ist feig, und Du hast Herz — «

»Genug der Moral.«

»Bamboche, ich lasse Dich mit dem Gelde nicht fort von hier.«

»Ei was.«

»Im Namen unserer Freundschaft —«

»Mich hungert, und ich habe ein Kind, das hungert —«

»Du!«

»Ja, ein kleines Mädchen. — Als ich Dich beim Claudius Gérard suchte, da wohnte ich in einem Gasthofs in der benachbarten Stadt — an denselben stieß der Garten eines Narrenhauses —«

»Und da,« rief ich mit Entsetzen, indem mir Claudius Gérard's halbe Mittheilung wieder einfiel — »da hast Du ein junges, schönes Frauenzimmer gesehen — «

»Sie winkte mir, ich wußte nicht, daß sie wahnsinnig sei — ich war halb betrunken — aber woher weißt Du — «

»O, das ist fürchterlich!«

»Es ist nun einmal geschehen,« versetzte Bamboche mit dumpfer Stimme — »vor vierzehn Tagen habe ich das Frauenzimmer wieder gesehen, es ist mir gelungen, das Kind zu entführen — meine kleine Tochter — ich habe keinen Heller, ich stehe für sie.

»Auf solche Weise Deine Tochter ernähren — nimmermehr! «

»Ich habe keine Wahl.«

»Doch —«

»Wie?«

»Werde Soldat — geh fort von hier, mein Herr wird für das Kind sorgen, das schwöre ich Dir — auch für Dich — später wird er Mitleid mit Dir haben — aber keinen Diebstahl!«

»Ich habe das Geld — das ist doch sicherer — ich behalte es.«

»Trotz meiner Bitten?«

»Ja.«

»Unserer Freundschaft zum Trotz?«

»Ja.«

»Trotzdem, daß ich Dein Bruder bin,« sagte ich zu ihm mit erstickter Stimme, und faßte ihn an der Hand — ich konnte mir nicht helfen, ich zerfloß in Thränen.

Bamboche fuhr zusammen, zögerte einen Augenblick und versetzte:

»Ja — trotzdem.«

»So stoß zu! «

»Und schrei Du Diebe, Diebe,« sprach er trotzig.

Plötzlich hörte ich durch das offene Fenster in einiger Entfernung auf der Straße den schweren, regelmäßigen Schritt einer Nachtrunde, die sich immer mehr näherte.

»Eine Patrouille,« rief ich — »sie kommt hierher.«

»Nun, da bist Du ja im Vortheil,« sagte Bamboche mit schrecklichen Lächeln zu mir, als er mich an's Fenster laufen sah.

Ich machte es eilig zu.

Einige Secunden darauf sahen wir im Dunkel der Straße die Bayonnette der Soldaten blinken; sie gingen langsam vorbei. Bald verhallte das Geräusch ihrer Tritte in der Ferne im Heulen des Sturmes.

»Martin,« rief Bamboche, als ich wieder zu ihm trat, »ich habe an Dir gezweifelt, verzeih, aber erbarme Dich meiner kleinen Tochter.«

»Warte,« sagte ich bitter zu ihm, »warte bis die Patrouille weit genug entfernt ist, bis Du fliehst — im Hause schläft noch Alles — Du kannst mit Dem entfliehen, was Du gestohlen hast — es wird keine Spur von Dir zurückbleiben, fürchte nichts —«

»Wenn Du so sprichst, Martin — «

»Was mich anbetrifft,« setzte ich hinzu, »so ists freilich etwas Anderes. Mein Herr weiß, daß ich den Ort kenne, wo er sein Geld einschließt, ich bin hier ein neuer Ankömmling — die Schuld wird nur auf mich fallen, Dich werde ich nicht angeben; denn ich halte

die Freundschaftsschwüre — «

»Martin!«

»Ich werde für den Dieb gelten — ich war Dir Erkenntlichkeit schuldig — das wäre damit abgemacht — geh —«.

»Martin, Du verachtest mich — «

»Mein Herr kann aufwachen, geh — «

»Höre mich.«

»Willst Du uns Beide in's Verderben stürzen? — Geh — wir sind geschiedene Leute.«

»Du hältst mich für einen elenden Menschen —« rief Bamboche und warf mir die Banknoten, die er gestohlen hatte, vor die Füße.

Ich wollte meinem Freunde in die Arme stürzen, als plötzlich über uns im Zimmer meines Herrn Jemand wiederholt stark und rasch austrat, als wolle er Jemandem nach, und wir horten laut rufen:

»Diebe, Diebe!«

Da ich diesen Ruf hörte, rief ich:

»Du warst also nicht allein, «Bamboche?»«

»Nein, der Muldensterz ist oben geblieben, seine Taschen zu füllen.«

»Der Muldensterz!«

»Er hatte die Gelegenheit ausfindig gemacht.«

»Wie?»«

»Dein Vorgänger hatte ihn auf die Spur geleitet.«

Jetzt begriff ich die Bedeutung des Grundrisses mit der rothen Linie, den ich in meiner Stube in dem Secretair gefunden hatte.

Der Ruf ward lauter und kam näher.

»Es ist die Stimme meines Herrn, er ist vielleicht in Gefahr, flieh Bamboche!« rief ich.

Und damit stürzte ich auf die Thür zu, während Bamboche mit einem Satze am Fenster war und es aufmachte.

Kaum hatte ich zwei Schritte im Corridor gethan, als ich heftig gegen den Muldensterz anrannte, der auf der Flucht begriffen war. Ich faßte ihn um den Leib, aber die Angst, festgenommen- zu werden, verdoppelte seine Kräfte, er machte sich von mir los und stieß mich mit Gewalt in die Stube zurück. Ich stieß gegen ein

Geräth, stolperte und rief jetzt um Hilfe.

»Ah, Du schreist — « sagte der Muldensterz und stürzte auf mich los, ich sah die Klinge seines Messers blinken, und in demselben Augenblicke fühlte ich einen Stoß in der Schulter und dann ein scharfes Gefühl von Kälte. Nichts desto weniger gelang es mir noch einmal, meinen Gegner zu umfassen, und in dem Augenblicke stürzte auch Bamboche auf ihn und rief.

»Nimm das, alter Schuft.«

Der Spitzbube fiel mir so schwer auf den Leib, daß ich mit ihm zur Erde stürzte, und ich hörte Bamboche's Stimme:

»Sage, Du hättest ihn erstochen — vergiß meine kleine Tochter nicht, ich werde Dir die Adresse schicken — nimm die Banknoten auf — Lebe wohl, Bruder!«

Und mit einem Satz verschwand Bamboche durch; das offene Fenster.

Er war kaum entronnen, und ich machte mich mit Mühe von dem Muldensterz los, der mich im Todeskampfe fest umschlungen hielt, als helles Licht in meine Stube fiel; der Doctor Clément trat herein mit einem Licht in der einen Hand und einem Hirschfänger in der andern, und ein paar Augenblicke darauf kam auch Suzon, die sich eilig angekleidet hatte; mit einem Lichte.«



»Armer Martin, Du bist verwundet?« rief der Doctor, da er mich blutig aufstehen sah.

»Er hat mit dem Diebe gerungen und ihn getötet,« rief Suzon entsetzt, da sie den Leichnam sah.

Ehe ich antworten konnte, stürzte der Doktor auf mich zu, zerriß mein Hemde an der Stelle, wo es blutig war, sah die Wunde an und rief:

»Gott sei Dank! die Klinge ist auf dem Knochen abgeglitten — Deine Wunde ist unbedeutend, wackerer Martin.«

Und der Greis drückte mich an sein Herz.

»Was für ein Glück, daß ihm weiter nichts geschehen ist,« sagte Suzon und faltete die Hände, dann fuhr sie aus Schreck zurück — denn die Glieder des Muldensterzes zuckten plötzlich zusammen — und rief:

»Clément, nimm Dich in Acht — der Dieb rührt sich noch.«

»Der?« sagte der Doctor und sah dem Muldensterz, der auf

dem Rücken lag, in's Gesicht, in dem sich die Kinnbacken zweimal krampfhaft öffneten — »er hat nicht zwei Minuten mehr zu leben.«

Wirklich kam aus der Brust des Spitzbuben eine Art hohles Röcheln — ein blutiger Schaum färbte seine Lippen, und er versank in die Regungslosigkeit des Todes.

Betäubt und vom Schwindel ergriffen bei diesem schrecklichen Auftritt, mußte ich mich aufs Bett setzen.

»Verzeihen Sie, Herr Doctor, die Aufregung — das Angreifende —«

»Clément, sieh doch das Päckchen Banknoten,« sagte Suzon und nahm die beträchtliche Summe auf, die Bamboche von sich geworfen hatte — und wie viel Gold da dem Bösewicht aus der Tasche fällt — wir müssen ihn durchsuchen, aber ich mag ihn nicht anrühren — «

»Suzon,« sagte der Doctor lebhaft, »lauf und zieh an der Klingel, die in das Stübchen des Thürstehers im Nachbarhause geht — ich habe beim ersten Erwachen an diese Zuflucht gar nicht gedacht.«

»Das ist wahr — ich hab's auch ganz vergessen.«

Und Suzon entfernte sich eilig.

»Komm, wackerer Bursche,« sagte mein Herr zu mir, indem er mich hielt und mir ein Glas Wasser an die Lippen setzte, — »trink ein Bisschen, beruhige Dich, ich werde Deine Wunde sogleich verbinden, sei nur ruhig, es ist nichts. Bis Suzon zurückkommt, will ich immer das Blut zu stillen suchen.«

»O, Sie sind sehr gütig, Herr Doktor?«

»Wie, Du lässest Dich erstechen, um mich nicht, bestehlen zu lassen, und redest mir von meiner Güte vor? — « sagte der Doctor und fuhr in seinem Geschäfte fort. »Aber sage mir, wie ist's doch mit der ganzen Sache zugegangen?«

»Sehen Sie, Herr Doctor,« sprach ich stockend — denn ich war im Begriff zu lügen, aber ich konnte doch Bambochen nicht blosgeben — »ich hatte mich schlafen gelegt, hatte meine Bettvorhänge vorgezogen und war in tiefen Schlaf versunken — ein starker Luftzug weckte mich auf — und nun merkte ich erst, daß mein Fenster offen stand.«

»Und Du hattest nichts gehört?« sagte der Doctor, wandte sich nach dem Fenster um, das nahe an an meinem Bette war, und betrachtete es aufmerksam.

»Nun, das ist ganz einfach — der Spitzbube da hat von außen eine Scheibe herausgeschnitten, mittels Diebeswerkzeug eine Oeffnung im Fensterladen gemacht und dann den Arm durchgesteckt, um das Fenster auszumachen. Du lagst im ersten Schlummer, da hast Du natürlich nichts gehört.

»Nicht das Mindeste, Herr Doktor, und in dem Augenblicke, da ich erschrocken aufstand, hörte ich Sie rufen.«

»Beim Ausgange aus meinem Studierzimmer stieß der Dieb im Gange an und warf ein Geräth um. Erweckt durch diesen Lärm, stand ich auf, nahm mein Licht, machte die Thür auf, sah in dem Gange einen Menschen entfliehen, ergriff eine Waffe und stürzte ihm mit dem Rufe: Diebe, Diebe! Nach.«

»Jetzt, da ich Sie rufen hörte, Herr Doktor, — stürzte ich mich in den Corridor, bewaffnet mit einem Dolchmesser, und wollte den Schurken festhalten — er brachte mir einen Stich bei, ich ihm desgleichen, und so hab ich ihm das Leben genommen —«

»Der Schurke muß die Einrichtung des Hauses gekannt haben — er muß — gewußt haben, daß — ich — meinen Bedienten entlassen; er muß — geglaubt haben — daß hier Niemand schlief — «

»Mein Gott, Herr Doctor!« rief ich, als ich ihn mit gebrochener Stimme reden hörte, und seine mehr und mehr erbleichenden Gesichtszüge den Ausdruck heftigen Schmerzes annahmen — »Herr Doktor, was ist Ihnen?«

»Nichts, nichts,« sagte der Doctor, indem er sich gleichwohl mit einer Hand am Kopfbrette des Bettes hielt und die andere nach dem Herzen bewegte, als fühlte er einen plötzlichen heftigen Schmerz.

»Es ist nichts — gewiß — « versetzte er mit immer mehr erstickter Stimme — »die heftigen Gemüthsbewegungen sind mir nicht zuträglich — und der Diebstahl — dann der Todtschlag — da kannst Du wohl denken. Aber,« setzte er hinzu und raffte sich gewaltsam zusammen: »ich werde doch noch Zeit haben, Dich zu verbinden. — Schön — da kommt Suzon.«

In der That trat jetzt Suzon wieder ein, in Begleitung von zwei Männern, dem Thürhüter des Nachbarhauses und seinem Sohn.

»Suzon, schnell, meine Verbindtasche,« rief mein Herr — »mir ist nicht wohl, aber ich werde doch noch Zeit haben, dem wackern Burschen den ersten Verband anzulegen.«

Und mein Herr verband, mit heroischer Ueberwindung der heftigsten Schmerzen, mit fester Hand meine Wunde, obgleich er dabei drei Mal ansetzen mußte, aber kaum war er damit fertig, so ward der Anfall so heftig, daß wir ihn in's Bett bringen mußten.

Als er in seinem Bette lag, sagte er zu mir mit matter Stimme; denn ich hatte es mir nicht nehmen lassen, mit hinaufzugehen:

»Schreib an meinen Sohn, er möge gleich nach Empfang Deines Briefes hierherkommen. Suzon wird Dir die Adresse geben — ich möchte ihn doch noch einmal sehen, meinen theuern Just — «

»Wie, Herr Doctor! « rief ich aus, voll Schrecken über die Betonung, mit der der Doctor die letzten Worte gesprochen — »Sie fürchten?«

Er unterbrach mich mit trübem Lächeln:

»Ich dachte, es sollte doch noch ein paar Monate währen — aber — die starken Gemüthsbewegungen — und seit einiger Zeit — treffen mich dergleichen viele — ja, die haben das Ziel wohl sehr nahe gerückt. — Schreib also augenblicklich an meinen Sohn.«

---





## Viertes Kapitel.

### *Eine gute Stelle.*

Ich merkte bald zu meinem schmerzlichen Erstaunen, daß der Zustand des Doktor Clément sich verschlimmerte, seine Züge wurden immer mehr entstellt: aber mitten unter heftigen Schmerzen verließ ihn seine Seelenheiterkeit nicht; seine einzige Sorge war, ob auch sein Sohn früh genug kommen würde, daß er ihn noch einmal umarmen könnte.

Ich hielt meinen Herrn nicht für fähig, daß er von seinem nahen Ende spräche, wenn er nicht überzeugt wäre, daß es wirklich herannahete; gleichwohl konnte ich mich nicht in den Gedanken finden, daß diese traurigen Voraussagungen begründet sein sollten; die alte Magd dagegen, die nicht so ungläubig war, wie ich, machte aus ihrer dumpfen Niedergeschlagenheit kein Geheimniß. Gegen Abend hatte der Doktor eine schmerzliche Krisis zu bestehen, während welcher er das Bewußtsein verlor. Auf diesen Anfall folgte eine ruhige Zwischenzeit; er nahm einen Trank zu sich, zu dessen Bereitung er seiner Magd Anweisung ertheilte, und schlief ein.

Ich saß ganz allein an seinem Bette und blickte auf die ehrwürdigen, immer noch sanften, friedvollen, obgleich angegriffenen Züge hin. Wenn ich diesen Mann ansah, dessen Wissen und Einsicht so gewaltig, dessen Herz so groß war, und der nun so hinüberzuschlummern schien, so wollte mir das Herz brechen. Das Zimmer, wo er lag, und das weit ärmlicher ausgestattet war, als das meinige, schien für die

Uneigennützigkeit des Mannes, der, nachdem er Millionen erworben, nun in erhabener Dürftigkeit zu sterben im Begriff war, recht eigentlich Zeugniß abzulegen.

Gegen zehn Uhr Abends erwachte der Doktor aus seinem todtenähnlichen Schlafe, wandte den Kopf nach meiner Seite und sagte:

»Was ist die Uhr?«

»Bald zehn Uhr, Herr Doktor.«

»Ich habe Dich wohl oft gefragt, was die Uhr sei?«

»Ja, Herr Doktor.«

»Ein böses Zeichen — man bekümmert sich um so mehr um den Verlauf der Zeit, je weniger Einem noch übrig bleibt — das hab' ich bei Sterbenden immer beobachtet. Hm! Ich werde den guten Just nicht wieder zu sehen bekommen — er kann frühestens übermorgen hier sein, so lange mach' ich's nicht mehr. Wir haben so oft über meine letzte Stunde gesprochen, er und ich, um uns an den Gedanken an diese zeitweilige Trennung zu gewöhnen, daß unser Lebewohl nichts Schmerzliches haben würde. — Nun, es sei drum! — « setzte er mit einem entsagenden Seufzer hinzu.

»Sie werden Ihren Herrn Sohn noch wiedersehen, Herr Doktor,« sagte ich zu ihm, »Sie irren sich gewiß — «

Der Doktor theilte meine Hoffnung nicht und sagte:

»Doch zu was Anderem. — Du siehst wohl ein, wackrer Martin, daß ich Dich nicht aus der verzweifelten Lage gezogen haben werde, um Dich gleich nach meinem Tode derselben wieder anheimfallen zu lassen — Du bist gescheidt, redlich, muthvoll, Du hast was erlebt — das ist die beste Erziehung — ich werde Deine Zukunft sichern —«

»Herr Doktor — «

»Nicht damit Du müßig gehest — denn der Müßiggang führt zum sittlichen Untergange — sondern Du wirst auf diese Weise ein Mittel in Händen haben, eine ehrenwerthe Laufbahn anzutreten. Bei Deinem Alter, bei Deiner Arbeitsamkeit kann's Dir nicht fehlen. Fühlst Du Dich zu irgend etwas vorzüglich berufen?«

»Herr Doktor,« stotterte ich.

»Das Bedientenleben ist für Dich nicht — wenigstens nicht, wie

es unglücklicherweise aufgefaßt und geführt wird — nach meiner Ansicht sollte der Diener ein Glied der Familie sein — und so ließen sich auch in diesem Verhältniß große Verbesserungen herbeiführen. O hätt' ich Zeit — Zeit! —« rief er mit Schmerzen aus — dann setzte er hinzu: »Doch laß uns jetzt von Deinen Angelegenheiten reden.«

»Ich weiß wohl, Herr Doktor, daß ich niemals einen Herrn finden werde, wie Sie sind, und doch — «

»Wie, Du wolltest noch ferner Bedienter sein?« sagte der Doktor zu mir und sah mich ganz verwundert an.

»Ja, Herr Doktor, aber —«

»Aber? «

»Es gibt nur Eine Person auf der Welt, deren Bedienter ich sein möchte.«

»Wer ist das? Vielleicht mein Sohn?«

»Nein, Herr Doktor — obgleich ich sein edles Herz kenne.«

»Wer könnte es denn sonst sein?«

»Herr Doktor, gewähren Sie mir Eins.«

»Sprich.«

»Gegen Sie so viel Vertrauen in mich, daß Sie mir versprechen, mich nach den Beweggründen der Bitte, die ich Ihnen jetzt vortrage, nicht zu fragen — diese Beweggründe sind ehrenhaft und rein, ich schwöre es Ihnen.«

»Ich glaub? es Dir — ich will nicht weiter in Dich dringen.«

»Nun wohl, Herr Doktor, wenn ich eines Tages durch irgend ein Ereigniß, welches es auch sei, von Ihnen getrennt werden sollte, so möchte ich Sie bitten, mich durch Ihre Fürsprache in Dienste treten zu lassen bei — bei — der Frau Fürstin von Montbar.«

Bei diesen Worten schien mein Herr, der vorher fast versteinert war vor Verwunderung, über meine seltsame Liebhaberei eine so unverhoffte Freude zu fühlen, daß ich meinerseits ihn nun verwundert ansah.

»Seltsam, wie die Gedanken sich bisweilen begegnen!« sagte er gerührt und in sich versunken.

»Wie so, Herr Doktor?«

»Hätte ich geahnt, Du könntest, statt die unabhängige Lage, die

ich Dir anbot, anzunehmen, dran denken, wieder Dienste zu nehmen, so hätte ich es von Dir als eine Gnade, als ein Opfer erbeten, bei der Frau von Montbar in Dienst zu gehen.«

»Wirklich, Herr Doktor?«

»Du kennst sie?«

»Herr Doktor —«

»Die Frage entschlüpfte mir nur so — sie soll die letzte sein. — Nun wohl, Du magst sie persönlich kennen oder nicht, die Frau von Montbar ist das beste, edelste Geschöpf, das auf der Welt ist, und da sie früh oder spät einmal von einer großen Gefahr bedroht werden kann, so kannst Du denken, wie glücklich es mich macht, in ihrer Umgebung einen Diener zu wissen, wie Du bist.«

»Die Fürstin ist von Gefahren bedroht?«

»Aber Du wirst für sie wachen — denn glücklicher Weise wird Deine Stellung erforderlich machen, daß Du auf dem Platze seiest, beständig auf dem Platze.«

»O ja, beständig auf dem Platze!« rief ich aus. »Aber wer kann denn der Fürstin Gefahren bereiten?«

Nach kurzem Schweigen versetzte mein Herr:

»Die Leiden, welche die Frau von Montbar drücken und ihr drohen, sind von verschiedener Gattung: sie ist eine vortreffliche Tochter — und sie hat die Liebe ihres Vaters verloren; sie ist eine liebevolle Gattin — und wird, fürchte ich, von ihrem Gatten auf unwürdige Weise getäuscht. Der Gram führte sie dem Grabe zu, bis sie sich vor zwei Monaten gegen den Schmerz stahlte — ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken, der Ungerechtigkeit des Geschickes zu unterliegen — seitdem legt sie Ruhe, Heiterkeit, Vergnügungssucht an den Tag — aber ich kenne sie, das Alles ist nur Maske — sie sucht sich zu betäuben, um den bittersten Seelenleiden zu entfliehen — ihre Schönheit erscheint glänzender als je — aber mir scheint Regina in dem letzten Schönheitsglanz zu leuchten, der Denen eigen ist, die dem Tode geweiht sind — «

»Himmel — was sagen Sie, Herr Doctor!«

»Bei *diesen* Leiden kannst Du nichts machen — aber es ist eine materielle, drohende Gefahr vorhanden, die Du gerade in Deiner Stellung als Bedienter am leichtesten von der Fürstin abwenden kannst.«

»O sagen Sie, sagen Sie, Herr Doktor!«

»Es ist da ein Mann von unbeugsamer Gemüthsart, eisernem Willen, seltener Thatkraft, ungeheurem Reichthum — dieser Mann ist zu Allem fähig — selbst sein Leben dran zu fegen, um nur seine Begierden oder seinen Haß zu befriedigen — besonders seinen Haß.«

»Und dieser Mann?«

»Er ist an der empfindlichsten Stelle verletzt worden, die ein Mann dieser Art überhaupt hat: in seinem Stolze — er hatte um die Hand des Fräulein von Noirlieu angehalten —«

Ich schrak zusammen, der Name des Grafen Duriveau schwebte mir auf den Lippen, der Greis übersah meine Aufregung und fuhr fort:

»Zwei Mal ist dieser Mann von Fräulein von Noirlieu verächtlich zurückgewiesen worden, und diese Zurückweisung war für ihn um so schneidender, da das stolze und muthvolle junge Mädchen ihre Beweggründe rücksichtslos aussprach. Daher der unversöhnliche Haß dieses Schändlichen. Vor wenig Tagen hab' ich aus guter — nur allzu guter Quelle erfahren, daß der Mann, von dem ich rede, nach der Vermählung des Fräulein von Noirlieu mit dem Fürsten gesagt hat, Fräulein von Noirlieu hat mich unverschämt abgewiesen — ich werde mich um jeden Preis an ihr rächen, und es ist leider nicht unwahrscheinlich, daß die Stunde seiner Rache herannaht; denn neulich hat er gesagt: Meine Rache rückt an! — Dieser Mann heißt der Graf Duriveau.«

»Ich werde den Namen schon behalten, Herr Doktor.«

»Gib wohl Acht! Um feine Zwecke zu erreichen, ist er zu Allem fähig — die niedrigsten, die lichtscheuesten, die teuflischsten Mittel zu ergreifen — die letzteren vorzugsweise — Bediente zu bestechen, vielleicht in das Haus der Fürstin eins seiner Geschöpfe zu bringen, die unglückliche Frau in irgend eine schreckliche Schlinge zu locken — was weiß ich! Stelle Dir vor, was die schwärzeste, erbarmungsloseste und, das muß ich hinzusetzen, im Bösen unerschrockenste Seele Entsetzlichstes aussinnen kann, und Du bleibst noch hinter der Wirklichkeit zurück.«

»Aber das ist ja ein Ungeheuer von einem Menschen! « rief ich.

»Freilich, ein Ungeheuer — und eben weil dieser Mensch der Fürstin äußerst gefährlich werden kann, sterbe ich glücklich in dem Gedanken, Dich ihr nahe, in ihrem Hause zu wissen. Drum beobachte, forsche, horche, wache — frage — mißtraue Allem, was Dir verdächtig erscheint, und Dem, was Dir unverdächtig erscheint, mistraue auch; denn der Haß dieses Mannes wird alle Masken anzunehmen, alle Umwege einzuschlagen wissen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Deine Wachsamkeit darf keinen Augenblick aussetzen; — und ich weiß nicht, was für eine Ahnung mir sagt, daß Du vielleicht diesen Engel von einem Weibe aus großer Gefahr erretten wirst.«

»Aber haben Sie nicht wenigstens die Fürstin von der Gefahr unterrichtet, in der sie schwebt, Herr Doktor?«

»Ja — aber in ihrem muthigen Selbstgefühl lachte sie über meine Furcht und fand sogar, wie sie sagte, eine Art Vergnügen darin, dem Haß dieses Mannes die Spitze zu bieten. Erschrocken über diese stolze Unbekümmertheit, wollte ich den Fürsten von der Sache in Kenntniß setzen, aber da bat mich Frau von Montbar, vor ihrem Gemahl Alles geheim zu halten.«

»Das ist doch seltsam, nicht wahr, Herr Doktor?«

»So seltsam, daß ich mich im Interesse der Fürstin selbst darüber hinwegsetzen wollte, aber da wurde ihr Flehen so inständig, sie beschwor mich bei so heiligen Banden — «

Ich sah den Doktor erstaunt an; er erklärte sich nicht weiter, sondern fuhr fort:

»Mit Einem Worte, ihre Bitten wurden zuletzt der Art, daß ich ihr mein Ehrenwort gab, dem Fürsten nichts zu sagen.«

»Herr Doktor — ich kann in der Stellung, die ich einnehmen werde, wenig thun: aber die Frau von Montbar soll keinen ergebenern, wachsamern Diener haben, als mich — ich habe nichts als mein Leben — aber mein Leben gehört ihr.«

»Ich fühle mich auch wirklich beruhigt. — Aber sage mir,« fuhr mein Herr fort, »kennt Dich die Fürstin schon? Ich muß das wissen, damit ich weiß, in welcher Form ich Dich ihr empfehlen kann —«

»Ich bin der Fürstin völlig fremd und unbekannt, Herr Doktor.«

»Und doch widmest Du Dich so entschlossen ihrem Dienste? —

Nun, beruhige Dich — ich verzichte darauf, Dein Geheimniß zu durchschauen.«

Und der Doctor fuhr nach kurzem Nachdenken fort:

»So geht's — ich schreibe an die Fürstin — ich beauftragt meinen Sohn, den Brief Reginen zu übergeben. Regina, davon bin ich überzeugt, wird den letzten Wunsch eines alten Freundes erfüllen und Dich in ihren Dienst nehmen.«

»Ihren Sohn wollen Sie damit beauftragen, Herr Doktor?«

»Ja, auf diese Weise hinterlasse ich der Frau von Montbar zwei dienstergebene Beschützer, die ihre Sorge für ihr Wohl in zwei verschiedenen Gebieten bethätigen werden.«

»Ihr Herr Sohn kennt die Fürstin schon, Herr Doktor?«

»Ich habe ihm oft von ihr erzählt, er hat von mir gelernt, sie zu achten und zu lieben. Sie hat mich ihrerseits oftmals von meinem Sohne mit aller der Liebe sprechen hören, die er verdient, auch hat mich die Fürstin mehre Male seit ihrer Verheirathung gebeten, ihr Just vorzustellen. Nicht doch, lieber Vater, sagte er heiter zu mir, so oft ich ihm von Regina's Wunsch sagte — ich würde mich rasend in die Fürstin verlieben, warte bis mein Herz anderweitig beschäftigt ist, dann kann ich sie ungestraft erblicken. Ich habe der Frau von Montbar diese Thorheit erzählt, sie hat sehr darüber gelacht, aber jetzt, da es sich um wichtige Dinge handelt, wird mein Sohn das Heilige, was in der Aufgabe liegt, die ich ihm vermache, und die ich ihm schriftlich auseinander setzen werde, wenn ich noch Kraft dazu finde, aufzufassen wissen.«

Und der Greis, dessen Stimme schwächer und schwächer ward, und der in Folge dieses Gesprächs sehr angegriffen zu sein schien, versank in eine Art von Erschöpfung.

Ich konnte mir nicht helfen — mein Herz unterlag.

Wie stolz und glücklich wär' ich gewesen, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, allen Demütigungen Trotz zu bieten, um das Werk meiner ungekannten Ergebenheit zu Ende zu führen — aber unter der Bedingung, es *allein* zu vollbringen — so bitter war mir der Gedanke, diese edle Aufgabe mit dem Sohne meines Herrn zu theilen, der im Besitz aller äußeren Vortheile und begabt mit seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften jedenfalls Regina's vertraute Freundschaft zu erlangen bestimmt war, während ich

Allen unbekannt meiner Aufgabe obliegen sollte —«

Ich gestehe es zu meiner Schande — einen kurzen Augenblick trugen diese niedrigen Eifersüchteleien bei mir den Sieg davon, ich war feige genug, vor meinem ersten Entschlusse zurückzuschrecken — eine um so unwürdigere Feigheit, da die Gefahr, in der Regina schwebte, im Wachsen begriffen zu sein schien — aber diese widerliche Schwachheit hatte in mir beinahe alles edle Gefühl ausgetilgt, ich stand auf dem Punkte, meinem Herrn zu gestehen, daß ich meinen Plan aufgäbe, da ich weder Muth noch Seelenreinheit genug besäße, ihn in's Werk zu richten.

Glücklicher Weise ging ich nach schmerzlichen Anstrengungen aus diesem Kampfe als Sieger hervor; ich wandte mich an den Doktor:

»Noch eine Bitte, Herr Doktor.«

»Sprich.«

»Gegen Sie gefälligst, ich beschwöre Sie darum, Ihrem Herrn Sohne nichts von den besonderen Umständen, unter denen ich in die Dienste der Frau von Montbar trete.«

»Wie so?«

»Aus Gründen, deren Wichtigkeit Niemand anders würdigen kann, als ich, und die nur ehrenwerth sind. Verheimlichen Sie es Ihrem Herrn Sohne, daß ich vielleicht — wenigstens durch meine uneigennützigte Ergebenheit — ich schwöre Ihnen, daß sie uneigennützig ist — über die Stellung erhaben bin, in die ich jetzt mit Freuden eintrete —«

»Du wünschst also —«

»Daß Ihr Herr Sohn in mir nichts sieht, als einen ehrlichen Diener, für den Sie sich verwenden, und dem Sie blos *eine gute Stelle* bei der Fürstin sichern wollen.«

»Dein Geheimnis ist Dein Eigenthum, ich werde es nicht verletzen. Ich hätte jedenfalls ohne Deine ausdrückliche Erlaubniß von Dem, was Du mir anvertraut, kein Wort gesagt. Ich will ihm also bitten, oder vielmehr,« verbesserte sich der Greis traurig —  
»ich will ihm Das, was Dich betrifft, jetzt sogleich in der Art schreiben, wie Du wünschst, und —«

Der Doctor Clément konnte nicht zu Ende reden — die Thür des Zimmers that sich rasch-auf, und der — Capitain Just trat ein.



Bei dem unerwarteten Anblick des Capitains setzte sich der Doktor Clément im Bette aufrecht hin und rief: »Mein Sohn!« während sein erblassendes Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von heftigem Schmerz und unsäglicher Freude zu gleicher Zeit hatte; denn während diese plötzliche Gemüthsbewegung ihm einen legten schrecklichen Stoß gab, trug die unverhoffte Freude, seinen Sohn wieder zu sehen, über den körperlichen Schmerz den Sieg davon.

Als der Capitain zu seinem Vater in's Zimmer trat, war sein Gesicht lauter Lächeln und Heiterkeit; er wußte nichts; er hatte eine Unterbrechung von einigen Tagen, die bei seinen Arbeiten vorfiel, benutzt und sich mit dem Briefe, der ihm von dem beunruhigenden Zustande des Doctors unterrichten sollte, gekreuzt.

Durch einen unglücklichen Zufall hatte Suzon, die in ihrer Stube beschäftigt war, den Eintritt des Capitains nicht bemerkt; diesem war von dem Sohne des Thürhüters in dem anstoßenden Hause geöffnet worden. Dieser junge Bursche war seit den Vorfällen des vorigen Abends zu mehrer Sicherheit im Hause geblieben. Verdutzt über das plötzliche Eintreffen des Capitain Just hatte er nicht gewagt, ihn von dem traurigen Anblick, der auf ihn wartete, zu unterrichten; er hatte sich begnüge, ihm zu sagen, der Herr Doktor habe sich niedergelegt, und da es schon ziemlich spät war, hatte den Capitain Just Das gar nicht weiter beunruhigt.

Aber in dem Augenblicke, wo er eintrat, und wo der Greis voll Freude ausrief: Mein Sohn! — kam Suzon, die jetzt von der Ankunft des Capitain unterrichtet worden war und fürchtete, sein plötzliches Eintreten könnte dem Greise eine gefährliche Gemüthsbewegung machen, bleich, keuchend und erschrocken herbeigelaufen, um den Alten auf dieses Zusammentreffen wenigstens vorzubereiten.

Es war zu spät.

Das Erscheinen der alten Magd, ihr erschrockenes Gesicht, die traurige Veränderung in den Augen des Doktors machten dem Capitain plötzlich Alles klar, und er stürzte mit tiefem Seelenschmerz in die Arme seines Vaters.

Nach kurzem Schweigen, während dessen Vater und Sohn sich fest umschlungen hielten, wobei Suzon und ich uns kaum der

Thränen enthalten konnten, sagte der Doctor mit schwächer, aber ruhiger Stimme:

»Nun — ruhig, theurer Just — diese Stunde darf für uns nichts Bitteres haben. Warum Trauer bei dem Lebewohl von zwei Freunden, wie wir sind? Wenn sie sich jetzt trennen, ist's nicht, um sich später wiederzufinden? «

Da der Greis diese einfachen Worte aussprach, enthüllte die erhabene Heiterkeit in seinen Gesichtszügen seinen tiefen Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen und an die Wiedervereinigung.

Just theilte zwar den Glauben seines Vaters, aber seine Fassung wußte er sich nicht sogleich anzueignen; er stand am Kissen seines Vaters aufgerichtet, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und suchte seine Thränen zu verbergen.

»Liebes Kind,« sagte der Greis im Tone sanften Vorwurfs indem er sich halb umdrehte und mit seiner schwachen Hand auf die Hand seines Sohnes griff — »warum diese Thränen? Weißt Du nicht — daß es sich hier nicht um eine ewige Trennung, sondern nur um eine zeitweilige Abwesenheit handelt?«



»O Vater, Vater — jetzt schon!« rief Just, und seine Stimme ward vom Schluchzen erstickt. Und er sank neben dem Bette des Greises auf die Knie.

»Theures Kind — noch einmal, warum dieser Schmerz? Was haben denn diese Worte: *Auf Wiedersehen* so Trauriges? Sind unsere Seelen nicht rein, ruhig und voll Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Gottes der Gerechten?«

Nach dem ersten Ausbruche des Schmerzes fand der Capitain Just bald die stoische Ruhe wieder, welche sein Vater an ihm gerühmt hatte; er trocknete seine Thränen ab und sagte mit fester Stimme:

»Beruhige Dich, lieber Vater — das Andenken an unsern Abschied wird mir niemals schmerzlich sein. Im Gegentheil, jeden Tag werde ich freudig daran denken; denn mit jedem Tage wird die noch übrige Trennungszeit kürzer werden.«

»Und bei einem arbeitsamen und gehaltvollen Leben, wie das unsrige, vergeht die Zeit so schnell« — sagte der Doktor mit sanftem Lächeln — »es kommt mir vor, als wär' ich nur erst von gestern — aber meine Augenblicke sind gezählt, ich habe mit Dir vor meinem Scheiden über wichtige Dinge zu reden und Dir einige Aufträge zu ertheilen.«

Dann gab er mir einen Wink und sagte:

»Martin, nimm den Schlüssel, der auf der Commode liegt, und hole aus dem Geräth von Acajouholz das Buch, das Du kennst.«

Ich gehorchte und begab mich in das Studierzimmer des Doktors.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Vater und Sohn.*

Ich blieb ein paar Minuten draußen.

Der Doctor Clément schien meine Entfernung benutzt zu haben, um seinem Sohne von der Brautwerbung des Herrn Dafour, des Millionairs aus Evreux, zu berichten; denn als ich wieder hereinkam, sagte der Capitain Just:

»Niemals, Vater! Fräulein Dufour ist hübsch, aber ich habe daran gar nicht gedacht. Außerdem bin ich immer wie Du der Ansicht gewesen, daß die Ehe ohne die Möglichkeit einer befreienden oder strafenden Scheidung nicht ein leichtes und beide Theile mit gleichen Rechten verknüpfendes Band sei, sondern eine schwere Kette, deren Gewicht fast allein auf die Frau fällt.«

»Lieber Sohn,« sagte der Greis zu seinem Sohne, nachdem er mit einem Kopfnicken diesen Worten seine Beistimmung gegeben und mir das Buch aus den Händen genommen, »Du wirst in diesem Buche,« und damit übergab er es dem Capitain, »die genaue Totalsumme von Dem finden, was ich seit vierzig und so und so viel Jahren verdient. Das beläuft sich auf zwei Millionen siebenhundert und einige tausend Francs — die, wenn ich sie *angelegt* hätte, wie man sich auszudrücken pflegt, fest ein Vermögen von fünf bis sechs Millionen ausmachen würden.«

»So viel hast Du verdient?« rief der Capitain Just mit dem Stolz eines Sohnes, »und allein mit Deiner Arbeit?«

»Ja, allein mit meiner Arbeit, liebes Kind, in diesem Verzeichnis

wirst Du den Gebrauch finden, den ich von diesen beträchtlichen Summen gemacht habe.«

»Du mir über Dein Vermögen Rechenschaft ablegen? Mir? Deinem Sohne? zu dieser Stunde?« antwortete der Capitain im Tone schmerzlicher Verwunderung und erhabener Uneigennützigkeit, wozu sollte Das dienen? Hast Du mich nicht ein Geschäft lernen lassen, das seinen Mann nährt, und mir außerdem mehr als zum Lebensunterhalt nothwendig ist, sichergestellt?«

»Nicht über mein Vermögen, lieber Sohn, muß ich Dir Rechenschaft ablegen, sondern nur über meine Handlungen.«

»Ueber Deine Handlungen?«

»Hör' mich an. Ich habe Dich immer zärtlich geliebt, das hab' ich Dir bewiesen, aber Du hattest Tausende von Menschenbrüdern, arme Aussetzlinge der Rabenmutter von bürgerlicher Gesellschaft, die aber gleichwohl voll Einsicht, Herz, Muth und guten Willens waren. Es fehlten ihnen nur die Mittel und die Werkzeuge zur Arbeit, nur ein Bisschen Zeit und Geld, um sich in den Künsten, der Literatur, den Wissenschaften einen Namen zu machen.«

Just sah seinen Vater mit einem Staunen an, das mit Verwunderung gemischt war, er fing an zu begreifen.

»Wenn mir einer dieser armen Ausgestoßenen angegeben wurde,« fuhr der Greis fort, »so prüfte ich streng, ob er Beistand verdiente — und in diesem Falle ward ihm derselbe zu Theil, nicht in meinem Namen, sondern in dem Deinigen — im Namen des Herrn Just — damit Dein Name gesegnet werde!«



Just vermochte kein Wort zu antworten; edle Thränen rannen aus seinen Augen.

Der Doktor fuhr fort:

»Wenn ich in Dir, statt eines müßigen Millionairs, einen Sohn in bescheidener Wohlhabenheit, dessen Zukunft gebahnt ist, und der eine Laufbahn angetreten hat, der er Ehre macht, hinterlasse, so habe ich darin einem Gedanken Folge geleistet, der am Frontispiz des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft angeschrieben stehen sollte: *Keiner hat ein Recht aus den Ueberfluß, bis nicht ein Jeder das Nothwendige hat.* — Also weil ich Tausenden Deiner Menschenbrüder das Nothwendige gegeben, hinterlasse ich Dir keinen Ueberfluß. Jetzt weißt Du, welchen Gebrauch ich von unserem Vermögen gemacht.«

Es ist mir unmöglich, die erhabene Einfachheit dieses Auftrittes, die hohe Würde in den Worten und dem Gesichtsausdruck des Greises zu beschreiben, die andächtige Bewunderung, mit welcher sein Sohn, auch als er schon ausgesprochen, noch hinhorchte.

Was mich anbetrifft, so machte dieser ergreifende Austritt auf mich einen doppelten Eindruck, ich verstand und bewunderte die männlich strenge Denkungsart des Doktor Clément um so mehr, da ich unwillkürlich an das vergangene Leben des unglücklichen Robert von Mareuil dachte, an das zukünftige Leben des Vicomte Scipio, der beiden Opfer des Müßigganges, der eine fast nothwendige Folge reicher Erbschaft ist.

»Just, hab' ich recht gethan?« sagte der Greis.

»O edelste aller Erbschaften!« rief der Capitain gerührt und küßte andächtig das alte Buch, das ihm der Doktor übergeben, »dank Dir, mein Vater — Du machst mich selbst größer durch Deine Größe!«

»Komm, komm, edler, würdiger Sohn,« rief der Greis mit unaussprechlicher Rührung und streckte seine Arme nach seinem Sohne aus, dieser stürzte an seinen Hals.

Und die Beiden verharrten einige Augenblicke in inniger Umarmung.

Dann wandte sich der Doctor zu mir und Suzon und sagte freundlich:

»Laßt uns eine Weile allein, Freunde, ich habe mit meinem Sohn zu reden. Ich werde Deine Angelegenheit nicht vergessen, Martin.«

Wir hatten meinen Herrn und der Capitain Just ungefähr eine halbe Stunde allein gelassen, als ein eiliges Klingeln, das aus der Stube des Doktors kam, uns herbeirief. Suzon und ich eilten rasch hinaus — unser Herr lag im Sterben.

»Gute Suzon,« sagte er mit ersterbender Stimme, »ich habe nicht — ich habe nicht — von hinnen scheiden wollen, ohne Dir Dank zu sagen — für Deine treuen Dienste — mein Sohn wird für Dich sorgen — lebe wohl — auf Wiedersehn! «

»Ja, und bald,« sagte Suzon schluchzend, fiel auf die Knie und drückte ihre Lippen aus die eine Hand des Greises.

»Und auch Dir, Martin,« sagte er zu mir, »hab' ich Lebewohl sagen wollen — Deine Unabhängigkeit — ist gesichert — und wenn ich Dir werth bin, thue um meinetwillen — für — Du weißt wohl — was Du für meine Tochter thun würdest — Komm, gib mir auch Deine Hand.«

Und ich drückte mit wahrer Sohnesliebe diese schon erkaltende Hand an meine Lippen und kniete an der andern Seite des Bettes nieder.

»Just, theuer Just,« sagte der Doktor Clément mit sterbender Stimme, und indem ein letzter Freudenstrahl durch sein Antlitz zuckte — liebster Sohn — sei gesegnet — ich sterbe sehr glücklich — auf Wiedersehen, theurer Sohn!«

Theurer Sohn! das waren die letzten Worte des Greises.

Einige Sekunden darauf drückte der Capitain Just seinem Vater kindlich die Augen zu.

---

Der Tod des Doktor Clément erfüllte mich mit tiefem Schmerze. Trotz seiner dringenden Bitten, die mit meinem glühenden Wunsche, in Regina's, Dienste zu treten, so sehr in Einklang standen, wollte ich doch diesen Entschluß nicht fassen, ohne Claudius Gérard deshalb um Rath zu fragen; ich reiste also zu ihm in das Dorf in der Umgegend von Evreux, in welchem er wohnte. Ich erzählte ihm meinen Lebenslauf seit unserer Trennung. Die verdoppelte Liebe, die er mir in Folge dieser

Erzählung zuwandte, belohnte mich für alle meine vergangenen Leiden, es schien ihn stolz und glücklich zu machen, zu sehen, welche mächtige Stütze mir seine Lehren in meinen schmerzlichen Kämpfen gegen das Schicksal immer gewesen.

Was meine Liebe zu Regina Reines, Erhabenes an sich hatte, dafür mußte Claudius um so mehr Mitgefühl haben, da er ein armes, aber liebenswürdiges Mädchen aus dem Dorfe, in welchem er Lehrer war, leidenschaftlich liebte und zu heirathen im Begriff war. Der Vater seiner Verlobten, der aus der Sologne gebürtig war, wo seine Aeltern Pächter waren, wohnte seit langer Zeit in der Gemeinde; er trieb hier das Gewerbe eines Wagners. Ich bekam das junge Mädchen mehre Male zu Gesicht; ihr sanfter Charakter, ihre natürliche Anmuth, ihre jugendlich reine Schönheit schien Claudius Gérard's Liebe zu verdienen, auch erzählte er mir mit Bewunderung von den Herzenseigenschaften, mit denen sie begabt sei; niemals hatte ich Claudius Gérard so innig beglückt gesehen; ich ward fast geblendet von dem glänzenden Glück, das er von dieser Heirath erwartete, die übrigens nichts weniger als reich war; denn seine Braut hatte keine andere Mitgift, als ihre Schönheit, ihr gutes Herz und ihre Gewöhnung an Arbeit und Entbehrungen.

---

Claudius zweifelte nicht daran, daß meine Briefe in Folge des elenden Hasses der Feinde, die er in der Gemeinde, wo meine erste Jugend unter seiner Leitung vergangen, zurückgelassen, von diesen boshafterweise unterschlagen worden seien; denn da er diese Gegend den dritten Tag nach meiner Abreise nach Paris verließ, hatte er seine neue Adresse einem Manne gegeben, auf dessen Treue er rechnen zu können glaubte — und doch waren meine Briefe, statt — auf diesem Wege an Claudius zu gelangen, zurückbehalten, verloren gegangen oder an eine falsche Adresse gesandt worden.

Wenn Claudius Gérard Feinde und Neider hatte, so hatte er in Folge der Reinheit seines Charakters auch einige Freundes unter diesen hatte sich der Oberarzt des Irrenhauses befunden, in welchem die wahnsinnige Frau, um die Claudius sich mit so rührender Sorgfalt verdient machte, und die eines Tages,



nachdem sie das Opfer von Bamboche's Trunkenheit und roher Verirrung geworden, eine kleine Tochter zur Welt brachte — zuerst eingesperrt gewesen war.

In Folge der einflußreichen Verwendung des Arztes, der dem Claudius Gerard wohlwollte, waren das Kind und seine Mutter, die noch immer von Sinnen war, nach Evreux, einer Stadt, die dem Dorfe, wo der Lehrer jetzt angestellt war, nahe lag, versetzt worden.

Die anfängliche Raserei dieser Unglücklichen hatte einem unschädlichen Irrsinn Platz gemacht. Unter anderen seltenen Eigenheiten, die sie hatte, befand sich auch diese, daß sie an ihrem Gürtel beständig eines jener kleinen, runden, mit Tuch überzogenen Kästchen trug, an denen die Spitzenklöpplerinnen arbeiten, und sie fuhr fast beständig auf diesem Kästchen mit den Fingern hin und her, als wenn sie die Klöppel handhabte. Da man sie, abgesehen von fixen Ideen, immer ruhiger werden sah, hoffte der Arzt, daß der Anblick ihrer Tochter vielleicht eine günstige Veränderung in ihrem Zustand hervorbringen könne, und veranstaltete also in dem Hause eines Bauern, bei dem Claudius Gérard das Kind untergebracht, eine solche Zusammenkunft. Wirklich ward die arme Mutter, obgleich sie ihr Kind nicht zu erkennen schien, bei seinem Anblick außerordentlich gerührt, umarmte es und weinte viel, und auf das Weinen folgte eine Art nachdenklicher Erschöpfung, während welcher der Arzt einige Verstandesblitze auftauchen zu sehen glaubte — weshalb er, von diesem ersten Versuch zufriedengestellt, ihn zu wiederholen gesonnen war.

Bei diesem zweiten Zusammentreffen der Wahnsinnigen mit ihrer kleinen Tochter, war es, daß Bamboche, der ohne Zweifel auf der Lauer lag und einen Augenblick benutzte, wo die unglückliche Mutter mit ihrer Tochter allein geblieben war, die letztere raubte und unerklärlicherweise auch das Spitzenkästchen mit fortnahm, das die Wahnsinnige beständig bei sich trug.

Welche Ereignisse mochten Bamboche in diese Landschaft geführt haben?

Woher hatte er Gewißheit erlangt, daß dieses Kind das seinige sei?

Zu welchem Zwecke hatte er dieses Kästchen geraubt, das ein

ganz werthloser Gegenstand war?

Ich konnte keine Antwort auf diese Fragen ausfindig machen; denn Claudius Gérard's Nachforschungen in Betreff dieser Angelegenheit waren fruchtlos geblieben, und seit dem nächtlichen Einbruch beim Doktor Clément hatte mir Bamboche keine weiteren Einzelheiten mitgetheilt, und endlich hatte mir den Tag vorher, ehe ich zu Claudius Gérard abgereist war, Bamboche geschrieben, er brauche nichts, weder für sich noch für seine Tochter, ein glücklicher Zufall sei ihm zu Hilfe gekommen, und er gehe aus dem Lande, wobei es ihm nur lieb sei, daß er mir bewiesen, er wisse den Eidschwüren unserer Jugend treu zu sein.

Claudius Gérard und ich, denen es sehr schmerzlich war, das kleine Mädchen in Bamboche's Händen zu wissen, legten einander das Versprechen ab, jeder an seiner Stelle alles Mögliche anzuwenden, etwas Weiteres über sie zu erfahren.

Ich pflog in Betreff Regina's mit Claudius Gérard lange, ernste Gespräche, ich verbarg ihm nichts, weder den Antheil, den ich an der Vereitlung von Robert's von Mareuil bösen Anschlägen genommen, noch wie ich des Fürsten von Montbar seltsame Verirrungen entdeckt, noch die Drohung des Grafen Duriveau — diese Frau hat mich verschmäht, ich werde mich um jeden Preis an ihr rächen, und meine Rache naht — eine Drohung, die im Munde eines Mannes von dieser Gemüthsart schreckenerregend war. Eben so wenig verbarg ich dem Claudius die Besorgnisse, welche der Doktor Clément in Betreff der Zukunft der Frau von Montbar empfand, noch die Dankbarkeit des letzteren, als ich es von ihm unter dem Siegel des Geheimnisses als eine kaum zu hoffende Gunst erbeten, in den Dienst der Fürstin treten zu dürfen.

Zu meinem großen Erstaunen theilte mir Claudius über Regina viele Dinge mit, die mir unbekannt waren, und welche die Theilnahme, die ich für sie empfand, noch hoher steigerten; alle diese Einzelheiten hatte Claudius vom Capitain Just.

Als diese beiden Männer der Zufall einmal zusammengeführt, hatten sie so viele Berührungspunkte gefunden, daß sie bald eine enge Freundschaft verknüpfte. Da sie eines Tages auf den unedeln Handelsgeist und die schmutzige Geldgier kamen, die auf Seiten der Väter fast immer die Heirathen der reichen, jungen

Mädchen bestimmen — bedauernswerther Geschöpfe, die auf diese Weise ohne Liebe, ohne Wunsch, ohne Glauben an den Mann, den sie heirathen, ohne Achtung für ein Band, das durch keinerlei Neigung geknüpft wird, hingeopfert werden und nur zwischen einem trüben, kalten Leben, das das Herz erstarren macht, oder strafbaren Liebschaften zu wählen haben — führte der Capitain Just, was die jungen Mädchen betreffe, als ein Muster von Schönheit, Liebreiz, Geist und Unerschrockenheit eine junge Dame an, die sein Vater, der Doktor Clément, seit vielen Jahren kenne, Fräulein von Noirlieu.

Claudius hörte seinem neuen Freunde mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu, ließ sich aber nichts von dem Antheil merken, den er meinetwegen an Regina nahm. Der Capitain Just erzählte ihm, der größte Kummer sei für Fräulein von Noirlieu die Abneigung, die ihr Vater gegen sie an den Tag lege, der sie doch in ihrer Kindheit förmlich angebetet; die ungerechte Anklage, die noch auf dem Andenken ihrer Mutter lastete, war der einzige Grund dieser Erscheinung; denn vor wenig Jahren erst hatte der Baron von Noirlieu zu entdecken geglaubt, daß Regina nicht seine Tochter sei. Gleichwohl hatte die Baronin von Noirlieu auf dem Sterbebette gesagt: Ein Eidschwur verpflichtet mich, zu schweigen, selbst in dieser Stunde, aber eines Tages wird meine Unschuld anerkannt werden. War Regina's Hoffnung, den Ruf ihrer Mutter wieder herzustellen bloß auf diese Worte oder auf bestimmte Thatsachen begründet? Darüber konnte Claudius mir keine Auskunft geben. Regina vergaß die zärtliche Liebe nicht, die ihr Vater ihr anfangs geschenkt, und liebte ihn noch immer, liebte ihn um so mehr, da sie ihn einem heftigen, unheilbaren Seelenschmerz unterliegen sah, der seine Gesundheit allmählig untergrub. Da Regina von der Unschuld ihrer Mutter überzeugt war, wünschte sie die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter um so sehnlicher herbei, da diese auch ihr das Herz ihres Vaters wieder erwerben mußte. In der Hoffnung, diesen unerklärlichen Mann zu erweichen, der in der Seltsamkeit seines Schmerzes seine Tochter seit ihrer Heirath nicht hatte wiedersehen wollen, begab sich Regina täglich zu ihrem Vater und erbat, aber vergeblich, an der Thür die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen; jeder abschlägigen Antwort setzte sie geduldige Hoffnung

entgegen, und ohne jemals der Zurückweisungen satt zu werden, stellte sie sich immer am folgenden Tage, ehrfurchtsvoll und ergeben wie früher, wieder ein.

Was den Selbstmord des Robert von Mareuil und die Vermählung Regina's mit dem Fürsten anbetraf, so wurden dem Claudius diese Thatsachen nach dem Gerede der Leute vom Capitain Just auf folgende Weise erklärt:

Fräulein von Noirlieu, die Herr von Mareuil von Kind auf geliebt, habe ihm versprochen gehabt, nie einem Anderen als ihm anzugehören, indessen hätten die Entfernung, die Abwesenheit und das vollkommene Stillschweigen des Grafen, vielleicht auch unbestimmte Gerüchte über sein müßiggängerisches und verschwenderisches Leben bei Regina diese erste Liebe erkalten machen.

Der Baron von Noirlieu, dem es darum zu thun gewesen, seine Tochter sobald als möglich zu verheirathen, da ihr Anblick ihm drückend gewesen, habe ihr mehre Partieen vorgeschlagen, unter anderen den Fürsten von Montbar und den Grafen Duriveau. Habe nun trotz der unglaublich dringenden Empfehlungen ihres Vaters, Regina den Herrn Duriveau beharrlich ausgeschlagen, ohne darum den Anträgen des Fürsten mehr Gehör zu schenken, so hätten doch die persönlichen Vorzüge und der Geist des Fürsten von Montbar einigen Eindruck auf sie gemacht. Um diese Zeit habe Herr von Mareuil Regina an ihr feierliches Versprechen erinnert; die ritterliche Treue dieses jungen Mädchens, der Anblick und wahrscheinlich der Briefwechsel mit Dem, welchen sie seit der Kindheit geliebt, hätten ihren Entschluß festgestellt. Sie habe ihrem Vater erklärt, sie wolle Robert von Mareuil heirathen. Aber der Baron von Noirlieu sei bei allen Bitten seiner Tochter unbeugsam geblieben. Plötzlich habe man den Selbstmord des Robert von Mareuil erfahren, der noch unerklärt und für alle Welt unerklärlich sei. Freilich konnte ihn Niemand erklären, als Regina, ich und die Mitschuldigen von Robert's lichtscheuen Anschlägen. Darauf hätten denn Herr Duriveau und Herr von Montbar, nachdem die Macht der Umstände sie auf kurze Zeit fern gehalten, ihre Bewerbungen aufs Neue begonnen. Sie sei immer aufrichtig geblieben, und so hätte sie dem Grafen Duriveau ihre tiefe Abneigung nicht verschwiegen und zu Herrn von Montbar

gesagt: da mich ein heiliges Versprechen band, mußte ich Ihre Hand ausschlagen, in Folge einiger traurigen Ereignisse bin ich frei geworden — ich nehme jetzt Ihre Hand an, und Sie können auf ein treues und Ihrer würdiges Herz rechnen. Der Fürst, der Regina leidenschaftlich geliebt, habe es dahin gebracht, den Widerstand des Baron von Noirlieu zu beseitigen, der noch immer auf der Seite des Herrn Duriveau gestanden, und zum rasenden Verdruß des Letzteren habe die Vermählung stattgefunden.

Ein halbes Jahr lang, so fuhr der Capitain fort, schien die Fürstin von Montbar die glücklichste Frau zu sein, aber nach Verlauf dieses Zeitraums trat zwischen dem Fürsten und seiner Frau auf einmal eine große Kälte ein, diese verfiel in tiefen Trübsinn, die den Doktor Clément schmerzlich beunruhigte, auch der Fürst erschien seit einiger Zeit düster und aufgereggt; denn er liebte sie, wie man sagte, leidenschaftlich. Auf diese Niedergeschlagenheit folgte bei ihm eine, man wußte nicht zu sagen, ob wirkliche oder erheuchelte, Gleichgültigkeit.

Die Gesundheit der Fürstin ward immer wankender, als sich, ungefähr zwei Monate vor dem Tode des Doktor Clément, in den Lebensgewohnheiten der Frau von Montbar eine außerordentliche Veränderung bemerkbar machte. Diese hatte seit langer Zeit zurückgezogen und in fast vollkommener Einsamkeit gelebt, plötzlich suchte sie rauschende Festlichkeiten auf — jung, geistreich, liebreizend, wie sie war, wurde die Fürstin von Montbar bald eine der gesuchtesten Frauen in Paris, die Courmacher stritten sich um die geringsten Gunstbezeugungen von ihr, aber von übler Nachrede blieb Regina's Lebenswandel fortwährend verschont.

Nachdem auf diese Weise in unseren Gesprächen die Lage der Fürstin von Montbar klar und bündig herausgestellt war, billigte Claudius Gérard nicht nur meinen Entschluß, sondern er bestärkte mich noch in ihm. Ich müßte, meinte er, die Aufgabe der Reginen unbekanntem Vorsorge für sie bis zu Ende verfolgen, zumal da mir diese Vorsorge nicht nur von meinen eigenen Gefühlen anbefohlen, sondern auch durch den letzten Wunsch des Doktor Clément zur Pflicht gemacht sei, dessen großmüthige Güte mich für alle Zukunft vor Noth und Mangel gesichert habe.

»Wenn diese Ausgabe einmal gelöst worden, so weit es bei Dir

wird gestanden haben, sie zu lösen,« sagte Claudius beim Abschied, »so kommst Du wieder zu mir, dann trennen wir uns nicht wieder, und da Du das wünschst, so magst Du an diesem Lehrerberufe theilnehmen, der mir, vermöge der Ergebnisse, die ich erziele, täglich lieber wird. Wenn Du einen Zweifel hast wegen des Benehmens, das Du einzuhalten habest, wenn Du irgend eines Rathes bedarfst, so schreibe mir. Mein moralisches und Rechtsgefühl wird, zusammen mit meiner natürlichen Liebe zu Dir, gewiß meine Rathschläge zu Deinem Besten leiten.«

Gestärkt durch Claudius Gérard's Billigung meines Auftretens und die Hoffnung, an ihm eine moralische Stütze zu haben, verließ ich ihn mit neuem und festem Glauben an meine Bestimmung, zunächst die Aufgabe zu lösen, die sich mir von selbst dahin zusammenfaßte:

Die Rache des Grafen Duriveau zu vereiteln.

Regina die Liebe ihres Vaters wiederzuerwerben.

Zur Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter beizutragen.

Den Fürsten mit ihr auszusöhnen.

Endlich die Fürstin Montbar glücklich, vollkommen glücklich zu erblicken.

Eine ungeheure, unlösbare Aufgabe, wenn ich an die wenigen Hebel dachte, die ich, in meiner niedrigen, unbemerkten, untergeordneten Stellung, in Bewegung sehen konnte! Und doch vielleicht eine lösbare Aufgabe, wenn ich dem Glauben an meine Liebe vertrauen durfte, der wie der Glaube, von dem die Bibel spricht, Berge zu versetzen im Stande war.

---



## Sechstes Kapitel.

### *Kammerdiener.*

Ich kam nach Paris zurück . . .

Die Empfehlung des Doctor Clément, die dieser durch seinen Sohn an den Fürsten übermacht hatte, hatte so viel Wirkung gehabt, daß bei meiner Rückkehr aus Claudius Wohnort der Capitain Just mich benachrichtigte, der Haushofmeister des Fürsten habe Befehl, mich, sobald ich nach Paris zurückgekehrt sein würde, unter die Dienerschaft des Hauses aufzunehmen und dem Fürsten vorzustellen.

Ich überzeugte mich bald, daß der Doktor Clément mein Geheimniß gewissenhaft bewahrt; denn an der Art und Weise, wie der Capitain Just mir meine Aufnahme in das Haus des Fürsten ankündigte, sah ich, daß er von dem ernststen Interesse, das mich dazu bewogen, um eine Verwendung in diesem Sinne zu ersuchen, keine Ahnung hatte; er schien in mir nichts als einen Bedienten zu sehen, der sehr froh sei, eine gute Stelle zu bekommen.

Endlich war der Tag da, den ich so lange und so ungeduldig ersehnt; ich war im Begriff, die Hoffnung verwirklicht zu sehen, die mir bis dahin wie ein Traum vorgeschwebt — ich sollte mit Regina unter einem Dache wohnen!

Ich kann's nicht beschreiben, mit welchem Herzklopfen ich zum ersten Mal an die Thür des Hôtel Montbar klopfte. Ich fragte nach dem Haushofmeister, dieser las ein paar Zeilen, die ich ihm vom Capitain Just zu meiner Legitimation mitbrachte, und sagte mir,

ich solle mitkommen zur Fürstin.

Nachdem er an die schöne Thür eines kleinen Salon geklopft, führte er mich hinein und sagte zu Regina, die gerade schrieb:.

»Hier ist der Kammerdiener, den die Frau Fürstin erwarteten.«

»Schön,« sagte sie, ohne steh im Schreiben stören zu lassen und ohne mich anzusehen.

Der Haushofmeister entfernte sich, ich blieb mit meiner künftigen Herrin allein.

Die Fürstin war in einen Morgenrock von orangefarbigem Kaschemir mit Palmlättern gekleidet, der ihren schlanken, dianenhaften Wuchs hervorhob; ihr herrliches, schwarzes Haar, das von Natur lockig war, schlang sich in einer großen Flechte um ihren Hinterkopf, und ihr kleiner Fuß streckte sich in einem Pantoffel von silbergesticktem Maroquin unter den Falten ihres Gewandes hervor; der ziemlich weite Aermel des letzteren ließ den Anfang eines weißen, elfenbeinglatten Armes sehen, so wie das feine Gelenk ihrer zierlichen Hand.

Ein lieblicher Duft erfüllte diesen Salon, der mit grünem Damast mit goldenen Gesimsestäbchen tapeziert war. Der Schreibtisch der Fürstin lag gleichsam in einem Blumenwäldchen; denn er — war von einem halbkreisförmigen Blumengestell umgeben, das auf dem Teppich stand; außerdem war hier und da im Zimmer noch eine große Menge von Blumen vertheilt, die in Gläsern und prächtigen Porzellanvasen auf mancherlei äußerst kostbaren Geräthstücken standen.

Nie in meinem Leben hatte ich eine solche Menge seltener Blumen beisammen erblickt, noch eine so geschmackvoll reiche Einrichtung gesehen. Das Licht drang in dieses Wohnzimmer durch einen Atlasvorhang, auf welchen bunte Vögel gemalt waren. Dieses geheimnisvolle Halbdunkel und das tiefe Schweigen, das in dem Zimmer herrschte, das auf der Gartenseite lag, der sanfte Duft der Blumen und der Wohlgerüche, die Regina\*s Haar oder Kleidung ausströmen mochte, und — warum soll ich's verschweigen? — der Anblick dieser Frau, die so schön war, und die ich in meiner Armuth und Niedrigkeit so lange schon anbetete — alles Das versetzte mich in eine Art von Trunkenheit, zog mir eine Art von Schwindel zu.



Als Regina mit ihrem Briefe zu Ende war, zeigte sie auf einen Wachsstockhalter von vergoldetem Silber, der auf ihrem Tische stand, und sagte:

»Wollen Sie so gut sein, mir den Wachsstock da anzuzünden — auf dem Kamin finden Sie Papier dazu.«

Ich gehorchte dem Befehl der Fürstin, nahm an dem angegebenen Orte aus einer kleinen porcellanenen Büchse eine Art von langem Fidibus von Rosapapier, hielt ihn an die Flamme des Kamins und zündete den Wachsstock an.

»Ich danke Ihnen,« sagte die Fürstin in ihrem sanften, gütigen Tone.

Dann setzte sie, ohne auf mich zu sehen, während sie den Brief versiegelte und die Adresse darauf schrieb, hinzu:

»Sie heißen Martin?«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Der Herr Doctor Clément, der zu den von mir am meisten geliebten und hochgeachteten Menschen gehört hat,« sagte die Fürstin mit sanft gerührter Stimme zu mir, »hat Sie mir so dringend empfohlen, daß ich Sie mit vollem Vertrauen in meine Dienste nehme.«

»Ich werde mich bemühen, mich der Gewogenheit der Frau Fürstin würdig zu machen,« sagte ich mit einer Verbeugung.

Regina verließ, als sie ihren Brief geendigt hatte, ihren Schreibtisch und setzte sich in einen Lehnstuhl am Kamin; sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Seitenlehne und richtete, wahrscheinlich um meinen Gesichtsausdruck zu prüfen, einen kurzen, durchdringenden, wenn auch etwas befangenen Blick auf mich; ihr großes, feuchtes, schwarzes Auge traf auf diese Weise auf das meinige, das ich sogleich niederschlug — aber ich konnte es nicht hindern, daß mir das Blut heftig in's Gesicht stieg.

Ich schrak innerlich zusammen bei dem Gedanken, daß die Fürstin dieses ungeschickte Erröthen bemerkt haben könnte; glücklicherweise war das nicht der Fall, wenigstens fuhr sie alsbald fort:

»Vor allen Dingen muß ich Ihnen die Bedingungen mittheilen — Sie bekommen tausend Francs Lohn — ist Ihnen das recht?«



»Ja, Frau Fürstin.«

»Dazu natürlich Kleidung und freie Station — und, wenn ich, was ich hoffe, mit Ihnen zufrieden bin, so wird Ihr Lohn nächstes Jahr erhöht.«

»Ich werde mein Möglichstes thun, der Frau Fürstin zu genügen.«

»Das wird Ihnen nicht schwer werden. Ich fordere nichts von Ihnen als Pfllichteifer und Genauigkeit im Dienst,« sagte die Fürstin wohlwollend zu mir.

»Ich fürchte nur, daß ich nicht sogleich wissen werde, worauf es bei der Bedienung der Frau Fürstin ankommt.«

»Das ist ganz einfach — was ich von Ihnen verlange ist Dies: Sie haben dieses Wohnzimmer und die beiden Säle, die vor ihm liegen, in Ordnung zu halten. Sie müssen darauf sehen, daß mein Blumengestell und meine Blumenvasen immer voll frischer und geschmackvoll angeordneter Blumen sind — zu diesem Zwecke

müssen Sie sich mit meinem Kunstgärtner in Verbindung setzen. Dann haben Sie die Porcellanvasen und Kunstgegenstände, welche Sie auf diesen Tischen sehen, vorsichtig von Staub zu reinigen und die Gemälde in diesem und den anderen Zimmern dann und wann leise mit dem Schwamme abzuwaschen, endlich bringen Sie mir mein Frühstück hierher, und Nachmittags halten Sie, wenn ich nicht ausfahre, sich im Wartesaal auf, um etwaige Besuche bei mir anzumelden. Fahre ich aus, so besorgen Sie unterdessen die Aufträge, die ich Ihnen gegeben — sind dergleichen nicht vorhanden, so sind Sie Herr Ihrer Zeit. Außerdem warten Sie zusammen mit dem Haushofmeister und dem Kammerdiener des Fürsten von Montbar bei Tische auf. Bin ich Abends zu Hause, so bleiben Sie im Wartesaal, fahr ich aus, so ist die Zeit die Ihre. Das ist's so ziemlich Alles, was ich von Ihnen verlange.«

»Am guten Willen werde ich es wenigstens nicht fehlen lassen, Frau Fürstin.«

»Davon bin ich überzeugt — wissen Sie sich in irgend etwas nicht zu rathen, so wenden Sie sich an den Haushofmeister oder an Mademoiselle Juliette, mein Kammermädchen, diese werden Sie dann schon von Dem unterrichten, was Ihnen etwa unbekannt ist. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie Herr von Montbar darauf hält, daß unter den Dienstleuten das beste Vernehmen herrscht — ich zweier nicht daran, daß Sie von sanfter und gefälliger Gemüthsart sind. Sagen Sie mir — Sie können lesen und schreiben?«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Auch rechnen?«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Dann wird Ihnen obliegen,« jeden Monat mit gewissen Lieferanten, deren Verzeichnis ich Ihnen geben werde, abzurechnen, und ebenso geben Sie mir auch jeden Monat ganz regelmäßig Ihr Auslagenbuch — ich habe nicht gern unbezahlte Rechnungen.«

»Ich werde den Befehlen der Frau Fürstin gemäß verfahren.«

»Nun — ich hoffe, daß Sie lange bei mir bleiben werden, und daß ich Ursache haben werde, mit Ihnen zufrieden zu sein.«

»Die Frau Fürstin können versichert sein, daß ich dazu Alles thun werde, was in meinen Kräften steht.«

»Also morgen fangen Sie an, Ihren Dienst bei mir zu versehen. Den heutigen Tag mögen Sie dazu anwenden, sich mit der Hausordnung bekannt zu machen — und diesen Brief bringen Sie wohl an seinen Bestimmungsort.«

Und Regina gab mir den Brief, den sie so eben geschrieben.

»Muß ich auf Antwort warten, Frau Fürstin?«

»Ja — Sie bringen selbst den Brief hinauf und warten im Vorzimmer. Aber im Fall Madame Wilson — so heißt die Dame, an die ich schreibe — nicht zu Hause sein sollte, so lassen Sie den Brief da.«

Nach einer Pause fuhr die Fürstin fort:

»Sagen Sie mir, Martin, es versteht sich, daß, wenn ich ausfahre, Sie mich niemals begleiten, das ist Sache der Livreebedienten. Da es sich indessen zufällig einmal machen könnte, daß ich von Ihnen begleitet zu werden wünschte — so will ich Ihnen das noch hiermit im Voraus gesagt haben. Uebrigens werden Sie in diesen seltenen Fällen eben so wenig Livree tragen, wie dies für gewöhnlich der Fall ist.«

»Ich werde zu jeder Zeit bereit sein, den Befehlen der Frau Fürstin nachzukommen — das ist meine Pflicht.«

»Ach, ich vergesse,« versetzte Regina, und ihr Gesicht nahm auf einen Augenblick einen schmerzlichen Ausdruck an. — Ein für alle Mal — und ohne daß ich nöthig habe, diesen Befehl zu wiederholen — Sie müssen jeden Morgen recht zeitig hingehen und sich nach dem Befinden des Herrn Baron von Noirlieu, meines Vaters, erkundigen.«

»Ja, Frau Fürstin.«

Dann zeigte sie mir, als wollte sie die traurigen Gedanken verscheuchen, die bei dem Befehl, den sie mir zuletzt gegeben, in ihr aufsteigen mochten, oder als wollte sie mir ihre Gemüthsbewegung nicht merken lassen, einen Strauß weißer Daphnen, der in einer kleinen Schale aus venetianischem Glase stand, die mit Edelsteinen besetzt war und sich auf einem Tische von Rosenholz befand, wo ich außerdem ein gesticktes Taschentuch, ein offenliegendes Buch und eine angefangene

Stickerei bemerkte.

»Ich bin eine große Liebhaberin von dem Duft der Daphne,« sagte die Fürstin zu mir, »Sie müssen sich mit meinem Kunstgärtner dahin verständigen, daß ich jeden Morgen in dieser Schaafe einen frischen Blüthenzweig von diesem Strauche vorfinde.«

Frau von Montbar schwieg aufs Neue einen Augenblick; dann versetzte sie mit einem gewissen Zaudern:

»Der Doctor Clément hat mir geschrieben, und sein Sohn hat es mir wiederholt, Sie wären die Ehrlichkeit selbst. Ich weiß auch, mit welcher muthigen Selbstaufopferung Sie mit Gefahr Ihres Lebens mit einem Verbrecher gerungen, der bei Ihrem Herrn eingedrungen war, um ihn zu bestehlen.«

»Damit hab ich nur meine Pflicht gethan, Frau Fürstin.«

»Das wohl, aber Derer, die so wacker ihre Pflicht erfüllen, sind wenige. Mit Einem Worte, das Gute, was ich von Ihnen gehört habe, läßt mich vermuthen, daß Sie neben diesen beiden vortrefflichen Eigenschaften, aufopfernder Treue und Redlichkeit, noch eine dritte besitzen — Verschwiegenheit?«

Und die Fürstin richtete aufs Neue einen festen, durchdringenden Blick auf mich.

Ich hatte bei dieser ersten Zusammenkunft mit Regina eine gefährliche Klippe zu vermeiden, nämlich, daß ich in meiner Sprache, und ich muß selbst hinzusetzen, in meiner Gefühlsweise über meinem Stande zu stehen schiene. Doch fielen mir zum Glück prächtige bedientenhafte Ergebenheitsversicherungen ein. Ich mußte aber beständig sorgfältig auf mich Acht haben und besonders der gefährlichen Versuchung, mich in den Augen der Fürstin *interessant zu machen*, unbeugsamen Widerstand leisten; denn Alles war für meine Pläne verloren, sobald sie in mir etwas Anderes sah, als einen einfachen, ehrlichen und diensteifrigen Bedienten.

Jetzt dachte also die Fürstin, da sie mich fragte, ob sie auf meine Verschwiegenheit zählen könne, ohne Zweifel daran, mich mit irgend einer Besorgung, die ihr Zartgefühl berührte, zu beauftragen. Die Hoffnung, auf diese Weise bereits einen Beweis ihres Vertrauens zu erhalten, machte mich glücklich, gleichwohl

antwortete ich im Tone aufrichtiger Einfalt, wobei ich ein Bisschen Verwunderung zu zeigen suchte:

»Die Frau Fürstin wollen sagen, daß ich von Ihren Aufträgen nur Ihnen selbst Rechenschaft ablegen soll? «

»Was ich sagen will, ist Dies,« versetzte die Fürstin mit einem Anflug von Verlegenheit, »es laufen bei mir bisweilen Hilfgesuche ein, und wenn das Unglück der Art ist, daß es Mitleid verdient — aber leider gibt es auch erheucheltes Unglück oder selbstverschuldetes — so thu' ich gern das Meinige, da möchte ich Sie nun beauftragen, dann und wann Nachweisungen über die Personen, welche mich um Almosen, angehen, einzuziehen; zu dem Zwecke müssen Sie sich mit den Thürhütern, den Nachbarn und dergleichen in Verbindung setzen. Verstehen Sie, was ich von Ihnen in solchen Fällen verlange?« setzte die Fürstin hinzu, nicht ohne einen leisen Zweifel in meine Einsicht zu sehen, wie es mir schien, »verstehen Sie mich wohl?«

»Ja, Frau Fürstin, und ich werde es mir angelegen sein lassen, der Frau Fürstin zuverlässige Nachweisungen an die Hand zu geben.«

Nachdem die Fürstin einen Augenblick nachgedacht, e sagte sie zu mir:

»So will ich Ihnen gleich heute einen Auftrag der Art geben.«

Und damit zog sie aus der Schieblade des kleinen Tisches von Rosenholz, der neben ihr stand, ein Papier, überlas es und fragte mich:

»Kennen Sie die Straße du Marché-Vieux?«

»Nein, Frau Fürstin.«

»Sie muß in der Gegend der Straße d' Enfer sein.«

»Ich will sie schon auffinden, Frau Fürstin.«

»Nun wohl — in Nr. 11 der Straße du Marché-Vieux wohnt eine unglückliche Witwe, Namens Lallemand — sie ist gelähmt und außer Stande, vom Bette aufzustehen. Ihre Tochter, die elf oder höchstens zwölf Jahre alt sein mag, ist schon zweimal hier gewesen, um meine Hilfe für ihre Mutter in Anspruch zu nehmen. Dieses kleine Mädchen hat mich so angesprochen, daß ich ihr etwas gegeben habe.

Vorgestern war sie wieder hier; sie bat mich, zu ihrer Mutter zu

kommen, indem diese, wie sie sagte, mir etwas zu vertrauen hätte, was für sie äußerst wichtig sei, aber da sie das Bette nicht verlassen, auch nicht schreiben könne, und ein Kind von dem Alter ihrer Tochter in einer so wichtigen Besorgung nicht beauftragen wolle, so sei sie genöthigt mich zu bitten, daß ich zu ihr kommen möge. Ich hab' es ihr versprochen und werde morgen hingehen — nur möcht' ich, daß Sie, da das Mädchen mir gesagt hat, Wagen konnten in dieses Gäßchen eines schlechten Stadtviertels kaum hinein, wo außerdem das Erscheinen meines Wagens Aufsehen erregen würde, was mir sehr unangenehm wäre, sogleich nach der armen Frau gehen, um zu erfahren, in welchem Stockwerk sie wohnt, um mir auf diese Weise wenigstens die Verlegenheit zu ersparen, sie in dem Hause zu erfragen, wo es, wie mir das Kind sagt, keinen Thürhüter gibt.«

»Soll ich der Frau den Besuch der Frau Fürstin auf morgen ansagen?«

»Ja, das macht sie gleich im Voraus glücklich. Sagen sie ihr, ich werde morgen früh um neun oder zehn bei ihr sein,« feste die Fürstin hinzu, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht.

»Wünschen die Frau Fürstin, daß ich über die Frau sonst noch Erkundigung einziehe?«

»Diesmal ist's unnöthig — ich glaube Alles, was mir ihre kleine Tochter gesagt hat — ein Kind in diesem Alter kann nicht in solchem Grade lügenhaft oder betrügerisch sein.«

Bei dieser Betrachtung Regina's hätte ich, von s der Erfahrung belehrt, daran denken sollen, daß, ach, die Sittenverderbniß nur allzu oft selbst die Kindheit ergreift! Aber ich war weit entfernt zu glauben, daß diese Lockspeise, die man Regina's edler Seele hingeworfen, eine schreckliche Schlinge, einen teuflischen Anschlag verberge.

Ich werde nur allzubald zu dieser traurigen Enthüllung gelangen.

»Nehmen Sie, hier ist die Adresse der armen Frau,« sagte Regina zu mir und gab mir einen Zettel. »Geben Sie zuerst meinen Brief bei der Witwe ab, dann besorgen Sie diesen andern Auftrag.«

In dem Augenblick, da ich mich entfernen wollte, setzte die

Fürstin mit großem Wohlwollen und voll Würde hinzu:

»Sie verdanken es den angelegentlichen Empfehlungen des Doctor Clément, daß ich Ihnen gleich am ersten Tage einen Beweis meines Vertrauens gebe, ich hoffe, Sie werden sich dessen durch Dienstefier und Verschwiegenheit werth machen.«

»Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um den Anforderungen der Frau Fürstin zu genügen.«

Und damit verließ ich das Zimmer der Frau von Montbar.

Es ist mir unmöglich, den tausend Gedanken, die mir in Folge meiner ersten Zusammenkunft mit Regina durch den Kopf gingen, Worte zu geben; mich befiel eine so heftige, geistige Aufregung, daß ich eilig auf meine Stube ging, um mich zu sammeln und die Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen, die erforderlich war, um die Blicke meiner neuen Kameraden zu ertragen, ohne verlegen zu werden.

Der schreckliche Eindruck, welcher zuerst alle andern beherrschte, und über den ich mich selbst nicht täuschen mochte, so sehr erschrak ich über ihn, war ein Gefühl leidenschaftlicher, glühender, selbst sinnlicher Liebe, dergleichen ich bis jetzt für Regina nicht empfunden. Bis dahin war mir Regina immer in ernster und strenger Gestalt, mit einem Heiligenschein der Kindesliebe umgeben, als Angehörige eines höheren Lebenskreises — sie so hoch, ich so niedrig und fern von ihr — erschienen, daß sie als Weib, als junges, schönes, reizendes Weib auf mich nicht hatte wirken können.

Ich unterlag unter diesen süßen und doch fürchterlichen Gesichtern — mir ward einen Augenblick Angst, meine Entschlossenheit verließ mich, ich sah eine Zukunft voll namenloser Qualen vor mir, die ich nicht geahnt hatte. Der schöne Traum, unter demselben Dache mit der Fürstin zu wohnen, beständig die Annehmlichkeit einer Art von Vertraulichkeit zu genießen, die fast nothwendig durch meine Dienstverhältnisse herbeigeführt wurde, die Seligkeit bei dem bloßen Gedanken, sie jeden Tag zu sehen und zu sprechen, das unendliche Glück, daß ich zu mir selbst sagen könnte, sie sei meine *Herrin*, ich gehöre ihr mit Leib und Seele an: alle diese schönen Phantasien wurden in dem Augenblick, wo ich die Wirklichkeit in's Auge faßte — ein Bedienter, der rasend in seine Herrschaft verliebt ist —



entsetzlich; denn eine solche Leidenschaft, eben so verrückt wegen ihrer Lächerlichkeit an sich, wie wegen der Schande, die sie dem geliebten Gegenstande machte, sie wird von der Frau unwissentlich beständig angereizt und angeschürt; denn so zurückhaltend man auch sein mag, vor seinem Bedienten *macht man doch so wenig Umstände!*

Und das war noch nicht Alles: Ließ ich mir die mindeste Gemüthsbewegung merken, oder mich auf einem Blick, einem verstohlenen Erröthen, einer kleinen Unsicherheit der Miene, einem unerklärlichen Erzittern betreffen, so konnte es nicht nur zur Folge haben, daß ich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wurde, sondern ich büßte auch auf immer die Gelegenheit ein, der Fürstin einen erheblichen Dienst zu erweisen, und ich hatte doch schon, obgleich sie nichts davon wußte, auf ihr Leben einen so bedeutenden und heilbringenden Einfluß ausgeübt, daß ich wohl hoffen konnte, daß meine Ergebenheit gegen sie auch ferner Früchte tragen werde.

Wenn ich mir einen solchen Ausgang vorstellte, war mein Muth noch einmal im Begriff, mich zu verlassen; dann überwand ich diese feige Angst, dachte an die Ermahnungen, die der Doctor Clément auf, seinem Sterbebette an mich gerichtet, an Claudius Gérards ermuthigende Zusprache, und entschloß mich, meine Aufgabe nicht aus den Augen zu lassen und muthig weiter zu ringen, und indem ich endlich meine gegenwärtige Lage, so schwierig sie sein mochte, mit meinem früheren Elend verglich, als ich, des Hungerns und Frierens müde, in dem Keller, wo ich mich lebendig begraben, den Tod erwartete, erhoffte, so war es mir, als hörte ich mir von Claudius Gérard's ernster Freundesstimme meine unwürdige Schwachheit als eine Versündigung gegen die besseren Tage vorwerfen, die mir die Vorsehung in letzter Zeit hatte zu Theil werden lassen.

---

Die Stunde des Frühstücks schlug und führte mich mit meinen neuen Kameraden zusammen, dem Haushofmeister, dem Koch, dem Kammerdiener des Fürsten und den beiden Kammerfrauen der Fürstin. Die Livree- und Stallbedienten aßen bei dem Thürhüter des Hôtels. Ich fand bei meinen Dienstgenossen einen

herzlichen Empfang, Mademoiselle Juliette, erste Kammerfrau der Fürstin, schlug sogar vor, den Abend zur Feier meiner Ankunft in ihrer Stube zum Thee zusammen zu kommen, doch konnte ich an der Zurückhaltung und an der Bedeutungslosigkeit, die in den Gesprächen bei dieser ersten gemeinschaftlichen Mahlzeit herrschten, leicht bemerken, daß die Leute mich noch nicht recht als einen Bekannten ansahen. Ich hielt es für vortheilhaft und klug, den guten Kameraden zu spielen und meinen Tischgenossen anzubieten, wenn sie etwas zu besorgen hätten, es, wenn ich die Aufträge der Fürstin besorgen ginge, mit auszurichten. Mademoiselle Juliette, die Kammerfrau, machte davon Gebrauch und bat mich, da ich doch einen Brief an Madame Wilson, die vertraute Freundin der Herrin, abzugeben hätte, Mademoiselle Isabeau einzuladen, wenn sie den Abend frei hätte, mit uns Thee zu trinken.

Ich ging also zuerst zu Madame Wilson. Sie bewohnte ein sehr glänzendes Haus in der Louvrestraße, wo auch das Geschäftslocal des Herrn Wilson, eines reichen amerikanischen Banquiers, befindlich war. Der Bediente, der mich im Vorzimmer annahm, sagte mir, Madame Wilson sei ausgegangen; ich gab ihm den Brief meiner Herrschaft und bat ihn, mich zu Mademoiselle Isabeau, dem Kammermädchen, bringen. Ich fand das junge Mädchen mit Näharbeit beschäftigt. Sie war weit entfernt, schön zu sein, aber sie war schlank und zierlich gewachsen, hatte prächtiges Haar und eine gewisse Feinheit des Betragens.

Da ich erfahren, Madame Wilson sei vertraute Freundin der Fürstin, so schien es mir angemessen mit Mademoiselle Isabeau ein Gespräch anzuknüpfen, die sich dazu auch sehr bereitwillig finden ließ; denn sie schien mir ganz besonders gesprächig zu sein.

»Ich habe den Auftrag, Mademoiselle,« sagte ich zu ihr, »Sie zu bitten, heut Abend zu Mademoiselle Juliette zum Thee zu kommen.«

»Mit großem Vergnügen, mein Herr,« sagte Mademoiselle Isabeau verwundert. »Sehen Sie sich gefälligst. Aber ich habe nicht das Vergnügen —«

»Ich bin kürzlich als Kammerdiener der Frau Fürstin von

Montbar angetreten und brachte so eben einen Brief meiner Herrschaft an Madame Wilson.«

»Ah, sehr wohl, mein Herr, das ist etwas Anderes. Madame ist ausgegangen und kommt erst um vier oder fünf Uhr wieder. Grüßen Sie Juliette von mir und sagen Sie ihr, da Madame heut Abend in's Theater und auf den Ball geht — ich glaube sogar mit der Fürstin — so werde ich, wie ich hoffe, meinen Abend für mich haben. Das ist hübsch von Juliette, daß sie an mich gedacht — meine neue Freundin.«

»So! — Sie kennen also Mademoiselle Juliette noch nicht lange?«

»Ach Gott, nein! Unsere Freundschaft ist nicht älter als die unserer Herrschaften. Madame hat mich mehre Male zu der Fürstin geschickt, und so habe ich mit Juliette Bekanntschaft gemacht.«

»Ich glaubte, Madame Wilson wäre die vertraute Freundin meiner Herrschaft.«

»Gewiß — aber man kann vertraut sein, ohne sich darum schon lange zu kennen — und dann, sehen Sie — es ist nicht, um meine Herrschaft zu loben — aber wäre sie nicht gewesen, so wäre die Fürstin —«

»So wäre die Fürstin?«

»Nun ja, sehen Sie, wär's so fortgegangen, so wär' sie seht vielleicht vor Kummer schon todt.«

»Wahrhaftig!« rief ich — dann setzte ich hinzu — »Sie können sich denken, Mademoiselle, daß ich erstaunen muß — ich bin ganz kürzlich erst in's Haus gekommen — aber ich habe doch nicht bemerkt — daß Madame — traurig wäre.«

»Jetzt ist sie freilich nicht mehr traurig, aber vor zwei Monaten wollte ihr das Herz brechen, glücklicherweise ward sie mit Madame bekannt, und da gewann Alles eine andere Gestalt.«

»Ihre Herrschaft kann Wunder thun, scheint es.«

»Das ist wohl möglich, sie ist lebhaft, liebt das Vergnügen eben so sehr um ihrer selbst als um Anderer willen und ist so witzig und fröhlich, daß in ihrer Gegenwart keine Melancholie aufkommen kann. Und so hat sie denn auch der Traurigkeit der Fürstin bald ein Ende gemacht. Jetzt sind sie beständig in glänzenden

Gesellschaften und auf Vergnügungspartien. Sehen Sie, heute noch gehen sie, glaub' ich, zusammen erst in die italienische Oper und dann auf einen Ball.«

Unser Gespräch ward durch den Eintritt einer englischen Erzieherin unterbrochen, die an der Hand das lieblichste Kind hielt, das ich je gesehen, einen Engel an Schönheit, Frische und Anmuth.

»Wenn Madame vor mir nach Hause kommt, Mademoiselle Isabeau, so sagen Sie ihr wohl, daß ich mit Mademoiselle Raphaele spazieren gegangen bin — es ist so schönes Wetter.«

»Sehr wohl, Mademoiselle Brown,« sagte das Kammermädchen.

»Lebe wohl, liebe Isabeau,« sagte Raphaele und küßte das Kammermädchen zärtlich — »ich will Dir auch einen Kuchen mitbringen.«

Und damit hüpfte das Mädchen fröhlich fort.

»Was für ein allerliebstes kleines Mädchen!« sagte ich zu Isabeau.

»Nicht wahr? Und diese kleine Raphaele ist immer artig und gut, niemals anmaßend — es kann kein so gutes Herz geben. Ja, man kann wohl sagen, wenn die nicht eines Tages einen Mann glücklich macht, so muß er's selbst nicht sein wollen — die arme Kleine — sie wird nur so gut sein, daß sie ganz wehrlos ist. Sie ist nicht wie Madame! Ei die! Das wollt' ich meinen.«

Dieses Gespräch, das mir aus tausend Gründen unendlich interessant war, ward auf's Neue unterbrochen; Mademoiselle Isabeau ward in die Wäschekammer gerufen; ich hielt es nicht für angemessen noch länger zu bleiben, sondern empfahl mich der Mademoiselle Isabeau; diese sagte zu mir:

»Also auf Wiedersehen heut' Abend — Herr — wie heißen Sie, wenn ich fragen darf.«

»Martin.«

»Sagen Sie Julietten, Herr Martin, daß ich ihr heut Abend gute Geschichten und *ganz warm* zu erzählen habe; nicht über meine Herrschaften, Herr Martin — Gott bewahre mich davor — nein, über andere Herrschaften —«

»Ich verstehe schon,« sagte ich lachend — »das ist

wechselseitig — auf diese Weise kommt Jeder ehrlich zu dem Seinigen.«

»Was können Sie dagegen haben, Herr Martin?« sagte Mademoiselle Isabeau offenherzig, »man sieht, man hört, man erinnert sich dieses oder jenes Umstandes, man vertraut das seinen Freunden als ein Geheimnis an — und weiter hat man keine Verantwortlichkeit.«

Eine fast untrügliche Ahnung sagte mir, daß mir diesen Abend bei dem Thee, den Mademoiselle Juliette geben wollte, ganz eigene Eröffnungen zu Ohren kommen würden.

Als ich das Haus der Madame Wilson verlassen, beeilte ich mich, die Straße du Marché-Vieux in der Nähe der Straße d'Enfer zu erreichen, um die arme lahme Frau zu besuchen, welcher die Fürstin von Montbar am folgenden Tage einen Besuch abstatten wollte.

---



## Siebentes Kapitel.

### *Der Argwohn.*

Ich kam in der Straße du Marché-Vieux an; es ist ein so enges Gäßchen, daß sein Wagen nicht leicht hineinkommen kann. Der Zettel, den mir die Fürstin gegeben, diente mir zum Wegweiser, ich trat in das Haus der lahmen Frau; ein dunkler Gang, in welchem ich kein Thürhüterstübchen sah, führte zu der Treppe, die auch sehr finster war. Um mich zu unterrichten, in welchem Stockwerk Madame Lallemand wohne, klopfte ich an zwei Thüren, die auf den Vorplatz des erstern ausgingen.

Niemand antwortete mir.

Ich dachte, diese Wohnungen mochten etwa Tagelöhnern angehören, die jetzt bei der Arbeit seien; ich stieg also in's zweite Stockwerk und klopfte wieder.

Dasselbe Schweigen.

Ziemlich verwundert über diese Menschenleere, ging ich in's dritte und, wenn man von dem Dache absah, letzte Stockwerk hinauf und klopfte auch hier wiederholentlich ohne Erfolg. Bereits wollte ich fortgehen; denn ich glaubte mich in der Nummer versehen zu haben, als ich Jemand auf die Thür zugehen hörte, und eine Kinderstimme fragte:

»Wer ist da?«

»Jemand, der die Madame Lallemand im Auftrage der Frau Fürstin von Montbar besuchen will,« antwortete ich.

Sogleich ging die Thür auf. Ich sah ein kleines elf- bis zwölfjähriges Mädchen von sanfter und naiver Gesichtsbildung

vor mir.

»Madame Lallemand wohnt also hier?« sagte ich zu ihr und sah mich in dem nackten, verfallenen Raume um, wo eine Treppe ausmündete, die wahrscheinlich zum Boden führte.

»Ja, mein Herr,« antwortete das Kind, »sie liegt im Bette und kann nicht aufstehen.«

»Kann ich sie zu sehen bekommen und einen Auftrag von der Frau Fürstin an sie ausrichten?«

»Ich will sie fragen, mein Herr,« sagte das kleine Mädchen zu mir. Nach einigen Minuten kam sie wieder, machte mir eine Thür auf, und ich trat ein.

Ein Frauenzimmer, das noch jung zu sein schien, leidend aussah und eine ansprechende Gesichtsbildung hatte, lag auf einem schlechten Bett, das in einer Stube stand, die von großer Armuth zeugte. Als ich diesem Frauenzimmer gesagt, sie habe auf den folgenden Tag den Besuch der Fürstin sicher zu erwarten, rannen ihr die Thränen aus den Augen, und mit rührender Freude küßte sie ihre Tochter, dann gab sie ihrer Erkenntlichkeit gegen die Fürstin in so einfachen und rührenden Ausdrücken Worte, daß der Auftritt mich lebhaft rührte, und ich mir selbst das Versprechen that, der Fürstin den vortheilhaften Eindruck, den ihre Schützlingin auf mich gemacht, nicht zu verbergen.

Wenn ich fest daran denke, daß dies Alles auf Seiten dieses Geschöpfes nur eine Komödie war, hinter der die schändlichste Hinterlist stak, so begreife ich noch immer nicht, wie eine solche unerhörte Heuchelei nur möglich gewesen.

Ich verließ die Straße du Marché-Vieux so vollkommen befriedigt durch das, was ich gesehen und gehört, baß es mir nicht einmal einfiel, weitere Erkundigungen über die Madame Lallemand einzuziehen; ich vergaß sogar, daß ich mich vorher darüber gewundert hatte, daß in diesem Hause sonst Niemand wohnte, als die Schützlingin der Frau Fürstin.

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, zog ich eine gewählte Kleidung an; ich hatte am Abend bei Tische aufzuwarten. Der Schneider des Fürsten war vortrefflich. Ich legte einen Anzug von feinstem schwarzen Tuch nach dem elegantesten Schnitt an. Als ich angezogen war und mich in dem kleinen Spiegel in meiner

Stube im modischen weißen Halstuch, schwarzen, seidene Strümpfen und glänzenden Escapins mit goldenen Schnallen erblickte, fürchtete ich nicht mehr, von dem Fürsten wieder erkannt zu werden, der nur einmal mit mir gesprochen, und zwar damals, da er halbtrunken sich über die Lumpen lustig machte, mit denen ich bekleidet war.

Als ich in das Anrichtezimmer des Speisesaales trat, fand ich dort den Haushofmeister und den alten Kammerdiener des Fürsten, Namens Louis, der freundlich zu mir sagte:

»Ehe Sie den Tisch decken helfen, lieber Freund, sehen Sie vielleicht nach dem Feuer in dem Zimmer der Fürstin? Sie muß bald nach Hause kommen.«

»Ich hatte nicht daran gedacht,« sagte ich, »ich gehe gleich.«

»Vergessen Sie auch nicht, wenn Madame nach Hause kommt, an der Thür des Zimmers zu stehen, um sie zu empfangen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Louis, aber wie soll ich's erfahren, daß Madame nach Hause kommt?«

»Das ist ganz einfach, einerseits hören Sie doch den Wagen, und dann thut die Glocke in der Loge des Thürhüters davon Meldung. Sie schlägt ein Mal an, wenn der Herr nach Hause kommt, und zwei Mal, wenn's Madame ist.«

Ich ging also in's Zimmer der Fürstin, um nach dem Feuer zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten, innerlich zusammenzuzucken, als ich aufs Neue den eigenthümlichen, süßen, sanften und doch durchdringenden Wohlgeruch dieses Raumes empfand, in welchem Regina sich vorzugsweise aufhielt. Ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick meinen Dienst vergaß und gerührt um mich blickte. Ich war noch das bei, diese Blumen, Gemälde, Bücher und das Luxusgeräth, die das innerste Heiligthum der Fürstin ausschmückten, zu betrachten, als ich in einer Gemäldegalerie, die zwischen dem Wohnzimmer, in welchem ich mich befand, und dem Schlafzimmer der Fürstin lag, Jemand gehen hörte.

In dem Augenblick, als ich mich nach dem Feuer bückte, um nicht unbeschäftigt angetroffen zu werden, trat der Fürst ein; sich stand gebückt und konnte sein Gesicht nicht sehen, aber der Umstand, daß er plötzlich seine Schritte hemmte, bewies mir, daß



er darüber betroffen war, hier Jemand anzutreffen. Er machte die Thür der Gallerie hinter sich zu, ich richtete mich auf und grüßte ihn ehrfurchtsvoll.

»Sie sind der neue Kammerdiener der Frau von Montbar?« sagte der Fürst zu mir, fast ohne mich anzusehen und fast ohne stillzustehen.

»Ja, mein Fürst.«

»Gut,« sagte er und ging seines Wege.

Obgleich ich keine Zeit gehabt hatte, dem Herrn von Montbar in's Gesicht zu sehen, schien es ihm doch sehr in die Quere zu kommen, daß ihn Jemand hatte aus der Stube seiner Frau kommen sehen, was mir unbegreiflich war. Als er fort war, fiel mein Blick zufällig auf den Tisch, der neben Regina's Sessel stand, und es kam mir vor, als bemerkte ich unter den Gegenständen, die auf ihm ihren Platz hatten, eine gewisse Unordnung. Die angefangene Stickerei war auf den Fußboden gefallen, ebenso ein Buch, die Schublade stand, ich wußte nicht woher, halb offen, jetzt fiel mir die Ueberraschung und das Erstaunen wieder ein, die der Fürst bei meinem Anblick an den Tag gelegt hatte, und es ward mir klar, der Fürst mochte die Abwesenheit seiner Frau dazu benutzt haben, in den Geräthen dieses Zimmers irgend etwas zu suchen. Ich erschrak bei dem Gedanken, daß diese Neugierde oder dieser Mißbrauch des Vertrauens, wenn er entdeckt wurde, mir beigelegt werden könnte.

Dieser Gedanke schlug mich ganz nieder, als ich auf dem Hofe des Hôtels einen Wagen rollen hörte; gleich darauf 'erschollen zwei Glockenschläge-

Den Weisungen Louis gemäß, eilte ich in den Wartesaal, um die Fürstin zu empfangen; ich glaubte es recht zu machen, wenn ich mich tief verbeugte, aber sie sagte gütig zu mir obgleich nicht ohne Lächeln.

»Ein für allemal — Sie grüßen mich im Hause nicht wieder — nicht wahr?«

Verlegen über meine Ungeschicklichkeit, stammelte ich eine Entschuldigung, aber Regina sagte zu mir, während sie durch den Saal schritt, der zu ihrem Wohnzimmer führte.

»Sie sind bei Madame Wilson gewesen?«

»Ja, Frau Fürstin, aber ich habe sie nicht zu, Hause gefunden.«

»Dann sagen Sie an der Thür, daß, falls ein Brief von Madame Wilson ankommen sollte, er mir auf der Stelle herausgebracht wird.«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Und Madame Lallemand?«

»Ich habe sie gesehen, Frau Fürstin, sie wohnt im dritten Stockwerk des Hauses, dessen Adresse mir die Frau Fürstin angegeben.«

»Haben Sie sie davon in Kenntniß gesetzt, daß ich sie morgen früh besuchen werde?«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Es herrscht bei ihr gewiß großes— Elend?« sagte Regina theilnehmend.

»Ja, Frau Fürstin, das äußerste Elend.«

»Ja, diese Frau flößt gewiß gleich beim ersten Anblick Theilnahme ein?«

»Ganz entschieden. Sie ist der Mildthätigkeit der Frau Fürstin durchaus werth.«

»Nun, desto besser, dann —«

Dann hielt die Fürstin plötzlich inne und sagte zu mir, indem sie auf den kleinen Tisch hinblickte, der neben ihrem Sitze stand.

»Es ist also in meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?«

»Ich weiß nicht, Frau Fürstin,« antwortete ich in gedankenloser Verlegenheit; denn ich wußte die Ursache der Betroffenheit auf Seiten der Fürstin nur zu wohl und zitterte vor dem Gedanken, daß ein Argwohn auf mich fallen könnte.

»Das ist doch seltsam,« sagte Frau von Montbar, drehte sich um und sah mich fest an.

Ich mag mich getäuscht haben, aber es schien mir, als läse ich in ihrem Gesicht Verwunderung und Mistrauen. Ich ward dermaßen verlegen, daß ich über und über roth wurde, und statt ihr zu sagen, was doch ganz einfach gewesen wäre, daß ich den Fürsten aus dem Gemäldeaal habe kommen sehen, blieb ich stumm und in so gezwungener Aufregung dastehen, als fühlte ich

mich schuldig. Da ich aber das Gefährliche meiner Lage fühlte, wollte ich soeben einen gewaltigen Anlauf nehmen, um allen Argwohn von mir abzuwälzen, als die Fürstin trocken zu mir sagte:

»Bestellen Sie meinen Wagen auf halb neun Uhr — «

Und die Fürstin trat, nachdem sie sich die Füße einen Augenblick an dem Feuer in ihrem Wohnzimmer gewärmt, in die Gemäldegalerie, die vor ihrem Schlafzimmer lag, und verschwand.

Aeußerst verdrießlich über meine Unbeholfenheit, ging ich zum Thürhüter hinab, um die Aufträge meiner Gebieterin auszurichten; da die Stalleute beim Herrn Romarin zu essen pflegten, konnte ich hier beide zugleich besorgen.

Herr Romarin, der weiß gepudert war und in großer Livree dastand und sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben wußte, wie Einer, nahm es auf sich, den Kutscher von dem Willen der Fürstin in Kenntniß zu setzen, und gab mir zwei Briefe, von denen der eine so eben von Madame Wilson gekommen war; mit dem Briefe übergab mir der Thürsteher drei prächtige Ballbouquette, die sorgfältig eingewickelt waren, und sagte zu mir:

»Das eine dieser Bouquette ist mit dieser Blumenschachtel von dem Burschen des Kunstgärtners der Frau Fürstin gebracht worden — die andern beiden von Ausläufern, welche nicht sagen wollten, von wem sie kämen.«

Unter den beiden anonymen Bouquetten, die ich hinauftrug, befand sich eins aus prächtigen weißen Lilien und Violettes de Parme.

Während ich langsam die Treppe hinaufstieg, betrachtete ich diesen geheimnisvollen frischen Blumenstrauß, der einen süßen Duft aushauchte, mit bitterer Trauer; denn er rief mir, in seltsamem Gegensatze die ärmlichen Sträuße aus weißen und blauen Schneeglöckchen in's Gedächtnis zurück, die ich, auch auf geheimnißvolle Weise, so viele Jahre hindurch an jedem Jahrestage des Begräbnisses auf das Grab von Regina's Mutter gelegt hatte, ohne daß das junge Mädchen den Ursprung dieses wohlgemeinten Opfers jemals erfahren. Bei dieser Erinnerung trat mir eine Thräne in's Auge, die bescheidenen unansehnlichen

Blümchen, mit denen meine ungekannte Dienstbeflissenheit ein Grab zu schmücken suchte, waren nur allzusehr ein Bild meiner demüthigen, hoffnungslosen Liebe.

---

Als ich wieder in das Zimmer trat, fand ich dort ihr Kammermädchen. Sie übernahm es, die Blumen und Sträuße abzuliefern, und ich ging fort, um im Speisesaal die Eßstunde abzuwarten.

Fast in demselben Augenblick thaten sich auch schon beide Flügel der Thür auf: Der Fürst trat mit seiner Frau ein. Auf ein Zeichen des Haushofmeisters nahm ich hinter dem Stuhl der Fürstin meinen Plan ein.



Zum ersten Mal sah ich Herrn von Montbar und seine Frau zusammen. Wenn auch ihre Unterredung durch die Gegenwart der Dienerschaft nothwendig in gewissen Schranken gehalten werden mußte, verdoppelte ich doch meine Aufmerksamkeit, um

wo möglich dahinter zu kommen, in welchem Verhältnis sie zu einander ständen; ich hatte mir durch Uebung eine solche Beobachtungsgabe zu eigen gemacht, daß es nur wenig bedurfte, um mich auf die Fährte dessen zu leiten, was ich zu entdecken wünschte.

Der Fürst kam mir kalt, zerstreut vor und schien gegen seine Frau eine beinahe ceremonielle Höflichkeit anzunehmen; folgendes war, nachdem sie einige unbedeutende Worte gewechselt, ungefähr ihr Gespräch:

»Sie gehen heut Abend aus?« sagte der Fürst zu seiner Frau.

»Ja, in die italienische Oper.«

»Aber das ist nicht Ihr gewöhnlicher Tag, dünkt mich.«

»Madame Wilson räumt mir in ihrer Loge einen Platz ein; dann nimmt sie mich mit, und wir fahren zusammen zu Madame von Beauménil.«

»Da ist großer Ball, wenn ich nicht irre?«

»Sie feiert die Einweihung ihres neuen Hôtels, es soll prachtvoll, glänzend eingerichtet sein; kommen Sie nicht einen Augenblick hin?«

»Gewiß nicht,« sagte der Fürst, »mir ist dieses Zusammentreiben von Menschen zuwider, die dann alle unisono lieben sollen — und der Prunk, der unsinnig ist, wenn er nicht lächerlich ist — oder der, vielmehr unsinnig und lächerlich zugleich ist. Außerdem esse ich heut Abend mit einigen Freunden bei Ocry, und dann fahren wir nach Fontainebleau, wo wir ein paar Tage jagen wollen.«

»Werden Sie lange dort bleiben?«

»Wenigstens sechs bis acht Tage — nämlich so lange, wie erforderlich ist, um drei oder vier Jagden anzustellen, da nämlich Hunde und Pferde nur alle zwei Tage eine Jagd machen können.«

»Das wird eine herrliche Partie sein — sind Ihrer viele?«

»Nicht- eben — der Marquis von Hervieux und sein Schwager, der Besitzer der Jagd, Blinval, Saints-Maurice, Thionville, ich und Alfred von Dreux, der berühmte Pferdemaal, der bei der Gelegenheit nach der Natur zeichnen wird. Aber bei dem Maler fällt mir ein« — setzte der Fürst hinzu — »wissen Sie wohl, daß ich Sie um Ihre Gemälde beneide? «

»Sie thun ihnen zu viel Ehre an.«

»Besonders das neue Seestück von Isabey — schwebt mir beständig vor: — es ist ein Meisterstück.«

»Es ist allerdings vortrefflich.«

»So vortrefflich, daß ich's nicht habe lassen können, während Sie ausgefahren waren, hinzugehen, um es anzusehen.«

Bei diesen Worten richtete der Fürst, zu meinem großen Erstaunen, auf einen Augenblick die Blicke auf mich, als würde diese Erklärung seiner Anwesenheit in dem Zimmer der Fürstin meinetwegen gegeben. Ich war hoch erfreut über diese Erläuterung; denn sie unterrichtete die Frau von Montbar von dem, was ich ihr ungeschickterweise nicht hatte sagen wollen, daß in ihrer Abwesenheit ihr Mann, in ihrem Zimmer gewesen.

Auf diese Weise mußte jeder Argwohn, den sie etwa in dem Falle, daß irgend eine Veruntreuung von ihr bemerkt wurde, auf mich hätte werfen können, zu Boden fallen.

»Es freut mich sehr, daß das Gemälde Ihnen gefällt,« hatte die Fürstin ihrem Gemahl geantwortet, »nur thut es mir leid, daß Sie es nur zu bewundern kommen, wenn ich nicht da bin.«

Ich weiß nicht, ob diese Worte, die von der Fürstin mit so kalter Höflichkeit betont wurden, als wären sie an einen Fremden gerichtet, dem Fürsten doppelsinnig vorkamen, aber er richtete einen Augenblick lang auf seine Frau einen durchdringenden Blick, dann setzte er hinzu:

»Wenn Sie zu Hause sind, haben Sie immer viel Besuch, und Sie wissen wohl, im Zimmer einer Frau ist in den Vormittagsstunden nichts fataler als ihr Mann. Aber da einmal die Rede auf Ihre Freunde gefallen ist, sagen Sie, ist der schöne d'Erfeuil noch immer eben so dumm wie schön?«

»Er ist schöner als je.«

»Und thut sich d'Hervillier noch immer so bedeutend viel auf sein Singen zu Gute? Bittet er noch immer ganz leise, man möge ihn doch zum Singen auffordern, damit er mit erheuchelter Ziererei kokettieren könne? Wie ihm das steht, dem sechs Fuß hohen Mann, der vierschrötig ist, wie ein Tambourmajor und eine Stimme hat, wie ein Vorsänger in einer großen Domkirche!«

»Herr d'Hervillier hat's doch weiter gebracht — er singt jetzt,

ohne daß man ihn darum bittet.«

»Das ist der Schrei der Verzweiflung,« sagte der Fürst und fuhr in seinem Spotte fort: »und der ungeheure Dumoulard, der Bruder ihrer *vertrauten Freundin*,« und Herr von Montbar betonte diese Worte sehr lebhaft, »bietet dieser unverschämt wohlbeleibte Mann noch immer seinen Wagen und seine Loge den schönen Damen an, welche großmüthige Gefälligkeit ihm den Spitznamen Omnibus eingetragen hat?«

»Herr Dumoulard's ungeheuerliche Gefälligkeit hat noch ihren alten Ruhm,« antwortete die Fürstin, die mit dem Fürsten an Ironie wetteifern zu wollen schien. Aber es lag in diesem Witzspiel etwas- Bitteres, Kaltes, das von jener sanften, mittheilsamen Heiterkeit, die aus Vertrauen und Zuneigung entsteht, weit entfernt war.

»Aber um wieder auf seine Schwester zu kommen,« versetzte der Fürst ärgerlich, »wissen Sie wohl, daß man viel — wirklich viel — von Ihrer neuen Freundin spricht.«

»Von meiner neuen Freundin?«

»Ja, von der Madame Wilson.«

»Das ist ganz einfach, sie ist gerade Mode. Von wem und von was würde man sonst ein Wort sprechen?«

»Sagen Sie, gibt es — einen Herrn Wilson?« sagte der Fürst fast im Tone unverschämten Spottes.

Die Fürstin faltete die Augenbrauen ein wenig, und antwortete dann mit gezwungenem Lächeln.

»Was für eine wunderliche Frage richten Sie da an mich?«

»Zuvörderst bekommt man ihn niemals zu sehen, diesen Herrn Wilson.«

»Wenn das Vorhandensein von Ehemännern darum, weil sie niemals in Gesellschaft erscheinen, in Zweifel gezogen werden dürfte,« versetzte Regina, »so werden Sie zugeben müssen, daß das Ihrige ein wenig ungewiß erscheinen könnte — «

»Ich glaube nicht, oder vielmehr ich hoffe nicht, daß zwischen mir und dem Herrn Wilson irgend ein Vergleich angestellt werden kann,« sagte der Fürst stolz und mit schlecht verhaltenem Aerger; »denn er gehört zu den lächerlichen Gesellen —«

»Herr von Montbar, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses

Ananaseis empfehle, es ist vortrefflich,« unterbrach die Fürstin ihren Gemahl, der sogleich begriff, daß die Fürstin diese Art von Unterhaltung in Gegenwart von uns Bedienten nicht fortsetzen wollte, und das Angebotene schicklichkeitshalber annahm; denn er rührte es nicht an und versetzte nach einer kurzen Pause:

»Als ich vorhin in Ihren Gemächern war, um ihre Gemälde zu bewundern, sah ich auf einem Tische drei bis vier große Folianten. Was hat das zu bedeuten? Werden Sie eine gelehrte Dame?«

»Es sind Kupferstiche, eine Sammlung von historischen Bildnissen, die mir Herr Just Clément gütigst geliehen. Ich suchte einen Anzug für einen Maskenball, und da hat Herr Just mir gerathen, unter diesen Kupferstichen zu suchen, die von seinem Vater herkommen.«

»Und wie geht es dem Herrn Just,« sagte der Fürst, nicht mehr in dem spöttischen Tone, mit dem er seine Fragen nach einigen der Bekannten seiner Frau begleitet, sondern ernst und fast zögernd.

Es fiel mir auf, daß der Fürst von dem Augenblicke an, da er den Namen des Capitain Just ausgesprochen, seine Frau, der er gegenüber saß, nicht aus den Augen ließ und sie zu beobachten schien.

Regina schien die Beweise ungeduldiger Aufmerksamkeit des Fürsten nicht zu bemerken und antwortete mit vollkommener Unbefangenheit:

»Herr Just Clément ist noch immer in Trauer über den Tod seines Vaters — aber seine Trauer ist sanft und still. Er ist weit davon entfernt, die Gelegenheit zu vermeiden, von dem, welchen er beweint, zu reden — er sucht sie vielmehr auf, und diesen Trost findet er bei mir immer; denn ich habe seinen Vater eben so sehr verehrt, wie ich ihm herzlich zu gethan gewesen bin.«

»Der Doctor Clément war allerdings einer der achtungswürdigsten Männer,« antwortete der Fürst, »und da wir gerade von ihm reden, will ich Ihnen bei der Gelegenheit mittheilen, daß sein und Ihr Schützling, der junge Arzt, den er uns empfohlen, gestern nach Montbar abgereist ist.«

»Ich wußte es schon, er hat sich bei mir beurlaubt,« antwortete



die« Fürstin, »und ich sage Ihnen meinen Dank, daß Sie — «

»Kein Wort davon,« unterbrach der Fürst seine Frau, »Sie wissen, daß es mich immer glücklich macht, wenn ich Ihnen einen Gefallen erweisen kann. Aber um wieder auf den Capitain Just zu kommen, er muß sich mit seiner Traurigkeit im Kreise Ihrer eleganten Besucher nicht wohl befinden.«

»Wenn Herr Just mich zu sehen wünscht,« antwortete die Fürstin, »so schreibt er mir Morgens, und ich seh ihn dann ziemlich früh bei mir, damit er nicht Gefahr läuft, sonst Jemand bei mir anzutreffen.«

»Das kann ich nur billigen, der Capitain Just kann Anspruch darauf machen, daß man ihm besondere Vorrechte einräumt, nicht bloß in Betracht der traurigen Lage, in der er sich befindet, sondern auch wegen seiner Tapferkeit und seiner persönlichen Verdienste, und obgleich er noch jung ist, so ist's doch ein Mann, von dem ich einräumen muß, daß er Achtung gebietet.«

Diese letzten Worte wurden von dem Fürsten in einem treuherzigen, aufrichtigen Tone gesprochen, der mich rührte. Frau von Montbar schien einen gleichen Eindruck zu empfinden; denn statt die Unterhaltung mit ihrem Gemahl in trockenem und kalt-höflichem Tone fortzuführen, nahm ihre Stimme etwas Wahres und Sanftes an.

»Ich weiß Ihnen unendlichen Dank dafür,« versetzte die Fürstin, »daß Sie diesen Mann, der nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, zu unserem Kreise gehört, und der, wie ich glaube, einer meiner zuverlässigsten und besten Freunde werden wird, so unparteiisch zu schätzen wissen.«

Sei es, daß der Fürst sich die erste Aufwallung, in der er dem Capitain Just hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht verzeihen konnte, sei es, daß die Antwort der Fürstin ihn auf irgend eine Weise in's Geheim verdroß — er versetzte mit einem Lächeln,- das mir ironisch und gezwungen vorkam:

»Gewiß werden Sie doch dem Capitain diesen besonderen Zutritt bei Ihnen nicht länger, als bis zum Ende seiner Trauerzeit gestatten?«

»Warum nicht?« fragte Regina ernst.

»Nun — weil der Capitain deshalb, weil er nicht eben so elegant

ist, wie Ihre Elegants, doch nicht weniger anziehend ist — im Gegentheil,« sagte der Fürst lachend, »und wenn er eben so geistreich wie gelehrt, eben so liebenswürdig wie talentvoll ist, eben so schön wie tapfer — so ist kein Grund vorhanden, weshalb er nicht sehr gefährlich sein sollte.«

»Welche Thorheit!« rief die Fürstin.

»Sie wissen nicht, wie verführerisch der Capitain Just ist,« sagte der Fürst mit unverhaltenem Lachen. »Er hat wunderliche Abenteuer gehabt, er hat unter andern eine rasende Leidenschaft hervorgerufen: Es ist ein wahrer Roman. Das arme Weib hat Alles im Stiche gelassen, um ihm gegen seinen Willen nach Algier zu folgen, und ist in einem Gefecht mit den Arabern um's Leben gekommen.«

»Sie haben Recht,« sagte die Fürstin lächelnd, »das ist so unwahrscheinlich und unmöglich wie der beste Roman.«

»Nein es ist mein voller Ernst,« sagte der Fürst, »ich kann Ihnen den Namen der Heldin nennen.«

»Nennen Sie mir ihn lieber nicht, damit ich an das Abenteuer glauben kann,« antwortete die Fürstin lächelnd.

Dann stand sie vom Tische auf und feste hinzu:

»Ich bitte Um Entschuldigung, daß ich schon aufbreche, aber ich bin noch nicht angezogen. Madame Wilson will mich abholen, und ich möchte sie nicht warten lassen.«

Der Fürst stand ebenfalls auf, und sagte zur Fürstin:

»Leben Sie wohl; denn ich werde Sie vor meiner Abreise nach Fontainebleau nicht mehr zu sehen bekommen.«

»Leben Sie wohl und bleiben Sie nicht zu lange weg.«

»Ich werde mich immer beeilen, das wissen Sie, zu Ihnen zurückzukehren,« sagte der Fürst, und dann trat er in seine Gemächer, während seine Frau in die ihrigen zurückkehrte.

---



## Achtes Kapitel.

### *Der Ball.*

Das Gespräch des Fürsten und seiner Gemahlin, obwohl scheinbar sehr unbedeutend, hatte mir doch wichtige Ausschlüsse gebracht. Ei herrschte offenbar zwischen Herrn von Montbar und seiner Frau eine kalte Gezwungenheit. Er sah den vertrauten Umgang mit Madame Wilson ungern. Er ließ der Ueberlegenheit des Capitain Just treuherzig Gerechtigkeit widerfahren, gegen den er doch eine unwillkürliche Eifersucht empfand, und diese Regung schien mir zu wohl begründet, denn — soll ich es gestehen? — ich theilte die Eifersucht — mein Herz ward schmerzlich gepreßt, als ich von dem vertraulichen Umgange hörte, der bereits zwischen Regina und dem Capitain Just stattfand. Eine thörichte, niedrige und meinerseits alberne Eifersucht — denn, ich hatte für meine Liebe ja nichts zu hoffen. Aber mochte dieses Gefühl thöricht, niedrig, albern sein, es war darum um nichts weniger überwältigend, und ich sah eine Zeit voll Qualen herankommen, die noch grausamer waren, als die der hoffnungslosen Liebe selbst.

---

Nachdem ich mit meinen Kameraden gespeist, begab ich mich wieder in den Wartesaal der Fürstin. Ich war noch nicht lange dort, so hörte ich, wie ein Wagen in den Hof rollte, und bald daraus führte ich Madame Wilson in das Wohnzimmer der Fürstin.

Als ungefähr nach einer Viertelstunde diese beiden reizenden

Frauen aus einer der Thüren des Saales traten, in dem ich wartete, ward ich geblendet von so viel Schönheit, — es wäre unmöglich gewesen, noch zwei so glänzende Schönheiten und die doch so ganz verschieden waren, aufzufinden, wie die Fürstin und ihre Freundin.

Madame Wilson war von zarter und rosiger Gesichtsfarbe, mit blauen Augen und schwarzem Haar, trug ein Gewand von blaßgrünem Sammet, das mit Spitzen besetzt war, die mit Bouquetten von künstlichen Rosen angesteckt waren; ein geschmackvoller Kopfputz aus denselben Blumen vervollständigte diesen reizenden Anzug.

Die Fürstin, welche höher gewachsen war, als Madame Wilson, aber nicht weniger schlank, trug eine Robe von strohgelbem Mohr, die von einer kurzen Tunika von weißer Gaze bedeckt wurde, welche mit natürlichen Camilienblättern eingefasst war, die mit Diamanten angeheftet waren, die in diesem leuchtenden Grün wie eben so viele gefrorne Thautropfen blinkten; ein Kranz grüner Blumen, aber ebenfalls mit Diamanten geschmückt, umgab Regina's stolze weiße Stirn. Die Robe, die sehr tief ausgeschnitten war, wie man sie damals trug, ließ Schultern, Hals und Arme der Fürstin frei, welche weiß, glatt und fest wie Marmor zu sein schienen. Ihr Haar, das mehr bläulich schwarz war, als das der Madame Wilson, rollte, statt wie am Morgen in — Streifen aufgebunden zu sein, in langen Ringellocken herab, die ihren halbentblößten Busen liebkosten; am Hinterkopf war dieses prachtvolle Haar in einen glatten, dicken, leuchtenden Knoten aufgesteckt, der die zierliche Verbindung des schlanken runden Halses mit den Schultern noch mehr hervorhob.

Eine sanfte Röthe färbte Regina's Wangen; ihre drei kleinen coquetten sammtscharzen Male standen wie eben so viele Schönplästerchen von Ebenholz im reizendsten Gegensatze zu dem feuchten Karmirr ihrer Lippen und dem Feuer ihrer großen schwarzen Augen, die jetzt glänzend und lebhaft waren.

Weit mehr noch, als in ihrem Morgenanzug, erschien mir jetzt Regina in dem ganzen wollüstigen Glanze einer Schönheit, den ich bei ihr nicht vermuthet hätte.

Als sie mit Madame Wilson aus ihrem Wohnzimmer trat, lachten sie beide; Regina's Lachen war reizend, denn es enthüllte zwei

Reihen Zähne von blendend weißem Schmelz, sie lachte und führte dabei ihren Blumenstrauß an die Lippen, als wollte sie diese Fröhlichkeit verbergen.

»Sie Boshafte,« sagte Madame Wilson zu ihr, »aus diesem Zeughaus von Blumensträußern gerade den zu wählen, den Ihr Kunstgärtner geschickt hat.«

»Auf was für Namen die Eifersüchtigen bei diesem gekauften Blumenstrauß rathen werden,« sagte Regina.

»Die Namen der elegantesten Herren von Paris werden erhalten müssen,« versetzte Madame Wilson.

»Gestehen Sie ein, meine Theure, daß das so ein wenig ein Bild von gar vielen Dingen ist — wenn man wüßte, was man beneidet,« sagte die Fürstin mit seltsamer Betonung, und es kam mir vor, als bewölkte sich für einen Augenblick ihre leuchtende Stirn.

Während die Fürstin diese Reden mit Madame Wilson wechselte, hatte sie sich zur Hälfte in einen weiten Mantel von kirschrothem Atlas mit Hermelinbesatz eingehüllt, den ihr Kammermädchen ihr aus die Schultern legte, hierauf gab mir Juliette ein paar kleine schwarze, wattierte Taffetüberschuhe und sagte halblaut zu mir:

»Diese Schuhe geben Sie dem Bedienten der Madame Wilson — empfehlen Sie es ihm wohl an, daß er sie nicht verliere.«

Hierauf trat das Kammermädchen in's Gemach zurück und sagte leise zu mir:

»Jetzt zum Thee.«

In dem Augenblick, da die Damen aus dem Saal traten, sagte Madame Wilson zu der Fürstin:

»Machen Sie Ihren Mantel recht fest zu, liebe Freundin, es ist greulich kalt.«

Da die Fürstin sich durch ihren Strauß und ihr Tuch gehindert sehen mochte, sich in ihren sehr weiten Mantel recht einzuhüllen, der überdieß so lang war, daß sie ihn beim Hinabgehen aufheben mußte, gab sie mir ihren Strauß und ihr Tuch und sagte zu mir:

»Reichen Sie mir das in den Wagen.«

Als ich von ihrer Hand in die meinige ihren Strauß und ihr Tuch empfang, dessen Duft mir heftig in die Nase stieg, zuckte ich

zusammen. Langsam folgte ich meiner Herrin, die schlank und leicht die breiten Stufen der Marmortreppe hinabstieg.

Madame Wilson, die ihr nur einige Schritte voranging, bemerkte, daß der kleine Fuß der Fürstin einzig von ihrem weißatlassenen Schuh bedeckt war, und sagte zu ihr im Tone liebevollen Vorwurfs:

»Wie, meine Liebe, bei der Kälte haben Sie keine Ueberschuhe angezogen?«

»Ihr Bedienter wird sie mir geben, wenn ich vom Ball komme,« antwortete die Fürstin, »dann ist's früh genug, sie anzulegen.«

»Und während der ganzen Oper wollen Sie mit eiskalten Füßen dasitzen, und beim Herausgehen? Wenn wir nun lange auf unseren Wagen warten müssen. Nein, das darf ich nicht leiden, Sie müssen Ihre Ueberschuhe gleich jetzt den Augenblick anziehen und sie nicht eher, als bis wir auf dem Ball ankommen, ablegen.«

»Nun, liebe Despotin,« sagte die Fürstin lächelnd — zu Madame Wilson, »ich muß wohl gehorchen.«

Unter diesen Reden waren die Fürstin und ihre Freundin die Treppe hinabgestiegen; Regina sagte zu mir:

»Geben Sie mir mein Tuch und meinen Strauß und ziehen Sie mir die Ueberschuhe an.«



Und Frau von Montbar nahm mir den Strauß und das Tuch aus der Hand, stützte sich gegen das Treppengeländer und streckte mir den einen Fuß hin. Ich kniete vor der Fürstin nieder. Als ich diesen kleinen Kinderfuß, der mit weißem Atlas und so feinen seidnen Strümpfen bedeckt war, daß ich durch ihr durchsichtiges Gewebe die zarte, rosige Haut hindurchschimmern sah, und der gelind nach Schwertlilien duftete, in meine Hand nahm, in der er ganz Platz hatte, als mein Finger, während ich die Bänder des Taffetüberschuhes zuband, den zarten Knöchel des schlanken Beinchen berührte, als endlich die weiten Falten von dem Gewande meiner Gebieterin mir das Gesicht streiften, glaubte ich toll zu werden, die Arterien an meinen Schläfen klopften, als wollten sie platzen, meine zitternden Hände erglühten von einer solchen Hitze, daß — meine Gebieterin sie durch die Seide und den Atlas, die ihren Fuß bedeckten, hätte fühlen müssen.

Glücklicherweise bemerkte sie nichts, und während ich ihr, ganz außer mir zu Füßen lag, schwatzte sie leise mit Madame Wilson,

nur ein verhaltenes Kichern unterbrach das Lispeln ihres Gesprächs.

Als meine Aufgabe gelöst war, stand ich fast betäubt auf; ich fühlte, wie meine Knie unter mir wankten; die Fürstin sagte zu mir, ohne mich anzusehen, indem sie auf die Vorhalle zuing, die als erster Bedientenraum diente:

»Martin, Sie warten doch?«

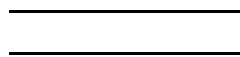
»Ja, Frau Fürstin,« antwortete ich stammelnd.

Die Lakaien des Hauses standen beim Durchgange der Fürstin ehrfurchtsvoll auf; zwei von ihnen machten beide Flügel der Thür, die auf die Freitreppe führte, weit auf.

Durch die Glasscheiben und beim Licht der hellen Laternen des Wagens sah ich die beiden jungen Frauen in eine geschmackvolle Berline steigen, welche zwei prächtige graue Pferde mit glänzendem Geschirr im Fluge hinwegzogen.

Noch zitterte ich von der schrecklichen und allzusüßen Lust, die mir zu Theil geworden, ich sah den Wagen mit einer Art Extase forteilen, als ich in die Wirklichkeit meiner Stellung durch die grobe Stimme eines der Lakaien des Hauses zurückgerufen wurde, welcher, indem er nach der Abfahrt der Herrin die Thür der Vorhalle lärmend zuschlug, auf rohe Weise ausrief:

»Eingepackt!! «



Gepeinigt von unsäglicher Verwirrung, von albernen, sinnbethörenden und zugleich schmerzlichen Vorstellungen, wie ich war, empfand ich einen großen Widerwillen mich zu dem Thee einzufinden, den die Kammerfrau der Fürstin geben wollte, um meine Ankunft zu feiern; ich hätte mich lieber bis zu der Stunde, wo ich in den-Salon hinabgehen mußte, um die Fürstin zu erwarten, auf meine Stube zurückgezogen; aber ich dachte an die Ermahnung des Doctor Clément in Betreff der lichtscheuen Anschläge des Grafen Duriveau und dachte, diese Bedientenversammlung könnte mir vielleicht Gelegenheit geben, irgend etwas zu entdecken.

Uebrigens, wie es einem geht, wenn man mit dem Geiste auf den möglichen Eintritt einer drohenden und dabei doch



unbekannten Gefahr gerichtet ist, wo einem dann Alles Gegenstand des Mißtrauens wird, und man sich von den gewagtesten Vermuthungen leiten läßt — hatte ich mir, indem ich dem neuerlichen vertrauten Umgang der Fürstin mit der Madame Wilson nachsann, einen Umgang, der auf Frau von Montbar einen großen Einfluß auszuüben schien, die Frage vorgelegt, zu welchem Zwecke nur Madame Wilson so plötzlich Reginen, die bis dahin in einem einsamen Trübsinn vor sich hinlebte, in einen Wirbel von Festlichkeiten und Vergnügungen hineingerissen habe möge, wenn diese plötzliche Umwandlung ihrer Lebensart nicht den Racheplänen des Grafen Duriveau günstig war?

Und endlich — warum soll ich vor dem Geständniß gewisser Gedanken, die sich in den geheimsten Falten meines Herzens verbargen, zurückschrecken? — ich war, ich konnte mir nicht helfen, beinahe eifersüchtig auf Madame Wilson; ihre Rathsschläge waren es ohne Zweifel, die Reginen bewogen hatten, sich gegen ihren Kummer abzustumpfen, und in der unbeugsamen Selbstsucht meiner Liebe war es mir nicht recht, daß sie ihre Leiden so stolz ertrug. Ihre fieberhaftes Vergnügungssucht war jedenfalls erkünstelt; und es kam mir vor, und es betrübte mich, als wenn meine Ergebenheit gegen die Frau von Montbar für sie gleichgültiger werde, wenn sie in dem Rausche der Weltfreuden Zerstreuung fand. Ich hätte sie lieber traurig, niedergeschlagen gefunden, wie sie es früher gewesen war, damit ich sie eines Tages vielleicht aus diesem Trübsinn, dieser Verlassenheit erlösen und ihr die Liebe ihrer Angehörigen wieder erwerben könnte, welche sie schmerzlich entbehren mußte.

Solche Selbsttäuschung, solche Eifersüchtelei, solche Berechnung bei leidenschaftlicher Hingabe ist kindisch, bisweilen verächtlich — aber ach, es ist die Geschichte meines Herzens, die ich mir selber gegenwärtig mit strenger Aufrichtigkeit erzähle!

---

Noch ein anderer Grund veranlaßte mich, trotz meines Widerwillens, dem Thee der Mademoiselle Juliette beizuwohnen. Es ist sehr möglich, hatte der Doctor Clément ferner zu mir gesagt, daß der Graf Duriveau, zur Unterstützung seiner

Anschläge, unter den Leuten der Fürstin von Montbar einen zu seinen Geschöpfen zählt.

Ich wußte noch nicht, in welchem Grade diese Besorgnis gegründet sein mochte; da ich meine neuen Kameraden nur erst am Morgen beim Frühstück und am Abend beim Mittagsessen gesehen, bei welchen kurzen Mahlzeiten meine, des neuen Ankömmlings Anwesenheit die gewöhnliche Vertraulichkeit und Ungezwungenheit nothwendig hatte verbannen müssen, hatte ich nichts bemerken können.

Die Abendgesellschaft, die belebter und vertraulicher ausfallen mußte, konnte meinen Nachforschungen günstiger sein; übrigens schienen auf den ersten Anblick meine Dienstgenossen über allen Argwohn erhaben zu sein; Mademoiselle Juliette und ein anderes Kammermädchen der Fürstin, das der Wäsche vorstand, beide noch sehr jung, und die eine von ihnen, Juliette, auch sehr häßlich, erschienen mir als gutartige, unschädliche Geschöpfe. Der Kammerdiener des Fürsten, ein alter Diener, der ihn auf seinen Armen getragen, schien keinem Argwohn Raum zu geben, und der Haushofmeister; ein ernster, reinlicher Mann, schien ganz voll zu sein von der Wichtigkeit seiner Amtsgeschäfte. Was den Oberkoch anbetrifft — den Unterkoch und das Küchenmädchen erwähne ich nur um der Vollständigkeit willen — so müßte man ihn mit sehr vorurtheilsvollem Auge angesehen haben, um hinter seinem gutherzigen, bleichen, aufgedunsenen Gesicht einen lichtscheuen Intriguanten zu suchen.

Von Dienstleuten des Hauses nahmen nur die Genannten am Thee Theil; denn es war eine Art Scheidewand zwischen den Bedienten im Innern des Hauses und den Lakaien, Livrees und Stallbedienten, die der Herrschaft nicht so nahe standen.

Als ich in die Stube der Mademoiselle Juliette trat, waren meine Kameraden und die Mehrzahl der Eingeladenen schon versammelt.

In diesem Augenblick fielen mir die Aufschlüsse ein, an denen das Gespräch einiger Lakaien, die an der Freitreppe des Museums zusammenstanden, so reich gewesen war; ich konnte erwarten, an diesem Abend häusliche Geheimnisse von ganz anderer Wichtigkeit, als denen ich schon auf die Spur gekommen war, aussprechen zu hören, und daß sich mir das Leben vieler

hervorragenden Persönlichkeiten von diesem nahen Standpunkte  
aus auf ganz eigenthümliche Weise darstellen werde.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Der Thee.*

Ich wurde in der »Gesellschaft« der Mademoiselle Juliette sehr wohlwollend aufgenommen — diese stellte mich ihren Gästen mit den Worten vor:

»Herr Martin, unser neuer Kammerdiener.«

Dann wies Mademoiselle Juliette der Reihe nach aus die Personen, die sie mir mit Namen nannte.

»Mademoiselle Isabeau — bei Madame Wilson.«

»Ich habe heut Morgen schon das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft der Mademoiselle zu machen,« sagte ich mit einer Verbeugung.

»Madame Lambert — bei der Frau Marquisin d'Hervieux« — fuhr Mademoiselle Juliette fort, und wies aus eine junge Frau von sehr angenehmer Gesichtsbildung, die ihr bloßes Haar trug und geschmackvoll gekleidet war.

Ich erinnerte mich, daß beim Mittagsessen der Fürst seiner Gemahlin gesagt, er ginge mit dem Marquis d'Hervieux auf die Jagd. Herr von Hervieux war der Gemahl der reizenden jungen Frau, die ich auf der Museumstreppe den schamlosen Witzen der Bedienten gegenüber so traurig hatte am Pranger stehen sehen.

Mademoiselle Juliette schloß ihre weibliche Namenliste, indem sie lächelnd hinzusetzte:

»Mademoiselle Astarte — bei der Frau Justizministerin.«

Ich machte der Mademoiselle Astarte, deren Name so

anspruchsvoll war, meine Verbeugung; der Gesichtsausdruck dieses Mädchens kam mir ungezogen und spöttisch vor. Astarte war ungefähr sechsunddreißig Jahr alt. Sie mußte recht hübsch gewesen sein, ihr Haar war schön und sehr schwarz, ihre Zähne vortrefflich, ihr Wuchs vollkommen; die größte Dame hätte nicht geschmackvoller und einfacher gekleidet sein können. Sie trug auf ihrem glatt anliegenden Haar eine allerliebste Abendmütze von Tülle mit kleinen Büscheln Kirschenblüte, ihre Robe von schwarzem Sammet war sehr geschmackvoll, und ihr Fuß, der hoch war, und in einem Schuh von schwarzem Atlas stak, erinnerte mich an den der Fürstin.

»Wir erwarteten auch noch Madame Gabriele, die Haushälterin des Grafen Duriveau,« sagte Juliette zu mir, »aber ihr Herr ist ein so greuliger Despot, daß man bei ihm niemals weiß, woran man ist.«

Als ich diese Worte hörte, pries ich mich doppelt glücklich, an dieser Abendgesellschaft Theil nehmen zu können.

Das männliche Personal der Gesellschaft war weniger zahlreich; es bestand nur in zweien meiner Collegen. Mademoiselle Juliette stellte sie mir folgendergestalt vor:

»Herr Benard, vertrauter Bedienter des Herrn Lebouffi, des berühmten Deputierten — Herr Charles, genannt Leporello, Kammerdiener des Herrn Baron von St. Maurice, des Löwen der Löwen, genannt Don Juan.«

Das Aeußere, der Anzug, der Gesichtsausdruck dieser beiden Bedienten bot dieselben Gegensätze dar, welche zwischen ihren Herren stattfinden mochten. Der Vertraute des Herrn Lebouffi, des berühmten Deputierten, war ein großer Mann, in Schwarz gekleidet, ernst, gemessen, selbstzufrieden und mit wenigem, grauem Haar. Er erwiderte meine Verbeugung mit einem ganz parlamentarischen Dünkel.

Leporello — dieser Beiname bewies mir, daß die Dienerschaft hier nicht ganz ohne literarische Bildung sei — der übrigens weit entfernt war, dem feigen Bedienten des Don Juan zu gleichen, war ein junger hübscher Kerl mit unternehmendem, aufgewecktem Gesicht, gewandtem Auftreten, ritterlichen Sitten; er trug ganz geschmackvolle Kleider, die vermuthlich vorher seinem Herrn gehört, er schien mir bei diesen Damen »Hahn im

Korbe« zu sein und sich um Mademoiselle Astarte, die Königin des Abends, viel zu thun zu machen.

»Wir erwarteten jedoch noch den schönen Feodor,« sagte Mademoiselle Juliette nach dieser förmlichen Vorstellung, »aber es ist auf ihn so wenig zu zählen, wie auf Madame Gabriele, die Haushälterin des Grafen Duriveau.«

»Sein Gebieter,« sagte ich zu Julietten, indem ich einen Versuch machte, in den spöttischen Ton der Gesellschaft einzustimmen, »sein Gebieter ist also auch wohl ein solcher Despot, wie der Graf Duriveau?«

Meine Frage wurde mit allgemeinem Gelächter aufgenommen — da der Vertraute des Deputierten bemerkte, daß mich das ein wenig aus der Fassung brachte, kam er mir verbindlich zu Hilfe und sagte mit einsichtsvoller Miene:

»Da unser *ehrenwerther College* wahrscheinlich nicht weiß, wer die Herrschaft des schönen Feodor ist, so ist seine Frage ganz natürlich.«

»Das ist wahr, das ist wahr,« sagten mehre Stimmen.

»Mein Lieber,« sagte Leporello ganz ungeniert — »der schöne Feodor hat keinen Gebieter, sondern eine Gebieterin — welche über ihn gebietet. — Verstehen Sie?«

»O Leporello, Leporello,« riefen mehre Stimmen im vorwurfsvollen Tone, »was haben Sie für eine böse Zunge!«

»Das so gleich dem Herrn Martin zu sagen.«

»Sehen Sie, Sie machen ihn ganz verlegen.«

In der That hatte ich mit alberner Ideenassociation unwillkürlich an Regina gedacht — das Blut stieg mir in's Gesicht, und trotz meiner Bemühungen dem Leporello mit fester Stimme zu antworten, stotterte ich:

»In der That — ich — ich — verstehe nicht recht — «

»Die Sache ist diese, mein Theurer,« versetzte Leporello mit unverschämter Gravität — »der schöne Feodor ist in den Diensten der Frau Marquise Corbirelli, er mißt 5 Fuß 7 Zoll, er ist fünfundzwanzig Jahr alt, frisch, blühend wie eine Rose und hat prächtige Backenbärte, die so schwarz sind, wie das Haar der Mademoiselle Astarte da. Nun stellen Sie sich das Aeußere seiner alten fünfzigjährigen italienischen Marquise vor, die am Tage

Diamanten trägt, Schminke wie beim Carneval, eine braune Perrücke, bei der die durchschimmernde Haut treu nachgemacht ist — und Sie werden mich verstehen, mein Theurer, warum ich sage, daß die Gebieterin des schönen Feodor ihm *gebietet*. — So — wie, das nimmt Sie Wunder,«

»Allerdings, ja, das nimmt mich Wunder,« versetzte ich, und es gelang mir, meine Verlegenheit zu überwinden — »und ich denke, das muß Jedermann wunderbar erscheinen. Nicht wahr, meine Damen,« setzte ich hinzu, um die Unterhaltung auf einen allgemeinem Gegenstand zu leiten und die Aufmerksamkeit von mir selbst abzulenken.

»Wunderbar? — ach nein, gar nicht so wunderbar,« sagte Astarte. »Dergleichen ist vielleicht nicht so gewöhnlich, als daß die Herren uns Kammermädchen ihrer rechtmäßigen Gemahlinnen zu Geliebten haben, aber es kommt doch vor — und ohne weiter in's Einzelne einzugehen — als ich bei der Herzogin von Rüllecourt war, passierte die berühmte Geschichte der Baronesse von Surville mit dem großen Laforêt, dem Piqueur ihres Mannes — aber man muß freilich hinzusetzen, daß die Baronesse eine große Jagdliebhaberin war.

»Außerdem,« versetzte der alte Louis, der Kammerdiener des Fürsten von Montbar, »hab' ich mir von meinem Vater erzählen lassen, der im Hause Soubise erzogen war, daß unter dem alten Régime viele Damen sich von ihren Kammerdienern frisieren ließen, und dann haben die Kerle — na — genug — «

Unter dem alten Régime, das glaub' ich wohl,« sagte der vertraute Diener des Deputierten und blies die Backen auf, »da herrschte Sittenlosigkeit, das war die Zeit des jus primae noctis, des Ochsen Gartens und Hirsch — nein, des Hirschgartens und Ochsenauges.«

»Seht gut,« sagte Leporello lachend — »nun ist der alte Benard im Zuge — ganz wie sein Herr —«

»Da fällt mir ein « — sagte Benard, »Sie können nur, meine schöne Astarte, die Frau Ihres Ministers davon in Kenntniß setzen, morgen möge ihr Gemahl sich nur gefaßt mache —«

»Worauf?«

»Mein Herr hat heute in dem Toilettenzimmer der Madame vor

dem großen Spiegel länger als zwei Stunden perorirt und gestikuliert.«

»Die Harlekinade!« sagte Astarte.

»Eine wahre Komödie,« versetzte der Vertraute des Volksvertreters. »Um die Tribune darzustellen, hatte er die Badewanne der Madame auf den Kopf gestellt, und darauf stampfte er nun herum, focht vor dem Spiegel wie ein Narr mit den Armen, warf sich selbst wüthende Blicke zu, drohte sich mit der Faust und sah aus, als behandelte er sich selbst auf die schmählichste Weise.«

»Er-machte Probe?« — sagte Astarte — »er will morgen unsere Minister so behandeln?«

»Freilich!« versetzte Benard — »um so mehr, da er mit seiner Tribunenstimme sprach, wie er sich ausdrückt — er wiederholte zwanzig Mal — und es war zuletzt wirklich widerlich — ich hörte es im Vorzimmer: *Eine augenblickliche Eingebung führt mich auf die Tribune — Frankreich ist gegenwärtig — es soll mich hören.* — Besonders für die Worte: *augenblickliche Eingebung*, schien er den richtigen Ton gar nicht finden zu können — am Ende kriegte er es los —«

»Auf Ehre!« — sagte Leporello — »das möchte man sich Eintrittsgeld kosten lassen.«

»Und wenn er sagte: *Frankreich ist gegenwärtig* — so nahm er eine bedeutsame Stellung an und wies auf die Thür zur Garderobe der Madame« — setzte der Vertraute des Volksvertreters hinzu und nahm an der Heiterkeit Theil, die diese Erzählung hervorrief.

»Und dann zu sagen,« versetzte Astarte mit lautem Lachen, »daß Ihr Herr das Alles um Nichts thut — für die *Lächerlichkeit* thut er es — das ist Alles. — Es ist bei ihm nicht, wie bei so vielen Anderen; ich habe meinen Minister sagen hören, für tausend Thaler jährlich konnte man sehr gute kleine Deputierte bekommen, die obendrein gar nicht übel zu reden wüßten.«

»Und Deine Frau Ministerin,« fragte Juliette Astarten — »machst Du der noch immer das Leben sauer?«

»Ob ich's thue! — Sieh, gleich diesen Abend wollte sie erst um zehn Uhr ausfahren, um aus den Ball im Ministerium des Innern



zu gehen. Ja — pros't Mahlzeit! Ich, die ich um acht hier sein wollte, ich hab' ihr gesagt, ich müßte ausgehen, und deshalb sie sogleich nach Tische angezogen, daß es nur so flog. — Mich wundert, daß sie nicht geplatzt ist; denn sie frißt wie ein Oger. Und nun sitzt sie vor ihrer Stubenuhr, geputzt wie eine Docke, und wartet, bis es Zeit ist, auf den Ball zu gehen. Und was für ein Anzug — wie übereinandergepackt und geschichtet-! « —

»Sie haben also einen Talisman, Mademoiselle,« sagte ich zur Astarte, »Ihre Herrin auf diese Weise zu Ihrem Willen zu zwingen.«

»Ihr Talisman,« sagte Juliette lachend, »besteht darin, daß sie fünfzehn Jahre lang erstes Kammermädchen bei der Frau Herzogin von Rüllecourt, der gesuchtesten Schönheit unter der Restauration, gewesen ist, und nun ist Madame Poliveau, so heißt ihre Frau Ministerin, so stolz daraus, fühlt sich so geehrt, das erste Kammermädchen einer Herzogin in ihrem Dienst zu haben, daß Astarte im Hause thut, was sie will; denn man schätzt sich glücklich, ihrer nur habhaft geworden zu sein.«

»Jetzt verstehts ich's« — sagte ich zu Astarte.

»Das ist mein ganzes Geheimniß,« antwortete sie mir. »Aber wie spießbürgerlich es bei diesen Leuten zugeht, wie eingeschränkt, wie filzig! — Es ist eben nichts dabei zu machen. — Uebrigens ist's drollig genug, wenn eine der Colleginnen meiner Ministerin zu ihr kommt, ich will sagen Madame Galimard, die Handelsministerin, oder die Frau Ministerin des Innern, deren Großvater von mütterlicher Seite Thürhüter gewesen ist — so klingelt meine Herrin unter dem Vorwande, mir einen Auftrag zu geben, und dann sagt sie mit einem bedeutsamen Seitenblick auf mich halblaut zu ihren Colleginnen, das ist mein Kammermädchen — sie ist fünfzehn Jahre lang bei der berühmten Herzogin von Rüllecourt gewesen — und dann spreizt sich meine Ministerin wie ein Pfauhahn, und die Andern wollen vor Neid bersten.«

»Ja so geht's « — rief Leporello mit lautem Gelächter. »Ich kenne einen Narren von Herrn, der seinen Kutscher immer zuerst grüßt«, weil dieser Englisman bei dem berühmten Lord Chesterfield gedient hat.«

»Noch eine Komödie « — sagte Astarte, — »Vom Morgen bis zum Abend spricht meine Madame zu mir: Liebe Kleine — *sie*

*nimmt sich was heraus* — « sagte Astarte mit unglaublicher Unverschämtheit in parenthesi — »liebe Kleine, wie kleidete sich die Frau Herzogin? Wie frisierte sich die Frau Herzogin? Was für Weißzeug trug die Frau Herzogin? Was für Nachthauben trug die Frau Herzogin? --- Gott verzeih mir, ich glaube, eines Tages fragte sie mich gar, wie die Frau Herzogin —«

Ein allgemeines Gelächter unterbrach Astarten in ihren Aeußerungen komischer Virtuosität, sie fing wieder an:

»Und dann der Minister! Ganz dasselbe Lied, nach einer andern Melodie. Da dieser Spießbürger eben so eitel ist, wie aller guten Lebensart baar, so spricht er beständig zu mir: Meine Gute — geh zum Henker, Käsehöcker — meine Gute, wurde das bei dem Herrn Herzoge auch so gemacht? Meine Gute, wie kleidete sich der Herzog Abends? Meine Gute, wie wartete man bei dem Herrn Herzoge bei Tische auf?«

»Sie sagen nicht Alles, schöne Astarte,« sagte der Vertraute des Volksvertreters verbindlich. — »Ich schwöre darauf, Ihr Herr Minister hat auch eines Tages zu Ihnen gesagt: Meine Gute, machte der Herr Herzog Ihnen nicht auch den Hof?«

»Freilich!« — versetzte Astarte — »eines Tages wollte er schäkern und sagte zu mir: Meine Gute, ich bin überzeugt, daß der Herr Herzog Sie allerliebste gefunden und es Ihnen zu erkennen gegeben hat. Nein, mein Herr, antwortete ich dem dicken Kerl; denn um mir es zu erkennen zu geben, hätte der Herr Herzog damit angefangen, mir eine schöne Wohnung einzurichten, und mir einstweilen hunderttausend Francs zu geben. Da blieb der Herr Minister ganz still, sagte hm, hm, und machte sich davon. Es wäre aber doch spaßhaft gewesen, einen Justizminister zuzustutzen und ihm Manieren beizubringen — indessen er ist so häßlich und so schmutzig geizig, daß ich ihm gedroht habe, seiner Frau Alles wieder zu sagen, wenn er mir ferner zusetzte, und wenn er's nicht thäte, auch. Und nun kann ich — dank sei es meiner Tugend — im Hause machen, was ich will — ich vergebe Schreiber - und Gerichtsdienereinstellen, als wenn's dergleichen nur so vom Himmel regnete — kann ich einem der Herren damit dienen?«

»Meiner Treu — wer so vertrauter Diener ist, kann sich für vorkommende Fälle so einen Ausweg immer offen halten — «

sagte Leporello.

— »Ich hatte sogar eine Freundin, die bei einer Frau diente, deren Mann Unterchef in unserm Büreaux war — ich habe ihn mit greuliger Ungerechtigkeit zum Chef ernennen lassen. — So geht's.«

»Ich bitte um Deinen Schutz für den Bruder eines meiner Kameraden,« sagte das Kammermädchen der Marquise d'Hervieux — »ich will Dir ein andermal davon erzählen, Astarte.«

»Du brauchst nur zu fordern — ich brauche meinem Minister nur zu sagen — der Herr Herzog, welcher Kammerherr am Hofe Karls X. war, hätte einem aus seinem Hause niemals eine Gnade abgeschlagen. Ich sage Euch — es gibt keine ehrgeizigeren Menschen als diese Emporkömmlinge.«

»Und wenn ich daran denke,« versetzte unser Haushofmeister, »wir ein Vetter von mir, ein wackerer Bursche, seines Standes Kaufmannsdiener, der vor der Juliusrevolution in einer geheimen Gesellschaft war, wo man auf die Dolche *Haß den Königen, den Adligen und den Pfaffen* schwur, da hundert Mal Ihren Minister, der damals schlechthin Herr Poliveau hieß, wie besessen Haß den Königen, den Adligen und Pfaffen hat schwören und abermals schwören sehen!«

»Ja so — drum legt er sich jetzt vor jedem Schwarzrock fast platt auf die Erde — und gestern noch sagte er mir mit Augenverdrehung: Meine Gute, der Herr Herzog ging alle Sonntage in die Messe, nicht wahr? — Ja, mein Herr, er ging in die Messe, aber er vertheilte auch jährlich auf seinen Gütern fünfundzwanzigtausend Francs Almosen. — Da machte der filzige Spießbürger hm, hm und steckte seinen dicken Kopf zwischen seine runden Schultern, wie eine Schnecke sich in ihr Haus verkriecht.«



Diese Unterredung ward durch das Eintreffen unseres Koches unterbrochen. Diese wichtige Person trat gravitatisch in die Stube, wie ein Bürgermeister; ihm folgte sein Gehilfe, der auf einem Präsentierbrette fünf bis sechs Teller mit verschiedenen Kuchen trug, die warm aus dem Ofen kamen. Die Gesellschaft nahm diese Küchenaufmerksamkeit mit entschiedenem Beifall auf. Die Kuchen wurden zu dem sehr niedlichen Theeservice von englischem Porcellan auf den Tisch gestellt; der Unterkoch, der nicht hoffähig war, verließ das Zimmer und warf auf den Kuchen und die weiblichen Gäste der Mademoiselle Juliette einen begehrlischen Blick.

»Ich bitte um Verzeihung, meine Herren und meine Damen,« sagte der Koch, »daß ich in meiner Dienstkleidung erscheine,« und damit zeigte er auf seinen weißen Rock und seine baumwollene Nachtmütze; er wäre dieser alterthümlichen, classischen Mütze treu geblieben, sagte er, und verachtete die Filzmütze der Neuerer, der Romantiker.

»Sie werden also an dem Aufzuge eines Soldaten, der eben aus dem Feuer kommt, keinen Anstoß nehmen,« setzte er hinzu.

»Da steht Ihre beste Entschuldigung, Herr Oberkoch,« sagte Astarte anmuthig, und wies auf die kleinen Kuchen, die auf den Tellern zierlich aufgereiht waren.

»Ich hoffe auch,« erwiderte der Koch, »daß den Damen meine Entschuldigung eingänglich zu machen sein wird — ich kann sie Ihnen, ohne mich zu rühmen, empfehlen, diese Bergères à la crème piquées aux fraises — sind ein Entremets erster Qualität. Der Oberküchenmeister, unter dem ich die Ehre hatte beim wiener Congreß aufzuwarten, hatte sie zuerst auf der Tafel seiner Excellenz des Bevollmächtigten Frankreichs am Tage vor dem folgenreichen Mittagsessen —«

»Nun wohl, Oberkoch, dem Herrn Martin zu Gefallen, der die Geschichte noch nicht kennt,« sagte Juliette lachend, »wollen wir sie noch ein Mal anhören.«

»Was für eine Geschichte?« sagte Leporello.

»Nun, da sind ja schon zwei, die sie noch nicht kennen,« sagte Astarte lachend, »wohlan, Herr Oberkoch, packen Sie aus.«

»Ich bin meinerseits sehr begierig, die Geschichte zu hören,« sagte ich zu ihm.

»Wenn ich so oft auf diese Geschichte zurückkomme,« versetzte der Koch im Tone eines Mannes, dem es um die Sache im hohen Grade ernst ist, »so geschieht es lediglich, um immer und immer wieder Einsprache einzulegen gegen eine Erbärmlichkeit, eine Verrätherei, deren ein französischer Koch nicht fähig gewesen sein würde.«

»Wetter, das wird ernsthaft!« sagte Leporello.

»Unsere Ehre stand auf dem Spiel, mein Herr!« rief der umständliche Koch, der übrigens seine Leute sehr gut kannte. »Folgendes ist mit zwei Worten die Thaesache. Wir waren also in Wien; ich hatte die Ehre, unter den Befehlen des Oberküchenmeisters bei dem Bevollmächtigten von Frankreich aufzuwarten, die Herren Mitglieder des Congresses schmausten abwechselnd der Eine bei dem Andern, sie hatten die Gewogenheit, das ihr Mittagsessen in Frankreich, England, Rußland, u.s.w. zu nennen, und Sie können sich nun denken,

welcher Wetteifer unter den Herren Oberköchen entstand. Am Tage vor der Unterzeichnung des Tractats war ein Mittagsessen bei Seiner Excellenz, dem Fürsten von Metternich — das war also die wichtigste Sitzung, will sagen Speisung, auf dem ganzen Congreß, so wichtig, daß Seine Excellenz, des Fürst von Metternich den Küchenezettel mit eigener Hand zu verbessern und hinzuzusetzen geruht hatte: Behandeln Sie dieses Mittagsessen als ein Mittagsessen gekrönter Häupter. Ich habe das Original mit eigenen Augen gesehen und unter meinen Papieren eine Abschrift gehabt.«

»Das wird sehr interessant,« sagte ich zum Koch, »man sollte denken, es handelte sich um eine Staatsangelegenheit.«

»Es handelte sich um eine europäische Angelegenheit,« rief der diplomatische Koch, »und Sie sollen sehen, warum — es hatte bis dahin, wie ich erwähnt habe, unter den Herren Oberköchen der Herren Gesandten ein heftiger Wetteifer bestanden — aber ein Wetteifer, der mit ehrlichen Waffen stritt. Leider ging jetzt dieser noble Wetteifer zu Ende: am Tage dieses feierlichen Mittagsessen besticht ein Feigling, ein Lump, statt den Streit auf offenem Feld oder vielmehr Herd auszufechten, einen der Gehilfen des Herrn Oberkochs Seiner Excellenz, des Fürsten von Metternich — irgend ein greuliges Arzneimittel wird dem größten Theile der Gerichte dieses gekrönten Mittagsessens beigemischt, und — «

»O, o, ich riecht den Braten,« rief Leporello lachend.

»Der Nachtisch war noch nicht aufgetragen,« rief der Koch in edlem Zorne gegen ein so unwürdiges Verfahren, »so fühlten schon mehre der Herren Mitglieder des diplomatischen Corps heftige Beschwerden, mußten die Tafel verlassen — es folgte bei einigen ein leichtes Unwohlsein, die Unterzeichnung der Tractate wurde um mehre Tage aufgeschoben — und Gott kennt die Cabalen, die in diesen drei Tagen losgelassen wurden,« setzte der Koch im geheimnißvollen Tone eines Diplomaten hinzu.

»Die Fabel lehrt, daß das eine eigenthümliche Art war, den Gang der Unterhandlungen zu leiten,« sagte Leporello.

»Das Schlimmste,« setzte der Koch traurig hinzu, »war, daß der Urheber dieser Schändlichkeit niemals entdeckt worden ist, und daß der Argwohn abwechselnd auf England, Rußland, Frankreich fiel — Frankreich-! — o nimmermehr — ich protestiere — ich

protestiere immer wieder und biete Herrn Guizot Trotz, ob er besser protestieren kann — wenn ich Jemanden anklagen darf, so ist's Preußen; denn sein Oberkoch war ein erbärmlicher Küchenjunge, der kaum Kartoffeln schälen konnte — wahrhaftig, das ist der rechte Ausdruck — denken Sie sich, ein Minister, Mademoiselle Astarte.«

»Freilich — ein Ministeressen — wie kann das anders ausfallen,« versetzte Astarte.

»Mit Einer Ausnahme,« versetzte der Koch, »eine Gerechtigkeit muß sein. Seine Excellenz der Herr Graf M(ole) ist der einzige Minister gewesen, bei dem man, so lange er die Ehre hatte, die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten, jemals ein ausgezeichnetes Mittagsessen von fünfzig Couverts pünktlich und *warm* serviert bekommen hat, aber das erklärt sich leicht: der Herr Graf M. ist ein vornehmer Herr, der die guten alten Ueberlieferungen bewahrt hat. Uebrigens nach dem Ministeressen ist das Greulichste, was ich gesehen habe, der Familientisch eines ungeheuer reichen Amerikaners gewesen, zu dem ich mich auf ein Vierteljahr verirrt hatte. Schöpskeule mit Rüben, Rindfleisch mit Welschkohl, Kartoffelpudding — das war der tägliche Kuchenzettel — aber sechs Mal monatlich Mittagsessen — nein — Mittagsessen, die des Oberküchenmeisters würdig waren — obgleich man freilich am andern Tage die Ueberbleibsel an Restaurationen mittleren Ranges verkaufte — diese Extreme behagten mir nicht, und da bin ich ausgerissen. Uebrigens gibt es viel dergleichen Häuser,« setzte der Koch philosophisch hinzu, »Alles für den Schein, nichts für's Sein.«

»Das ist wie bei vielen von unseren Elegants,« versetzte Leporello. »Ich sage Elegants,« setzte er selbst gefällig hinzu; »denn nur die Notare oder Ministerweiber sagen noch *Löwen* — alle diese Kerle haben eine Rechnung von hundert Francs bei der Wäscherin und von zwei Tausend beim Schneider — ich sage das nicht von meinem Herrn; denn nach dem Herrn Marschall S. ist mein Herr Derjenige, der das feinste Weißzeug besitzt — übrigens, da wir gerade auf meinen Herrn kommen, so muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich ihm heut morgen alle Ernstes das Leben gerettet habe; denn wär ich nicht gewesen, so hatte er sich

morgen mit Herrn von Blinval auf Tod und Leben geschlagen, und er wäre dabei geblieben, so wahr Sie die schönsten Augen auf der Welt haben, Astarte.«

»Ach mein Gott — erzählen Sie uns das, Leporello,« sagte Juliette.

»Nun ja — aber es bleibt unter uns, wie immer?« sagte Leporello, ehe er seine Erzählung begann, lehnte sich breit gegen den Kamm, steckte die beiden Daumen in die Achsellöcher seiner glänzenden Weste und wiederholte: »ganz unter uns?«

»Gewiß,« antwortete Alles mit Einer Stimme.

»Mein Herr,« versetzte Leporello, »ist, wie Sie wissen, der Liebhaber der Damen von Beaupreau und von Blinval — aber meistens der von Blinval.«

»Was, auch der Madame von Beaupreau,« sagte das Kammermädchen der Marquise d'Hervieux, »das ist also neuer Zuwachs?«

»Vom 17. November Nachmittags. Ich war den Morgen ausgegangen, um in einer zweiten kleinen Wohnung, die mein Herr hat miethen müssen, weil seine Schuhgenossenschaft sich vermehrt, Feuer anzumachen — aber um wieder auf Herrn Blinval zu kommen, da mein Herr der Liebhaber seiner Frau ist, so ist er nothwendig der Freund meines Herrn.«

»Das ist nicht, wie bei uns,« sagte das Kammermädchen der Marquise d' Hervieux, der allerliebsten jungen, blonden Frau, die ich auf der Museumstreppe gesehen, »der Herr Marquis kann den Herrn von Bellerive nicht leiden.«

»Bei Deiner Herrschaft fällt mir ein,« sagte Juliette zu ihrer Kollegin, »wenn Leporello mit seiner Geschichte fertig ist, so erinnere mich daran, daß ich Dir etwas zu erzählen habe, was ihr angenehm sein wird.«

»Gut — fahren Sie fort, Leporello.«

»Heut Morgen hatt' ich also die Gemächer meines Herrn verlassen, um etwas im Stalle zu bestellen, der Bohner war oben geblieben. Da kommt Herr - Blinval, man macht ihm auf, und er tritt zu meinem Herrn hinein, ich komme zurück, der dumme Kerl von Bohner sagt mir nichts, und nach zehn Minuten kommt ein Ausläufer mit einem Briefe der Frau von Blinval. Es ist sehr eilig,



sagt er, ich muß sogleich Antwort haben. Ich versehe mich dessen durchaus nicht, daß Herr von Blinval da ist, trete mit dem Briefe in die Stube und sehe da den Schlingel ganz ruhig mit meinem Herrn eine Cigarre rauchen und lachen, als wollte er sich einen Buckel lachen.«

»Ach Gott!«

»Wie haben Sie sich da herausgezogen, Leporello,« riefen die Frauenzimmer voll Theilnahme.

»Hört, nicht übel,« warf Leporello eitel hin — »gar nicht übel. Mein Herr läßt mich mit dem Briefe auf dem Präsentirteller eintreten, streckt die Hand aus, um ihn zu ergreifen, und fragt: von wem kommt der Brief? Der Ehemann war so nahe dabei, daß er nothwendig die Handschrift erkennen mußte, die sehr kenntlich war — so lange Züge.«

»Aber machen Sie doch ein Ende, Leporello, Sie peinigen uns — ich vergehe vor Ungeduld,« sagte Juliette.

»Einen falschen Namen anzugeben half mir nichts — die verdammte Handschrift war immer da.«

»Aber machen Sie doch ein Ende, um Gottes willen!«

»Ich hielt also den Präsentirteller so, daß mein Herr, und also auch der Ehemann, den Brief nicht genau sehen konnte, und sagte meinem Herrn lachend: — den Brief kann ich dem Herrn Baron in Gegenwart des Herrn Vicomte nicht geben — Warum nicht? — sagte mein Herr ganz unschuldig --- Weil der Herr Vicomte die Handschrift des Briefes kennt — antwortete ich lächelnd. — Da sehe man diesen Schurken von Leporello — ein wahrer Frontin«, sagte der Ehemann mit lautem Lachen, während mein Herr, mit dem ich mich durch einen Blick verständigte, aufstand, den Brief nahm und ihn in die Tasche steckte, nachdem er ihn rasch durchlaufen.«

»Bravo, Leporello! « riefen alle mit Einer Stimme.

»Während mein Heer las, sagte der Ehemann, indem er in die Luft sah und sich am Feuer die Schenkel strich: — Hm — ich kenne die Handschrift? Von wem kann das sein? Plötzlich rief er: Ich wette, es ist ein Brief von Fisine — Fisine ist ein Opernmäuschen, eine kleine niedliche Person, die so ein Bisschen die Maitresse von allen diesen Herren ist. — Du bist ein

Schlaukopf, Blinval, man kann Dir nichts verbergen, antwortete mein Herr, dem der helle Angstschweiß auf der Stirn stand. — Nun wohl,« sagte Leporello, »räumt mir ein, daß, hätte ich nicht die Fassung, und ich darf wohl sagen, die Klugheit gehabt, so wäre da ein schönes Unglück begegnet; denn Herr von Blinval ist tapfer wie ein Löwe, und morgen wäre mein Herr todt gewesen — Alles, wenn der Ehemann den Brief gesehen hätte — und doch sagt man von uns, dieses Schurkenvolk von Bedienten.«.

»Das erinnert mich an einen bewunderungswürdigen Zug von Kaltblütigkeit auf Seiten des letzten Liebhabers der Herzogin von Rüllecourt,« sagte Astarte, »und Sie können Ihrem Herrn gelegentlich das Recept mittheilen, Leporello. Dieser Liebhaber empfängt von der Herzogin ganz vollkommen unter denselben Umständen einen Brief, nur mit dem Unterschiede, daß kein gewandter Leporello bei der Hand war. Der Dummkopf von Kammerdiener bringt also den Brief der Herzogin. — Sieh doch, « sagt der Herzog zum Liebhaber — ein Brief von meiner Frau? Sie steht also mit Dir in Briefwechsel? — Der Liebhaber antwortet nichts, liest den Brief ganz ruhig und antwortet alsdann dem Herzog: Hol' der Teufel Deine Frau! — Was? — Du kannst's wohl ausrichten. — Und der Liebhaber nimmt vom Kamin zwei Louisd'or, die er dem Ehemann gibt. — Wozu die beiden S Louisd'or? sagt dieser. — Nun, das ist so ein verdammter Bettelbrief, womit die wohlthätigen Damen einen heimsuchen, da hat denn Deine Frau mich auch zu finden gewußt. Und mit diesen Worten wirft der Liebhaber den Brief in's Feuer.«

»Bravo.«

»Das ist stark,« sagten mehre Stimmen.

---



## Zehntes Kapitel.

### *Der Thee. (Fortsetzung.)*

Je mehr ich in meine Stellung eingeweiht wurde, desto mehr mußte ich Leporello's Bemerkung beistimmen. In der That war der größte Theil der Gäste Juliettens im Besitz von Geheimnissen, die für die Ruhe und Ehre vieler Familien höchst bedenklich waren. Dieser Gedanke erhielt sogleich eine Rechtfertigung durch Madame Lambert, die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux.

»Leporello hat ganz Recht,« sagte sie, »gewöhnlich behandeln die Herrschaften uns schlecht, und doch läge es häufig in unserer Hand, ich weiß nicht wie viele Häuser in die Luft zu sprengen, Ehescheidungen, Processe, Duelle auf Leben und Tod herbeizuführen.«

»Das ist ganz richtig --« sagten mehre Stimmen.

»Ich meines Theils *kenne Jemanden*,« sagte Madame Lambert, »der einen der Matadore der Jetztzeit — und seine Frau dazu, die alle Tage die Kirche besucht und die große Dame spielt —; vor's Criminalgericht und, wenn ich nicht irre, auf die Galeere zu dringen vermöchte.«

»Ei was —« sagten mehre Stimmen verwundert.

»Und obendrein,« fuhr Madame Lambert fort — »die Familie, die noch geiziger ist, als heuchlerisch und mehr alt dreihunderttausend Livres Jahreseinkünfte hat, gänzlich zu Grunde zu richten.«

»Sage doch, wie?«

»Damit der Familie, von der ich spreche, die Erbschaft eines

unermeßlich reichen Oheims zufiele, mußte die Frau ein Kind haben. Da sie nun sah, daß sie nicht schwanger wurde, griff sie, im Einverständnis mit ihrem Manne, dazu, eine Schwangerschaft zu simulieren. Es war unvermeidlich, daß meine Herrin — denn — kurz, ich rede von mir — es war unvermeidlich, daß meine Herrin mich, ihre Kammerfrau, in's Vertrauen zog. Ich nahm es auf mich, eine schwangere Frau ausfindig zu machen, und brachte sie in einem einsam liegenden Hause unter. Die Geschichte ging auf dem Lande vor; meine Herrin gab Wehen vor, sobald die andere Frau der Niederkunft nahe war — und ich habe das Kind in Empfang genommen — einen hübschen Jungen, bei Gott! — Ich brachte ihn in einer Hutschachtel herbei, und als eine dumme Landhebamme, die absichtlich zu spät geholt worden war, kam, fand sie ein großes Wickelkind, das nach der Brust der Amme, die auch vorher besorgt war, schrie, als wenn's brennte.«

»Das ist durchtriebenes Volk!« sagte Leporello.

»Ja ——« sagte Madame Lambert — »und dessen ungeachtet bin ich *Moralitätshalber* entlassen worden, weil man den Kutscher in meiner Stube getroffen — das erbitterte mich, ich drohte meiner Herrschaft, ich sagte, ich könnte, wenn ich wollte, allerlei Dinge aufdecken — wissen Sie, was sie mir da geantwortet hat?«

»Nun?«

»Geben Sie uns an, meine Liebe — die Mitschuldigen erhalten dieselbe Strafe wie die vornehmlich Beteiligten.«

»Die Spitzbübin! « sagte Astarte.

»Und das Volk kommt nicht aus der Kirche!« versetzte Juliette.

»Sie hatte Recht ——« sagte Madame Lambert — »ich hätte sie in's Verderben geführt, aber mich dazu. Uebrigens mach' ich mich boshafter, als ich aussehe — ich hätte mich rächen können, ohne mich selbst zu verderben, wenn ich gewollt hätte. Aber da fällt mir wieder ein,« versetzte die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux, und wandte sich zu Juliette — »Du hattest mir gesagt, Du wüßtest etwas, was meiner Herrin Vergnügen machen würde.«

»Sie weiß es vielleicht schon — es ist dieses: der Fürst fährt heut Nacht nach Fontainebleau; er will da fünf bis sechs Tage mit dem Manne Deiner Herrin jagen.«

»Wie dieser Mensch heimlich ist!« rief Madame Lambert —

»davon war heut Abend bei uns noch nichts bekannt. Aber er macht es immer so. Wenn der Marquis fort geht, gönnt er uns die Freude nicht eher als den letzten Augenblick. Hm! ja, damit wird Madame freilich zufrieden sein. Während er fort ist, wird's alle Tage ungefähr so gehen: den Morgen nimmt sie ihr Bad, dann frühstückt sie, dann schnell ein kleiner Fiaker her — und weg bleibt sie bis zu sechs Stunden, wo sie wiederkommt, um zu essen — nach dem Essen schreibt sie einen acht Seiten langen Brief, den ich am andern Tag früh hinbringen muß — Herr von Surville beantwortet ihn in zwei Zeilen — und wenn der Brief geschrieben ist, kleidet sie sich an, um in Gesellschaft ihren »Schatz« wiederzusehen; die hübschesten, neuesten Anzüge sind für solche Abende bestellt.«

»Ich glaubte, sie hätten sich veruneinigt?« sagte Juliette.

»Ja, ein halbes Jahr lang war die arme Madame — sie ist so gut-! — nahe dabei, daran zu sterben, sie welkte hin, daß es ein Jammer war — aber jetzt ist sie wieder wunderhübsch geworden — ihr Liebhaber ist so ganz für sie!«

»Daran thut sie recht — so ein dummer Thor von einem Manne!«

»Und so unflätig! — « sagte Madame Lambert — wir andern sehen das — wahrhaftig, wenn die Welt wüßte, was wir wissen, sie entschuldigte drei Viertel von den Frauen, die Liebhaber haben.«

»Ich entschuldige sie alle — ich ganz besonders,« sagte Astarte — »bei solchen Herrschaften dient sich's am besten — das macht sie so sanft — um den Finger zu wickeln! — Und was gib't denn bei Euch Neues, Isabeau?«

»O, bei uns,« sagte das Kammermädchen der Madame Wilson — »wir sind heiter und guter Dinge — sagen dem guten Alten, dem Wilson, der die Nase nicht aus dem Comptoir heraus steckt, guten Morgen und gute Nacht — und sind verliebt in unsern Engel von Tochter — und damit Punktum.«

»Das ist seltsam«, sagte Astarte.

»Wahr ists-« sagte Leporello, »daß ich über Madame Wilson bei meinem Herrn nie habe sprechen hören, und Gott weiß, wie die andern Weltdamen da durchgezogen werden.«

»Sollen die Herren sie nicht durchziehen, da sie sie auszuziehen gewohnt sind?« sagte Astarte.

»Bravo! « rief Leporello.

»Und hier?« sagte Astarte und richtete einen fragenden Blick aus Regina's Kammermädchen.

Mich überfiel, während ich Juliettens Antwort erwartete, eine seltsame Beklemmung; diese sagte plötzlich:

»Nun, wo ist denn der alte Louis geblieben?«

Das war der alte Kammerdiener des Fürsten; Aller Augen blickten auf seinen Platz hin; der alte Diener hatte sich still fortgeschlichen.

»Er hat sich gewiß davon gemacht,« sagte Juliette, »als er merkte, daß das Gespräch auf den Scandal fiel, er kann das nicht leiden. Am Ende ist's ganz gut, seine Gegenwart ist immer etwas drückend, und man kann ihm auch nichts über unsern Herrn ablocken.«

Die Verschwiegenheit dieses Dieners, ohne Zweifel des einzigen, der von den nächtlichen Streifereien des Fürsten von Montbar unterrichtet war, setzte mich in Erstaunen; ich legte mir die Frage vor, mittels welcher wundergleichen Geschicklichkeit er doch vor der übrigen Dienerschaft diese Ausflüge seines Herrn, die sich, wie ich später erfuhr, ziemlich häufig wiederholten, habe verheimlichen können.

»Sie haben Recht, Juliette,« versetzte das Kammermädchen der Madame Wilson, »der alte Louis wäre uns im Wege gewesen. — Nun wohl, ich glaube, die Fürstin und meine Herrin sind zusammen auf allen Bällen und bei allen Festlichkeiten —«

»Nun eben, und seitdem nichts Neues?« sagte Astarte.

»Wahrhaftig nicht,« sagte Juliette — »Madame empfängt Vormittags die Blüthe der Elegants, wie Leporello zu sagen befiehlt; sie kleidet sich immer äußerst geschmackvoll, man schickt ihr anonym Bouquets zu, wie heut Abend, und sie zieht das bei dem Blumenhändler Bestellte vor. Das ist Alles, was ich weiß. Indessen, wenn die Kammerfrauen aus vielen Ursachen häufig von dem Ausgang der Dinge unterrichtet sind, so sind sie's doch nicht vom Anfang, das ist Sache der Kammerdiener. *Die* melden die Besuche an und können sich also die merken, die

länger oder kürzer sind, je nachdem Madame allein ist oder Leute bei sich hat, sie können außerdem das traurige oder fröhliche Gesicht der gewöhnlichen Besucher beim Hinausgehen bemerken, ob sie roth sind, oder ob sie bleich sind, und besonders, ob sie die Handschuhe, die sie doch beim Eintritt an hatten, beim Ausgange auch noch anhaben, das ist ein sehr wichtiger Punkt. Ich habe den alten Lapierre, der lange bei der berühmten Fürstin Romanof gewesen war, sagen hören, bei ihr waren beinahe immer beim fünften oder sechsten Alleinsein mit ihr die Handschuhe abgezogen worden.«

»Das ist eine ganz richtige Bemerkung,« sagte Astarte — »wie soll man eine Dame mit Handschuhen bei der Hand fassen?«

»Also,« setzte Juliette hinzu, »in Bezug auf das Neue, das hier vorgehen sollte, « müßte ich Sie auf Herrn Martin da verweisen, wär' er nicht erst seit heute Kammerdiener der Madame.«

»Wahrhaftig, Mademoiselle,« sagte ich zu Juliette, »die Dinge müßten mir in's Gesicht geschlagen werden, ich habe sehr wenig Beobachtungsgabe.«

»Ei was,« sagte Juliette lachend — »so was sieht man allenfalls wider Willen. Honorius, der Ihr Vorgänger war, Herr Martin, war gar nicht boshaft, und nichts desto weniger hatte er bemerkt, daß der Herr Capitain Just — der große, schöne, junge Mann, schon drei Mal zu einer Zeit gekommen war, wo Madame für gewöhnlich Niemand annimmt.«

»Ah ha! — Sehen Sie wohl,« sagte Astarte laut auflachend, »und Sie sagten uns, Juliette, es gäbe hier nichts Neues.«

»Ich bin der Meinung der Mademoiselle Juliette,« sagte ich zu Astarte — »vor kurzer Zeit hat der Herr Capitain Just seinen Vater verloren, der der Freund der Madame war, und sie sagte gerade heute beim Mittagessen zum Fürsten, der Capitain Just wäre noch so traurig, daß er sich davor fürchtete, bei ihr Leute anzutreffen — *darum* nimmt Madame also seine Besuche zu einer ungewöhnlichen Zeit an.«

»Das ist einerlei,« sagte Astarte lachend — »es gibt nichts Gefährlicheres als solche große, hübsche, melancholische Kerle; ich empfehle Ihnen diesen jungen Mann, Herr Martin, und wenn Sie mir einmal das Vergnügen machen, im Justizministerium eine

Tasse Thee zu trinken, so werden Sie auch Ihr bisschen Scandal zu erzählen haben — bis dahin mögen Sie zuhören — es geht der Reihe nach herum.«

»Und unsere Herrschaften bezahlen die Zeche,« sagte ich lachend zu Astarte, um das peinliche Gefühl zu verbergen, das diese boshaften Bemerkungen in mir hervorriefen.

»Uebrigens ist das,« versetzte Astarte, »wir Sie sehen, in allen Ehren. Unter uns sagen wir Alles, aber außer unserm Kreise bekommt Niemand etwas zu erfahren. Wir Alle, so viel wir unser hier sind, konnten gefährliche Bedienten sein, wie Herr Gavarni sagen würde. Nun, und ich bin überzeugt, daß Keiner unter uns es sich vorzuwerfen hat, von seiner Mitwissenschaft bei irgend einer Sache zum Nachtheil seiner Herrschaft Gebrauch gemacht zu haben.«

»Das ist wahr,« sagte der Vertraute des Volksvertreters. — »Und wenn man wollte?«

»Ha, ha, ha,« lachte Leporello, »Ihr Dickkopf vorn hat also auch Schwachheiten. — Sie könnten ihn wohl einem ganzen Haufen wüthender Ehemänner in die Hände liefern?« —

»Nein — Witzbold — wohl aber der Wuth seiner Wähler, die eben so gefährlich sind. Sehen Sie, heut Morgen melde ich bei dem Herrn den bedeutendsten seiner Wähler, den Leithammel der Heerde, an, wie mein Herr sagt — wenn er mit Madame spricht, nennt er ihn immer: den Hammel — also!, wie ich ihm sage, der Hammel sei da, antwortet mir mein Herr wüthend: Hole Sie der Teufel, habe ich Ihnen nicht gesagt, diese Leute sollten mich nur Ein Mal auf fünfe zu Hause treffen? Mein Gott, es ist nicht auszuhalten. Nun, da Sie einmal gesagt haben, ich sei da, so lassen Sie ihn hereinkommen. — Und als der Hammel nun einmal drin war, da hätten Sie das Händedrücken sehen und zuhören sollen. — Wie selten man Sie doch zu sehen bekommt, lieber Herr! warum kommen Sie denn gar nicht? u.s.w. u.s.w. — was Alles den Herrn nicht hinderte, sobald der Hammel den Rücken gekehrt hatte, zu mir zu sagen: Wenn es Ihnen begegnen sollte, diesen Herrn eher als nach vierzehn Tagen wieder zu mir zu lassen, so mögen Sie selbst sehen, wie Sie mit ihm fertig werden. — und das hat mir wirklich Angst gemacht — mit dem Hammel eingesperrt zu sein!«



»Prachtvoll — der Hammel —« rief Leporello laut auflachend. — »Prachtvoll! der Bezeichnung versprech' ich Unsterblichkeit. Das erinnert mich daran, daß ich vor einem Jahr eine kleine Wohnung zu den Stelldichein meines Herrn suchte; ich trete in ein prächtiges Haus — zu prächtig für den Zweck — das ist einerlei, ich rede mit dem Thürhüter. — Vor allen Dingen, sagte dieses Stubenthier zu mir, muß ich Ihnen sagen, daß der Hauseigenthümer daraus hält, daß sein Haus vollkommen reinlich gehalten werde. — Nun weiter? — Hat Ihr Herr Hunde? — Nein. — Kinder? — Er macht deren, aber er hat keine, zum Unterschiede von Denen, die dergleichen haben, aber keine machen. — *Ist er Deputierter?* — Auch nicht, aber was Teufel soll die Frage? — sagte ich zum Thürhüter. — Weil wir fünf Treppen hoch einen Deputierten gehabt haben, antwortete mir der Cerberus — und in zwei Monaten hatten uns seine Schurken von Limonsinischen Wählern mit ihren kothigen Schuhen die Treppe gänzlich verdorben,- es war ein Koth wie auf der Straße.«

Die Heiterkeit, welche Leporello's Erzählung hervorrief, ward durch den Eintritt der Madame Gabriele, der Haushälterin des Grafen Duriveau, unterbrochen.

Die Ankunft dieser Frau rief meine Besorgniß und meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade wach. Ihre unbedeutendsten Reden, selbst ihr Mienenspiel, waren für mich der Gegenstand eindringlicher Prüfung.

»Ah, guten Abend, meine Liebe, wie kommen Sie spät!« sagte Juliette zu ihm. »Die Kuchen sind ganz kalt geworden und der Thee auch.«

»Ich muß mich noch glücklich preisen, daß ich überhaupt habe kommen können,« antwortete diese ziemlich bejahrte, große, starke Frau mit männlichem Gesicht — »ich hatte es schon aufgegeben — der Herr ist ein gar zu arger Tyrann.«



»Das hab' ich den Damen schon gesagt,« versetzte Juliette — »aber durch welchen glücklichen Zufall sind Sie denn am Ende frei geworden?«

»Ja wohl Zufall — ein wahrer Zufall — stellen Sie sich vor — — seit einigen Tagen,« sagte die « Haushälterin des Grafen, »war der Herr in einer Bullenbeißerlaune, wie gewöhnlich; er hat außerdem eine Wuth, wie Sie wissen, es nicht erlauben zu wollen, daß irgend Jemand aus dem Hôtel geht, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen — blos um zu tyrannisieren.«

»Was für ein Mann,« sagte Astarte — »was für ein Mann!«

»Was das anbetrifft, Juliette,« sagte die Haushälterin des Grafen Duriveau — »da kann Ihre Herrin nur ich weiß nicht was für einem Heiligen eine dicke Kerze anzünden, daß sie meinen Herrn nicht geheirathet hat.« —

»Das mein' ich,« antwortete Juliette — »sie soll ihn nicht haben ausstehen können, und seitdem sie verheirathet ist, setzt er keinen Fuß in's Haus.«

»Und ist wüthend, davon bin ich überzeugt. Um also wieder auf meine Angelegenheit zu kommen, so bat ich ihn heut Morgen, am Abend ausgehen zu dürfen. Nein! antwortet er barsch — und mit einem Gesicht — mit einem Gesicht schwarz wie die Hölle. Sehr verbunden, sagte ich zu mir selber — und ging ganz still auf meine Stube — denn bei ihm heißt nein — nein. Heut Abend, nach dem Essen, wie er zu seinem Sohn ging, traf er mich aus der Treppe — er war gar nicht mehr derselbe Mensch — er strahlte vor Freude, ich hab ihn nur Einmal so fröhlich gesehen — am Tage nach dem Duell, bei dem er den armen Marquis von St. Hilaire in die Brust geschossen hatte, der nachher daran starb.«

»Ach ja, — ein Duell im Park des Marquis,« sagte Astarte. »Ich habe zu der Zeit davon reden hören. Herr Duriveau war damals der Liebhaber der Marquise.«

»Ganz recht,« sagte die Haushälterin, »das ging aus dem Landgute des Marquits vor. Dieser hatte sie ertappt, da schlugen sie sich, und der Herr, der auf sechzig Schritt eine Perle trifft, versetzte dem armen Marquis eins. — Also heut Abend hatte der Herr ganz dasselbe Jubelgesicht wie an jenem Tage — er zeigte eine — ja wahrhaftig eine satanische Freude. — Sie haben mich gebeten, ausgehen zu dürfen, und, ich hab's Ihnen abgeschlagen, liebe Madame Gabriele, sagte er zu mir. — Ja, Herr Graf. — Nun wohl,; gehen Sie aus, wenn Sie wollen, ich bin froh, ich will, daß Andere auch froh sind. — Und dann stieg - er die Treppe hinauf.«

»Was mochte ihn denn so froh machen?« — fragte Juliette.

»Die Frage legte ich mir auch vor,« sagte Madame Gabriele. — »Es muß ganz was Neues geben, ich muß herauskriegen, was das ist, sagte ich zu mir selbst — damit kann ich bei Juliette meine Zeche bezahlen. Ich laufe also, was ich kann, zum Kammerdiener des Herrn — wir stehen sehr gut zusammen, weil ich seine Familie, die nicht mit im Hôtel wohnt, mit Leinenzeug aus dem Hôtel versorge. — Nun sagen Sie 'mal, Balard, sag' ich zu ihm, was giebt's denn? Der Herr sah vorhin boshaft aus, wie der leibhaftige Satanas, und heut Abend ist er vergnügt, wie eine Katze, die die Maus in den Klauen hat? — Ich weiß nicht, antwortete Balard, er war bei Tische ganz närrisch vor Freude. — Aber worüber denn? — Ich weiß weniger als nichts davon, auf

Ehre! — Wie, Balard — wir sind ja gute Freunde. — Ich schwöre es Ihnen, Beste, Alles, was ich weiß, ist, daß im Augenblick, da der Herr zu Tische gehen wollte, ein Ausläufer einen Brief brachte von schlechtem Papier, schlecht geschrieben, und ich glaube gar mit gekäutem Brote gesiegelt. Ich gebe dem Herrn den Brief — er lies't ihn und ruft: Endlich! — so vergnügt, als hätten Alle, die er haßt, den Strick am Hals, und als brauchte er nur noch zuzuziehen — und nachdem er den Brief in's Feuer geworfen und zugesehen hatte, ob er auch verbrannte, fing er an im Zimmer herumzugehen oder vielmehr zu hüpfen, rieb sich Hände und Kinn und lachte — aber mit einem so seltsamen Lachen! — Und weiter wissen Sie nichts? sagte ich zu Balard. — Weiter weiß ich nichts, Madame Gabriele, ich schwöre es Ihnen bei dem letzten Dutzend ausgeschossener battistner Kissenüberzüge, die Sie meiner Frau gegeben haben, antwortete Balard — da muß't ich's schon glauben. — Und das ist das Allerneueste aus unserem Hause, was ich Ihnen vorsetzen kann. — Und nun geben Sie mir eine Tasse Thee mit etwas Rum, meine kleine Juliette — ich sterbe vor Durst.«

Seltsame Ahnung! — ich erschrak über Das, was die Haushälterin des Grafen Duriveau erzählte. Irgend ein Instinkt brachte mich darauf, daß die satanische Freude, wie Madame Gabriele selbst sie nannte, in dem Gelingen irgend eines schändlichen Anschlages ihren Grund haben müsse — daß er vielleicht die Vollführung seiner Rache gegen Regina gesichert glaubte. Dieser Brief, der den Grafen Duriveau vor Freude außer sich gesetzt hatte, dieser Brief, der auf gemeine Weise geschrieben und gesiegelt war, und den er daraus so sorgsam verbrannt hatte, er schien mir bedeutungsvoll. Zeugte er nicht von Verhältnissen, die den gewöhnlichen Verhältnissen des Herrn Duriveau durchaus unähnlich waren. Und wenn er auf eine niedrige Rache gegen Regina sann, mußte er dann nicht in lichtscheuen Regionen seine Helfershelfer suchen, wie der Doktor Clément gefürchtet hatte? Endlich hätte die Hoffnung aus ferne Rache, oder selbst die Gewißheit einer solchen, Herrn Duriveau nicht in so lebhaft Fröhlichkeit versetzt; ohne Zweifel glaubte er dem Ziele, das er seit so langer Zeit im Auge hatte, ganz nahe zu sein — aber wenn mein Vorgefühl mich nicht täuschte, welches

mochte dieses Ziel sein, wo und wie sollte diese Rache in Erfüllung gehen?

Die Fürstin geradezu zu warnen, auf ihrer Hut zu sein, war mir unmöglich — meine Stellung gegen Regina gebot die äußerste Zurückhaltung — ich setzte Alles aufs Spiel, wenn ich der Fürstin den außerordentlichen, ungewöhnlichen Antheil sehen ließ, den ich an Allem nahm, was sie anging. Dann mußte ihr Mißtrauen wach werden, und bei der geringsten Unvorsichtigkeit war ich aus dem Hause gejagt. Ich hätte ihr schreiben können, sie solle auf ihrer Hut sein — aber wovon? und welchen Glauben wurde sie einem anonymen Briefe geschenkt haben, da sie die lebhaften Besorgnisse des Doktor Clément nicht geachtet hatte und sich im Gegentheil, wie sie sagte, einen Spaß daraus machte, dem Hasse des Grafen Duriveau Trotz zu bieten. Hätte ich irgend eine positive, bestimmte Nachweisung geben können, so hätte ich zur Noth, und in diesem dringenden Falle, anonym an den Fürsten schreiben können, der ihr natürlicher Vertheidiger war — aber er war leider an demselben Abend nach Fontainebleau gereist.

Diese Gedanken setzten mich so in Schrecken, daß ich einen Augenblick meine Furcht für unbegründet hielt und dem Gespräch der Gäste der Mademoiselle Juliette aufmerksam zuzuhören fortfuhr, ohne den Muth fassen zu können, an demselben Theil zu nehmen, und dahinter zu kommen suchte, ob die Haushälterin des Grafen Duriveau auch nicht etwa von ihm abgeschickt wäre, und die Klagen dieser Frau über die Härte ihres Herrn also bloß eine Finte wären. Aber mit aller Anstrengung konnte ich über diesen Punkt nichts ermitteln. Die Gäste der Mademoiselle Juliette verließen das Hôtel gegen ein Uhr Morgens, ohne daß der schöne Feodor, der Geliebte der italienischen Marquise, sich eingefunden hätte.

Die Fürstin hatte mir befohlen, auf ihre Rückkunft zu warten. Ich war so eben in ihre Gemächer gegangen, um das Feuer im Wohnzimmer im Gang zu erhalten und die Wachlichter anzuzünden, als das Rollen eines Wagens aus dem Hofe mir die Rückkunft Regina's ankündigte. Als ich die Thür des Vorzimmers öffnete, ward ich von dem Ausdruck ihres Gesichts heftig ergriffen.

Ich hatte die Fürstin mit Madame Wilson lachend, mit

freudestrahlender Wange, glänzendem Auge, hochgetragener Stirn wegfahren sehen; sie kam finster, bleich nach Hause — Ermattung und Langeweile malten sich auf allen ihren Zügen.

Der Doktor Clément hatte also doch wohl recht? Diese Vergnügungssucht, welche die Fürstin in dergleichen Gesellschaften führte, war wirklich nur erheuchelt? Regina hatte sich also in Gegenwart der Madame Wilson und vor den Leuten, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, stark zeigen wollen. Und jetzt, bei ihrer Nachhausekunft, da es zwecklos gewesen sein würde, die Rolle noch länger fortzuspielen, sank sie zurück in ihre schmerzliche Niedergeschlagenheit. Oder hatte sie etwa die Rache des Grafen Duriveau schon erreicht?

Diese Gedanken gingen mir so rasch durch den Kopf, daß sie in der Zeit, die Regina brauchte, um ihr Wohnzimmer zu erreichen, schon alle vor mir vorübergegangen waren. Nachdem ich ihren Mantel über einen Stuhl geworfen, sagte sie zu mir:

»Vergessen Sie nicht, wie ich Ihnen anempfohlen, morgen früh um acht Uhr bei meinem Vater Nachfrage zu thun.«

»Ich werde es nicht vergessen, Frau Fürstin.«

Da Regina mir keinen weiteren Auftrag gab, entfernte — ich mich — sie rief mich zurück und sagte zu mir:

»Da Sie in der Zeit, da ich ausgehen will, vielleicht noch nicht wieder zurück sein werden, so bestellen Sie doch an der Thür, daß man mir um halb neun Uhr einen Fiaker vorfahren lassen soll.«

»Dann werden die Frau Fürstin zu der Frau Lallemand fahren?« sagte ich zu Regina.

« Sie stand vor dem Kamin, als ich diese Frage an sie that — sie wandte sich nach mir mit einer zugleich so befremdeten und so stolzen Miene um, daß ich die unschickliche Vertraulichkeit dieser Frage sogleich begriff; ich schlug die Augen ganz vernichtet nieder. Wahrscheinlich bemerkte die Fürstin meine Verlegenheit; denn sie setzte gütig hinzu:

»Vergessen Sie nicht, zu meinem Vater zu gehen — wenn Sie zurückkommen, so — besorgen Sie dieses Zimmer und meine Blumen, wie ich Ihnen heut Morgen gesagt hatte.«

Ich ging und ließ den Vorhang der Thür des Wohnzimmers

hinter mir niederfallen.

Unwillkürlich zögerte ich einen Augenblicks diese Zeit reichte aus, daß ich Regina in einen Sessel sinken und im Tone unaussprechlicher Ermattung, Langeweile und tiefen Schmerzes ausrufen hören konnte:

»Allein — Gott! — immer allein! — o was für ein Leben, was für ein Leben!«

Ganz erschrocken über diesen Blick in ihr Inneres, eilte ich rasch aus den Gemächern der Fürstin, machte die äußere Thür sorgfältig zu und ging auf meine Stube — und zwar — wie darf ich mir selbst gestehen? mit weniger bitteren Gedanken, als mit denen ich Regina im ganzen blinkenden Glanze ihres Schmucks und ihrer Schönheit hatte aus den Ball gehen sehen.

---



## Elftes Kapitel.

### *Entdeckung.*

Nach einer fast ganz schlaflosen Nacht, in der ich die Gefahr, die, wie mir eine Ahnung sagte, Reginen bedrohte, vergeblich zu ersinnen suchte, stand ich ohne weitere Hoffnung aus, als die ich in die Gunst des Zufalls und eine glückliche Eingebung sehen konnte. Ich begab mich zunächst zum Baron von Noirlieu, wo ich seit dem Auftrage, den ich für Robert von Mareuil ausgerichtet, nicht gewesen war; ich war aus dem Uebelstand gefaßt, daß Melchior, der Mulatte, mich wieder erkennen könnte. Doch traf dies nicht ein.

»Ich komme,« sagte ich zu dem Mulatten, »im Auftrage der Frau Fürstin von Montbar, in deren Dienste ich seit gestern bin, mich nach dem Befinden des Herrn Baron von Noirlieu zu erkundigen.«

»Der Herr Baron ist noch immer in demselben Zustande,« antwortete mir barsch der Mulatte, »sagen Sie das der Frau Fürstin.«

Melchior sah so abstoßend, so wenig mittheilsam aus, daß es mir schwierig schien, irgend ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen — gleichwohl versetzte ich:

»Ich werde der Frau Fürstin diese Antwort hinterbringen, sie wird gewiß betrübt darüber sein.«

»Möglich!« sagte der Mulatte barsch und wandte mir den Rücken, nachdem er mit der Hand nach der Wagenpforte gezeigt; denn das ging aus der Treppe der Vorhalle vor.



Ich war im Begriff mich zu entfernen, als ich den Baron aus dem Hintergrunde der Vorhalle hervortreten sah; er trug einen Schlafrock von Wollzeug und stützte sich auf einen Stock; er erschien mir noch niedergeschlagener, gebeugter, als da ich ihn ein Jahr vorher auf der Museumstreppe gesehen. Derselbe menschenfeindliche Ausdruck von tiefer Melancholie entstellte noch jetzt die Züge des Greises.

Da Melchior die schleppenden Schritte seines Herrn hörte, schien ihm irgend etwas in die Quere zu kommen. Obgleich er mir mit leiser Stimme befehlshaberisch wiederholte: »Gehen Sie, gehen Sie — « blieb ich doch und hörte den Baron, wie er mich erblickte, zu Melchior sagen:

»Melchior, wer ist der Mann?«

»Gehen Sie doch,« sagte der Mulatte noch einmal ganz leise zu mir.

Dann wandte er sich zu seinem Herrn und sagte zu diesem im Tone liebevollen Vorwurfs:

»Gehen Sie doch hinein, Herr Baron, es ist heute sehr kalt, kommen Sie, kommen Sie.«

Und er that einen Schritt, um den Baron hineinzuführen, der ihm mechanisch Folge leistete, als ich näher trat und mit lauter Stimme zu Herrn von Noirlieu sprach:

»Ich komme im Austrage der Frau Fürstin von Montbar, mich nach dem Befinden des Herrn Baron zu erkundigen.«

Regina's Vater fuhr zusammen. Sein Gesicht schien mir einen heftigen, inneren Kampf zu verrathen; dann kehrte der Greis um und sagte zu mir, während der Mulatte mir wüthende Blicke zuschoß, mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen suchte.

»Wie geht es meiner Tochter?«

»Die Frau Fürstin ist noch immer leidend, Herr Baron.«

»Leidend? Regina!« rief der Greis.

Dann sah er den Melchior befremdet und mißtrauisch an und setzte hinzu:

»Das hatte man mir nicht gesagt!«

Dann wandte er sich aufs Neue zu mir und fragte mich angelegentlich:

»Seit wann ist meine Tochter krank? Was fehlt ihr? Ist sie bettlägerig? Antworten Sie doch, antworten Sie.«

Melchior kam mir zuvor und sagte mit spöttischem Lächeln zu seinem Herrn:

»Ich kann dem Herrn Baron beruhigende Nachrichten geben — noch gestern ist die Frau Fürstin auf einem Ball gewesen — ihr Unwohlsein kann also glücklicherweise nur sehr leicht sein.«

»Ist die Frau von Montbar gestern auf einem Balle gewesen?« fragte mich der Greis.

»Ja, Herr Baron,« sagte ich zu ihm, »aber beim Nachhausekommen schien sie sehr niedergeschlagen, sehr erschöpft.«

»Erschöpft — vom Tanzen?« versetzte der Baron, und bittere Ironie trat auf seinem Gesichte an die Stelle des Ausdrucks von Theilnahme, welche sich auf ihm geäußert hatte, während er von seiner Tochter sprach. Der Mulatte bot seinem Herrn triumphierend den Arm, und Beide traten in's Haus zurück.

Ungeachtet dieses schlimmen Ausgangs bei meinem Zusammentreffen mit dem Vater Regina's, wünschte ich mir doch Glück dazu, entdeckt zu haben, daß der Baron, obgleich leider in der Meinung, daß Regina seine Tochter nicht sei, sich eine Anhänglichkeit an sie bewahrt hatte, welche in seinem Herzen oftmals gegen die Abneigung, welche er ihr zu zeigen suchte, in Kampf begriffen sein mußte; außerdem bemerkte ich, daß Melchior Reginen haßte und den Einfluß, den er auf den Baron auszuüben schien, dazu anwandte, ihn gegen seine Tochter aufzubringen.

Ich trat aus dem Hause des Herrn von Noirlieu, glücklich in dem Gedanken, daß vielleicht die Erzählung von dem kleinen Vorfall, der sich in meiner Gegenwart zugetragen, Reginen Freude machen könnte, indem sie ihr zeigte, daß der Baron sich noch nicht aller Liebe zu ihr habe entschlagen können.

In dieser fröhlichen Hoffnung hatte ich meine Befürchtungen in Betreff des Grafen Duriveau beinahe vergessen, als ein unvorhergesehener Zwischenfall, der scheinbar ganz unbedeutend war, meinen Argwohn zur schrecklichsten Gewißheit erhob.

Der Baron von Noirlieu wohnte in der Vorstadt du Roule; ich war über die Brücke Louis XV. und den Quai d'Orsay wieder in die Vorstadt St. Germain gekommen; ich war gerade in der Mitte der Beaunestraße, als ich Madame Gabriele, die Haushälterin des Grafen Duriveau, sehr rasch auf mich zuschreiten sah; dieser Letztere wohnte in der Universitätsstraße, das Hôtel Montbar lag in der Straße des heiligen Dominikus. Zuerst legte ich diesem meinem Zusammentreffen mit Madame Gabriele keinerlei Wichtigkeit bei; erst da ich dieser Frau, die ich am Tage vorher gesehen, gegenüber stand, konnte ich mich um so weniger entbrechen, sie anzureden, da sie mich erkannte und zu mir sagte:

»Ah, Herr Martin, schönen guten Morgen, ich hätte nicht gedacht, Sie sobald wiederzusehen, und besonders so früh am Morgen.«

»Freilich ist's kaum neun Uhr, Madame.«

»Das thut mir leid, ich soll, mag es biegen oder brechen, einen Fiaker schaffen, und zu dieser Jahreszeit finden sie sich sehr spät ein, und der Herr wartet ungeduldig wie ein Verdammter.«

»Wie, er, der so viel Pferde hat, fährt im Fiaker aus? Und Sie schickt er aus, einen zu holen, da er doch so viel Bediente hat?«

»Ich bin auch nicht allein auf diesen verfluchten Fiaker aus, der Haushofmeister und der Kammerdiener suchen auch einen. In unserem Viertel ist ein Fiaker zu dieser Tageszeit, und dazu nach der Sonntagsnacht, so rar wie ein weißer Rabe.«

»Wenn Ihr Herr so beeilt ist, warum läßt er denn nicht einen Wagen anspannen!«

»Es mag wohl seine Ursachen haben, lieber im Fiaker fahren zu wollen — es steckt was dahinter: Balard hat mir von einem Brief auf grobem Papier, ganz so wie der von gestern Abend, gesagt, Sie erinnern sich — «

»Sehr genau — das ist seltsam — der grobe Brief mit gekäutem Brot gesiegelt, über den Ihr Herr so froh war.«

»Nun ja — gerade so einer kam heut morgen um acht Uhr, wobei dem Ueberbringer anempfohlen war, den Herrn sogleich wecken zu lassen — da gab's einen Höllenlärm, und Befehl, auf der Stelle um jeden Preis einen Fiaker zu schaffen — ohne in

Anschlag zu bringen, daß Balard mir sagte, wie die gestrige Fröhlichkeit heut morgen in noch gesteigertem Grade fortdaure —«

Ein Gedanke, der mich schwindlig machte, fuhr mir durch den Kopf.

Meine Gemüthsbewegung war so bemerkbar, daß die Haushälterin zu mir sagte:

»Was ist Ihnen denn, Herr Martin?«

Diese Worte brachten mich wieder zu mir selber, ich antwortete der Frau, die mit wachsendem Erstaunen wiederholte:

»Aber, was haben Sie denn?«

»Mein Gott, Madame Gabriele, ich denke, statt Ihnen hier Zeitverlust zu machen, wollte ich Ihnen einen Gang abnehmen. Ich ging vorhin über den Quai Voltaire, da sah ich zwei bis drei Fiaker stehen — ich will hinlaufen und Ihnen einen vor die Thüre des Hôtel Duriveau schicken.«

»Ah, Herr Martin, Sie sind gar zu gütig — daß Sie sich damit beladen wollen.«

»Das ist ja eine Kleinigkeit,« sagte ich forteilend, »wir sind Nachbarn — in zehn Minuten sollen Sie den Fiaker vor der Thür haben.«

Ich rannte in der Richtung des Quai Voltaire fort, während Madame Gabriele mir aus der Ferne nachrief:

»Schönen Dank, Herr Martin.«

Der Gedanke, der mich fast schwindlig gemacht hatte, war dieser:

Reginen ist in der Straße du Marché Vieux ein furchtbarer Fallstrick gelegt; man hat die Mildthätigkeit der Fürstin benutzt, um sie in eine Schlinge zu locken; in diesem Hause, das in einem einsamen Viertel liegt, gibt es keinen Thürhüter und keine anderen Bewohner als die angebliche Lahme. Der eine der beiden Briefe, die der Graf Duriveau erhalten, hat ihm nothwendig angekündigt, daß Regina sich noch diesen Morgen in dieses Haus begeben wird; hier denkt er sie zu überfallen. Was kann nun zwischen ihr und diesem Menschen, dessen Charakter unbeugsam, dessen Wille eisern, und der fähig ist, seinem Hasse und seinen Leidenschaften Alles zum Opfer zu bringen, für ein

Auftritt entstehen! Ich schauderte bei dem Gedanken zusammen.

Wie ich von Schluß zu Schluß, die alle auf die unbestimmteste Wahrscheinlichkeit begründet waren, zu solcher Gewißheit gelangt war, davon kann ich mir noch jetzt nicht Rechenschaft ablegen; aber ich wußte, ich fühlte, daß ich mich nicht irrte.

Indem ich der Haushälterin des Grafen Duriveau einen Dienst anbot, hatte ich dabei eine doppelte Absicht: einerseits dem Grafen eine der Möglichkeiten, einen Wagen zu bekommen, zu verrennen, und damit ihn selbst zu benutzen; denn ich hatte in der That auf dem Herwege, aus dem Quai Voltaire einen Fiaker halten sehen.

Regina davon zu unterrichten, daß sie in eine Schlinge ginge, daran war nicht zu denken. Sie war ohne Zweifel schon auf der Fahrt nach der Straße du Marché Vieux begriffen, auch hätte ich mich damit verrathen; denn ich konnte keinen anderen Beleg für meinen Verdacht anführen, als mein Vorgefühl. Selbst in die Straße du Marché Vieux gehen, hieß mich der Gefahr aussetzen, die Fürstin dort anzutreffen, und dieser Schritt, dessen Beweggrund ich hätte erklären müssen, hätte auf immer meine Stellung zu Regina gefährdet; ich durfte durchaus nicht den Schein haben, ihr einen hervorstechenden Dienst zu leisten, der zu viel Aufmerksamkeit oder Erkenntlichkeit in Anspruch nähme; denn in einem solchen Falle wagt man es, sei es, weil man sich dadurch beengt fühlt, oder aus allgemeiner Achtung vor der Menschenwürde nicht, Dem, welchem man so viel verdankt, in seinem Dienste zu behalten.

Daraus erklärt sich meine Verlegenheit in Betreff der Auffindung eines Mittels, um der Fürstin zu Hilfe zu kommen, und unglücklicherweise war auch der Fürst, der natürliche Vertheidiger seiner Frau, nicht anwesend. An wen sollte ich mich also wenden?

Ein unwillkürliches Aufzucken von Eifersucht schien mir das Herz sprengen zu wollen — mir war der Capitain Just eingefallen!

Einem Andern — einem Andern, der jung, schön, tapfer und edel ist, Gelegenheit zu geben, das Weib zu erretten, das man mit rasender Leidenschaftlichkeit liebt — dazu gehörte mehr als Muth — ich hatte den Muth.

Unter diesen Gedanken war ich an den Fiakerstand auf dem Quai Voltaire angelangt, ich hatte mich nicht geirrt, ich sah dort zwei Wagen — und der Kutscher des einen war — unverhoffte Hilfe der Vorsehung! — der treffliche Mann, der mich einst vom Hungertode errettet, und der Regina nach der trügerischen Trauung wieder nach Hause gebracht hatte.

»Das wird mir ein glücklicher Tag, da ich Sie heut Morgen wiedersehe, wackerer Bursche,« sagte Hieronymus fröhlich zu mir und streckte mir die Hand hin, »das ist lange her.«

»Es handelt sich um Leben und Tod eines Frauenzimmers, das ich wie meine Mutter liebe,« unterbrach ich Hieronymus — und damit sprang ich in seinen Wagen — »ich habe jetzt keine Zeit, Ihnen auch nur ein Wort zu sagen. Haben Sie Papier und Bleifeder bei sich?«

»Da ist das Taschenbuch, in das ich meine Fahrten eintrage,« sagte Hieronymus und gab mir dasselbe. »Nun also, wohin?« fragte er.

»Straße St. Louis auf der Insel, an der Ecke des Quais — und gestreckter Galopp —«

»Mit Eisenbahngeschwindigkeit,« versetzte Hieronymus und saß auf seinem Bock, und seine Pferde, die zum Glück noch ganz — frisch waren, rannten davon wie der Blitz.

Während der Fahrt nahm ich ein Blatt aus dem Taschenbuch des Hieronymus und schrieb mit Bleifeder Folgendes darauf:

»Eine große Gefahr bedroht die Fürstin von Montbar; der Gras Duriveau hat sie in ein schändliches Netz gelockt. Ellen Sie, ohne eine Secunde Zeit zu verlieren, in die Straße du Marché Vieux Nr. 11. Steigen Sie drei Treppen hinauf, fragen Sie da nach Madame Lallemand, wenn man Ihnen nicht antwortet, so brechen Sie die Thür mit Gewalt auf, versehen Sie sich für den Nothfall mit Waffen. Die Fürstin muß in diesem Hause mit Gewalt festgehalten werden, es gibt da jedenfalls eine geheime Thür, die aus dem Zimmer der Madame Lallemand in andere führt. Ein Fiaker steht für Sie bereit, der Kutscher ist ein zuverlässiger Mann.

Ein unbekannter Freund.«

Der Fiaker hielt an der Ecke des Quais still, ich, stieg aus, gab Hieronymus das Briefchen, das ich geschrieben, und sagte zu

ihm:

»Fahren Sie vor Nr. 17 dieser Straße.«

»Gut.«

»Fragen Sie nach dem Capitain Just.«

»Ja.«

»Sagen Sie, man soll ihm augenblicklich das Briefchen geben.«

»Ja.«

»Es geht auf Leben und Tod.«

»Wetter!«

»Wenn der Capitain Sie fragt, wer Sie geschickt, so sagen Sie — so sagen Sie — ein alter Mann mit grauem Haar.«

»Sehr wohl.«

»Dann fahren Sie den Capitain in die Straße du Marché Vieux, dicht bei der Straße d' Enfer Nr. 11.«

»Das seh ich hier.«

»Kommen Sie wieder über den Quai?«

»Ja, das ist mein Weg.«

»Wenn Sie den Capitain mitbringen, so halten Sie nicht an, aber wundern Sie sich nicht, wenn ich hinten aufsteige.«

»Das soll verabredet sein.«

»Und dann Straße du Marché Vieux mit verhängtem Zügel.«

»Eisenbahngeschwindigkeit, ich habe Lolo und Lolotte — seien Sie ganz ruhig.«

Und Hieronymus wollte auf's Neue seine Pferde antreiben, dann besann er sich.

»Und wenn der Capitain nicht da ist?«

»Kommen Sie nur jedenfalls hier wieder vorbei, dann steig ich wieder ein.«

»Vorwärts,« rief Hieronymus, und er wandte im raschen Trabe um die Ecke.

Ich erwartete angstvoll seine Rückkunft. War der Capitain Just nicht zu Hause, so war ich entschlossen, in die Straße du Marché Vieux zu gehen und trotz der schlimmen Folgen, die meine Dazwischenkunft für meine Pläne haben mußte, handelnd einzugreifen.

Im Dunkel eines offenstehenden Thorwegs verborgen, — denn

ich fürchtete, der Capitain Just könnte mich bemerken und erkennen — horchte ich, ob nicht der Wagen zurückkäme.

Langsam schlug es auf Notre-Dame neun Uhr. Regina, die um halb neun Uhr abfahren wollte, mußte jetzt nahe bei der Straße du Marché Vieux sein. Hatte einer der Bedienten des Grafen Duriveau eher als die Haushälterin einen Fiaker ausfindig gemacht, so war der Graf auch aus dem Punkte in dem Hause einzutreffen, wo der schreckliche Knoten gelöst werden sollte.

Endlich kam das rasche Rollen eines Wagens meinem Versteck näher, ich steckte den Kopf vorsichtig vor — himmlisches Glück! — Der Capitain saß im Fiaker, seine Trauerkleider machten die Blässe seiner schonen Züge, aus denen eine heftige Gemüthsbewegung sprach, noch auffallender.

Als der Wagen, der den Capitain hinwegführte, bei der Thür, wo ich auf der Lauer stand, vorbei war, sprang ich hervor, um den Fiaker einzuholen. Da begegnete mir ein tragisch-komischer — Unfall — das Brett, auf das ich mich hinzustellen gedachte, war, wie das insgemein der Fall ist, mit einem eisernen Reisen, der mit spitzen Stacheln besetzt war, gesichert. Der Fiaker ging auf dem abhängigen Boden so überaus rasch, daß ich nicht hoffen durfte, ihm lange nachlaufen zu können, wenn ich mich auch mit beiden Händen an die Hinterfedern hielt. Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß: ich suchte meine alte Seiltänzergewandtheit und besonders den Bajonettensprung, den ich in meiner Kindheit oft ausgeführt hatte, hervor und schwang mich auf die Gefahr hin, auf die eisernen Spitzen zu fallen, hinauf. Glücklicherweise gelang es mir — beinahe nämlich; denn da ein Stoß des Wagens mich in dem Augenblick, als ich das Brett, nachdem ich den eisernen Reis übersprungen, erreichte, wieder in die Höhe schleuderte, so brachte mir eine der Spitzen eine tiefe Wunde am Beine bei. Und da ich keine Riemen fand, um mich daran zu halten, so klammerte ich mich, so gut es gehen wollte, an das Verdeck des Wagens, indem ich die Knie gegen den Kasten stemmte — wobei es mir vollkommen klar war, daß ich, wenn ich im Mindesten aus dem Gleichgewicht kam, rücklings auf die eisernen Spitzen fallen mußte.

Plötzlich hielt der Fiaker an; da dem Hieronymus ohne Zweifel die Gefahr oder die Unmöglichkeit, daß ich hinten aufstehen



könnte, einfiel, er kehrte sich auf dem Bocke um, und sein gutes, treuherziges Gesicht wandte sich besorgt nach mir.

Ich winkte ihm, weiter zu fahren, in demselben Augenblick hörte ich die Stimme des Capitain Just ihm zurufen:

»Was gibt's denn, Kutscher — vorwärts, um's Himmelswillen — vierzig Francs für die Fahrt, und gestreckter Galopp!«

»Vorwärts,« rief Hieronymus.

Aber während er seine Pferde antrieb, fand der wackere Mann ein Mittel, mir zu Hilfe zu kommen; er band an die Rücklehne seines Bocks eine Leine, die er in Reserve hatte, und warf mir das andere Ende zu, indem er rief:

»Halten Sie sich daran — so ist's nicht so gefährlich.«

Da das Rollen der Räder Hieronymus' Stimme übertönte, so hörte ihn der Capitain wahrscheinlich nicht, und ich hielt mich vermöge dieses erfindungsreichen Auskunftsmittels oben, ohne zu fallen. Uebrigens war mir eben dieses Auskunftsmittel um so erwünschter, da meine Wunde so heftig schmerzte, daß ich mich nicht auf das Bein stützen konnte; ich fühlte, wie mir unter den Kleidern das Blut herabrann.

Als ich sah, daß der Wagen der Straße du Marché Vieux nahe war, beschloß ich herabzusteigen, damit mich der Capitain Just nicht erkannte, ich berechnete also, wie hoch und wie weit ich zu springen hätte, kehrte mich um, setzte aufs Neue über die zackigen Reisen und kam glücklich auf die Füße. Der Wagen fuhr noch ein paar Schritte in derselben Richtung fort, dann bog er um die Ecke der Straße du Marché Vieux. Ich nahm ein Tuch und band es sehr fest um mein Bein, und das gewährte mir wenigstens für den Augenblick große Erleichterung.



Ich war im Begriff, in das Gäßchen einzutreten, als ich ein paar Schritte von der Ecke einen Fiaker stehen sah, dessen Pferde von Schaume triefen.

»Kutscher,« sagte ich zu dem Manne, »haben Sie nicht einen großen brünetten Herrn hergebracht, der in der Universitätsstraße eingestiegen.«

»Ja, Bursch, eine rasende Fahrt, meine Pferde können nicht mehr — aber zehn Francs Trinkgeld, das war schon der Mühe werth. Ich lasse meine Pferde nur ein wenig verschnaufen, ehe ich wegfare.«

»Sind Sie schon lange hier?«

»Höchstens eine Viertelstunde.«

»Haben Sie noch einen anderen Fiaker in die Straße fahren sehen?«

»Ach ja, es sind vielleicht zehn Minuten, eine blaue Citadine mit einem weißen Pferd. Aber der fuhr nicht so rasend — es war eine Dame drin.«

Es stand fest, der Graf Duriveau hatte vor Regina das menschenleere Haus erreicht.

Glücklicherweise folgte also der Capitain Just der Fürstin fast auf den Fersen.

Ich trat eilig in die Straße du Marché Vieux und sah Hieronymus vor der Thür von Nr. 11 halten.

»Sie sind verwundet, lieber Gott!« sagte er, da er mein verbundenes Bein erblickte.

»Und der Capitain?« sagte ich zu ihm.

»Er ist aus dem Wagen gesprungen, ohne nur zu warten, bis ich ihm den Tritt niedermachte.«

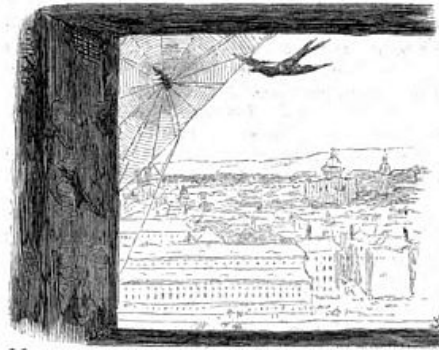
»Hat er Ihnen nicht gesagt, Sie sollten mitkommen?«

»Nein — aber die Sache scheint ernsthaft werden zu wollen, ich habe bemerkt, daß ihm ein Pistolenkolben aus der Tasche ragte.«

»Warten Sie hier, guter Hieronymus,« sagte ich und eilte in den Gang, »und über mich kein Wort an den Capitain.«

»Sein Sie ganz unbesorgt,« sagte Hieronymus und streichelte seine Pferde, »ich werde stumm sein, wie Lolo und Lolotte.«

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Die Straße du Marché Vieux.*

Rasch stieg ich die Treppe hinauf und kam auf den Vorplatz des dritten Stockwerkes an, wo die Frau Lallemand wohnte; ich fand die Thür des ersten Raumes offen und hörte, wie der Capitain Just mit lauter Stimme zu der vorgeblichen Kranken sagte:

»Ich sage Ihnen, die Fürstin von Montbar ist hier.«

»Ach, guter Herr,« sagte das Weib mit jammernder Stimme, »gewiß nicht.«

»Sie ist hier, Sie haben sie in eine Falle gelockt, Elende.«

»Mag der Himmel meine Tochter, die Sie da sehen, darum strafen, wenn ich verstehe, was Sie meinen, guter Herr!«

»Fügen Sie meiner armen Mutter kein Uebles zu, guter Herr,« sagte das kleine Mädchen und winselte mit dem Weib um die Wette.

»Wo ist die Fürstin? « sagte der Capitain mit furchtbarer Stimme und faßte, wie es schien, das eine Geschöpf an; denn sie rief erschreckt:

»Sie zerbrechen mir den Arm, Herr.«

»Mann, ach Mann!« rief das Mädchen.

»Ach Herr, Sie sehen ja, daß wir nur diese beiden ärmlichen Stuben haben,« sagte das Weib, »wo soll denn die Fürstin sein?«

Plötzlich traf ein fernes, dumpfes Geschrei mein Ohr, das nur leise hörbar war, als käme es aus einem Zimmer, das an das der angeblichen Kranken stieß — gewiß war dieses Zimmer, wie ich

vermuthete, mit dem andern durch eine Tapetenthür verbunden.

Es war Regina's Stimme — sie rief:

»Hilfe, Hilfe!«

Ich hörte ein heftiges Krachen, wie wenn eine Thür gewaltsam eingerannt wird — und sogleich hörte ich Regina's Stimme eben so hell, wie sie vorher dumpf zu hören gewesen war.

Auf dieses Geschrei folgte eine kurze Stille, dann das dumpfe Stampfen, das bei einem heftigen Ringkampfe stattfindet.

Dieser Geräusch näherte sich immer mehr, als wenn dieses Ringen bis in das Zimmer fortgesetzt würde, an dessen Thür ich horchte.

Trotz meiner brennenden Neugierde fürchtete ich doch bemerkt zu werden und wollte mich so eben entfernen, als ich in dem Raume, wo ich mich befand, eine kleine Treppe bemerkte, die wie aus eine Art niedrige Bodenkammer über dem anstoßenden Zimmer zu führen schien; ich eilte hinauf und kam auf einen Boden, der durch ein Dachfenster Licht bekam und bloß gediebt war; indem ich nun das Ohr an den Fußboden hielt, der zugleich die Decke der Stube bildete, in der die angebliche Kranke sich aufhielt, hörte ich das Geräusch der Balgerei noch fort dauern und dabei folgende Rufe:

»Mein Herr!« sagte der Graf Duriveau mit dumpfer, keuchender Stimme, »ein Ehrenmann schlägt den andern nicht.«

»Sie ein Ehrenmann?« antwortete der Capitain Just, der außer sich zu sein schien.

»Herr!« sagte der Graf Duriveau vor Wuth stammelnd, »Herr, das ist eine Straßenbalgerei.«

Das Geräusch währte etwa noch eine Secunde, dann hörte ich den Capitain Just zu Regina sagen:

»Verzeihen Sie, Madame, daß ich diesen Mann; in Ihrer Gegenwart gezüchtigt — ich war meiner, nicht mehr Herr. Jetzt Madame.«

»O!« stotterte der Graf Duriveau, den jetzt der Capitain Just losgelassen, »das soll ein Duell aus Leben und Tod geben — verstehen Sie — Tod.«

»Mein Gott, sie wird ohnmächtig!« rief der Capitain, »kommen Sie zu sich, Madame, kommen Sie zu sich!«

Und dann rief der Capitain, jedenfalls eben so aufgebracht, wie befremdet über die Frechheit des Herrn Duriveau, der sich nicht entfernte:

»Aber Sie sehen, daß Ihr Anblick ihr das Leben nimmt, Elender — soll ich Sie erst die Treppe hinabwerfen?«

»Ja ja, machen Sie sich nur mit der theuren Fürstin zu thun,« antwortete der Graf Duriveau mit höhnischer Wuth, »schnüren Sie sie doch auf, das ist eine schöne Gelegenheit.«

»Und nichts, nichts, keine Hilfe, sie wird ohnmächtig, das Weib und ihre Tochter sind entflohen,« sagte der Capitain, der ohne Zweifel Regina hielt, daß sie nicht hinfiel, »mein Gott, was soll ich machen?«

»Fünf Minuten später, so war ich gerächt,« sagte der Graf Duriveau mit unbeugsamer Frechheit, »nun, das ist wieder gut zu machen. Ich wäre eifersüchtig; auf Sie, theurer Paladin von Capitain — wenn ich Sie nicht auf der Stelle todtschösse — denn sogleich schlagen wir uns, verstehen Sie — auf Pistolen — ich schieße zuerst, das kommt mir zu — und treffe Sie in's Herz — ja, ich habe eine sichere Hand, der Marquis von St. Hilaire wird es Ihnen heut Abend erzählen — bei den Todten.«

»Gott sei gelobt, sie kommt wieder zu sich!« rief Just, »Madame, fürchten Sie nichts weiter — ich bin da — Muth, Muth, kommen Sie.«

»O,« sagte der Graf Duriveau mit unverschämtem Hohne — »o lassen Sie sich nicht etwa einfallen, theure Fürstin, zu sagen, Sie seien in eine Falle gelockt — das wird Ihnen Niemand glauben, ich habe meine Maßregeln genommen. Die Welt wird glauben und sagen, Sie seien freiwillig gekommen, und das sei nicht das erste Mal — und der Capitain sei nur durch die Wuth der Eifersucht hergeführt. Und er soll mich nicht Lügen strafen, ich schieße ihn sogleich todt — ich behalte doch die Oberhand, Theuerste. Bis es besser kommt, kann ich damit immer zufrieden sein.«

»Stützen Sie sich auf mich, Madame,« sagte der Capitain Just zu Regina, die sich jetzt erholt haben mußte.

Das Geräusch langsamer Schritte bewies mir, daß Regina, auf den Arm des Capitain Just gelehnt, das Zimmer verließ.

»Auf Wiedersehn, theure Fürstin,« sagte die freche Stimme des

Grafen Duriveau.

Dann setzte er im Tone innerlichsten Hasses-hinzu:

»In drei Stunden bin ich mit meinem Secundanten vor Ihrer Thür, Herr Just Clément, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen.«

Der Capitain antwortete auf diese letztere Herausforderung nichts, sondern führte die Fürstin von dannen.

Die Schritte dieser Beiden verhallten in der Ferne; ich hörte in dem Zimmer nur noch den Grasen Duriveau leidenschaftlich auf und abgehen.

Dann ließ er seiner Wuth, die er bis dahin bezwungen, freien Lauf und rief:

»In's Gesicht geschlagen, mit Füßen getreten in Gegenwart dieses stolzen Weibes O dieser Mensch — ich bring' ihn um — ich habe die ganze Hölle im Herzen! Wär' er nicht gewesen, ich wäre gerächt gewesen. Aus Stolz hätte die Fürstin nichts enthüllt, und mittels Einschüchterung hätte ich sie vielleicht auch noch andere Male hierher gebracht — o dieser Mensch, dieser Mensch — und nach drei Stunden!«

Der Graf Duriveau ging mit den Worten fort:

»Die Lallemand hat sich davon gemacht — daran hat sie wohl gethan — aber sie ist in meiner Hand. Ich will doch die Thür ein Bisschen zumachen, deren Schloß der dem Tode geweihte Capitain gesprengt hat.«

Als ich glaubte annehmen zu können, daß der Graf fort sei, stieg ich aus meinem Schlupfwinkel herab; ich wollte das Haus nicht verlassen, ohne den Ort des Kampfes in Augenschein zu nehmen.

Der früher versteckte Eingang in die beiden Zimmer, der neben demjenigen der vorgeblichen Kranken lag, stand offen. Diese Zimmer waren tapeziert und mit einem gewissen Aufwand ausgestattet, an der Unordnung, in welcher die Geräthe untereinander standen und lagen, ersah ich die Heftigkeit des Ringkampfes.

Wenn ich daran dachte, daß ich zum zweiten Male unbeachtet, wie ich war, Reginen einen äußerst wichtigen Dienst erwiesen, so empfand ich einen Augenblick eine wahre Seelenfreude — dann

aber, als mir die Gefahr einfiel, die den Capitain Just bedrohte — ich hielt ein Duell für unvermeidlich, und der Muth und die Waffengewandtheit des Grafen Duriveau waren bekannt — fiel mir mein Verfahren heftig auf die Seele, und es erschien mir als feig.

Und doch — an wen hätte ich mich, da der Fürst verreist war, wenden sollen? Wäre nur von der Gefahr die Rede gewesen, der der Capitain Just sich jetzt auszusetzen im Begriff war, so hätt' ich ihr mit Freuden Trotz geboten, aber ach, die Art meiner Stellung und meiner Dienstbeflissenheit selbst verboten mir jede glänzende, ritterliche That! Die Angst vor den traurigen Folgen dieses unseligen Duells, in dem der Sohn meines Wohlthäters der unterliegende Theil sein konnte, verbitterte mir also die einzige Freude, die mir vergönnt war.

---

Als ich aus dem Hause trat, sah ich Hieronymus' Fiaker nicht mehr, er hatte wahrscheinlich die Fürstin nach Hause gebracht. Meine Wunde, die ich während des aufregenden Austritts vergessen hatte, schmerzte mich sehr, und ich mußte eilig in's Hôtel Montbar zurückkehren, um meinen Dienst zu versehen, den ich völlig versäumt hatte, ich wollte mir von der Fürstin keine Vorwürfe zuziehen, und es würde mir schwer geworden sein, für meine Abwesenheit, die den ganzen Vormittag gedauert hatte, einen Grund anzugeben.

Nachdem ich eine Viertelstunde gegangen, traf ich, einen Fiaker und stieg ein; nachdem ich vorsichtigerweise an der Ecke unserer Straße ausgestiegen war, trat ich um Mittag in's Hôtel Montbar.

Vor Allem war ich darauf bedacht, auf mein Zimmer zu gehen, um meine blutbefleckten Kleider abzulegen. Ich traf Mademoiselle Juliette auf der Treppe, sobald sie mich gewahr wurde, rief sie:

»Ach mein Gott, Martin, woher kommen Sie denn so spät — seitdem Madame nach Hause gekommen ist, hat sie mehr als zehn Mal nach Ihnen gefragt — Sie hätten es mir sagen sollen, da hätte ich Ihre Vormittagsarbeiten übernommen. Bei ihrer Ankunft fand Madame nirgends Feuer — und dazu hat sie im Wagen eine Art Ohnmacht gehabt; denn bei ihrer Rückkunft war sie todtenbleich und zitterte, wie ein Espenblatt. Ich habe sie



aufgefordert, sich niederzulegen, das wollte sie nicht, und seitdem klingelt sie unaufhörlich, um zu fragen, ob Sie noch nicht wieder zu Hause sind.«

»Es thut mir äußerst leid, daß ich sie habe warten lassen, Mademoiselle Juliette,« sagte ich zu ihr, aber sehen Sie hier meinen Entschuldigungsgrund.«

»Ach mein Gott, Blut an Ihrem Beinkleid — und das Tuch um Ihr Bein!«

»Es ist so schlüpfrig — ich lief, da glitt ich aus auf einen Scherbenhaufen, die des Morgens an den Trottoirs liegen, und fiel auf eine zerbrochene Flasche.«

»Armer Bursche, es schmerzt wohl?«

»Jetzt nicht mehr besonders, aber zuerst hab' ich so viel zu leiden gehabt, daß ich durchaus nicht gehen konnte — doch hoff ich, es wird keine Folgen haben — jetzt geh' ich nur rasch hinauf, um mich umzukleiden, dann bin ich sogleich bei der Frau Fürstin.«

Zehn Minuten darauf war ich in dem Wartesaal, wo ich meinen gewöhnlichen Posten hatte; da hörte ich heftig klingeln.

Ich eilte in's Wohnzimmer der Fürstin und hob schüchtern den Thürvorhang auf.

Ich sah Regina schrecklich bleich, ihre Züge waren verstört — aber ihre Haltung fest.

»Zehn Mal klingele ich nach Ihnen,« sagte sie hart zu mir, »Sie hätten bis acht Uhr hier sein sollen — nun ist's halb ein Uhr — das ist doch arg — Sie treten Ihren Dienst bei mir auf eine seltsame Weise an.«

»Verzeihen mir die Frau Fürstin es für dieses Mal — Ich — «

»Hat man jemals eine solche Nachlässigkeit gehört? Ich hatte mich zu Ihrem Diensteifer eines Besseren versehen — und gerade jetzt, da ich Sie so nöthig gehabt hätte!«

Dann brach sie ab und sagte barsch zu mir:

»Genug — jetzt weiß ich, daß Sie da sind, ich werde klingeln, wenn ich Sie brauche.«

Ich ging fort, tief betrübt über die harte Behandlung von Seiten der Fürstin, — aber es ward mir leicht, sie deswegen zu entschuldigen; denn sie wußte ja die Ursache meiner

unerklärlichen Abwesenheit nicht.

Kaum waren zehn Minuten vergangen, so erscholl die Klingel der Fürstin aufs Neue.

Regina sah noch immer bleich aus, ihre Züge verriethen noch immer eine tiefe Angst, die sie mit Schmerzen bekämpfte, aber als sie jetzt zu mir sprach, war ihr Ton nicht mehr hart und barsch, sondern sanft und wohlwollend:

»Mademoiselle Juliette hat mir gesagt, Sie hätten sich schwer verwundet,« sagte sie zu mir, »und daß das die Ursache Ihres Ausbleibens sei. Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?«

»Madame — «

»Allerdings,« versetzte Regina gütig, »habe ich Sie dazu nicht kommen lassen. Haben Sie große Schmerzen?«

»Nur ein wenig Schmerz, Frau Fürstin.«

»Können Sie ein paar Besorgungen zu Wagen ausrichten, ohne daß dadurch Ihr Schmerz zu sehr gesteigert wird? «

»Gewiß, Frau Fürstin.«

Und da Regina, deren Beklommenheit sichtbar war, fortzureden zauderte, sagte ich zu ihr:

»Ich habe der Frau Fürstin noch nicht berichten können, daß ich heut morgen den Herrn Baron von Noirlieu gesehen habe.«

»Sie haben meinen Vater *gesehen*,« rief sie verwundert, »Sie haben ihn gesehen?«

»Ja, Frau Fürstin.«

Und ich erzählte ihr mein Zusammentreffen mit dem Baron und Melchior.

Obgleich Regina sich bemühte, die Rührung, welche sie fühlte, als sie erfuhr, mit welcher Theilnahme sich ihr Vater zuerst nach ihr erkundigt, zu verbergen, sah ich doch eine Thräne, gewiß eine Freudenthräne, in ihren Augen blinken; ihr Gesicht, das krampfhaft verzogen war, nahm auf einen Augenblick einen fröhlichen Ausdruck an; dann aber, als die Uhr Eins schlug, fuhr die Fürstin auf, ward finster und unruhig und rief aufgeregt:

»Mein Gott, schon eine Stunde.«

Sie dachte an's Duell des Capitain Just.

Dann sprach sie zu mir mit abgebrochener Stimme, nicht ohne

Verlegenheit, indem sie jedes ihrer eilig und kurz herausgestoßenen Worte betonte:

»Der Doktor Clément hat Sie in meinen Dienst gebracht — ich ehrte ihn wie einen Vater.«

Und das arme Weib strengte sich aufs Aeußerste an, ruhig zu erscheinen und die Aufregung, die sich unwillkürlich ihrer Stimme mittheilte, zu verbergen.

»Die Frau Fürstin wissen, in wie dankbarem Andenken der Doctor Clément bei mir steht,« sagte ich zu ihr.

»Und weil ich das weiß,« versetzte sie und benutzte begierig, was ich gesagt, »so bin ich im Voraus von dem Diensteifer — wie von der Verschwiegenheit überzeugt, die Sie bei einem Auftrage, der den Herrn Capitain Just angeht, an den Tag legen werden.«

Und trotz aller ihrer Bemühungen konnte Regina ihre schreckliche Angst und die Scham, die sie gewiß empfand, mir eine Lüge sagen zu müssen, nicht verbergen.

»Heut morgen,« versetzte sie, »hab' ich erfahren — ganz zufällig — bei einer Freundin, daß in Folge von — von ich weiß nicht was für einem Streit, der Herr Just Clement — im Begriff stehe; sich mit Jemandem zu schlagen.«

»Er — Frau Fürstin — o Gott!« rief ich, und suchte Ueberraschung und Furcht an den Tag zu legen.

»Dieses Duell, sagt man mir,« fuhr die Fürstin fort, »soll heute stattfinden. Herr Just Clément ist — ist der Sohn eines Mannes, der mir immer eine väterliche Zuneigung bewiesen hat — die Sache beunruhigt mich so sehr, daß ich wissen möchte — ob — ob an diesem Gerücht von dem Duell etwas Wahres ist.«

Regina that mir leid — ihre Kräfte gingen zu Ende, sie lehnte sich an die Marmoreinfassung ihres Kamins.

»Nichts ist leichter, Frau Fürstin,« sagte ich zu ihr. Ich gehe in die Wohnung des Herrn Capitain Just, er hat das Haus seines Vaters inne — dort finde ich Suzon, die den Herrn Just erzogen, von der werde ich gewiß etwas erfahren können.«

»Das mein' ich,« sagte die Fürstin lebhaft, »und wenn etwa — was ich nicht hoffe — dieses unselige Duell — heute stattfindet — jetzt gleich — «

Und, Regina's Lippen erzitterten krampfhaft.

»So kommen Sie nicht eher wieder —«

»Als bis ich der Frau Fürstin die Anzeige machen kann, daß Herr Just nicht verwundet worden, denn, Gott sei Dank, ich habe den seligen Herrn Doctor oft sagen hören, sein Sohn sei einer der besten Schützen in seinem Regiment.«

»Wirklich?« sagte Regina in seliger Hoffnung.

Aber dann setzte sie eilig hinzu:

»Aber schnell — die Zeit vergeht — nehmen Sie s einen Wagen, gehen Sie.«

---

Eine halbe Stunde, nachdem ich die Fürstin verlassen, war ich bei dem Capitain.

Ich habe später die vorläufigen Schritte in Betreff des beabsichtigten Duells erfahren, seltsame Schritte, die übrigens für die Thatkraft und die Kaltblütigkeit des Capitains und seine besonnene Sorge für Regina's Seelenruhe, so wie für seine Einsicht in den teuflischen Charakter des Grafen Duriveau ein glänzendes Zeugniß ablegten.

Folgendes war der Vorgang:

Ehe Just nach Hause zurückkehrte, war er zu zweien von seinen alten Kameraden von der polytechnischen Schule gegangen; es traf sich glücklicherweise, daß sie zu Hause waren, der eine war Artillerie- der andere Ingenieuroffizier. Nachdem er sich dieser beiden Sekundanten versichert — denn er hatte den Besuch des Grafen Duriveau zu erwarten — ging er zu einem andern Freunde, einem Advokaten und ausgezeichneten Gesetzeskenner; den fand er auch, und alle Drei nahm er mit sich nach Hause, nachdem er sie in Kenntniß gesetzt, wovon es sich handelte.

Um zwei Uhr hielt vor der Thür des Hauses, in dem der Doktor Clément gewohnt, ein Wagen still. Zwei Männer von sehr gebildetem Auftreten stiegen aus und fragten nach dem Herrn Capitain Clément.

Suzon führte sie hinein.

Die beiden Männer, die Sekundanten des Grafen Duriveau, fanden den Capitain Just in Gesellschaft der beiden Offiziere und

des Rechtsgelehrten, man begrüßte sich mit größter Höflichkeit, und einer der Zeugen des Grafen Duriveau sagte zum Capitain:

»Der Herr Graf Duriveau, mein Freund, ist von Ihnen, mein Herr, auf das Schwerste beleidigt worden, er verlangt dafür Genugthuung, als Beleidigter hat er die Waffen zu bestimmen und wählt das Pistol. Wir werden in Gemeinschaft mit diesen Herren da — die jedenfalls Ihre Sekundanten sind, die näheren Bestimmungen festsetzen.

»Mein Herr,« antwortete der Capitain, »haben Sie die Güte, aus eine einzige Frage zu antworten. Sind Sie von der Ursache der Herausforderung unterrichtet, mit welcher der Herr Graf Duriveau mich beehrt?«

»Vollständig, mein Herr. Der Herr Graf Duriveau hat uns gesagt, es handelte sich um ein unseliges Zusammentreffen in Folge der Nebenbuhlerschaft bei einer und derselben Person. Der Herr Graf Duriveau hat sogar die Zartheit gehabt, uns den Namen des Frauenzimmers, welches die mittelbare Ursache dieser traurigen Zwistigkeit gewesen, zu verschweigen, indem er es bis nach stattgefundenem Duell aufschob, sie uns zu nennen.«

»Da haben wir's — ich hab' es erwartet,« sagte der Capitain und wechselte mit seinen Freunden einen Blick.

Dann setzte er hinzu: «

»Meine Herren, der Herr Graf Duriveau ist vor meiner Thür, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr.«

»Möchten Sie die Verbindlichkeit haben, ihn zu bitten, sich hier herauf zu bemühen?«

»Aber, mein Herr, so eine Zusammenkunft —«

»Glauben Sie nicht, daß ich auf die Ehre Anspruch mache, mit dem Herrn Grafen Duriveau zu sprechen,« antwortete der Capitain.

»Und wer soll denn mit ihm reden, mein Herr?«

»Dieser Herr,« sagte der Capitain und wies auf den Rechtsgelehrten.

»Der Herr ist einer von Ihren Sekundanten.«

»Der Herr ist mein Freund.«

»In dem Falle sehe ich nicht, mein Herr,« sagte der Sekundant

des Grafen Duriveau sehr verwundert, »wozu da —«

»Mein Herr,« versetzte der Capitain Just, »ich erkläre hiermit, daß ich mich auf der Stelle zurückziehe und dem Herrn Grafen jede Genugthuung verweigert, wenn er nicht in die Unterredung mit diesem Herrn einwilligt.«

»Aber mein Herr — «

»Aber, mein Herr,« versetzte der Capitain Just mit Heftigkeit, »besprechen Sie sich wenigstens über die Bedingung, die ich stelle, mit dem Herrn Grafen.«

»Das ist billig, mein Herr,« sagten die Zeugen.

Und sie entfernten sich.

Fünf Minuten daraus erschienen sie wieder in Begleitung des Grafen Duriveau.

»Der Herr Graf willigt ein?« sagte der Capitain.

»Der Herr Graf willigt ein,« bejahte einer der Sekundanten.

»Meine Herren, haben Sie die Güte, hier einzutreten,« sagte der Capitain zu den Sekundanten des Grafen und den seinigen.

Der Graf Duriveau blieb mit dem Advokaten allein.

Der Advokat war ein kleiner Mann, der ruhig und spöttisch darein sah; er trug blaue Brillengläser und hielt unter dem Arm einen dicken Band mit buntgeädertem Schnitt; er winkte Herrn Duriveau sehr höflich sich zu setzen.

»Mit wem habe ich die Ehre zu reden, mein Heer?« fragte dieser.

»Mit dem Advokaten Dupont.«

»Advokaten Dupont,« sagte Herr Duriveau stolz und befremdet, »wozu ein Advokat?«

»Damit er thut, was seines Amtes ist, mein Herr.«

»Seines Amtes — wie — hier ist nicht Zeit zu schlechten Späßen —«

»Kennen der Herr den Paragraph 322 des Strafgesetzbuches?« sagte der Rechtsgelehrte.

»Wie, mein Herr?« rief der Graf Duriveau, und sah den Advokaten mit wachsendem Erstaunen an.

»Der Paragraph lautet wie folgt:

*Wer sich einen Anschlag auf die Schamhaftigkeit zu Schulden*

*kommen läßt, der mit Gewaltthätigkeiten verbunden ist, wird, sei derselbe ein gelungener oder, nur versuchter, mit Zuchthausstrafe belegt.«*

»Mein Herr!« rief der Graf Duriveau.

»Wissen der Herr, was Zuchthausstrafe bedeutet?« fuhr der Rechtsgelehrte fort.

»Aber —«

»Folgendes,« unterbrach der Advokat Herrn Duriveau.

*»Die Zuchthausstrafe besteht in enger Haft, wobei der Sträfling zu Zwangsarbeiten angehalten wird, deren Ertrag ihm zum Theil zu Gute kommt.«*

Dann sah er den Grafen, welcher blaß wurde, höhnisch an und setzte hinzu:

»Sie scheinen mir alle Erfordernisse zu besitzen, mein Herr, die zur Fabrikation von wollenen Fußdecken erforderlich sind, können aus diese Weise Ihre drei bis vierhunderttausend Livres Jahreseinkünfte sehr gut mit drei bis vier Sous täglichen Erwerbs in einem Zwangshause, sei es zu Melun, zu Poissy, oder sonst, vermehren.«

Der Graf Duriveau saß vernichtet da und wußte nicht ein Wort zu erwidern.

Der Rechtsgelehrte fuhr mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort:

»Sie haben der ehrenwerthesten aller Frauen eine schändliche Falle gelegt und einen gewaltsamen Angriff auf ihre Tugend gemacht.«

»Mein Herr,« rief der Graf außer sich vor Wuth, nehmen Sie sich in Acht.«

»St, nicht so laut — ganz ruhig — sonst sprech ich laut,« sagte der Advokat immer besonnen, »und sage Ihren Sekundanten, was Sie ihnen verschwiegen — nämlich Ihren schändlichen Anschlag, der es allein ist, der das Verfahren des Capitain Just bestimmt.«

Bei dieser Drohung des Advokaten blieb Herr Duriveau auf's Neue stumm und betreten.

Der Advokat fuhr fort:



»Das Verbrechen, dessen Sie sich schuldig gemacht, setzt Sie den eben genannten Strafen aus — ich werde mich sogleich daran machen, Alles, was zur Einleitung dieser widerlichen Untersuchung nothwendig ist, in Bereitschaft zu setzen — ich kann so im Nothfall die Sache dem Untersuchungsrichter ganz fertig übergeben.«

»Ein Verbrechen, ein Untersuchungsrichter? Gehen Sie mir doch, mein Herr, Sie halten mich für ein Kind,« sagte Herr Duriveau, der jetzt seine unverschämte Frechheit wieder gewann. »Sie wissen nicht, daß es auf diese Weise keinen Mann auf der großen Welt gibt, der nicht mehre Male in seinem Leben Anschläge, und gewaltsame dazu, auf die Schamhaftigkeit der Frauen gemacht hat, denen er den Hof macht. Lieber Gott, Herr Advokat, darum macht man ja den Frauen blos den Hof! Sind Sie im Palais de Justice so unschuldig?«

»Nun das ist — das ist allerliebste, wirklich allerliebste — vom Gesichtspunkt der Regentschaft aus — nur vom Gesichtspunkt des Strafgesetzbuchs aus ist's dummes Zeug. Der Fiskal nimmt keine Notiz — so drücken wir uns im Palais aus — von den Angriffen aus die Schamhaftigkeit, in Betreff deren die Frauen keine Klage einlegen, ganz im Gegentheil — aber er erläßt auf der Stelle einen Verhaftsbefehl — wieder ein Kunstausdruck, Herr Graf — gegen den Schändlichen der ein tugendhaftes Weib in eine Falle lockt, um an ihr trotz ihrer Thränen und ihres Hilferufs Gewalt zu üben. Wenn das Verbrechen bewiesen ist — und das Ihrige ist es nur allzusehr — so wird der Verbrecher zu einer infamirenden Strafe verurtheilt. — Das bringt Sie ein wenig aus



der Fassung? Von dem Gesichtspunkt aus haben Sie Ihr unwürdiges Betragen nicht angesehen? Das wundert mich wirklich — denn Sie waren sich doch so wohl bewußt, eine unerhörte Gemeinheit begangen zu haben, da Sie Ihren Sekundanten die Ursache Ihres Duells nicht zu sagen wagten. Das war klug angelegt; denn ich biete Ihnen Trotz, einen Ehrenmann ausfindig zu machen, der sich dazu hergibt, Ihr Sekundant zu sein, wenn er die ganze Wahrheit weiß.«

»Der Capitain Just will sich nicht schlagen und sucht nun Vorwände für seine Feigheit, nicht wahr?« sagte Herr Duriveau bitter.

»Der Herr Capitain Just müßte es nach meiner Ansicht ablehnen, seinen reinen Soldatendegen in das Blut eines Mannes zu tauchen, den er morgen vor das Kriminalgericht stellen kann. Aber der Herr Capitain Just will sich, aus besonderen Gründen, zu dem Duell herbeilassen, doch unter gewissen Bedingungen.«

»Her damit, mein Herr, und lassen Sie uns ein Ende machen —  
« sagte der Graf Duriveau vor Wuth mit den Zähnen knirschend —  
»was schlägt er vor?«

»Der Herr Capitain Just schlägt gar nichts vor, er gebietet —«

»So?«

»Gebietet, ohne Widerspruch zu dulden — und zwar Folgendes: Für's Erste fände er es sehr lächerlich, wenn er sich zu einem Zweikampf herbeiläßt, den er zurückweisen könnte, sich ohne Weiteres unausbleiblich von Ihnen todschießen zu lassen — denn Sie machen doch wahrscheinlich Anspruch darauf, zuerst zu schießen.«

»Das kommt mir zu, ich bestehe auf meinem Rechte.«

»Schweigen Sie mir doch von Ihrem Recht, die Leute zu morden, ohne sich selbst irgend einer Gefahr auszusetzen — Sie thun, als wenn Sie allein in der Welt wären. — Davon ist gar nicht die Rede — was stattfinden wird, ist Folgendes: Sie sind als vortrefflicher Fechter bekannt, so wie der Capitain den Degen auch sehr gut zu führen weiß — seine Freunde haben ihre Freude dran — so ist der Kampf gleich — Sie schlagen sich auf den Degen.«

»Nein — ich bestehe auf meinem Recht.«

»Sie weisen den Degen zurück?«

»Ja.«

»Gut,« sagte der Advokat und stand auf — »ich erkläre Ihren Sekundanten auf der Stelle die wahre Ursache des Duells — und noch heut Abend ist dem Staatsankläger die Kriminalklage eingereicht.«

»Meinetwegen denn der Degen,« rief Herr Duriveau erbittert aus und stand auf.

»Einen Augenblick, wir sind noch nicht fertig.«

»Wie — noch etwas?«

»Gewiß —« sagte der Advokat — »es wird Ihnen hiermit im Voraus angekündigt, daß, wenn Sie sich unterstehen, ein Wort, auch nur Ein Wort fallen zu lassen, das den Ruf eines Frauenzimmers, deren Namen über Ihre Lippen gehen zu lassen Ihnen somit von jetzt an verboten wird, im Geringsten gefährden könnte, die Kriminalklage auf der Stelle gehörigen Ortes eingereicht wird.«

»Mein Herr.«

»Wir ergreifen diese Vorsichtsmaßregel, um Sie daran zu hindern, die Verleumdungen auszubreiten, mit denen Sie gedroht haben — also merken Sie es sich wohl — diese greuliche Geschichte wird entweder in das tiefste Schweigen gehüllt — oder sie erlangt die äußerste Oeffentlichkeit. Der Capitain handelt, wohlverstanden, keineswegs, um Sie zu schonen, auf diese Art, sondern, um dem edelsten Weibe, das der Erdboden trägt, ein jedenfalls doch unangenehmes Aufsehen zu ersparen — das sie übrigens mit um so größerer Seelenruhe ertragen könnte, wenn Sie es durch Ihre Verleumdungen herbeiführen sollten, da der Ausgang sein würde, daß Sie zur Haft verdammt und mit entehrender Strafe belegt werden würden, während ihr verdoppelte Theilnahme und Achtung zu Theil werden würde.«

»Das ist hoffentlich Alles,« sagte der Graf Duriveau und sah sich in ohnmächtiger Wuth in die Unmöglichkeit versetzt, die Bosheit auszuführen, die er beabsichtigt hatte. »Ich habe den Degen angenommen — es wird spät.«

»Noch zwei Worte — Ende gut, Alles gut — « versetzte der Rechtsgelehrte — »Sie sprechen jetzt zu Ihren Zeugen, in

Gegenwart derer des Herrn Capitain Just, ungefähr so: Ich habe gesagt, meine Herren, das Duell habe zur Veranlassung eine Nebenbuhlerschaft in Liebessachen — das ist nicht ganz genau —«

»Zurücknehmen, was ich gesagt? — Nimmer!«

»Da sehe einer diesen gewissenhaften Menschen — « sagte der Advokat mit Achselzucken — »dann setzen Sie hinzu: ich gebe mein Ehrenwort, daß dieses Duell die Folge ist von — nun von einem politischen Zwiespalt, oder was Sie sonst wollen.«

»Falsches Ehrenwort,« rief Herr Duriveau, »ich soll mich dem aussetzen, als Ehrloser behandelt zu werden — sind Sie toll?«

»Zieren Sie sich doch nicht! «

»Herr Advokat!! —« rief Herr Duriveau wüthend.

»St — ruhig — oder ich rede mit Ihren Sekundanten — Sie verstehen mich — also, Sie geben Ihr Ehrenwort, daß die Veranlassung des Duells eine andere ist, als Nebenbuhlerschaft in der Liebe. Der Grund, weshalb wir darauf bestehen müssen, ist folgender: auf diese Weise hat der Capitain zur Garantie erstens Ihre Furcht vor einem Kriminalprozeß, zweitens Ihre Furcht, einer falschen Angabe des Ehrenwortes bezichtigt zu werden — was eintreten würde, wenn Sie, nachdem Sie vor Ehrenmännern Ihr Ehrenwort gegeben, daß das Duell mit Liebesangelegenheiten nichts zu thun habe, denn doch gegen die bewußte Dame irgend ein nachtheiliges Gerücht in Umlauf zu setzen versuchten.«

»Niemals — ich nehme nichts zurück.«

»Aldann, mein Herr,« sagte der Advokat und stand auf, »muß ich mit Ihren Sekundanten reden.«

»Meinetwegen, so find' ich andere —« rief der Gras Duriveau rasend vor Wuth — »ich ohrfeige den Capitain Just, dann muß er mir selbst zu Sekundanten verhelfen.«

»Darauf lassen Sie sich nur nicht ein,« sagte der Advokat höhnisch, »Sie haben heut Morgen gesehen, das der Capitain Just auch Armkraft besitzt. Wenn Sie die Hand gegen ihn aufheben, so würde er die Ehre haben, Sie zum zweiten Mal durchzuprügeln — noch vor dem Kriminalprozeß.«

»Ich willige in Alles ein,« rief der Graf auf's Aeüßerste gebracht, »wenn ich mich nur mit ihm schlagen kann.«

»Der Wunsch wird sogleich erfüllt werden — der Herr Capitain hat daran gedacht und in Betracht der Schwierigkeit, eine passende Stelle zu finden, um einander ungestört die Kehle abschneiden zu können, den Garten seines Hauses gewählt — Sie können ihn von hier sehen — sehen Sie — da, vor dem Fenster. Was die Waffen anbetrifft, so haben unsere Sekundanten dafür schon gesorgt.«

»Genug, mein Herr,« sagte der Graf und gewann seine Besonnenheit wieder, »ich nehme Alles an, ich verstehe mich zu Allem, vorausgesetzt, daß ich nur endlich einen Degen in die Hand bekomme und diesen Mann mir gegenüber sehe.«

---

Der Graf Duriveau widerrief, wie verabredet, seine Angabe in Betreff der Veranlassung des Duells und gab sein Ehrenwort, dieselbe habe mit Liebe nichts zu schaffen, es liege eine politische Meinungsverschiedenheit zu Grunde.

Der Kampf fand statt in dem Garten des Hauses, das der Doktor bewohnte.

Er war äußerst erbittert.

Der Graf Duriveau zeigte große Tapferkeit; obgleich er einen Hieb über den Kopf erhalten, wollte er doch fortfahren, und nachdem er dem Capitain Inst eine Wunde am Arm beigebracht, empfing er einen zweiten Hieb in die rechte Seite, der ihn kampfunfähig machte.

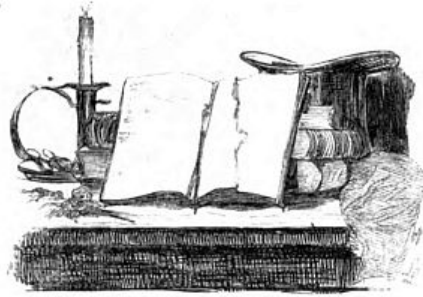
---

Eine halbe Stunde nach dem Ende des Duells konnte ich Reginen melden, der Capitain Just sei nur leicht verwundet.

Bis dahin hatte die arme Frau sich durch festen Willen aufrecht erhalten.

Aber jetzt versagten ihr ihre Füße den Dienst — ich hatte nur eben Zeit, Mademoiselle Juliette herbeizurufen; diese ließ ich bei der Fürstin.

---



## Dreizehntes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch.*

Ich finde unter meinen Papieren Stücke eines Tagebuchs, an dem ich, nachdem ich einige Zeit im Hôtel Montbar gewesen, dann und wann geschrieben hatte.

Diese Blätter, die ich ohne Plan von Tag zu Tag ausgesetzt, geben doch über meine tiefsten Seelenschmerzen in der seltsamen Stellung, die ich eingenommen hatte, aufrichtige Rechenschaft.

Das Tagebuch, das auf wenig Seiten die hervorragendsten Ereignisse meines ersten Dienstjahres bei Regina umfaßt, reicht auf diese Weise bis zu dem Eintritt gewisser bedeutender häuslicher Veränderungen in der Familie des Fürsten Montbar, welche zugleich die wichtigsten Epochen in meinem Leben bilden und sich etwa vierzehn Monate nach meiner Aufnahme in den Dienst der Fürstin zutragen.

Jetzt hab' ich diese Blätter mit der Ruhe des kalten Beobachters wieder überlesen; mehre von ihnen tragen den Stempel einer Leidenschaft, die glühend sinnlich ist und lichtscheu, wie es eine geheimgehaltene und strafbare Leidenschaft ist. Ich möchte jetzt aus dieser wiederholten Lesung meiner eigenen Aufzeichnungen eine gewichtige Lehre ziehen: daß es für eine tugendhafte junge Frau nichts Unklügeres, Gewagteres geben kann, *als sich in ihrem Hause und in ihren eigensten persönlichen Angelegenheiten männlicher Bedienung anzuvertrauen.*

Wo dies geschieht, findet auf Seiten der Frauen ein blindes Vertrauen auf ihre eigene Tugend statt, oder auch eine ebenso unbesonnene Verachtung der Männer, die doch als Männer niemals ohne Leidenschaften, Naturtriebe und Wünsche sind, und die auch auf diese Weise in ein vertrauliches Verhältniß treten, das für sie selbst höchst gefährlich ist.

Es liegt der ganzen herrschenden Sitte eine unbestimmte Reminiscenz in dem Grundsatz der römischen Damen zu Grunde:

Ein Sklave ist kein Mann.

Das ist nicht wahr.

Ein Mann bleibt immer ein Mann, und je weniger Erziehung man bei ihm annimmt, desto mehr wird bei solchen Beziehungen der Eindruck, den er empfängt, roh, sinnlich und lüstern sein.

Das Weib muß sich bei dem feinen, leicht verletzlichen Schamgefühl, das bei ihm stattfinden soll, in dieser Beziehung noch weit mehr vor Gedanken, als vor Handlungen fürchten; ihre weibliche Würde ist ihr eine Schutzwehr gegen jeden thätlichen Angriff auf ihre Tugend — aber diese kann die sinnlichen Gelüste nicht verhindern, welche die Herrin unbewußt durch unzählige und unwillkürliche und unvorhergesehene kleine Vorgänge *selbst* und zwar *ganz unmittelbar* bei der männlichen Bedienung hervorruft und anreizt.

Und je reiner eine Frau ist, je mehr sie auf ihre Würde hält, je mehr sie von dem Bewußtsein der ungeheuren Kluft, der *Unmöglichkeit*, die sie von ihrem Kammerdiener scheidet, durchdrungen ist, um so weniger wird sie gegen ein gewisses Sichgehenlassen im Betragen auf ihrer Hut sein, vor dem sie doch zurückschrecken würde, wenn es sich darum handelte, daß es einem Mann aus der guten Gesellschaft gegenüber stattfinden sollte. —

Die Bruchstücke meines Tagebuchs sind folgende:

Den 17. Februar 18..

Es sind jetzt vier Wochen, seitdem der Capitain Just die schwere Wunde empfangen — er hat noch nicht wieder ausgehen können. Ich bin wie gewöhnlich da gewesen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Was für ein Blick voll unwillkürlicher Erkenntlichkeit ward mir

von Regina zu Theil, als ich am Tage nach dem Duell zu ihr sagte:

»Wollen die Frau Fürstin mir eine Gnade gewähren?«

»Reden Sie, Martin.«

»Die Frau Fürstin wissen, was ich dem Herrn Doctor Clément schuldig bin, ich bin dem Herrn Capitain Just ehrfurchtsvoll zugethan, und obwohl seine Wunde, wie ich hörte, weit davon entfernt ist, sein Leben in Gefahr zu setzen, so würde es mir doch immer Sorge machen — wenn ich nicht fast jeden Tag erführe, wie er sich befinde. Ich möchte also die Frau Fürstin um die Erlaubniß bitten, mich jeden Morgen darnach erkundigen zu dürfen. Mein Dienst soll dabei nicht leiden — ich werde vor Sonnenaufgang hingehen.«

»Diese Regung von Dankbarkeit ist allzu lobenswerth, als daß ich ihr nicht entgegenkommen sollte,« antwortete die Fürstin, die kaum ihre Freude verbergen konnte. »Ich finde es sehr angemessen, daß Sie sich jeden Tag nach dem Befinden des Sohnes Ihres Wohlthäters erkundigen.«

Das arme Weib! — Wie hat meine Bitte sie glücklich machen müssen, wenn sie ihn schon liebt!

Nie hätte sie es gewagt, mir den Befehl zu geben, jeden Morgen zu ihm zu gehen.

Das ist noch nicht Alles — ich habe Reginen auch die Verlegenheit zu ersparen gesucht, zu mir zu sagen: »Nun, wie geht's ihm?«

Ich erzähle ihr jeden Morgen, wie er sich befindet, ohne daß sie mich fragt.

Als der Fürst von der Jagd zurückgekehrt war, erkundigte er sich, obgleich er, wohlverstanden, die Veranlassung des Duells nicht kannte, in *Person* nach dem Befinden des Capitains Just und ließ nicht leicht vier bis fünf Tage hingehen, ohne daß er sich dort hätte einschreiben lassen.

---

Den 8. Februar 18..

O, wie ist Regina von meiner zarten Zuvorkommenheit zart gerührt worden! Wie edel hat sie mich belohnt, als sie merkte, wie viel Dienstreue, Ergebenheit und Einsicht ich mir's kosten ließe,

in Betreff des Capitain Just ihrer Zurückhaltung, ihrem Stolze auch die mindeste Verlegenheit zu ersparen!

Heut Morgen brachte ich ihr mein Auslagenbuch; die Rechnung für die Blumen belief sich auf hundertfünfundzwanzig Franken. Meine Herrin gab mir vier Doppellouisd'or und sagte zu mir:

»*Der Ueberschuß ist für Sie, Martin.*«

Ja, ja — mit Geld ist's abgemacht — —

---

Den 9. Februar 18..

Meine gestrige schmerzliche Bitterkeit war albern, und noch ungerechter als albern.

Was bin ich denn in Regina's Augen? Ein treuer, eifriger Diener, immerhin, aber doch immer ein Lohndiener, ein Mann, der sich für Geld vermiethet.

Ist es nicht mein einziges Absehen gewesen, in ihren Augen niemals mehr zu scheinen und zu sein? Mit welchem Rechte fühle ich mich also verletzt, wenn meine Herrin mir ihre Dankbarkeit auf eine in Betracht unseres Verhältnisses durchaus angemessene und großmüthige Weise an den Tag gelegt? Weiß sie, kann sie auch nur wissen, welche innige Anhänglichkeit meinem ganzen Betragen gegen sie zu Grunde liegt? Habe ich nicht immer zu mir selber gesagt: sobald Regina die Gefühle ahnt, die mich an sie fesseln, so werde ich selbigen Tages mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt. — —

Als ich heut Morgen von dem Capitain Just nach Hause kam, begegnete mir Leporello; ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, um zu erfahren, was man unter den Leuten über das Duell rede, in welchem der Graf Duriveau so schwer verwundet werden, daß man noch bis heute seinem Aufkommen zweifelt. Man ist, wie Leporello sagt, darüber einig, daß dasselbe einen politischen Grund habe, indem, wie man meint, der Capitain sich zu republikanischen Lehren bekenne.

Ich hatte schon in Betreff des Duells Astarten befragt, so wie auch die Kammerfrau der Marquise d'Hervieux, welche beide durch ihre Herrinnen verschiedenen Kreisen der Gesellschaft angehörten. Ihre Antworten haben mir bewiesen, daß man



allgemein dieselbe Ansicht über das Duell habe, und daß der Name der Fürstin bei dieser Gelegenheit durchaus nicht genannt worden.

Die Vorsichtsmaßregeln, die der Capitain Just dem Grafen Duriveau gegenüber getroffen, mußten vortrefflich sein; sie ließen einen Mann von Herz, Geist und Gewandtheit erkennen.

---

Heute beim Mittagsessen ließ sich der Fürst in bitterer und ausfallender Weise gegen seine Frau gehen: seltsam; als er von der Jagd zurückkam, schien er, da er von der Verwundung des Capitain Just erfuhr, aufrichtige Theilnahme zu empfinden und empfand sie auch gewiß wirklich. Seine erste Regung war rein und edel gewesen, aber in dem Maße, als der Zustand des Capitains sich besserte, fing der Fürst an, auf die Leute zu sticheln, die von der Wuth auf politische Duelle besessen seien, und führte unter andern Gründen an: einem Mann die Kehle abzuschneiden, sei doch nicht gerade der beste Beweis, den man für die Vorzüglichkeit einer Theorie aufbringen könne u.s.w. u.s.w.

Diese Spöttereien, bei denen es sichtbarlich auf den Capitain Just gemünzt war, mußten der Frau von Montbar doppelt empfindlich sein — sie war ja die erste Veranlassung zu diesem Kampfe, in welchem der Capitain Just so tapfer sein Leben auf's Spiel gesetzt.

Es gibt einen gewissen Unstern, welcher die Ehemänner bisweilen dazu treibt, gerade Das zu sagen und zu thun, was sie ihren Frauen unangenehm und bisweilen geradezu verhaßt machen muß — so war an diesem Abend das Thema der Spöttereien des Fürsten von Montbar der erste Besuch, den der Capitain Just wieder bei seiner Frau abstaten würde.

»Sich als Wiedergenesender von einem Säbelhiebe vorzustellen, das nimmt sich auf alle Fälle sehr gut aus,« sagte der Fürst sarkastisch — »eine so schöne Gelegenheit, ein bisschen Herzenstheilnahme in Anspruch zu nehmen, läßt man nicht leicht aus den Händen. Man trägt den Arm in der Binde, sieht noch ein Bisschen bleich aus, und nachdem man sich bescheidenlich bitten lassen, erzählt man von den wüthenden Säbelhieben, die man ausgetheilt und aufgefangen — die armen

Weiber zittern bei diesen des Ariosto würdigen Erzählungen —«  
u.s.w.

Regina litt offenbar bei diesen boshaften Spöttereien — sie mußte um so mehr dabei leiden, da sie an sich halten und die ironische Lebendigkeit ihres Gemahls in angenommener Kälte und Unempfänglichkeit mußte abprallen lassen.

Endlich konnte sie es nicht mehr ertragen; sie schützte Kopfschmerzen vor und verließ den Speisesaal.

Ich war aus so viel Ursachen mit der peinlichen Lage Regina's so beschäftigt, daß ich, als Herr von Montbar einen Löffel forderte, vergaß, ihm denselben, wie es sich schickte, auf einem Teller darzureichen, und den gewaltigen Verstoß beging, ihm denselben mit der Hand hinzugeben.

Statt ihn zu nehmen, maß mich der Fürst höhnisch und sagte:

»Sie haben bei dem Herrn Doktor Clément das Aufwarten gelernt?«

Und da ich ihn ganz verdutzt ansah, setzte er hinzu:

»Bei den Aerzten gibt man einen Löffel wohl so ohne Umstände hin — wie?«

Der Kammerdiener des Fürsten, der gute alte Louis, kam mir zu Hilfe, trat auf mich zu und sagte ganz leise zu mir in kläglichem Tone:

»Auf einem Teller, auf einem Teller!«

»Verzeihen Sie, mein Fürst,« sagte ich zu meinem Herrn, indem ich meinen Fehler wieder gut zu machen suchte, aber dieser wandte sich an seinen Kammerdiener und sagte zu ihm:

»Louis, gib mir einen Löffel.«

Das that der alte treue Diener, indem er mich traurig ansah.

Ich kann nicht länger daran zweifeln, ich bin dem Fürsten zuwider; der Vorfall von heut Abend, der an sich so unschuldig scheint, zusammengehalten mit andern, eben so bedeutungsvollen Kleinigkeiten, beweist es mir sonnenklar.

Das beunruhigt mich — nicht in Bezug auf die übermüthige, harte Behandlung, die der Fürst mir angedeihen lassen kann; Herr von Montbar, den ich betrunken aus einer gemeinen Kneipe habe kommen sehen, wo er die Nacht zugebracht, kann mich nicht beleidigen. Ich bin innerlich immer über meinen Stand erhaben

gewesen, so niedrig er sein mochte — und habe diesen großen Herrn, meinen Gebieter, in thierischer Besoffenheit tief unter den seinigen herabsinken sehen. Aber hier handelt es sich nicht um sittliche Ueberlegenheit — ich bin der Bediente dieses Mannes, und er kann mich ablehnen.

Ich muß mich also bemühen, durch Zuvorkommenheit, Diensteyer, Unterwürfigkeit die Abneigung, die Herr von Montbar gegen mich hegt, wenigstens in so weit zu besiegen, daß er mich in seinen Diensten behält.

---

Der Kelch ist manchmal recht bitter.

Den 10. Februar 18..

Was für ein Morgen! — es war mir, als sollte ich toll werden.

Es ist jetzt elf Uhr Abends — so eben komme ich nach Hause, ich weiß nicht, wie viel Stadtviertel ich durchrannt bin — dieses rasende Rennen hat mich abgemattet, ich bin todtmüde, aber ruhiger. —

Ich will mir also das Vergangene zurückrufen — wenn ich darf!

---

Ich war früh ausgestanden und ging zum Baron von Noirlieu. — Mein Herr ist noch in demselben Zustande, antwortete mir Melchior. Ich ging wieder nach Hause und machte mich daran, wie wir Bedienten uns ausdrücken, die Gemächer meiner Gebieterin aufzuräumen.

Ich fange immer mit dem Wartesaal an, dann nehme ich den andern Saal vor und spare mir bis zuletzt das Wohnzimmer auf, in welchem meine Gebieterin sich gewöhnlich aufhält, und die kleine Gemäldegalerie, von wo eine Thür in's Schlafzimmer der Fürstin führt.

Ich war also zunächst im Wohnzimmer beschäftigt; diese häuslichen Arbeiten, die von meinen Mitbrüdern gewöhnlich mit Widerwillen und auf nachlässige Weise ausgeführt werden, haben für mich einen unsäglichen Reiz und sind mir die Quelle von vielen Freuden. Diese Luxusgegenstände, dieses prachtvolle Geräth, das die Umgebung meiner schönen Gebieterin bildet, oder dessen sie sich bedient, in Ordnung zu stellen und von dem

kleinsten Stäubchen zu reinigen, den Spiegeln, die so oft ihre Züge zurückwerfen, ihren durchsichtigen Glanz zu erhalten, den Farbenglanz dieser Gemälde, auf welchen ihr Blick bisweilen so lange ruht, nicht durch Staub und Rauch schwächen zu lassen, den bunten Schmelz dieser Porzellengefäße, auf denen sich die Vergoldung und die lebhaftesten Farben gegenseitig überbieten, und die ihre Hand so gern mit Blumen anfüllt, immer gleich funkelnd herzustellen — das Alles ist mir ein süßer Genuß — und wie freudig, wie zärtlich berühre ich diese tausend Kunstgegenstände, die kleinen Meisterwerke der Metallarbeit und Bildhauerkunst, Statuetten, Reliquienkästchen, Figürchen und Basreliefs von Silber, Elfenbein und vergoldetem Silber! — Meine Gebieterin hat sie berührt und wird sie so oft noch berühren, um sich an ihrer feinen und kostbaren Arbeit zu erfreuen.

Und dann die Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs, ihr goldener Federhalter, der in einen Carineol als Petschaft ausläuft, den ich ihr so oft habe an die Lippen drücken sehen, wenn sie nachdenkend im Schreiben innehielt — und ihr Krystallfläschchen, das sie manchmal so lange in der kleinen Hand hielt, und ihr Lehnstuhl, in welchem sie so oft den Ellenbogen aufstützte und ihre schöne Stirne trübsinnig auf die Hand lehnte — o mit welcher Seligkeit, mit welcher Vergötterung — und noch in welcher Berausung lege ich oft meine Hände an diese Heiligthümer meines Liebescultus!

Wie oft sage ich zu mir selbst:

Müßte nicht der leidenschaftliche Liebhaber mein Loos beneiden?— in dem geweihten Raume, wo das angebetete Weib sich Weilt, zu leben — zu sein, wo sie ist, die Luft zu athmen, die sie athmet, zu sehen, was sie sieht, zu berühren, was sie berührt, ihr das Tuch, den Handschuh, den Blumenstrauß, der ihr eben entfallen, aufzuheben, ihr das Buch zu geben, das sie wünscht, ihr das klare Wasser einzugießen, mit dem sie ihre Lippen benetzt, ihr das Krystallbecken zu reichen, in das sie ihre Rosenfinger taucht, einen Vorhang herabzulassen, um einen Sonnenstrahl von ihr abzuhalten, das Feuer anzuschüren, an dem sie sich wärmt, ihr ein Kissen unter die kleinen Füße zu legen, einen Atlasmantel um die weißen Schultern zu hängen — endlich! mit aufmerksamem Blicke ihren kleinsten Wünschen

zuvorzukommen, darauf zu sinnen, wie man ihr selbst das Fordern erspare, ihren Befehlen zu gehorchen, mit Einem Worte, sie zu bedienen — ist das nicht ein ganz ideales Glück. Erweist da der stolzeste, der hochmüthigste Liebhaber, ein Fürst, ein König seiner Gebieterin nicht gern und mit wonnigem Genuß alle die Dienste, die ich der meinigen erweise? Sagen wir nicht beiderseits — *meine Gebieterin*? Ich bin Bediente, bekomme Lohn — wes liegst daran — ich bediene meine Gebieterin als Liebhaber, keine menschliche Macht kann mir dies tägliche- ja, in jedem Augenblick sich erneuernde Glück rauben!

---

Ja, das Glück ist groß — aber dieses Nahestehen hat auch schreckliche Folgen.

Ich habe sie heute auf verhängnisvolle Weise erfahren.

Es war der Tag, an welchem frische Blumen kommen — einer meiner Lieblingstage. Sie freut sich so sehr an den neuen Blumen — oft will sie es Niemandem anders überlassen, sie anzuordnen und die bunten Farben und das grüne Blätterwerk geschmackvoll zusammenzustellen — da half ich ihr bei der Arbeit — die doch jeder von uns allein für sich ausführte.

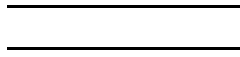
Ich habe also auf den Teppich eine große Menge Blumentöpfe hingestellt, die nur darauf warten, auf das Gestell und in die Vasen gesetzt zu werden.

Ich hatte in dem Wohnzimmer nichts mehr zu thun, als daß ich noch den Lehnstuhl abstäubte, den meine Gebieterin gewöhnlich einnimmt — halb liegend.

Das weiche Polster hat beinahe den Eindruck von Regina's reizendem Körper bewahrt, der Atlas ist an der Stelle, wo sie den Kopf anlehnt, ein wenig glatter geworden — überall haucht der Stuhl den sanften Lilienduft aus, den die Gewänder meiner Gebieterin» an sich tragen.

Ich war allein --- ich drückte wie rasend meine glühenden Lippen an den Atlas, auf welchem ihr Haar, ihre Wange, ihre Hand, ihr Körper geruht; ich zog wollüstig den süßen Duft in mich, den ihr Gewand zurückgelassen — ich küßte das samtne Fußkissen, auf dem sie die kleinen Füße übereinanderlegt. — ihre kleinen Füße, die ich in der Hand gehalten!

Es ist ein Geistesschwindel — aber für mich haben diese Spuren ihres Verweilens an diesem Orte Leben, Athem, Herzschlag — es ist ihr Haar, ihre Wange, ihre Hand, ihr Körper, sie selbst.



Hierauf ging ich in den Gemäldesaal, der auf der einen Seite mit ihrem Wohnzimmer, auf der andern mit ihrem Schlafzimmer in Verbindung steht.

Außer den Gemälden ist in diesem Raume noch einiges alterthümliche Hausgeräth; an dem einen Ende über seinem sehr schönen Ebenholzschrank in Renaissancestyl befindet sich ein venetianischer Spiegel, der mit einem herrlich gearbeiteten Rahmen umgeben ist, dieser Spiegel ist gerade der Thüre von Regina's Schlafzimmer gegenüber.

Ich war ganz dicht an dieser Thür beschäftigt, ein anderes Geräth von Ebenholz mit einem Stück Sersche abzureiben, als ich Regina's Stimme hörte, wie sie zu ihrem Kammermädchen sagte:.

»Kann ich aufstehen, Mademoiselle, ist mein Bad s fertig?«

»Sogleich, Frau Fürstin,« antwortete Juliette aus dem Hintergrunde des Ankleidezimmers her, wo sie beschäftigt sein mochte; »ich muß nur noch die Eisenkrautessenz zusetzen.«

Ihr Bad!

»Es ist fertig — die Frau Fürstin können jetzt aufstehen,« sagte gleich darauf Juliettens Stimme.

Und ich hörte das leise Rauschen der seidenen Decke, die nach dem Fußende des Bettes hin zurückgeworfen wurde.

Sie stand auf!

Sie stieg in's Bad!

Einen Augenblick darauf sagte sie zu ihrem Kammermädchen:

»Machen Sie das Bad etwas wärmer — es kommt mir etwas kalt vor — Sorgen Sie dafür, daß mein Handtuch nicht heiß sei.«

»Ja Madame.«

Ich blieb ohne Regung stehen, von unsäglicher Sinnesverwirrung ergriffen, da ich so zu sagen hörte, was ich nicht sehen konnte, oder viel mehr mit den Augen des Geistes allen

Bewegungen meiner schönen Gebieterin verfolgte.

Bei diesen aufreibenden Vorstellungen pochten die Adern an meinen Schleifen so heftig, daß ich in der tiefen Stille, die in diesem entlegenen Gemach herrschte, die dumpfen Laute ihres Pulsschlags hören konnte.

Es drehte sich mir Alles vor den Augen — ich wollte entfliehen, ich konnte nicht, meine Füße versagten mir den Dienst, ich mußte mich an dem Geräth halten, das ich abzuwischen im Begriff war, und auf einige Secunden verging mir Hören und Sehen.

Die Stimme der Fürstin brachte mich wieder zu mir selber; sie sagte zu Juliette:

»Ich mag nicht länger im Bade bleiben, geben Sie mir das Handtuch.«

Nach einer Secunde sagte Juliette:

»Hier ist es, Madame.«

»Geben Sie her,« antwortete meine Gebieterin.

Und unmittelbar darauf rief sie verdrießlich:

»Ach, mein Haar geht los — lassen Sie das Handtuch liegen, und binden Sie wieder auf, — Sie sehen, es wird naß.«

Und jetzt stand ohne Zweifel Regina, halb verschleiert von ihrem prachtvollen schwarzen Haar, gleich jener antiken Nymphe, in ihrer Badewanne aus weißem Marmor aufrecht.

---

Ungefähr eine Viertelstunde nachher war ich am andern Ende der Gallerie und reinigte mit einem trockenen Pinsel das tief eingegrabene Schnitzwerk an dem Rahmen des großen venetianischen Spiegels, dessen oberes Ende, statt glatt an der Wand zu liegen vornüber geneigt war.



Plötzlich erglänzte diese Glasfläche, die bis dahin dunkel war; denn sie spiegelte für mich nichts ab, als eine Thür mir Schnitzarbeit, die am andern Ende der Gallerie lag und in's Schlafzimmer der Fürstin führte — plötzlich erglänzte sie — und welches Bild sah ich ungefähr eine Secunde lang vor mir! Meine Gebieterin, deren prachvolles Haar noch ein wenig in Unordnung war, und deren Schultern und Arme bloß waren — den schneeweißen Busen von dem mit Spitzen besetzten Battist, den zwei kleine Smaragdknöpfe nicht mehr zusammenhielten, kaum bedeckt — meine Gebieterin saß am Kamin auf einem kleinen Sessel von blauer Wollstickerei, bückte sich halb nieder, zog über ihr feines, rundes Bein einen perlgrauen seidnen Strumpf und befestigte ihn oberhalb des Knies mit einem Strumpfband von karmoisinrothem Atlas mit goldenem Schloß, während ihr gerade ausgestrecktes Bein, das noch bloß und glatt wie Elfenbein war, an Weiße mit dem Fußteppich von Hermelin wetteiferte, auf dem



der kleine Fuß mit bläulichen Adern und Rosenzehen ruhte.

Ich hörte, wie eine Thür zuging — sogleich wurde die Glasfläche wieder dunkel, und die blendende, wollüstige Schöne war verschwunden.

Ich glaubte im Traume zu sein; ein leiser, vertraulicher Schlag auf die Schulter machte mich auffahren, ich kehrte mich um, es war Mademoiselle Juliette.

---

»Nun wahrhaftig, lieber Martin,« sagte sie lachend, »Sie sind mir auf Ihre Arbeit erpicht! Ich trete aus dem Zimmer der Madame, und Sie hören mich nicht einmal kommen.

»Ich — ich putzte den Spiegel,« antwortete ich stammelnd.

»Ich weiß wohl, bei Dem, was Sie thun, kann Sie nichts stören — darin sind Sie zu beneiden. Aber sagen Sie, sind die Blumen für Madame gekommen?«

»Sie sind im Wohnzimmer, Mademoiselle,« sagte ich, indem ich meine Fassung wieder gewann.

»Gut,« sagte Mademoiselle Juliette, »ich will es der Madame sagen — sie läßt Ihnen sagen, Sie sollten auf sie warten, um die Blumen auf den Gestellen anzuordnen — Sie wissen, darauf ist sie manchmal ganz versessen.«

»Gut, Mademoiselle, ich werde auf Madame warten.«

»Es wird nicht lange währen — ich komme und frisiere sie nur, dann kommt sie her — das Schnüren geschieht erst nach dem Frühstück.«

Und Juliette ließ mich allein.

Als sie die Thür zu dem Zimmer der Fürstin aufmachte, erglänzte der venetianische Spiegel — ich blickte hinein, ich konnte es nicht lassen, aufs Neue, aber ich erblickte nichts als den kleinen, blaugestickten Sessel vor dem weißmarmornen Kamin.

---

Bald darauf trat Regina in ihr Wohnzimmer, wo ich ihrer mit den ganz bequem in Bereitschaft gehaltenen Blumen wartete.

---



## Vierzehntes Kapitel

### *Martins Tagebuch (Fortsetzung.)*

Niemals ist mir die Fürstin in so strahlender Schönheit, in so jugendlicher Frische erschienen. Ich weiß nicht, warum es mir so vorkam, als mußte für sie jetzt gerade einer der Augenblicke eingetreten sein, in denen die seltsamsten Frauen sich schön wissen — innerlich fühlen, daß sie himmlisch reizend sind. Es war, als wüchse sie in die Höhe, während sie so daherschritt, sie blickte stolz um sich, ihr Busen hob sich ein wenig, während ihre schonen Arme, noch feucht von dem wohlriechenden Bade, aus den weiten Aermeln ihres Morgenrockes von weißem Kaschemir, dessen starke Falten diesem göttlichen Leide zu lieblosen schienen, halb herausragten.

Wie mir das Kammermädchen unbedachtsamerweise gesagt hatte, war meine Gebieterin *noch nicht geschnürt*. Die natürlichen Formen ihrer Büste waren so herrlich, daß man hätte meinen sollen, sie waren aus Marmor gemeißelt, die Schönheit ihres Leibes so ausgezeichnet, daß sie fast übertrieben erschien, mit einer rothseidenen Litze gegürtet, wie sie war.

Meine Gebieterin war mit einer lachenden, glücklichen Vorstellung, vielleicht einem Liebesgedanken beschäftigt; dann ihre reizenden Züge waren heiter, wie eine aufblühende Knospe; als sie die Masse Blumen sah, unter denen sie mit stillem Entzücken hinschritt, rief sie aus:

»O mein Gott, was für schöne Kamelieu — was für schone Primeln — was für schöne Rosen — wie frisch und leuchtend das

Alles ist!«

Jetzt leistete ihr Beistand, die Blumen anzuordnen; ich trug sie ihr zu, und sie stellte sie dann selbst in die Vasen, indem sie das Blätterwerk und die bunten Blumen mit außerordentlich viel Geschmack untereinandermengte und abstufte. Das Blumenbrett, das ihren Schreibtisch umgab, war nur wenig über dem Fußboden, und ihn zu besetzen, mußte meine Gebieterin niederknien, während ich vor ihr stehend und zu ihr gebückt, ihr die Blumen hinreichte, wie sie sie verlangte; ich war ihr dabei so nahe, daß der feuchte Lilienduft, der von ihr ausging, mir bisweilen wie ein berauschender Trank den Kopf benebelte, und, da sie, beständig vor mir auf den Knien, bald hier, bald dahin rückte oder sich verneigte, um den Zweig eines Strauches zurecht zu biegen oder ein paar Blumen, die unter dem Blätterwerk verborgen waren, an's Licht zu ziehen, folgte ich unwillkürlich mit zitterndem Blick allen Wendungen dieses zartgewölbten Oberkörpers, dessen verborgene Reise sich bei jeder Bewegung mehr verriethen.

Ich war nahe daran, aus der Rolle zu fallen; mich rettete nur, daß ich mich lächerlich gemacht hätte.

Es war nur noch eine große prachtvolle Vase aus sächsischem Porcellan übrig, die mit großen emaillierten Blumen in erhabener Arbeit geziert war, und deren Handhaben, ebenfalls von Porcellan, Weinranken von unglaublich vortrefflicher Arbeit darstellten; diese Verzierung machte die Vase so zerbrechlich, und meine Gebieterin setzte auch sonst so hohen Werth auf sie; denn sie hatte ihrer Mutter gehört, daß sie selbst ein sehr schönes Topfgewächs, ein Crinum hineinsetzte, welches eine Blume mit einem sehr schönen purpurrothem Blüthenbüschel von dem angenehmsten Dufte ist, deren langes Blätterwerk außerdem schirmartig herabhängt.

Ich hielt den Blumentopf mit beiden Händen und reichte ihn meiner Gebieterin dar. Der Zufall wollte, daß, da Regina ihn anfassen wollte, eine ihrer kleinen, zarten, weichen Hände die meinige streifte.

Diese Empfindung brachte in nur eine gewaltsame Wirkung hervor, das Blut trat mir in's Herz zurück, und vermöge einer unwillkürlichen Regung von Ehrerbietung oder Schrecken, zog ich

die Hände so plötzlich zurück, daß ich das Crinum in dem Augenblick, da die Fürstin es in Empfang nehmen wollte, fallen lief, der Topf zerbrach auf dem Fußteppich.

»Mein Gott, wie sind Sie ungeschickt!« rief meine Gebieterin verdrießlich, da sie sah, daß die prächtige Blume auf ihrem Stengel geknickt war.

»Ich bitte die Frau Fürstin sehr um Verzeihung — ich glaubte, Madame hielten fest — da — «

»Da haben Sie einen dummen Streich gemacht,« versetzte die Fürstin ungehalten, »eine so schöne Blume und so selten — «

Und da ich verlegen stehen blieb oder vielmehr von Herzen froh über meine Ungeschicklichkeit, da Regina sich auf diese Weise über die wahre Ursache meines Mangels an Aufmerksamkeit täuschte, setzte sie mißlaunig hinzu:

»So nehmen Sie doch die Scherben und die Erde, die da auf der Fußdecke liegen, auf.«

»Wenn die Frau Fürstin erlauben,« sagte ich, »so setze ich die Pflanze in einen andern Topf, da ist einer, der groß genug ist.«

»Thun Sie's, wenn auch die Blume geknickt ist, das Blätterwerk ist so schön, daß es allein die Vase schmückt.«

Und während ich die Zwiebel der schönen Pflanze in einen andern Topf setzte, sagte die Fürstin zu mir:

»Dies Mal stellen Sie sie auf den Tisch — von da will ich sie selbst in meine Porcellanvase setzen, dann bin ich vor Ihrer Ungeschicklichkeit sicher.«

---

Glücklicherweise beschloß die Fürstin, nachdem sie, wie es ihre Gewohnheit war, gegen drei Uhr hingefahren, um zu sehen, ob ihr Vater ihren Besuch annehmen werde, ihren Tag bei Madame Wilson, wo sie zu Mittage speiste.

Der Fürst speiste seinerseits im Club.

Ich stürzte aus dem Hôtel und rannte, verfolgt von den wollüstigen Anschauungen und Phantasien dieses verfluchten Morgens wie ein Rasender vor mich hin, ohne zu wissen wohin.

Regina mit aufgelösten Haar in ihrer Badewanne stehend —  
Regina am Kamine sitzend —

Ich kann nicht weiter reden — diese Erinnerungen versengen mich — tödten mich —

O sterben — sterben — um diesen namenlosen Qualen zu entgehen, von denen mir nichts ahnte.

Nein, ich kann in diesem Unglückshause nicht bleiben — die List des Grafen Duriveau ist vereitelt — Regina bedarf meiner nicht mehr, — ich will fliehen — ich werde sonst toll.

Den 11. Februar 18..

Nein, ich darf nicht fliehen — das wäre eine Feigheit, eine Charakterlosigkeit.

Regina bedarf meiner allerdings — vielleicht noch mehr, als früher, meine Ahnung rauscht mich nicht — sie ist dazu zu schmerzlich — *Regina liebt den Capitain Just oder wird ihn lieben lernen.*

In Angesicht der schrecklichen Folgen, die eine solche Liebe für Regina's Seelenruhe und künftiges Schicksal haben kann, darf ich nicht fliehen — meine aufopfernde Ergebenheit kann ihr noch nützlich werden.

Aber was soll ich machen, Gott, was soll ich anfangen? Ich bin ein Mann, ich bin jung, ich liebe sie mit Leidenschaft — und sie ist immer vor meinen Augen!«

Was ich anfangen soll? — Bezwing dich, halte dich mit Gewalt nieder — verschließe die Augen gegen die strahlende Schönheit deiner Gebieterin, verschließe die Ohren gegen den allzu süßen Ton ihrer Stimme, ersticke dieses Herzklopfen, lösche die Gluth der Begierden aus, die ein Wort, ein Bild, eine Bewegung dieses Weibes in Dir hervorruft, das Du verehren solltest — und das Du mit Deinen strafbaren Phantasien aufs schwerste beleidigst — ertränke dieses schmachvolle Liebesehnen in der bitteren, bis aufs Blut verwundenden Lächerlichkeit, die für Dich in der Vorstellung liegen muß von einem *Kammerdiener, der in seine Gebieterin verliebt ist, zumal wenn diese Gebieterin die stolze Fürstin von Montbar ist.*

Und was mehr als Alles gilt — entsinne dich der strengen Lehren des Claudius Gérard, bedenke die beiden Beweggründe aller menschlichen und edelndenken Geister.

— Pflicht und Aufopferung.

Ich werde mich opfern — ich bleibe.

Den 13. Februar 18..

Gestern erkundigte ich mich nach dem Befinden des Capitain Just; er ist völlig wieder hergestellt, den Tag vorher war er ausgefahren. Als ich nach Hause kam, ging ich sogleich zu Regina, wie immer, ohne zu warten, bis sie fragte.

»Frau Fürstin, der Capitain befindet sich so wohl, daß er gestern ausgefahren ist.«

»Ach — desto besser,« antwortete sie mir, »dann kann ich hoffen, das Vergnügen zu haben, ihn nach einigen Tagen bei mir zu sehen.«

Das sagte Regina nicht gerade mit erheuchelter Gleichgültigkeit, aber doch mit so viel Zurückhaltung, um die Gemüthsbewegung zu verbergen, welche der Gedanke, daß das Wiedersehen mit dem Capitain Just näher und näher rücke, in ihr hervorzurufen schien. So hab ich heute bemerkt, daß sie zerstreut, innerlich beschäftigt und unruhig war; einmal klingelte sie nach mir, ich kam — da schien sie vergessen zu haben, was sie mir auftragen wollte, und sagte zu sich selbst:

»Was wollt' ich doch,« und setzte hinzu, »ach ja — sagen Sie doch an der Thür, ich nähme heute Vormittag Besuch an.«

Dieser Befehl setzte mich in Verwunderung. Regina mußte wissen, daß der Capitain Just sie schicklichkeitshalber weder bei seiner ersten noch auch bei seiner zweiten Ausfahrt besuchen werde. In den Augen der Welt, welche die wahre Veranlassung des Duells nicht kannte, hätte eine solche Eile von zu vertrauter Bekanntschaft gezeugt, während Regina in solcher Hast eine sehr unzarte Ungeduld auf Seiten des Capitain Just hatte erblicken können, den Dank, auf den er rechnen konnte, in Empfang zu nehmen.

Um so mehr war ich verwundert, daß Regina, die an diesem Tage Just noch nicht erwarten konnte, ihre Thür gleichgültigen Menschen öffnete, deren Gesellschaft ihr, da sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, unerträglich fallen mußte.

Uebrigens that ich, was sie mir befohlen, und meldete nach der Reihe bei der Fürstin an: den Herrn Baron d'Erfeuil, den der Fürst eben so dumm wie schön fand, den Grafen d'Herville, eine Art

Coloß mit einer ehernen Stimme, der sich bitten ließ, Schäferlieder zu singen, und endlich Herr Dumoulard, den umfangreichen Bruder der Madame Wilson.

Die Fürstin klingelte nach nur, daß ich Holz bringen sollte, kurz nachdem der letzte Besuch eingetroffen war; es nahm mich Wunder, die Unterhaltung sehr belebt zu finden, und Reginen mit leicht gefärbter Wange mit lebhaftem Antheil über einen, so viel ich urtheilen konnte, höchst geringfügigen Gegenstand sprechen zu sehen.

Die Einsamkeit mochte drückend für sie sein; sie wollte sich einlullen, oder so zu sagen, bis morgen, wo sie die so wichtige Zusammenkunft mit dem Capitain Just erwarten konnte — die Zeit todtzuschlagen. Daß ich mich darin nicht irrte, ergibt sich aus Folgendem: nach zehn Minuten berief mich das Klingeln der Fürstin aufs Neues ich wollte gerade den Thürvorhang zurückschlagen, als der schöne d'Erfeuil mit spitzen Lippen sagte:

»Wahrhaftig, Fürstin, es ist allerliebste von Ihnen, daß Sie Ihr Erscheinen bei diesem extemporirten Schattspiel und Abendessen so gefällig zusagen.«

»Ich sag' es zu,« sagte die Fürstin, »aber unter der Bedingung, daß Madame Wilson mich begleiten kann; denn Herr von Montbar speist heute nicht zu Hause.«

Im Augenblicke, da ich in's Zimmer trat, rief Herr Dumoulard:

»Für meine Schwester steh ich ein, sie hat heute Abend nichts vor — ich will's ihr sagen, Sie wird Sie erwarten, Frau Fürstin — und ich auch — ich werde Ihrer Beider Chaperon sein. O — kann ich Ihnen mit meinem Wagen dienen? Ich leihe meinen Wagen außerordentlich gern — das ist mein besonderes Vergnügen — he?«

»Sie sind allzugütig,« antwortete die Fürstin lächelnd und sagte zu mir:

»Sie bestellen meinen Wagen auf halb sieben Uhr.«

In dem Augenblicke, da ich das Zimmer verließ, sagte der schöne d' Erfeuil zu der Fürstin:

»Es ist dummes Zeug — diese Melodramen — aber es ist einerlei — ich sehe gern Alles einmal an.«

Und der schöne, junge Mann lächelte pfiffig.

»Ich komme im Gegentheil gern in die Villa, das ist amüsanter,« sagte der dicke Dumoulard; »denn das ist wie eine Charade — man sucht das Wort bis zu Ende, und —«

Leider ging mir, weil ich immer weiter fortging, der Schluß dieser schönen Betrachtung verloren.

Das ist seltsam, dachte ich, indem ich das Zimmer verließ, es ist mir doch, als hatt' ich wohl noch etwas Anderes zu sagen, wenn ich in den gesellschaftlichen Kreis der Frau von Montbar Zutritt hätte.

---

Die Fürstin kam um elf Uhr Morgens nach Hause; ihr Gesicht war nicht traurig, niedergeschlagen, wie ich es mehre Male bemerkt hatte, wenn sie von einem Ball kam — sie war nachdenkend, in sich gekehrt, beinahe unfreundlich.

Es ist ausgemacht: sie hat diese extemporirte theatralische Vorstellung und dieses Abendessen nur angenommen, um gewisse ernste, ja vielleicht für ihr Gefühl sogar anstößige Gedanken mit Gewalt von sich fern zu halten.

---

Gestern sagte mir eine Ahnung, der Capitain Just würde heute kommen; ich habe mich nicht geirrt.

Heut Morgen sagte Regina, nachdem ich den Thee gebracht, mit der natürlichsten Miene von der Welt zu mir:

»Sie melden an der Thür, ich sei für Niemanden zu Hause, als für Herrn d'Erfeuil, Herrn Dumoulard oder Herrn d'Herville, wenn sie kommen sollten.«

Ich war verblüfft über diesen Befehl — in dem Augenblick, da ich mich entfernen wollte, setzte die Fürstin hinzu: »Außerdem noch noch für Herrn Just Clément, wenn er kommen sollte.«

Jetzt verstand ich Alles.

Regina hatte denselben Gedanken gehabt wie ich: es ist ausgemachte Sache für sie, und um mit ihm allein zu sein, läßt sie sich vor Jedermann verleugnen, außer vor den Männern, die, da sie gestern hier gewesen, doch gewißlich heute nicht schon wieder kommen werden.

Endlich durchschaute ich auch, daß Just mit äußerster Feinheit



Reginen nicht hatte ersuchen wollen, seinen Besuch, wie früher, zu einer besonderen Stunde entgegen zu nehmen; gerade darum, weil Regina ihm seit dem Duell gar sehr viel verdankte, mochte er Bedenken tragen, sie um die kleinste Bevorzugung anzugehen.

Gegen zwei Uhr hörte ich draußen an der Pforte des Hôtels einen Wagen stillhalten, ohne Zweifel ein bescheidener Fiaker; denn nur die Equipagen wurden in den Hof gelassen; der Herr Romarin, der Thürhüter, hielt sich in diesem Punkte unabänderlich an seine Instruction.

Ich trat an ein Fenster des Wartesaals, hob die Vorhänge ein wenig auf und sah, wie der Capitain, nachdem er wahrscheinlich beim Thürhüter gefragt, ob die Fürstin zu Hause sei, über den Hof ging.

»Guten Tag, Martin,« sagte er beim Eintritt vertraulich zu mir, »ist der Frau Fürstin mein Besuch gelegen?«

»Ja, Herr Capitain.«

Und ich ging ihm in den Saal voran, der den Raum, wo ich mich aufhalte, von dem Wohnzimmer Regina's trennt. Ich hob einen der Thürvorhänge auf und meldete ihn meiner Gebieterin.

»Der Herr Capitain Just.«

Regina saß auf ihrem gewöhnlichen Platze — sie ward ein wenig roth, wandte sich zu Just um, dem sie lebhaft die Hand hinreichte, und sagte zu ihm in herzlichem Tone:

»Es freut mich Sie wieder zu sehen, Herr Just.«

Ich ließ den Vorhang weiter zufallen und entfernte mich gebrochenen Herzens, indem ich langsam durch den Saal hinschritt, von wo ich hätte zuhören können — aber es fiel mir gar nicht ein, es wäre gar zu schmerzlich für mich gewesen.

Ich setzte mich traurig an den Tisch, wo meine gewöhnliche Stelle ist, und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen.

Was mögen Sie miteinander reden? sagte ich mit Gram im Herzen zu mir selbst.

---

Just hatte mit dem zartesten Anstandsgefühl die Klippe vermieden, den Arm im Tuche zu tragen — eine Lächerlichkeit, die der Fürst ihm zugetraut, und über die er sich im Voraus lustig

gemacht hatte; ein wenig Steifheit, die sich in der Art zeigte, wie er seinen Hut hielt, das war die einzige sichtbare Folge seiner Verwundung; er ist mir vielleicht niemals schöner vorgekommen, als an diesem Tage, nämlich in der Weise seiner zugleich männlichen und dabei doch sanften Schönheit; sein kurzes und wie die Augenbrauen kastanienbraunes Haar, seine großen, blauen, schöngeformten Augen, seine breite, geistreiche mit rühmlicher Narbe gezierte Stirn, seine sonnverbrannte Gesichtsfarbe, sein beinahe blonder Schnurrbart, sein anmuthiges, feines Lächeln, sein vorstehendes Kinn gaben seinen Zügen einen seltenen Ausdruck von Freimuth und Kraft; er ist viel größer als der Fürst, sein Gang hat, ohne militairisch steif zu sein, doch das Feste, Gehaltene, das aus der Gewohnheit, in Uniform zu gehen, entspringt, und zu dem übrigens nicht anmuthlosen Hinschlendern, das dem Auftreten des Herrn von Montbar und der Männer aus der eleganten Welt, welche Reginen zu besuchen pflegen, eigen ist, einen eigenen Gegensatz bildet. Derselbe Gegensatz fand zwischen dem reichen, gewählten Anzuge des Fürsten und der ernsten Kleidung des Capitains statt. Uebrigens schloß dieser Ernst die Eleganz nicht aus; ein schwarzer bis zu dem rothen Bande, das er trägt, zugeknöpfter Oberrock war kurz und setzte seinen schlanken Wuchs, den die kräftige Breite der Schultern noch mehr hervorhob, in ein vortheilhaftes Licht, sein Beinkleid von grauer Trauerfarbe schloß sich an einen Fuß an, der in Betracht des hohen Wuchses des Capitains eben so benterkenswerth klein war, wie die mit einem schwarzen Handschuh sorgfältig bedeckte Hand.

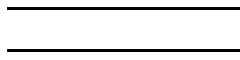


Mit einem Wort, der Fürst und er, Beide jung, Beide schön, standen äußerlich ebensowohl wie innerlich im Gegensatz. So errieth man aus dem Gesichtsausdruck des Herrn von Montbar, welcher ruhig, fast unempfänglich, obgleich ein wenig hochmüthig war, aus seiner leichten, unbesümmerten Haltung leicht den gebildeten Müßiggänger, dessen Leben leicht, glücklich, unabhängig, ohne Kampf, ohne Sorgen, ohne ernste Pflichttreue dahinrann, während die straffe Haltung des Capitain Just, seine männlichen Züge, welche die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges und tiefes Nachdenken bereits stark ausgeprägt hatten, im Gegentheil die Gewöhnung an Arbeit, Pflichterfüllung und Unterordnung andeuteten und gerade dadurch etwas entschieden Achtunggebietendes hatten.

---

Seltsam! eine im Einzelnen durchgeführte Vergleichung der äußern und innern Vorzüge des Fürsten und Just's — und doch sind das

die Vorstellungen, die mich während Regina's und Just's Zusammenkunft anfänglich beschäftigten, dann schloß sich an sie die demüthigendste, neidischeste, schmerzlichste Vergleichung zwischen mir und diesen beiden Männern an, die sich aus so vielen Gründen einander das Herz Regina's streitig machten, während ich — —



O Gott, was habe ich während dieser Zusammenkunft gelitten!



Um halb vier Uhr trennten sie sich.

Ich hatte mich auf einen großen Aufwand von Beobachtungsgabe und Scharfblick eingerichtet, um heraus zu bringen, in welcher Stimmung Just Reginen verließ. Das hätt' ich mir sparen können — Männer von der Art des Capitains können oder wollen ihren Gemüthszustand selten verbergen. Als er aus Regina's Zimmer trat, waren seine Züge angegriffen; er schien noch voll tiefen, schmerzlichen Mitleides zu sein, und als er zu mir sagte: »Lebe wohl, Martin,« konnte er einen Seufzer nicht unterdrücken. Auch betonte er dieses Lebewohl so eigenthümlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn mit der Vertraulichkeit, zu der mich der frühere Aufenthalt im Hause seines Vaters berechtigte, zu antworten:

»Aber doch auf baldiges Wiedersehen, Herr Capitain?«

Er schüttelte traurig den Kopf und sagte zu mir:

»Nicht so bald.«

»Wie das, Herr Capitain?«

»Ich reise morgen zu meinem Regimente in Metz ab.«

»Wie? sobald schon, Herr Capitain?«

»Ja — aber hören Sie, Martin — Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können, wie Sie auf meinen guten Vater zählen konnten, in welcher Lage Sie sich auch befinden mögen — vergessen Sie das nicht.«

»Ich werde die Güte Ihres Herrn Vaters und die Ihrige nie vergessen, Herr Capitain.«

»Nun aber jetzt, fühlen Sie sich hier ganz glücklich, nicht wahr,«

fragte er mich.

»Ja, Herr Capitain, vollkommen glücklich.«

»Das glaub' ich, bei so vortrefflichen Leuten. — Aber sagen Sie mir doch,« versetzte er, »wissen Sie, oh Herr von Montbar zu Hause ist?«

»Nein, Herr Capitain — ich hab' ihn ausfahren sehen.«

»Nun wohl,« sagte er zu mir und zog mühsam ein kleines Taschenbuch aus der Tasche, da seine Wunde ihn noch schmerzen mochte, »haben Sie die Güte, diese Karte Herrn von Montbar einhändigen zu lassen.« Und damit bog er eine der Ecken aus — »und lassen Sie ihm sagen, es hätte mir sehr leid gethan, nicht persönlich von ihm Abschied nehmen zu können.«

»Ich werde nicht verfehlen — Herr Capitain,« sagte ich und nahm die Karte zu mir.

»Nun denn, Martin,« sagte der Capitain herzlich, »lebe wohl, mein Freund.«

Ich trat an's Fenster, sah ihn langsam über den Hof gehen, und als er einen Augenblick warten mußte, bis man ihm aufmachte, kehrte er sich um und suchte, wie es schien, mit den Augen Regina's Fenster, dann ging die Pforte auf und schloß sich hinter ihm. Ich bin überzeugt, daß das dumpfe Zuschlagen dieser Pforte in Regina's Herzen ein schmerzliches Echo gefunden hat.

Mein erstes Gefühl, als ich von Just's Abreise hörte, war selbstsüchtige Schadenfreude — der Tag war trübe, es hatte vier geschlagen, zu dieser Stunde brachte ich um diese Jahreszeit der Fürstin gemeiniglich Licht. Zuerst zauderte ich, da ich fühlte, daß Regina das Bedürfniß empfinden mußte, allein zu sein und dieses Halbdunkel mit ihren finstern Gedanken in Einklang stehen mußte — ich war überzeugt, daß ihr in diesem Augenblick meine Gegenwart ebenso unwillkommen sein müsse, wie ein plötzliches grelles Licht — aber ich folgte meiner boshaften Neugierde, die ich vor mir selbst dadurch zu umhüllen suchte, daß ich sie der Theilnahme zuschrieb, die ich Reginen widmete, nahm die Porzellanlampe, die ich ihr gewöhnlich brachte, öffnete vorsichtig die Thür des ersten Saals, deren Geräusch sie aufmerksam gemacht haben würde, und da meine Tritte auf der Fußdecke nicht hörbar waren, hatte ich den Thürvorhang aufgehoben, ehe

Regina meine Annäherung bemerkt hatte.

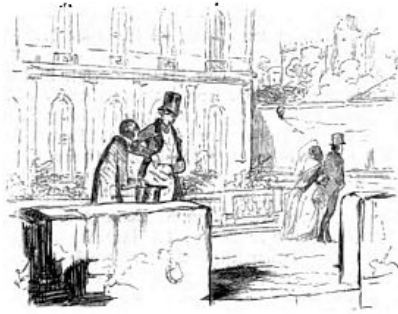
Bei dem blendenden Licht, das plötzlich in's Zimmer drang, sah ich Regina ganz in Thränen auf ihrem Lehnstuhl hingestreckt. Aber alsbald wandte sie sich rasch nach der Seite des Kamins hin, ohne Zweifel, um mir ihre Thränen zu verbergen, und sagte mit gereizter Stimme zu mir:

»Das blendende Licht ist mir unerträglich — wer hat nach Ihnen geklingelt?«

»Es ist das die Stunde, zu der ich der Frau Fürstin immer die Lampe bringe — «

»Genug — nehmen Sie sie wieder mit — und dringen Sie sie erst, wenn ich sie fordere.«

---



## Fünfzehntes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Den 6. März 18..

»So wär' ich also von der kurzen Reise, welche Regina unternahm, um nach ihrer Gewohnheit am Todestage ihrer Mutter das Grab derselben zu besuchen, zurückgekehrt.

Juliette und ich haben die Fürstin begleitet. Der Wagen fuhr an dem steinernen Kreuz vorbei, wo ich einstmals, da ich von meinen Kameraden getrennt worden war, Basquine's kleinen Shawl in Blut getränkt wiederfand.

Wie ward ich gerührt, als ich in das Dorf kam, wo ich bei Claudius Gérard meine ersten Jugendjahre verlebt hatte! Was ging mir Alles durch die Seele, da ich den bescheidenen Gottesacker erblickte, auf dem ich Reginen gesehen, die das erste Mal noch ganz Kind war!

Wie wunderbar ist mein Lebensgang! Nun komme ich nach Jahren wieder dahin, und in ihrer Begleitung!

Unkraut umwucherte den Grabstein; der Wind hatte das kleine Schutzdach umgeworfen, das ich einst aufgerichtet, um Regina vor der Unbill der Jahreszeit zu schildern, wenn sie hier zu beten kam. Sie legte eine große Betrübniß über diese Vernachlässigung an den Tag und war über die schlechte Besorgung ihrer Aufträge in Betreff dieses Punkte, die sie seit drei Jahren bemerkt hatte, eben so verwundert wie verdrießlich, während *früher*, wie sie sagte, das Grab ihrer Mutter immer mit frommer Sorgfalt gehütet und mit Blumen und Sträuchern geschmückt worden war.

Ach, Regina darf es nie erfahren, daß *früher* — ich's gewesen bin, der sich diese fromme Pflicht herzlich angelegen sein ließ.

Sie schickte mich zum Pfarrer, um Klage zu führen; denn sie hatte alle Bedingungen eingehalten, die man ihr in Bezug auf das Grab ihrer Mutter gemacht. Der alte Erzfeind des Claudius Gérard erkannt, mich nicht — er entschuldigte sich ungenügend und gab den seltsamen Grund an, er habe nicht mehr, wie sonst, einen Schulmeister zu Befehl, um den Gottesacker in Ordnung zu halten, da seit achtzehn Monaten an die Stelle der Gemeindeschule eine Schule der Fratres getreten.

Der Pfaffe hatte also seinen Plan durchgesetzt — der einheimische Schullehrer, der Bürger Frankreichs, war vertrieben — die geheimnißvollen Werkzeuge Roms hatten sich auch in dieser armen kleinen Gemeinde des Unterrichts bemächtigt; Regina hatte mir befohlen, das Doppelte, das Vierfache Dessen, was sie jährlich bezahlte, anzubieten, damit das Grab nun ordentlich gehalten würde; der Pfarrer that, als wollte er sich's angelegen sein lassen, er ließ sich das Doppelte der gewöhnlichen Summe zahlen, und zwar im Voraus, und die schönsten Versprechungen flossen ihm vom Munde. — Sie werden nichts helfen — eine Hand, die es hier um Lohn thut, kann niemals leisten, was ich so viele Jahre lang fortgesetzt.

Nun sind wir wieder zu Hause. Die Fürstin fand zwei Briefe des Capitain Just vor; denn sie stehen in ununterbrochenem Briefwechsel.

Den 20. April 18..

Himmlisches Glück! Ich glaube, ich bin auch Dem auf der Spur, was dazu dienen kann, den Ruf von Regina's Mutter wieder herzustellen.

Es ist mir endlich in Folge meines eigenen unablässigen Studiums der deutschen Sprache, das ich, seitdem ich in das Hôtel Montbar eingetreten, mit Eifer wieder begonnen, möglich geworden, jene Briefe, die aus dem Grabe herkommen, zum Theil zu lesen. Ich rathe -- ich ahne einen Theil der Wahrheit, die noch halb in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist.

Wenn ich mich nicht irre — welch heldenmüthiges, welch erhabenes Opfer hat dann Regina's muthvolle Mutter der



Freundschaft gebracht!

Den 12. Mal 18..

Die nächtlichen Ausflüge des Fürsten werden immer häufiger; nachdem ich viele ganze Nächte vergeblich an dem Fenster eines unbewohnten Zimmers, von wo man den Gang, der zu der kleinen Gartenpforte führt, übersehen kann, zugebracht, habe ich neuerlich den Fürsten zwei Mal in einen Mantel gehüllt nach Hause kommen sehen; der gute, alte Louis, der ihn vermuthlich an irgend einem verabredeten Orte erwartet, hielt den Taumelnden. Dann erreichte Herr von - Montbar sein Zimmer durch ein Gewächshaus und einen Gang, auf den eine verborgene Treppe ausmündet, die nach Louis Zimmer führt, das an das Ankleidezimmer seines Herrn stößt.

Seit zwei —Monaten scheint die Gesundheit des Herrn von Montbar angegriffen zu sein, vielleicht in Folge der erniedrigenden Ausschweifungen; er spricht selbst selten mit der Fürstin, indem er ein solches Unwohlsein vorschützt, daß er sich das Essen auf seine Stube bringen lassen müsse — er ist finster und schweigsam, er vernachlässigt sich — er, dessen Anzug sonst so gewählt war.

---

Der Briefwechsel der Fürstin mit dem Capitain Just währte noch immer fort. Noch heute Morgen habe ich einen Brief Regina's, den sie an sein Regiment adressierte, auf die Post getragen.

Lange hielt ich den Brief in der Hand und betrachtete ihn mit schmerzlichem Herzweh und bitterer Neugierde. Einen Augenblick war ich auf dem Punkte, das mir geschenkte Vertrauen auf schmachliche Weise zu mißbrauchen — glücklicherweise widerstand ich der Versuchung.

---

Mag sein — ich weiß, daß sie einander lieben — lieben! — o, was hab' ich gelitten — o, was leide ich noch bei diesem Gedanken! Nun — Muth, Muth — armes, krankes Herz — die Entwicklung von Regina's Liebesabenteuer kommt heran — wie sie sich gestalten möge, jedenfalls ist dieses Ereigniß für die Zukunft der Fürstin entscheidend. Bei dieser Krisis — die vielleicht die

schwerste ihres Lebens ist, kann ich ihr vielleicht noch nützlich werden — steht ihr Schicksal dann einmal fest, so habe ich meiner Pflicht genügt.

Den 10 Juni 18..

Heut Morgen hab« ich ein Wiedersehen erlebt, das mich sehr gerührt hat; denn es hat mich weit in die Vergangenheit zurück versetzt.

Ich ging den Quai d'Orsay, der in diesem Augenblicke ziemlich menschenleer war, hinab, ein blasser, magerer Mensch mit verwildertem Bart und von auffallender Höflichkeit, der in Lumpen gehüllt war, aber sanft und furchtsam aussah, bat mich zitternd um eine Gabe, große Thränen standen ihm in den Augen, und er sagte ganz leise mit erstickter Stimme:

»Mein Herr, mein Herr — erbarmen Sie sich meiner — nehmen Sie's nicht übel — «

Seitdem ich selbst erfahren, was ein zurückhaltenden und ehrlichen Mann kostet, die nach Almosen auszustrecken, bin ich gegen solche traurige Anforderungen niemals gefühllos; ich holte ein kleines Geldstück aus der Tasche, und da ich es dem armen Manne in die Hand gab und ihn näher ansah, fuhr ich bei Erblickung seiner seltsamen und ganz besonders lächerlichen Häßlichkeit in die Höhe — tausend Erinnerungen stiegen in mir auf, und ich rief:

»Leonidas Hay!«

Er war's! der arme Leonidas! welche Freude! Er sah in mir einen rettenden Engel, ich konnte ihm nur sehr wenig geben, aber doch genug, um auf acht Tage ein kleines Stübchen miethen und so lange seinen Hunger stillen zu können; ich habe einige alte Kleider, mit denen er sich nothdürftig kleiden kann, und ich will versuchen, Mademoiselle Astarte für ihn zu interessieren, das allmächtige Kammermädchen der Frau Ministern.

»Nachdem ich Wassermensch gewesen, und ein so elendes Leben geführt, wie ich Dir in der Kürze erzählt, lieber Martin,« sagte Leonidas zu mir nach einer ziemlich langen Unterredung, »wirst Du mir's schon glauben, daß ich jede beliebige Stelle annehmen werde, sobald sie mir nur Obdach, Kleidung und Nahrung gibt.«

Und als ich ihm von einer Stelle als Aufwärter auf einem Bureau, oder gar als Gerichtsbote sprach, lächelte der würdige Leonidas ungläubig und meinte kopfschüttelnd:

»Warum nicht lieber gleich Großmeister der Universität?«

Ich ging in's Justizministerium, Astarte war nicht da; ich werde mich's nicht verdrießen lassen, wieder hinzugehen; sie muß den Leonidas durchaus irgendwo unterbringen.

Den 17. Juni 18..

Unter den Journalen, die im Hôtel gehalten werden, liest die Fürstin regelmäßig das Journal des Debats. Neulich fand ich, nachdem sie fortgegangen, ein Blatt desselben bei ihr liegen, von dem ungefähr eine halbe Spalte mit der Scheere abgeschnitten war. Verwundert über diesen Umstand, trat ich, als ich in ihrem Auftrage ausgehen mußte, in eine Conditorei und forderte das Debats vom heutigen Tage — und da fand ich an der Stelle, die in dem Exemplar im Hôtel fehlte, Folgendes:

---

»In einer Zeitung steht folgender Artikel, die wir abzdrukken nicht unterlassen dürfen:

Man erinnert sich wohl noch der heldenmüthigen Waffenthat, die 1831 in unserer africanischen Armee so viel Aussehen erregte; ein Lieutenant vom ersten Genieregiment, der mit fünfundzwanzig Soldaten in ein Marabout beordert war, leistete dort zwei Tage und eine Nacht hindurch gegen zwei bis dreihundert Kabylen mit unglaublicher Unerschrockenheit Widerstand; zwei Mal hatten sie zu stürmen versucht, und zwei Mal hatte der heldenmüthige Lieutenant sie an der Spitze seines kleinen Trupps, der durch seine Kühnheit und sein Beispiel angefeuert wurde, zurückgeworfen. Obgleich er von einem Säbelhieb an der Stirn und einer Kugel an der Schulter verwundet war, zog sich der unerschrockene Offizier doch als der Letzte von der Mauer zurück, wo er als der Erste hinaufgestiegen war. Bei diesem Gefecht fanden sechs Soldaten den Tod, drei andere wurden schwer verwundet; am Abend des zweiten Tages waren den Belagerten Munition und Lebensmittel ausgegangen; da die Nacht kam, zündeten die Araber ihre Feuer an und campirten um den Marabout, in der Hoffnung, diese Handvoll Soldaten

auszuhungern. Der Lieutenant, welcher entschlossen war, einen Ausfall zu machen und den Versuch zu wagen, durch die Araber durchzubrechen, ließ seine Soldaten einen Kreis bilden, veranlaßte sie zu schwören, daß sie ihre drei verwundeten Kameraden, die sonst ohne Erbarmen massakriert worden wären, nicht verlassen wollten, und begeisterte sein kleines Häuflein so, daß um Mitternacht der Ausfall stattfand. Es trat ein furchtbares Handgemenge ein — aber bei der großen Finsterniß und der wunderbaren Tapferkeit der Geniesoldaten, von denen noch sechs fielen, drangen die elf übriggebliebenen und der Offizier durch das Lager und retteten zwei von den drei Verwundeten, die sie mitgenommen hatten; in der Nacht, die ihre Flucht beförderte, löste sich der Offizier mit seinen Soldaten im Forttragen eines Sergeanten auf den er sehr viel hielt, regelmäßig ab. Als Morgen anbrach, zog der kleine Trupp sich enger zusammen, indem er fürchtete, verfolgt und angegriffen zu werden; glücklicherweise traf er auf zwei Bataillone Infanterie, die nach Oran marschierten. Dieser unerschrockene Offizier hieß Just Clément; nachdem er schon früher aus dem Schlachtfelde wegen einer — glänzenden Waffenthat decorirt worden, ward er für diese neue zum Capitain ernannt.

Aber der Herr Just Clément, ein Sohn des berühmten Arztes, ist nicht blos ein unerschrockener Krieger — er ist auch ein Gelehrter vom ersten Range. Er ist im vergangenen Jahre mit großer Majorität zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften in der mathematischen Section ernannt worden; er hat, wie man uns versichert, so eben eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, welche die Bergleute in Zukunft vor einer der größten Gefahren, der sie bei ihren vielfach gefährlichen Arbeiten ausgesetzt sind, schützen wird; man sagt, Wenige könnten sich einer so wohl angewandten Jugend rühmen, wie Herr Clément. Nicht zufrieden damit, mehr als einmal sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen zu haben, und, obgleich noch sehr jung, einer der berühmtesten Vertreter der Wissenschaft zu fein, hat er einen neuen Anspruch auf die öffentliche Anerkennung durch eine Entdeckung erworben, die tausende von Arbeitern, deren Dasein ohnehin schon mühsam und dornenvoll ist, vor einer schrecklichen Gefahr bewahrt.«

Ich konnte es mir denken, mit welcher stolzen Freude Regina diese für Just so schmeichelhaften Zeilen gelesen haben mochte.

Indem ich mechanisch auch eine andere Zeitung durchlief, fielen meine Blicke auf folgende Zeilen, die ich ebenfalls abgeschrieben habe:

»Man schreibt uns von . . . — der Hauptstadt eines der nordischen Staaten.

Am 8. dieses Monats fand auf dem Hoftheater eine Vorstellung statt, deren Andenken aus dem Gedächtniß Derer, die das Glück gehabt haben, dieser dramatischen Feier beizuwohnen, auf lange Zeit nicht verschwinden wird.

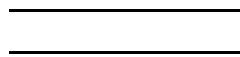
Die berühmte Basquine, die durch ihr bewunderungswürdiges Spiel eben so sehr, wie durch ihre Stimme ausgezeichnete Opernsängerin, welche wir auf ihrer Rückkehr aus Italien bei unserer komischen Oper anhören zu können das Glück gehabt haben, hat in der Armida von Gluck, die sie in Gegenwart J. J. M. M. der königlichen Familie und des ganzen Hofes gespielt, einen der glänzendsten Triumphe errungen. Nie hat hier zu Lande irgend ein Künstler, sei er ein Einheimischer oder ein Fremder, so allgemeine Bewunderung erregt.

Der König geruhte während der Vorstellung mehre Male die Loge zu verlassen, um der großen Künstlerin die Bewunderung, welche sie ihm einflößte, zu erkennen zu geben, und nach der letzten Nummer des zweiten Actes warf unsere edle Herrscherin, von unwiderstehlicher Begeisterung hingerissen, ihren Blumenstrauß auf die Bühne. Dem Beispiel Ihrer Majestät folgten alle Damen des Hofes, und ein Haufen Blumensträußer thürmte sich um die berühmte Basquine auf. Mit dieser schmeichelhaften Aeußerung Ihrer allerhöchsten Bewunderung war unsere erhabene Herrscherin noch nicht zufrieden, sondern sie wünschte die göttliche Sängerin selbst zu sprechen, und da geschah derselben eine Ehre, die in der Geschichte des Theaters kein zweites Beispiel hat; der König geruhte, sie von der Bühne zu holen und in die königliche Loge zu führen, worauf sich J. J. M. M. so wie Ihre königlichen Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie angelegen sein ließen, in Gunstbezeugungen gegen sie zu wetteifern; am Ende nahm J. M. die Königin eine prachtvolle Halsschnur ab, und hing sie mit

höchsteigener Hand der großen Künstlerin um, wobei diese mit dem feinsten Tact anmuthig vor unserer edlen Herrscherin ein Knie beugte.

Dieser rührende Auftritt, der so zu sagen vor den Augen der ganzen Zuschauerschaft vor sich ging, ward von einstimmigem Beifallruf begrüßt, den die erhabene Gegenwart J. J. M. M. nicht hemmen konnte, und der nicht weniger an die bewundernswürdige Künstlerin, als an J. J. M. M. gerichtet war, die dem Talent, dem Genie ein so besonderes Zeichen Ihrer allerhöchsten Bewunderung zu Theil werden zu lassen geruhen.

Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß die besten Kreise unserer Hauptstadt einander die wenigen Augenblicke streitig machen, über welche die berühmte Sängerin zu ihren Gunsten verfügen kann; die vornehmsten Damen und die hochgestellten Männer beeilen sich, der Künstlerin ihre Salons zu eröffnen, die übrigens mit ihrer Anmuth und blendenden Schönheit die beste Erziehung und das feinste Auftreten verbindet und besonders eine Art Zurückhaltung und Würde zu beobachten weiß, welche an den Tag legt, daß die Künstlerin sich zugleich wohl bewußt ist, worauf ihr Genie Anspruch machen kann, und dabei doch aufs lebhafteste fühlt, was sie den hochgestellten Kreisen schuldig ist, die ihr so viele Beweise der Bewunderung und Theilnahme angedeihen lassen.«



So war also Basquine durch Arbeit, Ausdauer und Glauben an das Genie, das sie in sich fühlte, in wenig Jahren zu dem Ziel gelangt, das sie durch so viel Elend, Unterdrückung und Hindernisse aller Art hindurch mit unbeugsamer Thatkraft verfolgt hatte.

Mein Herz schlug hoch vor Freude, meine Augen füllten sich mit Thränen, als ich diese Zeilen las, die von dem weitverbreiteten Ruhm, dem europäischen Rufe meiner kleinen Gespielin Kunde gaben — Basquine's, der armen Wagnerstochter, Basquine's der Seiltänzerin, der Landstreicherin, der Straßenmusikantin!

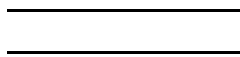
So niedrig anzufangen — o Gott — und so i hoch zu steigen! Und das allein, ganz sich selbst überlassen — die arme

Ausgestoßene — allein — und mit gedrücktem, gebrochenem, erstorbenem Herzen, als sie noch nicht sechzehn Jahr alt war!

Bei dieser Betrachtung erstarrte meine Freude zu Eis — ich konnte mir nicht helfen — und mein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Ach, mitten im Rausche der Berühmtheit, mitten unter diesen königlichen Auszeichnungen fühlt sich Basquine doch vielleicht nicht glücklich! Alle diese Anmuth, dieser Geist, diese Schönheit, dieses Genie, dieser Ruhm, der in diesem Augenblick in ganz Europa wiederhallt, sollen in Basquine's Hand — das sagte sie selbst — nichts als fürchterliche Waffen sein, um ihre Rache, und sie hat eine schreckliche Rache zu nehmen, zur Ausführung zu bringen.

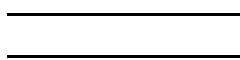
War das noch immer Basquine's geheimes Absehen, so mußte das unglückliche Mädchen bei allem Glanz ihres Ruhmes ein trauriges Leben führen. Ach, Rachegedanken und der Gedanke an bereits genommene Rache lassen im Herzen nur Trauer und Bitterkeit zurück!

So sollte denn wirklich — o Gott — die frühe Verführung oder die Verlassenheit und das Elend, in die sich Basquine gestürzt gesehen, das schönste, ruhmvollste Dasein, das ein Weib sich nur träumen kann, im Keime geknickt haben?



Ich weiß nun wenigstens, wo Basquine ist, ich kann ihr schreiben.

Auf diese Nachricht über Basquine folgte in derselben Zeitung: »Bei Gelegenheit dieser gerechten Huldigung, welche eine unserer berühmtesten Künstlerinnen in der Fremde erfahren, macht es uns Vergnügen dem Publicum einen neuen Band Gedichte von Herrn Balthasar Roger, der zuerst Fräulein Basquine besungen, ankündigen zu können. Wir zweifeln nicht an dem Erfolge dieses neuen Werkes aus der Feder des Herrn Balthasar Roger, der für alle Folgezeit unter unsere berühmtesten Dichter gerechnet werden wird.«



Den 18. Juni 18..

Was mag dahinter stecken? Seit zwei Monaten ist der Fürst fast beständig auf seinem Zimmer eingeschlossen; ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und ernstem Aeußern kommt jeden Morgen, bleibt mit Herrn von Montbar zwei Stunden lang allein und stellt sich Nachmittags wieder ein.

Mehre Kisten mit Büchern sind in's Hôtel gebracht worden. Der alte Louis, der so oft sorgenvoll und gedrückt aussieht, wird immer fröhlicher; der Fürst erscheint ruhig, gedankenvoll, er geht wenig aus, seine Tage scheinen unter Arbeiten und Studien zu verfließen; er kommt bisweilen Vormittags zu der Fürstin, aber in ihren Beziehungen scheint noch immer dieselbe Kälte zu herrschen.

Das Bildniß des Marschalls Fürsten von Montbar, der zugleich Kriegs- und Staatsmann war, einer der ausgezeichnetsten und mit Recht berühmtesten Persönlichkeiten seines Jahrhunderts, dessen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten seiner Zeit groß und segensreich war, ist aus dem großen Empfangssaal, wo es unter anderen Familiengemälden hing, in das Zimmer des Fürsten gebracht worden.

Wozu das? Will der Fürst sich dadurch, daß er sich das Beispiel seines großen Vorfahren vorhält, innerlich erkräftigen? Begreift er endlich die Richtigkeit seines Lebens, das sich unthätig hinschleppt. Welche Umwandlung würde eine solche neue Wendung im Lebensgange des Fürsten in Bezug auf sein Verhältniß zu Regina nach sich ziehen? Ward dem Fürsten etwa aus Eifersucht gegen Just, auf dessen Arbeiten neuerlich die öffentliche Aufmerksamkeit gerichtet worden, seine Unbedeutenheit und die Stellung, die er in der Welt einnehmen konnte und sollte, klar?

---

Das fordert zu ernstem Nachdenken auf.

---

»Was macht da der Fürst, daß er sich fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer einschließt?« sagte ich zu Louis.

Der Alte schüttelte zufrieden und geheimnißvoll den Kopf und antwortete:



»Er arbeitet.«

Den 19. Juni 18..

Gott sei Dank, der arme Leonidas Hay ist für die Folge vor Mangel gesichert; eine Gerichtsbotenstelle war offen, und sehr einflußreiche Personen bewarben sich um sie für ihre Schützlinge, aber Astarte hat den Sieg davon getragen; das vortreffliche Mädchen zeigt mir so eben die Ernennung des Leonidas an.

Den 20. August 18..

Es ist länger als einen Monat her, als der alte Louis mir über die neue Beschäftigung seines Herrn so geheimnißvoll vergnügt schien. Jetzt war der wackere Diener aufs Neue traurig, niedergeschlagen. Auch habe ich bemerkt, daß seit einiger Zeit der Mann, mit dem sich der Fürst jeden Tag einschloß, zuerst nicht so regelmäßig kam, und daß seit ungefähr acht Tagen seine Besuche ganz aufgehört haben.

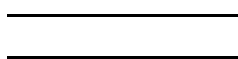
Der Fürst hat seine frühere Lebensweise wieder angefangen; er sieht sehr häufig Vormittags einige Freunde zum Frühstück bei sich; das dauert bis zwei oder drei Uhr. An solchen Tagen speist Herr von Montbar nicht zu Hause und kehrt erst sehr spät in der Nacht heim. Es vergehen bisweilen mehre Tage, ohne daß er Regina's Zimmer betritt; seine nächtlichen Ausflüge werden häufiger, als sie jemals gewesen.

Ich habe mich geirrt!

Den 22. August 18..

So eben habe ich die alte Suzon, die Amme des Capitain Just, besucht. Er wird bald herkommen — sie hat mir gesagt, er wird ein halbes Jahr in Paris zubringen.

Muth, o Gott! Muth — —



Den 23. August 18..

Heute Morgen hab' ich der Fürstin einen Brief mit dem Postzeichen Metz gebracht.

Am Mittag, als ich ihr den Thee brachte, sagte sie zu mir:

»Uebermorgen sorgen Sie dafür, daß alle Blumen in meinem

Salon am Morgen erneuert werden.«

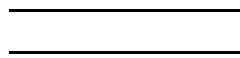
Ich hab's wohl verstanden — sie erwartet ihn übermorgen.

Den 24 August 18..

Der Fürst ist um vier Uhr Morgens auf seine Besetzung Montbar abgereist; gestern hat er nicht zu Hause gespeist, er geht also fort, ohne Reginen Lebewohl gesagt zu haben.

Was bedeutet diese plötzliche Abreise am Vorabend der Ankunft des Capitain Just?

Das ist seltsam!



Den 25. August 18..

Ich sage, wie einstmals Basquine sagte: es gibt seltsame Schicksalsfügungen. Am heutigen Tage hat die Zusammenkunft Regina's und des Capitain Just nach mehrmonatlicher Abwesenheit des Letzteren stattgefunden.

Und diesen Morgen ist mir Folgendes begegnet.

Es war herrliches Wetter — ein Sommertag, der in die trauererfülltesten Herzen einen Freudestrahl werfen mußte, gleichwohl schien mir die Sonne umflort, der Himmel, dessen Blau so heiter lächelte, grau — es ahnte mir, daß ich einen schlimmen Tag zu überstehen haben würde.

Ich trat um sieben Uhr Morgens in die Gemächer der Fürstin; zu meinem großen Erstaunen fand ich sie angekleidet in ihrem Wohnzimmer und im Begriff auszugehen.

Niemals ist mir vielleicht Regina hübscher vorgekommen; ihre frische Rosenfarbe wetteiferte mit dem blendenden Sonnenlicht, das voll in ihr vor Liebe und Hoffnung strahlendes Antlitz fiel — die reine, durchsichtige Haut ihres Gesichts, das ein Ganzes bildete, eine Spiegelfläche, und auf der man nicht das kleinste Fältchen sah, zeigte nicht das mindeste Fleckchen, nicht den kleinsten Riß; die goldenen Strahlen durchdrangen sie, färbten sie wie Electron und machten ihren Glanz noch blendender.

Meine Gebieterin war mit morgendlicher Einfachheit gekleidet in ein Gewand aus Sommerzeug mit weißem Grunde und vielen blauen Streifen; ein kleiner Strohhut, der mit Rosataffet gefüttert

war, verdeckte ihr schwarzes Haar nicht ganz; in dem Augenblick, als ich eintrat, warf sie einen leichten Shawl aus chinesischem Krepp um die Schultern. Als sie sich zurückbeugte und halb umwendete, um den Shawl auf die Schultern hinaufzuziehen, gab diese Bewegung ihrem schlanken Körper einen so süßen Reiz, daß ich trotz meines Entschlusses, in der Folge solchen gefährlichen Genüssen aus dem Wege zu gehen, die Augen nicht abwenden konnte.

»Ich will die Blumen bei der Blumenhändlerin selbst aussuchen,« sagte Regina, »sie würde mir nicht schicken, was ich wünsche — wenn sie gebracht werden, ehe ich nach Hause komme, so warten Sie mit der Anordnung, bis ich wieder hier bin.«

»Ja, Frau Fürstin.«

Und ich ging ihr voran, um ihr die Thür, die aus ihren Gemächern auf die große Treppe führte, aufzumachen.

Ich sah sie lebendig, leicht, ich darf wohl sagen, geflügelt; denn ihre kleinen schwarzen Stiefeln berührten die breiten Marmorstufen kaum.

Vielleicht, sagte ich zu mir selbst und fuhr zusammen — eilt sie zu einem Stelldichein, das ihr der Capitain für den Tag seiner Ankunft gegeben.

Es war mir bei diesem Gedanken, als zerquetschte mir eine eiserne Hand das Herz, und um diese Qual noch zu vergrößern, malte mir meine Einbildungskraft alle die rasende Liebesgluth vor, die sich bei einem solchen Stelldichein zu äußern pflegt.

Es gibt seltsame Schicksalsfügungen, sagte Basquine.

Noch übte jenes Bild seinen schrecklichen Zauber auf mich aus und stachelte Alles auf, was ich von Liebe, Haß und Eifersucht im Herzen hatte, als ich Mademoiselle Juliette mich rufen und zu mir sagen hörte:

»Martin, möchten Sie mir einen Gefallen thun? Helfen Sie mir das Schlafzimmer der Madame in Ordnung bringen.«

»Gern,« sagte ich zu ihr.

Bis jetzt hatte ich das Schlafzimmer meiner Gebieterin noch nicht betreten — und heute, gerade *heute* muß ich in dasselbe Eintritt finden!

---

---

Ich habe das Schlafzimmer der Fürstin noch niemals betreten, weil Regina mit einem selbst bei den Damen, die die feinste Erziehung genossen haben und den höchsten Kreisen angehören, sehr seltenen Zartgefühl ausdrücklich darauf hält, daß nur ihre weibliche Bedienung ihr Schlafzimmer besorgt und selbst die Feuerung hineinbringt. Sie wacht selbst darüber, daß diese Verfügungen in aller Strenge befolgt werden; denn, abgesehen von ihrem Morgenbesuche bei der vorgeblichen Gelähmten und ihrem heutigen Ausgange, hab' ich meine Gebieterin das Hôtel niemals vor ein oder zwei Uhr verlassen sehen.

Ich trat also mit Mademoiselle Juliette in dieses Zimmer, dessen Inneres sich mir nur erst ein paar Mal in dem Spiegel des Gemäldesaals dargestellt hatte. Es läßt sich nichts Einfacheres und folglich Geschmackvolleres denken; das Zimmer ist mit hellorangefarbenem Kaschemir ausgeschlagen, dessen Glanz noch durch die blauen seidenen Litzen gehoben wird; das Holz des Bettes ist mit einer dicken Matte bedeckt, die mit demselben Stoff, womit das Zimmer ausgeschlagen ist, überzogen ist; nur die Vorhänge des Bettes, so wie auch die doppelten Fenstervorhänge sind von weißem gestickten Mousselin; das Geräthe aus Yacarandaholz ist mit ausgelegter Arbeit von verschiedenen Farben bedeckt; das Ankleide- und Badezimmer mit altem persischen Stoffe mit großen Rosensträußern auf grauem Grunde; die Wanne ist aus weißem Marmor und steht ziemlich weit von der Wand entfernt; eine dicke Fußdecke mit abwechselndem Muster bedeckt den Fußboden in diesem Zimmer.

Zuerst freute ich mich, daß ich nicht allein in das Zimmer getreten war, ich hatte gefürchtet, von einem tollen Rausche ergriffen zu werden, wie von dergleichen das Wohnzimmer meiner Gebieterin oft der Schauplatz ist, aber bald merkte ich, daß es besser gewesen wäre, allein zu sein, als in Gesellschaft der Mademoiselle Juliette; denn ihre unzarterweise ganz unbefangenen Reden, welche die Folge ihrer Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen als Kammermädchen waren, lehrten mich eine neue Qual kennen, und der mußte ich

mich mit gleichgültigem Gefühle unterziehen.

»Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir helfen wollen, Martin,« sagte Mademoiselle Juliette zu mir, »Ihre Beihilfe wird mir viel Zeit ersparen-; denn heute kommt die Wäscherin, und ich hatte mir vorgenommen, das Leinenzeug heut Morgen früh aufzuschreiben, aber Madame klingelte so zeitig — um fünf Uhr — denken Sie sich, ich schlief noch.«

»Das ist freilich sehr früh.«

»Nun, lassen Sie uns damit anfangen, die Kissenüberzüge und Betttücher zu wechseln denn Sie müssen wissen, Madame hat die Eigenheit, jeden Tag frische Wäsche haben zu wollen,« sagte Mademoiselle Juliette und gab mir ein Kopfkissen, um den battistnen, mit Spitzen besetzten Ueberzug abzuziehen, während sie das andere Kissen von seiner Hülle befreite und dabei immer fort sprach.

»Wahrhaftig,« sagte ich, indem ich mit zitternder Hand das feine Gewebe berührte, auf dem das Haupt meiner schönen Gebieterin geruht hatte.

»Ach Gott, ja,« fuhr Juliette fort, »Madame verlangt jeden Tag reine Bettwäsche; am Ende ist das nichts Verwunderliches, Viele ziehen doch jeden Tag ein reines Hemd an, nicht wahr, Martin?«

»Gewiß.«

»Und dann ist Madame auf diese Weise auch sicher, daß ihr Bett nicht auf englische Weise gemacht wird.«

»Was heißt das, auf englische Weise?«

»Wissen Sie das nicht? Wir sagen, man macht ein Bette auf englische Weise, wenn man sich nicht die Mühe gibt, die Betttücher von der Matratze abzunehmen.«

»Ah so!«

»Dadurch entstehen in dem Bett schreckliche Wülste, und Madame hat eine so feine, zarte Haut, daß die kleinste Falte ihres Batisthemdes unter ihrer Schnürbrust sich auf ihr abdrückt. — Ach, da ich gerade vom Hemde spreche, geben Sie mir doch ihr heutiges Nachthemde, da, am Fußende des Bettes, daß ich es zu den Kissenüberzügen lege.«

Ich that, was Mademoiselle Juliette verlangte.

Aber als ich das leichte, zarte Gewebe ergriff, das den Lilienduft

von sich hauchte, der Reginen eigenthümlich war, packte ich es so leidenschaftlich mit beiden Händen an, daß das Kammermädchen lachend zu mir sagte:

»Aber geben Sie doch, Martin — wie packen Sie denn das Hemd an? «

»Ich — ich — war bange, daß ich's fallen ließe,« sagte ich stammelnd.

Glücklicherweise schlug Mademoiselle Juliette ein lautes Gelächter auf und sagte zu mir, ohne meine Verlegenheit gewahr zu werden:

»Ha ha — meinen Sie, das zerbricht wie Glas? «

»Sie haben Recht — aber — es war nur wegen der Spitzen.«

»Die Spitzen zerbrechen auch nicht — Ihr Männer versteht davon nichts; jetzt nehmen Sie die Betttücher ab; ich schlage unterdessen die frischen auseinander.«

Und mit bebender Hand berührte ich die seidene Decke und die Betttücher meiner Gebieterin — und doch, trotz der Lust, die ich empfand, deuchte es mir eine Entweihung, dieses keusche Lager aufzudecken, meine Hand zauderte — aber Juliette sagte zu mir:

»Schnell, schnell, Martin — lassen Sie uns machen.«

Da nahm ich die Decke ab. Auf der elastischen Matratze, die mit orange Taffet überzogen war, verriethen einige unmerkliche Eindrücke die Stelle, wo meine Gebieterin gelegen — Juliette stand mir im Rücken — als ich das Bettuch abzog, drückte ich es an die Lippen — meine Knie wankten unter mir.



»Nun, sehen Sie, die frischen Tücher sind schon bereit,« sagte Juliette, »kehren Sie die Matratze um, wenn Sie so gut sein wollen, Martin, dann wollen wir sie überbreiten.«

Dann setzte Mademoiselle Juliette mit einem mit leidigen Seufzer hinzu:

»Ach die arme Frau.«

»Was, Mademoiselle Juliette?«

»Sehen Sie — ich spreche von Madame. Meinen Sie, daß es ihr, schön, jung und — und mit einem Worte frisch und gesund, wie sie ist, lieb sein kann, so lange Zeit immer so allein zu schlafen?«

»Ach — ich dünke nicht.«

»Es ist leicht zu sehen, daß der Fürst auf einem schlechten Fuße mit der Madame steht. Es ist länger als ein Jahr, daß die Verbindungsthür nach dem Zimmer des Herrn verriegelt ist — und verrostet dazu, was meinen Sie —«

»Das kann ich nicht wissen, das können Sie sich leicht denken

—«

»O ja — aber wir Andern, wir wissen Mancherlei. Ja, Martin, ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich von Madame rede, kann ich wohl sagen — die arme Frau! «

Diese Unterredung — in diesem Zimmer, an diesem Bette, machte mir entsetzlich zu schaffen.

Ich suchte ihr ein Ende zu machen und sagte zu Mademoiselle Juliette:

»Nun, das Bett ist fertig — brauchen Sie mich noch weiter?«

»Freilich — gerade die Badewanne auszulassen — das Ventil ist in Unordnung — man muß es am Bande in die Höhe halten, bis das Wasser alles ausgelaufen ist — es würde mir gerade am meisten Zeit kosten.«

»Madame ist so früh ausgegangen, da hätt' ich nicht gedacht — «

»Daß sie ihr Bad genommen hätte? Ja, das sollte sie auch unterlassen. Uebrigens in dieser Jahreszeit ist das Bad bald gemacht — Madame nimmt es kalt — Sie sollten nur einmal sehen, wenn sie aus dem wohlriechenden Wasser steigt, und ich ihr pendel d'iris auf die Schultern streue — Madame hat eine so kühle Haut, trotz der Hitze — aber auch so kühl und fest, daß man meinen sollte, man faßte Marmor an.«

---

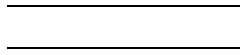
O, Ihr jungen, schönen Frauen, mögt Ihr nun enthaltsam leben, oder Euch Euren Gatten oder Liebhabern in herzlicher Liebe hingeben — je keuscher Ihr seid, je wärmer Ihr liebt, um desto mehr muß Euer Schlafzimmer aller männlichen Bedienung vollkommen unzugänglich sein — sonst — o der Sittsamste wie der Rohste wird, ohne daß er es beabsichtigt, dieses keusche Heiligthum mit seinen Blicken, Gedanken, Begierden besudeln! Und müßtet Ihr nicht bei dem bloßen Argwohn, daß dies geschehen könnte, vor dem Namen schamroth werden? o Ihr wißt nicht, was für schreckliche Verirrungen Eure sorgslose Unachtsamkeit hervorrufen kann.

---

Der Gedanke an Das, was im Schlafzimmer Regina's



vorgegangen war, erweckte in mir so viel peinigende Eifersucht, so viel Mißgunst und Neid auf das Glück des Capitain Just, daß jetzt zum ersten Male mir eine höllische Versuchung durch die Seele ging!



Dieser schändliche Gedanke wäre mir doch wohl niemals eingefallen, hätte nicht die Ankunft des Capitain Just gerade an dem Tage bevorgestanden, als meine Sinnlichkeit durch einen der Umstände, die aus meiner dienenden Stellung sich nothwendig ergeben, denen ich aber immer aus dem Wege zu gehen suche, da ich weiß, daß sie meinen Verstand über den Haufen werfen, bis zur Raserei aufgeregt worden war.

Der Capitain Just kam um zwei Uhr, und zwar mit so unendlich glücklichem Gesicht, daß mein Argwohn von heut Morgen in Betreff des Stelldichein für mich zur schrecklichen Gewißheit wurde — womit ich übrigens, das darf ich nicht verschweigen, in Irrthum befangen war; denn Regina war rein.

»Guten Tag, Martin,« sagte der Capitain freundlich zu mir — es freut mich, Sie wieder zu sehen.«

Das Glück macht vertraulich, dacht' ich.

Und ich antwortete laut:

»Sie sind sehr gütig, Herr Just.«

»Aber Sie sehen bleich, entstellt aus, Martin, sind Sie während meiner Abwesenheit krank gewesen?«

»Nein, Herr Capitain, ich besinne mich wohl Aber Sie wissen wohl — man sieht nicht gerade einen Tag wie den andern aus.«

»Und Sie gefallen sich hier doch noch immer, hoff ich?«

»Ja, Herr Capitain.«

»Das freut mich. Ist die Fürstin zu Hause?«

»Ja, Herr Capitain.«

Das *Nein* — schwebte mir auf den Lippen — es wäre Unsinn gewesen — aber das Glück des Mannes ärgerte mich.

Ich ging dem Capitain voran und meldete ihn bei Regina.

Er trat lebhaft auf sie zu. Sie streckte ihm die Hand hin; da sie mich unbeweglich an dem Thürvorhange, den ich

zurückgeschlagen, stehen bleiben sah, blickte sie mich befremdet an und sagte:

»Es ist gut.«

Auch Just kehrte sich nach mir um.

Ich fühlte, wie albern es gewesen war, mit Gewalt bleiben zu wollen, und verließ das Zimmer mit Neid und Wuth im Herzen.

Plötzlich rief die Stimme der Fürstin mich zurück.

»Martin, schlagen Sie den Thürvorhang zurück — es ist hier so heiß — daß die frische Luft aus dem Saale Zutritt hat.«

Ich gehorchte mit verhaltenem Aerger; denn ich hatte mir vorgenommen, was auch danach käme, im Saale zu bleiben und durch den Thürvorhang zuzuhören, um aus allem Zweifel herauszukommen —; die ersten Worte bei einem Alleinsein, das auf ein Stelldichein folgt, sind so bedeutungsvoll — hatte; ich gedacht — aber der Befehl der Fürstin machte mein Spionieren unmöglich, da das Zimmer, wo ich mich gewöhnlich aushielt, von dem Wohnzimmer durch einen großen Saal getrennt war.

Ich fand auf meinem Tische zwei Briefe für die Fürstin, die ohne Zweifel der Thürhüter in der Zwischenzeit hereingebracht hatte. Ich nahm sie mit boshafter Freude zu mir. So kann ich doch wenigstens, sagte ich zu mir selbst, ihr süßes Zwiegespräch zwei Mal unterbrechen.

Zuerst that mir auch der Gedanke wohl, daß die Thürvorhänge offen waren, und daß also Just und Regina, da sie wußten, daß ich jeden Augenblick hereinkommen konnte, den Zwang, den ihnen dies auflegen mußte, schmerzlich empfinden mußten; aber dann fiel mir ein, daß für zwei Liebende selbst ein solcher Zwang einen Reiz hat — und da trat mir eine fürchterliche Versuchung wieder vor die Seele. Vergebens versuchte ich ihr zu entgehen — sie gewann es über mich — und jetzt zergliederte ich sie, wog sie ab, betrachtete sie unter allen Gesichtspunkten mit der Kälte eines Menschen, der auf Selbstmord sinnt — dann empörte sich's in mir gegen diesen greuligen Gedanken, ich stand auf und ging auf und ab, um mein Blut zu beruhigen. Ich sah nach der Uhr — schon waren sie eine Stunde beisammen. Halt, dachte ich — und nahm einen von den kürzlich hereingebrachten Briefen — ich will ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Plötzlich, und

ohne zu bedenken, daß meine Blässe, meine Aufregung mich verrathen könnten, trat ich mit dem Briefe in der Hand, in den Saal.

Es kam mir vor, als hörte ich eine rasche, leise Bewegung; denn da die Thür des Wohnzimmers dem Fenster gegenüber lag, konnte ich, indem ich durch den Saal hinging, Just und Regina im Hintergrunde des Zimmers nicht gewahr werden; als ich eintrat, saß Regina auf einem Taffetsessel, er neben demselben auf einem kleinen niedrigen Sessel. Die Wangen meiner Gebieterin waren leicht geröthet. Von ihm sah ich nichts als den Rücken.

»Was wollen Sie?« sagte die Fürstin mit verhaltener Ungeduld zu mir.

»Da ist ein Brief für Madame gekommen.«

Und ich gab ihr ihn von Hand zu Hand, da ich in meiner Aufregung vergessen hatte, ihn nach der Sitte auf einen Präsentirteller zu legen. Regina machte über diese Vergeßlichkeit keine Bemerkung, aber ich sah ihren fast unmerklichen Widerwillen, als sie den Brief mir aus der Hand nahm — dann sagte sie mir mit bedeutungsvoller Betonung:

»Es ist gut.«

»Keine Antwort, Frau Fürstin?«

»Nein,« sagte sie mit wachsender Ungeduld, »es ist schon gut.«

Ungeschickter Bedienter, Du hättest wegbleiben sollen, aber Du sollst wenigstens nicht noch einmal kommen, mochte sie denken.

Meine Hand zu berühren, die Hand eines Bedienten, das ist ihr widerlich, sagte ich zu mir selbst, indem ich diese Erniedrigung empfand, übel nahm, die mir sonst gleichgültig gewesen sein würde.

Und da trat die schändliche Versuchung heftiger vor meine Seele, als je.

Wie würde ich gerächt sein für Alles, was ich geduldet habe — sagte ich zu mir selbst.

Ich entsann mich noch gar wohl des Gesprächs in der Theegesellschaft der Mademoiselle Juliette, in dessen Verlauf Astarte, als sie von Bemerkungen sprach, die die Kammerdiener leicht machen konnten, anführte, es ließen sich bisweilen

interessante Schlüsse daraus ziehen, wenn die Besuchenden mit bloßen Händen herauskämen, da sie doch mit Handschuhen hineingegangen. Es war mir nicht entgangen, daß der Capitain, der noch halb Trauer trug, als er kam, graue Handschuhe anhatte, aber als ich den ersten Brief hineintrug, um Regina's und Just's Liebesgespräch boshafterweise zu stören, heftete sich meine ganze Aufmerksamkeit auf meine Gebieterin, und ich vergaß darauf zu achten, ob er die Handschuhe abgelegt habe. Kaum war eine Viertelstunde seit meiner böswilligen Störung vergangen, da legte ich den zweiten Brief auf einen Präsentirteller und trat wieder hinein.

»Was gibt es denn schon wieder?« sagte Regina strenge.

»Ein Brief für Madame.«

»Sie bringen mir meine Briefe in Zukunft mit, wenn ich nach Ihnen klingele,« setzte sie hart und trocken hinzu, ohne den Brief in Empfang zu nehmen, den ich ihr hinreichte.

Ich verließ das Zimmer, indem ich eine Entschuldigung stotterte. Die Hände des Capitains, die eben so weiß waren, wie die Regina's, waren ohne Handschuhe.

Dem Capitain Just die Hand zu drücken, erregt ihr gar keinen Widerwillen — dachte ich.

Wahrlich, jetzt, da ich diese widerlich kindischen Dinge mit kaltem Blute niedergeschrieben, weiß ich mir noch nicht zu erklären, welcher Schwindel mich an diesem Unglückstage ergriffen — und doch weiß ich es nur allzuwohl! — aber ich mag es mir selbst nicht gestehen — ach, der Gährstoff meiner strafbaren, schmachvollen, lange bekämpften, aber durch den unseligen Auftritt am Morgen aufgeregten Sinnengluth kochte in mir und nahm mir die Klarheit des Bewußtseins.

Und das wußte meine Gebieterin nicht? das konnte sie nicht ahnen? — Ein Bedienter sollte eine junge reizende Frau lieben, der er nothgedrungen beständig nahe ist — wie ist das möglich — haben solche Leute denn auch ein Herz, auch Sinne? — Wenn solches Volk liebt, so liebt es seines Gleichen — — —

Der Capitain Just ging dreiviertel auf fünf Uhr fort; sie sind drei Stunden beisammen geblieben. Was gehst Regina an, der Fürst ist verreist.

Sie bestellte ihren Wagen auf acht Uhr, um nach ihrer Gewohnheit den Abend in den elysäischen Feldern spazieren zu fahren, da wird sie ihren Liebhaber wahrscheinlich wieder sehen — sie sagte zu mir nach dem Essen:

»Sein Sie um vier Uhr zu Hause, bis dahin können Sie über Ihre Zeit verfügen, wie Sie wollen — und ein andermal bringen Sie mir meine Briefe niemals eher, als bis meine Besuche fort sind.«

»Ja, Frau Fürstin.«

Verfolgt von der schrecklichen Versuchung, entschloß ich mich auszugehen; denn ich hoffte, das Gehen, die freie Luft, die Müdigkeit sollten meine Lebensgeister beruhigen.

---



## Sechzehntes Kapitel.

### *Martins Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Der Abend war herrlich; ich ging in den Tuileriengarten unter die großen Kastanienbäume, die um ein längliches Blumenstück stehen, das mit Rosen und Reseda besetzt ist.

Die Einsamkeit, der dichte Schatten dieser herrlichen Bäume, der Duft der Blumen, die laue Lust, der Anblick einiger Liebespaare, die in diesem einsamen und dunkeln Theile des Gartens langsam auf und ab gingen, mit Einem Worte, Alles, was mich umgab, rief mir die Gedanken vor die Seele zurück, denen ich entfliehen wollte.

Ich verließ den Tuileriengarten und ging die Quais an der Seine einher am Cours la Reine entlang.

Mein Unstern verfolgte mich.

Es war dunkel geworden — die Nacht war mild, sternhell — bei jedem Schritte sah ich um mich her nur Liebesscenen. Am Flusse gingen Arbeiter und Grisetten Arm in Arm auf und ab, während andere auf dem Rasen saßen und schwatzten.

Ich trat in die dunkeln Baumgänge des Cours la Reine.

Da saß fast auf jeder Bank ein Paar, das ich kaum an den weißen Kleidern der Frauenzimmer erkennen konnte — Küsse, Seufzer, leise Worte verfolgten mich — Alles athmete an diesem Unglücksabend Zärtlichkeit und Wollust.

Ich floh diese für Mich allzu gefährlichen Orte — und um den Bildern, die mein Blut in Wallung fehlen, zu entgehen, ging ich

über den Eintrachtsplatz hin und die Straße St. Honoré entlang. Der Mond stand jetzt glänzend am Himmel — die Fenster vieler Häuser standen offen, und auf mehr als einem Balkon, der im Dunkeln lag, während das Innere des Zimmers hell glänzte, sah ich beim Mondschein Männer und Frauen, mit den Armen auf das eiserne Geländer gestützt, so nah — so nah mit einander schwatzen, daß ihr Haar sich berührte.

Muß ich es gestehen? O Gott! — Sogar die armen, unglücklichen Geschöpfe, die das Laster des Nachts auf die Straßen treibt, und deren Anblick für mich gemeinlich so ekelerregend ist, schürten mit ihrem frechen Gesicht, ihrem unanständigen Gang das Feuer, das in mir glühte!

Ich verlor immer mehr den Kopf — und jetzt gewann die Versuchung, die seit dem Morgen in mir gährte, vollkommen die Oberhand.

Ich trat in einen Laden, kaufte eine Flasche Brantwein und kehrte nach Hause zurück.

Es war halb elf ich versteckte die Flasche in einer Ecke des Zimmers, wo mein gewöhnlicher Standort war, und erwartete das Nachhausekommen der Fürstin.

Um ein Viertel auf zwölf kam sie nach Hause.

Als ich ihr die Thür aufmachte, sagte sie zu mir:

»Sie können gehen, ich bedarf Ihrer weiter nicht.«

---

Ich ging allerdings.

Ich löschte nach meiner Gewohnheit alle Lichter im Wohnzimmer und im Wartesaal aus und öffnete und schloß die Thür mit Geräusch, als ginge ich hinaus, aber statt hinauszugehen, blieb ich in dem Gemache und verschloß die Thür von innen zweifach; dann duckte ich mich in eine finstere Ecke und wartete, bis es zwölf geschlagen.

---

Die Gedanken aufzuzählen, die in dieser Stunde des Wartens und des innern Sturmes durch meine Seele gingen, ist mir unmöglich — eben so gut wären die Wellen des erregten Meeres zu zählen.

Die einzige feste Vorstellung, die unheimlich in mir glühte, und

alle andern beherrschte, war diese.

Regina soll mein sein — durch Ueberraschung und Gewalt!

Es war ein schändliches Verbrechen! noch schändlicher, ich weiß es wohl, als das, welches der Graf Duriveau hatte begehen wollen — denn meine Gebieterin schlief ruhig, zutrauensvoll unter *meiner* Hut — unter meiner Hut, den mein Wohlthäter als einen treuen Diener, als einen schützenden Wächter in ihre Nähe gebracht hatte.

Ja, dieses Verbrechen war schändlich — aber ich war trunken, ich war rasend, mich beseelten die wilden Begierden des brünstigen Rothwilds.

Und damit diese Schändlichkeit in ihrer Schauerhaftigkeit vollkommen würde, fand ich Mittel, sie vor mir selbst mit entsetzlicher Heuchelei zu rechtfertigen.

Keiner von Denen, welche Regina liebt oder die sie geliebt hat, sagte ich zu mir selbst, hat für sie so viel gethan, wie ich, und wenn sie in der Erschrockenheit, in welche sie mein Angriff stürzen wird, überwältigt, bittend vor mir liegen wird, so werde ich zu ihr sagen:

»Seit zehn Jahren liebe ich Sie — hören Sie wohl — und habe es Ihnen bewiesen, obgleich Sie nichts davon wissen. — Erfahren Sie es seht endlich!

Sie pflegen das Grab Ihrer Mutter mit frommer Verehrung — zehn Jahre lang hab ich dieses Grab sorglich gehütet.

Sie waren im Begriff, die Frau — vielmehr das Opfer eines elenden Menschen zu werden — ich habe diesen Menschen entlarvt.

Sie waren nahe daran in eine entsetzliche Schlinge zu fallen — ich habe Ihnen einen Befreier gesandt.

Die Wiederherstellung des Rufes Ihrer Mutter würde Ihnen die Liebe Ihres Vaters wieder erwerben — diese Wiederherstellung liegt in meiner Hand-.

Tragen Sie Bedenken, Ihren Gemahl zu hintergehen? Da kann ich Ihr Gewissen beruhigen; denn ich kann Ihnen beweisen, daß Ihr Fürst Sie vernachlässigt, um sich in den tiefsten Koth zu wälzen.

Sie lieben Ihren Liebhaber. Was hat er für Sie gethan? Er hat



sich für Sie geschlagen. Nun denn! seit zehn Jahren kämpfe ich für Sie — kämpfe ich allein, so unbekannt und machtlos ich bin; hatte der Mann, den ich entlarvt habe, um Sie aus seinen Händen zu befreien, mich nicht in den Hals geschossen und mich für ein ganzes Jahr des Augenlichts beraubt, so hätten Sie auch Ihren Fürsten nicht heirathen sollen.

Da haben Sie, was ich Alles für Sie gelitten und gethan — aber die Stunde ist gekommen, wo das bloße Bewußtsein meiner unbekanntes Aufopferung mir nicht mehr genügt. Stolze Fürstin — nie werden Sie einen Bedienten lieben, das können Sie nicht, das weiß ich wohl, so sehr er es auch durch Liebe und Aufopferung verdient haben mag — gut! — der Bediente wird Sie doch besitzen, und hinterher wird er sich das Leben nehmen.«

---

Ja, in dieser Stunde des Fluchs hab ich das Alles im Ernste gedacht!

---

Es schlug zwölf.

Um meine letzte Gewissensscheu zu übertäuben, leerte ich mit einem Zuge die Brantweinflasche zu einem Viertheil aus — dann ging ich nach Regina's Schlafzimmer, in sittlicher Beziehung völlig besinnungslos, aber mit festem Schritt, sicherer Hand, wachsamem Ohr und spähemdem Blick.

Der Mond schien hell in den Saal, das Wohnzimmer und die Gemäldegalerie.

Das gab mir Licht bis in's Schlafzimmer.

Ich horchte, ich hörte nichts —

Wenn Regina wach war, so war ich verloren — sie brauchte nur an dem Glockenbände zu ziehen — es that mir leid, dasselbe nicht am Abend vorher abgeschnitten zu haben.

Wenn ich durch Aufmachen der Thür Reginen weckte, war ich ebenfalls verloren.

Einen Augenblick zauderte ich aufs Neue — dann drehte ich den Schlüssel rasch um, hingerissen von berausenden Erinnerungen und zu sterben entschlossen.

Der Schlag meines Herzens stockte — ich horchte — nichts —

nicht das mindeste Geräusch.

Da machte ich also leise die Thür auf.

Das Zimmer war von einer Alabasterlampe erhellt, die auf dem Kamin stand.

Regina schlief.

Sie lag in so tiefem Schläfe, daß ich auf der dicken Fußdecke nahe genug an ihr Bette herantreten konnte, um ihr leises, ruhiges Athmen zu hören.

Die Nacht war sehr schwül — Regina lag mit aufgelöstem Haar in einer Stellung da, die mir die wenige Vernunft, die ich noch übrig hatte, gänzlich raubte.

— In dem Augenblick, da ich mich auf meinen Raub stürzen wollte, blickte ich mechanisch hierhin und dahin um mich, als fürchtete ich, *daß mich Jemand sähe*, obgleich ich überzeugt war, allein zu sein. — Bei dieser Kopfbewegung hefteten sich meine Augen plötzlich auf den Kaminspiegel, der das Licht der Alabasterlampe zurückstrahlte.



In dieser Spiegelfläche erblickte ich ein bleiches Antlitz, dessen Ausdruck so häßlich, so grimmig war, daß ich vor Entsetzen, das durch den Schwindel meiner Einbildungskraft erhöht wurde, versteinert, gebannt vor dieser schrecklichen Erscheinung stehen blieb — und da erwachte meine Vernunft wieder.

Dieses bleiche Gesicht, das mich in Schrecken feste, war meines.

Wie nur ein einziger Vernunftstrahl erwachte, mir den Abgrund zu zeigen, in den ich zu stürzen im Begriff war, und mir seine Greulichkeit aufzudecken — aus welchem Grunde ich der der Befriedigung der widerlichsten Begierden erschreckt zurückfuhr, sobald ich sie sich auf meinem Gesicht malen sah, als ich, so zu sagen, die Schändlichkeit der Handlung, die ich begehen wollte, auf meinem Antlitz geschrieben sah — wie die gemeine Redeweise: *Wenn Du Dich sehen könntest, würde Dir vor Dir selbst bange werden*, in diesem entscheidenden Augenblicke über mein und Regina's Schicksal entschieden hat — das Alles weiß ich nicht zu erklären; denn noch in dieser Stunde ist mir diese plötzliche Umwandlung in meinem Innern unerklärlich.

Alles, was ich weiß, ist dieses, daß an der Stelle meiner unbändigen Kühnheit eine so ungeheure Furcht trat, von Regina hier entdeckt zu werden, daß ich fast hinsank und kaum die Kraft hatte, das Zimmer zu verlassen, die Thür leise zuzuschließen und das Wohnzimmer zu erreichen, wo ich bewußtlos hinfiel.

---

Als ich wieder zu mir kam, bepurpurten die ersten Strahlen der Sonne, die in dieser Jahreszeit so früh aufgeht, die Wipfel der großen Bäume im Garten; es mußte drei Uhr Morgens sein.

Das tiefste Schweigen herrschte noch immer in den Gemächern der Fürstin.

Ich beeilte mich, sie zu verlassen, öffnete und schloß die äußere Thür leise — Alles schlief noch im Hause. Ich erreichte meine Stube ohne Geräusch und ohne Jemandem zu begegnen; sobald ich in meinen vier Wänden war, warf ich mich auf mein Bett und zerfloß in Thränen.

---

Die Probe ist schrecklich gewesen, aber entscheidend. Alles, was in meiner Liebe zu Regina Unreines und Strafbares war, ist in dieser schrecklichen Nacht ausgeschieden worden.

Die Gluth dieses rasenden Ausbruchs der Leidenschaft hat das Gold von seinen Schlacken gesondert — jetzt ist meine Liebe für immer in mein Herz vergraben und soll da immer rein und unverfälscht bleiben.

---

Als ich am Morgen den Thee hereinbrachte, sagte Regina zu mir:

»Martin, haben Sie nicht heut Nacht im Hôtel Lärm gehört?«

»Nein, Frau Fürstin.«

»Seltsam!« setzte sie hinzu, »es kam mir vor, als wenn gegen drei Uhr Morgens die Thür meiner Gemächer, die auf die große Treppe hinausführt, zugemacht würde.«

»Ich bin nichts gewahr geworden, Frau Fürstin — auch hab' ich diesen Morgen die Thür zum Vorzimmer verschlossen gefunden, wie ich sie gestern Abend verschlossen hatte.«

»Dann muß ich mich geirrt haben. — Sie nehmen doch übrigens die Schlüssel immer mit, nicht wahr?«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Das ist vorsichtsgemäß, vergessen Sie es ja niemals.«

»Nein, Frau Fürstin.«

---

Den 30. August 18..

Regina liebt Just leidenschaftlich, aber sie hat sich nichts zu Schulden kommen lassen — darüber habe ich heute Gewißheit erlangt. Dieses Stelldichein am Morgen hat nur in meiner Einbildung stattgefunden — sie hat ihre Blumenhändlerin im Fiaker mitgenommen, um mehre berühmte Läden zu besuchen und hier die schönsten Blumen für sich in Beschlag zu nehmen; sie ist bei der Blumenhändlerin um halb neun Uhr Morgens eingetroffen und hat sie um elf Uhr wieder in ihren Laden zurückgebracht. Eine halbe Stunde darauf war die Fürstin im Hôtel.

Es machte mich innig glücklich, als ich meinen Irrthum

erkannte, auch mischte sich dieser Freude keinerlei eifersüchtige Schadenfreude bei.

Der vorgestrige Tag und die Nacht sind allzu beschämend für mich — ich habe zu viel abzubüßen, als daß ich nicht in Zukunft alle Kraft meines Willen anstrengen müßte, um Alles niederzuhalten, was sich eben Strafbares oder Sündhaftes noch in mir regen könnte.

Es ist mir jetzt ganz klar: eine Rückkehr der Frau von Montbar zum Fürsten ist ebenso unmöglich, wie eine Rückkehr des Fürsten zu seiner Frau. Regina hat sich auf dem Meere der Leidenschaft eingeschifft — ihr Geschick muß sich vollenden. Sie ist zu stolz, um sich auf ein Leben voll Untreue und Heimlichkeiten einzulassen: eines Tages wird sie mit Just entfliehen — davon bin ich überzeugt. Ich bin auch überzeugt, daß diese Liebe ihr Glück begründen wird. Just ist der Mann, zu einem Opfer aufzufordern, wie Regina es ihm bringen wird.

Ich werde abwarten. Obgleich Regina gegen mich in Bezug auf Alles, was den Capitain Just anbetrifft, die äußerste Zurückhaltung beobachtet, wird sie doch, wenn es zum Aeußersten kommt, meiner bedürfen — bis dahin werde ich wachen — für sie und für ihn.

Bedroht sie irgend eine Gefahr, so werde ich Mittel finden, sie davon in Kenntniß zu setzen.

Von da an kann Regina meine Dienste entbehren; sobald ich sie gänzlich unter dem treuen und edelmüthigen Schutze von Just's Liebe sehe, werde ich über ihr Schicksal beruhigt sein, meine Aufgabe für gelöst halten und zu Claudius Gérard zurückkehren.

Den 29. September 18..

Seit langer Zeit ist eine Lücke in diesem Tagebuche eingetreten. — Wozu sollt's dienen? Sie lieben einander, die Leidenschaft trägt sie auf ihren Fittigen hoch empor — sie leben nur für einander.

Regina trägt die Stirn zu hoch, als daß sie strafbar sein könnte.

---

Der Fürst ist noch immer verreist; er hat sein Landgut verlassen,

um eine Reise in die Pyrenäen zu unternehmen; er wird erst im November zurück erwartet.

Glücklicherweise sind alle Bekannten des Fürsten auf dem Lande, meine Verschwiegenheit ist probehaltig, Niemand, glaub' ich, hat Regina's Liebeshändel durchschaut. Just kommt nur zwei bis drei Mal die Woche in's Hôtel, wie ihn dazu die freundschaftlichen Verhältnisse berechtigen. An den übrigen Tagen benutzen Regina und er die herrliche Jahreszeit und treffen einander in einem der weniger besuchten Gärten, im Luxembourg, im botanischen Garten, im Park de Moneau, dann auch im boulogner Gehölz, oft auch im Museum. Ich weiß das — ich bin Regina mehre Male nachgegangen; um ihre häufige lange Abwesenheit zu beschönigen, gibt sie vor, sie sitze zu einem Portrait.

Den 5. December 18..

Seit einigen Tagen büßt Regina ihre frühere Heiterkeit ein: ich habe sie recht traurig, gedankenvoll, äußerst niedergeschlagen getroffen; aber bei Just's Anblick heitern sich ihre Züge auf und strahlen vor Freude.

Der Fürst ist nach seiner Rückkehr aus den Pyrenäen auf das Landgut des Marquis d'Hervieux gegangen, um da einen Monat zuzubringen. — Kein Zweifel, daß die Rückkunft des Herrn von Montbar, der gegen Ende des Monats erwartet wird, die Niedergeschlagenheit der Fürstin hervorruft. Sie sieht ein, daß der Augenblick herannaht, wo sie einen entscheidenden Entschluß fassen muß. Ich habe auch einige sehr bedeutungsvolle Worte, die sie zu Just sprach, aufgefangen — diese Worte sind folgende:

»Alles oder Nichts — auf immer oder niemals.«

Ich kenne die Entschlossenheit von Regina's Charakter — in diesen Worten liegen Vergangenheit und Zukunft ihrer Liebe beschlossen.

Den 19. December 18..

Madame Wilson, die, wie es mir scheint, halb und halb die Vertraute der Fürstin bei ihrer Liebesangelegenheit war, wird durch eine schwere Krankheit ihrer Tochter Raphaele auf dem Landsitze zurückgehalten; der Briefwechsel meiner Gebieterin mit ihr wird immer häufiger.

Den 20. Januar 18..

Vor einigen Tagen ist der Fürst angekommen; was mir unbegreiflich ist, das ist, daß er gegen Regina vollkommen derselbe ist, wie vor seiner Reise, höflich, aber spöttisch und kalt — nur vermeidet er mit sichtbarer Gefflissentlichkeit jede Gelegenheit, den Capitain Just zu erwähnen.

Auf Regina dagegen übt die Rückkunft des Fürsten einen sehr bemerkbaren Einfluß aus; ihre Zerstretheit, ihre Niedergeschlagenheit, ihre Aufregung sind auf den höchsten Grad gestiegen. Ein Wendepunkt steht bevor, das fühlt sie — große Familienereignisse sind hier im Anzuge.

Ich verdopple meine Wachsamkeit — Regina vertraut sich mir nicht an — es ist also an mir, ohne ihr Wissen handelnd für sie einzutreten.

Den 2. Februar 18..

Ich erschrecke über die Nachricht, die ich auf einmal in Händen habe.

Gestern Abend habe ich nach unglaublichem Aufwande von Scharfsinn, nach unerhörten Maßregeln endlich den letzten Beweis erlangt, durch den der Ruf von Regina's Mutter schlagend, greifbar, unwiderleglich wiederhergestellt werden kann.

Diese Frau hat sich der bewundernswürdigsten Aufopferung unterzogen, deren die Freundschaft jemals fähig gewesen ist — nie ist die Heiligkeit des Eides, des gegebenen Wortes heldenmäßiger bewahrt worden.

Die Beweise, von denen ich rede, habe ich hier vor mir auf dem Tische.

Ich habe dieses Ziel, das ich seit so langer Zeit verfolgt, endlich erreicht — und statt himmlische Freude zu empfinden, bin ich voll Schrecken.

O Gott, erleuchte du mich; denn von dem Geheimnisse, das ich in Händen habe, hängt vielleicht das Schicksal von drei Personen, Regina's, Just's und des Herrn von Montbar, ab!

Und zwar auf folgende Weise.

Vorgestern war Regina unruhiger, in sich versunkener als je.

Nachdem sie eine ziemlich kurze Zusammenkunft mit ihrem Gemahl gehabt, schrieb sie beinahe den ganzen Tag; gleichwohl gab sie mir keinen Brief zur Besorgung.

Als ich einmal in ihr Wohnzimmer gekommen war, um Holz zu bringen, sah ich sie mehre zerrissene und zusammengeknitterte Stücke Papier in den Kamin werfen — indem ich nun das Feuer anschürte, fand ich Gelegenheit, mehre Stücke davon bei Seite und unter die Asche zu schieben, sie bemerkte davon nichts. Als sie ausging, eilte ich herbei, holte die halb verbrannten Papiere heraus und fand Theile von einem an Madame Wilson, die damals nicht in Paris war, gerichteten Briefe.

Die Fragmente lauteten wie folgt:

— — Ich habe mich mit meinem Manne erklärt — er weiß Alles — übrigens hab' ich ihn ertappt — — — — Ehe drei Tage vergehen, muß Alles entschieden sein. Sie können sich denken, wie sehr ich es bedarf, Sie zu sprechen, mich mit Ihnen zu berathen! Ich weiß mir nicht zu helfen — aber, ich weiß es wohl, Sie können Ihr armes Kind jetzt nicht verlassen und nach Paris reisen — auch — — — Meine Verlegenheit ist schrecklich — mit Just zu entfliehen, ihm mein Leben zu weihen, das Opfer des seinigen anzunehmen, mich mit ihm in irgend einen entlegenen Winkel der Erde zurückzuziehen, um da glücklich, unbekannt, vergessen miteinander zu leben, das wäre mein Himmel — Just ist der Einzige auf der Welt, dem ich so mein Schicksal in die Hände legen könnte. — Und warum zaudern Sie also nun, werden Sie sagen?

*Darum* zaudere ich:

Der Ruf meiner Mutter ist noch bis diese Stunde schimpflich besudelt. Auf ihrem Sterbelager hat sie zu mir gesagt: Ich sterbe unschuldig. Sie ist also unschuldig — ich glaub' es, weiß es, fühl' es — aber die Beweise, welche ihren Ruf wiederherstellen würden, und die ich zwei Mal zu entdecken gehofft habe, sind mir bis jetzt immer wieder aus den Händen geschlüpft — vor den Augen der Welt, vor den Augen meines Vaters, dessen Lebenskraft sich in dem traurigen Kampfe zwischen dem Andenken seiner Liebe zu mir und der Abneigung, die ich ihm einflöße, seitdem er glaubt, daß ich vor der Welt nicht seine Tochter bin — vor den Augen meines Vaters, sag' ich, ist meine



Mutter schuldig gewesen — und bei dem Aussehen, das mein Entfliehen mit Just machen wird, wird man ein schreckliches Wort aussprechen: *Wie die Mutter, so die Tochter!* Mein Fehltritt würde ein neuer Flecken an dem Andenken meiner Mutter sein — Verstehn Sie?

Und das ist noch nicht Alles — o Freundin, was für ein Abgrund ist unser Herz!

Ich liebe Just, ja, ich liebe ihn zärtlich, edel, ich darf es Ihnen sagen, ohne den Blick niederzuschlagen; denn diese Liebe ist noch rein; an dem Tage, wo sie aufgehört hätte es zu sein, würde ich den Herrn von Montbar für immer verlassen haben.

Hören Sie meine Beichte an, liebe Freundin, ich will Ihnen Alles sagen, aufrichtig, ohne Scham, ohne falschen Stolz, wie ich es meiner Mutter gesagt haben würde. Ich habe *drei* Mal geliebt — das ist viel! Aber es ist nicht *meine* Schuld — Hätte der erste Mann, den ich geliebt habe, es gewollt, es verdient — ich hätte nimmer mehr als ein Mal auf der Welt geliebt.

Diese erste Liebe stammte aus der Kindheit her.

Auch war das Alles, was sich auf die unwürdige Liebschaft bezog, nicht nur eine abgemachte, vergessene Sache, sondern es war für mich zu einem Nichts geworden — es war, als wär' es nie dagewesen.

Ich war also frei — und jetzt hab ich meinen Mann geliebt, wie ich nicht mehr lieben kann; denn selbst in der Liebe zu Just ist eine von meiner Stellung abgenöthigte Heimlichkeit, die mich demüthigt, und dann hat es für mich etwas Trauriges, Beschämendes, zu Just wieder, wenn auch aus vollem Herzen, beinahe dieselben Worte, dieselben Liebesversicherungen auszusprechen, die ich, ebenfalls aus vollem Herzen, schon gegen einen Andern ausgesprochen; denn ach, die Liebe hat nur Eine Sprache. Und dann ist auch meine Liebe zu Just unter Thränen, unter schrecklichen Seelenschmerzen geboren, ihre Wurzel ist bitter, und ihre Früchte sind es auch — aber es thut nichts — ich habe keine Wahl mehr, besser diese Liebe, die mit Leid, Gewissensbissen und Seelenschmerzen versetzt ist, als dies trübe, einsame, trauervolle Dasein, das ich so lange geführt habe — und das, ohne Sie, ohne Ihre zärtliche Freundschaft in sich selbst seinen Abschluß gefunden haben würde.

---

Wir waren seit einem halben Jahre verheirathet — mein Glück war niemals größer gewesen. Der erste Argwohn entstand in mir in Folge eines anonymen Briefes.

---

Und hören Sie, was ich zu Herrn von Montbar sagte: Georg, seit vier Wochen sind Sie drei Nächte nicht nach Hause gekommen — leugnen Sie es nicht — an jedem von diesen drei Abenden haben Sie mich verlassen und sich unter dem Vorwande eines leichten Unwohlseins auf Ihr Zimmer begeben. Eine Stunde darauf sind Sie durch die kleine Gartenthür hinausgegangen und kurz vor Tagesanbruch durch die Orangerie und Louis Stube zurückgekehrt. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet, ich bitte Sie nur um Eins, Georg, setzte ich in Thränen zerfließend hinzu — rechtfertigen Sie sich — ich weiß, daß der schlimmste Schein häufig trägt. Und obgleich es mir fast unmöglich scheint, Ihr Verfahren anders zu erklären, als auf eine Weise, die mich aufs äußerste niederschlägt, so will ich Alles glauben, was Sie mir sagen, Georg — so sehr bedarf ich der Beruhigung.

---

Auf diese Worte, die so schonend waren, aber freilich bewiesen, daß ich Alles wußte, antwortete mein Mann, nachdem er einen Augenblick zerknirscht und vernichtet dagesessen, mit hochfahrenden, verletzenden Worten, ja noch mehr — — — — — Seit diesem Tage, an dem ich für alle Zukunft in meiner Liebe, meiner Würde, meinem tiefen Vertrauen auf meinen Mann verletzt worden, erhob sich eine Eismauer zwischen uns, und ich versank in die Verzweiflung, aus der Sie mich gerettet haben. — Bisweilen kehrte meine Liebe zu meinem Manne, ohne daß ich's wollte, zurück, aber ich verbarg es ihm; denn mein Stolz empörte sich dawider.

---

Eines Tages — war er auch seinerseits — aber es war zu spät. — — — — — Also diese Betrachtung in Bezug aus den Ruf meiner Mutter hält mich allein zurück. Ich habe Alles erwogen, Alles überlegt — jetzt erfüllt ein anderes Interesse mein Herz —

diesem Interesse bin ich auf dem Punkte Alles zu opfern, und doch« — Diese Bruchstücke sind für mich überaus wichtig.

Dieses Zaudern auf Regina's Seite, das auf der Furcht beruht, daß auch ihr Fehltritt auf ihre Mutter, deren Andenken schon so verunglimpft ist, zurückfallen werde, kann ich auf der Stelle beseitigen, wenn ich Just alle die Documente, welche die Schuldlosigkeit von Regina's Mutter beweisen, auf eine Weise zusende, daß er nicht erfährt, woher sie kommen.

Was das unbestimmte Bedauern oder die Reue anbetrifft, welche in der Fürstin ihre Trennung hervorrufen könnte, so kann ich sie auch darüber beruhigen und Just Mittel an die Hand geben, sich selbst sowohl um Regina's als auch um seiner eigenen Gewissensruhe willen davon zu überzeugen, daß der Fürst weder Mitleid noch Bedauern verdient; denn seine Neigung zum Trunk scheint noch im Wachsen begriffen zu sein.

Ich habe heute Morgen vermöge eines seltsamen Zufalls, bei folgendem Gespräch desselben mit seinem alten Kammerdiener Louis den Zuhörer abgegeben.

»Du verstehst mich also wohl, einen Pierrotanzug von Matratzenleinwand — so häßlich wie möglich — Du kaufst ihn.«

»Aber, Fürst, Sie werden ihn doch nicht anziehen?«

»Hab' ich denn nicht meine Kleider darunter?«

»Meinetwegen,« sagte Louis seufzend, »und das bring' ich wohin?«

»Danüber — Dauphinstraße Nr. 3.«

»Und wenn und zu welcher Stunde, Fürst?«

»Morgen — es muß vor acht Uhr Abends da sein. Weiter brauch ich nichts. Dann sagst Du dem Thürhüter, er solle Feuer anmachen.«

»Also — mein Fürst,« sagte der alte Louis in vorwurfsvollem Tone, »doch noch?«

Weiter konnte ich von dem Gespräch leider nichts erwischen.

---

Ich kann also morgen Nacht Just zum Zeugen einer neuen unedlen Orgie machen, wenn ich ihm die Nachweisungen zukommen lasse, die ich besitze.

Sollte Regina dann noch Bedenken tragen, die Flucht zu ergreifen?

Just die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter zu verdanken! Zu welcher Begeisterung müßte sich in diesem Falle Regina's Erkenntlichkeit steigern! Und wenn sie einmal überzeugt ist von der Unwürdigkeit ihres Gatten, wer kann sie dann noch zurückhalten?

---

O, ich fühl' es, die Verantwortlichkeit, die ich zu übernehmen im Begriff bin, ist schrecklich.

Die ganze Frage faßt sich für mich in die Worte zusammen:

Bin ich in meiner Seele und vor meinem Gewissen überzeugt, so weit in menschlichen Dingen Gewißheit möglich ist, daß Regina mit Just glücklich werden wird?

Den 3. Februar 18..

Was ich gesehen und erfahren habe, wirft meine Entschließungen über den Haufen und stürzt mich in unglaubliche Verwirrung.

Vorhin — gegen Mittag, übergab mir meine Gebieterin ein großes, versiegeltes Couvert und sagte zu mir:

»Bringen Sie das zum Herrn von Montbar, und warten Sie auf Antwort.«

Ich begab mich in die Gemächer des Fürsten, die von denen seiner Frau ziemlich weit entfernt liegen; da ich den alten Louis in dem ersten Zimmer, wo sein gewöhnlicher Standort ist, und der vor der Bibliothek liegt, nicht fand, ging ich durch die letztere, einen großen Saal, hindurch, wo auch Niemand war, und klopfte leise an die Thür des Fürsten, die nur angelehnt war:

»Komm herein,« antwortete mir die Stimme des Herrn von Montbar, und ohne in dem Augenblick daran zu denken, daß er mich nicht dutzte, stieß ich einen Flügel der Thür leise auf.

Zufolge der Lage des Zimmers sah ich den Fürsten von der Seite, wie er vor einem Schreibtische saß, das Kinn in die Hände gestützt; er schien mit tiefer und schmerzlicher Aufmerksamkeit auf ein prächtiges Bild Regina's hinzublicken, das kurze Zeit nach ihrer Verheirathung gemalt war. Der Ausdruck in dem Gesichte

des Fürsten, auf welchem ich Spuren frischvergossener Thränen sah, war so tiefbetrückt, so zerknirscht, so rührend, daß ich gleich im ersten Augenblick wider Willen eben so viel Theilnahme wie Mitleid für den Mann empfand, dessen Seelenleiden ich nicht geahnt hatte — ein blitzschneller Gedanke fuhr mir durch die Seele. Gewiß liebt der Fürst seine Frau noch und verbirgt es nur aus Stolz.

Ich erschrak über diese Art von Geheimniß, dessen ich plötzlich inne geworden, und erst jetzt fiel es mir ein, daß der Fürst zu mir gesagt hatte, komm herein, indem er nämlich geglaubt hatte, daß er zu Louis spräche, vor dem er kein Geheimnis haben mochte.

Glücklicherweise war ich auf der Schwelle der halboffenen Thür stehen geblieben, und der Fürst war dermaßen vertieft, daß er nicht einmal meine Anwesenheit zu bemerken schien.

Ich trat also einen Schritt zurück, indem ich hoffte, daß er mich noch nicht gesehen haben werde, stellte mich hinter die halb offene Thür und klopfte noch einmal und stärker.

»Nun so komm doch herein, Louis,« sagte Herr von Montbar.

»Mein Fürst, Louis ist es nicht,« antwortete ich, ohne zum Vorschein zu kommen.

»Wer ist denn da? « sagte Herr von Montbar barsch, indem ich ihn aufstehen und auf die Thür zutreten sah, die er jetzt ganz aufmachte.

»Was wollen Sie?« sagte er hart zu mir, wobei man ihm ansah, daß mein Erscheinen ihm nicht recht war.

»Mein Fürst, hier sendet die Frau Fürstin ein Papier, sie hat mir befohlen, zu warten.«

Und ich übergab meinem Herrn das Couvert.

»Es ist gut,« sagte er zu mir, »warten Sie in der Bibliothek.«

Einige Minuten darauf gab er mir das große Couvert wieder und sagte zu mir:

»Bringen Sie das der Frau von Montbar wieder.«

Ganz nachdenklich kehrte ich zur Fürstin zurück.

---

Ja, die tiefe, schmerzliche Aufregung, mit der der Fürst das Bildniß seiner Frau betrachtete, wirft alle meine Vorstellungen

über den Haufen! Er liebt sie noch, er hat sie immer leidenschaftlich geliebt. Aber wie soll ich denn die Rückfälle in seine niedrigen, schlechten Gewohnheiten erklären? Nein, nein, dieses nachsinnende Anbeten ihres Bildes ist nur eine vorübergehende Laune, ein leises Wiederauftauchen vergangener Gefühle. Ein solcher Mann ist immer unfähig Regina glücklich zu machen — die Vergangenheit beweist es nur allzu sehr.

---

Was ich in einem Augenblicke, da der alte Louis sich ein wenig gehen ließ, erfahren habe, stürzt mich in neue Zweifel.

Ich habe nur Ein Mittel in Händen, mich mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen; morgen will ich den Fürsten sehen, mit ihm sprechen und in das Innere seiner Seele blicken.

Dann will ich zwischen ihm und Just entscheiden.

---

Den 4. Februar 4 Uhr Morgens.

Es ist geschehen.

Nach einer strengen und unparteiischen Prüfung der Eindrücke, die ich in dieser Nacht empfangen, hab' ich mich mit der Erkenntniß, die ich vom Charakter Regina's, Just's und des Fürsten zu besitzen glaube, zu durchdringen gesucht.

Dann hab' ich Alles vor dem Gerichtshofe meines Gewissens abgewogen und einen entscheidenden Entschluß gefaßt.

Mag Regina's, Just's und des Fürsten Schicksal dann in Erfüllung gehen.

Ehe der Tag zu Ende geht, ist Alles zwischen ihnen entschieden.

Gott kennt meine Absichten, er weiß, daß sie rein, treu, uneigennützig sind, er wird mir vergeben, wenn ich mich in Dem, was ich gut zu machen gedachte, geirrt haben sollte.

Was geschehen ist, ist Folgendes:

Gestern sagte ich zu Regina:

»Ich hätte an die Frau Fürstin eine Bitte zu thun.«

»Was ist es, Martin?«

»Wenn Madame meiner nicht bedürften, so würden Sie mir

einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir meinen Abend freiließen — und zwar bis ziemlich spät in die Nacht.«

Die Fürstin sah mich ziemlich verwundert an, dann schien ihr Etwas einzufallen, und sie antwortete mir lächelnd:

»Ach so — ich verstehe, wir sind im Carneval — nun — nun viel Vergnügen, und vor allen Dingen kein Uebermaß,« setzte sie hinzu, »ich sage Ihnen das, Martin, weil Sie ein guter Diener sind, sehr ordentlich, sehr ruhig — und weil es oft leider nur einer Gelegenheit bedarf, um die besten Gewohnheiten in's Gegentheil zu verkehren.«

»Die Frau Fürstin können über diesen Punkt ganz ruhig sein.«

»Gut, gehen Sie.«

Und ich ging.

Seltsam, es war das Lebensschicksal meiner Gebieterin, über das ich an dem freien Abend, den sie mir gewährte, entscheiden wollte.

Ich hatte von dem alten Louis erfahren, daß der Fürst nicht zu Hause speise; ich brauchte ihn nur am Abend in der Dauphinstraße zu erwarten, um ihm dann überall nachzufolgen.

Als es dunkel geworden war, begab ich mich in eine Handlung von Maskenanzügen und kaufte dort einen Anzug mit blauen und weissen Feldern wie der des Fürsten, dann — diese Kleinigkeiten kommen mir jetzt kindisch und lächerlich vor, aber Alles war verloren, wenn der Fürst, *mein Herr*, mich erkannte — dann ging ich zu einem Farbenhändler und versah mich mit etwas Bleiweiß, Zinnober und Beinschwarz und einem Pinsel und etwas senativem Oel, bei dessen Anwendung die Malerei gleich nach der Anfertigung trocken ist.

So ausgestattet begab ich mich zu meinem wackern Freund Hieronymus, dem Droschkenkutscher, mit dem ich immer in Verbindung geblieben bin, und dem ich am Tage vorher geschrieben hatte, ich bäte ihn, von sechs Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens mit seinem Wagen mir zu Befehl zu stehen.

Eine Teufelsmaske und eine andere mit einem Elefantenrüssel, die ich bei dem Maskenhändler gekauft hatte, waren bestimmt, den beiden Kindern des Hieronymus eine Freude zu machen.

Ich fand nur seine gute ehrliche Frau zu Hause.

»Ah, guten Tag, Herr Martin,« sagte sie zu mir, »Sie müssen auf meinen Mann ein Bisschen warten, er hatte Ihnen versprochen, um sechs hier zu sein, aber in der Fastnachtszeit wissen Sie wohl, ist ein Fiaker nicht sein eigener Herr.«

»Ich brauch ihn im Grunde erst gegen acht Uhr, wie haben also Zeit.«

»O, er wird nicht ausbleiben — um Ihretwillen setzte er lieber seine Kinder auf offener Strafe aus.«

»Unterdessen, liebe Madame Hieronymus, erlauben Sie mir, daß ich mich hier in der Kammer verkleide, und vor allen Dingen sagen Sie Hieronymus, wenn er kommt, nicht, daß ich da bin, ich will sehen, ob er mich erkennt.«

»Sein Sie ganz ruhig, Herr Martin, das wird ein Spaß werden.«

Vor einem Spiegel, und indem ich mir mit einem Talglicht leuchtete, zog ich in der Kammer des Hieronymus zuerst den Pierrotanzug über den meinigen, der schon sehr weit war, was mich viel dicker und in Folge dessen viel kleiner erscheinen machte, als ich in der That bin, und dann colorierte ich mir mit der rothen, weißen und schwarzen Farbe und dem senativen Oel das Gesicht dermaßen, daß es unmöglich sein muste, mich zu erkennen und unter diesen seltsamen Zeichnungen in grellen Farben meine wahren Züge zu entdecken; außerdem hatte ich mein Haar aufgebunden und eine gewaltige graue, lange, buschige Perrücke auf meinem Kopfe sicher befestigt; auf diese setzte ich meinen Pierrothut.

Ich werde niemals die seltsame Gemüthsbewegung vergessen, in der ich 'mich während dieser an sich so komischen, aber von mir auf so ernste Art und in so ernster Absicht v denn ich hoffte ja, das diese Verkleidung mich in den Stand setzen sollte, einen Plan von der äußersten Wichtigkeit auszuführen — betriebenen Anstalten befand.





# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 7

**Martin  
das  
Findelkind,  
oder  
Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**  
Illustriert von Ludwig Löffler.

---



**Novellen-Zeitung**  
Nro. 147 - 150 / 21. April - 12. Mai 1847.

Leipzig  
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber,  
1847.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Siebenter Band

Erstes Kapitel. Martins Tagebuch. (Fortsetzung.)

Zweites Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Drittes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Viertes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Achtes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel. Der Fürst von Montbar an Herrn Peter.

Zehntes Kapitel. Fortsetzung des Briefes des Fürsten von  
Montbar an Herrn Peter.

Elftes Kapitel. Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)

## Siebenter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Martins Tagebuch. (Fortsetzung).*

**A**ls meine Verkleidung vollständig war, trat ich aus dem Kabinet.

Bei meinem Anblick schrieen die Kinder vor Schreck so gewaltig, daß es mir als ein gutes Vorzeichen erschien. Was Hieronymus Frau anbetraf, so ward sie so verblüfft, daß sie nur stammelnd zu mir sagen konnte:

»Ach mein Gott, Herr Martin — ach, Herr Martin — es ist, als wenn man ein Ungeheuer sähe, ich werde die Nacht, davon nicht schlafen können, ich bekomme Alpdrücken davon.«

Es fehlte mir als entscheidende Probe nur noch der Eindruck, den ich aus Hieronymus machen würde; er kam jetzt gerade nach Hause und sagte an der Thür zu seiner Frau:

»Ist Martin da?«

»Noch — noch nicht —«

Dann setzte sie hinzu: »Sieh, Hieronymus, sieh doch.«

Und damit kehrte sie ihn nach mir um.

»Was — heiliges Kreuzdonner — was ist das?« rief Hieronymus und fuhr einen Schritt zurück.«

»Guten Tag, Hieronymus,« sagte ich und suchte nicht einmal meine Stimme zu verstellen, »guten Tag, Alter, wie gehts?«

»Warte, warte,« sagte Hieronymus, trat auf mich zu und sah mich aus solcher Nähe an, daß ich seinen Athem fühlte.

»Wer zum Teufel mag das sein?«

»Wie, Hieronymus, Sie erkennen mich nicht? nicht, einen Freund — sehen Sie doch recht zu.«

»Wetter — ich sehe ja genau genug zu, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mich unter diesen schwarzen Klecksen, diesen — weißen Linien und rothen Querstrichen zurechtfinden kann — das flimmert einem vor den Augen, es ist, als wenn man in pures Feuer sähe.

»Nun, und von der Seite?«

»Von der Seite und von vorn — ich will mich aufhängen lassen.«

»Wahrhaftig? «

»Ja, wahrhaftig,«

»Aber meine Stimme? Erkennen Sie denn auch meine Stimme nicht? Passen Sie einmal recht auf.«

»Was Teufel soll die Stimme ausmachen bei einem Gesicht? Meine Frau könnte, wenn sie so zurechtgestellt wäre, zu mir sagen, ich bin's, Deine Frau, und ich wurde antworten, das kann sein, aber ich weiß nicht.«

»Nun wohl, ich bin's, Martin, wackerer Hieronymus.«

»Martin — Sie — gehen Sie doch — aus Ihnen könnten zwei Martine gemacht werden, Kerl, so dick sind Sie — und dann sind Sie auch kleiner als er.«

»Ich habe mich ausgestopft darum komm' ich Ihnen dick vor und in Folge dessen auch kleiner, wackerer Hieronymus.«

»Wollen sehen, wollen sehen,« und Hieronymus betrachtete mich aufs neue aufmerksam und sagte: »Wollen annehmen, Sie wären's — da muß ich sehen, ob ich mich darein finden kann.«

Und dann, nachdem er eine neue Prüfung vorgenommen, rief er: »Eben so wenig — Sie sind nicht Martin — wenn Sie irgend Jemand sind, den ich kenne, so können Sie nur ein Kamerad von mir sein, den wir Drehkreuz nennen. Nicht wahr, Du bist's, Drehkreuz? He gesteh's nur.«

Ich war vollkommen beruhigt; ich mußte dem Fürsten durchaus unkenntlich sein; was meine Stimme anbetrifft, so kannte er sie, da er mich, seitdem ich im Dienste seiner Frau stand, nicht hundert Mal angeredet, und ich ihm immer, wie es schicklich ist, so kurz wie möglich und mit leiser und ehrerbietiger Stimme geantwortet hatte, ebenfalls unmöglich erkennen.

Einen Augenblick fürchtete ich sogar mich zu gut verkleidet zu haben; denn Hieronymus meinte, man spielte ihm einen Possen, und beharrte auf seinem Irrthum.

»Man könnte mich viertheilen,« sagte er im Tone tiefer Ueberzeugung, »und ich würde doch schreien — es ist Drehkreuz.«

Glücklicherweise blieb mir noch ein Mittel übrig, die Identität meiner Person zu erweisen; ich führte dem Hieronymus die einzelnen Ausdrücke an, deren ich mich gestern Abend bedient, um ihn zu bitten, mir seinen Wagen auf den folgenden Tag aufzusparen. Dieser Beweis trug den Sieg davon, und der gute Mann sagte mir die aufrichtigsten Glückwünsche wegen meiner Verkleidung.

»Nun gut,« rief er, »lassen Sie sich einmal recht sehen beim Cancan, bei Chicard — feiern Sie Ihre Fastnacht — je toller je besser — he — Sie werden mir den ganzen Wagen mit Pierretten und so was Gutem vollstopfen.«

»Ei, Hieronymus,« sagte die Frau.

»Ei was — er thut echt daran,« sagte Hieronymus, »Jugend will austoben.«

»Kommen Sie, Hieronymus,« sagte ich zu ihm, »es wird Zeit.«

»Vorwärts — Adieu Frau, adieu Jungens,« sagte der Kutscher und küßte seine Frau und seine Kinder.

»Auf morgen früh, Louischen, und stelle mir die Zwiebelsuppe warm — das erquickt nach einer Februarnacht.«

Sobald wir aus seiner Wohnung getreten waren, sagte ich zu ihm:

»Wackerer Freund, auf die Gefahr hin, in Ihrer Meinung zu sinken, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich nicht verkleidet habe, um meine Fastnacht zu feiern, sondern um eine sehr wichtige und sehr ernste Angelegenheit einem guten Ausgange

entgegenzuführen.«

»Was, papperlappap — mit Ihrer Pinselei und dem Pierrotanzug was Ernsthaftes?«

»Seht ernsthaft — ich sage Ihnen das, Hieronymus, weil ich Ihrer dabei bedarf.«

»Sie wissen, gute Freunde sind immer bei der Hand. Ah so — wohl so was von der Art, wie vorm Jahr — Sie wissen wohl, als ich den schönen, großen, jungen Mann in die Straße du Marché Vieux fuhr mit Ihnen hintenaus, der darauf in meinem Wagen eine arme Dame mitnahm, die sich nicht auf den Beinen halten konnte, so schwach war sie.«

»Freilich, Alter, so etwas ist's auch diesmal, und wo möglich noch ernsthafter — und darum verlasse ich mich auf Sie.«

»Ein Wort, ein Mann.«

Unter diesen Gesprächen waren wir die Treppe hinabgestiegen.

»Nun, wohin geht's?« sagte er zu mir.

»Dauphinstraße — Sie halten ein paar Schritt von Nr. 3 an, und ich warte in dem Wagen.«

»Gut.«

»Steht an der Thür von Nr. 3. ein Fiaker oder kommt einer, so steigen Sie vom Bock, gehen auf und ab und sehen zu, ob nicht ein Mann in einem Pierrotanzuge mit blauen Feldern aus dem Hause kommt und in den Wagen steigt.«

»Also wie Sie gekleidet.«

»Wie ich.«

»Und dann.«

»Dann folgt Ihr Wagen dem, in welchen er s steigt, hält an, wo dieser anhält, und wenn Sie diesen Pierrot irgendwo aussteigen sehen, so sagen Sie's mir.«

»Versteh' schon! Nur müssen Sie mir zugeben, daß es verdammt curios ist, daß eine wichtige Angelegenheit, wie Sie sagen, unter zwei Pierrots verhandelt werden soll.«

»Das ist freilich seltsam, guter Hieronymus. Aber noch ein sehr wichtiger Umstand: im Falle Sie später in der Nacht mich wieder kommen und in den Wagen steigen sehen sollten — nämlich mit dem Pierrot.«

»Mit blauen Feldern.«

»Eben dem — so nehmen Sie sich um Gotteswillen in Acht, daß Sie mich nicht Martin nennen; wenn Ihnen mein Name entschlüpfte, so wäre Alles verloren!«

»Wetter!«

»Das ist noch nicht Alles — um ihn noch mehr irre zu leiten — den andern Pierrot mein' ich — so antworten Sie mir, wenn ich mit ihm wiederkomme, und wir beide in Ihren Wagen steigen, und ich Ihnen sage, wohin es nun gehen soll — so antworten Sie mir — etwa — ja Herr *Marquis*.

»Damit der andere Pierrot Sie für einen Marquis hält.«

»Ja — damit er mich nur für was Anders halt, als ich bin.«

Ehe Hieronymus auf den Bock stieg, sagte er mit ernster und diesmal fast gerührter Miene zu mir:

»Sagen Sie einmal, guter Martin, wer hätte das jemals gedacht, wie ich Sie den ersten Tag, als Sie in Paris angekommen waren, von der Straße Montblanc bis in's Fuchsgäßchen herumfuhr? Ich sage das nur, weil es mir so gerade durch den »Kopf geht.«

Und Hieronymus sprang auf den Bock und rief seinen Pferden zu:

»Vorwärts, Lolo und Lolotte.«

Hieronymus hatte Recht.

Wer hätte das jemals gedacht, an dem Tage, da ich mich in Paris auf mich selbst angewiesen fand, ohne Hilfsmittel, ohne Schutz, ohne Bekannte? Eine noch seltsamere Betrachtung ward durch Hieronymus' Bemerkung in mir rege. Ich hatte mich seines Wagens bedient, um meine ersten Fahrten in Paris zu machen — und habe mich desselben jetzt ohne Zweifel auch zu der letzten bedient. Denn wenn ich mich nicht sehr irre, wenn der Sinn, in welchem ich bei dieser wichtigen Angelegenheit gehandelt habe, der richtige ist — ich werde darüber eben jetzt in's Klare kommen — so kehre ich zu Claudius Gérard zurück, so hab' ich meine Pflicht gethan — so ist meine Aufgabe mit meinen Kräften zugleich zu Ende gegangen — denn meine Kräfte gehen zu Ende — trotz meiner festen Entschlüsse ist der Luftkreis, in welchem Regina lebt, für mich zu glühend.

Der Wagen hielt am Anfange der Dauphinstraße an. Wohl



eingehüllt in meinen Mantel lehnte ich mich aus dem Fenster in der Thür hinaus und sah, wie ich es erwartet hatte, einen Fiaker vor der Thür des Hauses halten.

Hieronymus stieg verabredetermaßen vom Bock. Nachdem er einige Zeit auf dem Trottoir pfeifend auf und abgegangen war, näherte er sich seinem Collegen und knüpfte mit ihm ein Zwiegespräch an.

Nach zehn Minuten hörte ich eine Wagenthür zuschlagen und die Stimme des Fürsten rufen:

»Nur zu, Kutscher.«

Alsbald erschien Hieronymus an meinem Schlage und sagte zu mir:

»Der Pierrot ist eingepackt, aber Sie haben sich geirrt.«

»Wie so?«

»Der Pierrot ist nicht blau wie Sie.«

»Nicht blau?«

»Nein, *roth* — wie eine lebendige Weinflasche — ha ha.«

»Wahrhaftig?« sagte ich beunruhigt zu Hieronymus; denn solche Trunkenheit wäre meinen Plänen schrecklich in den Weg getreten.

»Er ist betrunken? Wissen Sie das gewiß.«

»Es kommt mir so vor — aber vorwärts — der Kamerad segelt ab — ich muß ihm auf der Ferse folgen, nicht wahr?«

»Lassen Sie ihn keinen Augenblick aus den Augen,« rief ich, »wenn Sie von ihm abkommen, ist Alles verloren.«

»Sein Sie ruhig, das Bedientenbrett hinter seinem Wagen soll meinen Pferden als Krippe dienen.«

Hieronymus peitschte sein Gespann, und wir fuhren davon.

Ich war in meine Gedanken vertieft, die immer ernsthafter wurden, je mehr der Augenblick, wo es zu handeln galt, heranrückte, als der Wagen plötzlich anhielt.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, seitdem wir von der Dauphinstraße abgefahren waren.

»Nun?« sagte ich zu Hieronymus und ließ mir die Vorderfenster herunter, »was gibt's?«

»Der andere Wagen hat vor einem Liqueurladen Halt gemacht,«

antwortete Hieronymus halblaut, »gut — der Pierrot steigt aus — gut — er tritt an die Trostquelle.«

»Ich verstehe,« antwortete ich ängstlich; denn mir war bange vor den Folgen dieser Bachusopfer.

»Vorwärts,« sagte Hieronymus zu mir, »der hat schnell hintergegossen — der Kerl versteht's.«

Und wir setzten unsere Fahrt fort.

Nach einer Viertelstunde ward wieder Halt gemacht.

»Nun? was gib't denn wieder?« sagte ich zu Hieronymus.

»Der andere Wagen hält vor einem Gewürzladen still.«

»Verflucht!« rief ich.

»Es scheint, als wenn der Satan von Pierrot den Pips hat,« sagte Hieronymus zu mir, »das ist auch ganz recht, das ist eine Magenkrankheit.«

Und nach einer Secunde versetzte Hieronymus wieder:

»Da ist er schon wieder — er muß ein Patent darauf haben, so schnell hinterzugießen. Vorwärts!«

»Wir waren seit zwanzig Minuten wieder in der Fahrt begriffen. Ich fing an, mich zu beruhigen; denn ich hatte neue Anhaltspunkte gefürchtet. Wir waren jetzt in der Straße Faubourg St. Martin. Neues Stillhalten.

»Noch einmal!« sagte ich zu Hieronymus.

»Dies Mal ist's was anders, es ist bei einem Weinhändler — der Pierrot dürstet, er will sich erfrischen, nach Branntwein und Liqueur eine Flasche Wein, das kühlt ab.«

»Stellt er sich sehr betrunken dar?« fragte ich Hieronymus mit steigender Angst.

»Nein — nicht besonders — sehn Sie, da kommt er heraus — er grüßt einen Vorübergehenden sehr ehrerbietig — er geht augenscheinlich noch ganz gerade, kaum schweift er ein Bisschen von der geraden Richtung ab. Gut, nun ist er wieder eingepackt — vorwärts.«

Endlich fuhren wir- durch die Barrière St. Martin, zehn Minuten später hielt der Wagen vor einer mit Thranlämpchen illuminierten Thüre; drüber war ein Transparent, worauf mit großen rothen Buchstaben stand:

Zum Stelldichein der Titi.  
Großer bal baté und Maskenball.  
Pfui — wer draußen bleibt — pfui!

Ich machte den Schlag auf, sprang aus dem Fiaker und sagte zu Hieronymus, indem ich ihm nach der andern Seite der Straße hin die Ecke eines dunkeln Gäßchens wies:

»Warten Sie auf mich in jenem Gäßchen, bester Hieronymus, steigen Sie nicht vom Bock, ich bitte Sie dringend darum, und denken Sie an Das, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Sein Sie ganz ruhig, Herr Marquis,« antwortete mir Hieronymus halblaut, um mir zu beweisen, daß er nichts vergessen habe.

»Aber machen Sie rasch, da nimmt der andere Pierrot sein Billet an der Kasse.«

Wirklich wartete an seiner Stelle, hinter fünf oder sechs Personen der andere Pierrot, der Fürst von Montbar, bis er an die Reihe käme, an einem kleinen Schieber in der Wand, der von zwei Municipalgardisten bewacht wurde, sein Eintrittsgeld zu bezahlen.

Ich stellte mich unmittelbar hinter den Fürsten, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Ich löste mein Billet nach Herrn von Montbar und folgte ihm Schritt für Schritt.

Nachdem er durch eine Art von ziemlich langem Gange hingeschritten, auf den von beiden Seiten Kammern ausgingen, die für die Trinkgesellschaften bestimmt waren, traten wir in einen sehr großen Saal, der von Kronleuchtern erhellt wurde, die weitläufig mit qualmenden Lampen besetzt waren, welche nur ein unbestimmtes Licht verbreiteten und eine Art Gallerie oder Tribune, die sechs bis sieben Fuß über dem Fußboden an beiden Seiten des langen Parallelogramms hinlief, fast dunkel ließen. Auf diesem Raume stand eine große Anzahl Tische und Stühle für die Trinker, die von diesem erhöhten Orte aus den Ueberblick des Maskenballes genießen konnten.

Ich ward den ersten Augenblick von dem Höllenlärm, den das Orchester machte, ganz betäubt; es bestand blos aus Blechinstrumenten, die alle drein schmetterten, um den Lärm in

diesem ungeheuern Menschenhaufen, wo fünf bis sechs Hundert Personen sprachen, sangen, lachten, schrien, kreischten, während der Fußboden von dem dicken Staub aufwirbelte, von dem wahnsinnigen Gestampfe der Tänzer erbebte, zu übertäuben.

Ich erkannte bald in den fatalen Gesichtern und in den trunkenen Worten der meisten Derjenigen, welche aus diesem Ball die Hauptrolle spielten, daß er vor Allem von der rohen, trägen, verderbten Hefe des Volkes besucht sei, die sich in diesen Höhlen zu versammeln pflegt.

Die Anzüge waren fast alle schmutzig, unedel, häßlich, oder so unanständig, daß nur die Ungebundenheit der Carnevalszeit auf sie hatte verfallen können. Es kostete mich Mühe, den Schwindel zu überwinden, welchen diese Hitze, dieser Lärm, dieser ekelhafte, erstickende Geruch bei dem Neuling hervorrufen mußten, mein Gesicht, das so seltsam bepinselt war, zog mir anfangs eine Menge Anreden in unwiedergeblichen Redensarten zu, aber bald war ich »was Altes.«

Ich entfernte mich ein Wenig vom Fürsten und überholte ihn, dann kehrte ich um, um ihn zu kreuzen und ihn aufmerksam in's Auge zu fassen.

Trotz seiner häufigen Bacchusopfer, und was auch Hieronymus gesagt haben mochte, schien mir doch Herr von Montbar nicht betrunken zu sein; sein Gang war fest, seine Züge bleich, seine Augen geröthet und erhitzt, sein Lächeln bitter. Es war für mich unverkennbar — eine traurige, sehr traurige Vorstellung beherrschte den Fürsten wider seinen Willen mitten in der Betäubung, der vorübergehenden Abstumpfung, in die er sich zu stürzen suchte. Ich bemerkte auf seinem Gesichte einen Ausdruck von Ekel, von verhaltenem Zorn, wenn er, hier und dahin gedrängt, durch den Strom dieses gemeinen Haufens auf rohe Weise zurückgeschoben oder in der Sprache des Fischmarktes angeredet wurde.

Eine Viertelstunde nach unserer Ankunft schien Herr von Montbar dieses unzeitige Zartgefühl mit Gewalt unterdrücken und sich bis zum Schwarzwerden betäuben zu wollen, denn er nahm einen wüthenden Galopp, der gerade im Saale wirbelte, wahr, faßte eine scheußliche Schäferin, die sich's sehr gern gefallen

ließ, ohne Weiteres um den Leib und schwang sich mit seiner Tänzerin mitten in den greuligen Wirbel, wobei er, wie die andern Tänzer, wie ein Rasender kreischte.

Mit einem Satze war ich auf den Stufen der Treppe, die zu den Seitengalerien führte.

Von da konnte ich den Fürsten fast immer mit den Augen verfolgen; trotz seines alle Schranken überspringenden Ungestüms war doch bei ihm weder Freude noch Lusttaumel bemerkbar, sondern es schien mir, als wäre er von finsterner Raserei besessen. Statt durch die Aufregung bei diesem wüthenden Drehen Farbe zu bekommen, ward sein Gesicht immer blässer, sein Lächeln immer krampfhafter.

Dieser Fürst, der von der Natur und vom Glücke so reich begabt war — dieser Mann, welcher der Gatte der anbetungswürdigsten Frau auf der Welt hieß, und der einen der edelsten Namen Frankreichs trug, ward hier im Strome trunkener Geschöpfe herumgerissen — er flößte mir auch jetzt wieder tiefes Mitleiden ein.

Sich kopfüber in diesen Koth zu stürzen, um seinen Kummer zu vergessen, das kam mir schlimmer vor, als Selbstmord.

Der Galopp war zu Ende.

Sein Schluß hatte den Fürsten dicht neben die Treppe gestellt, an deren oberen Ende ich zusah. Die gute Lebensart an diesem Orte mochte fordern, daß der Tänzer seiner Tänzerin Erfrischungen reichen ließe; denn die widerliche Schäferin bemächtigte sich, roth, schweißig und athemlos und mit bespritztem Rock und Strümpfen, wie sie dastand, entschlossen des Arms, mit dem der Fürst sie umschlungen gehalten, und sagte zu ihm mit heiserer Stimme:

»Nun, da wir auf Leben und Tod galoppiert, spende mir einen Schluck Kirschegeist, Freund Pierrot.«

Der Fürst, dessen Gesicht mir einen immer finstrem Ausdruck anzunehmen schien, machte sich von der zutraulichen Berührung der Schäferin rasch los und sagte:

»Geh zum Teufel! «



»So laß ich Dich noch nicht,« sagte das ekelhafte Geschöpf und klammerte sich noch fester an des Fürsten Arm an.

»Wenn wir erst sein Bisschen gepichelt haben — dann —«

»Willst Du gehen!« rief der Fürst wüthend.

Und er stieß die Schäferin heftig zurück, die dadurch in's Stolpern gerieth und sich anschickte, ihren früheren Tänzer mit Schimpfwörtern zu überschütten.

Dann bemerkte die Schäferin in der Menge einen Türken mit einem unheilverkündenden Gesicht und von herkulischem Bau, sprach eifrig mit ihm und zeigte dabei aus den Fürsten. Dieser kümmerte sich um den ganzen Vorfall nicht weiter, stieg die Treppe, an der ich stand, langsam hinauf und setzte sich in einen dunkeln Winkel der Gallerie an einen allein stehenden Tisch, von wo aus man, wie von allen Denen, die in zweiter Linie standen, von dem Ball nichts sah.

Die Schäferin und der Türke, die ich nicht aus den Augen verlor, fuhren fort, leise miteinander zu reden, und indem sich andere nicht weniger gemeine Geschöpfe zu ihnen gesellten, verloren sie sich in der Menge, wobei sie sich mehre Male umkehrten und zornige und drohende Blicke auf den Fürsten warfen.

Jetzt hörte ich, wie Herr von Montbar, der ein paar Schritte hinter mir saß, sich zum Kellner wendete:

»Eine Flasche Brantwein.«

Alsdann stemmte der Fürst die Ellenbogen auf den Tisch, legte die Stirne in die Hände und blieb finster und still.

Jetzt war für mich der Augenblick gekommen, zu handeln, ich durfte nicht leiden, daß der Fürst sich betrinke; es kam mir vor, als

wäre er jetzt auch mehr im Besitz seiner Sinne, als da er auf dem Ball erschienen; denn das widerliche Ungestüm, dem er sich hingegeben, schien ihn mehr erkaltet, als erhitzt zu haben.

---



## Zweites Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Ich trat also auf den Tisch zu, an dem der Fürst saß, that, als wäre ich ein wenig angetrunken, und nahm die rohe Sprache der gewöhnlichen Besucher des Ortes an.

»Es was — alle Wetter — ist das eine Manier, so allein zu trinken,« sagte ich zu meinem Herrn und schlug ihm vertraulich auf die Schulter.

Herr von Montbar richtete den Kopf rasch auf und sah mich auf hochfahrende Weise befremdet und gereizt an.

»Na — was denn?« versetzte ich und sah ihn fest an, »ich sage Dir, Kamerad, ein Mann, der sich dem stillen Soff ergiebt, macht einen ganz rohe — es ist eine Art von Hagestolz — «

»Freilich — Du hast wohl Recht — « antwortete der Fürst, dessen Zorn einer Art bitterer und gemachter Fröhlichkeit wich — »es ist langweilig, allein zu trinken. Und außerdem verdienst Du schon um der greuligen Zeichnung willen, womit Du Dir das Gesicht beschmierst hast, daß man Dir was spendiert — laß ein Glas kommen — dann wollen wir saufen.«

»Schön — Kellner — ein Glas.«

»Da nimm.«

»Nun! amüsierst Du Dich hier recht?« sagte der Fürst nach einer Weile zu mir — laß sehen, bist Du fidel?«

»Und Du, Kamerad, amüsierst Du Dich?«

»Wetter,« versetzte der Fürst, »ich muß mich ja wohl



amüsieren, sonst wäre' ich ja nicht hier.«

»Das ist kein Grund.«

»Wie?«

»Es kommt alle Tage vor, daß man irgendwo hinget und sich da ennuyirt.«

»Warum geht man dann hin?«

»Warum besäuft man sich? He, Alter? Es ist doch nicht um des Weins oder Branntweins willen — das Gesöff möchte der Teufel selbst von sich speien.«

»Warum soll man denn trinken?«

»Ih, alle Hagel — um sieh zu betäuben, um zu vergessen, was Einem durch's Herz schneidet.«

»Ah so,« sagte der Fürst mit einer trüben Versunkenheit in sich selbst, die mir sehr auffiel, »ah so, um Dich zu betäuben, um — Etwas zu vergessen, trinkst Du?«

»Wetter! ich zieh die ganze Woche am Strange — und Sonntags wenn ich trinke, so bin ich König, wie das Land sagt — und dann — Dir, als einem alten Freunde kann ich's wohl sagen —«

»Alten Freunde?«

»Bekannten, wenn Du lieber willst?«

»Wie, Du kennst mich?«

»Als wenn ich Dich aufgefüttert hätte.«

Der Fürst zuckte die Achseln und erwiderte:

»Nun — laß hören — was ist Das, was Du einem alten Freunde wohl sagen kannst, da ich doch einmal Dein Freund sein soll.«

»Ach, Kamerad — es sind Herzensangelegenheiten.«

Der Fürst lachte spöttisch aus und versetzte:

»Du Herzensangelegenheitens — das muß lustig sein — nur heraus damit.«

»Denke Dir, Alter, ich habe eine Frau.«

»Je — Teufel —«

»Nun ja — Kamerad, und meine Frau —«

»Deine Frau.«

»So mich mit Füßen zu treten — mich um einen Andern willen im Stiche zu lassen.«

»Wahrhaftig?« sagte der Fürst und sein Gesicht ward finster, sein Lächeln beinahe schmerzlich — »wahrhaftig — Deine Frau macht Dir Herzeleid, armer Junge?«

»Und so ein schönes Weib!«

»Ja, die machen's am ersten so. Und Du bist Deiner Sache gewiß?«

»Nur gar zu gewiß — Alter — und dazu ein Militair.«

»Ein Militair?«

»Einer vom Genie.«

Der Fürst fuhr aus, ward roth, aber hielt sich.

»Ein herrlicher Mann fünf Fuß sechs Zoll, und wenn Du ihn in Uniform sähest, Kamerad — vollends ins Uniform — «

»Schon gut,« sagte Herr von Montbar barsch und schlug aus den Tisch, »genug!«

»Nicht wahr, Alter — es ist doch verflucht, wenn man zu sich selbst sagen muß — meine Frau, so ein schönes Weib, will mich — «

»Es was geht mich Deine Frau an?« rief der Fürst ungeduldig.

»Freilich am Ende,« fuhr ich fort, ohne auf die I Unterbrechung von Seiten meines Herrn zu achten, »man muß billig sein — meine Frau war in ihrem guten Recht —«

»Nun, worüber beklagst Du Dich denn?«

»Worüber ich mich beklage, Alter? — Aber denke Dir — trotz ihres Ingenieuroffiziers, um dessen willen sie mich im Stiche lassen will — bete ich sie doch noch an —«

»O dann bist Du ein elender Kerl,« rief mein Herr, immer mehr erbittert über die seltsame Analogie zwischen meinem und seinem Fall, »Du bist zu verachten — wenn Du sie in dem Falle noch liebst.«

»Das kannst Du wohl sagen, Alter, Du kennst sie nicht, wie schön sie ist.«

»Nun ist's genug — «

»Denkt Dir, noch heut Morgen sah ich ihren Schattenriß an — Du kennst wohl solche Profile von schwarzem Papier, die vier Sous kosten — ich hatte ihn damals machen lassen — und als ich ihn ansah und an den Ingenieur dachte, sagte ich zu mir selbst:

es ist doch schadet —«

»Aber Du Feigling!« rief der Fürst und knirschte vor Wuth mit den Zähnen — »warum hast Du diesen Mann denn nicht längst todtgeschlagen, wenn er Dir Deine Ehre raubt.«

»Du hättest ihn also todtgeschlagen, Kamerad?«

»Von mir ist nicht die Rede,« versetzte der Fürst hochfahrend und ward wider Willen heftig, »Du hättest Deine Eifersucht zeigen können, ohne daß Du zu fürchten gehabt hättest, Dich lächerlich zu machen.«

Dann schien es ihm leid zu thun, auf diese Weise die bittern Seelenleiden, die ihn marterten, und die mir bewiesen, was mir zu wissen so wichtig war, daß er nämlich Regina noch immer leidenschaftlich liebte, an den Tag gelegt zu haben, und er setzte ungeduldig hinzu:

»Uebrigens geht mich das Alles nichts an. — Laß uns noch ein Glas trinken — und dann leb' wohl, ich bin müde, Deine Possen anzuhören.«

»Ei, Kamerad,« sagte ich im Tone des Vorwurfs, »das ist nicht hübsch, einen Freund, der in Nöthen ist, einen alten Freund — so ablaufen zu lassen.«

»Er ist besoffen — « sagte der Fürst achselzuckend.

»Einen Freund so zu behandeln,« setzte ich hinzu, und betonte meine Worte, »einen alten Freund aus der Schenke zu den drei Tonnen.«

Bei der Erwähnung dieser Schenke, wo er sich mehre Male betrunken, konnte der Fürst eine Regung unruhiger Befremdung nicht verbergen und sagte zu mir:

»Aus der Schenke zu den drei Tonnen! Du irrst Dich in der Person — die Schenke kenn' ich nicht.«

»Ei was — wir haben da ja zwei Mal zusammen getrunken — und schon vor langer Zeit.«

»Das ist nicht wahr.«

»Höre, Alter — ich will Dir die Sache beweisen. — Eines Abends — im Monat December — war ein Hundewetter — Du warst in den drei Tonnen und trankst eine Flasche Brantwein.«

»Das bin ich nicht gewesen, sag' ich Dir, dummer Thor,« rief der Fürst, »Du bist besoffen.«

»Das ist etwas stark! Als wenn ich Dich nicht kennte, als wenn ich Deinen Namen nicht wüßte.«

»Wie, Du weißt meinen Namen?«

»Freilich — Du heißest — «

»Ich heiße.«

»Georg.«

»Warum nicht Hans Jörgen oder Hans Peter.«

»Warum, Kamerad? — weil Du nun gerade Georg heißest, Georg, Fürst von Montbar.«

Ich hatte diese letzten Worte ziemlich leise gesprochen, damit mein Herr mich hörte, aber nicht die andern Trinker. Der Fürst, der im ersten Schreck meinen Worten keinen Glauben schenken konnte, noch wollte, sah mich nichts desto weniger mit scheuen Blicken und verstörten Zügen an und rief:

»Was sagst Du?«

»I nun, Kamerad,« versetzte ich mit der ruhigsten Miene von der Welt, »ich sage, Du heißest Georg, Fürst von Montbar — was ist daran besonders?«

»Unglückseliger! — « rief mein Herr, und mit zornglühenden Augen, schamrothen Wangen sprang er mit drohender Miene auf.

»Nun — was ist denn, alter Freund — Du kommst ganz aus den Fugen, weil ich sage, daß Du der —«

»Willst Du schweigen,« rief der Fürst und blickte ängstlich um sich, weil er fürchtete, die übrigen Trinker mochten mich gehört haben — dann wollte er eilig diesen gemeinen Ort verlassen, wo er sich erkannt sah, schlug auf den Tisch und rief:

»Kellner!«

»Wie, Kamerad — Du lässest Deine Freunde im Stich?«

»Kellner!« rief der Fürst und stand auf, ohne mir zu antworten.

»Du bleibst mir hier, Alter,« sagte ich zum Fürsten und stand meinerseits auch auf — »denn wenn Du auf solche Weise einen Freund, der in Noth ist, im Stiche lässest, so fall' ich Dir um den Hals, klammere mich an Dich und nenne Dich bei Deinem wahren Namen — so laut, wie Du da nach dem Kellner rufst.«

Diese Drohung setzte meinen Herrn in Schrecken und that ihm Einhalt — er trat wieder an den Tisch, sah mir ein Paar Secunden

zornig in's Gesicht, wahrscheinlich um unter der dicken Farbenkruste, die mein Gesicht bedeckte, meine Züge zu erkennen oder zu errathen, aber da es ihm nicht gelingen wollte, sagte er, indem er auf's Neue ängstlich um sich blickte:

»Was willst Du haben für Dein Schweigen, Kerl — Geld, nicht wahr?«

»Ich will nur mein Herz bei Dir ausschütten, Alter — von alter Zeit reden — ja — wenn Du mir das nicht zugestehst, so nenn' ich Deinen Namen und bringe die *Titi*, die Markthelfer in Aufruhr, und schreie — he, he — Leute — kommt und seht das Wunder — der Pierrot da ist kein Pierrot, ist der — «

»Ich bitte Dich, schweig,« rief mein Herr mit fast flehender Stimme — denn ich hatte so laut geredet, daß die zunächst sitzenden Trinker sich nach uns umsahen. — Ich habe zwanzig Louisd'or im Beutel,« setzte der Fürst leise hinzu, »komm mit mir hinaus — «die zwanzig Louisd'or sollen Dein sein.«

»O das kenn' ich, Alter — Du gibst sie mir dann hinterher nicht.«

»Auf mein Wort! «

»Und dann, siehst Du wohl,« fuhr ich fort und heuchelte die Halsstarrigkeit, die den Trunkenen eigen ist, »Dein Geld würde mir den Freund nicht ersetzen — Deinem Gelde könnte ich doch mein Herz nicht ausschütten, so wie Dir, einem Fürsten — einem wirklichen und wahrhaftigen Fürsten, der mit dem letzten Straßenjungen, mit dem ersten besten Lump säuft und schmollirt — so herablassend! — Darauf kann ich nicht Verzicht leisten — setz' Dich also nur wieder, dann wollen wir von allerlei Dingen reden, darüber werd' ich meine Frau vergessen — wenn Du es aber abschlägst, ein Bisschen mit mir zu schwatzen — dann heiß't's: Leute-! — «

»Schweig — ich bleibe —« rief der Fürst — »ich sage ja, ich bleibe —« und er setzte mit verhaltener Wuth hinzu: »Nun was willst Du — schnell — daß wir zu Ende kommen.«

»zu Ende? Wir haben ja noch gar nicht angefangen.«

»O,« sagte der Fürst, indem er zum Himmel blickte und mit beiden Fäusten aus den Tisch schlug, »welche Marter!«

»Aber sage — erkennst Du mich denn wirklich nicht? — Meine

Malerei muß Dich irre leiten.«

Der Fürst biß vor Wuth in sein Taschentuch.

»Nun — ich will Dir was sagen, Alter, was Dir sogleich auf die Spur helfen wird: eines Abends trankst Du eine Flasche in der Schenke zu den drei Tonnen — Du verschüttetest etwas Branntwein, da tauchtest Du den Finger darein und maltest auf die Wachleinwand des Tisches einen Namen.«

»Ich einen Namen?«

»Ei freilich, den Namen Regina — was?«

Der Fürst fuhr auf seinem Stuhl in die Höhe — dann blieb er einen Augenblick mit starrem Blicke in schweigender Niedergeschlagenheit sitzen — es mochte ihm wohl eine unbestimmte Erinnerung von diesem Abend geblieben sein; denn er wagte es nicht, mich Lügen zu strafen, sondern rief wie vernichtet vor Scham:.

»Schweig — ich verbiete Dir, diesen Namen über Deine Lippen gehen zu lassen.«

»So — vernimm denn, Alter — einen Namen, den Du zum Zeitvertreib auf einen Kneipentisch schriebst und den noch an dem Abend ein Besoffener mit greuligem Rülpsen der ganzen Gesellschaft vorbuchstabiert hat R E — Re, sagte er, und hielt sich dabei an den Tisch — G I — Gi —«

»Unseliger!« rief der Fürst außer sich, »soll ich denn — «

»Ah so — wenn Du schreien willst,« unterbrach ich ihn, »so schrei ich auch — he — Leute, der da! —«

»Aber dieser Satan von einem Menschen — wer mag es denn sein?« lispelte der Fürst und versuchte noch einmal meine Gesichtszüge zu erkennen — da er sah, daß es vergeblich sei, sagte er seufzend: »Unmöglich — unmöglich — diese Stimme — diese Betonung — ich weiß mich nicht darein zu finden.«

»Es ist doch seltsam, daß Du mich nicht erkennst, Alter. — Wir wollen sehen, ob Dich ein anderer Umstand besser an mich erinnert. Weißt Du noch, wie wir eine famose Nacht zusammen verlebt haben in einem — « und ich sagte ihm das Wort leise — »in der Barrière Baillasson? Da war unter andern ein Lumpensammler, der uns Geschichten zum Todtlachen auftischte, und Weibsbilder, die sich gewaschen hatten — was sie freilich

wohl eigentlich hatten bleiben lassen. — Unter andern eine dicke Blondine mit einer Polizeimütze — ein Invalide hatte sie ihr hinterlassen — die es eigends auf Dich abgesehen zu haben schien; Du erinnerst Dich wohl noch, man nannte sie die Fetze wegen ihrer zerrissenen Kleidung. In die warst Du so verschossen, daß Du ihr in Deinem Feuer den Namen beilegtest, den Du damals auf den Tisch geschrieben — und sie hat ihn wahrhaftig behalten — ja, bei Gott, in der Anstalt heißt das Mädchen jetzt nicht mehr Fetze, sondern Regina.«

Ich hatte einen furchtbaren, aber gerechten und nothwendigen Streich geführt.

Zum ersten Mal, davon bin ich überzeugt, ward sich der Fürst des schmachvollen Charakters seiner nächtlichen Ausflüge und der unwürdigen Folgen, die sie haben mußten, bewußt. Denn dieser letzte Schlag, unter dessen Wucht er einen Augenblick betäubt und vernichtet da saß, war, wenn auch nicht wahr, doch dermaßen wahrscheinlich, daß der Fürst, nach der Beklemmung und furchtbaren Beschämung, die sich auf seinem Gesichte malte, zu urtheilen, zu sich selber sagte:

»Sollte ich wirklich im Stande gewesen sein, in meiner Trunkenheit in einem Hause der Schande den Namen der Frau, die jetzt den meinigen trägt, so zu besudeln? Warum nicht? Hab' ich doch Regina auf den Kneipentisch geschrieben.«

Die Niedergeschlagenheit, die den Fürsten zuerst ergriffen hatte, machte einem solchen Wuthanfall Platz, daß er mich über den Tisch beim Arm faßte und heftig zerrte, wobei er ausrief:

»Du lügst — Du sollst mir diese schändliche Frechheit theuer bezahlen!«

Ich war viel stärker als Herr von Montbar und bemeisterte ihn daher sehr leicht und fast ohne Geräusch, indem ich ihm den Daumen so heftig umdrehte, daß er meinen Arm los ließ.

Plötzlich gab ein unvorhergesehener Zwischenfall dem Gespräch mit Herrn von Montbar eine neue Wendung und einen neuen Charakter.

Es ward in dem Ballsaal ein anfänglich dumpfer, dann immer lauterer Aufruhr bemerkbar; ich wandte die Blicke nach der Seite, von wo dieses zunehmende Gemurmeln ausging, und gewährte

zwanzig Schritt vor uns die greulige Schäferin, die der Fürst, nach — dem er mit ihr getanzt, barsch zurückgewiesen hatte. Dieses Geschöpf hatte sich um einer ziemlichen Anzahl Leute von ihrer Gattung verstärkt und schrie und declamirte nun, indem sie sich uns allmählig näherte. Ich begriff sogleich die Gefahr, in welcher der Fürst schwebte, und rief, ernstlich erschrocken:

»Das Weib, der Sie das Getränk abgeschlagen, nachdem Sie mit ihr getanzt, hat Succurs geholt, Sehen Sie, sie rücken an — lassen Sie uns auf unserer Hut sein.«

»Davon ist jetzt nicht die Rede,« rief der Fürst wüthend, ohne auch nur einen Blick nach der Seite hin zu thun, nach der ich wies — »ich muß auf der Stelle wissen, wer Du bist, Kerl.«

Jetzt stellte ich mich vor den Fürsten hin, erhob das Haupt, nahm plötzlich eine andere Sprache und andere Manieren an, indem ich die Ausdrücke und gesellschaftlichen Formen der Weltleute nachzuahmen suchte, was mir um so leichter fiel, da ich bei großer Beobachtungsgabe täglich im Hotel Montbar die Sprachweise und das Betragen der feinsten Leute von Paris hatte studieren können, und wandte mich an den Fürsten mit fester, ruhiger Stimme und in der vollkommensten Gemessenheit.

»Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, mein Herr,« sagte ich zu ihm, »daß das Herannahen dieser Leute einen drohenden Charakter trägt — unser sind hier nur zwei Leute aus guter Gesellschaft — wir sind in Gefahr, Prügel zu bekommen.«

Das Erstaunen des Fürsten, als er mich auf diese Weise reden hörte, war noch ergreifender als sein früheres Entsetzen; sein Zorn, seine Scham stiegen so zu sagen in demselben Maße, wie ich ihm eine höhere gesellschaftliche Stellung anzunehmen schien, aber seine heftige Aufregung äußerte sich auf andere Weise. Er fühlte sich doch wohl erleichtert, als er zu bemerken glaubte, daß er es mit einem Mann von Erziehung zu thun hatte — und sobald seine Gemüthsbewegung es ihm gestattete, sagte er zu mir, so ruhig er konnte:

»Ich werde Sie nicht verlassen, mein Herr, ehe ich nicht weiß, wer Sie sind. Ich verstehe jetzt, es ist kein Wort von Ihren Reden, das nicht ein freches Epigramm, eine beleidigende Anspielung gewesen wäre. Das fordert eine schreckliche Genugthuung, mein Herr — und sie wird mir zu Theil werden. Ich kann Ihnen die



Maske, die Sie auf Ihr Gesicht gemalt haben, nicht abreißen, aber von jetzt an folge ich Ihnen auf dem Fuße nach und — «

Dann hielt er inne und setzte mit Würde hinzu:

»Aber nein — nein, ich werde nicht nöthig haben, zu irgend einem äußersten Mittel zu greifen, das Ihnen und mir peinlich sein müßte, mein Herr. Sie sind ein Mann aus der guten Gesellschaft — haben Sie mir gesagt — ist *das der Fall*, so werden Sie kein Bedenken tragen, sich, nach Dem, was unter uns vorgegangen, zu nennen.«

»Sein Sie ganz ruhig, mein Herr, ich werde mich als Ehrenmann benehmen — Sie werden Alles erfahren, was Sie wissen müssen — aber Sie sind hier in Gefahr — jeder Rückzug ist Ihnen abgeschnitten. Blicken Sie hinter sich « — der Fürst stand mit dem Rücken gegen den Saal — »wir können nur mit Aufwendung aller Thatkraft aus dieser Mördergrube entrinnen. Ich sage *wir*, mein Herr; denn eines Theils müssen zwei Männer von Erziehung, zwei Männer von Herz einander bei einer solchen Gelegenheit beistehen, und dann gibt mir die Drohung selbst, die Sie so eben an mich gerichtet, gegenwärtig fast ein Recht, Ihre Gefahr auch als mich betreffend zu betrachten.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr — ich nehme Ihren Beistand an. — Ihre Sprache, Ihre Gesinnungen bei dieser Gelegenheit selbst beweisen mir wenigstens, daß, was später unter uns vorgehen muß, unter Ehrenmännern vorgehen wird.«

»Unterdessen, mein Herr,« sagte ich zum Fürsten, und zerbrach mit einem kräftigen Fußtritt einen Stuhl, von dem ich dann dem Herrn von Montbar ein Bein einhändigte, »bewaffnen Sie sich damit, und vor allen Dingen greifen Sie nicht an — aber wenn man Sie anrührt, schlagen Sie kräftig zu und zielen Sie nach dem Gesicht.«

Während ich mit dem Herrn von Montbar dieses würdige, höfliche Gespräch führte, das ihn so in Erstaunen setzte, kam das Gewitter drohend näher. Die greulige Schäferin und ein Haufen Kerle, die es werth waren, die Vertheidiger dieses Geschöpfes zu sein, hatten sich unten an der Treppe aufgestellt, über die wir allein von der Gallerie herabkommen konnten. Die drei oder vier Municipalgardisten, welche Ordnung halten sollten, waren weit entfernt; auch pflegt, wie dies alle Tage an solchen Orten

vorkommt, der größte Theil Derer, die sie besuchen, an Streit und Prügelei so viel Wohlgefallen zu finden, daß er eine compacte Masse bildet, welche die Polizisten lange Zeit nicht durchbrechen konnten, indem sie denselben einen mächtigen passiven Widerstand entgegenstellt; auch kommen die Vertreter der öffentlichen Sicherheit fast immer zu spät, um noch den oft blutig endenden Zusammenstoß zu verhindern.

Ein neuer Zwischenfall, an den ich nicht gedacht hatte, vermehrte noch die Unordnung und trieb die Demüthigung des Fürsten aufs höchste.

Wir hatten uns zur Vertheidigung kluger Weise am obern Ende der Treppe aufgestellt, da wir auf die Neutralität Derer, die auf der Gallerie saßen und weniger rohe Leute zu sein schienen, allenfalls rechnen zu können schienen; sie hatten mich einen Stuhl zerbrechen und die Stücke zwischen meinem Genossen und mir theilen sehen und stiegen also auf die Tische, um dem Kampf unparteiisch zusehen zu können.



Der Strom brach nun in einer Fluth von Schmähungen, die zu meiner großen Verwunderung an meinen Herrn gerichtet waren, den man zwar nicht als den Fürsten von Montbar, aber doch als einen *feinen Herrn*, einen *Gelbhandschuh*, um die Sprache des Ortes zu reden, erkannt hatte. Ein Titi, ein Bursche von zwanzig Jahren mit widerlichem Gesicht, der in den ersten Reihen der Angreifer stand, rief mit heiserer Stimme, indem er auf den Fürsten wies:

»O seht doch diesen verstellten Pierrot, Leute — der unsere Weiber schlagen will — es ist ein Schufft, ein Gelbhandschuh — ich erkenne ihn wohl.«

»Wer — der Strick da? «

»Wir müssen ihm den Kopf einschlagen.«

»Weißt Du's gewiß? Ein gelber Handschuh?«

»I freilich — ich hab' ihn zwanzig Mal zu Pferd oder Wagen auf den Elysäischen Feldern gesehen, wo ich Zigarrenstümpfe aufsammle.«

»Was will er denn hier, der seine Herr?«

»Gehen wir denn zu ihren Gastereien?«

»O der feine Herr beliebt's nun so.«

»Weil er ein bisschen feine Wäsche darunter hat!«

»Es macht dem Herrn Spaß, die gemeinen Leute hopsen zu sehen.«

»Was, sind wir Deine Spaßmacher, Schufft?«

»Sprich, Maulaffe.«

Bei diesen niedrigen Beleidigungen röthete sich des Fürsten Gesicht, seine Augen funkelten vor Wuth — er wollte blindlings auf den Haufen losstürzen, ich merkte es, faßte ihn am Arm und sagte:

»Sie sind verloren, wenn Sie von der Treppe weichen — regen Sie sich nicht, sehen Sie ihnen fest in's Gesicht und kein Wort — Kaltblütigkeit und Schweigen machen immer einen Eindruck.«

Der Fürst befolgte meinen Rath, und wirklich nahm das Geschrei eine Zeitlang an Stärke ab, die Angreifer blieben unentschlossen stehen; denn unsere Position, um mich militairisch auszudrücken, war vortrefflich, wir standen oben an einer Treppe, auf der kaum zwei Menschen nebeneinander

hinaufsteigen konnten, waren mit guten Knüppeln bewaffnet und stellten uns der Menge ruhig, entschlossen, auf Alles gefaßt dar.

---



## Drittes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Doch dauerte diese Aufhaltung der Feindseligkeiten kaum eine Minute. Die greulige Schäferin wandte sich an ihre Vertheidiger und schrie mit heiserer, kreischender Stimme, welche den Tumult übertonte:

»Was seid Ihr für Feiglinge, daß Ihr die feinen Herren Eure Weiber schimpfen und schlagen laßt. Ja, er hat mich geschlagen, er hat mich ein besoffenes Schwein genannt.«

»Selbst besoffenes Schwein.«

»Warte doch,« sagte ein Wilder, der, von dem Kreischen dieser Megäre angestachelt, zwei Stufen der Treppe hinanstieg und dort einen Augenblick unentschlossen Halt machte, »ich will ihm den Buckel reiben, dem feinen Herrn da.«

»Es ist ein Polizeispion,« sagte ein anderer.

»Ja, ja, ein Polizeispion,« riefen mehre Stimmen.

»Sonst würde er nicht hierher kommen.«

»Auf den Spion.«

»Nieder mit dem Spion.«

»Den wollen wir zerplücken — zu lauter Charpie.«

»Aber es sind zwei — zwei feine Herren,« rief eine Stimme, »der andere Pierrot hat auch ein Stuhlbein ergriffen.«

»Wir wollen ihnen ihre Stuhlbeine in den Hals stecken.«

»Nehmt Euch in Acht — die Gensdarmen.«

»Was gehen uns die Gensdarmen an? stellt Euch eng zusammen,« sagte der als Wilde gekleidete Mann, »nur noch so viel Zeit, wie man braucht, um eine Pfeife zu zerbrechen, und von den beiden feinen Herren soll nichts übrig sein.«

»Halten Sie sich bereit,« sagte ich ganz leise zum Fürsten, »der Augenblick ist gekommen — bei der ersten Thätlichkeit folgen Sie meinem Beispiel.«

»Ach mein Herr — so viele Beleidigungen ruhig hinzunehmen,« lispelte Herr von Montbar bleich vor Wuth, aber voll Muth und Thatkraft.

Kaum hatte ich ihm anempfohlen, sich bereit zu halten, als der Wilde die Treppe hinaufstieg und auf uns zukam. Ich stellte mich vor den Fürsten und sagte zum Wilden, indem ich ihn fest ansah ohne zu weichen:



»Rühr' mich einmal an.«

»Du willst mich wohl fressen?«

»Rühr' mich an.«

»Hier,« sagte der Mann und hob die Hand gegen mich auf — aber ehe mich der Schlag traf, warf ihn ein heftiger Schlag mit dem Stuhlbein auf die Stirn die Treppe hinab.

Diese muthige That schüchterte die Angreifer ein wenig ein.

»Wenn wir uns hier nur zwei bis drei Minuten halten, sind wir gerettet,« sagte ich zum Fürsten. »Ich sehe da unten die Gensdarmrie; sie thut alles Mögliche, um die Menge zu durchbrechen und uns zu Hilfe zu kommen.«

Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als der Türke und ein herkulischer Markthelfer die Treppe heraufrannten.

»Willst Du auch was haben?« sagte ich zum Türken-.

»Ja, ich will Dir einen geben,« und er schlug mich.

Ich wollte den Schlag erwidern, als der Begleiter des Türken sich plötzlich auf die Knie warf und mich bei den Beinen faßte, daß ich stürzte. Der Fürst vollführte seinerseits den Schlag, den ich hatte führen wollen, aber mein Sturz war das Zeichen zu allgemeinem Angriff. In dem Augenblick, wo ich nach unerhörten Anstrengungen wieder auf die Beine gekommen war, sah ich Herrn von Montbar umwerfen, mit Füßen treten, in's Gesicht schlagen, und wie der Türke auf seiner Brust kniete und ihn würgte. Da ich mich in dem Augenblick von meinen Gegnern losgemacht hatte, stürzte ich auf den Türken los, faßte ihn am Haar, riß ihn zurück und befreite so den Fürsten. Jetzt konnte er sich aus den Knien aufrichten und wenigstens mit den Armen die Hiebe auffangen, die auf ihn herabregneten.

Glücklicherweise war es unterdessen den drei bis vier Gensdarmen, die bis dahin entfernte Zuschauer des Auftritts gewesen waren, mit großer Mühe gelungen, sich durch die Menge Bahn zu brechen. Bei ihrem Anblick waren, wie das immer zu gehen pflegt, die erbittertsten von unseren Gegnern verschwunden, die Menge wogte in sich selbst zurück, und es entstand um die Treppe, den Schauplatz des Kampfes, ein leerer Raum.

Wir waren so unverkennbar die Angegriffenen, das Blut,

welches von dem Gesicht des Fürsten rann, bewies die gewaltsame Behandlung, die wir erfahren, so entschieden, daß die Gensdarmen, die sonst bei den häufigen Schlägereien an diesen verrufenen Orten Geprügelte und Prügelnde zusammen fest zu nehmen pflegen, uns aufforderten, vorsichtshalber den Ballsaal zu verlassen, und nachdem wir unsere Zeche und den zerbrochenen Stuhl bezahlt, unsern Rückzug deckten.

Dieser Ausgang befriedigte mich vollkommen. Ich hatte eine Zeitlang gefürchtet, mit dem Fürsten festgenommen zu werden, dann hatte er seinen Namen trennen müssen — und war' ich auch genöthigt worden, mich zu nennen, in welcher tödtlichen Verlegenheit hätte ich mich dann befunden.

Uebrigens wußte ich nun, was ich wissen wollte: der Fürst liebte seine Frau noch immer leidenschaftlich. Nur Stolz und Furcht, sich lächerlich zu machen, hatten ihn abgehalten, dies Regina zu gestehen, sie um Verzeihung zu bitten. Und darum suchte Herr von Montbar in schmachvoller Erniedrigung sich und seinen Kummer zu betäuben.

Nur Eins konnte mir Antheil für ihn einflößen — seine Beständigkeit in der Liebe zu Regina — die Unwandelbarkeit des Gefühles bei ihm bewies mir, daß sein Herz noch nicht vollkommen verderbt sei; auch hatte ich so viel gelitten und litt noch jetzt beinahe eben so viel, daß ich mehr, als irgend Jemand mit solchen Leiden Mitleid haben mußte; aber der Stolz des Herrn von Montbar, seine falsche Scham und die unedle Zerstreung, die er aufsuchte, ließen in mir nur ein mit Verachtung gemischtes Mitleid aufkommen. Dieser Mann gewährte mir, selbst wenn er liebte, keinerlei Sicherheit für das künftige Lebensglück Regina's — wogegen ich auf den Charakter, den Geist, den persönlichen Werth des Capitain Just ein außerordentlich festes Vertrauen setzte. Und da ich nun das fast unfehlbare Mittel in Händen hatte, das letzte Bedenken zu heben, das Regina abhielt, ihren Mann zu verlassen und ihr Geschick der Liebe Just's anzuvertrauen — ihm, dem sie die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter zu verdanken haben würde — so war ich fest entschlossen, die Wage zu Gunsten des Capitains einschlagen zu lassen. Indessen, da ich die außerordentliche Verantwortlichkeit, die ich übernahm, in's Auge faßte, wollte ich, in einer letzten Unterredung mit dem



Fürsten, mich darüber versichern, ob denn wirklich von ihm für Regina's Lebensglück nichts mehr zu hoffen sei.

---

Als Herr von Montbar unter dem Schutze der Gensdarmen den Ballsaal verlassen hatte, forderte er ein wenig kaltes Wasser, um das Blut, welches sein Gesicht bedeckte, zu stillen und abzuwaschen, er kam mir finster und in sich gekehrt vor, gewiß war der Austritt, bei dem er eine so unangenehme Rolle gespielt, ihm doppelt peinlich, weil auch ich dabei Zeuge und Mithandelnder gewesen war — ich, den er für einen Seinesgleichen hielt, und der schon so im Besitze mehrerer Geheimnisse war, deren Bekanntwerden ihm höchst unangenehm hatte sein müssen.

»Jetzt, mein Herr,« sagte er, als wir das Balllocal verlassen hatten, »jetzt werden Sie mir, hoff ich, Ihren Namen sagen, damit ich doch wenigstens weiß,« setzte er bitter hinzu, »wem ich für den unverhofften Beistand zu danken habe, ohne den mich dieses Volk in Stücken gerissen haben würde. Und wenn ich dann meine Dankbarkeit einmal gebührend ausgesprochen,« setzte er mit aufgeregter Stimme, mit zunehmender Hitze hinzu, »so werde ich von Ihnen Rechenschaft fordern wegen der Beleidigungen.«

»Mein Herr,« sagte ich zum Fürsten, »erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Es ist nicht gerathen, hier an der Thür der Schenke, aus der wir kommen, stehen zu bleiben — dazu regnet es auch, ich hatte für die ganze Nacht einen Fiaker in Beschlag genommen — thun Sie mir den Gefallen, in demselben für den Fall, daß Sie Ihre Leute nicht hier haben sollten, einen Platz anzunehmen — es wird mir das größte Vergnügen machen, Sie vor Ihrer Thüre abzusetzen.«

»Mein Herr,« rief der Fürst, »glauben Sie nicht, daß Sie mir entwischen werden — ich will wissen, wer Sie sind, und ich werde es herausbringen.«

»Ich erlaube mir, Sie darauf hinzuweisen,« sagte ich, »daß ich doch gewiß am wenigsten Ihnen zu entwischen suche, wenn ich Sie bitte, mir die Ehre zu erweisen, mit mir in den Wagen zu steigen.«

»Es sei, mein Herr, ich nehm's an,« sagte Herr von Montbar.

Nach einigen Minuten hatten wir das dunkle Gäßchen erreicht, in welchem Hieronymus, der auf dem Bocke eingeschlafen war, auf mich wartete. Ich gerieth in Angst, er möchte, wenn er so plötzlich aufgeweckt würde, meine Weisungen vergessen und mich bei meinem Namen nennen. Ich bat den Fürsten zuerst einzusteigen, worauf ich dann Hieronymus wecken wollte, aber Herr von Montbar in seiner Ungeduld schüttelte ihn heftig, indem er ihn am Kragen seines Mantels zog.

Meine Angst stieg auf den höchsten Gipfel, als ich den wackern Kutscher gähnen, sich recken und endlich noch ganz schlaftrunken sagen hörte:

»He? Was ist denn — ich bin ja da!«

»Kommen Sie, Hieronymus, machen Sie schnell,« sagte ich laut zu ihm, »machen Sie *uns* den Schlag auf,« und ich betonte das Wort *uns* scharf.

Hieronymus entsann sich meiner Weisung sogleich; denn er sprang vom Bock und sagte ehrerbietig zu mir:

»Ach Gott — ich muß sehr um Verzeihung bitten, ich war eingeschlafen, Herr Marquis.«

»Herr Marquis — gut!« sagte der Fürst halblaut zu sich selbst, als er mich so von dem Kutscher titulieren hörte.

»Wollen Sie die Güte haben, einzusteigen, mein Herr,« sagte ich zu dem Fürsten in dem Augenblick, da ich zu meiner Beruhigung bemerkte, daß er nach der Nummer des Fiakers sah; er wollte sich offenbar diese Nummer einprägen und auf diese Weise Hieronymus hinterher wieder ausfindig machen, um von ihm meinen Namen in Erfahrung ziehen, wenn ich fortführe, ihn zu verbergen. Das war für mich sehr bedenklich. Ich kannte Hieronymus« Redlichkeit und Anhänglichkeit, aber er wußte nicht, wie viel mir daran lag, daß dem Fürsten mein wahrer Name verborgen bliebe; es konnte sich begeben, daß Hieronymus, durch beträchtliche Anerbietungen bestochen, wenigstens das ganz einfach sagen zu dürfen glaubte, daß ich Martin heiße. Leider war es mir auch unmöglich, den wackeren Mann jetzt zu warnen, und ich fürchtete, es auch nicht vor Ende der Nacht thun zu können; denn ich konnte nicht voraussehen, was für einen Ausgang meine Zusammenkunft mit dem Fürsten haben würde.

»Wollen Sie die Güte haben, hineinzusteigen, mein Herr?« sagte ich wiederum zu Herrn von Montbar.

»Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr,« sagte er, und ging mir voran. Ich folgte ihm.

»Wohin geht's, Herr Marquis,« fragte mich Hieronymus, indem er den Schlag zumachte.«

»Nach Ihrer Wohnung, denk' ich, mein Herr,« sagte ich zum Fürsten.

»Es sei, nach meiner Wohnung,« antwortete er nach kurzer Pause, »und bin ich einmal da, so werde ich sehen, was ich zu thun habe.«

»Universitätsstraße,« sagte ich zu Hieronymus, »ich will Ihnen schon sagen, wo Sie anhalten sollen.«

Der Wagen setzte sich in Fahrt.

»Jetzt, Herr Marquis,« sagte der Fürst lebhaft zu mir, »jetzt, da ich durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers wenigstens Ihren Titel weiß, werden Sie mir, hoff ich, Ihren Namen nicht vorenthalten.«

»Mein Herr,« sagte ich zu ihm, »die Unterredung, die uns miteinander bevorsteht, ist sehr wichtig, sehr ernst — «

»O ja, wichtig und ernst,« rief er.

»Also, mein Herr, haben Sie die Güte, mich ein paar Augenblicke anzuhören, ohne mich zu unterbrechen, sonst verlieren wir zu viel Zeit.«

»Reden Sie, mein Herr.«

»Mein Herr, Sie sind der Unglücklichste aller Menschen.«

»Das ist unerhört,« rief der Fürst und fuhr auf dem Kissen in die Höhe. »Mitleid! jetzt! doch es sei. Mein Herr, ich habe versprochen zu schweigen — ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren.«

Dann setzte er bitter hinzu:

»Mitleid einzuflößen! «

»Nein, mein Herr, nicht Mitleid, sondern aufrichtige Theilnahme.«

»Und wodurch habe ich die Ehre verdient, mein Herr, daß Sie dergleichen für mich empfinden? « sagte der Fürst in gereiztem

und höhnischem Tone zu mir.

»Das-eh Ihr Unglück, mein Herr.«

»Mein Unglück? immer wieder?«

»Ja, Ihr Unglück, mein Herr; denn es ist furchtbar. Sie lieben Frau von Montbar noch immer leidenschaftlich, Sie ringen seid anderthalb Jahren gegen diese Liebe, Sie haben alle Mittel angewendet, diese Liebe an sich zu besiegen, gute und schlechte — und endlich sind Sie von den Qualen der Eifersucht gepeinigt. Und doch — noch gestern vergossen Sie Thränen der Liebe und Verzweiflung vor dem Bilde Ihrer Frau.«

Mochte ich nun in der Aufrichtigkeit meines Tones und in der Wahrheit der Thatsachen, die ich dem Fürsten vortrug, eine Gewalt über ihn ausüben, mochte er so betroffen sein über die Einzelheiten, die er vor aller Welt verborgen glaubte — genug, er war so betroffen, daß er mir anfangs nichts zu entgegenen wußte.

»Und eben deswegen, weil Sie sich im Herzen solche glühende, tiefe Liebe bewahren,« fuhr ich im warmen Tone der Ueberzeugung fort, »flößt mir Ihre Lage aufrichtige Theilnahme ein. Und glauben Sie mir, mein Herr, es ist noch nicht Alles verloren, die wahre Liebe kann Wunder thun. Schon einmal, vor einem halben Jahre, errötheten Sie endlich über die Unthätigkeit, in der Ihr Leben bis dahin verlaufen, und beschlossen muthig ein Leben anzufangen, das Ihrer würdig wäre, das des berühmten Namens würdig wäre, auf den Sie stolz sind, auf den Sie stolz sein müssen, mein Herr; denn Ihr Urahn, dessen Bildniß Sie auf Ihr Zimmer haben bringen lassen, um sich sein großes Beispiel vor Augen zu stellen — «

»Es ist zum Rasendwerden,« rief der Fürst beinahe mit Entsetzen, »ich weiß nicht, ob ich wache oder träume — was ist dieser Mensch — wie hat er —«

»Dieser berühmte Krieger, dessen Nachkomme Sie sind, mein Herr,« sagte ich, ohne mich an die Unterbrechung von Seiten des Fürsten zu kehren, der Marschall Fürst von Montbar hat einen ruhmbedeckten, ehrwürdigen Namen hinterlassen, im Kriege hat er heldenmüthig für Frankreich gekämpft, im Frieden nahm er Ansprüche der Bevortheilten in seinen Schutz und hat für sie die Rechte, die man ihnen vorenthielt, zurückgefordert und

zurückerlangt. Diese glänzende Laufbahn Ihres Urahns mußte für Sie, mein Herr, eine große Lehre enthalten. Eines Tages haben Sie ihn begriffen, eines Tages empörte sich Ihr Adel, Ihr wahrer Adel, Ihr Seelenadel gegen Ihr unfruchtbares Dasein, gegen diese Verirrungen, bei deren Andenken ich Sie heut Abend vor Scham und Schmerz habe zusammensinken sehen, da Ihnen die widerlichen Entheiligungen des Edelsten einfielen, die ich Ihnen dadurch noch auffälliger zu machen suchte, daß ich die ekelhafte Sprache der Elenden, mit denen Sie sich einlassen, annahm.

»Aber mein Herr, lassen Sie mich doch endlich erfahren, ob Sie Freund oder Feind sind,« rief der Fürst unwillkürlich gerührt, wenn Sie ein Freund sind, warum diese Geheimthuerei? Und übrigens,« setzte der Fürst hinzu, und eine Täuschung darüber, daß er sein Inneres verrathen, überfiel ihn, »was gibt Ihnen ein Recht, so zu reden? Ich will nicht —«

»O, Sie müssen mich bis zu Ende hören!« rief ich. »Vergebens wollen Sie mir's verbergen, Sie sind gerührt, nicht in Folge meiner Vorwürfe, ich habe kein Recht, Ihnen dergleichen zu machen, sondern von dem Mitgefühl, das ich als Mann von Herz empfinde, der ich den edeln Entschluß, den Sie gefaßt, zu verstehen, zu schätzen weiß — denn das war gut und schon und edel von Ihnen, mein Herr, die Liebe der Frau von Montbar dadurch wieder gewinnen zu wollen, daß Sie sich eben so verliebt in sie zeigten wie früher, aber dabei zugleich mehr als früher einen geistigen Werth an den Tag legten, der Sie wieder Ihres Standes würdig machte. Ach, warum sind Sie nicht auf diesem guten Wege fortgegangen? Warum diese verderbliche Entmuthigung?«

»Warum?« rief der Fürst wider Willen hingerissen, sei es durch die Macht dieser seltsamen Lage selbst, sei es durch die Gewalt der Gemüthsbewegung, die meine Worte in ihm hervorriefen. »Warum ich nicht dabei geblieben bin?« dann hielt er plötzlich ein. »Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich Ihnen darauf antworte — was für ein Recht haben Sie auf solche Herzensergießung von meiner Seite? Wer sind Sie denn endlich, mein Herr, daß Sie meine Vergangenheit kennen, die geheimsten Einzelheiten meines Lebens, die Geheimnisse meines Herzens? Ja, wer sind Sie, der mir eine Eröffnung ablocken will, die ich Niemandem gethan? der mich fast verführt, mich in Ihren Augen rechtfertigen zu wollen?

Sie, den ich nicht kenne, der da im Dunklen neben mir sitzt, den ich niemals anders gesehen habe, als in einem possenhaften Aufzug und das Gesicht unter einer niedrig komischen Maske versteckt? Noch einmal, wach ich denn auch wirklich? Ist nicht Alles, was in dieser Unglücksnacht vorgeht, ein Traum? Was wollen Sie von mir? Was ist Ihr Absehen? Sind Sie Freund, sind Sie Feind? Antworten Sie, Herr, antworten Sie?«

Und ohne mir Zeit zu lassen, auch nur ein Wort zu erwidern, fuhr der Fürst in einer Art von Geistesabwesenheit fort:

»Am Ende, Freund oder Feind, was geht's mich an? Sie haben solche Geheimnisse über mich in Händen, mein Herr, daß ich Ihr Leben haben muß, oder Sie das meinige. Und jetzt, da Sie Eröffnungen wünschen, eine mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an, morgen sollen Sie's mir theuer entgelten! Ja, ich bin Ihnen sogar Dank schuldig, mein Herr, dieser entsetzliche Seelenschmerz, den ich so lange in mir verschließen mußte, wollte mich erwürgen, nun schickt mir die Hölle einen Vertrauten! — Nun ja — ich bete meine Frau noch immer an — und sie verachtet mich — und sie liebt einen Andern — ja, um sie mir wieder zu verbinden, hab' ich besser werden wollen — ein edleres Leben anfangen wollen — und wenn ich auf dem Wege nicht fortgegangen bin, so ist's, weil ich bei der Einzigen, die mich dabei hätte festhalten und, wenn sie es gewollt hätte, in mir eine vollkommene Umwandlung hervorbringen können, weder Beistand, noch Anerkennung gefunden! Aber es war zu spät — Kälte und Hohn ist meinem ersten Versuche zu Theil geworden! Da fehlte mir die Entschlossenheit, ich sank in das Leben zurück, dessen Nichtigkeit ich fühle, und das ich mir erträglich zu machen suche durch den Gegensatz der viehischen Aufregung, die ich an verrufenen Orten aufsucht, indem ich heute im Hôtel Montbar lebe, morgen mich in irgend einer widerlichen Kneipe betäube. O ja, dieser Wechsel hat für mich einen mächtigen Reiz. Und Sie, der Sie sich unterstehen, mich zu tadeln, wissen Sie auch nur das, wie und durch wen und warum ich zu diesen schlimmen Gewohnheiten seltener Erniedrigung geführt worden bin?«

Die Aufregung des Fürsten war ungeheuer, sie wuchs noch beständig — ich sah ihn im Begriff, mir eine Eröffnung zu machen, die auf meinen fernerweitigen Entschluß von großem Einfluß sein

konnte, ich fürchtete ihn durch irgend ein unvorsichtiges Werk wieder zu sich selbst zu bringen, darum schwieg ich, und er fuhr mit verdoppeltem Seelenschmerz fort:

»Es ist so leicht, die Leute anzuklagen, wenn man weder ihre Erziehung, noch die Umstände in Anschlag bringt. Ist's meine Schuld, wenn ich, mit zwölf Jahren verwaist, von Verwandten erzogen worden bin, die auf dem Standpunkt von 1760 stehen geblieben waren? Mit vierzehn Jahren fühlte ich in mir einen Beruf zum Soldatenstande. Pfui! antwortete man mir, kann sich ein Fürst von Montbar auf die Schulbänke zu den Bürgerlichen setzen und sich hinter ihnen von ich weiß nicht wem kommandieren lassen? Das geht nicht an! Ich entsagte also dem Soldatenstande. Später, mit achtzehn Jahren hatte ich Lust, eine diplomatische Laufbahn anzutreten. Dieselbe Antwort: Die Bürgerlichen haben Alles überschwemmt. Kann ein Fürst von Montbar Attaché oder Secretair eines Gesandten ohne Namen sein? Geh doch! In diesen unglücklichen Zeiten lebt ein Fürst von Montbar, der auf sich hält, ein halbes Jahr auf seinem Landsitz, reist zwei Monate und bewohnt die übrige Zeit das Hôtel Montbar. So bin ich ein Müßiggänger geworden, habe keine Laufbahn angetreten, keine Zukunft vor mir. Und wissen Sie, wer mir den Rest gegeben? Ein alter Onkel, der nicht satt werden konnte, von den Partieen zu erzählen, welche die alten Herren von früherer Zeit gemacht hätten, nämlich als Matrosen oder dergleichen verkleidet in die Galeotte oder die Porcherons zu gehen. Das war herrlich, pflegte er zu sagen, wir ließen Puder und Degen zu Hause und zogen den Flausrock des schofelsten Kerles an und fanden dann in den Porcherons frische, kleine Weibchen, die wir ihren groben Flegeln wegfischten. Manchmal mußte Gewalt gebraucht werden — man machte Straßenscandal, man besoff sich, man machte sich gemein, das war prächtig! Und wenn wir so Hans Jörgen oder Hans Peter gewesen waren, so wurden wir wieder Herr Herzog, Herr Marquis, und hatten wir gestern einer Grisette das Unterröckchen zerrissen, so zerrissen wir's heute einer Herzogin. Diese Gegensätze waren köstlich. — Nun wohl,« versetzte der Fürst immer aufgeregter, »was soll aus einem Knaben von achtzehn Jahren werden, der so erzogen ist, im Besitz eines großen Vermögens ist, allein steht, ohne Leiter, nichts zu thun und

für den widerlichen, ekelhaften, geistlosen — ich geb es zu — aber doch unleugbaren Reiz des Gegensatzes zwischen diesen beiden entgegengesetzten Daseinsformen, von denen die eine die höchste Sprosse in der Leiter der gesellschaftlichen Zustände einnimmt, die andere die niedrigste — leider nur zu viel Sinn hat? Nun, lieber Gott — er muß sich dieser Art Leidenschaft hingeben, wie Andere sich der Leidenschaft des Spieles hingeben — und das hab' ich gethan; denn in diesem Gegensatze hatte ich den Ersatz für den Wechsel von Gewinn und Verlust gefunden, in dem der Spieler lebt. Gestern Gold — heute bittere Armuth — so auch meine Leidenschaft. Ich trat aus einer stinkenden Kneipe voll gemeinen Volks, mit dem ich mich betrunken, und kehrte in meinen Palast zurück, wo mich Diener ehrerbietig erwarteten. In der Nacht hatten mich unglückliche zerlumpfte Mädchen gedutzt, ich hatte ihnen *gefallen* — und am Abend in Gesellschaft sagte meine Geliebte, jung, schön, edelgeboren, mit Diamanten und Blumen geputzt, hinter ihrem Blumenstrauß auch Du zu mir. Was soll ich noch weiter dazu sagen? Mitten im Verlauf eines glänzenden Festes, zu dem ich in prächtiger Equipage gekommen, oder auf einem Ball, wo der höchste Adel von Europa sich drängte, dachte ich: Ich bin hier unter meines Gleichen, gestern zu derselben Stunde saß ich mit kothbespritzten Kleidern in einem scheußlichen Winkel mit Lumpensammlern und dem Auswurf der Straßendirnen an einem Tische. Ja, mein Herr, sagen Sie, daß diese Leidenschaft verrückt, unedel, schmachvoll, schändlich sei — meinerwegen — aber geben Sie wenigstens zu, daß man sie, ohne sie darum entschuldigen zu wollen, begreiflich finden, ihre Existenz, wie die Existenz der Spielwuth, für möglich halten kann. Mein Herr — fände ich Gefallen am Trunke — was würde mich hindern, mein Leben damit hinzubringen?«

Und der Fürst mußte einen Augenblick einhalten, so groß war seine Aufregung.

---





## Viertes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Ich gesteh' es, an die Stelle der Verachtung, die mir anfänglich des Herrn von Montbar widriger Geschmack eingeflößt, trat verdoppeltes Mitleiden; ich entschuldigte diese seltsame Verirrung nicht, aber, wie er sagte, ich verstand sie — ich verstand selbst, so widerlich sie auch sein möge, die Art von Poesie, die in solchen Gegensätzen liegen konnte; ich fühlte den Reiz, den dieser Wechsel auf einen, wenn auch jungen, doch von den hohlen, eintönigen Vergnügungen des reichen Müßiggängers längst übersättigten jungen Mann ausüben mußte.

Jetzt schätzte ich mich doppelt glücklich, daß es mir möglich gewesen, mir diese Unterredung mit dem Fürsten zu verschaffen; ich stellte seiner Zukunft ein besseres Prognostikon; denn die bisherige Verirrung, deren er sich jetzt selbst zu schämen schien, legte keineswegs, wie er sich selbst ausdrückte, Neigung zum Trunk als solchem an den Tag. Wenigstens las in der Erniedrigung *ein Sinn für das Vergleichen*, ein Sinn, der bis dahin verfälscht worden, auf Irrwegen befangen gewesen, aber der nichtsdestoweniger den Fond eines Gedankens enthielt, der in seiner Anwendung groß und fruchtbar werden konnte.

»Und sagen Sie mir nicht, mein Herr,« versetzte der Fürst nach einer kurzen Pause, welche die Folge seiner Aufregung war, »sagen Sie mir nicht dieses leidenschaftliche Aufsuchen von Gegensätzen schließe die Liebe aus, nein — so wenig die Spielsucht die Liebe ausschließt. Sind die leidenschaftlichen Spieler nicht eben so leidenschaftliche Liebende? Sie machen mir

Vorwürfe, weil Sie mich einen für mich doppelt heiligen Namen haben auf einen Kneipentisch schreiben sehen — aber wissen Sie denn auch, was ich dabei gedacht habe?»

»Ja, jetzt weiß ich es,« rief ich, mehr und mehr gerührt über die freimüthigen Geständnisse des Fürsten. »Wenn Sie die Kleidung, das Aeußere, die Sprache, und selbst die Laster dieser Unglücklichen, welche Unwissenheit und Armuth in sittenloses Verderben stürzen, annahmen, so gefielen Sie sich aus seltsamer Liebhaberei darin, sich für einen von ihnen zu halten. Und während dieser Geistesverirrung, die oftmals noch durch den Trunk erhöht wurde, fühlten Sie denselben Schwindel blendenden Glückes, den einer der Unglücklichen, unter denen Sie sich an den Tisch gesetzt, empfunden haben würde, wenn er zu sich selbst gesagt hätte: ich liebe das schönste, edelste, junge Mädchen auf der Welt, und werde von ihr geliebt!«

»Das ist wahr, so etwas hab' ich oft empfunden,« sagte der Fürst mit zunehmender Verwunderung zu mir.

»Und später,« versetzte ich, »als dieses schöne, edle, junge Mädchen, das Sie schwärmerisch liebten, Ihre Frau geworden war, da trugen Sie, immer noch getrieben von dem seltsamen Bedürfniß nach Gegensätzen, mitten unter das Elend und die Erniedrigung aller Art Ihr verborgenes Glück hinein, ganz wie der Mann im arabischen Märchen unter seinen Lumpen einen Diamant trug, mit dem ein König hätte ausgelöst werden können.«

»Auch das ist wahr,« rief der Fürst, dessen Staunen immer wuchs, und dessen bitterer Groll von Augenblick zu Augenblick abzunehmen schien. »Wie haben Sie so meine Gefühle errathen können? Noch einmal mein Herr, ich frage Sie — nicht mehr mit Drohungen, sondern fast im Tone einer Bitte — welch' eigenthümliche Theilnahme Sie zu mir führt, und wer Sie sind.«

»Meinen Namen werden Sie nie erfahren, mein Herr.«

»Niemals? «

»Was Sie auch anfangen mögen — «

»Das wird sich finden,« rief der Fürst.

»Sie werden es schon sehen, mein Herr. Und was den Beweggrund anbetrifft, der mich zu Ihnen führt, so möchte ich beinahe sagen, daß ich — als Richter auftrat.«

»Als Richter!«

»Aber jetzt, glauben Sie mir's, mein Herr,« setzte ich im herzlichsten Tone hinzu, »jetzt ist's ein Freund, erlauben Sie mir dieses Wort — ein aufrichtiger Freund,, der zu Ihnen redet — und bald sollen Ihnen Thaten beweisen, daß ich wahr rede.«

»Ein Richter, ein Freund?« versetzte der Fürst. »Aber fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort. Was mit mir vorgeht, ist so eigenthümlich — ich fühle, daß trotz meines Sträubens Ihre Worte es über mich gewinnen, mich so ganz lenken, daß ich mich über nichts mehr wundern kann, nicht einmal darüber, auf dem verrufenen Ball in Ihnen zuerst einen rohen Trunkenbold, dann einen Weltmann von der feinsten Erziehung, der mich ebenso muthig als aufopfernd vertheidigt hat — hierauf einen Richter — endlich einen Freund, wie Sie sagen, zu finden. Führen Sie fort, mein Herr, was vorgegangen ist, liegt so gänzlich außerhalb des gewöhnlichen Verlaufs der Dinge, daß ich darauf Verzicht leiste, Alles zu verstehen, daß ich mich Allem unterziehe. Was Sie auch sein mögen, Richter, Freund, Feind — ich werde Sie bis zu Ende anhören, vielleicht wird das Tageslicht den Zauber lösen, gegen den ich mich in dieser verfluchten Nacht umsonst sträube! Dann, mein Herr, werden wir wieder in's wirkliche Leben eintreten, und Sie werden mir eine große Rechenschaft abzulegen haben! Aber bis dahin geb' ich mich allen Zufällen dieses unerhörten Zusammentreffens leidend hin. Ach das ist ein seltsames Abenteuer, mein Herr, was wir da zusammen erleben!«

»Nennen Sie es vielmehr eine glückliche Begegnung, mein Herr — ja; denn für Sie wird sie glückbringend sein, wenn Sie der Regung folgen, die Sie, erweckt, mich anzuhören und mir Glauben zu schenken — denn von diesem Augenblick an kann Ihr Geschick einen andern Gang nehmen, eben so glücklich, erhaben werden, wie es bis dahin unglücklich, langweilig, unfruchtbar war. Selbst diese Vergangenheit, so erniedrigend sie ist, wegen der Sie zu dieser Stunde erröthen, wird ihren nützlichen Einfluß haben.«

»Was wollen Sie sagen? «

»Hören Sie mich an, mein Herr — ich begreife diese Sucht nach Gegensätzen, die unter dem Einfluß verderblicher Lehren aufgekeimt ist und sich im Schoos eines unthätigen Lebens

entwickelt hat. Sie haben Recht, man muß sie gelten lassen, wie man die Spielsucht gelten läßt, aber man muß sie auch noch strenger tadeln, als die Spielsucht.«

»Strenger? warum das?«

»Ein Spieler ist eben nur ein Spieler. Was kann er vom Spiel erwarten? Die traurige Aufregung, die durch die Erwartung hervorgerufen wird, ob er gewinnen oder verlieren wird, weiter nichts, während Ihre Leidenschaft, mein Herr, die edelsten, nützlichsten Folgen haben konnte und für Sie vielleicht haben wird.«

»Die edelsten, nützlichsten? Erklären Sie sich um Gottes willen.«

»Sehen Sie, mein Herr, wenn Sie aus Genußsucht, die aus Uebersättigung hervorgegangen, in eine Kneipe Ihre Erinnerung an Ihre Verhältnisse als großer Herr, und in Ihr Hôtel das Andenken an die Kneipe mitgenommen haben, und zwar bloß um des unfruchtbaren Gegensatzes willen, warum haben Sie sich dem Ekel, den der Besuch solcher Orte in Ihnen hervorrufen muß, nicht lieber in nützlicher Absicht unterzogen?«

»In was für einer Absicht, mein Herr?«

»In der Absicht, selbst die widerlichen Schäden zu studieren, die nothwendigerweise aus Unwissenheit und Elend hervorgehen, die Schäden, welche zu kennen sich für Sie, der Sie reich und mit weltlichen Gütern gesegnet sind, zu kennen wohl ziemte, damit Sie sie durch die ungeheuren Mittel, über die Sie zu verfügen haben, zu heilen versuchen könnten.«

»Das ist wahr,« lispelte der Fürst, » der Gedanke ist groß.«

»O dann wäre jeder Ihrer Ausflüge in diese Höhlen eine That von hoher Moralität, von männlicher Tugend gewesen — der Armuth, dem Laster, der Verderbtheit, dem Verbrechen einige der unglücklichen übervortheilten Geschöpfe zu entreißen, die Sie in diesem Schlupfwinkel antrafen, das wäre eine schöne Anwendung Ihrer Geisteskraft und Ihres Vermögens gewesen. Sie lieben die Gegensätze, mein Herr: Ihre Liebhaberei hätte Befriedigung gefunden. Nun, statt sie aus Scham zu verbergen, hätten Sie sie aus Stolz verborgen, wie Sie Ihre edeln Handlungen verbergen.«

»Mein Herr,« versetzte der Fürst in weichem und herzlichem Tone, »Sie haben gesagt, Sie seien mein Freund. Jetzt glaub' ich's Ihnen — und was auch aus unserer Zusammenkunft entstehen mag, ich werde in meinen Gedanken den wackern Mann, der mich diese strenge Sprache hat wollen hören lassen, immer zu ehren wissen.«

»Ich rede so zu Ihnen, mein Herr, weil ich weiß, daß ich verstanden werde und Ihnen damit nützlich werden kann. Es ist nicht, glauben Sie mir, um des leeren Vergnügens willen, zu moralisieren. Ich habe Ihnen diesen Gedanken an die Hand gegeben, weil ich glaube, daß, wenn Sie ihn in's Werk sehen, er Ihnen behilflich sein kann, sich aus Ihrer unglücklichen Lage hervorzarbeiten.«

»Ich bitte Sie, erklären Sie mir, mein Herr.«

»Ihr Interesse verlangt, daß ich Ihnen Ihre Lage ohne Schonung vormale. Sie haben durch eigene Schuld die treue, leidenschaftliche Liebe der Frau von Montbar eingebüßt.«

»Das ist nur allzuwahr,« sagte der Fürst mit einem tiefen Seufzer zu mir.

»Gleichwohl vergöttern Sie Ihre Frau noch immer.«

»Ja, ich vergöttere sie, ich vergöttere sie.«

Und es kam mir vor, als träten dem Fürsten die Thränen in die Augen.



»Madame von Montbar ist, das kann Ihnen nicht verborgen sein, mein Herr — einer Verrätherei nicht fähig; nie wird sie sich dazu erniedrigen, Sie zu hintergehen. Aber es wird ein Tag kommen, und er steht nahe bevor, wo Sie zu Ihnen sagen wird:

Sie haben die Liebe, die ich für, Sie empfand, muthwillig verscherzt — seit langer Zeit liebe ich Sie nicht mehr — ich habe mir bis jetzt nichts vorzuwerfen, aber mit Ihnen zu leben, ist mir in Zukunft unmöglich. Trennen wir uns also ohne Aufsehen, ohne Scandal, und geben wir einander unsere Freiheit zurück.«

»So ungefähr hat sie gestern zu mir geredet,« sagte der Fürst mit verhaltener Wuth, »aber morgen soll es auch Dem, welcher mir das Herz meiner Frau gestohlen, das Leben kosten. Ich werde mich damit in den Augen der guten Gesellschaft lächerlich machen, ich weiß es, aber nur zu lange schon hab' ich um dieser feigen Rücksicht willen meine Eifersucht in mich gefressen — die Rache wird mich schon vom Lächerlichwerden retten,«

»Eine fruchtlose Rache, mein Herr! Wenn Sie Ihnen zu Theil wird, so wird sie die Achtung, welche Frau von Montbar noch für Sie bewahrt haben mag, in unheilbaren Haß verwandeln.«

»Gut, so sind wir Beide unglücklich, das will ich lieber ansehen, als den Anblick ihres beleidigenden Glückes vor Augen haben.«

»Wäre es nicht besser, wenn Sie Beide glücklich würden?«

»Was meinen Sie?«

»Um Ihnen zu zeigen, mein Herr, wie wichtig unsere Unterredung ist, um Ihnen mit Einem Worte vollkommenes Zutrauen zu Dem, was ich sage, einzuflößen, noch Eine Frage: Wissen Sie, welchen Werth Frau von Montbar darauf sehen würde, den positiven, unwiderleglichen Beweis der Unschuld ihrer Mutter in die Hände zu bekommen?«

»Für einen solchen Beweis,« rief der Fürst, »würde Frau von Montbar ihr halbes Leben hingeben.«

»Nun wohl, mein Herr, diese Beweise hab' ich in Händen.«

»Sie?«

»Ich habe sie hier bei mir.«

»Sie?« wiederholte der Fürst mit wachsendem Erstaunen.

»Diese Beweise hab' ich hier in diesem Taschenbuch. Jetzt nehmen Sie an, mein Herr, daß ich Ihnen diese Beweise einhändigte.«

»Mir diese Beweise?« sagte der Fürst und schien seinen Ohren nicht zu trauen.

»Ja — Ihnen — nehmen Sie ferner an, daß Sie mit diesen

Documenten, die für Frau von Montbar von so großem Werthe sind, ausgerüstet, jetzt nach Hause kämen — so würden Sie morgen früh Frau von Montbar fragen lassen, zu welcher Zeit sie Ihren Besuch annehmen wolle.«

»Es ist ein Traum,« lispelte der Fürst betäubt, »es ist ein Traum.«

»Sie können ihn zur Wirklichkeit machen, mein Herr. Ich führe meine Annahme weiter aus — Sie treten vor Frau von Montbar hin und sprechen ungefähr so zu ihr — oder viel besser, daran zweifl' ich nicht: Madam, ich kenne den Werth, den Sie aus die Wiederherstellung des Rufes Ihrer Mutter legen — hier sind die Beweise, welche dieselbe bewirken müssen — und damit übergeben Sie der Frau von Montbar das Taschenbuch, das ich Ihnen gegeben haben werde. Indem ich Ihnen, Madame, die Mittel in die Hände gebe, die Unschuld Ihrer Mutter zu beweisen, verringere ich meine Schuld gegen Sie nicht, ich erkenne an, daß sie groß ist — ich fürchte, Sie halten sie für unverzeihlich; denn Sie kennen ihre Natur nicht, Sie sind hinter meine nächtlichen Ausflüge gekommen und haben geglaubt, es sei darunter ein Treubruch verborgen — nein, Madame, es war noch schlimmer; denn ich habe nicht einmal einen Versuch gemacht, mich zu rechtfertigen, ja, ich habe sogar Ihre Vorwürfe, weil ich mich getroffen fühlte, auf hochfahrende Art erwidert. Was ich Ihnen damals nicht zu gestehen wagte, weil ich mir Ihre Liebe zu entfremden fürchtete, kann ich Ihnen jetzt sagen, denn leider hab' ich sie nicht mehr zu verlieren. Und dann, mein Herr, erzählen Sie der Frau von Montbar offenherzig, wie Sie es mir erzählt haben, durch welche Umstände Sie zu dieser seltsamen Sucht nach Gegensätzen gekommen sind. Frau von Montbar wird Sie beklagen, wird Sie hochachten, mein Herr, weil Sie mit diesem Geständnis sich aufrichtig und ehrenhaft gezeigt haben werden.«

»Ihr dieses Geständnis — jetzt,« antwortete der Fürst gedankenvoll.

»Ich glaube, mein Herr, das ist für Sie der einzige Weg zur Rettung. Nach diesem Geständnis sagen Sie zu ihr —«

Dann hielt ich inne, aus Furcht, das Selbstgefühl des Herrn von Montbar zu verletzen, und sagte auf herzliche Weise zu ihm:

»Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen,

wenn ich Ihnen Ihr Verfahren so bis auf die Worte vorzuschreiben schien, aber —«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort — ich beschwöre Sie darum,« sagte der Fürst mit einer Selbstentäußerung, die mich aufs tiefste rührte, »mein Prozeß wäre gewonnen, wenn ich wie Sie fühlte, dächte — «

»Eben diese Bescheidenheit beweist, mein Herr, daß Sie so zu fühlen und zu sprechen wissen — da Sie es erlauben, red' ich also weiter.«

»Ich bitte Sie darum inständig.«

»Sie sagen also zur Frau von Montbar: Nachdem ich Ihnen diese Eröffnungen gemacht, Madame, hab' ich keine Hoffnung mehr; ich habe Ihre Liebe eingebüßt — es mußte so kommen — falsche Scham, falscher Stolz haben mich zuerst verleitet, Ihnen die Seelenleiden zu verhehlen, die Ihre Kälte in mir hervorrief — denn ich habe nicht aufgehört, Sie zu lieben — ich liebe Sie noch von Grund meines Herzens, das führt zu meinem Schicksal, und ich darf es Ihnen wohl gestehen — jetzt, da wir auf dem Punkte stehen, uns zu trennen; wozu sollte es auch dienen, Sie an meine eitlen und allzuspäten Versuche zu erinnern, Ihre Liebe wiederzugewinnen — der, den Sie lieben, er ist dieser Liebe werth, Madame — «

»Das ist nur allzuwahr,« murmelte der Fürst mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit, »ach, sonst hätte sie ihn nicht geliebt!«

»Lassen Sie sich durch diese Wahl nicht entmuthigen, mein Herr,« sagte ich zum Fürsten, »eine edle Seele wird von ihren edlen Gefühlen vor Verirrungen geschiebt — und ihr kann man Alles zutrauen, selbst heldenmüthige Aufopferung.«

»Wie,« rief der Fürst, »Sie haben noch Hoffnung? «

»Von einem so edlen Herzen, wie das der Frau von Montbar, kann man Alles hoffen — Sie sagen also zu ihr: Vergebens hab' ich's versucht, Madame, mich aus meinem unthätigen Leben herauszureißen — ein paar wohlwollende Worte von Ihnen hätten mir Kraft dazu gegeben — aber ich verdiente nicht einmal mehr Ihre Theilnahme — aber, da ich sah, daß diese bessern Entschließungen keinen Eindruck auf Sie machten, bin ich in meine schlechten Gewohnheiten zurückgesunken, habe in neuen



Verirrungen Vergessenheit meines bittern Grams gesucht.

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Madame — ich spreche nur meinen schweren Kummer vor Ihnen aus — nur noch Ein Wort — ich habe keinerlei Ansprüche an die Gnade, um die ich Sie bitte, - ich weiß es wohl. Sehen Sie in dieser Bitte nichts, als einen von den thörichten Hoffnungsblitzen, wie sie Denen leuchten, die, indem sie dem Abgrunde zurollen, wahnsinnige Rettungsversuche anstellen. Wenn Sie, Madame — Sie, die Sie so gut und edel sind, mir erlauben wollten, noch ein Mal, zum letzten Mal, einen Versuch zu machen, das Herz wieder zu gewinnen, das ich verloren habe.«

»O, ich verstehe Sie, ich verstehe Sie,« rief der Fürst gerührt und von unaussprechlicher Hoffnung beseligt. Ja, ich kenne Regina, diese Selbstentäußerung wird Eindruck auf sie machen. Was soll ich thun, Regina,« fuhr er fort, als hätte er seine Frau bei sich, »was soll ich thun, um Dein Herz wieder zu gewinnen? Bis seht weiß ich's nicht, aber ich liebe Dich so sehr, Regina, daß ich gewiß ein Mittel ausfinden werde, Dich zu Dem zu bewegen, warum ich bitte — daß Du mir erlaubst, Dich noch zu lieben, daß Du Dich rühren lässest. Du brauchst Dich deshalb um mich weiter nicht zu bekümmern, führe Deine gewöhnliche Lebensweise fort — o ich werde Dir nicht lästig fallen — nur trenne Dich jetzt nicht von mir — bestimme mir einen Termin, bis dahin laß mich's versuchen — laß mich's hoffen.«

»Gut, gut,« sagte ich zum Fürsten, »dieser rührenden, gefaßten Sprache wird Frau von Montbar nicht widerstehen können.«

»Verpflichte Dich gegen mich zu nichts, Regina, werd' ich zu ihr sagen,« fuhr der Fürst fort, »sage nur zu mir: Georg, bring' es dahin, daß ich Dich wie sonst lieben kann — mit Aufmerksamkeit, Ergebenheit, Liebe, wie Du willst, bring' es dahin, daß ich eine Neigung vergesse, die mich über den Kummer getröstet, den Du mir gemacht — und will sie gern vergessen und Dich lieben, wie, früher. Das ist die äußerste Gunstbezeugung, um die ich Dich anflehe Regina, wenn du, die Du so wahrhaft, so gewissenhaft bist, mir das versprichst, so wird mir Alles möglich werden — ich werde Dein Herz wiedergewinnen. Sind aber meine Versuche gleichwohl vergeblich, ist auch nach dieser letzten Probe Deine Liebe mir für immer verloren — nun wohl, Regina, dann mag mein

Schicksal sich vollenden — aber Du wirst wenigstens gut und edelmüthig gehandelt haben, und dieser Gedanke wird mich in meinem Unglück trösten.«

»O, mein Herr,« sagte ich zum Fürsten, »glauben Sie es mir, eine solche Sprache, und was der Geist der Liebe Ihnen eingeben wird, muß bei der Frau von Montbar die frühere Neigung, die seht ohnehin unter der Asche immer fortglimmt — wieder anfachen!«

»Das wünsch' ich so glühend,« rief der Fürst, »daß ich anfangs darauf zu hoffen — aber da ich mich darin täuschen kann, werde ich zu Regina sagen: Noch ein Mal, das letzte — wie Du auch über mich entscheiden magst, von diesem Augenblick an erklär' ich Dich für frei. Heut Abend oder morgen magst Du mich Deinen Entschluß wissen lassen. Weisest Du mich zurück, so verlasse ich mich darauf, daß Du bei unserer Trennung Alles vermeiden wirst, was Aufsehen erregt oder Scandal verursacht, auf Dein Zartgefühl. Morgen trete ich eine Reise nach Italien an. Du sollst mich in Deinem Leben nicht wieder sehen.«

»Muth, Muth, mein Herr, von einem so edlen, muthigen Auftreten ist jede Wirkung zu erwarten.«

»O, Sie werden mein Retter, ich fühl' es,« sagte der Fürst im Tone tiefen Dankes zu mir, »aber mein Gott, womit hab' ich es verdient, daß Sie mir so zu Hilfe gekommen?«

»Sie sind unglücklich, mein Herr, und ich habe viel zu leiden gehabt.«

In diesem Augenblick hielt der Wagen an.

Hieronymus kehrte sich auf dem Bock um, bückte sich nach dem Vorderfenster und sagte zu mir:

»Herr Marquis, wir sind da, wollen Sie aussteigen?«

»Ich werde es Ihnen sogleich sagen,« antwortete ich. »Bleiben Sie einen Augenblick halten.«

»Gut, Herr Marquis.«

Ich nahm aus der Tasche das Taschenbuch, in welchem sich die deutschen Briefe befanden, die sich aus dem Grabe von Regina's Mutter herschrieben, ihre Uebersetzung, die Medaille, das Pergament mit der Königskrone und ein paar andere Stücke, so wie auch eine klare und bündige Darstellung des geheimnißvollen Vorganges, und dann sagte ich zum Fürsten:

»Hier, mein Herr, sind die unabweislichen Belege für die Schuldlosigkeit der Mutter der Frau von Montbar. Ein rascher Blick auf den kurzen Aufsatz, der diesen Papieren beigelegt ist, wird Ihnen die Echtheit und Beweiskraft derselben darlegen. Und jetzt noch Eins, mein Herr. Zum Dank für den Dienst, den ich mich glücklich schätze Ihnen leisten zu können, bitte ich, daß Sie mir Dreierlei auf Ehrenwort versprechen.«

»Was, mein Herr?«

»Erstlich, am morgenden Tage diese Papiere der Frau von Montbar einzuhändigen.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.«

»Zweitens, der Frau von Montbar für immer ein Geheimniß daraus zu machen, in Folge welcher Vorgänge Sie in den Besitz dieser Papiere gekommen.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

»Drittens, niemals den geringsten Schritt zu thun, um zu entdecken, wer ich sei, und was mich bewogen in Ihren Familienangelegenheiten auf diese Art einzuschreiten.«

»Ich verspreche es Ihnen auf mein Ehrenwort,« versetzte der Fürst nach einigem Zaudern.

»Hier sind die Papiere, mein Herr-« sagte ich zum Fürsten und gab ihm das Taschenbuch.

Er nahm es mit zitternder Hand und setzte gerührt hinzu:

»Ich danke Ihnen, mein Herr, es ist vielleicht das Glück meines Lebens, was ich da aus Ihren Händen entgegennehme; denn ich weiß, was für einen Einfluß die Uebergabe dieser Papiere auf die Entschließungen der Frau von Montbar in Betreff meiner ausüben kann — aber Ihre strenge Freundesstimme, die einzige, die jemals in so edlem Tone zu mir geredet — soll ich die jetzt zum letzten Male hören?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich bitte Sie um Gottes willen, hören Sie mich an,« sprach der Fürst mit einer Rührung, die ihm mein ganzes Herz gewann. »Ich habe eine schwere Aufgabe zu vollbringen, und ich stehe allein — Sie, der Sie schon so viel für mich gethan, den ich nicht kenne, aber der mir wie ein schützender Engel erschienen ist, dessen Rathschläge endlich, was auch eintreten mag, einen

entscheidenden Einfluß auf mein Geschick ausüben werden, Sie werden mich doch nicht den Zufällen, den Gefahren einer Stellung, wie die meinige ist, schutzlos preisgeben wollen?«

»Mein Herr —«

»O, jetzt ist die Reihe an mir — auch Sie sind gerührt mein Herr, ich seh es,« rief der Fürst, »Sie werden doch Ihr Werk nicht unvollendet lassen — auf diesem ehrenhaften, ruhmvollen Wege, den Sie mir vorgezeichnet, der mir aber neu ist, werd' ich ohne Sie nur mit unsicherem Schritte vorschreiten können, und wenn trotz meines Entschlusses mein Muth wankend würde? wenn sich neue Schwierigkeiten erheben sollten, wen soll ich dann um Rath fragen? Ich habe keinen Freund, dem ich anvertrauen könnte, was mir in dieser seltsamen Nacht begegnet ist — selbst einem Bruder würd' ich's nicht gestehen. Und Sie wollten mich im Stiche lassen? Nein, nein, Männer wie Sie, sind edelmüthig und erbarmend bis an's Ende. O, nicht wahr, ich werde Sie noch wiedersehen? Und ich gebe Ihnen im Voraus mein Ehrenwort: nie werde, ich mir die kleinste Frage über die Beweggründe erlauben, die Sie zu mir geführt haben — aber lassen Sie mich wenigstens die Zusicherung mitnehmen, daß ich Sie wiedersehen werde — «

»Das ist mir leider unmöglich, mein Herr.«

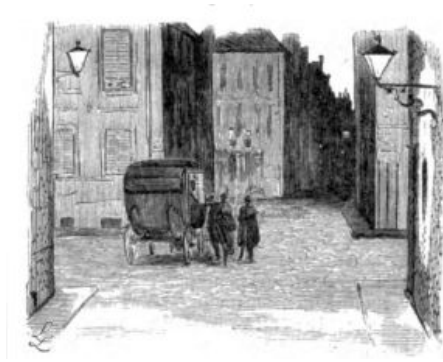
»Ach,« sagte der Fürst im Tone schmerzhaften Vorwurfs, »kann Sie denn nichts bewegen?«

»Meine Rührung mag Ihnen beweisen, mein Herr, wie leid es mir thut, daß ich mich genöthigt sehe, Ihr Verlangen abzuschlagen — aber wenn Sie es wünschen, wenn Sie glauben, daß in einem wichtigen Falle mein Rath Ihnen von Nutzen sein kann, so schreiben Sie mir.«

»Ihnen schreiben,« rief der Fürst, »und unter welcher Adresse?«

»Paris poste restante an Herrn — Herrn Peter etwa — ich werde Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben.«

---



## Fünftes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

»Sie wohnen also in Paris?« sagte der Fürst von Montbar zu dem unbekanntem Marquis.

»Wo ich auch wohnen mag, mein Herr, wenn Ihre Briefe diese Adresse tragen, werden Sie mir zukommen. Ich werde alle fünf bis sechs Tage auf die Post schicken — weiter kann ich für Sie nichts thun, mein Herr.«

»Ach, Sie sind unerbittlich!« rief der Fürst, dann versetzte er: »Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie dies Wort, was meine Bekümmerniß an den Tag legt — verzeihen Sie Alles, was Sie in unserer Unterredung hat verletzen mögen — schreiben Sie es den unerhörten Umständen zu, unter denen wir zusammengetroffen. Ich will jetzt nicht weiter in Sie dringen, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und habe kein Recht, über die Gründe der unerklärlichen Theilnahme, die Sie für mich an den Tag legen, näher unterrichtet sein zu wollen. Was Sie für mich gethan, verpflichtet mich zu ewiger Dankbarkeit. Was ich bedaure, und schmerzlich bedaure, das kann ich Ihnen versichern, ist nur, daß Sie dieses Anerbieten meiner unveränderlichen Freundschaft nicht annehmen wollen — und es würde doch eine edle Freundschaft sein, glauben Sie mir's —«.

Und da ich dem Fürsten, der, vielleicht in der Hoffnung, daß ich seine Freundschaft annehmen würde, einen Augenblick einhielt, keine Antwort gab, versetzte er traurig:

»Noch einmal Verzeihung — für den zuletzt ausgesprochenen Wunsch — aber wenigstens Ihre Hand, mein Herr, Ihre theure Hand — vergönnen Sie mir, sie zum ersten — und lebten Male zu drücken.«

Und meine Hand erwiderte den herzlichen Druck der seinigen.

---

Wie soll ich ausdrücken, welche stolze, unaussprechliche Freude mich in diesem Augenblick erfüllte: ich — der bloße Bediente des Fürsten, hatte ihn durch das Uebergewicht, welches ein redlicher, gerader und auf das Rechte gerichteter Sinn immer ausübt, so weit gebracht!

Ich muß es gestehen, zum ersten Male in meinem Leben empfand ich ein lebhaftes Selbstgefühl, ich sagte zu mir selbst: O Dank sei Dir, Claudius Gérard, Freund, Lehrer-! — Dank sei Dir, Deine Lehren und Dein Beispiel haben mein Herz geläutert und mir einige Seelenstärke mitgetheilt.

---

»Jetzt, mein Herr,« sagte ich zum Fürsten, »leben Sie wohl — Muth und Beharrlichkeit!«

»Leben Sie wohl, mein Herr,« sagte er zu mir, »und im Falle ich Ihnen etwas zu schreiben haben sollte? — «

»So richten Sie den Brief an Herrn Peter in Paris, poste restante.«

»Und Sie werden mir antworten, nicht wahr? das werden Sie mir doch wenigstens nicht versagen?«

»Ich werde Ihnen aufs Angelegentlichste antworten — ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen damit dienen zu können, verlassen Sie sich darauf.«

»Leben Sie also wohl, mein Herr, da es nun einmal nicht anders ist — und auf ewig — leben: Sie wohl! «

Dann ließ er das Fenster herab und sagte zu Hieronymus:

»Kutscher, machen Sie mir den Wagen auf.«

»Sie wollen hier aussteigen?« sagte ich zu ihm.

»Ja, es kommt mir vor, als wenn die frische Luft und etwas Bewegung mir wohl thun würden. Leben Sie also wohl — noch ein Mal Ihre Hand.«

Und nach dem letzten treuherzigen Händedruck stieg der Fürst aus dem Wagen, in seinen Mantel gehüllt, und entfernte sich.

Ich durfte wohl annehmen, daß er sich nach der Dauphinstraße begäbe, um seine Verkleidung abzulegen.

»Nun,« sagte Hieronymus zu mir, »ist's diese Nacht nach Wunsch gegangen? sagen Sie doch, Herr *Marquis*.«

»Ich bin glücklich, nicht wie ein Marquis, sondern wie ein König, Hieronymus,« sagte ich zu ihm, »jetzt, so schnell als möglich zu Ihnen — ich brauche noch etwas Zeit dazu, meine Verkleidung abzulegen, und es ist schon spät.«

»Bald drei Uhr Morgens,« sagte Hieronymus, nachdem er nach der Uhr gesehen; dann stieg er wieder auf den Bock und fuhr mich rasch nach seiner Wohnung.

---

Heut Morgen um fünf Uhr — ich schreibe diese Zeilen drei Stunden später — kam ich in's Hôtel Montbar zurück, nachdem ich zu mehrer Vorsicht dem Hieronymus anbefohlen, falls irgend Jemand sich bei ihm nach dem Pierrot, den er gefahren, erkundigte, das Geheimniß auf das Gewissenhafteste zu bewahren; er möge sagen, er sei ein Marquis gewesen, dessen Namen er nicht nennen dürfe.

Ich erreichte mein Zimmer, ohne Jemandem zu begegnen, womit denn also die Geschichte dieser seltsamen Nacht beendet wäre.

Ich bin mir in innerster Seele bewußt, bei meiner Handlungsweise das Richtige getroffen zu haben.

Entweder gelingt es dem Fürsten, das Herz seiner Frau wieder zu gewinnen, und dann wird Regina ein Glück zu Theil, das mit den gesellschaftlichen Einrichtungen nicht in Widerspruch steht, und ihre Stellung wird keine schiefe.

Oder Regina läßt auf die Probezeit, zu welcher der Fürst sich erbieht, nicht ein, und die Liebe zu Just trägt den Sieg davon.

Auch in diesem Falle wird Regina glücklich werden; denn wenn ich in die Entschiedenheit der Frau von Montbar ein festes Vertrauen setze, so ist mein Glaube an Just's Liebe und Charakterstärke nicht weniger groß.

— Oder Regina genehmigt endlich die Prüfungszeit, und die Versuche des Fürsten, sich die Liebe seiner Frau wiederzuerwerben, sind vergeblich, und die Liebe zu Just erfüllt nach wie vor das Herz Regina's — so ist auch dann Regina's Lebensglück gesichert.

Jetzt fragt es sich vor Allem: wird der Fürst meinen Rathschlägen Folge leisten? Wird nicht, wenn er etwa nicht mehr neben mir sitzt, der Zauber, den ich auf ihn ausübte, gebrochen sein? Ich weiß nicht — heut Abend werd' ich's wissen — aber, was auch eintreten mag, Herr von Montbar hat mir sein Wort gegeben, und er wird es halten. Regina erhält wenigstens heute den Beweis der Schuldlosigkeit ihrer Mutter, und dieser Tag wird für sie ein schöner Tag werden.

O wenn es doch erst Abend wäre, damit ich weiß, was dieser in Regina's Leben so entscheidende Tag gebracht haben wird!

Den 17. Februar 18..

Es ist Mitternacht — ich bin allein — der Tag ist zu Ende.

Jetzt sich genau auf das Geschehene besonnen! Ich ging um acht Uhr hinunter, um in den Gemächern meiner Gebieterin aufzuräumen, schon gegen neun Uhr trat Juliette in dem Wohnzimmer zu mir und sagte:

»Guten Morgen, Herr Martin, nehmen Sie sich ja in Acht, in der Gallerie keinen Lärm zu machen.«

»Wie so? ist die Frau Fürstin unwohl?«

»Ein Bisschen — sie hat die ganze Nacht in außerordentlicher Aufregung hingbracht, ihre Nerven waren so angegriffen, sie hat zwei Mal geklingelt, daß ich ihr Zuckerwasser machen sollte.«

»Gestern schien Madame doch nicht leidend zu sein.«

»Ganz wohl befand sie sich nicht, sie hat einen Theil der Nacht mit Schreiben zugebracht, und als sie zu Tische ging, sah sie sehr angegriffen aus. Hören Sie, Martin,« setzte Juliette leise mit geheimnißvoller Miene hinzu, »soll ich Ihnen was sagen?«

»Nun? «

»Es geht im Hause was vor.«

»Was denn?« Das weiß ich nicht, aber ich bin überzeugt, es ist so, es steckt etwas dahinter.«



»Woran merken Sie denn das?«

»Wenn es auch nur wäre, was der alte Louis mir gesagt hat! Der Fürst hat Madame sagen lassen, ob sie heut Morgen seinen Besuch annehmen könnte — das ist seit langer Zeit das erste Mal, daß der Herr Vormittags zur Madame kommt — und dazu die Niedergeschlagenheit der Madame, ihre Aufgeregtheit, ich sage Ihnen, Martin, es geht was vor.«

Der Fürst folgt meinem Rathe, dachte ich; es war mir interessant, daß die Ereignisse, die ich in der Nacht, so zu sagen, hervorgerufen, sich nun nach und nach vor mir zu entrollen anfangen. »Nun,« sagte ich zu Juliette, »wenn's was Neues gibt, werden wir's ja sehen.«

»Wir sitzen dazu im ersten Rang, Alles, was ich wünsche, ist nur, daß für Madame keine Unannehmlichkeiten daraus hervorgehen, sie ist gut! — Also,« sagte Mademoiselle Juliette im Fortgehen noch einmal zu mir, »machen Sie in der Gemäldegalerie so wenig Geräusch als möglich.«

»Sein Sie darüber ganz ruhig, Mademoiselle.«

---

Um halb zwölf Uhr klingelte die Fürstin nach mir.

Sie war nicht im Morgenanzuge, wie gewöhnlich, sondern vollständig angekleidet. Sie trug ein schwarzes Gewand, das die ungemeine Blässe ihres Gesichtes, auf dem sich ihre Erschöpfung malte, noch mehr hervorhob. Sie schien innerlich sehr beschäftigt, sehr unruhig — sie sagte:

»Herr von Montbar wird jetzt gleich zu mir kommen. Außer ihm bin ich für Niemanden zu sprechen, durchaus für Niemanden, verstehen Sie?«

»Ja, Frau Fürstin.«

Und als ich abtrat, setzte sie hinzu:

»Bleiben Sie im Wartesaal, um darüber zu wachen und, wenn ich Sie brauche, in der Nähe zu sein.«

»Ja, Frau Fürstin.«

Und ich entfernte mich.

Kaum hatte ich die Thürvorhänge zufallen lassen, als ich Regina im Selbstgespräch ausrufen hörte:

»So wird sich denn wenigstens heute Alles entscheiden.«

Dem Befehl meiner Gebieterin zufolge, blieb ich im Salon, statt hinauf zu gehen und mich wie gewöhnlich in Schwarz zu kleiden und die Jacke aus gestreiftem Zwillich und die große, weiße Schürze mit dreieckigem Bruststück abzulegen, die ich des Morgens bei meinen Arbeiten trage.

Ich erinnere mich dieser kindischen Kleinigkeit, weil sie Veranlassung zu einer Bemerkung gab, die der Fürst an mich richtete — einer in der Gemüthsverfassung, in der er sich befinden mußte, ziemlich seltsamen Bemerkung, die mich gleichwohl nicht Wunder nahm, da ich wußte, wie streng er bei seinen Leuten auf den Anstand in der äußeren Erscheinung hielt.

Um drei Viertel auf zwölf ward geklingelt, ich machte auf.

Es war der Fürst.

Er hielt das Taschenbuch, das ich ihm in der Nacht überreicht, in der Hand. Der Fürst war, wie Regina, äußerst bleich; es ward mir leicht, die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen, die in ihm vergingen, auf seinem Gesichte zu lesen.

»Frau von Montbar ist zu sprechen? « sagte er in einem mehr bestimmten als fragenden Tone — dann fiel sein Blick auf meine unglückliche Schürze, und er sagte streng:

»Wie ist es möglich, daß Sie zu dieser Stunde im Salon der Frau von Montbar noch in der Schürze dastehen?«

»Mein Fürst — Madame hat —«

»Still, keine Entschuldigungen — gehen Sie, und kleiden Sie sich angemessen,« unterbrach mich der Fürst hochfahrend, dann setzte er hinzu:

»Frau von Montbar ist zu sprechen?«

»Ja, mein Fürst.«

Und rasch trat er in den ersten Saal, dessen Thür er hinter sich zumachte.

Ich that Unrecht daran, mich darüber zu wundern, daß der Fürst in dem Augenblicke, da ihm mit seiner Frau eine Unterredung von äußerster Wichtigkeit bevorstand, Zeit gehabt habe, das Unpassende in meiner Kleidung zu bemerken; denn ich muß gestehen, ich, dem diese Unterredung doch fast eben so wichtig war, wie ihm, konnte mich nicht enthalten, eine Zeitlang bei der

Vorstellung zu verweilen, wie sieh der Fürst wundern würde, wenn er erführe, daß dieser arme Kammerdiener, zu dem er so harte Worte spricht, eben der Mann ist, von dem er diesen Morgen um drei Uhr es fast als eine Gnade erbat, ihm die Hand drücken zu dürfen, und gegen den er eine so bittere Betrübniß darüber an den Tag legte, daß es ihm nicht gestattet sein solle, eine unauflösliche Freundschaft mit ihm zu schließen.

Ich muß gestehen, die kindische Freude, welche dieses seltsame Zusammentreffen in mir hervorrief, drängte die wichtigen Angelegenheiten, die in diesem Augenblick verhandelt wurden, und die mich so nahe angingen, ein wenig in den Hintergrund; bald aber kehrte ich zu ernstern Betrachtungen zurück, und ich behorchte, so zu sagen, *innerlich*, was zwischen dem Fürsten und seiner Frau vorging; denn durch's heimliche Zuhören konnte ich nichts davon vernehmen; jeder darauf abzielende Versuch wäre eine Unklugheit gewesen. Und wozu hätte es auch am Ende dienen sollen? Wußte ich nicht beinahe den Inhalt, ja beinahe die einzelnen Worte dieses Gesprächs im Voraus?

Also blieb ich ruhig, wo ich war, und sagte zu mir selbst: In diesem Augenblick überläuft Regina wahrscheinlich die Briefe, die ich mit so vieler Mühe übersetzt habe — vielleicht drückt sie die kleine Denkmünze, die ihrer Mutter gehört hat, an die Lippen — vielleicht endlich überliest sie jetzt mit hastiger Eile die kurze, kleine Darstellung der ganzen geheimnißvollen Geschichte, die ich mit sorgsam verstellter Handschrift geschrieben.

---

Endlich war ich dem Ziel nahe, dem ich so lange nachgetrachtet. Ohne daß ich's wollte, führte eine Art von wachem Traume alle verschiedenen Phasen meiner Lebensgeschichte von meinem ersten Zusammentreffen mit Regina im Walde von Chantilly bis zum heutigen Tage an mir vorüber. Als ich mir auf diese Weise den mächtigen Einfluß vergegenwärtigte, der mir auf das Leben der schönen, jungen Frau auszuüben vergönnt gewesen war, überfiel mich ein Entsetzen bei dem Gedanken, daß ich in meiner rasenden Sinnengluth auf dem Punkte gewesen war, die reine Seligkeit, deren ich jetzt genieße, gegen eine schändliche Gewaltthat hinzugeben, die mich zur Schmach und Schande oder

zum Selbstmord gebracht haben würde.

Aber was hab' ich zu kämpfen, was hab' ich zu leiden gehabt! wie viel, ach, werd' ich noch jetzt zu leiden haben! — denn ich liebe Regina noch immer, ich liebe sie leidenschaftlicher als je. O diese Liebe wird erst mit meinem Leben endigen!

---

Plötzlich klingelte die Fürstin heftig; ich eilte in's Wohnzimmer; in dem Augenblick, als ich hineintrat, hörte ich folgende Worte, die Regina voll Hingebung zu ihrem Gemahl sprach:

»O Georg, das Opfer meines ganzen Lebens kann meine Schuld gegen Dich nicht abtragen! «

Ich fürchtete, wenn ich gleich einträte, meine Gemüthsbewegung merken zu lassen; denn richteten sich nicht diese Worte Regina's oder vielmehr das Gefühl unaussprechlicher Dankbarkeit, dessen Ausdruck sie waren, an Den, welcher den Ruf ihrer Mutter wieder hergestellt, und also an mich? Ich blieb deshalb einen Augenblick hinter dem Thürvorhange stehen, dann schlug ich ihn halb zurück.

»Die Frau Fürstin haben geklingelt?«

»Ja — warten Sie,« sagte sie belebt zu mir, indem sie eilig einen Brief, den sie so eben geschrieben, zusammenlegte. Regina's Wangen waren geröthet, ihre Augen, die feucht von Thränen waren, strahlten vor Freude.



Der Fürst stand am Kamin. Er war äußerst bleich und in solcher Gemüthsaufrung, daß ich das unwillkürliche Zittern bemerken konnte, das seinen ganzen Körper durchzuckte, und doch, trotz dieser Blässe, trotz dieses Zitterns malte sich auf seinen Gesichtszügen eine innerliche Freudigkeit ab — er hoffte! Regina hatte jetzt ihren Brief gesiegelt und sagte zu mir mit freudebebender Stimme:

»Diesen Brief — zu meinem Vater — sogleich und an *ihn selbst*, verstehn Sie? *an ihn selbst*. Mein Wagen ist angespannt — nehmen Sie ihn, damit Sie desto schneller dahin kommen — verlieren Sie keine Minute, keine Secunde — «

»Ich möchte mir erlauben, der Frau Fürstin zu bemerken — «

»Was?« sagte sie ungeduldig.

»Daß vielleicht Herr Melchior es mir unmöglich machen wird, zum Herrn Baron durchzubringen.«

»Das ist wahr,« sagte Regina und wandte sich zu ihrem Gemahl, »Sie sehen, es ist besser, daß ich selbst gehe. Lassen Sie schnell meinen Wagen vorfahren,« sagte Sie zu mir.

»Ich muß Sie daraus aufmerksam machen,« sagte der Fürst, daß bei der Schwäche, in der sich Ihr Vater befindet, Ihr unvermuthetes Erscheinen, und besonders in *dieser Angelegenheit*« — und er betonte diese Worte — »für ihn äußerst gefährlich werden könnte. Ihr Brief dagegen wird ihn auf Ihren Besuch vorbereiten — und das wird unendlich viel besser sein — glauben Sie es.«

»Sie haben wohl Recht. Aber wenn nun Melchior — Sie kennen den Menschen — Martin nicht zu meinem Vater lassen will?«

»Ich könnte selbst gehen,« sagte der Fürst gedankenvoll, »aber der Uebelstand bliebe derselbe. Doch werd' ich mich dazu entschließen, wenn Ihr Brief Ihrem Vater nicht anders zu eigenen Händen übergeben werden kann. Aber sollte sich das denn wirklich nicht durchsetzen lassen?« Dann wandte sich Herr von Montbar zu mir und sagte im befehlenden Tone:

»Sie *müssen* diesen Brief dem Herrn von Noirlieu zu eigenen Händen übergeben, verstehen Sie? Sie *müssen*.«

»Ich werde es versuchen« Fürst,« erwiderte ich bescheiden.

»Vom Versuchen ist nicht die Rede,« versetzte der Fürst hochfahrend, »es muß geschehen, Sie müssen bei Melchior darauf bestehen, Sie müssen es mit Entschiedenheit fordern und ihm sagen, Frau von Montbar habe es so befohlen — und wenn Ihre Ungeschicklichkeit nicht ohne Gleichen ist —«

»Es würde nicht meine Schuld sein, Fürst, wenn ---«

»Kein Wort weiter! « sagte Herr von Montbar hart.

»Eilen Sie, Martin, und thun Sie, was Sie können,« sagte die Fürstin freundlich zu mir; der Fürst schien ihr wohl zu streng gegen mich zu verfahren, »und kommen Sie, wie es auch ablaufen mag, so schnell als möglich zurück. Und wie ich Ihnen gesagt habe, nehmen Sie meinen Wagen.«

»Ja, Frau Fürstin.«

»Und machen Sie die Fahrt, wie sich's schickt,« setzte der Fürst hinzu.

Und da ich ihn über diese Weisung verdutzt ansah, zuckte er die Achseln und kehrte mir den Rücken zu.

Kaum war ich aus dem Wohnzimmer getreten, als ich Herrn von Montbar, offenbar in Bezug auf mich, zu Regina sagen hörte:

»Er ist doch aber zu dumm!«

»Das Pulver hat er nicht erfunden — aber er ist redlich und aufmerksam,« antwortete meine Gebieterin.

Die harte Behandlung, die mir der Fürst angedeihen lassen, hatte die Grenzen einer Zurechtweisung, wie man sie, freilich vielleicht ein wenig zu streng, die Dienerschaft alle Tage erfahren läßt, nicht überschritten, aber das Herz des Menschen ist so angethan, oder vielmehr, die Gabe, Beobachtungen und Betrachtungen anzustellen, war bei mir so ausgebildet, daß die hochfahrenden Worte des Herrn von Montbar gleich anfangs einen sehr peinlichen Eindruck auf mich machten, ja von diesem scheinbar so geringfügigen Ausgangspunkte aus gelangte ich von Schluß zu Schluß dahin, mir die Frage vorzulegen, ob auch der Fürst das edelmuthige Mitleid und die herzliche Theilnahme, von denen ich ihm in der verflossenen Nacht so viele Proben gegeben, wirklich verdiene, und ob er des unendlichen Dienstes, den ich ihm damit erwiesen, daß ich ihm jene Familienpapiere anvertraute, die auf sein Verhältniß zur Fürstin schon so viel Einfluß ausgeübt hatten, auch würdig sei?

Ich legte mir diese Frage nicht darum vor, weil Herr von Montbar mich hart behandelt und *dumm* gefunden hatte, nicht, weil er in dem Augenblick seinen entscheidenden Zusammenkunft mit Regina — denn eintreffen mußte mir das freilich wieder — daran habe denken können, mir einen Vorwurf über meine unglückliche Morgenschürze zukommen zu lassen, sondern weil ein so glücklicher Mann, wie mir Herr von Montbar sein zu müssen schien, nachdem die Fürstin gesagt, *das Opfer ihres ganzen Lebens könne Ihre Schuld gegen ihn nicht abtragen* — meines Bedünkens in einem solchen Augenblick selbst gegen seinen fehlenden Bedienten nur noch höfliche, liebevolle Worte hätte zu finden wissen sollen — denn Der, welchen das Glück nicht liebevoll stimmt, ist nicht vollkommen würdig, glücklich zu sein.

Und als ich dieses Urtheil über Herrn von Montbar bei mir selbst gefällt hatte, versäumte ich nicht, mich selbst zu fragen, ob nicht, ohne daß ich es wußte, eine gewisse Verletzung meines Selbstgefühls, eine durch den harten Tadel des Fürsten hervorgerufene Empfindlichkeit bestimmend auf dasselbe

eingewirkt habe.

Aber umsonst hab' ich mich der strengsten Selbstprüfung unterzogen — die harte Behandlung, die mir Herr von Montbar angedeihen lassen, erscheint mir, rein für sich betrachtet und von mir selbst durchaus abgesehen, doch in Bezug auf die Güte seines Herzens als ein zweideutiges Zeichen.

---

Alle diese Gedanken gingen mir rascher durch den Kopf, als ich sie jetzt niederschreiben kann. Ich kam eben von meinem Zimmer herab, wo ich mich, wie der Fürst sich ausdrückte, angekleidet, *wie sich's schickt*, als ich den guten, alten Louis antraf, der ganz erfreut war über die Freude seines Herrn, die dieser vor ihm nicht verborgen haben mochte. Es war mir gerade recht, ihn zu treffen; denn ich war in großer Verlegenheit in Betreff der Weisung des Fürsten: ich solle in den Wagen seiner Frau steigen, wie sich's schicke.

»Herr Louis,« sagte ich zu ihm, »Sie können mir in aller Eile einen guten Rath geben?«

»Was ist's, lieber Freund?«

»Die Frau Fürstin schickt mich zu ihrem Vater mit einem Briefe, der so eilig ist, so wichtig, wie es scheint, daß ich Befehl bekommen habe, die Berline der Madame zu nehmen. Muß ich nun hinten aufsteigen, oder zum Kutscher, oder hinein?«

»Hinein, lieber Freund, hinein,« antwortete der alte Louis mit weiser Miene; »denn Sie sind nicht Livreebedienter, Sie sind mit einer höchstwichtigen Besorgung beauftragt. Es ist gerade so, wie damals, als der Fürst mich mit dem Brautschmuck an Fräulein von Noirlieu sandte — da stieg ich mit dem Diamantenkästchen in die Berline, deren Gespann in Galla war. Aber wohlverstanden, in Betracht der Ehrerbietung, die man seiner Herrschaft schuldig ist, hab' ich mich nur auf den Vordersitz der Berline gesetzt, während die anderen Geschenke in der Halbchaise folgten, die auch in Galla war — also hinein müssen Sie steigen, lieber Freund.«

»Dank, Herr Louis.«

Ich wollte in den Stall eilen, während der umständliche Alte mich am Arm festhielt und mir die fernere Weisung ertheilte, auf die er das größte Gewicht zu legen schien:



»Und vor allen Dingen, das muß ich Ihnen wiederholen, setzen Sie sich auf den Vordersitz — sonst werden Sie sich eine unverzeihliche Freiheit herausnehmen.«

»Sein Sie ganz ruhig, Herr Louis, jetzt, da Sie mich unterrichtet haben, werd' ich mir einen solchen Mangel an Ehrerbietung nicht zu Schulden kommen lassen.«

Ich war schon vier Stufen hinunter, als der alte Louis mich ganz entsetzt zurückrief:

»Martin, hören Sie doch! Ach Gott — das hatt' ich noch vergessen.«

»Was denn, Herr Louis?«

»Das ist die Hauptsache, weisen Sie doch den Johnson« — so hieß der erste Kutscher der Fürstin — »an, wenn er nicht selbst daran denken sollte, was ich aber nicht befürchte; denn er hat in zu guten Häusern conditionirt — daß er, wenn Sie eingestiegen sind, die Sommerladen des Wagens hinter den Fenstern aufzieht, gerade wie wenn er leer nach Hause führe.«

»Und warum das, Herr Louis? « sagte ich, begierig den Grund dieser ferneren Etiquettenfrage zu erfahren.

»Weil, wenn die Sommerladen aufgezogen sind und kein Livreebedienter hinten aufsteht, das bedeutet, daß die Herrschaft nicht im Wagen ist. Begreifen Sie jetzt, wie wichtig das ist?«

»Freilich, Herr Louis, und ich werd' es nicht verabsäumen,« sagte ich und lief eilig die Treppe hinunter, während Louis sich über das Geländer lehnte, aus seinen Händen ein Sprachrohr bildete und halblaut wiederholte:

»Und vor allen Dingen auf den Vordersitz.«

»Ja, ja Louis,« antwortete ich ebenfalls halblaut und richtete meinen Lauf nach dem Stalle.«

---



## Sechstes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Die Berline war angespannt, die Stallknechte warteten bei den Pferden; denn der Herr Kutscher schirrte niemals selbst an, sondern stieg nur erst zuletzt, wenn Alles in Bereitschaft war, aus den Bock. Uebrigens war Herr Johnson, als ein wahrer englischer Kutscher, wie der alte Louis das vorausgesehen, ein gewissenhafter Anhänger des Herkommens. Ich brauchte ihn an nichts weiter zu erinnern; denn da er erfuhr, daß ich in die Berline steigen sollte, gab er sogleich einem seiner, Leute die Weisung, die Sommerladen aufzuziehen. Nachdem dies geschehen, gab der eine Stallknecht ihm die Peitsche, der andere die Zügel, die bis dahin aus einem der Sattelchen des Geschirres zusammengelegt gewesen waren, und die wichtige Person, die fast so dick war, wie Heer Dumolard, und deren großes, rothes Gesicht von einer weißen Wulstperrücke eingefast wurde, stieg prächtig — auf ihren Bock, und fort ging's nach der Vorstadt du Roule, wo der Herr von Noirlieu wohnte.

Uebrigens versäumte ich nicht, meiner Pflicht nachzukommen und mich gewissenhaft auf den Vordersitz des leeren Wagens zu setzen. So sehr mich auch mein Auftrag beschäftigte, konnte ich mich doch bei dem Gedanken an alle diese bedientenhafte Umständlichkeit beim Hineinsteigen in den Wagen der Fürstin eines Lächelns nicht enthalten, und zum schärfsten Gegensatze rief ich mir den Doktor Clément in's Gedächtnis zurück, diesen an Herz und Geist wahrhaft großen Mann, diesen verehrungswürdigen Millionair, zu dem ich mich, als wir aus dem

Hôtel Dieu traten, in den Fiaker setzen mußte, und mit welcher ehrerbietigen Rührung ich neben ihm Platz nahm.

Und doch sehen in der pünktlichen Beobachtung einer Masse von müßigen Gewohnheiten, von kindischen Unterscheidungen, die ich mir während meines Aufenthaltes im Hôtel Montbar allmählig zu eigen gemacht, viele Leute und selbst gute Köpfe, was sie die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung nennen — die unerläßlichen Bedingungen der Unterwürfigkeit der Kleinen unter die Großen. Das ist ein schwerer Irrthum, ich habe es unzählige Male angehört, mit welcher unglaublichen Rücksichtslosigkeit, mit welcher satyrischen Frechheit gerade von den Herren gesprochen wurde, die in Betreff der Bestimmungen der Bedientenordnung am unerbittlichsten waren, während andere Herrschaften bei aller Leutseligkeit und Nachsicht gleichwohl durch die bloße Würde eines edeln und großen Charakters und eines hohen persönlichen Werthes ihre Dienerschaft zu einer Ergebenheit und Ehrerbietung zu bringen wußten, die sich ganz gleich blieb, die Herrschaft mochte nun zugegen sein oder nicht. Woraus ich mir denn nach persönlicher Erfahrung abgenommen habe, daß nichts falscher sein kann, als der berühmte Grundsatz:

Für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, keinen großen Mann.

Keine falsche Heldengröße — das mag sein, aber die wahre Seelen- und Geistesgröße stellt sich im Gegentheil vor den Augen des vertrauten Dieners noch entschiedener heraus. Ich werde niemals vergessen, mit welcher rührenden Verehrung ein einfacher ehrlicher Bursche, der im Dienste des Herrn Vicomte von Chateaubriand stand, mir von diesem berühmten Manne erzählte, dessen Herz und Charakter nicht weniger bewundernswürdig ist, als sein Genie.

»Mein Gott, wenn wir von dem Herrn Vicomte reden,« sagte der wackere Bursche mit liebenswürdiger Naivetät, »so sprechen wir immer von ihm, als wenn er uns hören könnte.« — Das ist wörtlich wahr. — Ach, Mademoiselle Astarte behandelte ihren Minister und ihre Frau Ministerin, mochten sie nun zugegen sein oder nicht, ganz anders!

Absichtlich und nicht ohne innern Kampf rief ich auf meiner Fahrt zu Herrn von Noirlieu diese Gedanken in mir wach. Ich

suchte andern Vorstellungen zu entfliehen, die sich nur allzu sehr in mir vordrängten; denn der Wagen, in welchem ich mich befand, war der Regina's, und auch da noch athmete ich den eigenthümlichen Duft ihrer Gewänder, der immer als ein berauscher, gefährlicher Liebestrank auf mich wirkte.

---

Wir kamen bei Herrn von Noirlieu an, ich ließ den Wagen vor der Pforte halten, trat ein, und wie immer war Melchior bereit, mir auf der Treppe zu der Vorhalle kurzes Gehör zu schenken.

»Herr Melchior,« sagte ich zu ihm, »ich habe dem Herrn Baron einen Brief von der Frau Fürstin zu überbringen — ich soll ihm denselben zu eignen Händen übergeben, so lautet der Befehl meiner Herrin.«

Der Mulatte lächelte verächtlich und zuckte die Achseln-.

»Es ist nicht die Rede davon, Herr Melchior, die Achseln zu zucken,« sprach ich und erhob die Stimme sehr — »der Auftrag, mit dem Madame mich beehrt, ist so wichtig und so dringend, daß sie mir gesagt, ich solle ihren Wagen nehmen.«

»Ihren Wagen!« sagte Melchior sehr verwundert.

»Ja — so eben stieg ich heraus — er hält an der Thür — also führen Sie mich auf der Stelle zum Herrn Baron — auf der Stelle.«

»Unmöglich!« antwortete Melchior barsch.

»Unmöglich?«

»Der Herr Baron ist krank und nimmt Niemand an.

« »Hören Sie, Herr Melchior,« rief ich — denn dieser Mangel an gutem Willen machte mich böse — »wenn Sie nicht im Augenblick den Befehlen meiner Herrin Folge leisten —«

»Nun? «

»So fass ' ich Sie so bei den Schultern,« und ich that, was ich sagte, »kehre Sie um,« und so that ich, »und trete in's Haus, indem ich aus allen Kräften nach dem Herrn Baron rufe, er wird mir schon antworten, und dann werde ich ihm meinen Brief übergeben.«

Mit diesen Worten schob ich den Melchior, der nach Alter und Natur mir nicht die Wage halten konnte, wirklich bei Seite und stürzte in's Haus, indem ich aus allen Kräften schrie:

»Herr Baron, Herr Baron!«

»Unglücklicher —« rief der Mulatte und lief mir nach, »wollen Sie schweigen?«

Aber schon war ich in einen langen Korridor eingetreten und verdoppelte hier mein Rufen, indem ich zugleich von Zeit zu Zeit hinhorchte, ob Niemand antwortete. Am Ende hörte ich eine schwache Stimme rufen:

»Was ist das für ein Lärm? — Wer ruft mich? Was ist das? Melchior, wo bist Du? —«

Ich eilte durch einen Saal, öffnete eine Thür und stand dem Herrn von Noirlieu gegenüber, der so eben von einem Lehnssessel ausgestanden war.

Der Mulatte, bleich vor Wuth, kam erst nach mir an: ich beeilte mich, dem Baron den Brief seiner Tochter zu geben, und sagte zu ihm:

»Herr Baron — es muß eine gute Nachricht sein; denn die Frau Fürstin war so beeilt, sie Ihnen mitzutheilen, daß sie mich in ihrem Wagen hergeschickt hat.«

Und während Herr von Noirlieu den Brief mit zitternder Hand entsiegelte, setzte ich hinzu:

»Ich muß den Herrn Baron wegen des Lärmes, den ich gemacht, um zu Ihnen zu dringen, um Verzeihung bitten, aber Herr Melchior wollte mich nicht anmelden —«

Herr von Noirlieu ließ mich nicht zu Ende reden — kaum hatte er den Brief Regina's gelesen, der jedenfalls sehr kurz war, als er bleich ward — dann wieder roth, alle Merkmale der tiefsten Gemüthsbewegung zeigte und mit gebrochener Stimme ausrief:



»Mein Gott! — Sie behauptet, es sei gewiß — mir Ausschluß — heute — da dürft' ich sie noch lieben — ewig lieben. — Ach, das ist zu viel auf einmal — wenn das wahr wäre — aber nein — nein das ist unmöglich — und doch verlangt sie nur, daß ich kommen soll, um mich zu überzeugen!«

Und der Greis, dessen Thränen reichlich flossen, verbarg das Gesicht in beide Hände und sank auf den Lehnstuhl zurück.

»Herr Baron, was fehlt Ihnen,« rief Melchior und eilte zu seinem Herrn. Und dann setzte er hinzu, indem er einen wüthenden Blick auf mich schleuderte:

»Sehen Sie, Elender, was Sie gemacht haben?«

»Es wird wohl nichts Schlimmes sein, Herr Melchior, ganz im Gegentheil.«

Wirklich sprach der Greis, als die erste Aufregung vorüber war, gerade aufgerichtet und mit festem Schritte auftretend, statt daß ich ihn bis dahin immer nur vom Kummer gebeugt gesehen hatte, zu Melchior:

»Schnell meinen Hut und Mantel.«

»Wie,« sagte Melchior verblüfft, »der Herr Baron wollen —«

Und ohne ihm zu antworten, sagte Herr von Noirliu zu mir:

»Der Wagen meiner *Tochter* — « und er verweilte auf diesem Worte, als machte es ihn unendlich selig, es auszusprechen.

»Der Wagen meiner Tochter ist da?« wiederholte er.

»Ja, Herr Baron.«

»Und meine Tochter ist zu Hause?«

»Ja, Herr Baron.«

»Wäre sie nicht da, so müßte sie zu mir kommen,« sagte er zu sich selbst. »Nun —« und damit wandte er sich an Melchior. »Nun — mein Hut, mein Mantel!«

»Wie?« sagte der Mulatte, »der Herr Baron sind im Schlafrock und wollen —«

»Es ist auch Zeit, mich anzukleiden,« antwortete der Greis. »Nur schnell Hut, Mantel.«

»Aber, Herr Baron,« sagte der Mulatte, »es kann nicht Ihr Ernst sein.«

»Haben Sie mich verstanden?« sagte der Baron so entschlossen, so befehlend, daß der Mulatte fühlen mußte, es könnte zu gefährlich für ihn werden, wenn er noch länger Widerstand leisten wollte.

»Sie mögen mir, was ich verlangt habe, in den Wagen bringen,« sagte der Greis zu Melchior. »Ich habe keine Secunde zu verlieren.«

Und er ging so festen und behenden Schrittes vor mir her, daß ich ihm kaum folgen konnte. Mit jugendlicher Leichtigkeit schritt er die Treppe hinab. Melchior kam ganz athemlos mit dem Mantel auf dem Arm und dem Hut in der Hand, in dem Augenblick heran, als der Baron, unbekümmert darum, sich barhäuptig und im Schlafrock von grauem Wollenzeug sehen zu lassen, auf die Straße hinaustreten wollte. Kaum ließ er Melchior Zeit, ihm den Mantel über die Schultern zu hängen. Ich machte den Schlag auf, er sprang in den Wagen und sagte zu mir:

»Schnell — schnell in's Hôtel.«

Aber Herr von Noirlieu hatte seine Rechnung ohne die Etiquette gemacht.

Der Herr Kutscher war in automatischer Unbeweglichkeit auf dem Bocke sitzen geblieben, die Zügel in der linken Hand, den Peitschenstiel auf das rechte Knie stützend.

»Schnell in's Hôtel,« sagte ich zu ihm.

Aber Herr Johnson blieb unbeweglich und sagte, immer gerade vor sich hinsehend, ganz ruhig in seinem britischen Phlegma, ohne auch nur den Kopf nach mir umzuwenden:

»Die Sommerladen nieder.«

»Aber Herr Johnson.«

»Die Sommerladen nieder für den Gentleman,« antwortete er unbeweglich wie eine Wachsfigur.

Jetzt begriff ich erst, daß, da Herr von Noirlieu meinen Platz in der Berline eingenommen, die Etiquette verlangte, daß die Sommerladen, die meinetwegen aufgezogen worden waren, für den Gentleman, wie Herr Johnson sich ausdrückte, niedergelassen würden; ich machte also, so ungeduldig der Baron sich auch geberdete, den Wagen wieder auf und ließ die Laden herab — worauf der Wagen, als schnellte ihn eine Feder fort, plötzlich fortschoß. Diesmal stieg ich bescheiden hinten auf, nachdem ich dem Kutscher anempfohlen, sehr schnell zu fahren — eine Weisung, die Herr Johnson vollkommen unbeachtet ließ. Hätte er die Fahrt beschleunigen wollen, so würde er wahrscheinlich den langsamen, regelmäßigen Gang seiner großen, prächtigen Rosse aus dem Tact gebracht haben; auch mußte der unschätzbare Kutscher wissen — was ich oft im Hôtel hatte sagen hören — daß nichts mehr nach einem Bürgerlichen, einem Börsen - oder Handelsmann aussehe, als wenn der Wagen über das Pflaster hinrollte, als brennte es unter ihm, und als hätte man Geschäfte — da doch der vornehme Mann niemals Eile zu haben scheinen müsse.

Herr von Noirlieu mochte freilich bei seiner glühenden Ungeduld, zu seiner Tochter zu kommen, die unerbittliche Lebensart des Herrn Johnson verfluchen; denn wir brauchten von der Vorstadt du Roule bis in's Hotel Montbar mehr als eine halbe Stunde.

Endlich fuhr der Wagen in den Hof ein, ich machte Herrn von Noirlieu den Schlag auf; er eilte die Treppe so rasch hinan, daß ich kaum Zeit hatte, ihn einzuholen und vor ihm in's Zimmer der Fürstin zu treten. Doch kam ich noch zu rechter Zeit, um mit tiefem innern Triumphe anmelden zu können:



»Herr Baron von Noirlieu.«

»Vater! —« rief Regina, als sie Herrn von Noirlieu eintreten sah — und in dem Augenblicke, als ich die Vorhänge niederfallen ließ, warf sie sich in seine Arme.

---

Ungefähr eine halbe Stunde nach der Ankunft des Herrn von Noirlieu verließ der Fürst mit gedankenvoller, fast ganz zufriedengestellter Miene die Gemächer Regina's, kaum wußte er seine triumphierende Freude zu verbergen, als er mir folgende Weisung gab:

»Frau von Montbar ist für Niemand zu Hause, als für den Capitain Clément.«

Und damit verließ der Fürst den Saal.

Er mochte von Regina wissen, daß Herr Just kommen werde, und von ihr eine heldenmäßige Entsagung erwarten. Vielleicht hatte sie ihm in der ersten Freude und Dankbarkeit schon versprochen, mit Just zu brechen. Aber hatte er gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde kommen wollen, oder hatte ihm die Fürstin in meiner Abwesenheit geschrieben? Das weiß ich noch nicht. Vielleicht wollte sie auch Just nur bitten, sich für einige Zeit fern zu halten.

Bei diesen Gedanken empfand ich mit Just, den ein unvorhergesehener Schlag so grausam treffen sollte, großes Mitleid. Ja, ich machte mir beinahe Vorwürfe, so gehandelt zu haben, wie ich gethan; aber das Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt zu haben, beruhigte mich; denn kann der Fürst das Herz seiner Frau wieder gewinnen, so wird Regina, wie ich sie kenne, bei übrigens gleichem Glück, mit ihrem Manne zufriedener leben, als mit ihrem Liebhaber, weil das rechtmäßige Glück ihr gestatten wird, frei aufzutreten.

Gegen fünf Uhr ging Herr von Noirlieu fort, geleitet von seiner Tochter, die sich erst an der Treppe seines Hauses von ihm verabschiedete. Die Seelenheiterkeit, die aus den Zügen des Greises hervorleuchtete, bezeugte genugsam, daß er die Beweise für die Schuldlosigkeit der Frau von Noirlieu unwiderleglich gefunden, wie sie es auch waren.

Indem Regina in ihre Gemächer zurückkehrte, sagte sie zu mir:

»Ich bin durchaus nur für Herrn Just Clément zu sprechen. Bringen Sie mir Licht. Es ist nicht nöthig, daß Sie mir ankündigen, es sei aufgetragen — wenn ich späterhin Appetit bekomme, wird Mademoiselle Juliette mir etwas servieren. Sobald Herr Just Clément kommt, melden Sie ihn an.«

»Ja, Frau Fürstin.«

Um drei Viertel auf sechs kam der Capitain. Ich ahnte, daß etwas Wichtiges vorgehen müsse; denn er sagte im Eintreten in großer Unruhe zu mir:

»Es ist der Frau Fürstin doch nichts zugestoßen?«

»Nein, Herr Just — nicht, daß ich wüßte — «

»Gottlob!« sagte er halblaut und fein Gesicht erheiterte sich.

Armer Just! — dachte ich.

»Wollen Sie mich bei der Fürstin melden?« sagte er zu mir.

»Ja, Herr Just.«

Und ich führte ihn in's Wohnzimmer.

Ich war entschlossen, was auch daraus entstehen möchte, diesmal Regina's und Just's Gespräch zu behorchen, nicht aus verächtlicher Neugierde, sondern weil ich zu ihrem eigenen Besten nothwendig in Erfahrung bringen mußte, welchen Entschluß sie faßten.

Ich hatte für den Fall, daß ich ertappt würde, glücklicherweise eine Entschuldigung und einen Vorwand — nämlich, daß ich jetzt erst Licht in den Saal brächte.

Sobald Just eingetreten war, holte ich also schnell eine Lampe und stellte sie so, daß ich sie erreichen konnte, auf ein Tischchen, indem ich mich bereit hielt, sie im Nothfalle in die Hand zu nehmen, als käm' ich jetzt erst. Und da ich mich übrigens in der Mitte des Saales aushielt, konnte ich leicht Alles hören — die Vorhänge dämpften Just's und Regina's Stimme kaum ein wenig.

Regina hatte einige Augenblicke im Schweigen verharrt — als ich in den ersten Saal zurückkam, hörte ich, wie Just ängstlich zur Fürstin sagte:

»Regina, mein Gott, was haben Sie denn? — Erst das kurze Briefchen — nun so bleich — so stumm.«

»Just — hören Sie mich an — heut Morgen ist mir der Beweis der Schuldlosigkeit meiner Mutter eingehändigt worden.«

»Wirklich?« rief Just mit freudiger Bewunderung.

Dann setzte er im Ton der Rührung hinzu:

»O, das fühl ich gewiß eben so tief, wie Sie! — Wie glücklich muß Sie das machen! — Aber dieses Glück ist so heilig, so erhaben, daß ich Sie jetzt verstehe.«

»Die Beweise für die Schuldlosigkeit meiner Mutter waren so schlagend,« sagte Regina mit wachsender Gemüthsbewegung, die sich im Ton ihrer Stimme kund gab, »daß noch vor wenig Augenblicken mein Vater hier an dieser Stelle liebevoller gegen mich war, als er je gewesen, und mit Thränen der Bewunderung von meiner Mutter sprach.«

»Nun, so ist ja Ihr Kummer gehoben.«

»Just, ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie mich zu Ende, der auf diese Weise den Ruf meiner Mutter wieder hergestellt, der meine ewige Erkenntlichkeit verdient — «

»Ewige, unveränderliche,« rief Just; »denn ich muß wissen, wie Sie gelitten — wie oft haben nicht der Verlust der Liebe Ihres Vaters, der Gedanke an den Flecken, der an dem Ruf Ihrer Mutter klebte, die reinsten Freuden unserer Liebe getrübt! Ja, ich will Ihre Dankbarkeit theilen, Regina — nicht Sie allein sollen diese heilige Schuld abzutragen haben — ich will —«

»Halten Sie ein,« rief Regina, »o mein Gott — es ist, als hätt' ich seinem Edelmuth eine Schlinge legen wollen! « setzte sie zitternd hinzu.

»Eine Schlinge meinem Edelmuth?«

»Wissen Sie, wer es ist, dem ich diese ewige Erkenntlichkeit schuldig bin, die Sie theilen wollen«

»Reden Sie zu Ende.«

»Muth — mein Gott — es ist —«

»Es ist?«

»Mein Gemahl.«

Es trat auf's Neue ein tiefes Schweigen ein; es war mir, als hörte ich Regina schluchzen.

»Ihr Mann! — nun wohl —« versetzte Just verwundert — »wozu diese Thränen? Wozu diese Aengstlichkeit? Warum glaubten Sie mich unterbrechen zu müssen? — Ich wiederhole es auch jetzt noch — nicht Sie allein sollen diese Schuld gegen

Denjenigen, welchem Sie vielleicht den glücklichsten, den schönsten Tag Ihres Lebens verdanken, abzutragen haben — warum soll ich, der ich Ihre Freuden, Ihre Leiden getheilt, nicht auch Ihre Dankbarkeit gegen Herrn von Montbar theilen?»

»Warum nicht?« rief Regina und sah mit Schrecken, wie wenig Just ahnte, was sie ihm zu melden hatte — »warum nicht? — ach, weil Umstände eingetreten sind, welche Sie nicht ahnen.«

»Um Gotteswillen, reden Sie, Regina!«

»Seitdem mein Mann von seiner Reise zurückgekehrt, war meine Stellung, wie Sie wissen, unleidlich geworden. Meine Liebe zu Ihnen zu verheimlichen, da sie doch mein Herz, mein Leben erfüllte — das war mir unmöglich — ich kann eben so wenig verheimlichen, was wahr ist, als etwas Unwahres sagen. Ich gestand daher meinem Manne gerade heraus, auf dem Punkte, bis zu dem unsere Verhältnisse seit einem Jahr gediehen, sei eine Trennung ohne Aufsehen, ohne Scandal, wie sie sich für Leute, wie wir sind, ziemte, nothwendig, unvermeidlich.«

»Wir haben davon oft geredet — aber warum haben Sie mich von diesem Schritte nicht unterrichtet?«

»Lieber Gott, warum sollte ich Ihnen mit diesen traurigen Erörterungen lästig fallen? Ich wollte mit Ihnen nicht eher davon sprechen, als wenn ich sagen könnte: Alles ist in Ordnung, wir sind frei —«

»Und in diese Trennung,« sagte Just, ohne seine Angst zu verbergen, »will er nicht willigen?«

»Sein Edelmuth ist bewundernswürdig,« versetzte Regina mit großer Niedergeschlagenheit, »er will nicht, daß die Erkenntlichkeit, die er von mir zu erwarten berechtigt ist, auf meinen Entschluß, mich von ihm zu trennen, irgend einen Einfluß ausübe. Besteh ich darauf, so reist er morgen nach Italien und gibt mir meine Freiheit wieder und verläßt sich in Bezug auf die Beobachtung des Anstandes auf mein Zartgefühl — und auf das Ihrige, Just — er hat es gesagt—«

»Dieses Betragen ist würdig und edel, das muß ich gestehen,« sagte Just gerührt, »aber dann —«

»Aber dann, wollen Sie sagen,« rief Regina, »ist's unerklärlich, daß ich nicht zu Ihnen sage: Wir sind frei — lassen Sie uns den

Traum, den schönen Traum, der so blendend war, daß wir ihn kaum in's Auge fassen mochten, in's Werk setzen? Was hält uns noch zurück? Mein Mann erklärt mich für frei, ich habe die Liebe meines Vaters wiedergewonnen, der Ruf meiner Mutter ist wieder hergestellt — Just, mein Vielgeliebter, endlich bin ich die Deinige, auf immer und ewig!«

»Regina — Sie erschrecken mich — rasen Sie? — o Gott!«

»Nein — es ist keine Raserei — mein Mann *liebt* mich — verstehen Sie jetzt?«

»Liebe Sie?« sagte Just, als traute er seinen Ohren nicht.

»Ja, hat mich immer geliebt — leidenschaftlich geliebt.«

»Er! « rief Just mit bitterem Zweifel.

»O, gehn Sie mir, ich habe Alles Mögliche aufgestellt, um es nicht glauben zu dürfen,« rief Regina; »aber wie konnt' ich s einen Thränen, seinen Geständnissen, die für ihn äußerst niederdrückend waren, und doch durch seine Aufrichtigkeit und seine Reue rührend — Widerstand leisten? Wie hätt' ich nicht seiner Niedergeschlagenheit, seiner so ganz wahren Verzweiflung, seiner rührenden Sprache Glauben schenken sollen? Ach, Just, was brauch' ich Ihnen das zu sagen? Ich fürchtete mich davor, überzeugt zu werden, da muß er wohl aufrichtig sein — und nun bin ich überzeugt!«

Es trat eine neue Pause ein.

Just nahm zuerst wieder das Wort.

»Und was verlangt Herr von Montbar?«

»Er verlangt nichts — er fordert nichts — er bittet — das ist Alles. Ja, nach dem unermeßlichen Dienst, den er mir geleistet, ja, nachdem er mich überzeugt, daß er mich immer zärtlich geliebt hat — bittet er — darin liegt seine Stärke!«

»Und was verlangt er?« wiederholte Just mit bebender Stimme.

»Er bittet mich, ich solle ihm erlauben, daß er mich liebe, daß er die Hoffnung fasse, meine Liebe wieder zu gewinnen. Ist dieser letzte Versuch vergeblich, hat er zu mir gesagt — nun wohl, dann mag mein Schicksal in Erfüllung gehen — dann sollen Sie nie wieder von mir hören — dann mögen Sie die Freiheit benutzen, die ich Ihnen hiermit einräume — dann — verstehen Sie mich wohl, Regina — was auch kommen mag, wie Sie sich auch

entscheiden mögen — Sie sind frei — vollkommen frei — ich verlange von Ihnen auf den Grund meiner Rechte nichts mehr — die hab' ich verscherzt. Wenn ich Sie zum letzten Male um Nachsicht anflehe, so ist's im Namen meiner Liebe, im Namen Dessen, was ich gelitten und noch leide. — So hat er zu mir geredet — und das Alles — glaub' ich ihm. Ich hab' ihm nichts versprochen, aber ich habe ihm geschworen, der Pflichten, welche die Dankbarkeit mir auferlegte, ewig eingedenk zu sein. Jetzt, Just, hab' ich Ihnen die Frage vorzulegen: *Was ist zu thun?* — *was sollen wir thun?*«

---



## Siebentes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

»Regina,« sagte Just in leidenschaftlichem Tone zu ihr, »Regina, liebst Du mich?«

»Darnach fragen Sie mich? « antwortete Frau von Montbar mit unaussprechlicher Wahrheit des Gefühls.

»In dem Falle,« versetzte Just fast leise und mit vor Leidenschaft bebender Stimme, »in dem Fall keine thörichte Großmuth, nimm die Freiheit an, die man Dir anträgt — das Glück, die Zukunft ist unser, eine ganze, lange Zukunft voll Liebe — verstehst Du mich, Regina? — nicht einer durch das Pflichtgefühl gefesselten Liebe, wie die unsrige es bis jetzt hat sein müssen, sondern einer freien, glühenden, rasenden Liebe.«

»O, reden Sie nicht so, sehen Sie mich nicht so an — Sie richten mich zu Grunde, Sie machen mich feige — ach! und ich brauche doch meinen ganzen Muth, wenn ich daran denke — «

»Und ich verlange, daß Du an nichts Anderes denkst, als an unsere Liebe, Regina,« sagte Just mit verdoppelter Gluth. Ich will, daß Du in Erwartung des nahen, süßen Augenblicks wie ich Deine Wonne und Deine Qual in dem berausenden Gedanken findest: bald werden wir frei sein — «

»Genug, o genug — erbarmen Sie sich meiner!« lispelte die Fürstin.

Just war unerbittlich und fuhr in zugleich so zärtlichem, so eindringlichem Tone fort, daß ich wider Willen auch jetzt noch vor Eifersucht und Schmerz in die Höhe fuhr.

»Nicht wahr, meine Regina, Du verstehst, Du fühlst Alles, was in den Worten liegt: wir sind frei? *frei* — das heißt in Deiner Nähe sein — da, immer da, angebeteter Engel — *frei*, das bezeichnet jenes Liebesleben voll Kunstübung, Poesie, edler Arbeitsamkeit, von dem wir so oft geträumt — Du weißt es — wir pflegten zu sagen, in der Liebe ist Alles, von der Sinnengluth bis zu den süßesten, den edelsten Geistesgenüssen — Geistes- und Herzensgenüßem *frei* — o Engel, das heißt bei Dir, mit Dir, für Dich — nach Dir leben — das heißt jeden Augenblick Deine Hände, Deinen Nacken, Deine Augen, Dein Haar küssen dürfen.«

»O schweig, schweig — Du versengst mich,« stammelte Regina mit erlöschender Stimme, »schweig.«

Und es kam mir vor, als legte sie flehend dem Just die Hand auf den Mund, um auf diese Weise die Rede des Liebenden zu ersticken.

»Nun wohl — nein, nein — ich spreche davon nicht mehr,« antwortete Just mit eben so zitternder, eben so leiser Stimme, wie die Regina's war, »nein, nein — ich will davon nicht mehr reden; denn auch mich verzehrt das, auch mich tödtet das — nun wohl — wenn wir frei sind, so werden wir nach dem Freudenrausch, dessen bloße Vorstellung uns niederwirft, in der süßen Hingebung zweier Seelen, die voll Frische und Heiterkeit sind, ausruhen. O komm, komm, Regina, komm — wir werden nicht von diesem Prunk umgeben sein, der Dich so oft drückt, aber wir werden reich an Glück sein — o ja, so reich, daß wir einer ganzen Welt davon mittheilen könnten. Und wenn Du Dich irgend einmal nach Deinem vergangenen Reichthum zurücksehnst, so sagst Du Ein Wort, und meine Arbeit, meine Kenntnisse schaffen Dir Schätze herbei — aber reine Schätze, wie die Quelle rein ist, aus der ich sie geschöpft haben werde — rühmlich für Dich und mich. O komm, meine Göttin — komm, sage ich Dir, wir gehören nicht mehr jedes sich selbst, sondern Du bist mein, wie ich Dein bin.«





»Erbarmen, Just, Erbarmen — aber bedenke doch — mein Gott!«

»Was soll ich bedenken? was? arme Edelmüthige — Dein Mann hat den Ruf Deiner Mutter wieder hergestellt, das ist gut, das ist schön — er hat als Ehrenmann seine Pflicht gethan. Ich bin der Erste gewesen, der das zugegeben — Du würdest nicht allein erkenntlich gegen ihn sein — aber was geht das unsere Liebe an?«

»Aber er liebt mich — aber er leidet — er ist unglücklich — er!«

»Er liebt Dich,« rief Just, »er will Dich lieben! Wie? ein Jahr lang hat er Dich vernachlässigt, Dich mit kalter Verachtung überschüttet, Dir das Herz unheilbar verwundet — Dir, die er hätte segnen, hätte aus den Knieen anbeten sollen — und eines schönen Morgens, da er sieht, daß er durch seine Schuld die edle, innige Zuneigung eingebüßt, von der Du ihm so viel Beweise gegeben, wandelt ihn die Laune an, Dir zu sagen, er liebe Dich noch, und Du willst ihm Glauben schenken?«.

»Er sagt die Wahrheit, Just — ich schwör' es Ihnen, beim Andenken meiner Mutter, er sagt die Wahrheit. Wär es mir gestattet, Ihnen sein Geheimniß anzuvertrauen, so würden Sie sehen, daß diese unglückliche Liebe, so unerklärlich sie zu sein scheint, nur allzuwirklich ist.«

»Und Deine Liebe zu mir? hat die nicht auch Wirklichkeit? Hab' ich nicht auch viel geduldet? Hast Du das vergessen? die herzerreißende Trennung, die Du verlangtest — ich habe mich ihr unterzogen — Du hast zu mir gesagt, komm' jetzt wieder — und ich bin wieder gekommen. Später, als wir Beide so oft mit

unserer Leidenschaft zu kämpfen hatten — wie oft hast Du da nicht, wenn ich Dir vernichtet, aufgelöst, weinend zu Füßen sank, mit ersterbender Stimme zu mir gesagt: O Just, sei edelmüthig, hab' Achtung vor mir — denn ach, ich liebe Dich schwärmerisch — meine Kraft ist hin — ich kann nur zu Dir sagen — Gnade.«

»O ja, ja — Sie sind gut, Sie sind edel gewesen — muthvoll, wie immer.«

»Ich bin gut, edel, muthvoll gewesen, weil ich wußte, daß ein Fehltritt in Dir so schreckliche Gewissensbisse hervorrufen würde, daß selbst meine Liebe vielleicht nicht im Stande wäre, sie zu beschwichtigen — das ist, was mir Kraft und Muth gegeben hat. Aber jetzt können wir frei und glücklich sein, ohne daß Du Dir deshalb Gewissensscrupel zu machen brauchst. Bei Gott — ich schlage mein Glück nicht so in den Wind! Desto schlimmer für ihn. Jeder Sorge für sein eigen Herz! Du hast mich höllisch egoistisch gemacht in der Liebe, und da Dein Mann Dich doch für frei erklärt — «

»Aber sein Edelmuth ist's, was mich niederschlägt.«

»Sein Edelmuth? O der ist auch wohl sehr groß! Was sollte er denn thun? Laß doch sehen? Du liebst ihn nicht mehr — Glücklicherweise fallen, ehe es so weit kommt, diese Contracte, die angeblich unauflöselichen Ketten weg. Sollte er Dir im *Namen des Gesetzes* befehlen ihn zu lieben? Soll er sich mit mir schlagen? — Wohl — und dann? — er muß mich um's Leben bringen oder ich ihn.«

»O Just — weg mit diesem Gedanken — es ist fürchterlich! «

»Und würde denn am Ende ein Duell, möchte es nun glücklich oder unglücklich für ihn ausfallen, seine Stellung verändern? Er bittet Dich, Du mögest ihm erlauben, zu versuchen, Dein Herz wieder zu gewinnen. Was das anbetrifft, so kann ich nur die Frage wiederholen — liebst Du mich noch?«

»Ob ich Dich liebe!«

»Nun, wozu dann dieser Versuch? Weiß er nicht, daß Sie niemals so albern sein werden ihm zu sagen — versuchen Sie sich Liebe zu erwerben, wenn Du voraus weist, daß es ihm mißlingen muß?«

»Ach mein Gott,« rief Regina im Tone unaussprechlicher Angst,

»würde ich diese schreckliche innere Qual erdulden, wenn ich wußte, was ich thun sollte, wenn ich wie Sie im Stande wäre, entschlossen eine bestimmte Handlungsweise zu ergreifen? Für Sie ist das freilich sehr leicht — aber ich kann es doch nicht so gleich auf der Stelle, zumal wenn ich bedenke — «

»Regina,« sagte Just im Tone schmerzlicher Verwunderung, »Sie sind unschlüssig!«

Mein Gott,« rief das arme Geschöpf und zerfloß in Thränen, »reden Sie nicht so zu mir, sehen Sie mich nicht so an, Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. O Just, ich liebe Sie unendlich, es wäre mein einziges Ideal, meine Tage an Ihrer Seite zu verleben, ganz die Ihrige zu sein. Aber ich kann den Gedanken darum auch nicht verkennen, daß er mich liebt — er — daß er viel gelitten, daß er noch leidet. Er kann sich nicht auf sein Recht berufen, um Liebe zu erlangen, das weiß ich wohl, aber er könnte dieses Recht mißbrauchen, mir das Leben unleidlich zu machen, indem er mich auf immer von Ihnen trennte, oder mich zu einem Scandal zwingen, vor dem ich mich noch jetzt, trotz meiner Liebe zu Ihnen, entsetzen muß. Nicht wahr, Just, ist es nicht so, konnte er uns nicht viel Uebles zufügen?«

»Viel Uebles, freilich,« antwortete Just mit dumpfer Stimme — aber das Ueble ruft Uebles hervor.«

»Mein Gott, wie unglücklich bin ich!« rief Regina in herzerreißendem Tone — Sie wollen mich nicht einmal anhören. Sie wollen die Stellung nicht erkennen, die ich zu ihm einnehme, der den Ruf meiner Mutter gerettet, und der gegen mich einen bewundernswürdigen Edelmuth an den Tag legt. Und man soll doch gegen den Leidenden und Reuigen nicht hart und unbarmherzig sein!«

Und Regina brach in heftiges Schluchzen aus.

Nach einer kurzen Pause, während welcher in Just's Innern eine beinahe vollständige Umwandlung vor sich zu gehen schien, versetzte er sanft und traurig:

»Sie haben Recht, Regina — man muß nicht hart, nicht unbarmherzig sein gegen Die, welche lieben — welche Reue fühlen und schmerzlich leiden, daß sie nicht mehr geliebt werden.«

»Was sagen Sie?«

»Was wahr ist, Regina. Schlimme Selbstsucht hat mich einen Augenblick verblendet — ich habe zu Ihnen gesagt: Lassen Sie uns nur an uns denken, lassen Sie uns den Edelmuth Ihres Gemahls benutzen und in unserem künftigen Glück seiner Verzweiflung nicht ferner gedenken. Das hab' ich zu Ihnen gesagt, Regina — es war schlecht, es war feig.«

»O Sie sind der beste, der edelste Mensch auf der Welt.«

»Ich liebe Sie, Regina, das ist Alles — ich wünsche, daß wir immer eines des andern würdig sein mögen. Und jetzt kommen Sie, gebrochen und zerrissen von einem innern Kampf, dergleichen nur bei edeln Herzen möglich ist, in Ihrer Unentschlossenheit, in Ihrer Angst zu mir, armes Weib — mich, den Sie für edel und stark halten, mich fragen Sie um Rath?«

»Ja Just, reden Sie —«- und was Sie vorschreiben, das will ich thun — sagen Sie, was ist zu machen?«

»Nicht ich werde es Ihnen sagen, Regina — mein Vater vielmehr,« versetzte Just tief bewegt, »er hat mir in seiner einfachen, strengen Sprache oft wiederholt: Mein Sohn, ich kann bei den wichtigen Fragen des Lebens keine Unentschlossenheit zulassen — eine bestimmte Handlungsweise muß ergriffen werden, die der Pflicht. Was die Folgen anbetrifft, so muß früh oder spät aus dem Guten etwas Gutes entstehen. Das gute Herz leitet oft fehl, sagen die Narren und die Bösen — das ist nicht wahr. Wenn ist jemals aus einer treuen, guten Handlung etwas Schlimmes für den Urheber hervorgegangen? Niemals! An der Undankbarkeit ist nichts gelegen. Das Gute geschieht um seiner selbst willen — wird Der, dem Du Deinen Mantel gibst, drum weniger erwärmt, weil er undankbar ist? Nein, die gute That ist geschehen, sinne auf eine fernere. Küßt man die gebende Hand auch nicht, so zerreißt man sie doch wenigstens nicht, es müßten denn Narren und Rasende sein. Muß man denn aber das Menschengeschlecht unter dem Gesichtspunkt, der für Narren und Rasende gilt, auffassen? Ein Sprichwort sagt — *thue, was Du sollst* — das ist richtig, aber es setzt hinzu — *mag daraus kommen, was da will* — diese Berufung auf den Zufall ist unwürdig. — *Thue, was Du sollst, es wird Gutes dabei herauskommen* — so sollte es heißen.«

»Ja, es ist mir, als hörte ich Ihren wackern, edeln Vater reden,« sagte die Fürstin, das sind seine Gesinnungen und Worte.«

»Nun wohl, Regina, diesen Lehren wollen wir nicht untreu werden; wir wollen sagen, wie mein Vater — nur ein Weg ist einzuschlagen — den der Pflicht. *Lassen Sie uns thun, was wir sollen — es wird schon etwas Gutes dabei herauskommen.* Sie sind Ihrem Gemahl ewige Dankbarkeit schuldig, er hat Sie von seiner Liebe überzeugt — er leidet, er entsagt, er bereut, er erbittet es von Ihnen als eine letzte Gnade, den Versuch machen zu dürfen, durch innige Ergebenheit Ihre Liebe wieder erwerben zu dürfen — da dürfen Sie nicht zweifelhaft sein, Regina —«

»Just, o mein Gott«-« sagte die Fürstin mit bebender Stimme — »ich weiß nicht — — aber jetzt — jetzt fürchte ich mich vor dieser Probezeit.«

»Sie müssen sich vor ihr fürchten, Regina; denn setzt dies mich auch in Furcht für meine Liebe — wär' das nicht, ich würde Ihnen dazu nicht rathen.«

»Was sagen Sie?«

»Wären Sie darüber im Voraus entschieden, das hab' ich Ihnen schon gesagt, Regina, dann wär' es eine unwürdige Heuchelei, sich darauf einzulassen.«

»Mein Gott — aber glauben Sie denn, daß ich ihn noch wieder werde lieben können?«

»Wenn ich ja sagte, so würde ich mich vielleicht irren, Regina — wenn ich nein sagte, könnte ich mich auch irren. Was mag aus dieser Probezeit, aus dieser Pflichterfüllung hervorgehen?«

»Ach, Sie wissen es so wenig wie ich, und zu dieser Stunde erfüllt mich dieser Zweifel mit Schrecken.«

»Was auch daraus hervorgehen mag — es wird Gutes daraus hervorgehen, wie mein Vater sagte.«

»Gutes?«

»Entweder Sie lieben mich auch ferner noch, und dann hat diese Probezeit, gerade dadurch, daß sie pflichtgemäß war, unsere Liebe befestigt, geheiligt — oder Ihr Gemahl gewinnt Ihr Herz wieder — und dann ist Ihr — und sein Glück — gesichert.«

»Aber Sie — mein Gott, aber Sie?«

»Auch meine Stellung wird schön sein, Regina, ja, schön und

tröstlich. Das Glück, das Sie genießen werden, Sie und er — werd' ich nicht durch das Opfer, das ich gebracht, zu demselben beigetragen haben? Ist das so gar nichts? «

»Und ich,« rief Regina, und neue Angst ergriff sie bei dem Gedanken Just's Liebe einzubüßen. »Und ich mag von dieser Probezeit nichts mehr hören — ich sage Ihnen, sie setzt mich in Schrecken — ich habe mich für stark, für edel gehalten — und nun bin ich's nicht — das ist Alles. Mein Mann bietet mir an, ich solle frei sein — ich nehm es an! Und haben Sie denn nicht eben so viel für mich gethan, als er? Sind Sie nicht meinetwegen verwundet worden, in einem Duell verwundet worden, in welchem Sie mir Ehre und Leben gerettet — denn ich hätte mir das Leben genommen, wäre ich das Opfer des Schändlichen geworden, an dem Sie mich gerächt haben.«

»Regina, hören Sie mich an.«

»Nein, nein,« rief die Fürstin mit verdoppelter Aufregung, »ich liebe Dich — ich liebe nur Dich — Du bist die einzige Hoffnung, die mir auf der Welt noch bleibt — Du bist zu mir gekommen, als ich so unglücklich war, Du hast mich getröstet — wärest Du nicht gewesen, ich lebte nicht mehr. Ich kann es nicht darauf ankommen lassen, daß ich Dich jetzt verliere! Wir müssen keine Egoisten sein, sagst Du, immerhin. Aber man muß sich auch nicht selbst vernichten, wenn man damit Niemandem hilft.«

»Regina, ich liebe Sie — «

»Ich denke, ich kenne mich. Ich sage Dir, es wird mir unmöglich sein, meinen Mann jetzt wieder zu lieben. Ich nehme Alles über mich — mir bietet er die Freiheit an — ich allein bin es, die sie annimmt.«

»Ich bitte Sie.«

»Erwarte das nimmer von mir — Du magst sagen, wenn Du willst, ich sei feig, selbstsüchtig, unbarmherzig — nun wohl, dann mußst Du mich so lieben — desto schlimmer — Jeder Sorge für sein eigen Herz — Du hast es gesagt, —«

Da an der äußeren Thür der Gemächer der Fürstin heftig geklingelt wurde, konnte ich ihre letzten Worte nicht hören. Ich machte eilig auf. Es war Herr von Noirlieu, Regina's Vater!

Regina mochte diesen neuen Besuch ihres Vaters, der

besonders in diesem Augenblicke sehr ungelegen kam, nicht erwarten.

Aber was sollte ich machen?

Meine Gebieterin verleugnen?

Die Lüge hätte nichts geholfen! Herr von Noirlieu hätte gewartet, bis sie nach Hause käme; denn beim Anblick der ungeduldigen, ich möchte fast sagen, begierigen Seligkeit auf seinem Gesichte durfte ich nicht zweifeln, seine väterliche Liebe war durch den Morgenbesuch noch nicht gesättigt worden.

»Ist meine Tochter zu Hause!« sagte Herr von Noirlieu.«

»Ja, Herr Baron,« antwortete ich; denn ich bedachte, daß die mindeste Zögerung auf meiner Seite, zusammengehalten mit der ziemlich befremdenden Anwesenheit Just's bei der Fürstin zu dieser Stunde — es war gegen acht Uhr Abends — in Herrn von Noirlieu einen schlaun Verdacht rege machen könnten.

Ich machte also die Thür zum ersten Saal so laut auf als möglich, um Regina's Aufmerksamkeit zu erregen, und ging vor dem Baron her, indem ich, ehe ich in's Wohnzimmer trat, außerdem mehre Male hustete.

Dank diesen Vorsichtsmaßregeln fand ich, als ich den Thürvorhang zurückschlug, Regina und Just scheinbar ruhig und gefaßt.

Die Fürstin sagte lebhaft und in strengem Tone zu mir:

»Ich hatte Ihnen verboten — «

»Der Herr Baron von Noirlieu,« unterbrach ich rasch Regina.

»Mein Vater!« rief sie.

Dann sagte sie ganz leise zu Just:

»Wir hatten ihn vergessen — ach, das ist unsere Strafe.«

Im Augenblick, da die Fürstin die letzten Worte sprach, trat Herr von Noirlieu ein.

Er trat sogleich auf seine Tochter zu, umarmte sie mehre Male zärtlich und sagte zu ihr:

»Kind, ich bin's noch ein Mal — aber lieber Gott — heut Morgen bin ich ja nur zwei Stunden mit Dir zusammen gewesen.«

Herr von Noirlieu hielt ein — und da er erst jetzt die Anwesenheit Just's bemerkte, machte er eine Bewegung der

Verwunderung.

»Regina sagte zu ihm in ziemlich ruhigem Tone:

»Lieber Vater — Herr Just Clément.«

Just verneigte sich vor Herrn Noirliu.

Dieser antwortete sehr freundlich:

»Ich bin doppelt glücklich, mein Herr, daß ich die Ehre habe, Sie bei meiner Tochter anzutreffen; denn ich habe Ihren Namen oftmals mit aller der Achtung nennen hören, die er verdient. Ihr Herr Vater gehörte zu den Leuten, die wir am meisten auf der Welt achteten und liebten.«

»Dem guten Andenken also, in welchem mein Vater bei Ihnen steht, verdanke ich diese verbindliche Anrede, deren ich nur mehr würdig zu sein wünschte,« antwortete Just dem Herrn von Noirliu bescheiden.

Dann that der Capitain wahrscheinlich einige Schritte, um sich zartfühlender Weise zu empfehlen; denn ich hörte, wie Regina mit einer trotz des Zwanges, den sich die arme Frau auferlegte, ein wenig bewegten Stimme zu ihm sagte:

»Auf Wiedersehen Herr Clément, hoff' ich.«

Es lag in Regina's Tone, mit dem sie das Eine Wort Wiedersehn, das einzige, was ihr im Beisein ihres Vaters gestattet war, aussprach, etwas so Flehendes, so Erschütterndes, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Ohne Zweifel antwortete Just der Fürstin nur mit einer ehrerbietigen Verbeugung; denn als er aus dem Wohnzimmer trat, hatte ich nichts weiter gehört.

Beinahe in demselben Augenblick hörte ich, wie Herr von Noirliu über den Capitain Clément zu seiner Tochter sagte:

»Ein schöner Mann.«

Just ging rasch an mir vorüber, wie es schien, so in Gedanken versunken, daß er mich nicht bemerkte.

Ich folgte ihm.

Als er in den Wartesaal getreten war, stand er still und blickte um sich, als suchte er Jemand.

Bei dem Geräusch der Thür, die ich hinter ihm zumachte, wandte er sich um und sagte zu mir:



»Ach, da sind Sie, Martin, ich suchte Sie.«

Dann versetzte er nach einer kurzen Pause:

»Haben Sie da etwas, um ein Wort zu schreiben? Ich habe — vergessen, der Frau von Montbar eine Adresse zu geben, die sie zu haben wünschte, und aus Furcht, zudringlich zu scheinen, mochte ich nicht umkehren — da Herr von Noirlieu jetzt da ist.«

»Hier ist Schreibmaterial, Herr Just,« sagte ich zu ihm.

Und ich zeigte ihm auf meinem Tische Papier, Tinte und Federn, die für die Personen dalagen, die sich bisweilen bei der Fürstin in ein dazu bestimmtes Register einschrieben.

Just schrieb, ohne sich zu setzen, eilig ein paar Worte.

Ich war in eine schickliche Entfernung getreten, beobachtete ihn aber aufmerksam — ich sah eine Thräne aufs Papier fallen.

Just versiegelte das Billet mit einer Oblate und sagte zu mir, offenbar damit ich nicht sähe, daß seine Augen voll Thränen stünden, ohne sich nach mir um zu kehren und rasch auf die Thür zu schreitend:

»Händigen Sie dies Billet gefälligst der Frau Fürstin ein, wenn Herr von Noirlieu wieder fort ist.«

Und Just verschwand.

»Dieses Billet — ich muß es nur gestehen — ich hab's gelesen.«

Die Oblate war noch feucht, so hatte ich also von meiner Neugier keine üblen Folgen zu befürchten.

Was Just schrieb, war Folgendes:

*»Ich reise fort — es muß sein — Muth! — ich werd' es abwarten — Wenn Sie mir etwas zu schreiben haben, adressieren Sie Ihre Briefe in mein Haus in Paris — sie werden mir zukommen.«*

---

Eine große Thräne löschte zum Theil das Wort abwarten aus, ohne es jedoch unleserlich zu machen. Ich schloß und siegelte den Brief wieder.

Gegen zehn Uhr ging Herr von Noirlieu fort.

Die Fürstin gab ihrem Vater das Geleite bis an die Treppe; als sie zurückkam, sagte ich zu ihr:

»Hier sind ein paar Zeilen, die Herr Just für die Frau Fürstin zurückgelassen.«

Und ich reichte ihr den Brief hin.

Als sie ihn zu sich nahm, zitterte die arme Frau so heftig, daß ihre Hand zwei Mal gegen den kleinen silbernen Präsentierteller stieß.

Dann sprach sie so leise, daß ich's kaum verstehen konnte:

»Es ist gut — Sie können — gehen — und — die Thür schließen.«

Es kam mir vor, als säh ich Regina wanken und sich, während sie durch den ersten Saal ging, an einem Geräthe halten.

Ich hatte mich nicht geirrt.

Die Thürvorhänge des Wohnzimmers hatten sich seit einer Minute höchstens hinter ihr geschlossen — dies war die Zeit, die sie etwa brauchte, um Just's Billet zu lesen — als ich sie fallen hörte — ich eilte hinzu.

Regina war zwei Schritte vom Kamin bewußtlos niedergesunken; Just's Billet hielt sie in der Hand.

Ich ließ es darauf ankommen, was daraus entstehen möchte, und warf das Billet rasch in's Feuer; denn ich fürchtete die Neugierde der Mademoiselle Juliette, dann zog ich heftig und zu wiederholten Malen an dem Glockenbande.

Das Kammermädchen der Fürstin kam schon fast in demselben Augenblick.



»Madame befindet sich nicht wohl,« rief ich, »schnell, Mademoiselle, zur Hilfe — ich werde Madame Felix — die andere Kammerfrau der Fürstin — zu Ihnen schicken.«

Und ich eilte rasch fort und rannte in's Vorschneidezimmer; hier fand ich diese Frau, und sie lief schnell zu Julietten.

---



## Achtes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Das war die Entwicklung des Familiendramas, dessen Personen ich, so zu sagen, nach meinem Gutdünken in Handlung gesetzt hatte, oder vielmehr nach der Stimme meines Gewissens und den heiligen Forderungen der Pflicht und des Rechtes.

---

Ich kehrte in unaussprechlicher Verwirrung, mit unaussprechlicher Angst auf mein Zimmer zurück und besonders voll des wehmüthigsten Mitleidens mit Just, dessen Betragen um so edler gewesen war, da er zuerst der Regung von Selbstsucht, die von der Liebe unzertrennlich ist, nachgegeben hatte, und sich erst nach diesem Anfall von Eigennutz das strenge Gebot der Pflicht und der Aufopferung in ihm hatte Gehör verschaffen können.

Auch Regina rührte mich tief; denn sie war *wahrhaft*, sie war *weiblich*.

Zuerst ward Regina ganz von der Erkenntlichkeit bestimmt, die sie ihrem Manne schuldig war, dessen Betragen würdig und edel genannt werden mußte, und sprach sich zuerst gegen Just über die Nothwendigkeit der Trennung aus; dann aber, als sich Furcht und Angst vor dem Gedanken, daß sie Just vergessen oder seine Liebe einbüßen konnte, bei ihr geltend machten, widersetzte sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Leidenschaft selbst dem Entschlusse, den sie vorher hervorzurufen gesucht hatte.

Just — Regina! arme geliebte Herzen, die Ihr die Opfer Eurer

edeln Gefühlsweise seid! O was kostete es mich, der doppelten Versuchung zu widerstehen, ihre Bedenklichkeiten zu heben und zugleich meinem Stolz eine Befriedigung zu verschaffen, indem ich auf einmal hervorträte und zu ihnen sagte:

Mit dieser Dankbarkeit, von der Ihr Euch Beide Herrn von Montbar gegenüber gebunden fühlt, hat es nichts auf sich — er hat kein Anrecht auf dieselbe, ich allein habe die zur Herstellung des Rufes von Regina's Mutter erforderlichen Beweisstücke zusammengebracht.

Ihr seid Beide von der Selbstentäußerung des Herrn von Montbar, mit der er nichts Anderes verlangt, als das Herz seiner Frau durch Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise wiedergewinnen zu dürfen und, wenn dieser Versuch vergeblich sein sollte, fortzureisen, tief gerührt.

Ich bin es, der ihm auf ein wüstes Gelage nachging, wo er seinen Kummer feigerweise durch Trinken berauben wollte, und ihm die eben so edlen wie entsagenden Gesinnungen eingab, die seine Stärke ausmachen, wie Ihr Beide sagt.

O mein Gott — wenn ich so vor sie hingetreten wäre, mit welchen Segnungen wäre ich von Just und Regina empfangen worden! mit welcher vertraulichen Güte hatten sie mir die Hand gedrückt, mit wie gerührter Stimme hatten sie mich vielleicht ihren Freund genannt — ihren Freund, mich armes Findelkind, mich bloßen Bedienten!

Ei das hatte meinem Herzen und meiner Eigenliebe wohl gethan! — aber wenn Just und Regina ohne Wissen von Dem bleiben, was ich für sie gethan, bin ich darum weniger ihr Freund hab' ich sie darum weniger, so viel an mir lag, auf dem Wege der Pflicht und Ehre zu erhalten gesucht?

Freilich ein oftmals rauher und steiniger Weg — ach, wer weiß das besser als ich? — O ja — rauh und steinig, wie der eines jeden Calvarienberges! Aber ist man mit dem schweren Kreuz, das man lange Zeit getragen, einmal auf dem Gipfel angelangt — was für einen Blick schwermüthiger Freude wirft man dann in die Weite und zurück auf den Weg, den man so mühsam hinangekeucht ist, und auf dem oftmals die blutigen Spuren unserer Schritte sichtbar sind.

O Claudius Gérard, Lehrer, Freund — heißen Dank für Deine Lehren, Dein Beispiel — sie haben mir Kraft und Muth gegeben, diesen schlimmen Leidenshügel zu erklimmen.

---

Nein, diese Versuchung, Just und Regina Alles zu enthüllen, war ein böser Gedanke.

Meine Eigenliebe machte mich ungerecht. Auch Herr von Montbar hat gelitten, schrecklich gelitten. Fehlte es seinem Kummer an Würde, so war das nur eine der Folgen der traurigen Erziehung, die er erhalten; drei Worte fassen sie zusammen:

*Rangstolz — Ueberfluß — Müßiggang.*

Wenn der Fürst sich lange an unwürdigen Tröstungen hat genügen lassen, hat er nicht die besseren Gesinnungen, die ich in ihm, wie mein Herz mich's lehrte, zu erwecken gesucht habe, mit einem Entgegenkommen, einer Bescheidenheit in sich aufgenommen, die ihm Ehre machen? Sein Betragen gegen seine Frau, von welchem diese mit Recht gerührt worden ist, beweist genugsam, daß er meine Rathsschläge auf die edelste Weise begriffen hat.

Und ist er nicht schon, ehe ich mit ihm zusammentraf, von wackerem Wetteifer ergriffen worden, indem er einen Versuch machte, sich aus der Richtigkeit zu erheben, in der er so hinlebte, und vor der er nothwendig erröthen mußte, da er um sich beständig den ruhmbedeckten Namen des Capitain Just nennen horte?

Leider fand diese allzu späte Entschließung bei Regina, um deren willen sie doch offenbar allein gefaßt worden war, keine Aufmunterung — und da sank er freilich in seine rohe Betäubung zurück.

Aber das ist einerlei — der Entschluß ehrt ihn, hebt ihn vor meinen Augen, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kommt es mir vor, daß ich gegen Just und den Fürsten wahrhaft uneigennützig gehandelt — denn, ach, vergebens versuche ich mit meinen einsamen Thränen die Gluth zu löschen, die mich noch immer verzehrt!

---

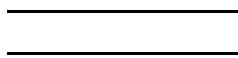
Die Sache ist zum Abschluß gekommen.

Wem wird nun die Zukunft angehören! Just oder dem Fürsten? — das weiß nur Gott.

Aber was auch daraus entstehen mag, das Lebensglück Regina's scheint mir sichergestellt, sei es nun mit ihrem Manne oder mit ihrem Geliebten.

Was die unbedachtsame Hingebung anbetrifft, zu welcher das Uebermaß von Erkenntlichkeit gegen Herrn von Montbar die Fürstin verleiten könnte, so bin ich darüber ganz ruhig. Sollte Herr von Montbar gegen meine Erwartung im Widerspruch mit seinen Versprechungen seinen guten Vorsätzen ungetreu werden, sollte er sich nicht auf der Höhe der schwierigen, aber schönen und erhabenen Stellung, die ich ihm aufgespart, zu halten wissen, so kann ich mit Einem Worte den Nimbus, der ihn in Regina's Augen umgibt, zerstören — mit Einem Worte kann ich den Fürsten in Regina's Achtung tiefer herabsetzen, als er jemals in derselben gesunken war.

Für alle Fälle bin ich in der Nähe, zu wachen und zu warnen.



Den 20. Juni 18..

Mehr als vier Monate sind verflossen, seit Just fortging und Regina ihrem eigenen Herzen überließ.

Ich bin nicht im Stande gewesen, in Erfahrung zu bringen, wohin Just geflohen, die Verschwiegenheit der alten Suzon ist unbestechlich.

Alles, was ich aus ihr habe herausbringen können, ist, daß Just in Folge einer Nervenkrankheit zwei Monate lang zwischen Leben und Tod geschwebt; erst seit kurzer Zeit ist er in der Genesung begriffen.

Ich hatte nicht vergessen, daß der Fürst im Lauf unserer Unterredung in der Nacht nach dem Maskenball vor der Barrière es als eine Gnade von mir erbeten hatte, mir schreiben zu dürfen, wenn er meinen Rath nöthig hätte; ich hatte ihn ersucht, seine Briefe an mich an Herrn Peter, Paris, poste restante zu adressieren.

Die Frau des wackern Hieronymus war selbst ein Mal in der Woche auf die Post gegangen, um zu fragen, ob nichts für Herrn Peter da sei.

Ich trug Bedenken, diese Gänge selbst zu thun; denn ich fürchtete ausspioniert oder entdeckt zu werden. Der Fürst konnte trotz seines Versprechens Diejenigen, welche Briefe für Herrn Peter in Empfang nähmen, beobachten und verfolgen lassen. Für diesen äußersten Fall war auch die Frau des Hieronymus angewiesen, die Antwort zu geben, ein unbekannter Marquis, oder vielmehr ein Marquis, dessen Namen sie nicht nennen dürfe, habe sie beauftragt, die an Herrn Peter adressierten Briefe abzuholen.

Der Fürst schrieb mir häufig und ausführlich.

Einer seiner letzten Briefe, den die Frau des Hieronymus mir gestern unter Couvert mit der Post geschickt hat, ist, so zu sagen, der kurze Inbegriff des ganzen Briefwechsels; er gibt eine übersichtliche, aber sehr getreue Darstellung seines Verhältnisses zu Regina im Laufe dieser vier Monate.

Diese wenigen Seiten mögen hier einstweilen an die Stelle meines Tagebuchs treten.

---





## Neuntes Kapitel.

### *Der Fürst von Montbar an Herrn Peter.*

Den 19. Juni 18..

Ehe ich diesen Brief begann, theurer, unbekannter Freund, der mir immer mit den Rathschlägen einer starken, rein und edeldenkenden Seele beigestanden, mußte ich einen festen Blick auf die Vergangenheit werfen.

Es drängt mich, Ihnen in wenig Worten die Thatsachen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, die in den letzten vier Monaten vorgegangen — wie rasch ist diese Zeit verflossen! man lebt so schnell, wenn man der Hoffnung lebt!

Bei der ersten Zusammenkunft mit meiner Frau — der Zusammenkunft, welche unmittelbar auf unser Zusammentreffen in jener seltsamen Nacht folgte — hab' ich sie, wie ich Ihnen gesagt, eben so offen, wie tact- und würdevoll gefunden.

So groß ihre Erkenntlichkeit gegen mich auch war — *gegen* mich, da Sie es doch sind, Sie, der auf ein solches Gefühl von ihrer Seite Anspruch hätte! — ich muß Ihnen wenigstens versichern, mein Freund, und thue das fast mit Stolz, daß mich immer ein geheimes Schamgefühl durchzuckte, wenn ich Regina davon reden hörte, *was sie mir schuldig sei* — so groß also auch ihre Erkenntlichkeit gegen mich sein mochte, so hat sie sich doch bei dieser ersten Zusammenkunft zu nichts verpflichtet, hat mir nichts versprochen; sie sagte, nach zwei Tagen wolle sie mir eine entscheidende Antwort geben; das hieß mit andern Worten, sie

wollte Herrn Just sehen und sich mit ihm besprechen.

Ich habe Ihnen kein Geheimniß daraus gemacht, was für einen mächtigen Eindruck der achtungswerthe Entschluß des Herrn Just Clément auf mich gemacht. Ist seine Abreise mit Regina verabredet worden? Hat er andererseits die Entsagung geübt, fortzureisen, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen? Ich habe nie etwas davon erfahren und auch niemals danach gefragt; wozu sollt' es dienen?

Nur das weiß ich gewiß; denn Frau von Montbar hat es mir gesagt, daß sie einander seit vier Monaten nur Ein Mal geschrieben.

Als ich meine Frau wiedersah, um sie nach ihrem Entschluß zu fragen, antwortete sie mir einfach folgende Worte — es ist mir, als hörte ich sie noch: —

»Ob der Versuch, den Sie machen wollen, Georg, gelingen wird? — Ich weiß es nicht. — Wenn ich nach Dem urtheilen dürfte, was ich gegenwärtig empfinde, so müßte ich frei gestehen, daß Ihr Unternehmen fruchtlos sein werde. — Aber wer kann für die Zukunft einstehen? — Ich werde jetzt von einer heftigen, leidenschaftlichen Liebe beherrscht, deren ich mich vor Ihnen nicht zu schämen brauche; denn sie ist immer rein geblieben, sonst würde der Versuch, den Sie machen wollen, für mich und für Sie empörend schimpflich sein. — Also einen unwandelbaren Entschluß hab' ich noch nicht gefaßt, Georg. Wenn ich meinem Herzen trauen darf, so wird die Liebe, die ich empfinde, ewig dauern. — Aber im Falle es Ihnen durch irgend ein Wunder gelingt, die zärtliche Zuneigung, von der ich Ihnen so viele Beweise gegeben, in meinem Herzen wieder anzufachen, so würde mir zwar jenes Verhältniß, das eben so edler Art ist, wie es mir theuer ist, immer in tiefem Andenken bleiben, aber ich werde zu Ihnen zurückkehren, und zwar diesmal auf immer — denn Sie wissen, welchen Werth bei meiner Gemüthsart ein den bürgerlichen Gesetzen angemessenes Glück für mich haben muß. Machen Sie also, daß ich Sie noch wieder liebe, Georg, und wenn Sie das Wunder vollbringen, so werd' ich Sie doppelt lieben, weil Sie mich dann durch Ihre Liebe zu meiner Pflicht zurückgeführt haben, der ich nur durch Ihre Schuld untreu geworden.«

Dieses waren Reginas erste Worte.

Wahre Liebe hat so festen Glauben, daß ich, da ich meine Frau so reden hörte, am Ausgange nicht zweifelte.

Gleichwohl, mein Freund, hab' sich Ihnen gesagt, mit welcher Bedachtsamkeit, mit welcher Vorsicht ich mir den Weg vorgezeichnet, den ich einzuschlagen hatte.

Allzu plötzliche Umwandlung würde Regina scheu gemacht, vielleicht selbst ihr Gefühl verletzt haben. Ihre Liebe zu Just mußte um so argwöhnischer, um so mehr auf ihrer Hut sein, je mehr sie fürchten mochte, sie abnehmen zu sehen; und so hab' ich mich denn, um ihr Mißtrauen einzuschläfern, gegen sie zuerst mehr als Freund, als Bruder, dann als Liebender benommen.

Ich hatte auch vollkommen begriffen, daß, um ihre Liebe wieder zu gewinnen, etwas ganz Anderes erforderlich sei, als Liebesschwüre. Zu überzeugen, daß das Gefühl vollkommen wahr ist — das ist sehr leicht — aber es dem andern Theil auch einzuflößen — was für Sorgen, was für Anstrengungen erfordert das!

Also vor Allem habe ich darauf gesonnen, meinem Leben einen eben so würdigen Inhalt zu geben, wie es bis jetzt leer und nutzlos vergangen war. In diesem Sinne hab' ich den fruchtbaren Gedanken, den Sie, mein Freund, in mir angeregt, meiner *Sucht nach Gegensätzen* dadurch eine nützliche Wendung zu geben, daß ich mich auch noch ferner an widerliche Orte wagte, aber nicht mehr aus unfruchtbarer, unsittlicher Neugierde, sondern zu gutem Zwecke, in Ausübung gesetzt. Ich hab' Ihnen häufig von den ergreifenden und für mein Herz sehr wohlthätigen Eindrücken geschrieben, die ich auf diesen Ausflügen empfangen.

Nie werd' ich das Erstaunen, die Rührung der Frau von Montbar vergessen, als ich ihr mein erstes Gelingen in dieser Art erzählte. Mit welcher warmen Ueberzeugung lobte sie mich!

»Das ist schön, das ist gut —« sagte sie zu mir in herzlichem Tone — »da haben Sie sich Ihres Namens und Ihrer Stellung würdig bewiesen.

Regina's Augen erglänzten, ihr Gesicht, das seit vier Wochen immer so bleich war, röthete sich — es kam mir vor, als wenn ihr Blick, indem er auf mir verweilte, etwas von seiner kalten,

freundschaftlichen Ruhe verlöre.

Und dann sagte ich beinahe in furchtsamem Tone zu ihr:

»Sind, Sie zufrieden, Regina?«

»O ja, recht zufrieden und glücklich — in Ihrer Seele.«

»In dem Fall,« setzte ich zögernd hinzu, weil ich zu schnell zu gehen hoffte — »in dem Fall — Ihre Hand.«



»O herzlich gern,« antwortete sie mir auf herzliche Weise.

Das erschien mir als eine unverhoffte Gunst.

Ich ergriff die Hand beinahe zitternd — die schöne Hand, die ich früher mit glühenden Küssen zu bedecken gewohnt war — und wagte, sie zu drücken.

Regina erwiderte den Druck herzlich. — Aber als ich ihre Hand einen Augenblick in der meinigen behalten wollte, da fühlte ich, wie sie gleichsam kalt, eisig kalt wurde.

Ich sah meine Frau an — sie schlug die Augen nieder — ihr Gesicht, das so eben in sanfter Heiterkeit erglänzte, wurde wieder finster.

Ich verstand sie. —

Sie hatte Achtung, lebhaftes Mitgefühl mit mir an den Tag legen wollen — weiter nichts.

Und da sagte ich zu ihr mit einer Entsagung, welche sie zu rühren schien:

»Noch nichts, Regina — nicht wahr?«

»Nichts — « antwortete sie.

Und zwei Thränen rannen über ihre Wangen — ich war zu schnell gegangen.

Dieser Schlag war fürchterlich für mich; ich hatte vielleicht ihr Mißtrauen wieder rege gemacht, das eingeschläfert zu werden begann — die Arbeit eines ganzen Monats war verloren, an die ich so viel Geduld und Selbstentäußerung gewendet, um deren willen ich mir so bitteren Zwang angethan!

Zu der Zeit, Sie wissen es, lieber Freund, war ich nahe daran, zu verzweifeln, nahe daran, die Ausgabe fahren zu lassen, deren schreckliche, unübersteigliche Hindernisse ich erst jetzt gewahr ward. Glücklicherweise kam Ihre männliche Freundschaft mir zu Hilfe, und auch dieses Mal noch befolgte ich Ihre Rathsschläge.

Muth und Ausdauer, schrieben Sie mir — nein, die Zeit ist nicht verloren — Sie hätten sie im Gegentheil nicht würdiger anwenden können — sie ist vielleicht für die Liebe verloren, aber nicht in Bezug auf die Achtung, welche Ihnen Frau von Montbar jetzt schenken muß — und das ist ein großer Schritt. Nein, auch für Sie ist diese Zeit nicht verloren. Vergleichen Sie nur die nützlichen, fruchtbringenden Handlungen, deren Sie sich jetzt bereits rühmen können, mit der Oede Ihres früheren Lebens. — Nein, das ist keine verlorene Zeit, und um mit einer gemeinen, aber bezeichnenden Redeweise zu schließen — ist diese erste Hoffnung gescheitert, so sind doch die Stücke noch zu was gut. Also Muth und Beharrlichkeit.

Ich folgte Ihrem Rathe, ich ging beharrlich auf dem betretenen Wege weiter, weil mein Glaube an Sie unerschütterlich war. Wissen Sie den Grund? Ich will ihn Ihnen gestehen.

Ich weiß nicht, was mir Bürge ist, daß unter uns eine ungeweine Aehnlichkeit der Stellung besteht oder bestanden habe — nicht der gesellschaftlichen Stellung — das versteht sich

von selbst — sondern der Stellung in unsern Herzensangelegenheiten.

Ja, es herrscht in Allem, was Sie mir schreiben, eine zugleich so edle und so schwermüthige, so zarte und so entsagende Gefühlsweise, daß ich überzeugt bin, daß Sie viel geliebt und auch viel gelitten haben.

Daher, ich wiederhole es, mein blindes Vertrauen auf Ihre Rathsschläge — und ich that Recht daran, ein solches in mir zu nähren; denn nach und nach fing ich wieder an zu hoffen.

Ich weiß nicht, wie es kam, das wenige Gute, was ich so eben zu thun angefangen hatte, ward ruchtbar; dann kam der Vorfall mit dem Promemoria, das ich im Augenblick warmen Unwillens gegen eine gehässige Anklage, mit welcher man eine arme Familie in der Vendée, deren Oberhaupt sich dereinst für meinen Vater geopfert, verdächtigt hatte, erscheinen ließ. Ich weiß nicht, welchen politischen Ansichten Sie anhängen, lieber Freund, aber Sie haben die Gesinnungen und selbst die Ausdrücke dieses Aufsatzes gebilligt und selbst gelobt; denn — das waren Ihre Worte — Ueberzeugungstreue und Dankbarkeit sind in allen Fällen achtungswerth.

Die arme Familie in der Vendée wurde gerettet, und die Ehre, diesen Ausgang herbeigeführt zu haben, fiel zum Theil auf mich, der Vorfall erregte in unsern Kreisen ein übertriebenes Aufsehen, das konnte nicht ausbleiben, ich hatte mich ein wenig über die unnützen Müßiggänger erhoben, man behandelte mich mit einer Art Achtung, die sich von derjenigen, die allein der Geburt gezollt wird, merklich unterschied; die ausgezeichnetsten Männer unserer Partei hatten mir von dieser Zeit an verschiedene Eröffnungen gemacht, die für mein Alter und die geringe Wichtigkeit, die ich mir in Wahrheit zuschreiben durfte, ehrenvoll waren. Endlich bezeichneten unsere Zeitschriften mich als einen Mann, der bei den zukünftigen Ereignissen in unserem Sinne eine Rolle zu spielen berufen sei.

Diese Lobsprüche, die aus so unverdientem Wohlwollen hervorgingen, blendeten mich nicht; aber sie legten mir die Nöthigung auf, auf dem guten Wege zu beharren, und bewiesen mir, daß man wenigstens meine Anstrengungen bereitwillig anerkannte.

Frau von Montbar hatte diese günstige Veränderung in meiner gesellschaftlichen Stellung bemerkt und mich deshalb auch belobt; die Männer, deren Urtheil am meisten galt, hatten ihr Glück gewünscht zu dem Wege, den ich, wie sie sagten, so ruhmvoll beträte. Ihr Vater, der unserer Heirath entgegen gewesen war und mir lange Zeit feindlich gegenüber gestanden hatte, überhäufte mich mit Beweisen von Zuneigung. Was soll ich weiter hinzusetzen? — wär' ich geliebt gewesen, wie ich es vordem gewesen war, oder wie ich noch wieder geliebt zu werden hoffte, ich wäre der glücklichste aller Menschen gewesen.

Gleichwohl wagte ich kaum, mir die Frage vorzulegen, was ich in Regina's Herzen gewonnen haben möge.

Mehr als zwei Monate waren vergangen seit dem voreiligen Versuche, den ich mir so lange Zeit vorgeworfen habe. Frau von Montbar beobachtete gegen mich ein gleichmäßiges, liebevolles Benehmen; sie nahm Antheil an meinen Arbeiten, rieth mir mit Einsicht und Klugheit und mäßigte bisweilen das Ungestüm meiner Ansichten. Sie sprach mit mir voll Theilnahme von der Zukunft, die mir bevorstünde, von den Hoffnungen, die ich als Vertreter meiner Ansicht fassen könne u.s.w.

Aber trotz der Ruhe und Heiterkeit, welche Regina anzunehmen suchte, fand ich sie doch oft schwermüthig und in sich versunken, ihre Gesundheit litt sichtbarlich, und das Lächeln, mit welchem sie Alles hinnahm, was ich anstellte, um ihr zu gefallen, hatte etwas von sanfter Entsagung an sich, das mir durch's Herz ging.

Ihr Vater sagte bisweilen zu mir:

»Sie sind ganz der Mann für meine Tochter — sie ist voll Liebe zu Ihnen — ihre Stellung bildet sich täglich mehr, wird täglich bedeutender — und doch sagt mir das Vatergefühl, das selten täuscht, daß eine Scheidewand zwischen Euch Beiden besteht.«

Ich mußte Herrn von Noirlieu zu beruhigen suchen, und es ist mir, glaub' ich, zum Theil gelungen.

Dies war der Stand der Dinge, lieber Freund, als ich Ihnen zuletzt schrieb.

Wenn ich Sie an diese Thatsachen erinnere, so ist's, weil ich ein Bedürfniß habe, sie selbst in mir zurecht zu legen und in meinem heutigen Briefe mit Einem Blick meine gegenwärtige und

vergangene Lage zusammenfassen zu können.

Vermöge einer Selbsttäuschung, wie sie nur bei einfältigen Menschen, die ein für allemal blind sind, oder bei Verzweifelnden, die sich, wie ich, an die thörichtste Hoffnung anklammern, oder sich vielmehr selbst thörichte Hoffnungen machen, möglich sind, bildete ich mir ein, Regina's Schwermuth und die Abnahme ihrer Gesundheit entsprangen aus der Verlegenheit, aus der Scham, die sie empfinde, mir das Geständnis ablegen zu müssen, daß meine Liebe, welche sie zuerst so entschieden von sich gewiesen, in ihrem Herzen die von mir eingebüßte Stelle täglich mehr für mich wieder eroberte.

Und wie ich mir vorstellte, verband sich mit dieser Umwandlung in Regina's Innerem ein edles Mitleiden mit Just, den sie mir auf diese Weise aufzuopfern im Begriff wäre; — ein Mitleid, das mit Trauer über das Vergangene, selbst mit Reue verbunden sei, aber vor dem Wiedererwachen der ersten Liebe in den Hintergrund träte.

Am Ende, sagte ich zu mir selbst, hat es ihr ja auch, da ich mich seit dem ersten unglücklichen Versuch meiner Frau gegenüber durchaus in den Grenzen einer freundschaftlichen Zuneigung gehalten hatte, an Gelegenheit gefehlt, die Umwandlung ihrer Gesinnungen gegen mich an den Tag zu legen. Ein solches Geständnis mußte in solcher Lage und besonders für sie immer eine äußerst delicate Sache sein.

Nachdem sich diese Auslegung des Benehmens der Frau von Montbar gegen mich bei mir einmal festgesetzt hatte, wußte ich nur allzuviel Gründe aufzufinden, um sie zu rechtfertigen und in meinem Glauben zu verharren; denn — das haben Sie mir, lieber Freund, mit Ihrer unbeugsamen Gradheit oft geschrieben, das Unedle und Falsche hat so gut wie das Gute und Wahre eine unwiderlegliche Consequenz.

Auf diese Weise war also das verbindliche, aber immer zurückhaltende Benehmen Regina's gegen mich, die Vorsicht und Behutsamkeit, die sie selbst in die Wahl ihrer Ausdrücke legte, wenn sie mir von ihrer *Achtung*, ihrer *Freundschaft*, ihrer *Erkenntlichkeit* sprach — alles Dieses war für mich nur Zwang, äußerer Schein, und bei der ersten günstigen Gelegenheit mußte die Wahrheit an's Licht kommen.



Nach langem Zaudern — das instinctmäßig sein mochte und mich hätte warnen sollen, entschloß ich mich, nach meinem Schicksal zu fragen, möge es sein, welches es wollte — denn, ich muß es Ihnen nur gestehen, ich fühlte nicht mehr die Kraft in mir, meine ungewisse peinliche Lage noch länger zu ertragen.

---



## Zehntes Kapitel.

### *Fortsetzung des Briefes des Fürsten von Montbar an Herrn Peter.*

Seit einiger Zeit erschien meine Frau aufgeregter, niedergeschlagener als gewöhnlich, was ich der stürmischen, unfreundlichen Witterung der letzten Tage zuschrieb; denn ihre Nerven sind äußerst reizbar geworden.

Gestern trat ich mit ziemlich viel Geräusch, damit sie mich hören sollte, in ihren Salon, gleichwohl bemerkte sie mein Eintreten nicht, ich trat ihr nahe und sah ihr Gesicht in Thränen gebadet.

Ich fragte sie, was ihr fehlte «— sie antwortete mir nicht — ich rief sie bei ihrem Namen — dasselbe Schweigen, dieselbe Zerstreutheit — am Ende faßte ich sie bei der Hand — nach einer Secunde zog sie sie rasch zurück, sah mich verwundert an, als wäre sie plötzlich aus dem Schläfe geweckt, und fragte mich, ob ich schon lange da sei.

Diese tiefe Zerstreutheit, diese Anfälle peinlicher Aufregung oder vollkommener Unempfindlichkeit, denen sie seht bisweilen unterliegt — ich erklärte sie mir, oder glaubte sie mir zu erklären — wie das Uebrige.

Sie kämpft vergebens, sagte ich zu mir selbst, gegen das unwiderstehliche Gefühl, das sie zu mir zurückdrängt, und das sie sich selbst und mir nicht zugestehen will, Am Abend also — es war ein sehr schöner Abend, obgleich die Luft schwül und gewitterhaft war — gingen wir zusammen in den Garten.

Ich ließ den Kaffee in einen kleinlichen, ländlichen Pavillon bringen, der im Hintergrunde eines dichten Gebüsches gelegen war.

In den ersten, glücklichen Zeiten unserer Ehe hatten Regina und ich ein Vergnügen, wie Kinder oder Verliebte, daran gefunden, die Gartenthür von innen zuzuschließen, um so ganze Tage in dem Pavillon allein zu bleiben.

Die Erinnerungen, welche sich an diese Tage knüpfen, die glücklichsten meines Lebens, sind mir noch so gegenwärtig, so lebendig, daß es mir in dem Traume, in dem ich so hinlebte, vorkam, als müßten sie auf meine Frau dieselbe Wirkung ausüben, und es müßte ihr, wenn sie so umgeben wäre von Allem, was Zeuge unseres Liebesrausches gewesen, das Geständnis, das ich so glühend erhoffte — ganz von selbst auf die Lippen treten.

Wir traten in den Pavillon, Regina setzte sich auf einen Divan; sie war weiß gekleidet und schien nur noch der Schatten von ihr selber. Sie war so bleich, so bleich, daß in dem Halbdunkel, welches den Pavillon zu umziehen begann, ihr sanftes, schönes Gesicht von dem Weiß ihres Gewandes kaum abstach.



Als unser Gespräch sich nach und nach erschöpft hatte, waren wir Beide, fast ohne es selbst zu bemerken, seit mehr als einer Viertelstunde in eine Art von Träumerei versunken.

Regina schien meine Anwesenheit ganz vergessen zu haben; ihr starrer Blick heftete sich auf die Wipfel der großen Bäume des Gartens, über denen bereits einige Sterne erglänzten; ihr Lächeln schien eine tiefe Schwermuth und tiefes Herzensweh zu verrathen; sie saß unbeweglich, ein wenig gebückt, und hielt auf ihrem Schooß ihre schrecklich magern, aber immer noch unglaublich schönen Hände gefaltet. Jetzt, lieber Freund, da mein Geist nicht mehr von lügenhaften Traumbildern irre geleitet wird, und ich mir das Gesicht und die Stellung der Frau von Montbar zurückrufe, wie sie wirklich waren, kann ich den traurigen Irrthum, in den ich verfallen war, mir kaum mehr vorstellen, aber damals sagte ich zu mir selbst:

Armes Weib — ich habe so viel für sie gethan, daß sie sich endlich ergeben hat. Sie wartet nur auf ein Wort von mir, um mir ein Geständnis zu thun, das sie zugleich entzückt und quält. Diese Blässe, diese Abmattung werden durch fruchtlos bekämpfte Gemüthsbewegungen hervorgerufen — sie wendet ihre Augen von mir ab, vielleicht aus Furcht, der magnetischen Anziehungskraft meines Blickes zu unterliegen — ihre Verlegenheit, ihre Zerstreutheit bezeugen es laut genug, daß sie zum letzten Male, aber vergeblich, gegen die Liebesgedanken ankämpft, die sie von allen Seiten umlagern — aber die Nacht bricht ein — tiefes Schweigen herrscht rings, wir sind allein — allein an dem Orte, der uns an so manche süße Stunde erinnert. Nie kann eine günstigere Gelegenheit eintreten, um das Geständnis, das sie noch zurückhält, auf ihre Lippen zu führen.

Ich kniete also vor meiner Frau nieder und ergriff eine ihrer Hände, die sie mir ohne Widerstand überließ.

Diese Hand, glühend heiß und abgemagert, wie sie war, bedeckte ich mit leidenschaftlichen Küssen, und sie erwiderte meinen Druck krampfhaft.

»Regina,« rief ich in seliger Trunkenheit — »endlich — bist Du zu mir zurückgekehrt — Du bist meine Regina von sonst — Du liebst mich?«

»O ja — was auch geschehen mag — ich liebe Dich noch immer, ich liebe Dich glühender als je — sie bringt mich ums Leben, diese Liebe, aber ich sag' es nicht — ich darf es nicht sagen, — ich bin ihm so viel schuldig — ihm. Mag sein — der Tod ist süß — o mein ewig geliebter Just — ich sterbe im Gedanken an Dich!«

---

Ein durchdringender Schrei, den ich unwillkürlich ausstieß, erweckte Frau von Montbar aus dem Traume, in dem ihr Geist befangen war.

Sie fuhr auf, richtete sich plötzlich in die Höhe, strich sich mit beiden Händen über die Stirn und sagte mit verstörter Miene zu mir:

»Sind wir schon lange hier, Georg?«

Thränen erstickten meine Stimme, glücklicherweise war es

schon fast dunkel, meine Frau bemerkte nicht, daß ich weinte, ich antwortete:

»Ja, ziemlich lange — aber es wird spät — wollen Sie in's Haus gehen?«

»Wie Sie wollen, mein Freund,« antwortete sie sanft, ohne das Beben meiner Stimme zu bemerken.

---

Ich habe diesen Brief eine Weile liegen lassen — ich litt' zu viel dabei, als daß ich ihn hätte in Einem Zuge zu Ende schreiben können.

Sie wissen jetzt Alles — mir bleibt nur Eins zu thun übrig — und Sie werden mir selbst dazu rathen, davon bin ich überzeugt — nämlich morgen fortzureisen und die Frau von Montbar für frei zu erklären.

Die unglückliche Frau geht zu Grunde, und meine Verblendung, meine Schloffheit sind's, die sie zu Grunde richten.

Also morgen nehm' ich Abschied.

Bei dem Zustand, in welchem Frau von Montbar sich befindet, könnte die Ankündigung dieser plötzlichen Trennung selbst durch das Uebermaß von Glück ein schrecklicher Schlag für sie werden — ich werde ihr schreiben, daß ich nur eine Reise von einigen Tagen antrete — späterhin werd' ich ihr aus der Ferne nach und nach die gute Neuigkeit mittheilen.

Glücklicherweise — wird Regina glücklich sein — kann ich auch nicht umhin, eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Menschen zu empfinden. Ich vertraue seinen seltenen Herzenseigenschaften — ich zweifle nicht daran — ich habe kein Recht daran zu zweifeln, daß er gegen sie sein wird, wie er sein soll.

Zum letzten Mal — Lebewohl und Dank — lieber Freund — o ja, Dank; denn Ihre weisen, liebevollen Ermahnungen haben in meiner Seele Wurzel geschlagen, und es bleibt mir in dem schmerzsvollen Dasein, zu dem ich von jetzt an verurtheilt bin, doch Ein Trost übrig — nämlich in dem Fortschritt im Guten, in der Gewöhnung an wahrhaft nützliche und aus ein edles Ziel abzweckende Beschäftigung, mittels deren ich das Herz der edeln, ritterlichen Frau, das ich nun für immer verloren —

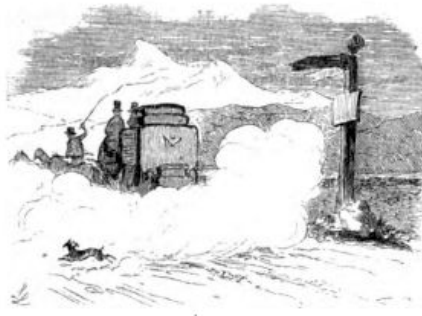
wiederzugewinnen hoffte.

Die Lehre ist heilsam — aber schrecklich. Hätte ich angefangen, wie ich ende, hätte ich, statt mein Leben in erniedrigendem Müßiggange zu verlieren, der mir für immer das Herz meiner Frau entfremdete, gehandelt, wie ich seitdem in Folge Ihrer Rathschläge gehandelt — Regina wäre stolz auf mich gewesen und wär' es bis zu dieser Stunde.

Leben Sie wohl, lieber Freund — antworten Sie umgehend, obgleich ich weiß, wie Sie antworten werden. Sie können mir nichts Anderes rathen, als, wozu ich entschlossen bin.

G. v. M.«

---



## Elftes Kapitel.

### *Martin's Tagebuch. (Fortsetzung.)*

Als ich den Brief des Fürsten von Montbar las, ergriff mich tiefes Mitleid, aber zugleich bedachte ich, daß das Verfahren, in welchem ich ihn bestärken mußte, Regina vielleicht das Leben retten und ihr und Just's Glück auf immer sichern könne.

Was der Fürst mir über die rührende, muthvolle Entsagung der Frau von Montbar mittheilte, ihr bis zur heldenmüthigen Aufopferung gehendes Zartgefühl, vermöge dessen sie sich durch die Dankbarkeit an ihren Mann gefesselt glaubte und weder die Freiheit, die er ihr für den Fall zugesagt hatte, daß es ihm nicht gelänge, ihre Liebe wieder zu gewinnen, in Anspruch zu nehmen, noch ihm — das arme Weib — zu sagen wagte, daß sie den Just Clément noch immer liebte, daß sie ihn in Folge der Leiden, die ihr aus dieser Liebe entsprungen, vielleicht heißer liebte, als je — Alles das hatte ich vorausgeahnt — vorausgesehen.

Ich habe diese vier Monate hindurch wie immer meinen Dienst bei der Fürstin versehen, und mein beständiges Beobachten hat mich, zusammen mit dem Vorgefühl, das mir meine Liebe gab, fast in alle Geheimnisse dieses liebevollen, so traurig geprüften Herzens eingeweiht.

Uebrigens hatte ich, für den Fall, daß dieser Zustand sich so verlängerte, daß das Leben der Frau von Montbar ernstlich gefährdet würde, den Entschluß gefaßt, dem Fürsten unter dem Namen des Herrn Peter zu schreiben, diese Probezeit habe nun lange genug gedauert, und hätte sich Herr von Montbar dieser



Weisung nicht gutwillig gefügt, so würde ich dazu geschritten sein, den Gewissenszweifel Regina's dadurch zu beseitigen, daß ich sie von der Erkenntlichkeit, die sie ihrem Manne schuldig zu sein glaubte, entbände.

Gott sei gelobt — ich habe mich nicht genöthigt gesehen, zu diesem äußersten Mittel meine Zuflucht zu nehmen. Regina, Just und Herr von Montbar haben alle gezeigt, daß sie eines des andern würdig seien.

---

Folgendes ist das kurze Schreiben, das ich heut Morgen vom Fürsten als Antwort meines gestrigen Briefes, in welchem ich ihn aufforderte, auf seinem Entschlusse zu beharren, empfangen habe:

»Ich wartete nur noch auf Ihren Beistand, lieber Freund, um meine Abreise festzusetzen; nur hab' ich mich ohne Ihren Beirath zu einem Geständnis entschlossen, dem Sie vielleicht entgegengetreten sein würden.«

Ich wollte bei meiner Entfernung in der Frau von Montbar keinerlei Bedenklichkeit in Betreff der Dankbarkeit, welche sie mir so lange Zeit schuldig zu sein geglaubt hat, zurücklassen.

In meinem Abschiedsbriefe sage ich ihr, daß sie nicht mir, sondern einem unbekanntem Freunde die Wiederherstellung des Rufes ihrer Mutter verdanke. Die letzte Gnade, um die ich Sie noch anflehe — schrieb ich — ist, mir zu vergeben, daß ich mit diesem Gefühl von Erkenntlichkeit, auf welche ich keinerlei Anspruch hatte, so lange Missbrauch getrieben.

Damit, lieber Freund, hab' ich dem Ehrenwort, das ich Ihnen gegeben, nicht untreu zu werden geglaubt.

Sollte ich aber auch dasselbe ein wenig verletzt haben, so werden Sie dagegen Nachsicht üben; ich glaube auf diese Weise mehr als Mann von Ehre gehandelt zu haben, als wenn ich meinem Ihnen gegebenen Versprechen streng bis auf den Buchstaben nachgekommen wäre.

Leben Sie wohl — und ach, zu meinem Unglück — für immer! — Sehen Sie wohl — ich weiß nicht, welche Zukunft mir bevorsteht — ich weiß nicht, was ich von der Zeit, der traurigen Trösterin! — zu erwarten habe. Aber in dem Augenblicke, da ich

Dieses schreibe, hab' ich das Gefühl, als gäbe es keinen unglücklicheren Menschen auf der Welt, als ich bin.

Der einzige Gedanke, der wie ein Lichtblick in das finstre Chaos von traurigen, mein Inneres zerreißen den Vorstellungen, mit denen ich mich herumschlage, fällt, ist, daß Regina sich bis an's Ende bewundernswürdig, wahrhaft erhaben benommen hat.

Glauben Sie mir's, lieber Freund, wenn ich auf Jemand zürne, so ist's weder auf sie, noch auf Just, der sich eben so würdig und edel benommen, wie sie — sondern auf mich, der ich die einzige Ursache meiner vergangenen und — meiner künftigen Leiden bin.

Zum letzten Mal Lebewohl und Dank, lieber Freund. Ohne Ihre Rathschläge wäre mein Loos tausendmal härter; denn ich hätte zwei Leute, die ich achte, die ich ehre, gehaßt, verachtet, vielleicht in Verzweiflung gestürzt, da ich im Gegentheil jetzt mit dem Gefühl, daß sie glücklich sind, und ohne mir Gewissensscrupel zu machen, fortgehen kann.

Sie hatten Recht, in einem solchen Gefühl liegt ein großer Trost.

Muth! Die Stunde schlägt! — Es ist also für immer vorbei — o meine goldenen Hoffnungen!

Mein Gott, wie soll ich's ertragen! Haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche — Leben Sie wohl — beklagen Sie mich — gedenken Sie meiner in Liebe. O, wenn Sie in diesem schrecklichen Augenblicke zu mir kommen möchten — mit mir reisen möchten — auf den Knien würd' ich Sie segnen! Was für eine Stütze würde mir Ihre Freundschaft sein!!

Aber nein, das ist unmöglich, das werden Sie nicht wollen — ich bin närrisch — verzeihn Sie diese Bitte, haben Sie nicht schon genug für mich gethan? Leben Sie wohl, zum letzten Male — leben Sie wohl!

G. v. M.«



Den 3. Juli 18..

Alles ist in Ordnung.

Seit dem Anfang der vorigen Woche ist Herr von Montbar abgereist.

Heute haben sich Just und Regina wiedergesehen.

Meine Gebieterin war noch sehr bleich, sehr mager — aber wie schön war sie — o Gott, wie schön war sie vor Glück und Liebe!!

---

Meine Aufgabe ist zu Ende gebracht — treu und muthig zu Ende gebracht, deß darf ich mich rühmen.

Was soll ich jetzt thun?

Wozu kann ich fernerhin der Fürstin nützen?

Aber werde ich im Stande sein, dieses in seiner Art vertraute Beisammenleben, das meinem Herzen trotz der Qualen, die es bisweilen durchzucken, so theuer ist, aufzugeben? Fern von Regina zu leben — sie nicht mehr fast zu jeder Tageszeit zu sehen — gerade jetzt fortzugehen, da sie so glücklich wird?

Werd' ich dazu Muth haben? werd' ich dem schwermüthigen Genuß zu widerstehen vermögen, zu mir, wenn ich auf ihrem und Just's Gesichte das Glück strahlen sehe, selbst zu sagen:

Zu diesem Glück hab' ich beigetragen — die schmerzlichen

Prüfungen, welche nothwendig waren, um ihrer Liebe die rechte Weihe zu geben und sie vor aller Reue sicher zu stellen, und aus denen sie so rühmlich hervorgegangen — ich habe sie im Interesse ihrer Liebe selbst und der Würde und Erhabenheit derselben herbeigeführt.

Und gerade jetzt sollte ich Regina verlassen, nachdem ich so lange den niederschlagenden Anblick ihrer Trauer, ihres Unglücks, vor Augen gehabt! Nein, nein — ich darf auf einen Lohn Anspruch machen — und es mag dieser der Anblick des Glückes sein, zu welchem ich mit der ganzen Kraft meiner stillen Liebe — und sie soll ewig verborgen bleiben — beigetragen habe.

Nein, für die nächste Zeit werde ich, wenn sie es nur zugibt, Regina nicht verlassen.


Und wenn später die süße, gefährliche Gewohnheit, in der Nähe der Frau von Montbar zu leben, sich bei mir dermaßen festgesetzt haben wird, daß ich nicht, mehr im Stande bin, mich von ihr loszumachen, wenn die Fürstin sich gewöhnt haben wird, mich als einen jener guten und treuen Diener zu betrachten, die man nicht wieder von sich läßt, und sie mir dann eines Tages sagt: Martin, Sie gehen niemals von mir, nicht wahr? — Wie kann ich's ihr dann abschlagen? Wird doch der Wunsch meines Herzens mit ihrer Bitte nur allzusehr in Einklang stehen.

Und dann würde also mein Leben in ein unfruchtbares, nutzloses Bediententhum auslaufen, ohne irgend Etwas, das ihm eine höhere Weihe gäbe — denn bis jetzt hat dieses Bedientenleben mir wenigstens gestattet, Reginen Dienste zu leisten, die ich ihr in keiner anderen bürgerlichen Stellung hätte leisten können. Nein, meine Aufgabe ist zu Ende. Da ich durch die Großmuth des Doctor Clément vor Mangel geschützt bin — kann, muß nicht mein Leben ein erhabeneres und mehr auf den Nutzen meiner Menschenbrüder abzweckendes Ziel haben?

Keine Schwachheit! — ich werde Claudius Gérard um Rath fragen — sein männliches, liebevolles Wort soll mich noch einmal leiten.

Möge sein Andenken gesegnet sein — denn ihm verdank' ich's, daß ich auf meine bescheidene Stellung den Grundsatz anzuwenden gewußt habe, den er so oft aussprach und ausübte:

Daß keine Stellung so niedrig ist, daß nicht in ihr ein wackerer  
— Mann zu edeln Handlungen Raum finde.



# Eugène Sue

Memoiren eines Kammerdieners  
Band 8

**Martin  
das  
Findelkind,  
oder  
Memoiren eines Kammerdieners.**

Von  
**Eugène Sue.**  
Illustriert von Ludwig Löffler.

---



**Novellen-Zeitung**  
Nro. 151 - 156 / 19. Mai - 23. Juni 1847.

Leipzig  
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber,  
1847.

# Inhaltsverzeichnis

## **Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners.**

Achter Band

Erstes Kapitel. Der Überfall.

Zweites Kapitel. Die Prophezeiung.

Drittes Kapitel. Basquine's Hôtel.

Viertes Kapitel. Ein Jugendfreund.

Fünftes Kapitel. Basquine.

Sechstes Kapitel. Das Versprechen.

Siebentes Kapitel. Rache.

Achtes Kapitel. Verhängnis.

Neuntes Kapitel. Die drei Jugendfreunde.

Epilog.

Zehntes Kapitel.

Elfte Kapitel. Fortsetzung des Epiloges.

Zwölftes Kapitel. Fortsetzung des Epiloges.

Anmerkungen



## Achter Band



### Erstes Kapitel.

#### *Der Überfall.*

**W**ir lassen wir eine Unterbrechung von Martin's Memoiren eintreten, um dem Leser die Ereignisse in's Gedächtniß zurückzurufen, die in Folge der Festnahme des Bête-Puante — oder vielmehr des Claudius Gérard; denn wir wollen ihm jetzt seinen wahren Namen wiedergeben — eingetreten waren.

Claudius Gérard und Martin waren am Rande des Teiches der Meierei von Grand Genève von dem Wachtmeister Beucadet überfallen worden, der sich mit einigen seiner Leute an dem großen Backofen in Hinterhalt gelegt hatte, und auf solche Weise den Gensdarmen in die Hände gefallen, worauf der Graf und sein Sohn, welche Beucadet im Voraus von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt hatte, an dem Orte der Festnahme eingetroffen waren, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß einer ihrer Bedienten eine geheimnißvolle Zusammenkunft mit BêtePuante habe, den man beschuldigte, auf den Herrn Duriveau geschossen zu haben.

Endlich müssen wir den Leser noch daran erinnern, wie Scipios

Vater, nachdem er in dem Wilddiebe, den Claudius Gérard erkannt, einen Mann, den er zwei Mal tödtlich beleidigt, in frechem Uebermuthe Gefallen daran gefunden hatte, den Befehl zu geben, vor Claudius Gérards Augen den alten Chervin und seine Frau aus der Meierei von Grand-Genèvrier auszutreiben.

Nachdem diese Bosheit vollführt, waren Scipio und sein Vater wieder in den Wagen gestiegen und in's Schloß Tremblay zurückgekehrt, während die Gensdarmen Claudius und Martin fortführten. Als der Graf nach Hause gekommen war, hielt er es nach dem Rathe Beaucadet's für angemessen, in der Stube Martin's, auf dem ein so schwerer Verdacht ruhte, einige Nachsuchungen anzustellen.

Zuerst waren diese vergeblich gewesen, aber nachdem Herr Duriveau einen verschlossenen Koffer gefunden und sich die Machtvollkommenheit beigelegt, ihn aufzubrechen, hatte er eine hölzerne Schachtel in die Hände bekommen, welche das geschriebene Tagebuch Martin's und einen Brief an den König enthielt.

Da ein solcher Briefwechsel seines Kammerdieners mit einem Könige die Neugier des Herrn Duriveau heftig aufregte, hatte er die Handschrift der Memoiren mit auf sein Zimmer genommen, und, als die Schloßuhr von Tremblay Eins schlug, darin zu lesen angefangen.

Man erinnert sich, daß die ersten Zeilen von Martin's Memoiren folgendermaßen lauteten:



»Ich habe von Allem, was vor meinem achten, oder neunten Jahre mit mir vorgegangen, nur eine verworrene und unvollständige Vorstellung. Gleichwohl ist mir aus dieser fernen, dunkeln Vergangenheit doch das Bild einer schönen, jungen Frau geblieben, deren gewandte Hände beständig über einem Kissen zum Spitzenklöppeln beschäftigt waren, das ganz mit blinkenden Stecknadeln bedeckt war. Das regelmäßige Klappern der Klöppel war meine Freude; es ist mir, als hört ich's noch; aber Abends verwandelte sich die Freude dann in Bewunderung: wenn ich in meinem kleinen Bette lag, sah ich dieselbe junge Frau, die unermüdlich in ihrem Fleiße war — vielleicht war sie meine Mutter — beim Schein eines Talglichtes arbeiten, dessen Licht sich an Intensität dadurch verdoppelte, daß es durch eine Glaskugel voll Wasser fiel; der Anblick dieses leuchtenden Punktes rief eine gewisse Blendung: und Aufregung in mir hervor, welcher erst das Einschlafen ein Ziel setzte.«

Wäre die Neugierde des Herrn Duriveau auch nicht durch

andere Dinge angestachelt worden, so hätten schon die Zeilen, die wir so eben wiederholt, dazu hingereicht, seine Aufmerksamkeit, ja seine Theilnahme für diese Memoiren in Anspruch zu nehmen.

Das junge Mädchen, das er einstmals verführt hatte, war eine Spitzenklöpplerin gewesen, so wie es die junge Frau war, von der Martin glaubte, daß sie seine Mutter gewesen sein möge.

Sie hieß Perrine Martin — und der Kammerdiener, dessen Memoiren er las, hieß Martin.

Endlich das Alter, in dem dieser zu stehen schien, eine gewisse Gesichtsähnlichkeit, die der Graf zuerst kaum bemerkt hatte, an welche ihn aber sein Verdacht sogleich erinnerte, alle diese vereinigten Umstände überzeugten Herrn Duriveau zwar noch nicht, daß Martin *sein Sohn* sei, stellten ihm aber doch eine solche Vermuthung als wahrscheinlich dar.

Man begreift leicht, mit welcher gierigen Lesewuth sich der Graf jetzt über die Memoiren Martin's hermachte.

Sodann traf Herr Duriveau nach wenigen Seiten auf den Namen Bamboche und Basquine als Jugendgenossen Martin's.

Bamboche — aus dem der furchtbare Mörder geworden war, auf den man am Vormittag in den Holzungen des Grafen gefahndet hatte.

Basquine — aus der eine der berühmtesten Künstlerinnen der Zeit geworden — nach der Ansicht der Einen ein teuflisches Weib, nach der der Andern, ein Engel — aber doppelt teuflisch nach der Ansicht des Grafen; denn vor wenig Tagen erst hatte Scipio seinem Vater unumwunden erklärt, daß er Basquine als höchste Richterin in Sachen seiner — des Grafen Duriveau — Heirath mit Madame Wilson anzuerkennen habe. Und diese freche Anmaßung hatte den traurigen, abscheuerregenden Austritt zwischen Vater und Sohn herbeigeführt, auf welchen von beiden Seiten eine Einstellung der Feindseligkeiten gefolgt war, indem der Graf darauf zu seinem Sohne gesagt hatte, daß, so unerhört auch seine Anmaßung sei, Basquinen die Entscheidung über die zwifache Heirath, die des Vaters und die des Sohnes, in die Hände zu geben — er *sich's doch bedenken wolle*.

Dann kam in den Memoiren Martin's Zusammentreffen mit

Regina, Scipio und Robert von Mareuil im Walde von Chantilly —

Was für Erinnerungen riefen diese Namen in dem Grafen von Duriveau wach!

Scipio — sein Sohn.

Robert von Mareuil, dessen Nebenbuhler er gewesen war — bei *Regina*, die er eines Tages in eine furchtbare Falle zu locken gesucht hatte, um sich für seine Verschmähung zu rächen.

Hierauf kam das Knabenalter und die erste Jugendzeit Martin's bei Claudius Gérard.

Claudius Gérard — noch ein Name, der mit höllischen Charakteren in des Grafen Lebensgeschichte geschrieben stand.

Auch da erschien Regina wieder — zuerst als Kind, dann heranwachsend, dann als junges Mädchen, und wie sie sich vor den Augen Martin's von Jahr zu Jahr glänzender entfaltete.

Dann wieder die arme Wahnsinnige, welche Claudius Gérard mit frommer, rührenden Sorgfalt pflegte.

Ein unüberwindliches Vorgefühl sagte dem Grafen, dieses Frauenzimmer sei Perrine Martin, deren Herz er dem Claudius Gérard geraubt, um sie zu verführen und dann zu verlassen, und der er später ihr Kind hatte rauben lassen, um sich der drückenden Ansprüche dieser Mutter zu entledigen, die er verächtlicher Weise sich selbst überließ, da er doch wußte, daß sie bloß auf ihre Arbeit angewiesen sei.

Martin kam in Paris an.

Wieder Namen, die in dem Gedächtniß des Grafen Duriveau einen Anklang fanden.

Regina.

Robert von Mareuil.

Der Fürst von Montbar.

Und weiterhin der Austritt im Theater des Funambules, bei dem der Graf mit seinem Sohne gegenwärtig war, und von dem sich, so zu sagen, der unversöhnliche Haß Basquine's gegen Scipio und dieses ganze müßiggängerische, boshafte Gezücht, wie das junge Mädchen sich ausgedrückt hatte, herschrieb.

Später ging der Aufenthalt Martin's beim Doctor Clément vor ihm vorüber — dann die Weisungen des Doctors, der auf seinem Sterbebette Martin den Auftrag gab, über Regina zu wachen, die

er von dem unversöhnlichen Rachedurste des Herrn Duriveau bedroht wußte.

Die Ahnung des Doktors war nicht trügerisch gewesen.

Martin ließ es in Erfüllung der Aufgabe, die ihm sein sterbender Herr anvertraut, nicht an sich fehlen, er sandte Reginen, die in die von dem Grafen gelegte Schlinge gegangen war und sich in dem unbewohnten Hause in der Straße du Marché Vieux eingefunden hatte, einen Retter.

Dieser Retter — war Just Clément, der in Folge dessen das schändliche Verfahren des Grafen Duriveau so grausam züchtigte und ihn zu einem Duell nöthigte, dessen Bedingungen Reginen für die Zukunft vor seinen schändlichen Verläumdungen Schutz gewährten.

Endlich fand der Graf auch den Namen der Madame Wilson, die er mit so glühender, rasender Leidenschaft liebte, in der Erzählung Martin's wieder.

Man sieht, die Memoiren Martin's trafen an so vielen Punkten mit der Lebensgeschichte des Herrn Duriveau zusammen, daß dies allein schon hingereicht haben würde, die ununterbrochene Neugier zu erklären, mit der er sie von einem Ende bis zum andern durchlas.

Aber als er daran dachte, daß dieses unglückliche, verwaorloste Kind, das so vielem Elend, so vielem Kummer, so vielen herben, mit Muth und Entsagung ertragenen Prüfungen, aus denen es rein hervorgegangen, ausgesetzt gewesen war — wenn er daran dachte, sage ich, daß Martin wahrscheinlich sein Sohn sei, so fühlte er sich bei dem bloßen Gedanken, vor diesen Martin, dessen Gesinnung so gerade, dessen Herz so rein, dessen Charakter so edel war, hinzutreten, vom Entsetzen unerträglicher Beschämung ergriffen.

Diese Beschämung wäre dem Grafen schon unerträglich gewesen, hätte Martin das Geheimniß seiner Geburt nicht gekannt — aber als der Graf sich einiger Einzelheiten seiner ersten Zusammenkunft mit ihm erinnerte, an die Freundschaft dachte, die ihn mit Claudius Gérard verband, und endlich die Betrachtung anstellte, daß doch schwerlich der Zufall allein Martin dazu veranlaßt, als Bedienter bei ihm einzutreten, ward er von

neuer und noch schrecklicherer innerer Angst ergriffen: — er konnte nicht daran zweifeln, daß Martin von der Blutsverwandtschaft zwischen ihnen unterrichtet sei.

Und so erröthete, erzitterte dieser Mann, der ein unermeßliches Vermögen besaß, der sich eines unbeugsamen Charakters, eines eisernen Willens, einer Härte und Kühnheit ohne Gleichen rühmen konnte, der endlich so viel edlen Gefühlen gegenüber eine hartnäckige cynische Verachtung zur Schau trug — erröthete — erzitterte vor dem bloßen Gedanken, den Blick eines armen Bedienten, eines unglücklichen, verwaorlosten Kindes aushalten zu müssen.

Aber freilich war dieser Bediente im Besitz so entehrender Geheimnisse — freilich hatte dieser Bediente eine edle Seele — freilich war dieser Bediente *sein Sohn!*

---



## Zweites Kapitel.

### *Die Prophezeihung.*

So unerheblich diese leise Störung der gewöhnlichen Vorstellungsart des Grafen Duriveau aus den ersten Anblick scheinen mag, so bewies sie doch, daß Martin's Memoiren, über welche er diese — Betrachtungen anstellte, auf ihn bereits, vielleicht ohne daß er es wußte, eine mächtige Wirkung ausübten.

Und da dieser Mann vor allem ungeheuer stolz war, so machte sich zuletzt in ihm ein anderer Gedanke geltend:

Dieses unglückliche Findelkind, dessen Seele sich in so vielen schwierigen, ja schrecklichen Lagen des Lebens so groß gezeigt hat — dieser Kammerdiener, der in vertrautem Briefwechsel mit einem *Könige* steht — ist *mein Sohn*.

Und endlich rief eine nothgedrungene, unvermeidliche Vergleichung dem Grafen den neuerlichen Auftritt in's Gedachtniß zurück, bei dem Scipio die freche Auflehnung gegen den väterlichen Willen bis zur höchsten Spitze getrieben hatte. Herr Duriveau konnte sich nicht enthalten, Scipio und Martin neben einander zu halten.

Indessen konnten diese Vorstellungen, die noch ganz unbestimmt waren und mehr instinctmäßig, als aus reiflicher Ueberlegung entstanden, nicht sogleich ihre ganze Wirkung ausüben; ein Mann von dem Alter und der Geistesart des Grafen Duriveau wendet sich nicht an Einem Tage um. Wenn Martin's Memoiren in diese unglaublich verhärtete Seele einige



Samenkörner des Guten warfen, so mußte es auf die zunächst folgenden Ereignisse ankommen, ob sie aufgingen oder zertreten würden.

Daher verfiel der Gras — nachdem er einen Augenblick mit unwillkürlichem Stolze daran gedacht, daß Martin sein Sohn sei — was eine Regung edlen Stolzes war — sogleich wieder in seinen höchst verwerflichen Hochmuth, fühlte sich innerlich empört über den hohen sittlichen Werth dieses Sohnes, zu dem er sich so eben noch Glück gewünscht — Neid, Haß, Zorn und Beschämung erfüllten sein Herz mit den gehässigsten Leidenschaften. Mit teuflischer Freude sagte er zu sich selbst, daß Martin nun wenigstens im Gefängniß sei, daß er dort lange werde bleiben müssen; denn er, Duriveau, wollte ihn so strafbar darstellen, als möglich, und um sich eines Elenden zu entledigen, der ihm eben so viel Abneigung wie Furcht einflößte, seinen ganzen Einfluß — und dieser war groß — dazu anwenden, daß man ihm eine strenge Bestrafung angedeihen lasse.

Dann aber — wie denn der verstockteste Mensch, besonders wenn er in seiner Jugend menschlichen und edeln Gefühlen zugänglich gewesen — und Herr Duriveau hatte mit solchen angefangen, was er auch beginnen mag, die Augen von dem erhabenen Glanz entschiedener Tugenden nicht verschließen kann — hörte der Graf, wie er vorher seinem verderblichen Hochmuth, der ihm rieth, Martin zu hassen, Gehör geschenkt hatte, nun auch wieder aus die Stimme seines Gewissens, seines Vaterherzens, die ihm vorschrieb, diesen würdigen, tapfern Sohn zu lieben und zu achten.

Und jetzt verschwand der erste Sturm verderblicher Leidenschaften vor dem mächtigen Einfluß des Guten und Rechten, wie die Gewitterwolken vor dem Strahl der Sonne — der Graf erfuhr aufs Neue die sanfte, eindringende Wirkung der seltenen Herzenseigenschaften Martin's. Er bewunderte die oftmals schmerzliche, aber niemals auch nur einen Augenblick durch Erbitterung gegen sein schreckliches Schicksal und gegen den herzlosen Vater, der ihm dies Schicksal bereitet, getrübte Entsagung! — Nirgends hatte der Graf in diesen peinlichen Bekenntnissen auch nur ein Wort der Verwünschung gegen die Stiefmutter von Gesellschaft angetroffen, die ihn, Martin, von

früher Kindheit an, allen Gefahren der Unwissenheit, des Elends und des Lasters Preis gegeben hatte.

Nein — Entsagung — Aufopferung — Pflichttreue — diese— drei Worte enthielten die ganze Lebensgeschichte dieses Unglücklichen.

Besonders bei einer Stelle konnte Herr Duriveau seine Rührung nicht bemeistern, nämlich, als er die folgenden beiden Zeilen las, welche Martin's Benehmen gegen Regina und den Fürsten von Montbar zusammenzufassen schienen:

**»Es gibt keine Stellung, die so niedrig wäre, daß nicht in ihr ein wackerer Mann zu edeln Handlungen Raum fände.**

Denn so hieß ja der ergreifende Grundsatz den Claudius Gérard dem Martin durch Lehre und Beispiel eingeprägt.

In dem Augenblicke, als Herr Duriveau diese Zeilen gelesen, welche die Geschichte der Fürstin von Montbar und Martin's Memoiren beschloss, schlug es im Schlosse Tremblay vier Uhr.

Die Nacht, welche auf den heitern Abend folgte war stürmisch geworden, der Sturm heulte draußen die großen Bäume im Park, die von ihm heftig geschüttelt wurden, rauschten dumpf und lang, wie die Meeresbrandung; man konnte es aus dem Schlafzimmer des Herrn Duriveau, das im Erdgeschoß lag, hören.

Der Graf saß tief in sich versunken, den Ellbogen aus den Schreibtisch, den Kopf auf beide Hände gestützt, da und fuhr mit Lesen und Nachdenken fort; seine Geistesanspannung war so groß, daß er das leise Geräusch nicht bemerkte, das durch das Knirschen des Schlosses an der Thür entstand, die in sein Ankleidzimmer führte, in das, wie wir gesehen, die Treppe zu Martin's Stube auslief.

In dem Augenblick, als ein neuer heftiger Windstoß die äußeren Fensterflügel erschütterte, öffnete sich die Thür, deren Schloß leise aufgesprungen war.

Aber sie blieb angelehnt.

Kaum bemerkte Herr Duriveau das Aufgehen der Thür — er glaubte, sie sei vom Winde aufgestoßen; denn nachdem er einen Augenblick den Kopf nach dieser Seite gewandt, versank er wieder in seine Betrachtungen; auf seinem kraftvollen Gesichte malte sich der Kampf der verschiedenartigen Gefühle, die seine

Seele bewegten, aber in diesem Augenblick schien der Ausdruck seiner Züge den Sieg des Edeln in ihm anzukündigen; er schüttelte zwei Mal das Haupt, während ein mitleidiges Lächeln über seine Lippen hinlief, die gemeiniglich stolz und verächtlich in die Höhe gezogen waren.

Jetzt öffnete sich die bis dahin nur halb geöffnete Thür ganz, aber langsam, und auf dem dunkeln Hintergrunde dieser Oeffnung zeigte sich die Gestalt des Claudius Gérard.

Das bloße Haupt des Wilddiebes triefte von Wasser, so wie auch sein Rock aus Thierfellen; an den schwarzen Koth, der sein Beinkleid bedeckte, war zu erkennen, daß er durch Sümpfe und schlammige Felder hierher gelangt.

Als Claudius Gérard den Grafen lesen sah, schienen seine Bewegungen und sein Gesicht zu sagen:

»Das dacht' ich — ich komme zu rechter Zeit.«

Dann trat er zu Herrn Duriveau, ohne daß ihn dieser auf der dicken Fußdecke gehen hörte, und legte ihm seine mächtige Hand auf die Schulter.

Der Graf fuhr auf seinem Stuhl aus und kehrte sich rasch um — aber beim Anblick des Wilddiebes blieb er stumm und wie versteinert sitzen.

Ehe er sich rühren konnte, hatte sich Claudius Gérard plötzlich der Handschrift von Martin's Memoiren bemächtigt und das Heft in eine seiner weiten Rocktaschen gesteckt; dann wandte er sich an den Grafen und sagte mit strenger Stimme zu ihm:

»Martin hatte diese Indiscretion vorausgesehen — ich komme gerade zu rechter Zeit.«

»Du hier!« rief der Graf, der endlich aus seiner Erstarrung erwachte.

Und er stand rasch auf, lief an den Kamin und zog heftig an dem Glockenzug.

»Dieser Glockenzug geht nur in Martin's Stube — und der ist nicht da, das wissen Sie sehr wohl,« sagte Claudius kalt. »Wir sind hier allein — Fensterladen und Thüren sind geschlossen.«

»Du willst mich also ermorden, Elender?« rief der Graf und suchte mit den Augen nach irgend etwas, was er als Waffe gebrauchen könnte.

»Was willst Du hier?«

»Ich komme Ihnen anzuzeigen,« versetzte Claudius Gérard mit schwermüthiger, feierlicher Stimme, »daß Perrine Martin, die Mutter Ihres Sohnes, diese Nacht gestorben ist.«

»Gestorben? hm — Martin's Mutter!« rief der Graf.

»Gestorben — vor drei Stunden,« sagte Claudius Gérard, »ja, in einer Ihrer Meiereien, wohin man sie gebracht hatte.«

»Sie war hier,« murmelte der Graf verstört, »sie ist todt, Martin ist ihr Sohn — es ist also wahr.«

»Ja, Martin ist ihr Sohn und der Ihrige — ja, sie ist todt,« wiederholte Claudius Gérard langsam, als wollte er dem Herrn Duriveau diese Worte in's Herz einbohren.

»Nein, nein,« rief dieser fast wahnsinnig — »es ist ein Traum, ein schrecklicher Traum.«

»Wenn es ein Traum ist, mein Herr,« antwortete Claudius, »so wird die Todtenglocke, die am Morgen läuten wird, Sie schon aufwecken.«

»O dieser Todesfall in diesem Augenblick,« lispelte der Graf vernichtet, »da die ganze Vergangenheit vor mir steht!«

Der Ton, der Gesichtsausdruck des Herrn Duriveau gaben einen so wahren Schmerz, eine so offenbare Gewissensangst zu erkennen, daß es dem Claudius Gérard erbarmte, und daß er in weniger drohendem Tone zu ihm sagte:

»Im Namen dieser Vergangenheit — im Namen Dessen, was Ihr Sohn gelitten hat — im Namen des Muths und der Entsagung, die er an den Tag gelegt hat, thun Sie Buße! Es ist Zeit, glauben Sie mir's.«

Der Graf, voll Beschämung und Zorn, daß er den Claudius Gérard seine Gemüthsbewegung hatte merken lassen, verhärtete sich wieder gegen die edeln Gefühle, die so eben in ihm die Oberhand erhalten, und rief:

»Geh fort von hier — augenblicklich — kein Wort weiter.«

»Gottes Langmuth geht zuletzt zu Ende,« versetzte Claudius Gérard und erhob die Stimme. »Sehen Sie sich vor!«

»Willst Du gehen,« rief der Graf erbittert.

»Hören Sie mich an, ich beschwöre Sie,« versetzte Claudius Gérard mit bewegter Stimme, »ich rede ohne Haß, ohne

Erbitterung zu Ihnen. Es liegt in dem Allen eine göttliche Fügung — in dieser Nacht, fast zu derselben Stunde, wo Ihr Opfer, die Mutter Martin's, Ihres Sohnes, ihr Leben beschließt — lernten Sie ihn kennen — auch — daß bin ich gewiß — ihn beklagen und lieben. Ich sage Ihnen, in dem Allen liegt mehr als Zufall,« wiederholte Claudius Gérard mit immer gewichtigerer Stimme — »ja — und wären Sie so blind, so unglücklich, so ganz aufgegeben, daß Sie sich von Dem, was in diesem Zusammentreffen Geheimnißvolles, nur durch die Wege der Vorsehung zu Erklärendes liegt, nicht merkten, so nehmen Sie sich in Acht — eine geheime Ahnung sagt mir, daß Sie auf furchtbare Weise von irgend einem schrecklichen Schlage werden getroffen werden.«

Trotz seines Stolzes, trotz seiner Verhärtung, fuhr der Graf bei diesen Worten des Claudius Gérard doch zusammen, so gewichtig war sein feierlicher Ton, und dazu lag in diesem Ton weder Erbitterung noch Drohung, sondern eher eine Art Mitleid mit dem Grafen, so überzeugt erschien der Wilddieb von seiner Verzweiflung.

»Ein furchtbarer Schlag soll mich treffen,« lispelte Herr Duriveau und warf einen trotzigen, finstern Blick auf den Wilddieb, »und dieser Schlag — Dein Haß wird ihn wohl führen — Du wirst selbst Deine Prophezeihung wahr machen wollen.«

»Sind Sie nicht jetzt in meiner Gewalt und hilflos?« sagte Claudius Gérard. »Nein,« versetzte er traurig, »nein, von meiner Rache ist nicht die Rede — wenn Sie bereuen, wäre sie ungerecht und unnütz, und wenn Sie im Bösen beharren, so schwöre ich Ihnen bei der ewigen Gerechtigkeit Gottes, an die ich glaube — eine innere unabweisbare Stimme sagt mir, daß eine Hand, die mächtiger ist als eine menschliche Hand, Ihre Bestrafung über sich nehmen wird.«

Bei diesen Worten trat der Name Basquine mit feurigen Zügen vor des Grafen irren Geist, während Claudius einer Regung unaussprechlichen Mitleids nachgab, vor dem Grafen auf die Knie sank und zu ihm sagte:

»Sehen Sie mich auf den Knieen vor Ihnen — auf den Knieen — mich — mich Claudius Gérard — um Sie mit gefalteten Händen im Namen Martin's, im Namen Ihres anderen Sohnes, um Ihrer

selbstwillen anzuflehen, — seien Sie gütig — seien Sie Vater! — erfüllen Sie die Versprechungen, die Sie mir einstmals gethan, als ich Ihnen das Leben ließ, das ich Ihnen mit Fug und Recht hätte nehmen können — o bereuen Sie — bessern Sie sich — sonst muß ich Ihnen sagen, daß ich es kommen sehe, wie die Hand Gottes schwer auf Sie niederfällt.«

»Und ich sollte mich von Deinen Spiegelfechtereien einschüchtern und in Furcht jagen lassen, alter Spitzbube,« rief der Graf um so wüthender, da er einen Augenblick wider Willen im Gedanken an



Basquine und den Einfluß, den sie auf Scipio ausübte, weihen letzteren dem Grafen die Bekanntschaft mit Martin's Memoiren in noch beunruhigenderem, schrecklicherem Lichte erscheinen ließ, von der drohenden Prophezeihung des Claudius merklich erschreckt worden war; sein unbändiger Stolz erwachte wieder, und er sprach zu Claudius Gérard:

»O, Du glaubst mit einem leichtgläubigen Feigling zu thun zu haben — Du schwatzest mir von Todesfällen vor, von ausgesetzten Kindern, von Gerechtigkeit des Himmels? O, da bist Du an den Rechten gekommen. Ich sage Dir, Herr Prophet, die Gerechtigkeit ist für mich; denn die Todte liegt auf der Bahre, und der Bastard ist im Gefängniß.«

Bei diesen greuligen Worten stand Claudius Gérard langsam auf, antwortete kein Wort, warf einen letzten; halb mitleidigen, halb zornigen Blick auf den Grafen und that einen Schritt nach der Thür zu.

»Halt,« rief Herr Duriveau und stürzte auf den Wilddieb los, »wenn Du mit Deinem Mitschuldigen den Gensdarmen entwischt

bist, so sollst Du doch mir nicht entwischen, und der Bastard soll auch wieder eins gefangen werden, und sollte ich tausend Louisd'ors Belohnung darauf setzen.«

Aber Claudius Gérard stieß den Herrn Duriveau so heftig zurück, daß dieser das Gleichgewicht verlor und rücklings auf seinen Lehnstuhl fiel, während der Wilddieb mit Einem Sprunge in dem Ankleidezimmer war und den Grafen, indem er einfach den Schlüssel umdrehte, in sein Schlafzimmer einschloß; dann sprang er aus dem Fenster, das er, um sein Entkommen zu sichern, vorsorglicher Weise im Voraus aufgemacht hatte, und verschwand rasch in den Gebüsch des Parks.

Was die unerwartete Erscheinung des Claudius Gérard im Zimmer des Grafen Duriveau anbetrifft, so erklärte sie sich auf folgende Weise:

Der Weg von der Meierei Grand Genève bis zum nächsten Flecken war lang und gefährlich; denn man mußte zwei Meilen weit durch Sümpfe und Torfmoore, die für Diejenigen, welche die wenigen Strecken festen Bodens nicht kannten, die diesen morastigen Landstrich durchzogen, fast unwegsam waren.

Beucaudet und seine Gensdarmen waren zu Pferde; als der Mond untergegangen war, befanden sie sich im Dunkeln, der Sturm blies mit Macht, die Berittenen konnten nur äußerst langsam und vorsichtig durch diese Sümpfe vorrücken, in denen die Pferde zuweilen bis an den Bauch einsanken.

Die beiden Gefangenen konnten also nur schlecht bewacht werden. Martin hatte gehört, daß Beucaudet dem Herrn Duriveau eine Nachsuchung in dem Verschlag anrieth, den sein Kammerdiener bewohnte, und erschrak bei dem Gedanken, daß seine Memoiren auf diese Weise dem Grafen in die Hände fallen könnten. Diese Furcht theilte er dem Claudius Gérard ganz leise mit. Diesem waren die Hände gebunden, aber er benutzte die Verlegenheit, in der sich die Gensdarmen befanden, und die Langsamkeit des Marsches. Die Verlegenheit fiel für ihn, der seit langer Zeit gewohnt war, diese Moräste in allen Richtungen zu durchstreichen, und der in Folge seiner beständigen nächtlichen Streifereien in der Nacht beinahe besser sah, als am Tage, gänzlich weg — und er antwortete Martin ganz leise:

»Nimm mein Messer aus meiner Tasche und zerschneide

meine Bande bei erster «Gelegenheit; für das Uebrige will ich sorgen.«

Diese Gelegenheit blieb nicht lange aus; Beucadet rief um Hilfe, denn sein Pferd verschwand so zu sagen unter ihm in einer Lache; diese Gelegenheit, welche die Aufmerksamkeit der Gensdarmen ablenkte, benutzte Martin, um die Stricke, mit denen Claudius gebunden war, zu zerschneiden; in zwei Sätzen erreichte dieser einen ihm wohl bekannten, engen Fußsteig und war in der immer dunkler werdenden Finsterniß verschwunden, ehe die Gensdarmen auch nur sein Entkommen hätten gewahr werden können.

Claudius Gérard hatte eilig die Richtung nach dem Schlosse Tremblay eingeschlagen. Sein Weg führte ihn an einer einsam gelegenen Meierei vorbei, wohin Martin's Mutter gebracht worden war. Claudius, der sich auf die Verschwiegenheit des Pächters verlassen konnte — denn er leistete diesem Unglücklichen manchen Dienst — trat ein, um sich von dem Zustand Perrine's zu unterrichten. Der Pächter und seine Frau zerflossen in Thränen und wollten Claudius Gérard nicht in das ärmliche Stübchen lassen, das Perrine jetzt bewohnt hatte. Er verstand sie.

Bei diesem furchtbaren Schlage ward er wankend. Aber er entsann sich der gebieterischen Pflicht, die ihn in's Schloß rief, und setzte seinen Weg fort, übersprang leicht die Hecke des Parks und drang bis an's Gebäude vor.

Die Thür der Wirthschaftsräume, auf welche die Treppe zu Martin's Stube auslief, ward selten von innen verschlossen; denn die Bedienten ließen sie für den Fall, daß sie sich etwa im Dorfe verspäteten, immer offen, um auf diesem Wege ohne Aufsehen zu machen mitten in der Nacht in's Schloß kommen zu können. Martin hatte Elaudius Gérard vorsichtshalber zwei Schlüssel zu seiner Stube gegeben; auf diese Weise war also dieser in dieselbe gelangt, hatte sich mit einem Zündhölzchen, das er auf dem Kamin gefunden, Licht gemacht und den Koffer erbrochen gesehen, und da die Thür der Treppe in's Ankleidezimmer des Herrn Duriveau führte, errieth Claudius Gérard Alles, stieg hinunter, hielt das Auge an's Schlüsselloch des Schlafzimmers und sah den Grafen lesen.

Nachdem er, wie schon gesagt, das Fenster des



Ankleidezimmers, das auf den Garten hinausging, aufgemacht, um sein Entkommen zu sichern, benutzte er den Lärm, welchen der Sturm machte, schloß die Thür zum Schlafzimmer des Grafen leise auf und konnte sich diesem auf solche Weise nähern, ohne von ihm bemerkt worden zu sein.

Uebrigens dürfen wir nicht versäumen, zu berichten, daß die Besorgnisse der Pächtersleute, bei denen Claudius auf seinem Wege in's Schloß Tremblay Halt gemacht, durch eine lethargische Ohnmacht rege gemacht worden waren, in welcher Perrine so lange gelegen hatte, daß die armen Leute sie todt geglaubt und dann so Claudius Gérard mit diesem Glauben angesteckt hatten.

Acht Tage nach dieser Begegnung zwischen Claudius und Herrn Duriveau gingen zu Paris in Basquine's Hôtel, wohin uns jetzt der Leser begleiten möge, Ereignisse ganz anderer Art vor.

---



## Drittes Kapitel.

### *Basquine's Hôtel.*

Der folgende Auftritt ereignet sich in einem allerliebsten, kleinen Hôtel, das zwischen Hof und Garten in der St. Lazarusstraße lag und von Basquine bewohnt wurde. Ein Theil des Gartens geht aus ein ungleiches Stück Land, aus dem Baumaterialien liegen, hinaus.

Es ist zehn Uhr Morgens; zwei Personen, die in Martin's Memoiren eine Rolle gespielt haben, Leporello und Mademoiselle Astarte, sind beschäftigt, die Unordnung, welche nach einer in die Nacht verlängerten Gesellschaft in den Zimmern immer zurückbleibt, auszugleichen.

Astarte, obwohl ein paar Jahre alter, als da sie im Dienst ihrer Frau Ministerin stand, der sie, wie sie sagte, das Leben *so sauer machte*, hat ihren schlanken Wuchs, ihre schönen, weißen Zähne, ihr prächtiges, schwarzes Haar und auch ihre freche, spöttische Miene noch wohl konserviert.

Leporello, der frühere Kammerdiener des Baron von St. Maurice, hat an gewichtigem Auftreten gewonnen, was er an ritterlicher Jugendlichkeit eingebüßt, er ist keck geworden, sein Gesicht ist voll und roth, er scheint mit Astarte in völliger Vertraulichkeit zu leben.

»Nun, Beste,« sagte Leporello zu ihr, indem er in seinen häuslichen Beschäftigungen inne hielt, um sich aus einen herrlichen Lehnstuhl nachlässig hinzustrecken, wobei er seinen Federstauber beständig in der Hand behielt, »laß uns ein Bisschen schwatzen, da mit ich doch ordentlich erfahre, bei wem

ich denn eigentlich bin. Vorgestern komm' ich auf Deinen Ruf aus der Normandie, gestern tret' ich auf Deine Empfehlungen hier an, bin einen Theil der Nacht beschäftigt, in diesem Salon mehr Herzöge, Fürsten, Gesandte, Marquis und andere Leute aus den höchsten Kreisen anzumelden, als ich in den letzren Kreisen angemeldet habe, wo ich gedient, und habe also noch gar keine Zeit gehabt, mich mit Dir ein Bisschen auszuschwatzen.«

»Das ist wahr, armer Leporello,« sagte Mademoiselle Astarte und streckte sich auch ihrerseits aus einem Lehnstuhl trage aus, »die letzten Wagen sind vier Uhr Morgens fortgefahren. Madame hat mich bis um fünf Uhr bei sich behalten, und nun steh ich eben erst auf.«

»Ich weiß es wohl, daß Du mir nicht geschrieben haben wirst, ich sollte das Haus der Marquise von Mainval aufgeben, damit ich hier bei dem Wechsel verlöre. Ich habe auch hier sogleich beinahe den doppelten Lohn zugesichert bekommen, und Du hast mir unsere bürgerliche Herrschaft als freigebig und nicht besonders genau dargestellt.«

»So wenig genau, daß es lustig wird — denn bei so zutraulichen Leuten macht man sich doch wider Willen ein Gewissen daraus, während bei den andern wahrhaftig alle Waffen gelten.«

»Eine freigebige Schauspielerin,« sagte Leporello, »das ist eben kein Wunder — wie gewonnen, so zerronnen — und es scheint, daß Madame ziemlich viel Geld macht.«

»Mehr als hundert Tausend Francs jährlich.«

»Das geht an — und dazu die Nebeneinnahmen?«

»Wie das?«

»Sollte nicht unter allen den Herzögen, Fürsten, Gesandten sich irgend einer finden, der — he?« sagte Leporello, indem er seine Genossin mit bedeutungsvoller Miene ansah.

»Nischt,« sagte Astarte ernsthaft.

»Ei was,« und nach kurzem Nachsinnen setzte Leporello hinzu, »sie macht sich gemein — das geht oft so — irgend ein schlechter Kerl hilft ihr die hundert Tausend Franks aufessen?«

»Nischt,« summte Astarte noch ernsthafter.

»Also ein Schauspieler?«

»Nischt.«

»Nischt, nischt, nischt — das berühmte Fräulein Basquine muß aber doch einen Liebhaber haben, und wenn's der leibhafte Satan wäre.«

»Der Satan muß allerdings sein Spiel dabei haben; denn einen Liebhaber hat sie nicht.«

»So hat sie also zwei, drei — ein Dutzend — die ganze Stadt.«

»Keinen einzigen hat sie.«

»Astarte, Mädchen, Du wirst unglaublich in Deinen Reden.«

»Du weißt aber doch, daß wir uns unter einander nichts vormachen.«

»Wenn's keinen bestimmten Zweck hat — «

»Die Clausel versteht sich von selbst — und ob Fräulein Basquine Liebhaber hat oder nicht, was kann mir das ausmachen?«

»Ja,« sagte Leporello mit einem Seufzer, »da muß ich's Dir wohl am Ende glauben.«

»Ich will Dich übrigens von Allem in Kenntniß setzen. Du weißt, daß ich meine Närrin von Ministerin nach der Radieschengeschichte sich selbst überlassen habe.«

»Der Radieschengeschichte?«

»Wie, kennst Du die noch nicht?«

»Möge mir nimmer wieder eins zwischen die Zähne kommen — und ich bin versessen aus die Radieschen — wenn ich weiß, was Du willst.«

»Ich war meiner Ministerin schon gänzlich satt, bis zum Ekel hatte ich genug von ihr, nicht nur war sie dumm und kraß spießbürgerlich, sondern dabei boshaft und heimtückisch — nicht gegen mich — prost Mahlzeit, ich habe Schnabel und Krallen — sondern auf die unerbittlichste Weise gegen eine junge Nichte, die sie bei sich hatte. Das arme Geschöpf war häßlich wie eine Mißgeburt, das ist schon wahr, aber so gut, so sanft, daß Thränen mir in die Augen traten, wenn ich die Demüthigungen ansah, die sie, ohne jemals zu klagen, alle Tage von dem boshafte alten Thier, ihrer Tante, erduldet. Das erbitterte mich dermaßen, daß ich zu mir selbst sagte — hier bleib' ich nicht, aber ehe ich fortgehe, räche ich das arme Mädchen und lasse mich um eines

recht lächerlichen Streiches willen ablohn. Eines » Tages also hatte ich meine Ministerin zu einem Ball in den Tuilleries zu frisieren, ich nehme aus dem Anrichtezimmer ein halb Dutzend hübsche kleine, rosenrothe Radieschen mit ihren Blättern, stecke große schwarze Haarnadeln durch, und während ich meine Herrin frisiere, steck ich ihr, ohne daß sie es merkt, die kleinen Radieschen hinter ihrer Flechte am Hinterhaupte an.«

»Bist Du toll, Astarte?«

»Dabei trug die Ministerin vorn zwei weiße touffes de marabont. — Ach, liebe Kleine, sagte sie, indem sie sich vor dem Spiegel hin und herdrehte, heute Abend bin ich allerliebste frisiert, Sie haben sich selbst übertroffen.



»Es ist allerdings wahr, daß Madame mich in dieser Frisur ganz an die Frau Herzogin erinnern. — Wahrhaftig, Kleine. — So wahr ich Astarte heiß: Madame,« sagte ich zu ihr, »aber erst auf dem Ball werden Sie ganz inne werden, was für eine Wirkung Ihre

Frisur thut. — Und dann fährt sie Knall und Fall fort, und zwar ganz allein. Der Minister war krank, das hatt' ich schlaue in Rechnung gebracht. Nach einer Viertelstunde kommt sie aus dem Tuilleriesball an — man stellte sich reihenweis hinter ihr auf um sie zu sehen; sie schob diese Aufmerksamkeit auf die Wirkung, die ihre Marabouts hervorbrächten, und brüstete sich nicht wenig — ich habe das nachher vor einer Freundin erfahren, der ihre Herrin die Geschichte erzählt hatte. Gott, Madame, sagte Einer zu der Ministerin — was haben Sie da für einen frühlingshaften, gärtnerinnenmäßigen, erlauben Sie mir den Ausdruck, mistbeetartigen Kopfschmuck! — Ach mein Herr! — Madame, sagte ein anderer, ist sehr *geschmackvoll*. — Ach, mein Herr! — Ihr Kopfschmuck ist zum Hineinbeißen schön! — Ach! mein Herr! Ach, mein Herr! — sagte die Ministerin und that sich aus die Wirkung ihrer Marabouts nicht wenig zu Gute. Am Ende gab die besagte Freundin nachdem sie sie eine halbe Stunde lang auf diese Weise hatte als Rübenacker paradieren lassen, ihr zu verstehen, man fange doch ein Bisschen gar zu laut an, sie Mutter Radies zu nennen — und den Namen hat sie auch behalten.«

»Astarte, ich habe Dich immer verehrt,« sagte Leporello begeistert, »von heute an bete ich Dich an. Aber, Du Unglückliche, das war ein Streich, um Dir's auf immer unmöglich zu machen, wieder eine Stelle zu bekommen.«

»Ganz im Gegentheil, das machte mich im Foubourg St. Germain erst recht bekannt; man machte mir da einen Vorwurf daraus, daß ich mich dazu herabgelassen, bei einem Minister der Juliusrevolution zu conditioniren; ich brauchte nur zu wählen, und ich habe meine Dienste bei der Gräfin von Cerisy angetreten ein vortreffliches Haus! — aber die Gräfin ist gestorben. Das ist nun anderthalb Jahr her; da hatte der Marquis von Henneville, der Fräulein Basquine bereits umflatterte und seinen Stolz drein setzte, gleichsam ihren Haushofmeister zu spielen, um sich umentbehrlich zu machen, durch eine meiner Freundinnen die Kammerfrau seiner Frau, erfahren, daß ich ohne Stelle sei, er hatte mich bei Madame von Ceriso gesehen und hat mich nun hier untergebracht — und seitdem bin ich hier.«

»Ich sehe schon, worauf er's abgesehen hat, der feine Marquis,« versetzte Leporello, »er wird zu sich selbst gesagt

haben: Astarte wird in meinem Interesse sein, und wenn man der Herrin den Hof macht, ist es viel werth, wenn das Kammermädchen nur erst gewonnen ist.«

»Gemeiniglich, ja — aber ihm hat das nichts geholfen, und doch weiß Gott, was er sich für Mühe um Madame gegeben hat, was für unsinnige Ausgaben er gemacht hat für Dinge, die sie kaum eines Blickes würdigt; am Ende hat er seine Frau sitzen lassen, weil er glaubte, meine Herrin wird es ihm danken, und damit nicht zufrieden, hat er, Gott weiß, zu was für einem Preise — denn er wollte sogleich ein ziehen — ein Haus, das gleich an dieses anstößt, gekauft.«

»Und warum?«

»Um da zu sein, ihr nah zu sein.«

»Und es bestand kein Verhältniß zwischen ihnen?«

»Nichts der Art.«

»Der Kerl war toll!«

»Ei der Tausend — ja so führt Madame sie am Bande — guter Leporello. Du mußt außerdem auch in Betracht ziehen, daß der Marquis ein Mann nach der Mode war, wie Dein früherer Herr, und wie er jung, mit sehr hübschem Gesicht, wacker, lebenswürdig — aber seine Liebe zum Fräulein machte ihn ganz verdreht. — Sieh, Astarte — sagte der arme Marquis zu mir; denn ich war seine Vertraute — da hab' ich nun für Ihre Herrin Alles gethan und thu's noch, was von hundert Menschen nicht zehn für eine Geliebte thäten, von der sie schwärmerisch geliebt würden — ich habe meine Frau verlassen und ihre und meine Familie gegen mich aufgebracht, Alles, um dem Fräulein Basquine zu zeigen, daß ich, trotz aller ihrer Gleichgültigkeit, die ganze Welt ausbebe, um nur für sie zu leben. Und das rührt sie gar nicht. Liebt sie sonst Jemand, so würde ich alle Hoffnung aufgeben, aber sie liebt Niemand, das weiß ich gewiß. Ich habe viel Geld dafür ausgegeben, um ihr aufpassen zu lassen, in der Oper, hier und wo hin sie geht — und nichts — auch nicht ein Schatten von einem Liebehandel. — Das hab' ich Ihnen ja immer gesagt, Herr Marquis — sagte ich zu ihm — und Sie wollten es mir nicht glauben. — Jetzt glaub' ich's Ihnen — versetzte er — ich bin überzeugt, daß sie Niemand liebt. Das hält mich noch aufrecht;

denn am Ende soll sie doch noch mich lieben. Es ist unmöglich, daß sie den Aufopferungen aller Art, denen ich mich unterzogen, und denen ich mich unterziehen würde, und ohne daß sie sie auch nur von mir verlangt, blos in der Hoffnung, geliebt zu werden, nicht nachgeben sollte. Mit Einem Worte, Leporello, ich kann drauf schwören, der arme Marquis that mir in der Seele leid, bald war er in Wuth, die einen zittern machte, bald weinte er wie ein Kind.«

»Und Deine Herrin? «

»Wie Marmor — oder schlimmer als Marmor; denn Marmor lacht nicht — «

»Sie lachte?«

»Und wie sie manchmal lacht — es überläuft einen kalt!«

»Unsere schöne Gebieterin scheint mir ein eingefleischter Teufel zu sein.«

»Ich fürcht' es auch beinahe.«

»Und der arme Marquis.«

»Todt — «

»Todt vor Liebe? — warum nicht gar.«

»Vor Liebe — und von einem Pistolenschuß durch's Herz.«

»Astarte, keine schlechten Witze.«

»Die Sache ist vertuscht worden — man hat von einem Schlaganfall gesprochen — aber der Marquis hat sich geradezu erschossen — der Beweis ist, daß der Graf Duriveau — Du kennst ihn doch.«

»Ja ja, der Herr des Balard und der Madame Gabriele.«

»Richtig — nun der Graf Duriveau, einer seiner vertrauten Freunde, hat ihn, da er ihn eines Morgens besuchen wollte, am Boden hingestreckt gefunden. Auch sagt man, daß von dieser Zeit an der Duriveau das Fräulein verwünscht und überall jede Art von Greueln von ihr erzählt, was nicht verhindert, daß sein Sohn — «

»Der Sohn des Grafen Duriveau.«

»Ja der Vicomte Scipio — ebenso verliebt ist in das Fräulein, wie es der arme Marquis war, und wie es so viele Andere sind.«

»Aber ich habe gestern hier erzählen hören, der Vicomte Scipio wär' im Begriff die Tochter der Madame Wilson zu heirathen, und



Vater und Sohn würden ihre Hochzeit an demselben Tage feiern.«

»Das verhält sich allerdings so — der Vicomte Scipio heirathet Fräulein Raphaële.«

»Und ist rasend verliebt? —«

»In unsere Herrin.«

»Und das Beispiel des armen Marquis schreckt ihn nicht ab?«

»Im Gegentheil — alle diese Unglücklichen sagen zu sich selbst: Was für ein Triumph, da zu siegen, wo dieser arme Marquis sich ans Verzweiflung das Leben genommen, und wo so viele Andere verschmäht worden sind!«

»Und der Vicomte Scipio hat eben so wenig Hoffnung wie die Andern?«

»Hm — « machte Astarte mit zweifelnder Miene.

»Endlich einmal — ich athme wieder auf,« sagte Leporello  
»Athme nur nicht zu schnell wieder auf, guter Leporello.«

Freilich hält das Fräulein den Vicomte Scipio warm — sie laßt ihm Aufmerksamkeiten angedeihen, wie meines Wissens Keinem. Auch hat ihm, seitdem er nach der Sologne aus das Landgut seines Vaters gereist ist, Madame drei oder vier Mal in, der Woche geschrieben. Außerdem, glaub' ich, erwartet sie ihn von Augenblick zu Augenblick; denn es heißt, die Doppelheirath des Vaters und Sohnes solle zu Paris gefeiert werden.«

»Und was sagt sie von ihm, von dem Vicomte?«

»Nichts — und das ist mehr als etwas — denn in Betreff der Andern, Leporello, da möchte ich Dir Trotz bieten, das Fräulein zehn Minuten von einem ihrer *Patienten*, wie sie sie nennt, reden zu hören, ohne — «

»Ohne über sie zu lachen?«

»Nein, ohne sie zu verachten — Sie hat einen so unerbittlichen, so tiefeinschneidenden Hohn, daß sie sie wie mit glühendem Eisen brandmarkt.«

»Und diese Narren von Menschen lieben sie nichts destoweniger immer darauf los?«

»Sage vielmehr, drum eben — bis zu den Königen hinauf, die an demselben Strange ziehen oder gezogen haben.«

»Könige?«

»Ja — in einem der nordischen Reiche — Madame ist da beinahe zwei Jahr gewesen als erste Hofopernsängerin — und der König denk' Dir ——«

»Hat sich in sie verliebt?«

»Wie toll — ganz wie die Uebrigen — aber eines schönen Morgens ist irgend etwas passiert, es heißt, der König sei bei einer Zusammenkunft mit Madame in große Gefahr gekommen, und ein Unbekannter habe ihn wie durch ein Wunder daraus errettet.«

»Eine Gefahr bei einer Zusammenkunft? Der König hatte also zu der Zeit einen Nebenbuhler?«

»Ich habe niemals was Rechtes darüber in Erfahrung bringen können, es ist vor meiner Zeit gewesen; das Wenige, was ich davon weiß, hab' ich von Juliette. Du erinnerst Dich wohl der Juliette bei der Fürstin Montbar.«

»Ja — Wetter! — wo auch der Martin war — ein guter Kerl, aber verdammt schweigsam.«

»Ganz recht — Martin hatte die Fürstin begleitet — die aus einer Fürstin eine einfache Bürgersfrau geworden war, indem sie, nach dem Tode des Fürsten, ihres Gemahls, ganz bürgerlich Herrn Just Clément, ihren Liebhaber, geheirathet hatte.— Nun also — Juliette, die ebenso wie auch Martin im Dienste der Fürstin, oder, wenn Du lieber willst, der Madame Clément, geblieben war, hatte sie in eben diese Stadt des nördlichen Europa begleitet, und während ihres Aufenthaltes daselbst fiel dieser Handel des Königs mit dem Fräulein Basquine vor. Uebrigens waren Herr und Madame Clément oft bei Hofe, der König, sagte man, habe eine große Zuneigung zu ihnen, und so viel ist jedenfalls wahr, daß nach dem Handel, von dem ich Dir erzähle, Fräulein Basquine, ohne ihre contractliche Zeit, an der noch fünf bis sechs Monate fehlten, nach Frankreich zurückkehrte, und wenige Zeit nach ihrer Rückkehr bin ich bei ihr angetreten. Ich erzähle Dir diese Geschichte von dem Könige bloß, um Dir begreiflich zu machen, daß unsere Herrin nichts Besonderes drin finden kann, daß ein Marquis sich ihretwegen das Leben nimmt, wenn ein König nahe daran gewesen ist.«

»Das ist ganz in der Ordnung — und Martin?«

»Ich habe weiter nichts von ihm gehört. Ich glaube, er ist in jenem Lande geblieben, und habe nicht erfahren, warum er seine Herrschaft verlassen.«

— Ich brauche den Leser nicht darauf hinzuweisen, daß Astarte noch nicht wußte, daß Martin seit einiger Zeit aus dem Auslande zurückgekehrt und in die Dienste des Grafen Duriveau getreten war. —

»Aber um wieder auf unsere Herrin zu kommen, weißt Du, daß mir dies Alles nach einem ganz seltsamen Weibe aussieht? Und doch, wenn man sie gestern in ihrer Soirée beobachtete, da hätte man, nach ihrem gewandten Auftreten, urtheilen müssen, sie sei eine Herzogin — und dazu schön — o blendend schön — und doch — «

»Nun was?«

»Sag einmal — ist Madame immer so bleich?«

»Immer.«

»Sie sieht nicht aus, als befinde sie sich darum weniger wohl — sie ist darum nicht weniger schön — aber diese Blässe ist doch seltsam.«

»Unter uns gesagt, Leporello,« sagte Astarte mit geheimnißvoller Miene — »ich glaube, diese Blässe kommt vom Rauchen.«

»Wie, sie raucht? sie auch? — Ei, es scheint ganz und gar Mode zu werden — obgleich der Tabaksgeruch an einer Dame mir greulich vorkommt. Aber wenn's einmal Mode ist — «

»Du irrst Dich, das Fräulein raucht keinen Tabak.«

»Aber was denn?«

»Ich weiß nicht — sie legt das Zeug in eine kleine Muschel aus Porzellan — es sieht aus, wie ein Harz, dann steckt sie's an und zieht den Rauch mittels einer langen Röhre, die mit seidenen und goldenen Faden Umwickelt ist, ein.«

»Es — und was für ein Vergnügen findet sie daran?«

»Das schläfert ein.«

»Schläfert ein! und warum will sie denn ein schlafen? «

»Um nicht Langeweile zu leiden.«

»Sie langweilt sich.«

»Zu Tode, guter Leporello — zu Tode.«

»Sie, reich, schön, von aller Welt angebetet und ausgesucht, sie langweilt sich? —«

»Zu Tode, wie ich Dir sage, und wenn sie ihr Harz getaucht hat, bleibt sie sechs bis sieben Stunden mit halboffenen Augen auf ihrem Kanapee liegen, unbeweglich wie eine Bildsäule.«

»Was sprichst Du mir da vor! Es ist nicht zu glauben.«

»Besonders seit einem halben Jahr nimmt ihre Langeweile zu; sonst sang sie bisweilen ganze Stunden und allein, das schien ihr Freude zu machen, ob gleich sie bisweilen dazwischen in Thränen zerfloß. Besonders eine Arie — einmal, als sie diese Arie gesungen hatte, war Alles aus; sie weinte wie eine wahre Magdalena. Aber seit langer als einem Vierteljahr hat sie ihr Fortepiano nicht aufgemacht, und statt von einem viermonatlichen Urlaub, der ihr frei steht, Gebrauch zu machen und in England die fünfzig bis sechzigtausend Francs zu verdienen, die man ihr anbietet, bleibt sie lieber hier — um zu rauchen und zu schlafen.«

»Aber wenn sie hier im Theater singt, werden ihr auch Blumen und Kränze zugeworfen, und sie wird mit großem Lärm herausgerufen.«

»Höre, Leporello — alle Welt sagt, die fünf letzten Male, daß sie gespielt, habe sie mehr Beifall geärntet und sei schöner gewesen als je. — Nun wohl — als sie hinging, sah sie auch ein wenig belebt aus, aber nach ihrem Triumph, als sie nach Hause kam, hätte sie von einem Begräbniß kommen mögen, und sie hätte nicht finsterer und in sich geklehrter aussehen können.«

»Das ist wirklich schrecklich.«

»Das letzte Mal wurden ihr die Pferde ausgespannt. Das ganze Orchester und ich weiß nicht wie viel Wagen mit Männern und Damen aus den höchsten Kreisen begleiteten sie hierher.«

»Und diesmal ist sie doch wenigstens nicht traurig nach Hause gekommen.«

»Das ist allerdings das einzige Mal, daß ich sie heiter habe nach Hause kommen sehen.«

»Nun, das freut mich doch.«

»Uebrigens — sagte sie — ist's das letzte Mal.«

»Wie? das letzte Mal — will sie nicht wieder auftreten?«

»Es scheint — nein.«

»Das heißt, dies Jahr nicht wieder?«

»Niemals wieder.«

»Aber der Beifall, der Ruhm.«

»Sie muß etwas Höheres im Auge haben — oder vielmehr, ich glaube, es frißt ihr Etwas am Herzen.«

»Gott, Gott, wie mich das Alles, was Du da sagst, in Erstaunen setzt.«

»Sie hatte sogar seit ziemlich langer Zeit allen Umgang aufgegeben; erst seit einem Monat sieht sie wieder Leute bei sich.«

»Und wenn sie den Vicomte Scipio liebt, wie legst Du Dir das dann zurecht?«

»Ich weiß es mir gar nicht zurecht zu legen — ich verliere mich in diesem Labyrinth; ich verstehe nichts davon. Seit sie ihm so viel schreibt, seitdem sie ihn überhaupt warm hält, schläft sie mehr und ist trübsinniger als je. Vorgestern machte sie mir ganz bange — von elf Uhr Morgens bis beinahe um Mitternacht blieb sie in ihrem Schlummer mit halb offenen Augen — nur — was ganz seltsam ist, und was ich noch nie gesehen — beinahe während der ganzen Zeit rannen ihr große Thränen aus den Augen.«

»Das arme Weib.«

»Dann ist auch noch etwas eingetreten, das mich sehr beschäftigt hat. Madame hat vor Kurzem ein altes, schlechtes Haus, in welchem Niemand wohnt, in der Straße du Marché Vieux, auf der Seite der Barrière d'Enfer miethen lassen — Kennst Du die Gegend?«

»Nein, aber was macht das Fräulein mit diesem unbewohnten Hause?«

»Da fragst Du mich mehr, als ich weiß.«

Ein heftiges Klingeln, das in dem Vorzimmer wiederhallte, unterbrach Leporello's und Astarte's Gespräch.

---



## Viertes Kapitel.

### *Ein Jugendfreund.*

Leporello machte auf; der Thürhüter des Hauses sagte mit verstörtem Gesicht zu Leporello:

»Ist Mademoiselle Astarte da?«

»Warum?«

»Ich muß sie durchaus sprechen und sogleich,« sagte der Thürhüter, dann setzte er, während Leporello Astarte holen ging, hinzu:

»Ach Gott, ich bin noch ganz erschrocken.«

»Was gibt es denn, Herr Durand?« sagte Astarte, die schnell herzugeeilt war.

»Ach, Mademoiselle, denken Sie sich, jetzt eben klopft man, ich mache auf, und es tritt in das Stübchen ein großer Kerl mit braunem Bart und fast grauem Haar, obgleich sonst jugendlichem Ansehen übrigens, wenn Sie wollen, nicht schlecht gekleidet, aber mit einer verfluchten Miene und dazu einer großen, schwarzen Binde über's linke Auge — und überhaupt einem Gesicht — einem Gesicht —«

»Nun, was ist's denn?« sagte Astarte ungeduldig, »was ist's denn?«

»Basquine wohnt hier?« sagt er in barschem Tone zu mir.

»ja Fräulein Basquine wohnt hier, mein Herr, sagte ich zu dem Ungeschickten, um ihm diese Unhöflichkeit bemerkbar zu machen. Gut, sagt er — und ist schon auf dem Wege nach der

Treppe. Ich stütze ihm nach. — Mein Herr, einen Augenblick, Sie können nicht so ohne Weiteres hinein — die Herrschaft ist nicht sichtbar. — Wenn ich sie sehe, ist sie sichtbar, antwortet er mir und geht immer weiter. Da faßte ich ihn, meiner Treu, am Arm und rief: Wenn Sie mit Gewalt in's Haus eindringen wollen, so rufe ich die Wache herbei — Sie müssen wissen, mit wem Sie's zu thun haben. Bei dieser Drohung ward der Satan von Kerl blaß, ich merkte es sehr wohl — machte Halt und sagte zu mir: Nun, schreien Sie doch nicht so — wir wollen in Ihr Stübchen gehen, da geben Sie mir Feder und Dinte, ich will ein Wort ausschreiben, das bringen Sie so gleich zu Ihrer Herrschaft, und da sollen Sie schon sehen, wie es Ihnen gehen wird, weil Sie mir den Zutritt zu ihr versperren wollen. — Bei Gott, der Mann sagte das mit solcher Miene, daß mir trotz seines verdächtigen Aussehens angst ward, ob ich auch Unrecht daran gethan, ihn nicht herauf lassen zu wollen. Ich gab ihm also Schreibmaterial, nun wartet er in meinem Stübchen, und hier ist das Briefchen, das er an das Fräulein abgegeben haben will.«

»Das geht nicht an,« sagte das Kammermädchen, ich kann das Fräulein nicht aufwecken, sie ist erst um fünf Uhr morgens zu Bett gegangen und hat mir noch nicht geklingelt.«

»Wetter, lassen Sie ihn laufen, den Mann mit dem Bart,« sagte Leporello, »soll ich mit ihm reden?«

»Nein,« versetzte Astarte, nachdem sie sich ein paar Augenblicke besonnt, »Herr Durand hat vielleicht wohl gethan, und ich will es darauf wagen und das Fräulein aufwecken, um ihr diesen Brief einzuhändigen.«

Zehn Minuten darauf kam Astarte in größter Eile wieder.

»Ach Gott — das war ein glücklicher Gedanke,« sagte sie zu Leporello, »daß ich dem Fräulein den Brief gebracht habe.«

Dann wandte sie sich zum Thürhüter.

»Schnell, schnell, Herr Durand, bitten Sie den Herrn, er möge eintreten, und führen Sie ihn hierher.«

Der Thürhüter beeilte sich, Folge zu leisten, und kam bald daraus mit Bamboche zurück.

Man wird sich erinnern, daß der Straßenräuber, den man zweier Mordthaten beschuldigte, und der nach seinem Entkommen aus

den Gefängnissen von Bourges von Wald zu Wald gehetzt wurde, durch Beaucadet und die ihm untergebenen Gensdarmen in einem Gehölz, das dem Grafen Duriveau gehörte, beinahe festgenommen worden wäre, aber er traf zuerst mit Bête-Puante, der ihm in seinem Schlupfwinkel einen Zufluchtsort zugestand, kam später mit Herr Dumolard zusammen, welchem letzteren er seine Kleider, sein Pferd und die Börse mit fünfundfünfzig Louisd'ors raubte, deren Verlust der dicke Mann so schmerzlich beklagte. Mittels dieser Summe hatte nun Bamboche mit unsäglicher Mühe es dahin gebracht, daß die Polizei seine Spur verlor, und endlich Paris erreicht, wo er nicht ohne Grund besser verborgen bleiben zu können hoffte. Und da ihm endlich Basquine eingefallen war, deren glänzende Stellung er sehr wohl kannte, hatte er die Hoffnung gefaßt, daß seine Jugendfreundin ihm ihren Beistand nicht versagen werde.

Bamboche, dessen dicker, brauner Bart ihm das halbe Gesicht bedeckte, und den ein breites, schwarzes Band, das er über das linke Auge gelegt, noch mehr verstellte, war anständig gekleidet, aber seine harten Züge, seine Blässe, der wilde Ausdruck seines Gesichts rechtfertigten das Bedenken des Thürhüters, einen solchen Menschen ohne Weiteres zu seiner Herrin hineinzuführen, hinlänglich.

»Wollen Sie sich die Mühe nehmen, lieber Herr, und hier durchgehen,« sagte Astarte zu Bamboche, indem sie ihn verstohlen mit einer Mischung von Neugierde, Furcht und Verwunderung ansah und nicht zu begreifen schien, weshalb ihre Herrin so große Eile haben möge, einen solchen Besuch bei sich zu empfangen.

---

Eine Stunde nachdem Bamboche zu Basquine hineingegangen, kam Astarte zu Leporello und sagte ganz verblüfft zu ihm:

»Ach Gott — denke Dir!«

»Was denn, Beste?«

»Der Mann mit dem schwarzen Band soll hier frühstücken.«

»Wie?«

»Soll hier zu Mittag essen.«

»Was?«



»Hier schlafen.«

»Satan!«

»Hier wohnen —«

»Also wenigstens ein Bruder.«

»St! « sagte Astarte leise mit geheimnisvoller Miene.

»Was denn?«

»Es ist ein politischer Verurtheilter, der aus dem Gefängniß entwischt ist, wo er seit den Aufständen gesessen hatte.«

»Ah so — da versteh ich — der arme Kerl — ein politischer Verurtheilter! — das erinnert mich an Herrn Leboussi, den majestätischen Deputierten, über den wir so viel gelacht haben — der sich die Glatze so sorgfältig wusch, wenn er als Redner in der Kammer auftreten wollte, um mit der Glatze zu glänzen, wie mein früherer Herr mit seiner seinen Wäsche glänzte.«

»Dieser unglückliche Mann,« fuhr Astarte fort, »scheint es müde zu sein im Gefängniß zu glänzen, auch hat das Fräulein uns in Bezug auf ihn die strengste Verschwiegenheit anempfohlen. Wir Beiden sollen die Einzigen im Hause sein, die von seiner Anwesenheit unterrichtet sind. Er wird in dem Zimmer schlafen, das auf der andern Seite der Linnenkammer liegt und auf den Garten hinausieht — ich allein habe den Schlüssel dazu. Was seine Speise anbelangt, so mußst Du das Nöthige beim Abtragen von den Schüsseln, ehe sie in's Anrichtezimmer zurückgebracht werden —«

»Sehr wohl — aber der Thürhüter, der den Herrn hat herein kommen sehen — «

»Das Fräulein hat auch daran gedacht — Du sagst dem Thürhüter, er möge diesen Brief sogleich zum Vicomte Scipio bringen. Während der Zeit, daß Durand diesen Auftrag ausrichtet, vertrittst Du seine Stelle in dem Stübchen, und wenn er wieder kommt, wird angenommen werden, Du habest dem Manne mit dem schwarzen Bande die Thür aufgemacht und ihn hinausgehen sehen.«

»Das geht sehr gut. Also der Vicomte Scipio ist jetzt wieder in Paris?«

»Muß wohl sein — ich habe seine Handschrift unter den Briefen bemerkt, die ich so eben zum Fräulein brachte, als sie nach mir

klingle, um mir zu sagen, daß der Mann mit dem schwarzen Bande hier wohnen würde. Ja, der Vicomte ist so gewiß in Paris, als das Fräulein Dir sagen läßt, sie sei durchaus nur für ihn zu Hause, und er werde gegen drei Uhr kommen.«

»Gut, ich werde dem Thürsteher die Weisung geben, wenn er mich in seinem Stübchen wieder ablöst, und hier Niemanden annehmen als den Vicomte Scipio. Aber da fällt mir erst ein, daß ich ihn niemals gesehen habe.«

»Schadet nicht, der Thürhüter kennt ihn. Er wird Niemanden anders herauflassen, Du kannst also dem Vicomte nur ruhig aufmachen.«

»Das ist einerlei — zu mehrer Sicherheit will ich ihn doch, ehe ich ihn anmelde, nach seinem Namen fragen.«

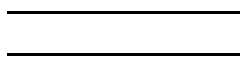
»Ich will ihn Dir übrigens beschreiben,« sagte Astarte, »das hübscheste Gesicht, das man sehen kann, kastanienbraunes Haar, ein kleiner, gekräuselter, blonder Schnurrbart, braune Augen — so groß — und Perlenzähne.«

»Satan, Mademoisellchen — Sie scheinen ihn sich genau angesehen zu haben, den hübschen Vicomte.«

»Und dazu,« sagte Astarte und zuckte bei Leporello's Bemerkung die Achseln, »weder zu groß noch zu klein, ein äußerst zierlicher Wuchs und ein ebenso feines Auftreten, wie Dein früherer Herr Don Juan hatte.«

»Bei so viel Vorzügen begreif ich's wohl, daß das Fräulein ihn warm hält, wie Du Dich aus drückst — auch wäre mir an der Stelle Deiner Gebieterin zum Einschläfern so ein hübscher Junge willkommner, als — ihre kleine Porcellanpfeife.«

»Willst Du schweigen, unsittlicher Mensch — rasch, mach fort zum Thürhüter — ich will das Versteck des Mannes mit der schwarzen Binde in Ordnung bringen.«



Gegen drei Uhr führte Leporello den Vicomte Scipio Duriveau in Basquine's Salon.

»Möchte der Herr Vicomte die Güte haben, einen Augenblick zu warten,« sagte Leporello zu ihm — das Fräulein wird sogleich hier sein.«

Scipio nickte mit dem Kopf — Leporello ging.

Während der Vicomte auf Basquine wartete beendigte diese mit Astarte's Hilfe ihre Toilette. Mehre Gewänder von verschiedenen Farben und verschiedenem Schnitt, die hier und da über den Lehnstuhl gehängt waren, bewiesen, daß Basquine verschiedene Anzüge probirt hatte, ehe sie bei einem stehen geblieben war, den sie ohne Zweifel unwiderstehlich zu machen gedacht — womit es ihr auch voll ständig gelungen war.

Basquine, die zu der Zeit in der höchsten Blüthe ihrer blendenden Schönheit stand, hatte sich à la Savigné frisieren lassen; die tausend Löckchen ihres hell blonden Haares bauten sich seiden, fein und leicht um ihre herrliche Stirn und liebkosten ihre blassen Wangen — aber trotz dieser Blässe war Basquine's Gesichtsfarbe zugleich so sammetartig, so durchscheinend, so rein, daß diese Blässe einen um so eigenthümlicheren Reiz hatte, da sie mit dem Purpur ihrer Lippen und dem Feuer ihrer großen Augen mit kastanienbraunen, fast schwarzen Wimpern einen Gegensatz bildete, wie diese wieder mit den lustigen Löckchen ihres Haarschmuckes, die ganz Hauch und Luft zu sein schienen; zwei breite Bänder von lebhaftem Rosenroth und mit Weiß glaciert schlangen sich durch ihr Haar.

Ueber ihrem rothseidnen Kleide trug Basquine eine Art Tunica von schwarzem Atlas, die sehr weit aus geschnitten, in der Taille stark zusammen gezogen war und kaum bis an's Knie reichte, wo sie von einer breiten, schwarzen Borde eingefast wurde, die in einen großen schwarzen Spitzenbesatz auslief, der bis auf die Füße reichte, und durch deren Netzwerk die funkelnden Widerscheine auf dem rothseidenen Gewandt spielten, nur zwei kleine Puffenärmel unterbrachen den reizenden Umriß, an welchen sich die runden, feinen, fleischigen Arme, die Schultern mit ihren Grübchen und der bezaubernd schöne Hals anschlossen. Der Ausschnitt des schwarzen Corsetts, der in Form eines V gemacht war, hätte fast die Hälfte der bei den elfenbeinartigen Brüste aus der breiten, weißen Wölbung zwischen ihnen frei gelassen, wäre nicht von einer großen Schleife von rothem Band, die an der Spitze des Ausschnittes angebracht war, verschwiegenerweise ein rosiger Schatten auf den Schnee des festen Busens gefallen.

Basquine stand vor ihrem Spiegel und gab den leichten Locken ihrer Frisur die letzte Vollendung — eine gewisse reizende Nachlässigkeit und Natur, die alle Ordnung und Symmetrie übertrifft. Dann schnürte sie mit einer Schnalle aus schwarzem Achat das breite Band, das ihrer so schon unglaublich schlanken Taille als Gürtel diente; war doch diese seit ihrer frühen Kindheit, so zu sagen, gebrochen worden, wovon sie eine Biegsamkeit behalten hatte, von der allein die unglaubliche Beweglichkeit der spanischen Tänzerinnen eine Vorstellung geben kann, Basquine konnte, wie diese, ihren dünnen Natterleib rechts, links, vorwärts, rückwärts unduliren lassen und sich wenden wie eine Schlange, während bei solchem wollüstigen Hin- und Herwiegen ihre schönen Hüften sich kaum bewegten.

Es war unmöglich etwas Verführerischeres zu sehen, als Basquine in diesem Anzuge. Nie hatte Astarte sie eine so ängstliche Sorgfalt auf ihre Toilette wen den sehen, und niemals hatte sie auch ihre Gebieterin so hübsch gefunden.

Das Kammermädchen hörte bescheiden an die Thür des Schlafzimmers klopfen und fragte:

»Wer ist da?«

Leporello's Stimme antwortete von draußen:

»Der Herr Vicomte Duriveau wartet auf das Fräulein im Salon, und hier ist ein Brief für das Fräulein gekommen. Antwort ist nicht nöthig.«

Astarte machte die Thür ein wenig auf, nahm den Brief, den Leporello ihr darreichte und übergab ihn ihrer Herrin.

Kaum hatte diese ihn erbrochen, so konnte sie sich nicht enthalten auszurufen:

»Auch er in Paris?«

Nachdem sie diesen Brief, den Martin geschrieben, aufmerksam gelesen, warf sie ihn in's Feuer und sah ihn nachdenklich mit seltsamem Lächeln verbrennen, dann fuhr sie auf, nachdem sie ein paar Augenblicke wie träumend in sich versunken und sagte zu Astarte:

»Vergessen Sie ja nicht meine Weisungen in Betreff des Mannes, der sich hier ein paar Tage verborgen halten wird — ich werde mich für Ihren Pflichteifer und Ihre Verschwiegenheit

erkenntlich bezeigen.«

»Das Fräulein können versichert sein, daß das Geheimniß bewahrt werden wird.«

»Ich verlasse mich auf Sie, Astarte, bedenken Sie, daß die geringste Unvorsichtigkeit großes Unheil nach sich ziehen könnte.«

»Sein Sie ganz ruhig, Fräulein, ich stehe für Leporello wie für mich selbst ein.«

»Das glaub' ich Ihnen, sagen Sie ihm auch, daß ich absolut für Niemand zu sprechen bin.«

Mit diesen Worten ging Basquine durch ein Zimmer hin, das an ihr Schlafzimmer stieß und stand gleich darauf dem Vicomte gegenüber.

Beim Anblick Scipio's schauderte Basquine unmerklich zusammen. Eine höllische Freude zuckte durch ihren Blick — sie glaubte die Rache, auf die sie so lange gesonnen, die sie seit so langer Zeit abgewartet, in Händen zu haben, sie *hatte* sie in Händen — und diese Rache konnte schrecklich sein.

Der erschreckende Ausdruck von Bosheit in Basquine's Gesicht ging so schnell wieder vorüber, daß Scipio ihn nicht bemerkte. Er war so weit davon entfernt, daß ihm, obgleich er an den blendenden Glanz von Basquine's Schönheit gewöhnt war, diese Schönheit ihm niemals wunderbarer und besonders niemals wollüstiger vorgekommen war, auch erzitterte er, als er sie erblickte, vor Liebe und Begierde und rief frohlockend:

»Ich hab's durchgesetzt! — Mein Vater kommt morgen — Sie werden die Bedingungen meiner Heirath mit Raphaële vorzuschreiben haben.«

»Ach, eingefleischter Teufel,« sagte Basquine und fiel Scipio um den Hals, indem sie ihn mit ihren lieblichen Armen umschlang.



»Sind Sie jetzt zufrieden, rosenfarbener Satan?« antwortete der Vicomte und umschlang die zierliche Taille, so zu sagen, mit seinen zehn Fingern, während er in ungeduldiger Gluth mit seinen Lippen Basquine's Mund suchte, aber diese wußte diesem Kuß auszuweichen, und obgleich Scipio sie noch immer umschlungen hielt, beugte sie sich so stark hinten über und etwas nach der einen Seite, daß sie mit schlanker Wendung gleichsam dem jungen Manne über dem Arm hing; dann blieb sie in dieser Stellung, welche der reizenden Hingebung der antiken Erigone an die Seite zu stellen gewesen wäre, halb zurückgebeugt liegen und heftete ihre großen, feuchten, umschleierten, schmachtenden Blicke auf Scipio, während ihre Rosenlippen einen glühenden Seufzer aushauchten und dabei den weißen Schmelz ihrer Zähne blicken ließen.

Dem Scipio ward schwarz vor den Augen, seine Wangen rötheten sich — berauscht und liebetrunken neigte er sich über Basquine und sagte mit bebender, stehender Stimme zu ihr:

»O Du bist schön! Ich liebe Dich! — Ja, Du bist nun mein.«

Kaum hatte er diese Worte zu sprechen, als Basquine sich behend und rasch wie eine Natter der leidenschaftlichen Umschlingung des jungen Mannes entwand und, als machte sie sich einen Vorwurf daraus, daß sie sich beinahe von einer unwillkürlichen Neigung hätte hinreißen lassen, sagte:

»Nein — nein bin ich denn närrisch?«

Dann saß sie in einem Lehnstuhl am Kamin und verbarg ihr Gesicht in ihren beiden Händen.

Scipio lief zu ihr und rief:

»O, es hilft Dir nichts, daß Du es nicht gelten lassen willst, Du liebst mich, Du bist mein und —«

Scipio konnte nicht zu Ende reden. Basquine hob den Kopf in die Höhe und brach in höhnisches Lachen aus; ihre Züge hatten auf einmal ihren ironischen, verächtlichen Ausdruck wieder angenommen.

»Ach es ist schrecklich — immer noch dieselbe,« rief der Vicomte verdrießlich und betrübt, obgleich er an die Wahrheit der Liebesneigung glaubte, die Basquine zu fühlen geschienen hatte — eben erst hörte sie auf die Stimme ihres Herzens, und nun nimmt sie, um sich über mich lustig zu machen, ihre stolze, spöttische Larve wieder vor — muß sie denn auch in der Liebe Schauspielerin sein?«

»Und Sie, sind Sie nicht der durchtriebenste Spitzbube, das heißt der bewundernswürdigste Schauspieler von der Welt? Da sagt er mir, der Vater werde kommen, und er wolle nicht, wie er so oft gethan, mit einer Lüge das Vertrauen eines armen Mädchens täuschen,« und Basquine schlug die Augen heuchlerisch nieder.

»Mein Vater kommt morgen, ich schwör' es Ihnen,« rief Scipio.

»Nun gar ein Eid?« sagte Basquine lachend, »da müssen Sie eine ganz besondere Lüge in Bereitschaft haben.«

»Aber,« versetzte Scipio mit fieberhafter Ungeduld, »hab' ich Ihnen nicht geschrieben, daß an dem Tage nach dem Auftritt mit meinem Vater, bei dem ich, wie ich wenigstens glaube, einige Energie an den Tag gelegt —«

»Wenn Ihre Erzählung wahrheitsgetreu ist, und das will ich glaubest, so sind Sie zum Entzücken gewesen, voll Kühnheit und Frechheit — den Grafen immer mit seinen eigenen Waffen zu

schlagen — ihm auf jeden einzelnen Vorwurf zu antworten: *was ich gethan habe, hast Du auch gethan* — das war äußerst piquant!«

»Nun gut, hab' ich Ihnen nicht geschrieben, daß er den Tag darauf zu mir gesagt hat: Pah, es war recht albern von mir, daß ich mich gestern gegen die Bedingungen auflehnte, die Du für Deine und also auch für meine Heirath stelltest, Du Schlingel — ich werde Basquinen einen Besuch machen, sie ist die gesuchteste Dame in Paris und geistreich wie ein Satan — sehen Sie, wir wollen schon mit einander fertig werden.«

»Nun wollen Sie gewiß, daß ich Ihrem Vater den Kopf verrücken soll.«

»Um Gotteswillen hören Sie mich zu Ende — ich spreche ernsthaft — dann setzte mein Vater hinzu: Nur kein Wort von diesem etwas freisinnigen Schritte zu Deiner armen Raphaële — Alles, was ich von Dir verlange, ist, daß Du wenigstens, bis wir Beide, Du und ich, verheirathet sind, Rücksichten gegen sie beobachtest — hinterher kannst Du thun, was Du willst. — Das sind die Worte meines Vaters, die er vor acht bis zehn Tagen zu Tremblay zu mir gesprochen.«

»Vor acht bis zehn Tagen, gut — aber seitdem?«

»Er hat zwei oder drei Mal auf dieses Versprechen zurückkommen wollen.«

»Ah, es ist klar, Sie haben mich angeführt.«

»Aber hören Sie mich doch an, und statt mich aufzuziehen, werden Sie mich vielleicht bewundern müssen.«

»Ich bewundert Sie so gerne, theurer Scipio!«

»Sie wissen, mein theurer Herr Vater ist in gewissen Punkten der abgefeimteste Kerl von der Welt. Er rühmt sich dessen und hat ein Recht dazu, und so hatte er denn auch, da er sah, daß er mit Drohungen gegen mich in Betreff der Bedingungen, an die ich seine Heirath knüpfte, nichts ausrichten könne, sich dieselben zuletzt gefallen lassen. Gleichwohl hat er, wie er denn sehr fein ist, trotz dieses Versprechens seit acht Tagen zwei oder drei Mal versucht, mich in eine Falle zu locken, und zwar dadurch, daß er, zu meinem großen Erstaunen, eine für ihn ganz neue Rolle spielte, in der ich ihn übrigens mittelmäßig gefunden habe — wie



ich ihm auch im Vertrauen er öffnet habe.«

»Und was für eine Rolle war das?«

»Er hatte sich schon das unschuldige Vergnügen gemacht, den *strengen Vater* zu spielen — jetzt wollt' er es auf einmal mit dem *empfindsamen Vater* versuchen. Und in einer großen Effectscene fing er an zu weinen — wahrhaftig ganz gut — recht sehr gut.«

»Der Abgefemte,« sagte Basquine mit spöttischem Lächeln, »das war wirklich stark!«

»Ei, Sie können sich wohl denken, daß ich mich nicht werde habe bethören lassen, — auch nicht für eine Secunde. Es war für ihn ein schöner Augenblick — und für mich auch — «

»Nun weiter, Sie allerliebster Satan? «

»Er nahm eine erbärmliche Stimme an und sagte: Du siehst mich weinen — und das macht gar keinen Eindruck auf Dich. — Geh' doch, sagte ich zu ihm — meinst Du — wenn ich an Deine Thränen glaubte, würd's Dir ja gar zu lächerlich vorkommen.«

»Scipio, dafür muß ich Deine schönen, großen Augen küssen — fahr fort und verdiene Dir noch einen andern Kuß von mir — ich vergehe vor Begierde zu erfahren, wie bei dem Allen Dein Vater sich darauf einlassen kann, hierher zu kommen und sich meine Bedingungen gefallen zu lassen.«

»Erst den Kuß — o — den Kuß!«

»Nein — nein — nur zu — reden Sie — schnell.«

»Nun wohl — da der Urheber meiner Tage sah, daß ich ihn als empfindsamen Vater mittelmäßig fand, wollte er wieder den strengen Vater annehmen. Und wie er da polterte und fluchte, antwortete ich mit der Kaltblütigkeit, die Sie an mir kennen: Erinnerst Dich doch der prächtigen Geschichte von dem Narren von Ehemann, den Du unter Thränen verstehen liesest, Deine Liebe zu seiner Frau sei gänzlich platonisch, und ihn damit dermaßen rührtest, daß er selbst helle Thränen weinte — während Du doch gerade denselben Abend zu ihr bestellt warst. Erwinnere Dich doch daran, daß Du mir bei der Gelegenheit die Lehre gegeben hast: Du mußt Dich darauf einüben, o mein Sohn, daß Dir die Thränen lose sitzen, das kann Dir bei den Weibern sehr nützlich werden, dann und wann, wie Du aus dem angeführten Beispiel siehst, auch bei den Männern.«

»Scipio, ich bete Dich ans« rief Basquine, dann versetzte sie mit angenommenem Ernste, »fahren Sie fort, mein Herr.«

»Du hättest damals hinzusehen sollen — sagte ich weiter zu meinem Vater — wenn die Thränen lose sitzen, das kann auch dazu dienen, den Sohn zu rühren, den man etwa bekommen könnte — aber bei mir faßt Deine thränenselige Verschmitztheit nicht — ich bin ein unerweichlicher Sohn. — Als er nun sah, daß sein Spiel verrathen war, wurde er wieder er selbst, das heißt, *der Vater, der über Alles hin weg ist* — und sagte lachend zu mir: Nun, ich sehe wohl, Schlingel, ich muß Dir in Allem den Willen thun — so will ich denn übermorgen Deinen Satan von Basquine besuchen. — So sprach er vorgestern, und —«

Scipio konnte nicht ausreden.

In diesem Augenblicke klopfte Leporello und trat trotz des ausdrücklichen Verbotes seiner Herrin, Niemanden vorzulassen, herein — er hielt in der Hand einen Teller, auf dem ein Brief lag.

Dieser Brief war vom Grafen Duriveau, der im anstoßenden Zimmer wartete.

---



## Fünftes Kapitel.

### *Basquine.*

Basquine war bei Leporello's Anblick sehr verwundert und sagte zu ihm:

»Ich hatte Ihnen durchaus verboten, hereinzukommen — was wollen Sie?«

»Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, Fräulein,« antwortete Leporello, »aber es ist ein äußerst dringender Brief und sehr wichtig, wie man sagte, und ich glaubte, ich dürfte wohl — trotz Ihres Befehls —«

»Geben Sie den Brief her,« sagte Basquine und nahm ihn zu sich.

Eine leichte Rathe überzog auf einen Augenblick das bleiche Antlitz des jungen Mädchens, und sie schien einen Augenblick in heftiger Unruhe zu schweben, aber nach kurzem Besinnen war sie offenbar nicht nur beruhigt, sondern voll Freude, und wandte sich zu Leporello mit den Worten:

»Sie können den Herrn, der Ihnen den Brief übergeben hat, hereinkommen lassen.«

Leporello ging hinaus.

»Das ist unleidlich,« sagte Scipio und stampfte mit dem Fuße, »kann man denn keinen Augenblick mit Ihnen allein sein?«

»Schnell, schnell,« sagte Basquine, stand auf und öffnete die Thür eines kleinen Cabinets, das an den Saal stieß.

»Treten Sie da hinein.«

»Ich?« sagte Scipio verduzt, »und weshalb?«

»Wollen Sie einer Unterredung mit Ihrem Vater beiwohnen?«

»Meinem Vater?«

»Dieser Brief kommt von ihm — er ist so dringend, wie etwas sein kann, er verlangt mich augenblicklich zu sprechen.«

»O, jetzt wirst Du mir Glauben schenken,« rief Scipio voll Freude und Stolz und wollte Basquinen in seine Arme schließen.

»Sie sind der Teufel in eigener Person,« sagte Basquine und schob Scipio sanft in das Cabinet — »wirklich und wahrhaftig Ihren Vater zu diesem Schritt bewegt zu haben — das ist unerhört, sinnbestrickend!«

»Ich habe mein Wort gehalten,« rief Scipio mit glühender Wange und feurigem Auge, und er faßte Basquine bei beiden Händen, »jetzt ist die Reihe an Dir.«

»Hab' ich nicht noch mehr Lust als Du — mein Wort zu halten, Böser?« lispelte Basquine dem Scipio in's Ohr, und zwar aus solcher Nähe, daß ihre Lippen des jungen Mannes Wange und Haar streiften — dann setzte sie hinzu:

»Schnell — verbirg Dich, Dein Vater kommt.«

Und damit schloß sie die Thür des Cabinets hinter dem Vicomte zu.

Das plötzliche Eintreffen des Grafen Duriveau hatte Basquinen, obgleich sie auf Scipio's Versprechen hin seinem Besuch in Bälde entgegensah, zuerst ein wenig aufgeregt — denn das Zusammentreffen des Vicomte mit seinem Vater konnte Ergebnisse herbeiführen, die ihren Plänen verderblich zu werden geeignet waren, auch war sie einen Augenblick auf dem Punkte, den Herrn Duriveau abweisen zu lassen, doch sogleich stellte sie die Betrachtung an, daß diese Unterredung, deren unsichtbarer Zeuge Scipio wäre, welches auch ihr Ausgang oder ihr Charakter sein mochte, ihren Haß- und Rachedgedanken vielleicht herrlich zu Statten kommen würde, und so beeilte sie sich, den Grafen hereinführen zu lassen.

In dem Augenblick, wo sie Scipio in dem Cabinet eingeschlossen hatte, ward Herr Duriveau von Leporello gemeldet.

Bei den verstohlenen, forschenden Blicken, die der Graf beim

Eintritt in das Zimmer umher warf, sagte Basquine zu sich selbst:

»Er glaubt seinen Sohn hier.«

Und als sie darauf sah, wie der Blick des Herrn Duriveau eine Secunde auf die Thüre des Cabinets geheftet blieb, sagte sie ferner zu sich selbst:

»Er vermuthet, Scipio sei drinnen — desto besser.«

Sie irrte sich nicht. Scipio's Vater war gerade an diesem Tage und gerade zu dieser Stunde gekommen, weil er seinen Sohn bei Basquinen wußte; denn er war ihm von Weitem nachgegangen und hatte ihn zu ihr eintreten sehen.

Das Gesicht des Grafen hatte einen so strengen, so hochfahrenden, so herben Ausdruck, daß Basquine auf der Stelle inne ward, daß er hinter der Maske der Gefälligkeit, die er damit an den Tag legte, daß er dem frechen Anbringen seines Sohnes Folge leistete, irgend einen geheimen Plan verbarg.

Der Graf blieb nicht nur für die blendende Schönheit Basquine's unempfänglich, sondern konnte sogar, da er sie erblickte, sich nicht enthalten, voll Widerwillen, ja fast mit Entsetzen, zurückzutreten — denn unwillkürlich gedachte er an die drohende Prophezeihung des Claudius Gérard und an den teuflischen Haß gegen Scipio und seine ganze Sippschaft der, wie Martin's Memoiren ihn belehrt hatten, Basquine beseelte, doch bald faßte er sich; denn er gedachte daran, daß er mit dem festen Entschluß, seinen Sohn dem Einfluß dieses gefährlichen Weibes zu entziehen, dieses Haus betrete.

Basquine warf einen fast unmerklichen Blick aus die Thür des Cabinets, in welchem sie Scipio eingeschlossen hatte, wies auf einen Lehnsessel und sagte zu dem Grafen mit vollkommener Ruhe:

»Haben Sie die Güte, sich zu sehen, mein Herr.«

Der Graf machte von dem Sessel keinen Gebrauch, sondern trat an den Kamin, blieb dort stehen und sagte von oben herab, indem er in seines Stimme eine gleichmäßige und ruhige Betonung zu legen suchte:

»Mein Besuch kam Ihnen wohl nicht unerwartet, Fräuleins denn wie hätte ich sonst Zulaß zu Ihnen gefunden?«

»Allerdings — ich hoffte schon darauf, daß ich das Vergnügen

haben würde, Sie zu sehen, mein Herr.«

»Lassen Sie uns ohne Umschweife reden, Fräulein,« sagte der Graf barsch — »ich habe verlangt, mein Sohn sollte Fräulein Wilson heirathen, und mein Sohn hat mir noch gestern erklärt, er werde sich auf diese Heirath durchaus nicht einlassen, wenn nicht ich, sein *Vater* — und der Graf betonte dieses Wort mit verhaltenem Zorn — mich herbeiließe, mich über die Sache mit *Ihnen* zu verständigen.«

»Nun ja, mein Herr,« sagte Basquine höhnisch, — darauf mach' ich in der That Anspruch.«

»Sie machen darauf Anspruch!« versetzte Herr Duriveau und konnte kaum an sich halten, »und so gedenken Sie also mir Bedingungen vorzuschreiben?«

»Ganz unausbleiblich, mein Herr, und Sie zeigen sich so bereitwillig, sie zu vernehmen, daß es mir ein rechtes Vergnügen macht, Sie mit ihnen bekannt zu machen. Zuvorderst — «

»Genug, Fräulein,« rief der Graf ungestüm, »genug! — Wenn Sie mich für so feige, so niedrig denkend halten, daß ich mir eine so schimpfliche Behandlung gefallen lassen sollte, so muß ich Sie je eher je lieber aus Ihrem Irrsinn reißen.«

»In diesem Falle, mein Herr,« versetzte Basquine mit vollkommen kaltem Blute, »möchte ich mir, so sehr ich die Ehre Ihres Besuches zu schätzen weiß, doch die Frage erlauben, womit ich diese Gunst verdient habe; denn ich weiß mir dann Ihre Anwesenheit nicht zu erklären.«

Der Graf, den Basquine's ironische Kälte empörte, suchte ruhig zu bleiben und versetzte:

»Um Ihnen den wahren Zweck meines Besuches zu erklären, Fräulein, muß ich etwas weiter zurückgehen.«

»Ich bin ganz Ohr, mein Herr.«

»Fräulein, ich war der vertraute Freund eines Mannes, den Sie zur Verzweiflung, zum Selbstmorde gebracht — und es scheint, daß Sie die Absicht haben, auch meinen Sohn zu diesem traurigen Aeüßersten zu treiben.«

»Ich bin nicht so arm an Erfindung, um dasselbe zwei Mal zu thun,« antwortete Basquine mit schrecklichem Hohne.

»Ich zweifle allerdings ganz und gar nicht an dem Reichthum

Ihrer Einbildungskraft, Fräulein. — Also ich war der vertraute Freund von einem Derer, die Ihr Opfer geworden sind — ich ziele damit auf den unglücklichen Marquis d’Henneville.«

»Und das heißt,« unterbrach Basquine den Grafen, »daß Sie mein Feind sind.«

»Ihr unversöhnlicher Feind, Fräulein.«

»Solche Aufrichtigkeit macht einen angenehmen Eindruck.«

»Was aber vielleicht einen weniger angenehmen Eindruck auf Sie machen wird, Fräulein, ist, daß mir der erbitterte Haß, mit welchem Sie meinen Sohn verfolgen, nicht unbekannt ist. Dieser Haß,« setzte der Graf hinzu und erhob die Stimme, damit Scipio ihn hören könnte, »dieser Haß schreibt sich schon aus alter Zeit her.«

»Aus der Kindheit, wollen Sie sagen, nicht wahr?« sagte Basquine so gleichgültig wie möglich, »das Bettlermädchen im Walde von Chantilly, die kleine Sängerin in Sceaux, die arme Statistin im Theater des Funambules — das bin ich Alles gewesen. Ist dies das schreckliche Geheimniß?«

Der Graf verlor die Fassung. Er hatte erwartet, Basquine mit dieser Entdeckung zu vernichten — sie kam derselben zuvor; denn sie merkte, was auf diese Worte des Herrn Duriveau folgen sollte, und hielt es für angemessener, diesem Vorwurf zuvor zu kommen, obgleich sie freilich sich nicht zu erklären wußte, wie der Graf hinter diese Einzelheiten gekommen sein möge.

Basquine fuhr also fort, indem sie die Verwirrung des Herrn Duriveau benutzte:

»Ihr Sohn hat mich bei unserem wiederholten Zusammentreffen immer nicht wieder erkannt, nicht wahr? Aber ich, der freilich das Gedächtnis, das dem Haß eigen ist, zu statten kommt, ich habe den boshafte, kleinen Vicomte nicht vergessen, und sobald die Gelegenheit sich darbot, das arme, gute Kind, das, wie Jedermann weiß, die Unschuld und Offenheit selbst ist, heimtückisch in meine Netze verstrickt, um mich auf irgend eine schreckliche, unerhörte Weise an ihm zu rächen. Ist’s nicht so, mein Herr? Sind nicht das meine greuligen Anschläge?«

»Das ist freilich die Sache,« sagte Herr Duriveau, der jetzt seine Ruhe wieder gewonnen.

»Nun, und weiter, mein Herr?«

»Nun, und weiter leid' ich's nicht, Fräulein, daß Sie die Raserei der Verderbtheit, von der mein Sohn besessen ist, noch höher steigern — ich werde ihn da von heilen — gründlich heilen, wenn auch mit harter Hand.«

Bei diesen Worten erhob der Graf die Stimme, damit Scipio ihn ja hören könnte, und fuhr so fort:

»Mit Einem Wort, Fräulein, ich leid es nicht, daß mein Sohn Ihr Opfer wird, auch nicht, daß er Ihr Narr ist — obgleich er zu dieser lächerlichen Rolle unvergleichliche Anlagen besitzt.«

Bei diesen Worten des Herrn Duriveau blinkte ein höllischer Freudenstrahl in Basquine's Augen« und sie blickte unwillkürlich nach dem Cabinet, in welchem Scipio eingeschlossen war.

Dann versetzte sie:

»Ich fürchte, mein Herr, Ihr Sohn wird Ihnen in Bezug auf die nicht sehr schmeichelhafte Rolle, die er nach Ihrer Ansicht bei mir spielt, nicht durchaus Recht geben.«

»Das kann wohl sein, Fräulein, mein Sohn ist sehr verderbt, das ist gewiß, aber er ist unglücklicherweise in Betreff Ihrer auch sehr leichtgläubig, ganz blind und ganz geckenhaft. Aber ich nehm' es über mich, ihm die Augen zu öffnen und ihn ganz wieder zu sich selbst zu bringen — versteht sich, immer in Betreff Ihrer.«

»Scipio leichtgläubig, blind, geckenhaft?« versetzte Basquine lächelnd — aber wissen Sie auch wohl, mein Herr, daß Sie mich eitel machen konnten? Die Zauberin Circe hatte ihre Liebhaber nicht vollständiger umgewandelt. Indessen, so sehr meine Eigenliebe dabei in's Spiel kommt, kann ich doch Ihre gütige Beschuldigung und die Allmacht, die Sie mir zuschreiben, nicht auf mich beziehen: ich muß, wenn Sie erlauben, dabei bleiben, daß Scipio, trotz meines Einflusses, geblieben ist, wie ich ihn immer gekannt habe, nämlich der liebenswürdigste, keckste, geistreichste junge Mann, der mir bekannt ist. Vielleicht werden Sie nun Ihrerseits behaupten, ich sei über ihn verblendet — meinerwegen — ist er's doch nach Ihrer Ansicht auch über mich.«

»Sie verblendet? nein, nein, Fräulein,« versetzte der Graf mit bitterer Ironie, »Ihre Augen sehen eben so scharf, wie sie schön sind. Sie wußten sehr gut, wozu Sie meinen Sohn verleiteten, als



Sie von dem armen Narren forderten, er sollte die Frechheit haben, mir zu erklären, ich müsse Sie als die einzige Richterin über seine und meine Heirath gelten lassen. Nun wohl, Fräulein, meine Heirath und die meines Sohnes sollen statthaben — sollen statthaben Ihnen zum Trotz — ihm zum Trotz, wenn es sein muß. Mit Einem Wort, Scipio wird Ihnen entgehen, Ihnen zum Trotz und, wenn er sich untersteht, mir den Gehorsam zu verweigern, ihm selbst zum Trotz.«

»Lieber Herr Graf,« sagte Basquine im Tone feinen Spottes, der unserer unsterblichen Celimène würdig gewesen wäre, »Sie, der Sie ein Mann aus der guten Gesellschaft sind, ein Mann von unendlich viel Tact und Geist — — «

»Fräulein — «

»Ich bitte Sie, beschwichtigen Sie Ihre aufgebrachte Bescheidenheit, es könnte kommen, daß ich mit etwas viel weniger Schmeichelhaftem schlösse. — Wie — muß ich Ihnen das sagen — kann ein Mann von Erziehung, ein Weltmann, wie Sie es sind, da von reden, Jemand zu einer Heirath zu zwingen? Ich bitte Sie, wozu dieses Auftreten, das dem eines Alten in der Comodie gleicht, der ganz außer sich herbeigerannt kommt, um seinen Sohn von irgend einer Cidalyse zurückzuholen. Oder, um aus Ihre Weise den Ton nur gleich eine Octave höher zu spannen, sollte man nicht meinen, ich gedächte diesen seelenguten Scipio auf dem Altar irgend eines höllischen Dämons hinzuopfern? Sehen Sie, wie eitel ich bin,« setzte Basquine halb lachend hinzu, »mir kommt es vor, als wenn ich damit, daß ich den Scipio mir hinopferte, viel Eifersucht rege machen würde. Glauben Sie es mir, es gelingt Ihnen doch nicht, die Leute glauben zu machen, ich sei ein schrecklicher Blaubart. Wahrhaftig, die Leute fürchten sich gar nicht vor mir! Also, Herr Graf, vergeben Sie sich nicht so viel, den Philister zu spielen — werden Sie wieder so ein skeptischer und geistreicher junger Vater, der, als wahrer *großer Herr* seinen Sohn wacker auferzogen hat, wie der Herzog von Richelieu Herrn von Fronsac erzogen hatte.«

»Hier ist gar nicht die Rede von dem Herzog von Richelieu und dem Herrn von Fronsac, Fräulein, und ich bin kein großer Herr — mein Vater war ein reich gewordener Gastwirth, und mein Sohn ist der Enkel eines reich gewordenen Gastwirthes.«

»O, lieber Herr, darauf kommt es ja nicht an. Sie machen vielmehr durch Ihr vornehmes Auftreten Ihren Herrn Vater zum großen Herrn. In Ihrer Familie schreibt sich der Adel statt von den Vätern vielmehr von den Enkeln her — wo ist das doch auch sonst der Fall? — Das ist die ganze Sache. Aber eben darum sollten Sie doch die spöttische, skeptische, glänzend geistreiche Mannesart, in der Sie Ihrem Sohne mit so gutem Beispiele vorangegangen, nicht ferner Lügen strafen — und besonders nicht mehr solche philisterhafte Phantasiespiele, nicht wahr?«

»Es wird mir schwer fallen, Fräulein, Ihrem Wunsche nachzukommen,« versetzte der Graf, den die höfliche Unverschämtheit Basquine's fast außer sich brachte. »Mein Sohn mag geträumt haben, er sei der Sohn eines großen Herrn — es ist auch möglich, daß ich mir selbst Dergleichen habe träumen lassen, aber seit einigen Tagen,« setzte der Graf ernst hinzu, »bin ich erwacht, und ich nehme es über mich, auch meinen Sohn aufzuwecken — wenn auch vielleicht ein wenig jäh — indessen soll er bei seinem Erwachen wenigstens eine gute, ehrliche Heirath in Aussicht haben.«

»Und Scipio sollte sich dazu verstehen?«

»Ja, Fräulein.«

»Daran muß ich zweifeln.«

»Ich weiß, daß daran gar nicht zu zweifeln ist.«

»Sie sind ohne Zweifel im Besitze irgend eines wunderbaren Zaubermittels, eines seltenen Liebestrankes.«

»Allerdings — und da sind Zaubermittel und Liebestrank,« sagte der Graf, zog ein Papier aus der Tasche und zeigte es Basquinen mit höhnischem, triumphierendem Lächeln.

»Und da sind ein guter Genius, eine schützende Fee aus ihrem Himmel herabgestiegen, um Sie da mit zu begaben, Herr Graf?«

»Die schützende Fee ist ganz einfach die Obrigkeit.«

»Die Obrigkeit?«

»Lieber Gott! — Ja! — Sie sehen, ich werde ein Erzphilister. Ich habe also der Obrigkeit ganz philisterhaft die ernstlichen Besorgnisse, die mir die Zukunft meines Sohnes einflößt, und die unwürdigen Handlungen, die er sich auf Antrieb eines schändlichen Weibes bereits habe zu Schulden kommen lassen,

eröffnet; und indem ich dann ferner von meinem Vaterrechte Gebrauch machte, hab' ich vom königlichen Fiskal die nöthige Vollmacht erhalten, meinen Sohn festnehmen zu lassen. Diese Vollmacht ist das Zaubermittel, das ich Ihnen so eben gezeigt habe. Lehnt mein Sohn es ab, Allem, was ich von ihm, sei es heute, jetzt sogleich oder morgen, oder wenn ich will, verlange, blindlings zu gehorchen, so wird er in eine Besserungsanstalt abgeführt.«

Bei dem unvorhergesehenen Streich, den der Graf mit dieser Eröffnung führte, fuhr Basquine zusammen, doch bald gewann sie ihre spöttische Kälte wieder und sagte:

»Das nenne ich geschickt operieren — ich muß es zugeben, mein Herr, Scipio kann freilich dagegen nichts machen — der Wurf ist glänzend.«

»Sehen Sie wohl, Fräulein!« versetzte der Graf triumphierend. »Ich hatte also doch Recht, wenn ich Ihnen sagte, ich würde Ihnen meinen Sohn, Ihnen zum Trotz und allenfalls ihm selbst zum Trotz, entführen.«

»Sie hatten mir auch gesagt, seine Heirath und die Ihrige —«

»Würden zu einer und derselben Zeit in Ordnung gebracht werden — freilich — und zwar Alles durch die Kraft meines Zaubermittels — denn ich werde zu meinem Sohne sagen: Entweder heirathest Du ohne alle Bedingung Fräulein Wilson, oder Du wanderst morgen in's Gefängniß, und da begreifen Sie denn wohl, Fräulein, daß seinerseits ein Zaudern kaum möglich ist. Uebrigens sind auf alle Fälle meine Maßregeln getroffen — vollkommen in Ordnung — mag er heirathen oder nicht. Ich, Fräulein, ich heirathe, und da Sie mich doch auf den Herzog von Richelieu hingewiesen haben, werd' ich damit zum letzten Male den großen Herrn spielen, daß ich zu meinem Sohne sage, was der Vater des Herrn von Fronsac zu seinem Taugenichts sagte.«

»Und was sagte der Herzog von Richelieu zu seinem Sohne, mein Herr?«

»Herr von Fronsac — sagte er zu ihm — ich heirathe mit der Hoffnung, einen Sohn zu bekommen, der Ihnen ganz und gar ungleich sei.«

»Immer besser — noch einmal, mein Herr,« der arme Scipio

findet an Ihnen einen tapfern Widersacher — sie schlagen ihn zu Boden. Darf ich aber jetzt auch wissen, welches der Zweck Ihres Besuches bei mir ist? Sie sind zu edel gesinnt, Sie denken zu ritterlich, als daß Sie bloß herkommen sollten, um vor meinen Augen den Triumphator zu spielen und sich einem armen Mädchen, wie ich es bin, indem ganzen olympischen Glanz Ihrer väterlichen Allmacht zu zeigen, zu deren schönsten Vorrechten es gehört, daß man die Leute einstecken lassen oder mit Gewalt verheirathen kann. Sollte man doch dabei fast mehr an einen Kadi denken. Indessen ist allerdings der Streich geschickt geführt. Aber so gut er geführt sein mag, mein Herr, so müßte ich doch sehr irren, wenn Sie hierher gekommen sein sollten, um meinen Beifall darüber einzuärnten.«

»Es bedurfte allerdings eines sehr gewichtigen Beweggrundes, Fräulein, um mich zu Ihnen zu führen, um mich so weit herabzulassen, daß ich Sie auch nur einen Augenblick glauben lassen konnte, ich sei verächtlich genug, Ihren unverschämten Forderungen Gehör zu geben.«

»Und dieser Beweggrund, mein Herr?«

»Fräulein — « fuhr der Graf fort, ohne auf diese Frage zu antworten, »mein Sohn ist hier.«

»Mein Herr —« sagte Basquine und suchte Schrecken und Verlegenheit an den Tag zu legen.

»Ich sage Ihnen, mein Sohn ist hier.«

»Aber, mein Herr.«

»Da ist er,« sagte Herr Duriveau und trat einen Schritt auf das Cabinet zu — »da muß er sein, deß bin ich gewiß.«

»Ja, er ist da,« sagte Basquine leise und that, als wäre sie in großer Angst — »aber nur still, ich bitte Sie um Gotteswillen — ich habe Furcht, daß er Sie gehört haben könnte.«

»Ich habe laut gesprochen, damit er mich hörte,« setzte der Graf hinzu und trat noch näher an die Thür, — ich habe von Anfang an gewußt, daß er dort sei.«

»Mein Herr,« rief Basquine, die immer mehr in Angst zu gerathen schien, und trat dem Grafen in den Weg — »Scipio muß jetzt — außerordentlich aufgereggt sein — «

»So?«

»O, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr.«

»Ich soll mich in Acht nehmen, weil Herr Scipio auf geregt ist,« sagte Herr Duriveau mit höhnischem Lächeln »Ich sage Ihnen, mein Herr, wenn er Sie erblickt, kommt er außer sich.«

»Lassen Sie mich diese Thür aufmachen, Fräulein.«

»O, nein Herr, halten Sie ein — « sagte Basquine und rang zitternd die Hände, als wäre sie ganz vernichtet. »Scipio würde schon da sein, wenn er sich nicht selbst vor dem Uebermaß des ersten Eindrucks fürchtete.«

»Ich werde mit Ihrer Erlaubniß den Muth haben, es auf dieses schreckliche Uebermaß ankommen zu lassen.«



»Um Gotteswillen, Herr Graf!«

»Lassen Sie es jetzt gut sein, Fräulein.«

In diesem Augenblick that die Thür des Cabinets sich rasch auf. Scipio trat heraus.

Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, als wollte er

die schrecklichen Empfindungen, die der Anblick seines Vaters — in ihm rege machten, zuerst besiegen oder doch zurückdrängen.

»Nun« dastehen sie einander gegenüber,« sagte Basquine zu sich selbst und schoß einen Blick voll wilder Freude auf den Grafen und seinen Sohn — »Scipio mit Haß und Auflehnung im Herzen, sein Vater mit Drohungen auf der Zunge — sie sind mein!«

---



## Sechstes Kapitel.

### *Das Versprechen.*

Scipio blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich an der Thür des Cabinets stehen, dann trat er langsam in den Salon, bleich und mit einem schrecklichen Ausdruck von Zorn, Haß und Auflehnung gegen seinen Vater, auf den er einen Blick finsterner Herausforderung schoß.

»Du wußtest also, daß ich da sei?« sagte er zum Grafen, »und darum hast Du so laut gesprochen?«

»So ist's,« sagte der Graf mit fester Stimme, dann wandte er sich zu Basquine:

»Das ist der Grund, Fräulein, weshalb ich den greuligen Widerwillen überwunden habe, den mir eine Zusammenkunft mit Ihnen einflößte. Ich wußte, daß mein Sohn bei Ihnen sei — da in dem Cabinet sei — und in Ihrer Gegenwart, verstehen Sie mich wohl, in Ihrer Gegenwart, wollte ich ihm die herbe Lehre ertheilen, die, mit Hilfe meiner Festigkeit, ihm so doppelt nützlich werden wird.«

»Keins Ihrer Worte ist mir entgangen, *mein Herr*,« antwortete Scipio mit dumpfer Stimme, ich werde ihrer schon gedenken.«

»Ich nehm' es über mich, die Erinnerung an sie wieder aufzufrischen, wenn es nöthig sein sollte,« sagte Herr Duriveau, »und das in's Gedächtniß zurückzuführen, daß ich gerade in Gegenwart dieses Weibes, dessen schändlicher Einfluß Dich zur Auflehnung gegen mich verleitet hat, Dich wieder unter das

väterliche Joch gebeugt habe; daß ich gerade in Gegenwart dieses Weibe, das Dich vielleicht noch mehr verachtet und verhöhnt, als sie Dich haßt, Dir diese heilsame Demüthigung habe angedeihen lassen.«

»Und was ist der Zweck dieser Strafvollstreckung, mein Herr,« sagte Scipio, »bei der Sie so väterlich den Büttel spielen?«

»Da die herzlichsten Worte, die zärtlichsten Bitten Deine unbeugsame Frechheit nicht haben besiegen können —«

»Ah, der Austritt mit dem empfindsamen Vater,« sagte Scipio höhrend, »ich habe Ihnen davon erzählt, liebes Mädchen — ja der machte freilich wenig Effect, weil der Herr mir schon vor langer Zeit erzählt hatte, er habe sich darauf eingeübt, daß ihm die Thränen lose saßen.«

Der Graf fuhr ruhig fort:

»— so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als Dich da zu treffen, wo Deine verwundbarste Stelle ist, an Deinem Stolze — ich entschloß mich also, und ich *bin* entschlossen, diesen Stolz zu beugen, liebes Herrchen, so tief zu beugen, so tief, daß Du selbst vor «diesem Weibe roth werden müßtest, und daß dieses Weib in Deiner Seele roth werden müßte. Jetzt biete ich Deiner Geckenhaftigkeit Trotz, von diesem Sturze, wieder aufzustehen — Du, der über Alles hinaus sein wollte, der Alles und Alle belächelte, Du bist nun durch die väterliche Gewalt in Deine wahre Stellung zurückversetzt, in die eines halb ungehorsamen, halb närrischen Kindes, das man zuerst züchtigt, und das man, wenn es im Bösen und in der lächerlichen Raserei der Verderbtheit beharrt, am Ende wieder zurecht bringt.«

»Herr Graf,« rief Basquine, als wenn sie fürchtete, der Graf möchte Scipio zu sehr reizen, »nehmen Sie sich in Acht, es sind unbarmherzige Worte, die Sie sagen.«

»Laß ihn doch, Theure,« versetzte Scipio mit frecher Wegwerfung, »ich finde den Austritt lustig, ich habe meine Gedanken darüber und meinen Plan dabei — nur hat dieser Austritt einen Anstrich von feiger Heuchelei, welche die väterliche Gewalt des Herrn da in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Ich habe ihn den Vater spielen sehen, der über Alles hinweg ist, den wüthenden Vater, den empfindsamen Vater — da ist nun der



Vater als Tartüffe. Denn noch heute morgen machte der Herr den lustigen Gesellen bei mir, während er den Verhaftsbefehl für mich in Händen hatte, noch gestern sagte er zu mir: Na, da Du es denn durchaus willst, Du Taugenichts, so will ich Basquine besuchen, aber kein Wort von dem Allen bei Madame Wilson. Uebrigens,« versetzte Scipio mit doppeltem Hohn, »wundert mich das gar nicht; das Sprichwort bleibt ewig wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; der Sohn des Alten Du-riz-de-veau, des reich gewordenen Wucherers, zeigt, wie reines Blut in seinen Adern rinnt, er macht es, wie's sein ehrenwerther Vater gemacht haben muß, wenn der widerspenstige Gläubiger, zu dessen Verhaftung er den Befehl in der Tasche trug, in irgend eine Falle gelockt werden sollte. Geben Sie es nur zu, Herr Graf, Judas ist nichts gegen Sie.«

»Das Gleichniß hinkt,« sagte der Graf mit eisiger Kälte, »wenn man einen Narren einsperren will, nimmt man sich wohl in Acht, ihm vorher davon etwas merken zu lassen.«

»Wahrhaftig, die Ausrede ist gut,« rief Scipio mit Hohngelächter, »die erhabene, väterliche Gewalt hält sich nicht für zu gut, sich als Profoß des Bicetre zu verkappen.«

»Ich habe Nachsicht mit Deinen Ungezogenheiten, ich *muß* Nachsicht mit ihnen haben; die Anwesenheit dieses Weibes treibt Deine Frechheit aufs Höchste, ich habe das erwartet und bei der Lehre, die ich Dir geben wollte, von vorn herein darauf gerechnet. Aber jetzt nur noch Eins: hätte ich nicht das Mittel in Händen, Dich jetzt und auf der Stelle dem Einfluß dieses Geschöpfes zu entziehen, so würde ich Dir wiederholen, daß sie geschworen hat, an Dir, wie sie schon bei Anderen gethan, Rache zu nehmen für alle die wohlverdiente Schmach, mit der sie seit ihrer Kindheit überschüttet worden — denn schon im Alter von zwölf Jahren war sie mit dem Landstreicherleben, dem Laster, dem Diebstahl vertraut — die Vielberühmte, der man jetzt die Pferde ausspannt, um sie im Triumph nach Hause zu ziehen.«

»Ach, Herr Graf, schonen Sie wenigstens die Kindheit,« sagte Basquines und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als fühlte sie sich von diesem Vorwurf niedergeschmettert.

»Genug, Herr Graf, genug,« sprach Scipio.

»Armer Geck,« sagte sein Vater zu ihm, »Du meinst am Ende

gar, ich hab' ihr weh gethan! Sei nur ganz unbesorgt, die frühe Gewöhnung an das Böse und an die Schmach hat ihr Herz versteinert, das sag' ich ihr in ihrer Gegenwart, um ihr da mit zu zeigen, daß ich ihrem Hasse Trotz biete, wie man der Viper Trotz bietet, die man mit der Ferse erdrückt. Ja jetzt, da Du im Guten oder Bösen thun mußt, was ich verlange, gebiete ich es ihr, fordere ich sie dazu heraus, mir zu schaden. Willst Du dafür den deutlichsten Beweis haben? Ich lasse Dich mit ihr allein; denn es wird Dir wahrscheinlich nicht ganz angenehm sein, mit mir fortzugehen.«

»Das ist freilich wahr — trotz der verdoppelten Sohnesliebe, die Deine väterliche Fürsorge in mir hervorruft,« sagte Scipio mit bitterem Spotte, »er bitte ich demüthig, mir, wenn Du so gut sein willst, die Erlaubniß zu ertheilen, bei dem Fräulein zu bleiben. Du kannst Dir schon denken, wenn wir ein mal unter uns sind, werden wir von Dir zu reden haben.«

»Das ist billig,« sagte Herr Duriveau und nahm seinen Hut.

»Wie,« sagte Scipio, »Du versuchst mich gar nicht einmal mit Deinem Zaubermittel und Deinem im Namen des Königs, dazu zu bringen, daß ich mit Dir gehe?«

»Wozu das?« sagte der Graf, indem er auf die Thür zuing, »ich gebe Dir bis zum Abend sechs Uhr Zeit, damit Du einen Entschluß fassen kannst.«

»Aber fürchtest Du denn nicht, daß ich Dir bis dahin entwische?« sagte Scipio.

»Nicht im Mindesten,« war die Antwort des Grafen.

»Wie, Du verlangst nicht einmal ein Ehrenwort von mir als väterlicher Gefangener,« sagte Scipio immer noch im Tone kalten Spottes.

»Ich brauche Dein Ehrenwort nicht,« antwortete der Graf, indem er die Hand an den Klopfer der Thür legte. »Unten, an der Thür des Hôtels warten zwei Polizeibedienten auf Dich.«

Scipio konnte seiner Ueberraschung und Wuth nicht ganz Meister werden. Er bückte sich und zündete am Feuer eine Zigarre an, um sein Erröthen und seine Aufregung zu verbergen, dann richtete er sich mit den Worten wieder auf:

»Sie sind wirklich ein vorsichtiger Mann, Herr Graf, aber es fehlt

ein wenig an Erfindungsgabe. Dieser schöne Gedanke mit den Polizeibedienten ist Ihnen bloß durch die Erinnerung an die Pfändungswachen des Großvaters Du-riz-de-veau, des Wucherers eingekommen, der sich mit diesen wackeren Leuten umschante, wie die alten Barone mit ihren Vasallen.

»Der Geschäftsunterricht scheint doch wenigstens nicht ganz ohne Nutzen gewesen zu sein,« sagte der Graf mit unerschütterlicher Ruhe. »Uebrigens hinkt diesmal das Gleichniß nicht; denn die beiden Polizeibedienten sind angewiesen, Dir überall hinzufolgen und Dich in gewissen Fällen sogleich fest zu nehmen. Folge mir also nur, nimm so bald als möglich von dem Fräulein Abschied und komm dann zu mir, wir haben noch zusammen zu reden. Wenn, wie ich hoffe, Dein armes, kleines Köpfchen sich zurechtfindet, so wirst Du, wenn Du zur Besinnung gekommen bist, zugeben müssen, daß ich gehandelt habe, wie ich nicht anders konnte, und mit Hilfe des festen Auftretens von meiner Seite, noch ein ganz wackerer Junge werden.« Dann wandte er sich zu Basquine: »Ich verlasse Sie, Fräulein, und Ihre Wohnung in der tiefsten Seelenruhe über Alles, was Sie gegen mich oder gegen meinen Sohn im Schilde führen mögen. Dies wird, denk' ich, das Grausamste sein, was ich Ihnen zu sagen die Ehre haben kann.«

»Sie haben Recht, Herr Graf,« antwortete Basquine mit höhnischer Demuth, »ich fühle die Unmacht meines Hasses Ihnen gegenüber. Ich habe gefehlt, ich bereue es, es war meine Schuld, meine schwere Schule übrigens sein Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich Ihre Weise, die väterliche Gewalt aufzufassen und auszuüben, wohl zu schätzen weiß. Ihre Beredtsamkeit, bei welcher die Polizeibedienten und das Gefängniß im Hintergrunde stehen, hat etwas so Eindringliches, so Ueberzeugendes, daß ich nicht zweifle, daß Ihr Herr Sohn, so gut wie ich, sich vor ihrer Allmacht beugen wird.«

»Reden Sie für sich, Theure,« rief Scipio und ließ seiner Wuth, die er jetzt nicht mehr bemeistern konnte, freien Lauf, »was mich anbetrifft, ich beuge mich vor Niemand, und wenn man mich beleidigt, so räch' ich mich!«

Der Graf war im Begriff hinaus zu gehen; jetzt hielt er an, kehrte um, maß seinen Sohn verächtlich mit den Augen und sagte:

»Du sprichst wohl gar von Rache?«

»Ja, ich spreche davon,« rief Scipio außer sich, »und beim Sprechen soll's nicht bleiben. Meinen Sie, Herr Graf, das solle keine Folgen haben, daß Sie mich so erzogen, wie Sie mich erzogen? Wie, meinen Sie, wenn's Ihnen einfällt, kann so auf ein mal aus mir ein ehrerbietiger Sohn und aus Ihnen ein ehrwürdiger Vater werden?«

Der Graf fuhr auf, aber beherrschte sich. Scipio fuhr mit wachsender Aufregung fort:

»Sie sollten mich zum Zeugen Ihrer Liebschaften, zum Vertrauten Ihrer Ausschweifungen gemacht, Sie sollten mich gelehrt haben, mich über Alles hinweg zu sehen, Alles zu verhöhnen, und vor allem Ihre väterliche Gewalt, die Sie zur Grundlage unserer Possen und unserer Ausschweifungen machten. Und nun fällt es Ihnen seit acht bis zehn Tagen, weil Ihre ehrliche Wuth es so fordert, plötzlich ein, im Ernst den Vater spielen zu wollen. Das ist bemitleidenswert — Sie reden von der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, Sie haben kein Recht mehr, dergleichen in Anspruch zu nehmen, mein Herr — Sie haben es an dem Tage eingebüßt, da wir aus demselben Glase tranken und mit den Mädchen tauschten.«

Bei diesen schrecklichen Worten konnte der Graf, niedergeschmettert wie er war, sich nicht enthalten, das Haupt vorwärts zu senken.

»Erinnern Sie sich wohl dieses Abendessens, dieser Nacht,« versetzte Scipio, frohlockend über die Niedergeschlagenheit seines Vaters, »als Sie Ihre brünette Sidonie gegen meine blonde Zephrine austauschten? Sie klagten sogar darüber, Sie verlören bei dem Tausch. — Aber genug davon, nur nehmen Sie sich in Acht, Sie spielen mit mir ein gewagtes Spiel. Von Vater und Sohn ist hier gar nicht mehr die Rede — es handelt sich hier nur von zwei alten Saufbrüdern, die tödtliche Feinde geworden sind, weil der eine dem andern einen schändlichen Streich gespielt hat, und wegen dieses Streiches, das wiederhole ich Ihnen, Herr Graf, werd' ich mich an Ihnen rächen, trotz Ihrer Polzeibedienten, trotz Ihres Gefängnisses und trotz Ihres väterlichen Fluches, wenn Sie mir ihn zu geben wagen, ohne in lautes Gelächter auszubrechen, wie damals, als Sie zu mir sagten: Ich s verfluche Dich,

unwürdiger Sohn, der Du bei der fünften Flasche unter den Tisch fällst. Uebrigens, lieber Herr, ist mir und dem Fräulein mit Ihrem Bleiben nichts gedient.«

Der Graf, der während dieser beispiellos gegen Alles, was heilig sein sollte, verstoßenden Rede abwechselnd bleich und roth geworden war, antwortete kein Wort, zog die Uhr heraus, warf einen Blick auf dieselbe und sagte kalt zu seinem Sohne:

»Es ist drei Uhr — ich *befehle* Dir, um sechs Uhr bei mir zu sein, und erkläre Dir, daß Du im Guten oder Bösen dort sein wirst, Du wirst einsehen, daß man mit einem widerspenstigen Schüler wohl am Ende zurecht zu kommen weiß. Also um sechs Uhr erwarte ich Dich.«

Mit diesen Worten ging der Graf fort und ließ, um die Verachtung aufs Höchste zu treiben, Scipio und Basquine allein.

Indem Herr Duriveau aus dem Hause trat, machte er, ehe er in seinen Wagen stieg, der hinter Scipio's Cabriolet aufgefahren war; zweien unteretzten, kräftigen Männern ein Zeichen, herbei zu kommen. Die beiden Polizeibeamten, die in alte Paletots von ungewisser Farbe gehüllt waren und gewaltige Stöcke mit Bleiausguß trugen, waren bis dahin in der Straße auf und ab gegangen, ohne die Thür zu Basquine's Hôtel aus den Augen zu lassen, jetzt beeilten sie sich, zu dem Grafen zu treten.



»Verdoppelt Eure Aufmerksamkeit,« sagte er zu ihnen, »laßt Niemanden heraus, den Ihr nicht scharf in's Auge gefaßt habt, mein Sohn könnte versuchen, verkleidet zu entweichen.«

»Sein Sie unbesorgt, Herr Graf,« sagte einer der Polizeibedienten, »wir sind gut zu Fuß und sehen scharf.«

»Wenn um sechs Uhr mein Sohn das Haus nicht verlassen

hat,« fuhr der Graf fort, »so geht Einer von Euch, um eine obrigkeitliche Person herzuholen, damit Ihr in diese Wohnung einbrechen könnt, und da nehmt Ihr denn meinen Sohn fest und führt ihn zu mir, ehe Ihr ihn in's Gefängniß bringt.«

»Gut, das soll die Abrede sein, Herr Graf.«

»Kommt er vor sechs Uhr heraus, so erklärt Ihr ihm, er müsse mit Euch zu mir gehen, oder Ihr wäret angewiesen, ihn sogleich in die Conciergerie zu führen.«

»Ja Herr Graf.«

»Ihr habt Euch doch mit einem Fiaker versehen?«

»Ja, Herr Graf, da unten hält er.«

»Und,« setzte Herr Duriveau hinzu, nicht ohne dabei eine peinliche Empfindung zu" verrathen, »in Falle, daß Ihr genöthigt sein solltet, Gewalt anzuwenden, um Euch meines Sohnes zu bemächtigen, so befehle ich Euch die größte Schonung an.« Besorgen Sie nichts, Herr Graf: wir werden uns dabei benehmen, wie wenn wir so ein Demoiscllchen nach St. Lazarus zu befördern haben, die zu dieser Reise keine Lust hat und dann wie eine kleine boshafte Katze beißt und kratzt.«

»Nun, so wäre Alles abgemacht,« versetzte der Graf, »Aber ich muß es noch einmal wiederholen, wenn Ihr zur Gewalt greifen müßt, so empfehle ich Euch die größte Schonung an, Ihr sollt gut bezahlt werden.«

»Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Graf, wir behandeln die Leute, je nachdem sie sich gegen uns benehmen, und, was Ihren Herrn Sohn anbetrifft, so stehen wir dafür ein, daß er sich über unsere Behandlung nicht soll zu beklagen haben.«

»Recht so,« sagte Herr Duriveau und stieg in den Wagen.

---

Der Graf hatte einer unglaublichen Selbstbeherrschung bedurft, um die beispiellosen Beleidigungen von Seiten seines Sohnes mit scheinbarer Ruhe zu er tragen, aber es ist zu gestehen, eine Weile hatte er erschreckt, zerschmettert von der Last der Vorwürfe, die Scipio auf ihn häufte, und auf die er nichts hatte erwidern können, dagestanden — denn die schreckliche Lehre, die der Sohn seinerseits dem Vater in Gegenwart Basquine's gab, war von dem letztern, das lief sich nicht leugnen, nur allzu wohl

verdient; auch gestand er sich selbst dies ein und weinte blutige Thränen über die greulige Erziehung, die er seinem Sohne gegeben. In der That war der Graf einen Augenblick lang in Verzweiflung darüber, daß er der natürlichen Heftigkeit seines Temperamentes nachgegeben hatte, die ihn immer zum Aeußersten trieb, bald, wie in der Vergangenheit geschehen war, zu einer unanständigen, ja empörenden Vertraulichkeit, bald, wie in dem so eben vorgegangenen Auftritt, zu einer barschen Sprache, zu einer Herbheit der Formen, die leider ganz dazu gemacht waren, den unbeugsamen Stolz seines Sohnes bis zur Raserei anzustacheln.

Aber da er sich erinnerte, daß er sich drei Mal in acht Tagen — und es darf nicht verschwiegen werden, nachdem er Martin's Memoiren gelesen, deren heilsamer Einfluß, obgleich noch nicht deutlich hervortretend, sich in ihm fast ohne sein Wissen mehr und mehr geltend machte — da er sich also erinnerte, daß er innerhalb acht Tagen sich drei Mal mit plötzlicher Umwandlung seiner Sprache und seines Betragens und über die Vergangenheit erröthend eben so ernstlich liebevoll, als väterlich zärtlich gegen ihn gezeigt hatte, wie er sonst gegen ihn tadelnswerth unangemessen, vertraulich oder gewaltsam aufgetreten war — da er ferner bedachte, daß seine Vorwürfe voll Würde, Weisheit und Sanftmuth, daß die aufrichtigen schmerzlichen Thränen, die ihm die Verhärtung seines Sohnes ausgepreßt, von diesem Unempfänglichen als heuchlerische Spiegelfechterei verspottet worden waren, so glaubte er, auf das Aeußerste getrieben, wie er war, nur in seinem Rechte zu handeln, seine Pflicht zu thun und zu Scipio's eigenem Vortheil einzuschreiten, wenn er seine Härte verdoppelte — denn damit hoffte er diesen unbeugsamen Charakter zum Guten zurückzuführen.

Leider irrte sich Herr Duriveau, der Vicomte hatte ihm die schreckliche Wahrheit gesagt:

»Nach der Erziehung, die Sie mir gegeben, können Sie nicht auf einmal aus mir einen ehrerbietigen Sohn und aus sich einen ehrwürdigerr Vater machen.«

Scipio's Wiedergeburt — wie tief angefressen war nicht seine Seele von früher Verderbtheit — hätte die Sorgfalt einer beinahe mütterlich zarten Behandlung verlangt, unendliche

Schonung, mit Einem Worte, die seltene, eindringliche Herzenskenntnis — und besonders die einsichtige, sanfte und liebevolle Geduld, deren vielleicht nur ein Mutterherz fähig ist.

Diese wesentlichen Eigenschaften fehlten dem Herrn Duriveau, der ein ungestümer, kräftig eingreifender, gebieterisch auftretender Mann war. Außerdem beherrschte ihn seine rasende Leidenschaft zu Madame Wilson und zwang ihn, eben so übereilt wie strenge zu handeln. Scipio's Sinnesänderung hätte Monate, vielleicht Jahre erfordert, und es war für die Pläne des Herrn Duriveau erforderlich, daß sie in acht Tagen erfolgte. Und so nöthigten den Grafen die Dringlichkeit dieser für ihn unabweislichen Angelegenheit und die Erfolglosigkeit seiner anderweitigen Versuche zur Besserung seines Sohnes, aus dem Wege der äußersten Strenge zu verharren.

Und was sollte denn auch am Ende Scipio beginnen, um sich zu rächen, da ihn, sobald er Basquine's Haus verließ, die Polizeibedienten überall hin begleiten, oder ihn, falls er dort länger als sechs Stunden verweilte, bei ihr festnehmen sollten?

---

Wir haben gesehen, daß Basquine und Scipio, nachdem sich der Graf entfernt hatte, allein geblieben waren.

Einen Augenblick hatte Stillschweigen zwischen ihnen geherrscht.

Basquine genoß, so zu sagen, mit begierigem Blicke den Ausdruck von Empörung, von tiefem Haß, der sich auf den Gesichtszügen des Vicomte abmalte.

»O, ich werde mich rächen!« rief er, und streckte seine geballte Faust gegen die Thür hin, durch welche sein Vater verschwunden war — »o ja, ich werde mich rächen — ich habe mich schon gerächt,« — kaum konnte er seine Wuth bändigen — »von jedem meiner Worte hat er sich Betroffen gefühlt«.

»Ja, Worte und wieder Worte, das ist Ihre Rache — arme Worte,« sagte Basquine mit dumpfer Stimme und höhnischer Betonung zu ihm — »eine schöne Rache! Als ob die härtesten, die wegwerfendsten Worte jemals den Schimpf wieder gut machen könnten, welchen dieser Mann Ihnen angethan! Wenn Sie hier hinaustreten, so fallen Sie in die rohe Hand gemeiner



Polizeibedienten,«

»Wenn sie mich anrühren, so bring' ich sie um!« rief Scipio.

»Das werden Sie nicht thun,« sagte Basquine mit Achselzucken, »sie werden Sie festnehmen und zu Ihrem Vater bringen, wie einen Schüler, der auf das Carcer geführt wird.«

»Basquine, wollen Sie mich rasend machen!« rief Scipio und stampfte wüthend mit dem Fuße.

»Ja, ich möchte, Sie würden es,« versetzte Basquine herbe, »dann hätten Sie wenigstens kein Bewußtsein mehr von Ihrer lächerlichen und jämmerlichen Stellung. Hat dieser Mann Sie in meiner Gegenwart nicht genug verhöhnt, beleidigt, geschmäht! Da hat er sich, ich weiß nicht was für eine Geschichte ausgedacht, um zu zeigen, ich haßte Sie seit unserer Kindheit. Wahrhaftig, wenn dem so wäre, so hätte Ihr Vater meine vergebliche Rache über sich genommen; denn ich wüßte meinem Todfeinde keine schmäherliche Stellung zu wünschen, als die ist, in welche dieser Mann Sie versetzt hat.«

»Aber reden Sie nicht, als hätte ich mich vor ihm gebeugt!« rief Scipio — »haben Sie nicht gesehen, wie er bei jedem Worte, das ich sprach, abwechselnd roth und bleich wurde?«

»Immer wieder Worte und nichts als Worte,« sagte Basquine — »was thun ihm denn Ihre Worte? — Er hat die Oberhand, er beherrscht die Verhältnisse, er bietet Ihnen Schach, Sie mögen sich sträuben, wie Sie wollen, er hat Sie in der Hand, Sie müssen gehorchen und sich feige unterwerfen wie ein Kind, das um Verzeihung bittet, sonst Gefängniß und noch greuligere Erniedrigung. Denken Sie sich den Eindruck, den dies in Paris machen muß — in Ihrem Clubb, bei Freunden und Feinden, welche spöttische Freude! Der glänzende Scipio, der über Alles hinweg war, der Gefährlichste in der ganzen Bande, ein gesperrt wie ein Narr!! — Ja, glauben Sie es mir, geben Sie es auf, mit Ihrem Vater zu ringen, Sie müssen unterliegen — gegen einen Mann wie der sind Sie nur ein Kind.«

»Auch Sie?« rief Scipio eben so überrascht wie bitter — »auch Sie reden so?«

»Ja wahrhaftig,« rief Basquine und that, als überwältigte sie der Unwille — »sind Sie denn etwa allein von dem Manne beleidigt

worden? Hat er nicht auch mich mit der wegwerfendsten Verachtung behandelt? Hat er mich nicht dazu gebracht — o, er sagte es, und daß er Recht hat, das macht mich rasend — hat er mich nicht dazu gebracht, daß ich Ihretwegen erröthen muß!«

»Meinetwegen erröthen? —« rief Scipio, »Sie — «

»Und was haben Sie denn gethan, daß ich stolz auf Sie sein könnte? Wollen Sie aus Ihrem lächerlichen Gefängniß heraus uns Beide rächen? Oder wollen Sie sich Ihrem Vater zu Füßen werfen, um ihn um Gnade anzuflehen und sich darauf einlassen, Raphaële zu heirathen — soll das etwa —«

»Jetzt können Sie spotten!« unterbrach Scipio Basquinen. »Sind Sie denn ganz ohne Erbarmen?«

»Ja, ich will ohne Erbarmen sein, weil Sie sich haben hinter's Licht führen, verhöhnen lassen von dem Manne, und ich bin so thöricht, daß ich die schmachvolle Stellung, die Sie nun einnehmen, eben so tief und vielleicht noch tiefer fühle, als Sie. Das könnte mir freilich ganz einerlei sein, wenn ich Sie nicht liebte.«

»Aber noch einmal, es ist zum Rasendwerden,« rief Scipio erbittert — »was wollen Sie denn, das ich gegen die Gewalt thun soll.«

»Was weiß ich davon? Sie hätten geschickter, gewandter sein müssen als dieser Mann, der sein elendes Spiel mit Ihnen treibt, der Sie lächerlich gemacht hat.«

Scipio hob mit einem unbeschreiblichen Ausdruck verstummender Wuth beide geballte Fäuste gen Himmel.

---



## Siebentes Kapitel.

### *Rache.*

Basquine fuhr fort:

»Ja, ich kenne kein Mitleid mehr, denn statt in Ihnen, wie ich gehofft hatte, den Liebhaber zu finden, von dem ich so lange geträumt hatte, den liebenswürdigen, keckem durchtriebenen Satan, mit dem ich zwischen einem Kuß und dem andern über die Narren lachen könnte, die sich von meiner Larve täuschen lassen und mich hoch verehren, sich an meinen Wagen spannen oder sich für mich todschießen, und über die großen Damen, die für meine Tugend einstehen wollen — mit dem ich mit Einem Worte über Alle und Alles lachen konnte, wär' ich jetzt bei Gott in Versuchung über Sie zu lachen, so gänzlich lächerlich hat Sie dieser Mann gemacht! Ja, ich werde um so unbarmherziger sein, je entschiedener ich gehofft habe. Sie hätten mir's nicht in den Kopf setzen müssen, ohne daß ich's wollte — oder ohne daß Sie's wollten; denn Gott verdamme mich, ich fange an zu glauben, daß Sie's *nicht gerne gethan haben*, armes unschuldiges Kind. Sie hätten mir nicht das hübsche, stolze Gesicht des blassen, kühnen und liebenswürdigen Don Juan vorführen sollen, um an seiner Statt ein erbärmliches Männlein unterzuschieben, das der Herr Vater bei mir mit der Polizei abholt.«

»Mag mich ein Blitzstrahl vom Himmel treffen, wenn ich nicht zu Allem entschlossen bin, um mich nur zu rächen,« rief Scipio in schrecklicher Aufregung. »Aber um sich zu schlagen, braucht man eine Waffe, und ich bin wehrlos.«

Basquine's Augen erglänzten von einem höllischen Feuer, sie versetzte mit ihrer gewöhnlichen Ironie:

»Sie haben Recht, ein Mittel sich zu rächen ist nicht gleich bei der Hand — und da die Zeit drängt, so heirathen Sie nur Fräulein Raphaële, Sie wer den ein vortrefflicher Ehemann werden. Ueberhaupt ist's am Ende am Besten, daß Sie sich drein fügen, lieber Junge. Ich hatte für uns Beide von einem so seltsamen, so tollen Liebesleben geträumt, daß ich wirklich nicht weiß, wozu ich Sie noch verleitet hätte. — Wir thun gut, uns zu trennen; Sie sind nicht im Stande, für die uns angethane Schmach Rache zu nehmen, üben Sie also Vergebung aus. Das ist erstlich gutherziger, zweitens leichter, drittens sicherer — wahrhaftig, lieber Scipio,« versetzte Basquine in einem Tone mitleidiger Verachtung, welche den Vicomte noch hundert Mal mehr erbitterte, als die heftigsten Anreizungen zum Hasse gegen seinen Vater, »wahrhaftig, ich rede im Ernst, sie können Ihrem Vater nicht die Wage halten.«

»Immer wieder!«

»Ja, ich muß Sie jetzt als Freundin über die Gefahren in's Klare setzen, denen ich Sie in dem kühnen Stolz meiner Liebe vielleicht ausgesetzt haben würde, wenn Sie mein Geliebter gewesen wären.«

»Wie?«

»Sie können sich doch wohl denken,« damit hielt Basquine plötzlich inne, dann fuhr sie fort: »Sehen Sie, armer Junge — um Ihnen eine Vorstellung von meinem Stolze zu geben, der thöricht, rasend, höllenmäßig sein mag, muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich einen Geliebten hätte, der dem Spiel ergeben wäre — und er verlöre im Spiel, so würde ich ihn vernichten — danach können Sie auf das Uebrige schließen.«

»Aber am Ende —«

»Ein für allemal — Sie sind nicht im Stande, es mit Ihrem Vater aufzunehmen. Ich will Ihnen eins unter tausend Beispielen für seinen satanischen Geist und seine bewundernswürdige Kühnheit anführen.«

»Jetzt loben Sie ihn?« sagte Scipio mit dem Lachen der Verzweiflung.

»Ich bewundere Tatkraft, Geist und Kühnheit selbst an meinem Feinde — urtheilen Sie nun, wie ich sie an meinem Geliebten angebetet haben würde.«

»Basquine, mein Vater hat wahr gesprochen,« sagte Scipio mit dumpfer Stimme, »Sie hassen, mich sehr.«

»Glauben Sie das nur, Sie reine Seele, und der Triumph Ihres Vaters wird vollständig sein, augenblicklich aber ist's mir einerlei, ob Sie mich hassen,; mir mißtrauen oder mich lieben — lassen Sie mich Ihnen jetzt den Meisterstreich erzählen, von dem ich so eben sprach. Wer weiß? Sie finden darin vielleicht eine nützliche Lehre,« sagte Basquine und betonte diese Worte scharf.

Dann fuhr sie fort:

»Haben Sie wohl einmal von der schönen Fürstin von Montbar gehört?«

»Ja,« versetzte Scipio, indem er Basquinen verwundert ansah, »mein Vater hat sie, glaub' ich, heirathen wollen, aber was gehört das hierher?«

»Ihr Vater liebte sie leidenschaftlich,« sagte Basquine, ohne auf die Frage des Vicomte zu antworten, »ja, leidenschaftlich. Aber die Fürstin hatte diese Bewerbung auf hochfahrende, beleidigende Weise zurückgewiesen, und Ihr Vater schwur sich zu rächen. Nun wußte der Graf, mein lieber Scipio, wenn es sich um Rache handelte, leicht und schnell Mittel zu finden.«

»Loben Sie ihn nur immer fort.«

»Wie kann ich anders? Es ist wohl niemals ein Anderer kühn genug gewesen, Das ausführen, was er ausgeführt hat.«

»Nur her, mit dem unnachahmlichen Meisterstreich,« sagte Scipio, der sich kaum halten konnte, »nur her damit.«

»Ein Jahr lang thut der Graf, als dächte er an die Fürstin, die ihn verachten zu können glaubte, gar nicht mehr,« versetzte Basquine, »dann miethet er ein leeres aus und placirt in einem ärmlichen, allein liegenden Kammer eine vorgeblich Lahme. Die Fürstin war sehr mildthätig; sie wird unter dem Vorwande, daß die vorgebliche Kranke ein Almosen von ihr empfangen soll, allein in das Haus gelockt, und auf diese Weise fällt die Fürstin von Montbar Ihrem Vater in die Hände, der sich an ihr rächt — wie man sich nun eben an einer hübschen Frau, von der man einen

Korb bekommen, zu rächen Neigung trägt. Das blieb aber Alles geheim, wie es nicht anders sein konnte, weil allen Beteiligten daran gelegen sein mußte, daß es nicht lautbar würde. Was sagen Sie dazu?«

Scipio schien nachzusinnen und antwortete nichts.

Basquine fuhr fort.

»Da sehen Sie, wessen Ihr Vater fähig ist, und wenn man bei Verfolgung eines Racheplans eine solche Tatkraft, eine solche Beharrlichkeit an den Tag legt, so sehen Sie wohl ein, daß man es gutem Rechte als ein Spiel betrachtet, einen widerspenstigen Schüler, wie Ihr Vater sich ausdrückt, zum Gehorsam zurückzuführen.«

»Ja, so muß es gewesen sein,« rief Scipio, in dem er sich besann; denn eben um diese Zeit schlug er sich mit dem Capitain Clément, der später die Fürstin geheirathet hat. Der vorgebliche Grund dieses Duells ist mir immer unwahrscheinlich vorgekommen, es muß mit diesem Vorfalle in Verbindung stehen, und — «

Plötzlich schlug Basquine ein höhnisches Gelächter auf und rief:

»Ah, da hab' ich einen herrlichen Einfall!«

»Was ist Ihnen?« sagte Scipio.

»Ach; Sie armer Junge, ich habe mehr Erfindungsgabe als Sie.«

»Wie?«

»Sie suchen nach einer Waffe — einer Rache? — ich weiß seine vortreffliche, einen ganz satanischen Streich.«

»Was sagen Sie?«

»Ah — aber Sie werden's nicht wagen. Sie bedürfen dazu *genau*,« und Basquine betonte das Wort, »*genau* dieselbe Kühnheit, dieselbe Tatkraft, wie Ihr Vater, und Sie sind nicht so wie er von Eisen —«

»Schweigen Sie,« rief Scipio entsetzt. »Ich weiß nicht, zu was für fürchterlichen Gedanken Sie mich mit solchen Reden noch bringen können.«

»Keine Kindereien, Scipio, oder ich behalte meinen Einfall für mich. Aber ehe ich ihn Ihnen sage, will ich doch sehen, ob er

wirklich ausführbar ist. Lassen Sie uns also zu diesem Behuf Ihre Lage kurz zusammenfassen. — Wenn Sie es ausschlagen, Raphaële zu heirathen, so ist Ihnen das Gefängniß beschieden.«

»Und meinem Vater Verzweiflung; denn er heirathet dann Madame Wilson, seine einzige, wahre Liebe, nicht. Sei's! Ich unterziehe mich der fürchterlichen Erniedrigung, mich einsperren zu lassen, aber ihn treff ich damit mitten in's Herz, das ist ausgemachte Sache, das ist immer etwas — unterdessen gibt mir, die Hölle was Besseres ein, mögen Sie mir nun beistehen oder nicht.«

»Sie sind ganz und gar im Irrthum, armer Freund,« sagte Basquine achselzuckend, »Sie erfahren den greuligen Schimpf, in's Gefängniß wandern zu müssen, und Ihr Vater lacht Sie aus und heirathet die hübsche Witwe ganz vergnügt.«

»Sie sind nicht gescheit — als wenn ich nicht sehr wohl wüßte, daß sie sich nur unter der Bedingung verheirathen wird, daß ich ihre Tochter wieder zu Ehren bringe.«

»Sie schwatzen wie ein Kind. Vor allen Dingen liebt Madame Wilson ihre Tochter schwärmerisch, und wenn diese zärtliche Mutter sieht, daß Sie lieber in's Gefängniß wandern, als ihre Tochter heirathen, so wird es ihr deutlich werden, was für einen schauderhaften Ehemann Sie gespielt haben würden, und sie wird sich leicht an den Gedanken gewöhnen, Sie nicht zum Schwiegersohn zu bekommen, und da außerdem Madame Wilson unbemittelt ist und Ihr Vater ungeheuer reich, so wird sie nicht so dumm sein, sich eine solche Heirath entgehen zu lassen, die ihr in der Folge gestatten wird, selbst die Zukunft ihrer Tochter, welche durch Sie doppelt gefährdet worden, zu sichern, und so wird Ihre ganze Rache sich auf das Vergnügen beschränken, aus Ihrem lächerlichen Gefängniß heraus an Madame Wilson, Ihre zweite Mutter, die Bitte zu richten, daß sie sich für Sie verwenden möge — und da das Glück nachsichtig macht, so ist's immer möglich, daß Ihr Vater, am Ziel aller seiner Wünsche angelangt, Ihnen den entsetzlichen Streich vergibt, den er Ihnen gespielt.«

Bei diesen Worten Basquine's fuhr Scipio zusammen und blieb nachsinnend stehen.

Weder der Vicomte, noch sein Vater, noch die Welt wußten etwas davon, daß Madam Wilson, das wackere Weib, einer

leidenschaftlichen Liebe entsagt hatte, um sich mit dem Grafen Duriveau zu verbinden, in der alleinigen Absicht, auf diesem Wege Scipio's und Raphaële's Verbindung sicher zu stellen, und für Den, welcher von dieser bewundernswürdigen Aufopferung nichts wußte und Madame Wilson in den Grafen Duriveau verliebt glaubte, war es nicht wahrscheinlich, daß diese Frau, wenn sie schon vermöge Scipios Weigerung genöthigt wäre, auf Raphaële's Heirath zu verzichten, nun auch noch ihre eigene Heirath aufgeben sollte, die, indem sie sich in den Besitz eines großen Vermögens setzte, vielleicht in Zukunft auch für Raphaële einmal vortheilhaft werden konnte.

Basquine wollte damit, daß sie die Dinge unter diesem anscheinend so vernünftigen Gesichtspunkte darstellte, dem Scipio die Unsicherheit des einzigen Racheplanes, den er vor Augen hatte, darlegen, auch wußte sich der Vicomte der Beweiskraft dieses Gedankenganges nicht zu entziehen und antwortete Basquinen mit verhaltener Wuth:

»Sei's denn — der Erfolg meines Racheplanes ist nicht gewiß — aber doch möglich.«

»Und der des meinigen wäre unvermeidlich und furchtbar«, sagte Basquine mit einem Ausdruck von Ueberzeugung und Selbstvertrauen, der Scipio ganz imponierte. »Ja, furchtbar — denn es würde nichts bloß Madame Wilson sein, welche es ablehnte, Ihren Vater zu heirathen, sondern es würde Ihr Vater selbst, verstehen Sie mich wohl, trotz seiner glühenden, ja rasenden Leidenschaft genöthigt die Heirath mit Madame Wilson von sich zu weisen.«

»Was sagen Sie da! «

»Ja, ich weiß ein —unfehlbares Mittel, die Heirath Ihres Vaters zu hintertreiben — und — furchtbare Verzweiflung, entsetzliche Höllenqual für diesen Mann, er selbst wäre genöthigt zu sagen: die Heirath kann nicht vollzogen werden!«

»O wenn das möglich wäre,« rief Scipio zitternd vor Wuth — dann versetzte er: »Aber nein, Sie spotten meiner, Basquine.«

»Das wußt' ich wohl,« sagte sie mit höhnischem Lachen, »er will mir nicht glauben, — er fürchtet sich.«

»Ich fürchte mich!« sagte Scipio mit krampfhaft bebender



Stimme, »reden Sie, und wenn Sie Recht haben —«

»Lieber Gott,« sagte Basquine lachend, »machen Sie doch nicht so ein unheimliches Gesicht. Ist's nicht, als wäre hier von irgend einem lichtscheuen Verbrechen die Rede. Nein, es handelt sich hier bloß um einen verteuft schelmischen Streich, den Sie sich um so mehr erlaubt halten dürfen, da Sie auch dieses Mal zu Ihrem Vater sagen können: Ich ahme Deinem Beispiel nach, ich thue, was Du gethan hast.«

Scipio sah Basquine erstaunt an.

»Ja,« versetzte diese, »je mehr ich daran denke, desto geistreicher und bewundernswürdiger kommt mir der Streich vor. Doch was nenne ich es einen Streich! Es ist eine Lehre — eine herrliche Lehre, einer der Wege der Vorsehung, wie die ehrlichen Leute sagen. O, wenn wir diesem Manne die blutige Züchtigung, die er Ihnen heute hat angedeihen lassen, hundertfältig wiedergeben könnten, wäre das nicht herrlich? Dann, muß ich gestehen, wären Sie ein Riese an Kühnheit neben ihm, wir wären Beide gerächt, ich vernarrte mich wieder in Sie, und — «

»Basquine, Sie bringen mich um mit Ihrer Zurückhaltung —«

»Nun denn, höre mich an, ungeduldiger Teufel. Ich muß Ihnen vor Allem erzählen, daß ich vor ein paar Tagen, als ich Sie erwartete, in ein abgelegenes Stadtviertel gegangen war, in der Umgegend der Barrière d'Enfer, ich suchte eine schwer aufzufindende, menschenleere, allein liegende Wohnung — ich hatte damals so meine Pläne mit Ihnen.«

»Eine abgelegene, menschenleere Wohnung?« sagte Scipio, den das wider Willen in Anspruch nahm, »und wozu?«

»O, ich hatte da seltsame, sehr kühne Gedanken, in die Sie, wie ich glaube, eingestimmt haben würden; denn Sie können sich gar nicht denken, was für ein Leben ich mir da für uns Beide ausdachte. Und da für die Liebe nichts gefährlicher ist, als die Eintönigkeit des Besitzes selbst, so wollte ich — Aber wozu soll es dienen, daß ich darauf jetzt eingehe? Ich trieb mich also in diesem ziemlich menschenleeren Stadtviertel herum, als ich durch eine Straße kam, die die Straße du Marché Vieux heißt — kennen Sie die Gegend?«

»Nein, aber was hat diese Straße mit —«

»Nur ein Bisschen Geduld,« unterbrach Basquine den Scipio, »in dieser Straße,« versetzte sie, »fand ich gerade so ein Haus, wie ich es brauchte — ärmliches Ansehen, menschenleer, fast ganz getrennt von den benachbarten Häusern. Dieses Haus hab' ich gemiethet; denn es ist unbewohnt, und nachdem ich dort gewesen, kam es mir vor, als müßte es eine ganz besondere Aehnlichkeit haben mit den Räumlichkeiten, in die Ihr Satan von Vater die Fürstin von Montbar unter dem Vorwande hingelockt hatte, daß sie dort Gelegenheit zur Mildthätigkeit fände.«

Basquine sprach die letzten Worte sehr langsam und heftete dabei einen starren, bedeutungsvollen Blick auf Scipio.

Der Vicomte merkte noch nicht, auf welches höllenschwarze Ziel Basquine's Reden hinlenkten, doch regte sich in ihm neben peinigender Neugierde eine Art unbestimmter Angst.

Jetzt stand Basquine von ihrem Lehnsessel auf, setzte sich neben Scipio auf den Divan und sagte halb laut zu ihm:

»Was ich Ihnen über meinen Anschlag noch weiter anzuvertrauen habe, kann ich nicht so laut sagen. Man könnte uns behorchen. Hören Sie also wohl zu, theurers verunglückter Engel der Finsterniß — halten Sie das Ohr her.«

Und unter dem Vorwande, mit Scipio leise reden zu wollen, schlug Basquine vertraulich dem jungen Mann den Arm um den Hals und lehnte ihr Kinn auf seine Schulter.

Als Scipio den sanften Druck von Basquine's Arm fühlte, konnte er sich, trotz des gewaltsamen Sturmes gehässiger Leidenschaften, die in seiner Brust wütheten, nicht enthalten, vor Liebe und Sehnsucht zusammen zu zucken.

»Wir haben also über ein einsames, menschenleeres Haus zu verfügen,« fuhr Basquine halblaut fort, »was ich nun meine, ist dieß — es ist jetzt halb fünf Uhr, Sie müssen sich sogleich zu Madame Wilson begeben.«

»Zu Madame Wilson?« rief Scipio im höchsten Erstaunen.

»Nicht so laut, Unvorsichtiger,« sagte Basquine und rückte mit einer anmuthvollen, coquetten Wendung Scipio's Kopf dem ihrigen näher, dann setzte sie hinzu:

»Ja, Du gehst zu Madame Wilson.«

»Und die Polizeibeamten?« lispelte Scipio.

»Kindskopf! Und die Mauer meines Gartens, die an jenes im Bau begriffene Haus stößt! Leporello holt eine Leiter, und schlank und flink wie Cherubin bist Du schon weit von hier, wenn die elenden Kerle noch vor meiner Thür auf Dich warten.«

»Das ist wahr, rief Scipio, »den Ausweg hatte ich vergessen, so entwische ich wenigstens dem verhaßten Gefängniß.«

»Das hoff' ich — Du begibst Dich also zu Madame Wilson. Dein Vater hat sich wohl gehütet, sie von irgend Etwas zu unterrichten; denn er rechnete noch immer darauf, Dich zu der Heirath zu bewegen.«

»Gewiß, aber was soll ich bei der Madame Wilson?« fragte Scipio mit einer höher steigenden Verwunderung.

»Wenn sie nicht zu Hause ist, mußt Du warten bis sie kommt, mit der Raphaële liebäugeln, wenn Du magst, lieber Satan; denn ich bin nicht eifersüchtig. Ist sie dagegen zu Hause, so nimmst Du eine heuchlerische und herzliche Miene an — Sie wissen leider jede Miene anzunehmen, die Ihnen gelegen ist, lieber Herr — und sagst zu Madame Wilson, theure und schöne Schwiegermutter — es kommt darauf an, jeden Argwohn zu entfernen, ich komme Sie zu entführen — ja Sie gleich jetzt auf der Stelle zu entführen, ohne daß ich Ihnen auch nur Zeit lasse, zu Mittag zu essen, ich habe unten einen Fiaker. — Und wohin wollen Sie mich führen, lieber Scipio? — wird Madame Wilson zu Dir sagen. Wo Sie Gelegenheit finden, ein gutes Werk zu thun, schöne Schwiegermutter, antwortest Du — Gelegenheit zu einer edlen That voll Zartgefühl — die aber vollkommen edel und zart nur dann ist, wenn Sie sie ausführen; denn es handelt sich um ein Frauenzimmer, eine arme Lahme, deren Schutzengel Sie werden können, die Unglückliche wird Ihnen das Uebrige sagen, denn es ist ihr Geheimniß. Kommen Sie also schnell, theure Schwiegermutter, für Leidende sind Minuten gleich Stunden. Und sie ist sehr leidend, die unglückliche Frau, zu deren Gunsten ich mich an Sie wende. Madame Wilson hat ein vortreffliches Herz, sie traut Dir, Du führst sie von dannen — «

Scipio fing an zu begreifen. Eine wilde Freude zuckte über sein Gesicht, gleichwohl lief ihm ein eisiger Schauer durch das Haar.

Basquine fuhr noch leiser fort, indem sie sich dem Vicomte noch mehr näherte.

»Madame Wilson traut Deinen Worten eben so blind, wie Frau von Montbar den Bitten der angeblichen Kranken getraut hat, welche Dein Vater angestiftet hatte — Du begreifst, wie viel bedeutend diese Vergleichung ist — und steigt mit Dir in den Wagen, Du führst sie in die Straße du Marché Vieux in's dritte Stock in die einsame Wohnung, zu der ich Dir hiermit die Schlüssel übergebe, und da — findest Du nicht, daß das recht eigentlich die Wege der Vorsehung sind? — und da nimmst Du Dir denn eben so viel heraus, wie Dein Vater gethan, als er Frau von Montbar in eine teuflische Falle gelockt.«

»Basquine!« rief Scipio vom Schwindel ergriffen und noch zwischen dem Reiz, den diese furchtbare Rache für ihn hatte, und dem Schauer, den sie ihm einflößte, schwankend — die ganze Hölle lag in dem Gedanken!



»Glaubst Du, daß danach Dein Vater die Madame Wilson heirathen wird, so sehr er sie auch lieben mag? Was uns Beide anbetrifft, so sind wir heut Abend auf dem Wege nach der Grenze und morgen außerhalb Frankreichs — immer liebend und vermöge meines Talentes überall reich. Was sagst Du zu dem Leben, mein blasser, schöner Don Juan?« sagte Basquine, indem sie ihre Arme um Scipio's Hals schlang und sich dem jungen Manne gleichsam auf den Schoß setzte. »Glaubst Du, daß, dieser Mensch, der Dich durch die auf Dich gehäuften Schmach gänzlich zu Boden zu drücken gedachte, nicht seinerseits zu Boden gedrückt sein wird? Und welches Donnerwort kannst Du ihm von ferne in's Gesicht schleudern: Ich habe nichts gethan, als was Du mir vorgethan hattest, Vater!«

---

Zehn Minuten nach dieser Unterredung war es dunkel; in dieser Jahreszeit tritt die Nacht schnell ein Leporello lehnte eine Leiter an Basquine's Gartenmauer — wir haben gesehen, daß ihr Haus zwischen Hof und Garten lag — und während die Polizei bedienten an der Straßenthür ihre Wachsamkeit verdoppelten, überschritt Scipio, von der Dunkelheit begünstigt und mit Leporello's Beistand, die Mauer, sprang auf einen Platz hinab, wo ein Haus im Bau begriffen war, und gelangte, indem er sich durch eine Lücke in der Baumzäunung durchwand, zweihundert Schritte von dem Orte, wo die Polizeibedienten auf und abgingen, auf die Straße.

---

Ungefähr eine halbe Stunde nach Scipio's Entrinnen führten Leporello und Astarte folgendes Zwiegespräch:

»Ich sollte meinen, guter Leporello, dafür, daß Du erst den zweiten Tag hier im Dienst bist, hättest Du hier schon genug durchgemacht.«

»Sei still davon, Beste, ich bin davon betäubt. Als einmal der Herr Vicomte mit Hilfe der Leiter und unter dem Schutze des im Bau begriffenen Hauses in's Freie gelangt war, siehe, da nahm der politische Verurtheilte, den das Fräulein hier heut Morgen versteckt hielt, denselben Weg wie Herr Scipio mit Hilfe der Leiter, die ich ihm ebenfalls hielt.«

»Und nicht lange nachher hüllt das Fräulein sich in einen Mantel und geht zu Fuß aus der großen Thür hinaus, um zu dem Fiaker zu gelangen, den Du ihr geholt hattest, und der am Ende der Straße hielt.«

»Was hat nun das Alles zu bedeuten, Astarte?«

»Ich weiß es nicht zu sagen, und es beunruhigt mich wider Willen. Ich fürchte, es geschieht ein Unglück. Ich habe das Fräulein niemals so gesehen, wie vorhin, da sie den Brief schrieb, den sie selbst mitnahm.«

»Wahr ist's — als ich hineintrat, um ihr anzukündigen, der Fiaker wartet an der Ecke, war sie, die sonst so bleich ist, hochroth, und ihr Blick funkelte dermaßen, daß ich es nicht wagte, ihr, da ich ihr antwortete, in's Gesicht zu sehen.«

»Und dann, als sie schrieb, lachte sie in sich hinein — was für

ein Lachen das war! Ihre Lippen zogen sich zurück, und man sah darunter die kleinen, weißen Zähne ganz krampfhaft zusammengekniffen.«

»Wahrhaftig, Astarte, es geht mir wie Dir, mir wird bange — es muß irgendwo etwas ganz Unheimliches vorgehen, und es ist auch heute noch nicht Alles vorbei.«

»Wie?«

»Denke doch an den Herrn, der zwischen fünf und sechs Uhr kommen soll, und dem Du vom Fräulein einen Brief zustellen sollst.«

»Das ist wahr — da ist der Brief,« sagte Astarte und nahm ihn vom Kamin. Das hat mich Alles so außer Fassung gesetzt, daß ich nicht ein mal die Aufschrift angesehen habe, um den Namen zu erfahren.«

»Nun, und wie lautet der?«

»Ach Gott,« rief Astarte, nachdem sie die Aufschrift gelesen, »das ist wieder eine große Neuigkeit!«

»Nun, welches ist denn der Name?«

»Hier, lies.«

»*Herrn Martin* —« las Leporello. »Wie, Martin?« versetzte er, »an unsern alten Kameraden? das kann unmöglich sein, es wird nicht derselbe sein — das Fräulein würde doch nicht an einen Bedienten schreiben.«

»Schon recht — nun bald werden wir's erfahren — es ist gleich sechs Uhr.«

---



## Achtes Kapitel.

### *Verhängnis.*

Der Zufall schien Leporello's und Astarte's Neugierde sogleich befriedigen zu wollen, die Klingel ließ sich hören, Leporello öffnete und rief:

»Er ist's, Astarte.«

Es war wirklich Martin, der vor zwei Tagen aus dem Gefängniß zu Orleans freigelassen worden war, nachdem die Untersuchung seine Unschuld in's Licht gestellt hatte; am Morgen war er in Paris angekommen und hatte dann sogleich die schriftliche Bitte an Basquine gerichtet, noch an demselben Tage seinen Besuch annehmen zu wollen.

Martin's Verwunderung kam derjenigen seiner beiden früheren Mitbedienten gleich, die er bei Basquine wieder zu finden nicht erwartet hatte, aber er schien innerlich so beschäftigt, daß er seinem Erstaunen wenig Raum gab. Er erging sich in einigen Ausrufungen an Leporello und Astarte und sagte dann:

»Ja, ich bin's, Freunde, es freut mich, Euch wiederzusehen.«

Dann setzte er eilig hinzu:

»Eure Herrin ist zu Hause? Ich muß sie durchaus sprechen.«

»Das Fräulein ist ausgegangen,« sagte Astarte ziemlich verletzt von Martin's Kälte, »aber sie hat diesen Brief da für Sie zurückgelassen.«

Neuer Grund zum Erstaunen und zu allerlei Auslegungen auf Leporello's und Astarte's Seite — kaum hatte Martin den Brief

gelesen, als er todtenbleich wurde und mit herzerreißender Stimme ausrief:

»O das wäre fürchterlich!«

Dann verschwand er.

In einem Augenblick war er aus dem Hause.

Was Basquine an Martin schrieb, war Folgendes:

»Komm augenblicklich in die Straße du Marché Vieux, Bamboche und ich erwarten Dich da. — —

Wir werden alle Drei gerächt — Bamboche an Scipio, dem Verführer seiner Tochter Bruyère.

Du an dem Grafen Duriveau, dem Verführer Deiner Mutter.

Ich an Scipio und seinem Vater, dem verdammten Gezücht, die ich, ein Mädchen aus dem Volke, bis in den Tod zu verfolgen geschworen habe.«

Martin stieg ganz außer sich wieder in den Lohnwagen, mit welchem er hergekommen war, und ließ sich mit verhängtem Zügel in die Straße du Marché Vieux fahren.

Ehe wir Martin auf dieser verzweifelten Fahrt begleiten, müssen wir nachholen, daß Basquine, nach dem sie in den bereitstehenden Fiaker gestiegen, sich zuerst zu Raphaële's Mutter begeben hatte, dort hatte sie durch den Kutscher fragen lassen, ob Madame Wilson nicht so eben mit dem Herrn Vicomte Scipio ausgefahren sei. Als eine bejahende Antwort erfolgt war, hatte Basquine sich zum Grafen Duriveau fahren lassen, und da sie sehr wohl wußte, daß er zu Hause sein müsse — denn er wartete auf seinen Sohn — hatte sie durch den Kutscher einen im Voraus geschriebenen Brief abgeben lassen, den sie sogleich dem Grafen zu überbringen bat.

Der Wortlaut dieses Briefes war folgender:

*»Gehen Sie zu Madame Wilson, da werden Sie erfahren, daß Scipio so eben mit ihr ausgefahren; er mißbraucht Ihr Vertrauen und führt sie in die Straße du Marché Vieux, um sich an Ihnen zu rächen.*

*Gedenken Sie der Fürstin von Montbar, und rechnen Sie sich das Uebrige selbst aus.*



*Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«*

Als Basquine diesen Brief dem Haushofmeister im Hôtel des Grafen hatte übergeben lassen, wies sie ihren Kutscher an, sie so schnell als möglich in die Straße du Marché Vieux zu fahren, während Martin auch dahin aus dem Wege war.

Als Martin so auf derselben Fahrt begriffen war, die er mehre Jahre vorher gemacht hatte, um der Frau von Montbar, die in eine von Herrn Duriveau gestellte schändliche Falle gerathen war, einen Beschützer zuzuführen, war es ihm, als läge er in einem schweren Traume. Vermöge welches Verhängnisses mußte dasselbe Haus und ohne Zweifel auch dasselbe Zimmer, welches der Schauplatz einer schändlichen Handlung des Grafen Duriveau gewesen war, auch der Schauplatz von Basquine's Rache werden?

Doch bald besann sich Martin mit Schrecken, daß er Basquinen, da er sie zuletzt gesprochen, nach seiner Gewohnheit, seinen beiden Jugendfreunden, auf deren vollkommene Verschwiegenheit er bis dahin durchaus rechnen zu können geglaubt hatte, nichts zu verschweigen, daß er also Basquinen mitgetheilt, aus welche Weise es ihm gelungen, Regina aus dem furchtbaren Hinterhalt zu retten, in welchem sie beinahe ein Opfer des Grafen Duriveau geworden wäre.

Martin konnte jetzt leicht errathen — und er irrte sich darin nicht, daß diese Mittheilung später Basquinen den Gedanken der schrecklichen Rache, welche in diesem Augenblick vollbracht würde, eingegeben hatte. Ein paar Secunden ehe der Fiaker, der ihn mit verhängtem Zügel fortführte, vor dem Gange des Hauses in der Straße du Marché Vieux anhielt, sah Martin beim schwachen Licht einer entfernten Straßenlaterne ein Frauenzimmer aus dem Unglückshause herausstürzen, welche in dem finstern Nebel, der das andere Ende des Gäßchens bedeckte, verschwand.

Diese plötzliche Erscheinung verschwand so rasch, daß es Martin nicht möglich war, die Gesichtsbildung oder den Wuchs dieses Frauenzimmers zu unterscheiden und zu erkennen, ob es Basquine sei oder nicht.

Als der Fiaker vor dem Hause hielt, sprang Martin heraus, fand

die Thür halb offen und schlug sie so derb hinter sich zu, daß sie in's Schloß fiel.

Ohne sich darum weiter zu bekümmern, eilte Martin über den pechfinstern Gang und stieg in aller Dunkelheit rasch die Treppe hinauf, sein Vorgefühl sagte ihm, daß die Rachescene, zu welcher Basquine ihn beschied, im dritten Stockwerk vorginge — in demselben Zimmer, wo der Capitain Just Regina aus den Händen des Herrn Duriveau befreit hatte.

Zu seinem großen Erstaunen hörte Martin, als er sich diesem Zimmer näherte, keinerlei Geräusch.

Endlich war er vor der Thür angelangt; ein mattes Licht schimmerte durch die offenstehende Thür und leitete seine Schritte — er ging durch das erste Zimmer.

Aber wie vom Donner gerührt blieb er voll Entsetzen auf der Schwelle des zweiten Zimmers stehen und mußte sich einen Augenblick im Schatten halten und sich gegen die Einfassung der Thür stützen; er war der Ohnmacht nahe und konnte keinen Schritt weiter vorwärts thun.

Das Gemälde, das sich vor Martin's Augen entfaltete, war dieses:

Scipio lag bleich, sterbend, bewegungslos, das Haar von dem Blute, das aus einer weiten, klaffenden Wunde am rechten Schläf langsam übers seine Wange rann, besudelt, auf einem Ruhebette.

Neben dem Bette stand mit gefalteten Händen der Graf Duriveau; seine weiße Weste war mit Blut bedeckt und sein Gesicht, das von kaltem Schweiß rann, war noch bleicher als das seines Sohnes.

In der Mitte des Zimmers sah man einen halb zerbrochenen, schweren, hölzernen Stuhl mitten in einer Blutlache, und dabei einen Shawl, der der Madame Wilson gehörte.

Der Thür gegenüber, wo Martin fast ohnmächtig stand, traten die unbeweglichen, bleichen, ungerührten Gesichter Bamboche's und Basquine's aus dem Dunkel des anstoßenden Zimmers, wo sie zwei Schritte von der Thüre schweigend standen, hervor.

Der Graf hatte sie nicht bemerkt. Seine Augen hefteten sich starr und glühend, wie sie trotz der Thränen waren, welche sie verschleierten, auf die brechen den Augen seines Sohnes; Herr

Duriveau schien vom Kinnbackenkrampf ergriffen zu sein und den Mund nicht mehr schließen zu können; krampfhaftes, ersticktes Schluchzen stieg aus seiner Brust auf — es war das einzige Geräusch, das dann und wann die unheimliche Stille unterbrach.

Scipio's Gesicht, das schon mit dem Stempel des Todes bezeichnet war, war immer noch sehr schön. Seine kalten, blauen Lippen zuckten unter dem kleinen, blonden Schnurrbart ein wenig und schienen ein letztes, spöttisches Lächeln zu versuchen, wobei sie seine Zähne vom weißesten Schmelze sehen ließen. Er lag mit dem Kopf auf dem Arm, und seine Hand, die zart und weiß war wie eine Frauenhand, verschwand halb in seinem kastanienbraunen Haar, von welchem sie dann und wann ein paar seidene Locken zusammen faßte; denn sie zuckte im Todeskampf.

Endlich machte der Graf Duriveau eine letzte Anstrengung, um zu reden, und aus seinen zitternden Lippen erklangen folgende unzusammenhängende Worte:

»Ich hab' ihn umgebracht — meinen Sohn — umgebracht! «

Das war fürchterlich; man hätte glauben sollen, der Unglückliche spräche in der Geistesabwesenheit, die ihn ergriffen, diese Worte nothgedrungen und nach einem Schicksalsschlusse, und fände keine andern — denn er wiederholte nochmals mit krampfhaftem Kopf schütteln:

»Ich habe meinen Sohn umgebracht — meinen Sohn umgebracht!«

In diesem Augenblicke öffneten sich Scipio's Augen, die bis dahin in Todesmattigkeit halb geschlossen gewesen waren, ganz weit, und ein paar Sekunden lang machte ein letztes Aufblitzen der Lebens und Jugendkraft diesen Blick glänzender, feuriger, schöner, als er je gewesen war.

Je weiter sich Scipio's Augen öffneten, desto größer wurden auch die Augen seines Vaters, die von ihnen durch eine Art von Zauber angezogen wurden — bis, schrecklich anzusehen, die Augäpfel ganz vom Weißen umgeben waren.

Scipio's Lippen bewegten sich schwach, als versuchte er zu reden.

Der Graf bemerkte es und lispelte folgende Worte, die einzigen,

immer noch die einzigen, die sich seinem gestörtem Geiste darboten:

»Er wird zu mir sagen: Du hast Deinen Sohn umgebracht — Deinen Sohn umgebracht!«

Scipio lächelte auf seltsame Weise und sprach mit immer schwächerer Stimme, die zugleich mit seinem letzten Athemzug erlosch:

»Du hast mich — umgebracht — aber — das ist ganz einerlei — ich habe doch Recht behalten — Du wirst Madame Wilson — nicht heirathen — das ist Deine Schuld — ich folge Deinem Beispiel — *ich thue, was Du gethan*. Du weißt wohl noch — die Fürstin Montbar. — Sag' doch — wer hätte das gedacht, daß der *junge Vater* noch zum *Mördervater* würdet — Das ist spaßhaft — ich will das — dem Großpapa — Du-riz-de-veau — erzählen — «

An der Schwelle der Ewigkeit schloß dieser unglückliche Tollkopf von einem Sohne sein kurzes Leben noch mit einer Verhöhnung des Vaters.

»Scipio, mein Sohn, stirb nicht,« rief der Graf mit schrecklicher Stimme; denn die Wirklichkeit brachte ihn wieder zu sich.

Und dabei stürzte er trostlos auf den Leichnam seines Sohnes und bedeckte sein Gesicht, sein Haar, seine Hände mit wüthenden Küssen.



Eine Erinnerung, welche flüchtig war, wie der Blitz, stellte Martin in diesem Augenblick zu lehrreicher Vergleichung den erhabenen Tod des Doctor Clément vor Augen und vergegenwärtigte ihm die Worte voll Seelengröße und Seelenheiterkeit, die er und sein edler Sohn in dieser feierlichen Stunde mit einander gesprochen hatten!

---

Martin stand noch immer von Entsetzen versteinert; Basquine und Bamboche, die aus ihrer Dunkelheit heraus jetzt ihren Jugendfreund bemerkt hatten, wiesen schweigend, schrecklich und mit trockenen, glühenden Augen hartherzig auf den unglücklichen Vater, der auf den leblosen Körper seines Sohnes hin gestreckt lag.

Diese kalte Grausamkeit erbitterte Martin und riß ihn aus seiner Verdampfung auf.

Rasch schritt er, ohne vom Grafen bemerkt zu werden, der in herzerreißendes Schluchzen, in uns deutliche Laute ausbrach,

sich auf dem Bette hin und herwand, seine Lippen auf das eiskalte Gesicht seines Sohnes heftete, durch das Zimmer, faßte Basquinen am Arm und sprach leise, aber voll Zorn und Unwillen die drohenden Worte:

»Nein, Du sollst nicht durch Deine Anwesenheit den Schmerz der Gewissensbisse dieses Sohnesmörders verhöhn, Basquine — Du hast aus einem Geheimniß, das ich Dir als Schwester anvertraute, eine Mordwaffe gemacht — das ist schändlich.«

»Bruder — ich — rächte auch Dich — « antwortete Basquine dumpf.

»Nein, Du kannst nicht die Stirn haben, hier zu bleiben und dem Unglücklichen unter die Augen zu treten — Du, die unselige Ursache dieses entsetzlichen Verbrechens,« sprach Martin mit zugleich so eindringlicher und so flehender, obgleich gehaltener Stimme, daß Basquine, von Martin's vorwurfsvoller Rede schon heftig ergriffen, noch weiter in das Dunkel des zweiten Zimmers zurückwich, so daß der Graf sie nicht bemerken konnte, während Bamboche, die Arme auf seiner breiten Brust kreuzend, dem grausen Austritt fortwährend mit wilder Freude zusah.

Plötzlich drang ein dumpfes und bis jetzt noch verworrenes Geräusch, das außerhalb des Hauses zu kommen schien, bis in das Zimmer, und in Kurzem erbebte die Thür des Ganges, die hinter Martin in's Schloß gefallen war, von heftigen Schlägen.

Dieses Geräusch zog die Aufmerksamkeit des Grafen Duriveau nicht auf sich; denn er war fast von, Sinnen vor Schmerz und Verzweiflung; er preßte unaufhörlich den leblosen Körper seines Sohnes in seine Arme und stieß krampfhaft Seufzer und herzerreißendes, unarticulirtes Geschrei aus. Aber Bamboche, der beständig auf seiner Hut war, zog sich, sobald die immer heftigeren Schläge an die Thür hörbar wurden, in den Hintergrund des Zimmers zu Basquine, die sich auf Martin's Geheiß dahin begeben hatte, zurück, dann öffnete der Bandit eins der Fenster, die auf die Straße hinausgingen, und rief:

»Die Wache — ich bin gefangen — die Polizei war mir auf der Spur — ich muß aus dem Wege hierher erkannt und verfolgt worden sein. Wenn sie Hand an mich legen wollen,« sagte er mit wildem Lachen, indem er ein großes Dolchmesser entblößte, »so soll es sie theuer zu stehen kommen.«

»Ein Mord!« rief Martin und eilte zu dem Banditen. »Ein Mord — Du — nimmermehr!«

»Nicht mein erster,« sagte Bamboche mit schrecklicher Ironie und machte sich aus Martin's Umarmung los.

»Ist es denn wahr! Dir wurde mit Grund nachgesetzt?« lispelte Martin vernichtet, »Du hast einen Menschen umgebracht? «

»Aber das war doch nur ein Todtschlag« — sagte Basquine schauernd zu Bamboche, der vor ihr dieses Verbrechen geheim gehalten hatte, um nur Zuflucht bei ihr zu finden — »zur Nothwehr oder bei einem Wortwechsel?«

»Ich habe zwei Menschen umgebracht, nur um zu stehlen,« antwortete Bamboche kurz und abgebrochen, »jetzt einen oder zwei mehr, um mich zu retten, darauf kommt's nicht an — man kann mir doch nur Einmal den Kopf abschlagen. Lebt wohl, Freunde — ich hab' Euch wiedergesehen — Eure Hand und dann vorwärts — «

Basquine und Martin schauderten schreckenvoll und wiesen die Hand zurück, die Bamboche ihnen hinhielt.

»O!« sagte der Bandit mit furchtbarer Wildheit — »Euch schaudert vor dem Mörder — Ihr mögt nicht einmal meine Hand berühren — desto besser — das wird mich wild machen wie einen Tiger — ich werde morden, um zu morden.«

Plötzlich hörte man unter verdoppeltem Lärm draußen die Stimme der Polizeibedienten.

»O Gott,« rief Martin, dem die Lage der Dinge plötzlich klar ward — »das ist fürchterlich — den Unglücklichen da, der seinen Sohn umgebracht, wird man hier festnehmen, ganz bedeckt mit seinem Blut!«

»Mit einem gräflichen Mörder werd' ich festgenommen — sehr viel Ehre! — « rief Bamboche mit teuflischem Gelächter.

Trotz seiner Geistesabwesenheit wurde der Graf Duriveau durch den immer ärger werdenden Lärm draußen wieder zu sich selbst gebracht, richtete sich plötzlich von dem Todtenbette seines Sohnes auf und horchte; dann bemerkte er Martin, der außer sich aus dem ausgangslosen Zimmer kam, in welchem Basquine und Bamboche noch immer versteckt waren.

»Martin! « rief der Graf und fuhr erstaunt zurück, »Du hier?«

»Die Wache ist unten,« rief Martin, »sie wird sogleich herauskommen.«

»Ach, ich habe meinen Sohn umgebracht!« lispelte der Graf schauernd, »mich erwartet das Schaffot.«

»Und Entrinnen ist unmöglich,« rief Martin verzweiflungsvoll.«

»O rette mich,« murmelte der Graf in der ersten Verwirrung des Entsetzens, »rette mich — Du bist ja auch mein Sohn! Nicht um Dich an meiner Verzweiflung, an meinem Verbrechen zu weiden, bist Du hergekommen. Ich habe Dich kennen gelernt — Du bist von edler Gesinnung. Du bist hier, um mich zu retten, nicht wahr? Du bist so viel Andern hilfreich gewesen — erbarme Dich nun auch meiner. O das Schaffot! — O ja, ich bin wohl feig — ich fürchte mich — ich flehe Dich an.«

»Die Thür ist eingeschlagen,« rief plötzlich Martin, »der Unglückliche ist verloren!«

Wirklich hatte die Thür nachgegeben. Der Lärm von dem Tumulte draußen, der bis dahin von diesem Hindernis gedämpft worden war, krachte, so zu sagen, plötzlich in's Haus hinein, und bald hörte man auf den innersten Stufen der Treppe eilige Schritte.

»Sie kommen herauf« sagte Martin horchend, »o — sie halten im ersten Stockwerk an — aber sie werden noch höher kommen — o, daß ich den Unglücklichen nicht retten — daß ich meinen Vater nicht vor dem Schaffot schützen kann!«

Es lag in Martin's Tone, als er diese Worte aussprach, etwas so Ergreifendes, daß der Graf seinem Sohne zum ersten Male in die Arme sank und nicht mehr niedergeschlagen und schreckenvoll, sondern mit Festigkeit versetzte:

»Ja, ich bin Dein Vater — ich sage es Dir vor, dem Leichnam dieses unglücklichen Sohnes, der im zweifachen Sinne mein Opfer ist — ja, ich bin Dein Vater — und dieses letzte Mal wenigstens sollst Du nicht vor mir zu erröthen haben.«

»Was beginnst Du?« — rief Martin, als er den Grafen auf die Thür zuschreiten sah — »sie sind jetzt im zweiten Stockwerk, um dieses zu durchsuchen — hörst Du sie nicht? Wohin willst Du?«

»Mich selbst ausliefern — mein Verbrechen gestehen — das Blut, das ich vergossen, muß über mich kommen,« sagte der Graf



mit würdevoller und erhabener Fassung. — »Komm, Sohn « — versetzte er — »komm, reich mir Deinen Arm — nicht an Muth fehlt's mir — nur an Kräften.«

Kaum hatte der Graf diese Worte ausgesprochen und einige Schritte nach der Thür hin gethan, als Bamboche, der bis dahin unbemerkt in dem anstoßenden dunkeln Zimmer verweilt hatte, plötzlich heraustrat und zum Grafen mit einer Würde, die zu der gewöhnlichen Rohheit seiner Ausdrucksweise in seltsamem Gegensatz stand, sagte:

»Mein Herr — nicht den Grafen Duriveau will ich vor dem Schaffot schützen, sondern Martin's Vater.«

»Was willst Du beginnen? —« rief dieser, »Wohin gehst Du?«

»Ich werde sagen, ich habe den Vicomte umgebracht — das werden sie mir glauben. — Ich werde sagen, ich bin hier hereingekommen, um zu stehlen — er war mit einem Frauenzimmer allein, sie schreien — da schlag' ich ihn mit dem Stuhl todt — fünf Minuten darauf kommt sein Vater, der ihn aufsucht, um ihn festnehmen zu lassen — er sieht seinen Sohn in seinem Blut, stürzt sich auf ihn, und darum ist die Weste seines Vaters blutig.«

»Wie kann ich von Ihnen eine solche Aufopferung annehmen,« rief der Graf, »nimmer —«

»Erklär' ihm schnell, daß ich schon zwei Menschen umgebracht habe,« sagte Bamboche zu Martin, »Einer mehr macht nichts aus — man kann mir nur Einmal den Kopf abschlagen. Leb' wohl, Bruder, eine letzte Bitte « — und in den wilden Augen des Banditen glänzten ein Paar Thränen — »komm mit Basquinen *am Tage vorher* zu mir« — und er griff an den Hals — »Du verstehst mich — noch einmal, lebe wohl, Bruder.«

Und ehe der Graf und Martin sich auch nur regen konnten, stürzte Bamboche auf die Treppe hin aus, als wenn er Hoffnung gehabt hätte, sich mitten durch die Polizeibedienten und Soldaten, von denen er einen Theil auf dem Treppenstuhl des zweiten Stockwerkes fand, und die mehre Laternen bei sich hatten, einen Weg zu bahnen. »Das ist er, ich erkenne ihn, haltet ihn fest« — rief ein Polizeiagent, als er Bamboche erblickte, der bleich, mit bloßem Kopfe und ungeordneter Kleidung und das Messer

schwingend mit Einem Satze auf die Gruppe losstürzte und einen Agenten leicht verwundete — nicht aus Wuth, ich hätte ihn umbringen können, sagte er später zu Martin, aber er wollte die Sache nur wahrscheinlicher machen. Bamboche ward trotz feines gewaltigen Widerstandes, von dem er übrigens im Voraus wußte, daß er vergebens sein mußte, übermannt und geknebelt. Dann, als ein Paar ruhige Augenblicke eintraten, sagte er mit seiner schrecklichen Ruhe:

»Nun, jetzt laßt uns eins schwatzen. Ich bekenne die beiden Mordthaten, deren man mich anklagt, und noch eine dritte dazu.«

»Eine dritte Mordthat,« rief die obrigkeitliche Person, welche die bewaffnete Macht anführte — »eine dritte Mordthat!«

»Ja, ein kleiner junger Mann. Er hatte hier ein Stelldichein mit einem Frauenzimmer. Ich kam in dieses Haus, um zu stehlen, da überraschte ich die Verliebten sie fürchteten sich und riefen: Diebe! Um den jungen Mann zum Schweigen zu bringen, hab' ich ihm eins mit einem Stuhl versetzt, das ist die ganze Sache«

»Wo ist denn das vorgegangen, Schurke? — « rief der Mann.

»Es that mir zuerst leid, daß ich es so arg gemacht hatte,« sagte Bamboche, ohne auf die an ihn gethane Frage zu antworten — »denn der Vater kam darüber herzu, und als ich sah, wie der sich auf den Leichnam des Sohnes warf — konnt' ich nicht helfen, daß es mir zu Herzens ging.«

»Aber wo ist denn das vorgegangen?« wiederholte die obrigkeitliche Person.

»Oben, im dritten Stock« — sagte Bamboche — »Sie werden den Vater da noch finden. Es schien, als wenn er seinem Sohne auf den Fersen wäre und ihn mit diesem Frauenzimmer zu überraschen dächte; denn er und noch ein anderer Mann kamen in dem Augenblick, als der Schlag geschehen war — sie dachten an nichts, als wie sich dem jungen Mann noch helfen ließe; der Vater drückte den jungen Mann an sich, daß er ganz mit Blut bedeckt wurde — und ich suchte das Weite — nun habt Ihr mich gefaßt — meine Sache steht schlimm — aber ich werde vor der Guillotine nicht zurückschrecken.«

---

Ich brauche es nicht weiter zu beweisen, daß bei solcher

Kaltblütigkeit und der unglaublichen Geistesgegenwart und Erfindungsgabe Bamboche's, denen übrigens die Wahrscheinlichkeit seiner Geständnisse und ein Partickelchen Wahrheit in seinen Aussagen zu Statten kamen, das Verbrechen des Grafen Duriveau nicht einen Augenblick geargwohnt wurde; seine Verwirrung, seine Blässe, selbst das Widersprechende in seinen Antworten, die er auf die Fragen der obrigkeitlichen Person gab, und welche diese aus Schicklichkeitsgefühl und Mitleid mit so großem Unglück nicht urgirte, wurden der heftigen Aufregung zugeschrieben, in welcher dieser unglückliche Vater sich in Folge der Ermordung seines Sohnes befinden mußte.

Als der Graf einen Verhaftsbefehl gegen Scipio verlangt und erhalten, hatte er kein Geheimniß daraus gemacht, daß es seine Absicht sei, ihn vor den Folgen einer gefährlichen Leidenschaft in Sicherheit zu bringen, es schien also sehr natürlich, daß der Vicomte, da er sich in größter Gefahr schweben sah, in Basquine's Wohnung festgenommen zu werden aus derselben entflohen und eine Zusammenkunft mit ihr in diesem abgelegenen und einsamen Hause verabredet hatte. Aus diese Weise erklärte sich auch die Anwesenheit Basquine's auf dem Schauplatz des Verbrechens, so wie auch die Dazwischenkunft des Grafen, welcher erfahren haben mochte, wohin sein Sohn sich, um dem Gefängniß zu entgehen, geflüchtet hatte.

Und wie hätte es am Ende Jemandem einfallen sollen, statt dem so wahrscheinlichen Geständniß eines Spitzbuben, der schon zwei Mordthaten begangen, Glauben zu schenken, einen angesehenen Mann, der durch seine Verbindungen und sein ungeheures Vermögen eine bedeutende Stellung einnahm, wegen Ermordung seines Sohnes in Verdacht zu haben?

---

Bamboche's Prozeß hatte einen raschen Verlauf; er ward dreier Mordthaten schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Weder Martin noch Basquine hatten das Versprechen vergessen, das sie ihrem Jugendfreunde gegeben.

Am Tage vor der Hinrichtung durften die drei Freunde, zufolge einer besondern Erlaubniß, einander in der Gefängnißzelle, wo Bamboche seine letzten Tage zubrachte, noch einmal sprechen.

---



## Neuntes Kapitel.

### *Die drei Jugendfreunde.*

Die Gefangnißzelle, in welcher Bamboche sich befand, war ausgestattet mit einem eisernen Bettgestelle, einem Tisch und einer Bank, welche an dem Fußboden angenagelt waren. Hinter der schweren Thür hörte man die abgemessenen Schritte einer Schildwache. Basquine und Bamboche waren ungefähr seit einer Viertelstunde beisammen, als die Thür des Gefängnisses sich aufthat, und der Gefängnißwärter Martin zu dem Verurtheilten hereinführte.

Seit Bamboche's Festnahme in der Straße du Marché Vieux hatte Martin seine beiden Jugendgenossen nicht wieder gesehen; er konnte sich nicht enthalten, in Thränen zu zerfließen, als er ihre herzliche Umarmung erwiderte. Nach der ersten Rührung, welche bei allen drei Theilnehmern an diesem Auftritt gleich tief gefühlt war, sagte Martin zu Basquine:

»Nach Anweisung Deines Briefes war ich zu Dir gegangen.«

»Ich hatte meine Ursachen, vorher fortzugehen, lieber Martin,« sagte Basquine, indem sie mit Bamboche einen geheimnisvollen seltsamen Blick wechselte — das ist ein Geheimnis, dessen Erklärung Dir bald zu Theil werden wird.«

»Von allen Dingen,« sagte Bamboche lebhaft zu Martin, »wie geht es Bruyères, meiner Tochter?«

»Es geht ihr gut,« antwortete Martin, »ich habe sie an dem Zufluchtsort besucht, wo Claudius Gérard sie verborgen hatte, während man sie für ertrunken hielt. Ein anderes Bauermädchen

brachte ihr täglich etwas zu essen. Bruyère's Unschuld ist so klar an den Tag gekommen, daß die Anklage auf Kindesmord in sich selbst zusammengefallen ist.«

»Und wo ist das arme Mädchen jetzt?« fragte Bamboche.

»Bei meiner Mutter und dem Herrn Duriveau,« antwortete Martin.

»Nun, so brauch' ich mir ihretwegen weiter keine Sorge zu machen,« sagte der Verurtheilte mit leicht gerührter Stimme, »und — von mir — weiß sie nichts — nicht wahr?«

»Nichts. Meine Mutter überhäuft sie in ihren hellen Augenblicken mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten.«

»Wie« sagte Basquine, »die Geistesabwesenheit Deiner armen Mutter —«

»Nach einem Anfall von Starrsucht, welcher so lange währte, daß man sie für todt hielt,« versetzte Martin, »kam meine Mutter wieder zu sich selbst, aber ihr geistiger Zustand, der noch immer nicht befestigt war, ist wieder bedenklich geworden — doch ist's nicht so ernsthaft, als früher. Jetzt besteht ihre Geisteskrankheit darin, daß sie bisweilen einen ganzen Tag in schweigender Betäubung dasitzt und nichts von Allem, was man zu ihr sagt, beachtet. Sind diese Anfälle vorüber, so ist sie bei gutem Verstande.«

»Und Dein Vater?« sagte Basquine.

»Innerhalb acht Tagen ist sein Haar grau geworden,« sagte Martin, er hat Paris für immer verlassen und Scipio's Leichnam in die Sologne bringen lassen, und seitdem hat Herr Duriveau seinen Landsitz nicht verlassen, auf dem er für immer seine Wohnung aufschlägt.«

»Und wie stehen jetzt Deine und Deiner Mutter Angelegenheiten? « sagte Bamboche.

»Er hat sich mit meiner Mutter aufbieten lassen,« sagte Martin.

»Obgleich die Geisteskrankheit Deiner armen Mutter noch nicht beseitigt ist?« sagte Basquine verwundert.

»Ja,« antwortete Martin. »Meine Grausamkeit hat sie um ihre Vernunft gebracht, sagte der Graf, ich muß mich bemühen, sie durch liebevolle Sorgfalt wieder herzustellen. Ich habe sie entehrt, ich muß sie wieder zu Ehren bringen, indem ich ihr meinen

Namen gebe.«

»Welche Umwandlung!« sagte Basquine mit bitterem Lächeln — dann setzte sie kalt hinzu, »und Madame Wilson?«

»Sie ist mit ihrer Tochter nach England abgereist,« antwortete Martin traurig, »aber ihr bleibt wenig Hoffnung übrig, die Unglückliche zu retten — Raphaële stirbt langsam hin.«

»Und Claudius Gérard?« sagte Bamboche.

»Er ist der beständige Begleiter meiner Mutter und des Herrn Duriveau. Dieser hat ihm auf demüthige Weise die vollständigste Ehrenerklärung gegeben. Claudius ist von dem Menschenhaß zurückgekommen, zu welchem ihn die elenden Verfolgungen gedrängt hatten, und hat bei dem schrecklichen Seelenschmerz, den unablässigen Gewissensbissen des Herrn Duriveau nicht unempfänglich bleiben können; dieser findet seinen einzigen Trost in einer Sühne, welche groß und segensreich sein soll; er hat die umfangreichsten, die edelsten Pläne für das Wohlergehen des Landstriches, der ihm angehört, und in welchem Krankheit und Elend beständig die Reihen der Bewohner lichteten.«

»Ich muß mit Basquine sagen: was für eine Umwandlung!« versetzte Bamboche — dann setzte er mit schrecklichem Hohne hinzu: »da sieht man doch, wozu es gut ist, wenn einer seinen Sohn umbringt; kein besser Mittel einen Mann moralisch zu machen!«

»Du bist immer derselbe,« sagte Martin traurig zu Bamboche, »auch in dieser Stunde— noch!«

»Wetter — in dieser Stunde gerade!« sagte der Bandit mit lautem Gelächter. Weil sie mir morgen den Kopf abschlagen, soll ich heute ein guter Kerl: und tugendhaft werden —«

»Du thust Dir selbst Unrecht« sagte Martin, »Deine Aufopferung für meinen Vater war bewundernswerth.«

»Das große Verdienst! Sie hätten mich doch gefangen.«

»Und als Du bei dem Doctor Clément, um mich nicht in Verdacht zu bringen, auf den Gewinn Deiner Dieberei verzichtetest — das war auch schön und groß. Mögen Dich in diesem letzten Augenblick wenigstens die Erinnerungen dieser guten Handlungen trösten.«

»Pah — diese schönen, moralischen Impulse haben mich doch

nicht davon abgehalten, einen alten Mann und seine Frau mit der Hacke todt zu schlagen, um ihnen dreiundzwanzig Francs zu rauben.«

»Aber dieses schreckliche Verbrechen bereust Du doch wenigstens?« rief Martin.

»Nicht im mindesten — mich hungerte, mich fror,« für diese dreiundzwanzig Francs hab' ich mir einen Karren gekauft und acht Tage davon gelebt.«

»Höre, lieber Martin,« sagte Basquine zu ihrem Freunde, der vor solcher Herzenshärte schauderte — wenn ich Bamboche entschuldigen wollte, so würde ich Dir sagen: Du selbst wärest, trotz der Lehren des Claudius Gérard, trotz der natürlichen Güte und Reinheit Deines Herzens, nach viertägigem, schrecklichem Kampf mit Hunger und Kälte und Arbeitslosigkeit in der Verzweiflung beinahe zum Helfershelfer des Muldensterzes geworden.«

»Das ist nur allzu wahr,« sagte Martin niedergeschlagen.

»Und als Du später die physische Unmöglichkeit erkanntest, Dir das Leben zu fristen,« versetzte Bamboche, »und doch vor dem Gedanken an Selbstmord zurückschrecktest, hast Du da nicht in einem Keller den Tod erwarten wollen? Nun wohl! Ich, der ich meinen Vater hilflos mitten im Walde habe umkommen und von Raben zerhacken sehen, ich, der ich, statt Claudius Gérard zum Erzieher zu haben, die väterlichen Rathschläge des Muldensterzes und des La Levrasse empfangen, ich, dem endlich die Gefängnißerziehung den Rest gegeben — ich, der ich mit einem Worte wie ein Wolf auferzogen bin — ich habe als Wolf gelebt und sterbe als Wolf, indem ich in das Gitter meines Käfigs beiße. Ich verdiene weder Theilnahme und Mitleid, noch verlange ich sie; wie ich angefangen habe, so endige ich — sie schlagen mir den Kopf ab — daran thun sie wohl; denn sie können's — in meiner Kindheit hat mich die Gesellschaft wie einen verlaufenen Hund behandelt — nach dem mir die Zähne gewachsen, hab' ich ihr wie ein wüthender Hund begegnet — das war so Schicksalsschluß, und damit Punctum.«

Bei diesen letzten Worten war Bamboche's Lachen krampfhaft, fast schmerzhaft.



War es Seelenschmerz oder war es Körperschmerz? Martin konnte den wahren Sachverhalt nicht ahnen; — er bemerkte nur, daß Bamboche's Blässe beständig zuzunehmen schien.

»Du mußt nicht vergessen, lieber Martin,« versetzte Basquine beständig in eisiger Ruhe, »daß Bamboche und ich in frühester Jugend verderbt und moralisch vergiftet worden sind, und daß wir später allen Wechselfällen des Lebens und der Armuth preisgegeben wurden!«

»Und doch« versetzte Martin tief betrübt, »hättet auch Ihr gerettet werden können, dafür berufe ich mich auf die Tage, die wir auf *unserer Insel* verlebt — erinnert ihr Euch dessen wohl noch? O Gott! wer hätte damals, als wir in der schönen Sommernacht beide Basquine's begeisterte Stimme hörten und mit aller Kraft unserer Seele ein redliches, arbeitsames Leben herbeiwünschten — wer hätte damals gedacht, daß wir Drei uns noch so wiedersehen sollten, wie es heute geschieht!«

Und Martin konnte seiner Thränen nicht Meister werden.

In diesem Augenblick entschlüpfte dem Bamboche, dessen Blässe sich seit einigen Augenblicken zu verdoppeln schien, ein Schmerzenslaut. Sein wildes Gesicht zuckte krampfhaft zusammen; er fühlte eine peinliche Beklemmung!

»Was ist Dir?« fragte Martin lebhaft.

»Nichts« versetzte der Straßenräuber, indem er aufs Neue mit Basquine einen seltsamen Blick wechselte, »ich bin von Eisen, wie Du weißt,« setzte er hinzu und streckte dem Martin die Hand hin, »aber Du allein und Basquine, Ihr macht einen Eindruck auf den Eisernen — und Euch nun heute alle Beide da zu sehen, da doch morgen — siehe, das könnte auch Erz weich machen — aber das geht vorüber — es ist schon vorüber.«

»Deine Hand ist eiskalt,« rief Martin, als er die Hand des Banditen in der seinigen hielt.

»Kalte Hände, warme Liebe, Du kennst das Sprichwort wohl,« sagte Bamboche lachend und zog seine Hand schnell zurück.

»Was ist daran Besonderes, ich habe auch kalte Hände,« sagte Basquine, »fühle nur.«

»Auch eiskalt,« rief Martin immer mehr befremdet.

»Das ist ja ganz natürlich,« sagte Basquine ruhig, »die

Gemüthsbewegung-«

»Ja, ja, die Gemüthsbewegung,« wiederholte Bamboche, und seine Züge wurden wieder ruhig.

Trotz dieser beruhigenden Worte empfand Martin doch eine unbestimmte, unaussprechliche Angst, er glaubte auf der Stirn des jungen Mädchens ein plötzliches, krampfhaftes Runzeln zu bemerken, als hätte sie dann und wann mit heftigen Schmerzen zu kämpfen, und doch sprach Basquine fortwährend mit kalter, ruhiger Ironie.

»Soll ich Dir, lieber Martin,« versetzte sie nach kurzem Schweigen, noch einen letzten Beweis für die Wahrheit geben, daß Bamboche und ich dadurch, daß unsere Kindheit und Jugend durch schreckliche Verderbtheit befleckt und verdorben worden, ganz unheilbar geworden sind? Ich trage im Herzen eben so viel Bitterkeit und Verzweiflung wie er.«

»Du,« rief Martin, die Du überhäuft bist mit allen Gaben der Jugend, der Schönheit, des Glücks, des Genius! Du, deren Ruhm von einer Welt in die andere erschallt! O — das heißt gottesehnd reden! Bamboche kann sich wenigstens mit der verdorbenen Umgebung entschuldigen, in welcher er hat leben müssen. Er kann sich mit dem Elend, der Erniedrigung, der Scham vor sich selbst, der Verachtung, die über ihn ergegangen war, entschuldigen — denn alles Dies zu fühlen, das erfüllt das Herz mit Haß und Galle und erbittert; mag er die Welt verfluchen, die ihn von früher Kindheit auf jeder Verführung zum Bösen schutzlos preisgegeben — er zahlt das Recht ihr zu fluchen mit seinem Kopfe. Aber Du, die Du, wenn auch nach schrecklich befleckter und gequälter Jugend — ich weiß das ja sehr wohl — in kaum zwei Jahren zum Gipfel des Glücks und Ruhms gelangt bist, Du, welcher die Welt Gold und Ehren steuert, welche sie kaum den Königen zugesteht — wie darfst Du von Haß und Verzweiflung reden, da Du in lauter Liebe, Sanftmuth und Dankbarkeit schweben solltest.«

Basquine hatte Martin mit kalter Ruhe zugehört, wobei sie dann und wann mit Bamboche einen Blick wechselte; dieser hatte sich, vielleicht um seine heftigen Schmerzen zu verbergen, mit den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und stützte seine breite Stirn, von welcher ein kalter Schweiß herabrieselte auf seine beiden

Hände.

Basquine sagte lächelnd zu Martin:

»Ich scheine Dir also ein junges Ungeheuer von Undankbarkeit wegen meiner glänzenden Lage.«

»Nein,« versetzte Martin mit tiefem Schmerze, »Du mußt so grenzenlos unglücklich sein, daß ich nicht mehr den Muth habe, Dich zu tadeln.«

»Unglücklich — ja,« sagte Basquine mit ihrer hellen, schneidenden Stimme, »ja, unglücklich bin ich so sehr, wie ich es jemals gewesen — und noch mehr.«

Da Martin nicht umhin konnte, seine Verwunderung zu äußern, fuhr das junge Mädchen fort:

»Du meinst also ein paar Blumensträuße, ein Bisschen Gold, ein Bisschen Talent, ein Bisschen Ruhm, oder meinetwegen auch recht viel von dem Allen, seien hinreichend, um eine Seele und einen Körper, die mit sechzehn Jahren in allem Schmutz der Armuth und des Lasters herumgeschleift worden, rein zu waschen?«

Martin sah Basquine mit Entsetzen an — er wußte kein Wort zu antworten — sie fuhr fort:

»Also, weil die Menge mir Bravo zugerufen hat, weil ein Paar große Damen, ein paar Königinnen, zu mir gesagt haben — theure Freundin, Sie sind wahrhaft groß — weil alle Männer, die ich gekannt habe, von den niedrigsten bis herauf zu den Königen, mir gesagt und geschrieben haben, was sich in die Worte zusammenfassen läßt — Sie sind schön, anbetungswürdig, unnachahmlich; wollen Sie mich nicht zum Liebhaber — darum meinst Du wohl, bin ich nun *nicht* mit *acht* Jahren in's Laster eingeweiht, *nicht* zwei Jahre darauf das Spielzeug, das Opfer — und, was noch schlimmer ist — da ich weder geflohen bin, noch mir das Leben genommen habe, die Mitschuldige der scheußlichen Ausschweifungen eines Herzogs von Castleby gewesen — —«

Martin entsetzte sich immer mehr und fing an einen Theil der schrecklichen Wirklichkeit zu ahnen — die ihm mehre Male in der Ferne aufgedämmert war, aber ihm so verzweiflungsvoll war, daß er sich immer bemüht hatte, den Blick von ihr abzuwenden.

»Wie, meinst Du, wenn ein goldner Regen auf mich fiel, und der Weihrauch des Beifalls mich umdampfte, das habe hingereicht, mich von solcher Befleckung zu reinigen?« versetzte Basquine mit der eisigen Kälte, die ihre Rede so entscheidend machte. »Meinst Du, der Seelenaussatz, von welchem man nothwendig angesteckt wird, wenn man Seiltänzerin, Landstreicherin, Diebin, Straßensängerin und Statistin für zehn Sous ist, fresse nicht um sich und sei nicht unheilbar? meinst Du, daß das nicht auf die Zukunft des Menschen Einfluß übt, wenn er sich ohne Liebe und selbst ohne Begierde preisgibt? Denn frühe Verderbniß hatte meine Sinnlichkeit abgetödtet, ehe sie noch erwacht war, und ich bin niemals mehr als ein lebendes Marmorbild gewesen.«

»O Gott, Gott — welche fürchterlichen Enthüllungen!«

»Du hast wohl gemeint, ich sei wieder Jungfrau geworden,« fuhr das unglückliche Mädchen mit ihrer schneidenden Ironie fort, »als wenn Du nicht wüßtest, daß ich, schön, jung und mittellos wie ich war,« genöthigt gewesen sein müsse, mich heute preis zu geben, um Brot kaufen zu können, morgen, um ein Nachtlager zwischen Dieben und Dirnen zu erlangen, ein anderes Mal, um von einem Schenkwrith die Erlaubniß zu erlangen, in s einer Kneipe zu singen, oder bei einem Theaterdirector die Gunst zu verdienen, die Bretter betreten zu dürfen! Und soll das nicht erniedrigen, und das für alle Zukunft! Und der Dunstkreis des Ruhms, wie Du es nennst, sollte hinreichen, diese an der Seele nagenden Erinnerungen vergessen zu machen? diesen Aussatz abzuwaschen? O nein — nein — «

»Jetzt,« versetzte Martin tief gebeugt, jetzt begreif ich.«

»Und ist es von dem Gefühl solcher Erniedrigung zur Bosheit, zum Menschenhaß, zur Verzweiflung denn so weit?« rief Basquine in wachsender Aufregung. »Du sprichst mir von Sanftmuth, Liebe und Dankbarkeit gegen die Leute vor, die mich mit Gold, mit Blumensträußern und Beifallsruf überschütten, weil mein Gesang und meine Gestalt ihr Auge und ihr Ohr entzücken. Laß mich morgen häßlich geworden sein und die Stimme verloren haben, was habe ich denn von den Leuten, die heute noch zu meinen Füßen liegen, zu erwarten? Verachtet und vergessen zu sein. Sie haben mich aufgerafft, wie man eine Blume pflückt, die am Wege steht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie auf

jungfräulichem Boden oder auf einem Misthaufen erwachsen ist. Die Blume welkt — und gleichgültig wirft man sie von sich.«

»Dann aber der Ruhm,« rief Martin, der es nicht über sich gewinnen konnte, mitten in einem anscheinend so glücklichen und glänzenden Dasein eine unheilbare Verstimmung und innere Hohlheit anzuerkennen — »der Beifallsruf eines ganzen begeisterten Volkes?«

Basquine zuckte die Achseln.

»Bei La Levrasse — in den widerlichen Austritten mit dem Possenreißer im Alter von acht Jahren, da hab' ich auch rasenden Beifall geärndtet, da hab ich auch furore gemacht — da hat man sich auch den Zutritt zu unserem Schauplatz streitig gemacht. Und überdies — glaube mir, das Beifallklatschen der Hände in weißen Glacehandschuhen hat mir später weniger in den Ohren geklungen, als das Beifall klatschen der schwieligen Hände, die meine Kindheit gefeiert haben.«

»Aber das Bewußtsein, eine große Künstlerin zu sein!« rief Martin. »In Bezug auf dieses Hochgefühl bist Du doch wenigstens noch nicht abgestumpft.«

Basquine lachte laut auf.

«Ja, ich habe mehre Male zu mir selbst gesagt — es konnte ja nicht ausbleiben — wahrhaftig, ich bin eine große Künstlerin, gewiß, ich habe ein ungewöhnliches Talent — *aber was weiter?*«

Diese Worte machten einen um so schrecklicheren Eindruck, da der Ausdruck von Ekel und Uebersättigung, mit welchen Basquine sie sprach, bewies, daß sie im Ernste redete.

»Doch, es sei,« fuhr sie fort, »ich habe einmal so etwas, wenn Du willst, empfunden, was Du einen gerechten, edlen Stolz auf mein Genie nennst — aber nun weiter? Ist denn das nicht ein ewiges Einerlei, dieselbe Anpreisung seiner selbst, durch sich selbst, vor sich selbst? Nach einem halben Jahr erregt das einem Ekel, so lächerlich wird es.«

»Aber,« versetzte Martin, der nur Schritt für Schritt nachgab, »wenn Deine Seele für die Freuden des Ruhmes erstorben war, so gibt ja der Ruhm auch Reichthum.«

»Reichthum? — Ich brauche mich nicht zu putzen, um schön zu sein, und habe Niemanden, dem ich zu gefallen bedacht bin. Ich

habe so lange im äußersten Elend geschmachtet, daß das Nothwendige für mich eine Art Luxus ist. Gleichwohl hab' ich's mit dem Aufwandmachen versuchen wollen — nach vier Wochen hatt' ich's satt. Was ist die dumme Freude am Reichthum gegen den Rausch der Berühmtheit, und selbst der Ruhm versetzte mich in keinen Rausch.«

»Aber wenn man reich ist, kann man Gutes thun.«

»Lieber Gott — ich habe ja Gutes gethan und viel! Sobald ich reich geworden war, hab' ich nach meiner Familie geforscht — mein Vater und meine Mutter waren todt, ich habe nur zwei Brüder und eine Schwester ausfinden können, die anderen waren todt oder verschollen. Weiß man jemals, was aus solchen Unglücklichen, wie wir sind, wird? Das Volk wird geboren und stirbt — wen kümmert's — Meinen beiden Brüdern und meiner Schwester hab' ich ihre Zukunft gesichert; auch Anderen hab' ich gegeben, viel gegeben, dann aber sagte ich eines Tages von der Mildthätigkeit, was ich vom Ruhm und vom Reichthum gesagt hatte — was ist's denn nun weiter?«

»So lebt also Dein Herz,« sagte Martin mit schmerzlichem Staunen, »von Jugend auf verderbt, und von dieser Zeit an allen reinen, edlen, fruchtbringenden Empfindungen verschlossen, jetzt nur noch in dem wie der Tod unfruchtbaren und traurigen Gefühl des Hasses?«

»O ja, lange Zeit hab' ich wenigstens diesen wilden, ätzenden Genuß gekostet,« versetzte Basquine, die jetzt immer bleicher ward, und auf deren Stirn der Schweiß zu perlen anfing, wie auf Bamboche's Gesicht., Dieser saß mit starrem Blick, stützte die Stirn in seine beiden Hände und lachte zu den verzweifelnden Worten Basquine's bisweilen mit unheimlichem, oft krampfhaftem, schmerzlichem Lächeln, während seine bleichen, erstarrenden Züge immer mehr entstellt wurden. Aber Martin, den die schrecklichen Geständnisse Basquine's fast außer sich setzten, bemerkte die langsame Auflösung nicht, die sich auf Bamboche's Gesichte zeigte.

»Ja, lange habe ich den wilden, ätzenden Genuß, der im Hassen liegt, gekostet,« sagte Basquine. Wie viel Thränen, wie viel schmerzliche Opfer, wie viel Blut hat mir dies scheußliche Gezücht zollen müssen. Aber bald,« setzte sie finster hinzu, »bald

erblaßten auch diese Empfindungen, die all mein Leben waren.«

»Was sagst Du?« rief Martin.

»Um sie wieder zu beleben,« versetzte Basquine, »ging ich allein und zu Fuß in die Stadtviertel, wo unseres Gleichen vegetieren und jeden Tag ihr Leben dem Mangel und allen Lastern, welche er hervorruft, abzukämpfen haben. Bei diesem schrecklichen Anblick stählte sich mein Haß wieder, ich gab da, was ich an Geld bei mir hatte, und dann ging ich mit haßerfülltem Herzen nach Hause, um in meinem Salon die Reichen und Glücklichen zu empfangen, die für die Leiden unserer Brüder und Schwestern, die verlassen und unglücklich waren, wie wir es gewesen, nur Härte und Verachtung kannten. O, dann nahm ich an dem unbarmherzigen Geschlecht furchtbare Rache. Erniedrigung aller Art, Vermögenszerrüttung, Selbstmord, Sohnesmord mußten mir dienen. Aber bald überfiel mich aufs Neue Uebersättigung und Ekel. Da ergab ich mich, um nichts mehr zu denken, dem Opiumrauchen.«

»O, Du Unglückliche!« lispelte Martin.

»Nur noch eine Hoffnung hielt mich aufrecht, die Hoffnung auf Rache an Scipio und seinem Vater, eine schreckliche Rache; denn es handelte sich darum, mit einem Schläge Bamboche, mich und Dich zu rächen. Dies blutige Werk hab' ich zu Ende geführt ohne Erbarmen, ohne Gewissensbiß — und dann bin ich wieder in meine Erschöpfung zurückgesunken, und mehr als jemals — ich habe zu mir gesagt und sage es noch: Ruhm, Liebe, Reichthum, Mildthätigkeit, Rache — und — o vergib mir die Lästerung, Bruder — auch Freundschaft — *es ist eitel, Alles eitel* — Du siehst, ich bin fromm geworden — nur — ohne Religion —«

Basquine konnte nicht weiter reden; ihre fieberhafte Tatkraft, welche durch eine unglaubliche geistige Anstrengung unterstützt wurde, unterlag plötzlich; ihr Blick ward starr, ihre Lippen, die schon erkaltet waren, wurden blau, sie zitterte krampfhaft, ihre Zähne klapperten.

»Mein Gott, Basquine, was ist Dir?« rief Martin und eilte aus sie zu, um sie zu unterstützen, als sie sich auf dem Bette niederließ — ihm ward immer banger — er setzte hinzu: »Bamboche — sieh doch — Basquine.«

»Ich sehe sie sehr gut,« sagte der Bandit, zog die Hände, hinter denen er bis dahin das Gesicht verborgen hatte, zurück, und zeigte seine entstellten Züge, auf die der Tod bereits seinen Stempel gedrückt hatte.

»Gott, was ist Euch Beiden?« rief Martin, »Hilfe, Hilfe!«

»Schweig,« lispelte Basquine, und legte mit letzter Anstrengung ihre eisige Hand aus Martin's Lippen. »Laß uns — Bamboche entflieht dem Schaffot — und ich — ich entfliehe dem Leben.«

»O, das ist fürchterlich — alle Beide!« rief Martin vernichtet, »doch nicht etwa Gift —«

»Ja,« sagte Basquine, »in meinem Ringe, den ich am Finger trug — der Gefängnißwärter hat nichts gemerkt.«

»O,« rief Martin, »so jung, so schön — und so in Verzweiflung hinzusterben!«



»Und auch in diesem Augenblicke noch sag' ich — und bitterer als je: was ist's denn nun weiter?« lispelte Basquine mit



ersterbender Stimme.

»Lebe wohl, Basquine, lebe wohl, Martin,« setzte Bamboche im Todeskampfe hinzu, »ich fahre dahin wie ein Vieh — ich glaube an nichts und habe an nichts geglaubt — aber — ich bin den Schwüren — meiner Kindheit — treu geblieben.«

Und mit sterbender Hand schob er das Gefängnißkleid von seiner breiten Brust zurück, auf der man mit unauslöschlichen Zügen tätowiert sah:

***Basquine für's Leben. Ihre Liebe oder den Tod. Den 15. Februar 1826. Ewige Bruderliebe für Martin den 10. December 1827.***

»O Gott,« rief Martin voll Verzweiflung, »ich berufe mich auf das edle Freundschaftsgefühl, das niemals in Euch erloschen ist — Ihr waret geboren gut zu sein, aber Ihr starbt als die Opfer eines verderbten, gesellschaftlichen Zustandes, in Folge dessen Ihr von früher Kindheit auf unbarmherzig verwaorlost worden!«

»Bruder — noch ein Mal Deine Hand,« sagte Basquine und drehte sich sterbend auf dem Bette um, »jetzt ruf um Hilfe — ich habe nichts dagegen.«

Martin rief nach Hilfe, aber sie kam zu spät.

Allein begleitete er am späten Abend des folgenden Tages die Särge Bamboche's und Basquine's zur Stätte der ewigen Ruhe.

---



## **E p i l o g .**

### **Zehntes Kapitel.**

Es war seit dem Tode Basquine's und Bamboche's mehr als ein Jahr vergangen.

Der Monat October ging zu Ende.

Ein Reisender, welcher etwa fünfviertel Jahr früher den Theil der Sologne, wo der Anfang dieser Geschichte vorging, besucht hätte, und jetzt wieder dahin gekommen wäre, würde sich die Frage vorgelegt haben, welches Wunder sie denn so gänzlich umgewandelt haben möge.

Wirklich hatte in diesen fünf Vierteljahren die Landstrecke von fünf bis sechs Meilen, welche dem Herrn Duriveau gehörte, und die bis dahin so arm, so menschenleer, so unangebaut, so ungesund und dermaßen mit stehenden Gewässern bedeckt gewesen war, daß ihre Ausdünstungen für die wenigen Bewohner der Meierhöfe beinahe tödtlich geworden waren, nicht nur ein ganz anderes Ansehen, sondern, wenn man so sagen darf, eine ganz andere Beschaffenheit gewonnen.

Da war nichts mehr von diesen feuchten, ungesunden Nebeln zu sehen, die früher in ungeheurer Ausdehnung diese öden, von schleichenden Gewässern halb überschwemmten Flächen bedeckt hatten — noch von dem schwarzen, torfigen Boden, auf dem nur hier und da armseliges Haidekraut wuchs, und in den Vieh und Menschen bis an's Knie einsanken — noch von

endlosen, nackten, dünnen, traurigen Ebenen, durch die hier und da ein paar magere Stücke Vieh herumirrten, die unter dem Ginster und den Binsen ein ärmliches Futter suchten, während die armen, kleinen Hirtenjungen sich, in Lumpen gehüllt und vor Fieberfroste zitternd, ihren kränkenden Heerden nach schlepten — noch von diesen Sümpfen mit dickem, unbeweglichem, bleifarbenem Wasser, in welchem sich hier und da die geborstene Mauern irgend eines Pachthofes spiegelten, der aus Lehm gebaut und mit einem halb eingesunkenen Strohdach gedeckt war.

Alles hatte sich in dieser kurzen Zeit in diesem Landstriche verändert, Alle, sogar die Luft, welche man einathmete — sie war jetzt eben so rein und gesund und leicht, wie sie bis dahin drückend und mephitisch gewesen war.

Doch bald hätte er, der Reisende, den Grund dieser unglaublichen Umwandlung errathen, wenn er die weiten, mit Ziegeln ausgemauerten Kanäle bemerkt hätte, mit ihren ebenso geschmackvollen als dauerhaften Brücken, durch die unablässig das überflüssige Wasser abstoß, und die durch unterirdische Abzüge gespeist wurden, deren geschickt berechnete Neigung ihnen beständig die stehenden Gewässer zuführte, die den Boden seit Jahrhunderten aus Mangel an Abfluß überschwemmt, durchsickert, aufgelockert und da durch ungesund und unfruchtbar gemacht hatten.

Endlich — o Wunder der Arbeit und Einsicht des Menschen, wo ihm genügende Geldkräfte zu Hilfe kommen! — diese Gewässer, die bis dahin die Geißel der Landschaft gewesen waren, gehörten jetzt zu ihren Reichthümern. Aus den Kanälen floß es in ungeheure natürliche Becken, welche in Bezug auf die beziehentliche Tiefe ihrer Lage beibehalten worden waren, und nachdem sie von da mittels Windmühlen von eben so einfacher als geistreicher Erfindung in weite Behälter hinaufgehoben worden, konnten sie sich in tausend Bewässerungsgräben hinwenden, wo sie nothwendig waren<sup>1</sup>.

Auf diese Weise waren diese weiten Strecken, die wir im Anfange dieser Geschichte sumpfig, ungesund und unbebaut daliegen sahen, bereits vollkommen gesund und urbar gemacht, ja an vielen Orten waren sie schon zum Empfang der Wintersaat vorbereitet.

Und nicht nur der Boden war auf den fünf bis sechs Quadratmeilen, welche dem Herrn Duriveau gehörten, auf diese Weise umgewandelt, sondern auch die Wohnungen, und, was noch bewundernswürdiger ist, auch die Bewohner; sonst sahen sie so hager und kränklich aus, jetzt blühten sie vor Gesundheit.

In der ganzen Ausdehnung des ungeheuren Grundbesitzes von Martin's Vater sah man keinen einzigen jener Pachthöfe oder vielmehr Spelunken mehr, in welchen ein in Folge des Fiebers und der härtesten Entbehrungen im Innersten entartetes Geschlecht hinsiechte.

Das kleine Dorf Tremblay selbst, das aus ungefähr zweihundert nicht weniger als die Pachthöfe verfallenen Hütten bestanden hatte, war verschwunden und bildete nicht mehr durch sein erbärmliches Ansehen einen Gegensatz zu dem prächtigen Schlosse des Grafen Duriveau.

Dieses Schloß selbst hatte eine vollständige Umgestaltung erfahren.

Das Hauptgebäude mit seinen beiden zurückliegenden Flügeln war stehen geblieben, und durch Verlängerung der beiden Flügel, und indem man sie mit neuen Baulichkeiten verband, die dem Hauptgebäude gegenüber lagen, hatte man ein ungeheures Parallelogramm zu Stande gebracht.

Eine breite Gallerie aus Mauerwerk, die inwendig in dem Parallelogramm herum lief, bildete am ersten Stockwerk eine Terrasse und am Parterre ein Schutzdach, welches in diesen weiten Baulichkeiten umherzugehen gestattete, ohne daß man sich vor Regen und Sonne zu scheuen nöthig gehabt hätte.

Der Boden innerhalb des Vierecks war zu einem Lustgarten benutzt; die Gänge, welche seine Gebüsche und Pflanzungen durchschnitten, liefen alle auf einen runden Platz in der Mitte aus, auf dem ein Springbrunnen stand; dieses Denkmal von Stein und Eisenguß, das in einfachem und strengem Style gehalten war,« lief in eine kugelartige Zierrath aus, auf der man folgende Inschrift las, welche der Lieblingsgrundsatz des Doctor Clément gewesen und in Martin's Memoiren angeführt worden war:

***Keiner hat ein Recht auf den Ueberfluß,  
so lange nicht Jeder das Nothwendige besitzt.***

Des Nachts waren dieser Garten, die Bogengänge und die Gebäude mit Gas erleuchtet, das auch hier und da in dem Park erglänzte, dessen hundertjährige Gebüschse man geschont hatte, und der sich hinter dem Schlosse erstreckte.

Endlich zur Rechten dieses Vierecks stiegen zwischen zahlreichen Gebäuden, die außen angebaut waren, die gewaltigen Schornsteine mehrerer Dampfmaschinen in die Höhe, die entweder dazu dienten, gewisse Arbeiten abzukürzen oder zu erleichtern, oder das Wasser für die Leitung, die durch alle Theile dieser weitläufigen Anstalt herum lief, in große Behälter zu heben.

Der Monat October ging, wie gesagt, zu Ende. Es war einer der lauen, schönen Tage, die im Herbst so häufig sind.

Ein leichter Wagen, eine Art Phaethon, der mit zwei Pferden von bescheidenem Ansehen, die aber flink und kräftig waren, bespannt war, hielt auf dem höchsten Punkte einer neu angelegten Landstraße, von wo man die geschilderten Baulichkeiten übersehen konnte.

In dem Wagen saßen ein Mann und eine Frau, beide noch jung; der Mann leitete selbst das Gespann, während auf dem Hintersitz ein kleiner Bedienter von fünfzehn Jahren und ein Kammermädchen saßen; zwei lederne Koffer, die auf dem Vorderkasten des Phaëthon standen, bewiesen, daß Herr und Madame Just Clément, dies war der Name der beiden Leute, in kleinen Tagereisen durch das Land reisten.

»Wozu mögen doch diese gewaltigen Gebäude dienen, lieber Mann?« fragte Regina ihren Gemahl. »Sieh doch, es ist ein prächtiger Anblick.«

»Ja, wahrlich,« versetzte Just, der das Erstaunen und die Bewunderung seiner Frau zu theilen schien, »ist das ein Schloß, ist das eine große Landwirthschaft, oder ist's eine Fabrik? ich weiß es nicht zu sagen — und außerdem sollte man denken, dieser ganze Landstrich, durch den wir hier hinfahren, habe seit einiger Zeit eine vollkommene Umgestaltung erfahren, diese neugebauten Kanäle, diese zahlreichen Brücken, diese frisch gemalten Geländer, diese vollständig eingerichteten Landstraßen, von denen mehre kaum fertig sind, diese neuerlich mit Bäumen bepflanzten Wege, diese ungeheuren Urbarmachungen, alles Das zeugt von einer unglaublichen Geschäftsthätigkeit.«

»Und gleichwohl haben wir auf unserem Wege Niemand angetroffen, das ist seltsam, nicht wahr, Just?«

»Das ist sehr seltsam — Du hast Recht, Regina — aber wenn Du willst, so schlagen wir den Weg da ein, der aus die Gebäude des linken Flügels auszulaufen scheint; und da wollen wir als neugierige Touristen nach der Bestimmung dieser prächtigen Anstalt fragen.«

»Und vielleicht,« sagte Regina, wird man uns erlauben, sie zu besehen.«

»Daran zweifle ich gar nicht, Frau,« antwortete Just heiter, »wenn Du es über Dich nimmst, diese Bitte zu thun.«

»Schmeichle nicht,« antwortete Regina eben so heiter, »sondern lenke Deine Pferde nach dem bezauberten Schlosse hin.«

»Gern,« sagte Just und sah seine Frau zärtlich an, »und dann ist's an Dir, allerliebste Fee Augenlust, Deine Allmacht zu gebrauchen, um die Hindernisse, die sich unserer Neugierde entgegenstellen könnten, verschwinden zu machen.«

»So wenig ich auch an meine Feenkraft glaube, wollen wir's doch versuchen,« antwortete Regina lächelnd; dann setzte sie hinzu:

»Aber im Ernst, lieber Just, gib nur zu, daß nichts herrlicher sein kann, als unsere unabhängige Art, durch diese einsame Landschaft zu reisen. Wären wir auf der großen Landstraße geblieben, so hätten wir diese schöne Befriedigung unserer Neugierde ein gebüßt.«

Nach ungefähr zehn Minuten machte Just's und Regina's Wagen vor der Pforte eines gewaltigen Hofes Halt, der mit grünen Batten eingefast war, und längs eines der Seitengebäude des Vierecks lag.

Just hatte, statt bis vor den Haupteingang des Palastes, wie Regina es nannte, zu fahren, hier angehalten, weil er an der Pforte des genannten Hofes ein Frauenzimmer bemerkte, das er zu befragen gedachte.

Dieses Frauenzimmer, welches kräftig gebaut und noch jung war, war einfach, aber genügend gekleidet, nämlich in ein gutes Kleid von dunklem Barchent, und trug eine Bauernmütze von

blendender Weißes an den Füßen hatte sie gute, leinene Strümpfe und reinliche Lederschuhe; um den Hals trug sie, nicht ohne ein wenig damit zu prunken, über ihrem rothen, baumwollenen Tuch eine Schnur von blauer Seide, an der eine kleine silberne Medaille hing.

Die harten, sonnenverbrannten Züge dieses Frauenzimmers waren weit entfernt, schön zu sein; aber ihr volles, rothes Gesicht zeugte von Gesundheit, Offenheit und guter Laune.

Ellen wir, den Leser zu unterrichten, daß er in diesem Mannweibe eine alte Bekannte wiederfindet — die wackere Robin, die er in widerlichen Bauernwohnugen kennen gelernt hat, als sie bei dem Pächter Chervin, den der Graf Duriveau so unbarmherzig austrieb, Viehmagd war.

Beim Anblick des Wagens, aus welchem Just und Regina ausstiegen, während der kleine Bediente die Pferde hielt, ging die gute Robin höflich und vielleicht ein wenig neugierig auf die Besucher zu.

»Könnten wir wohl erfahren, liebe Frau,« sagte Just zu ihr, indem er sie vollkommen höflich grüßte, »wem diese prächtigen Gebäude gehören?«

»Mir,« antwortete die Robin unbefangen, indem sie dabei den schönsten Knix machte.

»Wie, Ihnen,« rief Just, ohne sein Erstaunen zu verbergen, »diese prächtigen Gebäude gehören Ihnen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete die Robin ohne alle Eitelkeit, »mir — und auch dem kleinen Peter, den Sie da sehen —«

Peter Pieron war eine andere von unseren Bekanntschaften, nämlich der kleine Kuhhirt, den wir bleich, hohläugig, mit erloschenem Blick, weißen Lippen, halb nackt, mit bloßen Füßen und von Fiebern, die von seiner Geburt an seine Gesundheit untergraben, erschöpft, kennen gelernt haben. Aber nun, da wir ihn wiedersehen, ist er gar nicht wieder zu erkennen, das schwefelsaure Chinin, das mehre Male von Neuem geschickt angewendet worden<sup>2</sup>, hat seinem Fieber seit langer Zeit ein Ende gemacht. Gesunde Nahrung, warme Kleidung, gutes Fußzeug, eine gesunde Wohnung und besonders die Umwandlung des ganzen Landstrichs aus einem ungesunden in einen gesunden,

haben die Heilung des Knaben dauernd gemacht, und es wäre unmöglich gewesen, den armen, kleinen Kuhhirten aus der Meierei Grand Genève in dem wohlgekleideten, pausbäckigen Jungen mit leuchtenden Augen und raschem und gewandtem Gange wiederzuerkennen.

Der kleine Peter ging in dem Augenblick, als die Robin ihn Just und Reginen zeigte und als einen ihrer Mitbesitzer namhaft machte, über den Hof. Der Knabe meinte, die Robin riefe ihn, und kam ein paar Schritte näher; dann stand er beim Anblick der Fremden plötzlich schüchtern still.

Just verwunderte sich immer mehr und sagte zur Robin:

»So ist also dieser kleine Knabe so gut wie Sie Besitzer dieser Anstalt, liebe Frau?«

»Ja, mein Herr, und auch Eigenthümer aller Ländereien, des Viehstandes, der Pferde, des Geflügels und aller Aernten — ja, er ist Eigenthümer von Allem, eben so gut wie ich und die Andern.«

»So? — also Sie Beide sind nicht die einzigen Eigenthümer aller dieser Besitzthümer?« fragte Regina, indem sie mit Just einen Blick wechselte, welcher zu sagen schien: das arme Geschöpf ist nicht bei Sinnen — auch setzte sie hinzu:

»Es gibt hier also noch andere Eigenthümer?«

»Das wollt' ich meinen, Madame — wir sind im Ganzen siebenhundert und dreiundsechzig associirte Eigenthümer.«

»Siebenhundert und dreiundsechzig Eigenthümer,« sagte Regina lächelnd, »das ist viel!«

»Ja, Madam, je mehr ihrer sind, desto besser; denn jeder bringt ein paar Arme zur Arbeit mit,« antwortete die Robin, ohne daß sie in der großen Anzahl von Theilhabern etwas Auffälliges zu finden schien.

»Dann thun Sie uns den Gefallen,« sagte Just, »uns zu sagen, ob wir uns, um Ihre prächtige Anstalt zu besehen und den Zweck derselben zu erfahren, an Sie oder an einen anderen von Ihren Genossen zu wenden haben.«

»Das ist etwas Anderes, lieber Herr,« sagte die Robin, »wenn Besucher kommen, das geht Meister Claudius an, und da jetzt gerade nicht Schulzeit ist — denn die Mittagsglocke wird sogleich alle Leute, die vom Felde heimgekehrt sind, zusammenrufen —



kann er Sie allerwärts herumführen.« Dann wandte sich die Robin an den kleinen Kuhhirten und sagte: »He, kleiner Peter, lauf und sage dem Meister Claudius, es wären ein Herr und eine Dame hier, welche die Genossenschaft besehen möchten.«

In dem Augenblick da der kleine Peter die Weisung der Robin ausführen wollte, rief Just ihn zurück, zog aus der Tasche eine Visitenkarte, auf der die Worte Herr und Madame Just Clément standen, und sagte zu ihm:

»Haben Sie die Güte, Freund, diese Karte dem Manne, den Sie holen wollen, zu übergeben, damit er doch wenigstens den Namen der Besuchenden weiß, welche diese Anstalt zu besehen wünschten.

Der kleine Peter nahm die Karte und rannte auf eine der Thüren des Gebäudes zu.

»Wenn der Herr und die Madam, bis Herr Claudius kommt, Gefallen daran finden, die Molkerei, in der ich Unteraufseherin bin, in Augenschein zu nehmen,« sagte die Robin mit einem gewissen Stolz, indem sie mit dem Finger auf ihre kleine silberne Medaille wies, »so verginge Ihnen die Zeit vielleicht schneller.«

»Freilich, mit großem Vergnügen,« antwortete Regina, nahm Just's Arm und ging der Robin nach.

Diese schritt über den Hof und öffnete eine der Thüren eines ungeheuren Stalles, dessen Mauern wohl beworfen und geweißt, dessen Raufen und Krippen von blank gescheuertem Eichenholz waren, und der mit Mauersteinen gepflastert war; ein Bächlein klaren Wassers lief der ganzen Länge nach durch das Gebäude.



Dreihundert herrlich gehaltene Kühe mit glänzendem Haar standen in diesem wohlgelüfteten, durch viele Fenster erhellten Stall; eben so viele Kinder, von denen das älteste noch nicht achtzehn Jahr alt war, und die alle wie die Robin gekleidet waren, aber nicht wie sie die silberne Medaille trugen — welche das unterscheidende Merkmal ihrer höheren Stellung war — kamen und gingen, nahmen die Streu weg, wenn sie sich über den Stand der Strohmatte, welche sie begrenzte, ausbreitete, und untersuchten die Krippe und Raufe, um zu sehen, ob das Futter verzehrt sei; während man von Zeit zu Zeit das harmonische Klingeln mehrerer Glocken von unterschiedener Stimmung vernahm, welche den Leibkühen der einzelnen Abtheilungen am Halse hingen.

Just und Regina waren ganz verwundert beim Anblick der Ordnung und der beispiellosen Reinlichkeit, welche in diesem ungeheuren Kuhstall herrschten.

»Wahrhaftig,« sagte Just zur Robin, »so etwas hab' ich niemals gesehen — das ist außerordentlich gut gehalten.«

»Nicht wahr, mein Herr!« sagte das gute Mädchen, und wenn Ihnen das so erscheint, wie muß es uns vorkommen, die wir früher daran gewöhnt waren, die armen Thiere in Ställen zu sehen, die kaum Dach und Thür hatten, in denen wir mitten unter ihnen lagen, und wo der Regen fast eben so freien Zutritt hatte, wie draußen, ohne von dem Koth zu reden — und was für Koth — schlimmer als in den Sümpfen — niemals frische Streu — und so schlecht genährt, die armen Thiere — nicht besser als wir, wahrhaftig. Ja, wie soll man aber auch das Vieh in Ställen, die zum Uebelwerden schmutzig sind, gut halten — aber hier sehen Sie wohl, daß es eine wahre Lust ist. Sonst hatte jeder Pächter, jeder Bauer in der Landschaft seinen Stall, seine Scheune, seinen eigenen Heerd — jetzt haben wir einen Stall für Alle, eine Scheuer für Alle, einen Heerd für Alle, das kostet hundert Mal weniger und ist hundert Mal besser, und außerdem *gehört uns* dieß Vieh — es gehört mir wie diesen kleinen Mädchen, die Sie da sehen — ja, da geht man ganz anders mit Lust und Liebe an die Arbeit, da ist Freude und Vortheil dabei! Die Frau Chervin, die Oberaufseherin der Melkerei, befiehlt mir — ich befehle den guten Mädchen da, die zu Lehrlinginnen die Kleinen haben. Keines ist widerspenstig, Jedes gehorcht mit Vergnügen; denn Alles gehört einem Jeden, und Jedes Arbeit, des Kleinen wie des Großen, kommt Allen zu Gute.

---



## Elftes Kapitel.

### *Fortsetzung des Epiloges.*

Just und Regina hatten einander, indem sie der unbefangenen und verständigen Rede der Robin zu hörten, mehre Male verwundert angesehen. Unterdessen waren sie an's Ende des Kuhstalles und die Grenze von des guten Mädchens Gebiete gekommen; diese setzte hinzu:

»Wenn Sie nicht auf Herrn Claudius warteten, so würde ich Sie noch in den Stall der Kühe, welche kürzlich gekalbt haben, so wie zu den saugenden führen, und dann in den Milkeller. Das ist prächtig zu sehen, — da ist eine Maschine, die ganz von selbst geht und täglich vier bis fünfhundert Pfund Butter macht — und wir essen sie selbst, die gute Butter. Es ist nicht wie früher, wo wir sie nur zu sehen bekamen, wenn wir sie machten, und wo wir sie auf den Markt trugen — wir bekamen die bittere Buttermilch, die Stadt die gute Sahne! Und die Hühnerställe und Hühnerhöfe,« rief die Robin begeistert, »dagegen ist die Melkerei noch nichts. Die Hühnerställe müssen Sie sehen — die stehen unter der Aufsicht der Bruyère, eines kleinen Mädchens, das so schön ist wie der Tag, so gut, wie der liebe Gott groß ist, und sich auf die Feldarbeiten so voll kommen versteht, daß der erfahrenste Arbeiter und Schäfer von ihr lernen könnte.

»Und das niedliche kleine Wunder wohnt hier?« fragte Regina mit Theilnahme,

»Ja, Madame — jetzt ist sie sehr kummervoll, aber ich denke, das wird wohl vorüber gehen. Uebrigens, da sie niemals sehr

lustig gewesen ist, so ist der Kummer bei ihr weniger bemerkbar, als bei einer Andern. Aber Sie müssen die Hühnerhöfe und Hühnerställe noch sehen. Es sind da immer drei bis vier Tausend Stück Federvieh, Truthühner, Gänse oder Perlhühner, die in Heerden von zweihundert getheilt sind — ein zehnjähriger Knabe und ein Hund sind hinreichend, um jede Heerde zu führen, und ein berittener Mann überwacht sie alle. Es gibt darunter Stücke, die zart sind wie Butter und weiß wie Milch. Sonst wußten wir nur von Hörensagen, wie Gänse und Truthühner schmeckten. Seht essen wir oft der gleichen, und verhältnißmäßig verkauft unsere Genossenschaft für mehr Geld, als sonst alle Meiereien zusammen. Nun, natürlich ist's freilich — jetzt wiegen diese Thiere, gut gefüttert, wie sie sind, viel mehr — von den Kleinen, die nun gut gehalten werden, sterben nicht zehn — ohne in Anschlag zu bringen, daß die Füchse und Marder, die in den einsam liegenden Meiereien sonst wenigstens die Hälfte von der jungen Brut fraßen, sich's gar nicht einfallen lassen dürfen, sich hier gütlich thun zu wollen. Und wenn Sie die Schäfereien sähen, die sind schön! — und die Ställe — es sind da sechzig Paar prächtige Arbeitspferde in einem einzigen Stalle, das ist ein herrlicher Anblick — was die Sorgfalt und Reinlichkeit anbetrifft. Ja, Sie können sich wohl denken — ich hab' auch Eigenliebe, ich möchte nicht, daß man Ursache hätte zu sagen, die Schäferei oder der Pferdestall, oder die Hühnerställe thäten es unserer Melkerei zuvor. Und da denn wieder mir an dem Pferdestall liegt, wie an der Melkerei Denen, welche die Schäferei, die Hühnerhöfe und den Pferdestall besorgen, so haben wir Alle ein Interesse dabei, die Sache gut zu machen und uns daran zu freuen, wenn die Andern es auch gut machen. Wozu sollten wir eifersüchtig sein, da Alles Allen zu Gute kommt?«

»Aber« sagte Just, immer mehr erstaunend, »ich höre Sie von einer traurigen Vergangenheit reden, vom Sonst, da für Menschen und Vieh Alles schlimm ging — durch welches Wunder hat sich denn diese traurige Vergangenheit so umgewandelt?«

»Sehen Sie, Herr,« sagte die Robin, »da kommt Meister Claudius her, der kann Ihnen das besser er klären, als ich.«

Wirklich sahen Just und Regina, die während dieses letzten Theiles der Unterredung wieder aus der Melkerei auf den Hof

hinausgetreten waren, Claudius Gérard vom kleinen Peter geleitet auf sich zu kommen.

Claudius Gérard trug noch immer seinen langen, grau werdenden Bart, aber seinen Anzug aus Thierhäuten hatte er mit nicht so wild aussehenden Kleidungsstücken vertauscht. Seine Gesichtszüge hatten ihre Herbheit verloren, sie trugen jetzt das Gepräge eines sanften, schwermüthigen Ernstes.

Als Claudius Just's Karte empfing, frohlockte er innerlich, daß der Graf Duriveau und Martin gerade abwesend waren, um zwei Meilen von dort gewisse Arbeiten zu beaufsichtigen, da Herr Duriveau und sein Sohn aus sehr verschiedenen Beweggründen sich vor Just und Regina nicht sehen lassen konnten oder wollten. Claudius hatte es also über sich genommen, sie zu empfangen.«

Just war, wie man sich erinnern wird, zu Claudius Gérard, als dieser bei Evreux Lehrer war, in ein gewisses Verhältniß getreten. Auch besann sich Just, wie er näher kam, und nachdem er ihn aufmerksam angesehen, sogleich auf ihn und sprach, erfreut über dieses unverhoffte Zusammentreffen:

»Hab' ich nicht die Ehre, mit Herrn Gérard, früherem Lehrer bei Evreux, zu sprechen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Claudius und verbeugte sich vor Just, »ja, mein Herr, und als ich auf der Karte, die Sie mir gütigst haben schicken wollen, Ihren Namen las, hab' ich mich über den Zufall, der Sie hierher führte, sehr gefreut.«

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mein Herr,« versetzte Just, indem er dem Claudius vertraulich die Hand hinstreckte, wie sehr es auch mich freut, Sie in solcher Lage wiederzufinden.«

Dann wandte Just sich an seine Frau und setzte hinzu:

»Ich stelle Dir hier den Claudius Gérard vor, liebe Regina, von dem ich Dir nur das Eine erzählen will, daß mein Vater von ihm gesagt hat: er ist einer von den Unsern — denn in meinen Briefen hatte ich meinem Vater häufig von der lebhaften Theilnahme, der tiefen Verehrung erzählt, welche mir des Herrn Gérard Charakter und Geist einflösten.«

»just hat Recht, mein Herr,« sagte Regina anmuthig, indem sie sich an Claudius wandte, »Der, von welchem der Doctor Clément gesagt hat: er ist einer von den Unsrigen, muß für alle

rechtschaffenen Leute ein achtungswerther Mann, für Just und mich ein Freund sein.«

Und Regina reichte auch ihrerseits dem Claudius ihre schöne Hand; dieser verbeugte sich und drückte sie leise, dachte aber dabei mit geheimem Kummer, daß Martin sich in seinem freudelosen Leben niemals einer ähnlichen Gunstbezeugung von Regina zu erfreuen gehabt habe, er, dem sie unbewußt Alles verdankte.

»Aber, lieber Gott, mein Herr,« fing Just wieder an, wir sind hier ja in einem Wunderlande. Freilich sind mir viele von diesen Wundern jetzt, da ich Sie hier weiß, viel erklärlicher. Aber erschließen Sie mir doch das Geheimniß der unglaublichen Umwandlung, welche dieser Landstrich erfahren hat, und von der sich die Anzeichen uns auf jedem Schritte dargeboten haben und noch darbieten.«

»Wir haben so eben unter der Führung einer wackeren und verständigen Person, welche durch ihren unbefangenen, gesunden Sinn den günstigsten Einruck auf uns gemacht hat, die Melkerei besehen,« setzte Regina hinzu. »Mit Einem Worte, mein Herr, erlauben Sie uns an Sie die Fragen zu richten, welche wir, da wir diese Gebäude erblickten, uns selbst vorlegten: ist das ein Schloß, ist es eine große Landwirthschaft, ist eine gewaltige Fabrik?«

»Etwas von Allem, Madame,« versetzt Claudius mit sanftem Lächeln, »und wenn Sie die Güte haben wollen, mitzugehen, so kann ich Ihnen in wenigen Worten das anscheinende Räthsel aufklären.«

Claudius Gérard bot Regina den Arm, führte sie durch einen Gang, der von dem Hofe der Melkerei in einen der weiten Bogengänge ging, von dem im Innern des Vierecks liegenden Garten umgeben, und schritt dann, beständig von den beiden Besuchern begleitet, auf dieser Galerie, auf den Springbrunnen zu, hier zeigte er dann dem Just die Inschrift und sagte zu ihm:

»Die Inschrift kennen Sie seit langer Zeit, Herr Just: *»Keiner hat ein Recht auf den Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nothwendige hat.«*

Bei dieser Anführung eines hochsinnigen Grundsatzes, den er

so oft von seinem Vater in denselben Ausdrücken gehört, wußte Just im höchsten Erstaunen zuerst nichts zu antworten, dann befeuchtete eine Thräne sein Auge, und er sah Regina mit unausprechlicher Rührung an.

»Ich verstehe Dich,« sagte diese ebenso ergriffen wie ihr Gemahl, »es macht mich stolz, daß ich an Deiner edeln Rührung Theil nehmen darf, insofern hier derselbe Grundsatz durchgeführt ist, den Dein Vater mit so bewundernswürdigem Edelmuth befolgte.«

»Sie irren nicht, Madame,« versetzte Claudius Gérard, »und so mächtig ist die unwiderstehliche Kraft großer Gedanken, daß die bloße Durchführung dieses hochsinnigen Grundsatzes des Doctor Clément hingereicht hat, das Wunder in's Werk zu sehen, über welches Sie erstaunen.«

»O, erklären Sie sich doch näher!« bat Just, »Sie können denken, daß selbst diese Einzelheiten für mich von doppeltem Interesse sein müssen.«

Nach kurzem Schweigen sprach Claudius Gérard:

»Ein sehr reicher Mann hatte seit langer Zeit im Müßiggange und unbekümmert um das traurige Loos seiner unglücklichen Menschenbrüder, wie Ihr Herr Vater sich auszudrücken pflegte, Herr Just, dahin gelebt. Plötzlich wird sein Inneres von einem furchtbaren Unglücksfall erschüttert — und derselbe Mann ist durch diese schreckliche Prüfung umgewandelt und wiedergeboren und sucht seitdem in Ausübung der erhabenen Grundsätze der Bruderliebe seinen Trost. Der Schmerz, der sonst unfruchtbar ist — hier entsproß ihm die reichste Aernte.«

»Diese Umwandlung zeugt, so spät sie gekommen sein mag, doch von natürlicher Herzensgüte,« sagte Regina.

»Wenn einer durch Wohlthun seinen Kummer zu vergessen sucht — das erwirkt Vergebung für Alles Geschehene,« sagte Just.

Wenn sie wüßten, dachte Claudius, daß Der, von welchem sie da mit so viel Theilnahme sprechen, und der diese seht auch verdient, der Graf Duriveau ist!

Dann fuhr er fort:

»Für diesen Mann ist der Grundsatz Ihres Vaters, Herr Just:



Keiner hat das Recht auf Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nöthige besitzt — wie gesagt, eine wahre Offenbarung gewesen. Er war Besitzer dieses prachtvollen Schlosses und des ungeheuern Grundeigenthums, das zu demselben gehört. Nun blickte er um sich und sah überall nur Armuth, Krankheit, Unwissenheit und Verzweiflung. Da sagte er: Dieses Land ist tödtlich ungesund, traurig unfruchtbar; ich will meinen *Ueberfluß* dran geben und das Land gesund und fruchtbar machen. Die Reihen der kränklichen, erschöpften Bewohner werden durch Fieberkrankheiten gelichtet, sie sollen gesund und kräftig werden, und ihr Lebensfaden so nicht vor der Zeit abreißen. Sie bewohnen schreckliche Höhlen, in denen sie den traurigsten Entbehrungen unterworfen sind; sie sollen gesunde, heitre Wohnungen bekommen, in denen es ihnen auch an nichts Nothwendigem fehlen soll. Sie müssen mit der äußersten Anstrengung arbeiten und thun es mit Widerwillen, weil sie ihren Bedürfnissen damit doch nicht zu genügen wissen; ihre Arbeiten sollen anziehend, abwechselnd, geistig und erträglich werden, damit der Hang zum Wohl leben und das Gefühl göttlicher Würde sie ihre Arbeiten lieben und achten lehren. Endlich sind sie, weil sie Jeder für sich allein stehen, unglücklich, schwach, unwissend und oft mit einander verfeindet; sie sollen glücklich, stark, aufgeklärt und von Liebe zu einander erfüllt werden — sie sollen mit Einem Worte durch den Zusammentritt zu einer Genossenschaft, wo bei ich ihnen mit gutem Beispiel vorangehen will, *Brüder* werden. So sprach der Mann,« sagte Claudius Gérard, »und was er wollte, ist geschehen.«

»Nichts kann edler sein, als diese Betrachtungen,« rief Just. »Ich wundere mich nicht über die Fruchtbarkeit solcher Grundsätze, sondern über ihre so rasche und in so großem Maßstabe bewirkte Anwendung.«

»Als es sich um die Anwendung handelte,« sagte « Claudius Gérard, »da merkte erst dieser Mann, daß die Stunde der Entsagung und Selbstaufopferung gekommen sei.«

»Wie das, mein Herr?« fragte Regina.

»Der Mann begriff, daß er bei dem Zustande von Elend und roher Unwissenheit, in welchen Die, welche er umzuwandeln wünschte, versunken waren, wenn man ihnen zu geistiger und

materieller Wiedergeburt verhelfen wollte, erforderlich sei, ihnen greifbare Vortheile anzubieten und mittels eines edelmüthigen Beispiels eine entschiedene Wirkung auf sie auszuüben. Er rief also seine Pächter so wie die Bewohner dieses ärmlichen Dörfchens zusammen und sprach zu ihnen: Seitdem ich unter Euch lebe, hätte ich die strengen Pflichten, welche Die, welche Alles besitzen, gegen Die, welche nichts besitzen, zu erfüllen schuldig sind, erfüllen sollen. Ich muß das Vergangene wieder gut machen, die Zukunft, hoff ich, wird mich entschöhnen; was ich Euch vorzuschlagen habe, ist Folgendes: der Grund und Boden dieser Gemeinde beläuft sich auf ungefähr sechstausend Morgen, die mir gehören, und dazu etwa dreihundert, die unter Euch vertheilt sind — laßt uns in eine Genossenschaft treten — laßt uns aus Eurem und meinem Grundbesitz ein einziges Grundstück machen, welches das *Unsrige* sei — und so mag es auch mit unseren Heerden und Pferden gehalten werden. In dieser Genossenschaft werdet Ihr die Arme für den Landbau und den praktischen Betrieb beisteuern, ich den Boden, die Baulichkeiten und das zur Urbarmachung nöthige Geld. Wenn ich nun auf diese Weise die Geldmittel, sowie was sonst die nothwendige Voraussetzung der Arbeit bildet, hergebe, so steure ich allein eben so viel bei, wie Ihr alle zusammen, und so könnte ich von Rechtswegen auf die ganze Hälfte unseres Einkommens Anspruch machen — aber auf dieses Recht, auf die Bevorzugung leiste ich im Sinne der Bruderliebe, die mich mit Euch verknüpft, Verzicht und verlange nichts Anderes, als den Antheil einer einzelnen Person, wie ihn jeder von Euch bekommt, und auch diesen will ich wie Ihr durch Arbeit verdienen, indem ich alle meine Geisteskräfte an die gute Verwaltung unserer Angelegenheiten setze. Ich habe vierzig Jahre in traurigem, nutzlosem Müßiggange hingelebt, ich habe viel wieder gut zu machen; so soll denn vom Tage, da unsere Genossenschaft zusammentritt, Niemand, das verspreche ich Euch, mehr Pflichteifer, mehr Aufopferung für das allgemeine Wohl an den Tag legen.«

»Das ist bewunderungswürdig!« rief Just.

»Solche Selbstentäußerung,« sagte Regina gerührt, »solche Anerkennung der Würde der Arbeit und der gleichen Verpflichtung

Aller zu ihr trägt eine herrliche Lehre in sich.«

»Und das Versprechen, das der Mann gethan,« sagte Claudius, »hat er gewissenhaft gehalten.«

»Und die Genossenschaft ist sogleich zusammengetreten? « sagte Just.

»Nicht sogleich,« sagte Claudius, »obwohl sie diesen armen Leuten unerhörte Vortheile versprach, hatte man doch mit dem Mißtrauen und den Vorurtheilen zu kämpfen, die von der Unwissenheit und Unterdrückung, in welcher die Unglücklichen hinlebten, leider unzertrennlich sind. Was seht Ihr denn auf's Spiel? sprach der edle Mann zu ihnen, dem Sie Ihre Bewunderung schenken, Herr Just, versucht es doch nur. — Ich nehme die erste Einrichtung über mich und sichere Euch obendrein Euren Lebensunterhalt in den ersten beiden Jahren; Ihr vertauscht Eure traurigen, mörderischen Wohnstube mit gesunden, heiteren, bequemen Wohnungen; Eure niederdrückenden, nichts weniger als einträglichen Arbeiten sollen einträglich und durch ihre Mannigfaltigkeit anziehend werden. Versucht nur dieses Leben erst einmal — was seht Ihr denn auf's Spiel? Die Grundstücke, welche Ihr mit denjenigen, die ich beisteure, in Eins zusammenwerft, sind ja nach zwei Jahren mit dem Ganzen wiederum Eure. Scheint Euch dann Eure Lage nicht verbessert zu sein, so könnt Ihr in Eure alten Hütten zurückkehren, welche stehen bleiben werden.«

»Gegen diese unverkennbaren Vortheile haben sie sich doch unmöglich lange verblenden können,« sagte Just.

»Beinahe zwei Monate lang,« antwortete Claudius Gérard.

»Wie ist es möglich — gegen so unverkennbare Vortheile!« rief Regina.

»Ach, Madame,« antwortete Claudius Gérard traurig, »diese Unglücklichen waren seit langer Zeit daran gewöhnt, vernachlässigt oder hart behandelt zu werden; es war in ihnen alles Vertrauen auf menschliche Güte so sehr ausgetilgt, daß sie sich selbst mit einer Art von furchtsamem Mißtrauen die Frage vorlegten: *warum* man doch in Bezug auf sie so viel Uneigennützigkeit und Edelmuth an den Tag lege.«

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Regina, »dieses

Mißtrauen ist eine bittere Satire auf die Vergangenheit.«

»Am Ende,« fuhr Claudius fort, »kam die Genossenschaft doch zu Stande. Ein halbes Jahr darauf wurde das frühere Dorf mit einer Art heiterer Feierlichkeit dem, Erdboden gleich gemacht. Was das Glück und den Wohlstand anbetrifft, deren jetzt diese noch kürzlich so überaus elende Bevölkerung genießt, so bitte ich Sie nur, mit mir zu kommen, und was Sie sehen werden, das wird Ihnen die bewundernswürdigen Ergebnisse der Genossenschaft vor Augen führen.«

Mit diesen Worten führte Claudius Gérard Just und Regina in das Hauptgebäude, welches sonst das Schloß gebildet hatte; die weiten Säle waren in Schulstuben für die Knaben, in Nähschulen für die jungen Mädchen, in Warteschulen für die kleinen Kinder der Genossenschaft umgewandelt. Ein großes Zimmer, das in den Wintergarten führte, den man bei behalten hatte, diente als Versammlungsort und Speisesaal für diejenigen Mitglieder der Genossenschaft, die lieber zusammen essen, als die Speisen aus der gemeinschaftlichen Küche in ihre Wohnungen holen wollten. Die oberen Stockwerke dienten zur Aufbewahrung des Leinenzeugs, als Krankenzimmer, als Vorrathskammern für die rohen Stoffe aller Art, die in weiten Werkstätten verarbeitet wurden. Denn diese Genossenschaft war zugleich aus den Ackerbau und die Industrie berechnet; auf diese Weise konnten die langen Abende und die vielen Wintertage, an denen die Feldarbeit ruhen mußte, nützlich angewandt werden; die Mitglieder der Genossenschaft fanden hier mannichfaltige Beschäftigung, und das Erträgniß des Ganzen erhöhte sich beträchtlich.

Was die Wohnungen der Mitglieder der Genossenschaft anbetraf, so bestanden sie, je nach dem Bedürfniß der Familie, aus einer oder zwei Stuben, die alle nach den inneren Gärten hinaus lagen und im Sommer gut gelüftet, im Winter mit Dampf geheizt wurden. Auf diese Weise wurde das unablässige Feuer in der gewaltigen Küche zu doppeltem Zwecke angewandt. Ueberall waren Wasser und Gasleitungen angebracht. Die Kinder und heranwachsenden jungen Leute schliefen in Schlafsälen unter der Aufsicht von Familienvatern und Müttern, die sich zu diesem Behufe ablösten. Kochen und Waschen, mit Einem Werke alle

Hausstands- und Professionsarbeiten wurden in eigens dazu bestimmten Räumen vorgenommen, die Wohnungen der Mitglieder der Genossenschaft waren nur fürs Familienleben, für Ausruhen und zum Schlafen bestimmt und wurden äußerst reinlich gehalten; mehre Mitglieder hatten sogar schon einen Theil ihrer Einkünfte dazu verwendet, ihre Privatwohnung mit einer gewissen Pracht auszuschnücken.

Just und Regina, die immer mehr von Bewunderung ergriffen wurden, traten bald daraus unter der Leitung des Claudius Gérard in einen weiten Saal, wo an fünfzig junge Mädchen und Weiber von blühender Gesundheit und reinlicher Kleidung mit Spinnenklöppel, sei's mit allerlei Weißnäherei beschäftigt waren. Unter den Arbeiterinnen bemerkten Just und Regina die wackere Robin und ihre Genossinnen im Stalle, die während der Zeit, daß sie nicht hier zu thun hatten, je nach ihrer Geschicklichkeit oder ihrem Geschmack an diesen Arbeiten Theilnahmen, während Andere sich lieber im Garten, im Waschhaus oder in der Kochanstalt beschäftigten.

Nichts konnte heiterer und belebter sein, als diese Versammlung von jungen Arbeiterinnen; das leichte Geschwätz der einen, das frische, sanfte Lachen der andern, das leise Singen einer dritten Klasse bildete ein gar anmuthiges Gemurmel.

Plötzlich blieben Just und Regina bei Erblickung eines rührenden Gemäldes, das ihnen vor Augen trat, betroffen und ergriffen stehen.

In den weiten Arbeitssaal trat Madame Perrine — sie ging langsam und stützte sich mit der Hand; auf Bruyère's Schulter.



Martin's Mutter, die trotz ihrer Blässe noch sehr schön war, sah ein wenig leidend aus, aber ihr Gesicht hatte den allerentschiedensten Ausdruck von Herzensgüte; sie war nach ihrer Gewohnheit schwarz gekleidet, und eine einfache weiße Mütze ließ ihr schwarzes Haar zum Theil frei.

Bruyère, welche ihren Gang sorgfältig nach dem ihrer Mutter richtete, die sich leise auf ihre Schulter stützte, hatte ihren eigenthümlichen, natürlichen Anzug beibehalten: ein paar Zweige rosenrothen Haidekrauts schmückten ihr lockiges Haupthaar; ihre runden, leicht von der Sonne gebräunten Arme waren halb entblößt, es waren nur weiße Strümpfe und kleine Lederschuhe an die Stelle ihrer Binsenstiefelchen und Holzschuhe getreten, man las auf ihrem reizenden Gesicht, das bleich und liebevoll war, wie das ihrer Mutter, die Spuren eines entsagenden Trübsinns; die arme, kleine Bruyère beweinte noch immer ihr Kind, das ihr doch so viel Thränen, so viel Beschämung gekostet hatte.

»Mein Gott, Herr Gérard,« sagte Regina ganz leise, wer ist denn das allerliebste Mädchen, die da hereinkommt, und auf

welches sich die Dame mit dem edeln und sanften Gesichte stützt?«

»Ich hab' in meinem Leben nichts Niedlicheres gesehen, als dieses junge Mädchen mit dem rosenrothen Haidekraut im Haar,« setzte Just hinzu, »was für sanfte Züge, was für ein kluger Blick!«

»Und was für ein Reiz, was für eine Anmuth in ihren geringsten Bewegungen! « fügte Regina hinzu.

---



## Zwölftes Kapitel.

### *Fortsetzung des Epiloges.*

Claudius welcher bei der Bewunderung, die Just und Regina bei Bruyère's Anblick an den Tag legten, sichtbar gerührt wurde, sagte zu ihnen:

»Diese bleiche Dame mit dem edlen, sanften Gesicht ist die Frau Dessen, welcher alles das Gute gethan hat, das Sie bewundern.«

»Seine Frau!« sagte Regina gerührt, »da muß es sie sehr stolz, sehr glücklich machen, ihm anzugehören.«

»Ja, es macht sie glücklich und stolz,« antwortete Claudius.

»Und dieses allerliebste Mädchen,« antwortete Just, »ist ihre Tochter?«

»Sie ist die Tochter der bleichen Dame,« antwortete Claudius, »und die angenommene Tochter Dessen, von welchem wir reden, aber er liebt sie so zärtlich, als wäre sie ihm blutsverwandt.«

»Und hat er einen Sohn« sagte Just.

»Ja, mein Herr,« antwortete Claudius.

»Und der ist seiner gewiß würdig?« sagte Regina.

»Ja, Madame« versetzte Claudius mit tiefer Rührung, »einen würdigen, wackern Sohn.«

Jetzt trat Frau Perrine, oder vielmehr Madame Duriveau, nachdem sie einigen jungen Mädchen, welche Spitzenklöppelten, mit ihrem Rathe beigestanden, auf Claudius zu, wobei Bruyère, auf deren Schulter sie sich stützte, immer vor ihr herging. Als sie



darauf bemerkte, daß der Lehrer die Fremden bei sich hatte, erröthete sie ein wenig, während Bruyère ihre großen Augen verwundert und schüchtern zu ihnen aufschlug.

»Madame,« sagte Regina mit gerührter Stimme, indem sie voll Ergebenheit und Hochachtung auf Martin's Mutter zutrat, »erlauben Sie zweien Unbekannten, der tiefen Bewunderung des edeln Mannes Worte zu geben, welcher diesen Landstrich, der, wie wir hören, früher so arm und unglücklich war, in ein wahres gelobtes Land umgeschaffen hat — möge sein Name, den man uns, vermuthlich um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten, bis jetzt nicht genannt hat, ewig gesegnet sein.«

»Es ist ein angenehmes Gefühl für uns, Madame,« setzte Just hinzu, »wenigstens Ihnen, der würdigen Gattin dieses großen Wohlthäters der Menschheit, es zu erkennen geben zu können, was für einen tiefen Eindruck Alles was wir hier sehen, auf uns macht, und wie erkenntlich wir dafür im Namen der ganzen Menschheit sind.«

Bei diesen Worten erhöhte sich die sanfte Röthe noch, die seit einer Woche dem bleichen Antlitz der Madame Perrine Farbe gab; ein Ausdruck trübsinnigen Stolzes funkelte in ihren großen, schwarzen Augen, die feucht von Thränen wurden; dann antwortete sie Just und Reginen, in ihrer Einfachheit immer würdevoll: »Ich danke Ihnen im Namen meines Mannes für das Lob, das Sie ihm ertheilen. Madame, glauben Sie mir, er verdient es; denn wenn er einen Kummer hat, so ist's, weil er noch nicht alles das Gute hat thun können, das er gern thun möchte.«

Dann machte Madame Duriveau eine leichte Verbeugung, wechselte mit Claudius Gérard ein Lächeln voll süßer Befriedigung und entfernte sich mit Bruyère langsam.

---

Ungefähr eine Stunde darauf hatten Just und Regina die Besichtigung der Anstalt, welche sie unter Claudius Leitung anstellten, beschlossen und warteten unter der Arkade aus Ziegelsteinen, welche im Innern des Vierecks herum lief, auf ihren Wagen. Regina hielt in der Hand einen schönen Strauß von Herbstblumen, die Claudius ihr auf den Beeten gepflückt hatte.

»So groß, Madame,« sprach der Lehrer, »ist die allmächtige

Fruchtbarkeit des großen Grundsatzes der Bruderliebe, daß diese Genossenschaft, die vermöge der vortrefflichen Vertheilung der Arbeit unter Alle Allen ein Geringstes, das heißt, das Nothwendige, gewährt die ihnen mit Einem Worte die billige Befriedigung aller geistigen und leiblichen Bedürfnisse sichert und Denen, welche ihn durch ein Mehr von Arbeit erkaufen wollen, später selbst zum Ueberfluß verhelfen wird — daß diese Genossenschaft, sage ich, nicht nur vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, eine vortreffliche Einrichtung ist, sondern obendrein noch vom kaufmännischem Gesichtspunkte aus für den Begründer ein vortreffliches *Geschäft* sein würde, hätte er nicht in edler Uneigennützigkeit von seiner Seite auf alle die Vortheile Verzicht geleistet, aus welche er für den Antheil, den er selbst beigetragen, von Rechtswegen hätte Anspruch machen können. Das leuchtet so sehr in die Augen, daß bereits zwei angrenzende Grundeigenthümer voll Verwunderung über die Ergebnisse, die wir erzielt haben, mit den Pächtern und Tagelöhnern in eine Genossenschaft getreten sind, um zu gleich Ackerbau und Fabrikarbeit zu betreiben — wo zu sie selbst, als reiche Grundbesitzer, die ersten Auslagen für die Einrichtung hergeben. Auf diese Weise werden sie nicht bloß im ungeheuren Maßstabe Gutes wirken, sondern auch ihr Vermögen vergrößern<sup>3</sup> «

»Und das wundert mich nicht, mein Herr« versetzte Just, »mein Vater hatte einen Grundsatz, der auch in diesem Falle Anwendung findet: Thue, was recht ist, so wird sich das Glück schon einstellen. So unfruchtbar die selbstsüchtige Isolierung ist, so reich an Erträgnissen ist die Verbrüderung mit Andern und — «

Just ward durch einen Schreckensruf Regina's unterbrochen; er wandte rasch den Kopf nach der Seite und sah sie bleich, empört, zitternd dastehen.

»Er ist's,« rief sie, und trat schnell auf Just zu, um sich unter seinen Schutz zu stellen, und bei dieser raschen Bewegung ließ die junge Frau den Blumenstrauß fallen, den sie in der Hand hielt.



Just blickte auf den Ort hin, auf welchen sich der erschreckte Blick seiner Frau gerichtet hatte, und sah zehn Schritte von sich aus dem dunkeln Hintergrunde des Schattens, den einer der Pfeiler der Arkaden warf — Herrn Duriveau stehen und zwar unbeweglich, mit verstörten Zügen; denn diese unerwartete, schreckliche Erscheinung ergriff ihn furchtbar; erinnerte sie ihn doch an seinen schändlichen Anschlag gegen Regina und an die Ermordung Scipio's, den er erschlagen hatte, als der unglückliche Sohn an Madame Wilson dasselbe Verbrechen zu begehen im Begriff war.

Der Graf war, ohne von Just und Regina's Anwesenheit etwas zu ahnen, so eben von der Besichtigung zurückgekommen; sein Äußeres war fast nicht wieder zu erkennen: schneeweißes Haar umgab sein von Schmerz und Gewissensbissen durchfurchtes Gesicht; seine Gestalt, die noch vor Kurzem schlank und gerade gewesen, war tief gebeugt — endlich zeugten die schmerzerfüllten Züge, die zusammengesunkene Haltung des Unglücklichen von seiner tiefen Verzweiflung.

»O komm zu mir, Regina, komm zu mir,« rief Just, als er den Grafen erblickte, mit Abscheu, dann legte er rasch den Arm seiner Frau auf den seinigen und that einen Schritt, um mit ihr

fortzugehen, in dem er sagte: »die Anwesenheit dieses Mannes in diesem edeln Hause ist fast eine Entheiligung.«

Aber Claudius Gérard hielt Just in dem Augenblicke, da er sich entfernen wollte, zurück und sagte mit ernster und herzlicher Stimme zu ihm

»Es ist Herr Duriveau, der Alles das Gute gethan hat, das Sie so eben bewundert, mein Herr.«

»Der!« rief Just — und blieb nun seinerseits wie angewurzelt am Boden stehen.

»Niemand anderes,« sprach Claudius, »er hat viel gesündigt, aber er hat auch viel wieder gut gemacht.«

»Der Graf Duriveau!« wiederholte Just, als könnte er nicht glauben, was er hörte, während Martin's Vater verstört und vernichtet, mit gesenktem Haupte, keinen Schritt zu thun wagte.

»Ja,« fuhr Claudius Gérard, fortwährend zu Just und Regina gewendet, fort, »nach dem Tode seines Sohnes, welchen er durch einen schrecklichen Unglücksfall verloren, hat der unglückliche Vater, voll Beschämung über sein früheres Leben, seinen Schmerz, der übrigens, wie Sie sehen, unheilbar ist, dadurch zu betäuben gesucht, daß er, wie Sie selbst sich aus gedrückt haben, diesen unglücklichen Landstrich in ein wahres gelobtes Land umwandelte. Noch ein Mal, Herr Just,« setzte Claudius mit tief gerührter Stimme hinzu, »um seiner Reue, um seines Schmerzes willen, um des Guten willen, das er gestiftet, und das er noch stiften wird — lassen Sie ihm Verzeihung angedeihen!«

Just und Regina sahen einander an — ohne ein Wort zu reden, verstanden die edeln Herzen einander.

Gerührt, ernst, fast feierlich traten die beiden Gatten auf Herrn Duriveau zu, der mit gebeugtem Haupte an seinem Platze angenagelt zu sein schien, erdrückt von Scham und Reue.

»Mein Herr,« sagte Just im herzlichen Tone, in dem er ihm die Hand darreichte, »erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken.«

Herr Duriveau fuhr zusammen, hob rasch das Haupt, in seinen erloschenen, rothgeweinten Augen erglänzte eine ungewohnte Freude; er sah Just mit furchtsamer Beschämung an und wagte kaum, dieses Entgegenkommen zu erwidern.

»Mein Herr,« setzte Regina mit bebender Stimme hinzu, indem

sie auch ihrerseits ihre zitternde Hand hinstreckte, »wir wissen, was Sie Edles gethan haben — mag das Vergangene in Vergessenheit begraben sein.«

Als Herr Duriveau fühlte, wie Just und Regina seine beiden Hände fast mit Liebe drückten, konnte er seinen Thränen nicht gebieten und vermochte mit erstickter Stimme nichts Anderes zu sagen, als:

»Dank Dir, Gott, o Dank Dir!«

»Leben Sie wohl, mein Herr,« versetzte Just, »sehen Sie es so an, daß Sie um zwei Freunde reicher geworden, die von jetzt an Ihren Namen nur mit der Hochachtung aussprechen werden, welche er verdient.«

Der Wagen der beiden Reisenden fuhr vor Nach einem letzten, schmerzlichen Blick auf den Grafen half Just Reginen in den Wagen, und dieser fuhr rasch davon, während Herr Duriveau unbeweglich auf seinem Platze stehen blieb.

Diesem rührenden Auftritte hatte ein verborgener Zeuge beigewohnt.

Es war Martin.

Er hatte es nicht gewagt, wieder vor Regina hin zu treten; hinter einem Arkadenpfeiler versteckt, hatte er Alles gesehen, Alles gehört.

Claudius Gérard deckte seine Augen mit dem Rücken seiner Hand und raffte den Blumenstrauß auf, den Regina hatte fallen lassen.

Als der Wagen fortgefahren war, eilte Martin zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals, und sagte:

»Muth, Vater, Muth, Du hörst, sie sind zwei Freunde mehr — o, glaub' es mir, solche Freunde erworben zu haben, ist ein schöner, edler Trost.«

»O ja,« erwiderte der Graf, indem er seinen Sohn voll Rührung umarmte, »es hat mir wohl gethan, daß mir das in Deiner Gegenwart gesagt wurde.«

Dann aber ließ Herr Duriveau in neuer, tiefer Niedergeschlagenheit das Haupt sinken und lispelte leise:

»Ach, sie wissen nicht, daß ich meinen Sohn um gebracht habe!«

»Claudius Gérard weiß es,« sagte Martin, »das ist auch eine große Seele — und er liebt Dich, Vater — achtet Dich —«

Der Graf streckte dem Claudius die Hand hin, und nachdem er sie ihm liebevoll gedrückt, setzte er sich auf die Brüstungsmauer der Galerie, als fühlte er, daß seine Kräfte unter dieser heftigen Gemüthsbewegung erlügen, darauf schien er in Gedanken zu versinken.

---

Dann trat Claudius Gérard auf Martin zu und, sagte halblaut zu ihm:

»Du warst da, Du, dessen erhabene Aufopferung Reginen immer unbekannt geblieben ist. Ich habe sie doch wenigstens an Dich erinnert.«

»Wie das?« sagte Martin gerührt.

»Und Martin, Herr Just,« sagte ich zu Regina's Gemahl, »der treue Diener, den Ihr Vater bei Madame untergebracht? was ist aus dem geworden?«

»Er hat uns auf einer Reise im Norden verlassen«, antwortete Regina.

»Ja, wie ich Dir schon einmal erzählt habe, Claudius,« versetzte Martin, »meine Kräfte waren zu Ende — die traurige Leidenschaft war nicht erloschen, und der Anblick von Regina's berauschemdem Glücke hatte, ich muß es zu meiner Schande gestehen, meinen Muth niedergeschlagen. Ich wurde lieber wieder Handwerker, bis ich so viel verdient haben würde, um nach Frankreich zurückkehren zu können.«

»Ich verlor Martin ungern«, sagte Regina darauf, es war ein ehrlicher und treuer Diener.«

»Ein ehrlicher und treuer Diener!« sagte Martin mit trübsinniger Entsagung, »das ist die Form, unter der sie sich Deiner erinnern wird.«

Claudius sah Martin einen Augenblick in schweigender Rührung an; dann gab er ihm den Blumenstrauß, welchen Regina hatte fallen lassen, und setzte hinzu:

»Nimm, liebes Kind — nimm die Blumen — sie hat sie ein paar Augenblicke in der Hand gehabt.«

Martin griff nach dem Blumenstrauß, drückte ihn leidenschaftlich an seine Lippen, und seine Thränen träufelten in die duftenden Blumenkronen.

---

Am Abend dieses Tages hatte sich Herr Duriveau, der nach dem eben so angreifenden wie unvorhergesehenen Zusammentreffen mit Just und Regina von einer Art Nervenschwäche befallen worden war, in sein Zimmer zurückgezogen, das eben so bescheiden ausgestattet war, wie die der übrigen Mitglieder der Genossenschaft.

Frau Perrine und Elaudius Gérard saßen neben dem Grafen, während Martin, über die Lehne seines Sessels gebeugt, seinen Vater liebevoll ansah, welchem zugleich Bruyère mit kindlicher Zuvorkommenheit ein stärkendes Getränk reichte.

Plötzlich that sich die Thür auf, und es ward Martin ein großes Couvert überreicht, das so eben von einem Courier abgegeben worden war.

Es war ein Brief vom Könige.

»Erlaubst Du, Vater?« sagte Martin ehrerbietig zu Herrn Duriveau, der mit liebevollem Kopfnicken antwortete.

»Martin las den Brief, von welchem Folgendes der Schluß war:

---

*»Ueberall sollen meine Segenswünsche Madame Just Clément begleiten; denn ich werde es niemals vergessen, daß ihre Mutter sich der bewundernswürdigsten Aufopferung unterzogen, indem sie ihren eigenen Ruf opferte, um einer Frau, welche ich leidenschaftlich liebte, und die sie wie eine Schwester in's Herz schloß, das Leben zu retten, und die in Folge einer schändlichen Verrätherei dem Tode nahe gebracht worden war, als ich 1814 als Kronprinz nach Paris gekommen war.*

*Ich brauche es Ihnen nicht zu wiederholen, daß ich über Das, was Sie mir anvertraut, das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet habe und beobachten werde.*

---

---

*Die Pläne, von denen ich Ihnen in meinem vor letzten Briefe, mit dem ich Ihnen die Handschrift Ihrer Denkwürdigkeiten zurücksandte, erzählte, sind gegenwärtig in's Werk gesetzt; es macht mir Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich die richtigen und gesunden Gesichtspunkte, die mich auf diese Verbesserungen, auf diese Pläne geleitet, zum Theil Ihnen verdanke.*

*Wie ich Ihnen gesagt hatte, und wie Sie voraussahen, ist die Lesung Ihrer Denkwürdigkeiten für mich von großem Nutzen gewesen, indem sie meine Aufmerksamkeit auf Thatsachen und Leiden hinlenkte, von denen ich keine Ahnung hatte.*

*Folgendes sind die Entschließungen, die ich gefaßt, und welche in der Ausführung begriffen sind:*

*Den Gauklern wird unter den strengsten Strafen untersagt, bei ihren Vorstellungen Kinder auftreten zu lassen.*

*Die Volkslehrer werden zum Rang von öffentlichen Beamten erster Klasse erhoben und rangieren vor den Civil, Militairs und Kirchenbehörden; denn wer die Menschen redlich, unterrichtet und arbeitsam macht, wer sie mit Einem Worte moralisch schafft, muß die erste Stelle einnehmen.*

*Es werden Warteschulen, Kleinkinderschulen und für die Heranwachsenden Gewerbs- und Ackerbauschulen gegründet, auch öffentliche Werkstätten, wo ein ehrlicher Mann, der für den Augenblick arbeitslos ist, Broterwerb und Obdach findet; endlich Hospitäler für Invaliden aus dem Civilstande.*

*Kneipen, welche die verderblichsten Neigungen unablässig nähren, werden auf der Stelle geschlossen.*

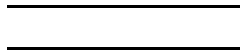
*Zu Hause, wo der Sache tausend Dinge in den Weg treten, wird ein Familienvater sich nicht zu betrinken wagen.*

*Strenge Strafen gegen Trunkfälligkeit.*

*Es werden nationale Schauplätze eröffnet und vom Staate unterstützt, auf denen an Festtagen das Volk für ein Viertel*



*des Geldes, das es dazu anwandte, sich in der Schenke dumm und krank zu trinken, edle und männliche Erholungen und Schauspiele antreffen wird.*



*Das sind die ersten Verbesserungen; sie werden, hoff' ich, keinen Widerstand finden; denn das Recht ist auf meiner Seite, und ich stütze mich bei ihnen auf die Vernachlässigten und habe nur die Privilegierten gegen mich.*

*Sollte es nothwendig werden, so werde ich einen offenen Aufstand gegen den Geburts- und Geldadel, der hier sehr mächtig ist, hervorrufen und mich als König an die Spitze des Volkes stellen.*



*Leben Sie wohl — es macht mich glücklich, Ihnen diesen Brief schreiben zu können; er wird Ihnen wenigstens beweisen, daß ich die Schuld, die ich an Sie abzutragen habe, nicht vergessen; ich gebe mir Mühe, sie nach den Wünschen Ihres edlen Herzens abzutragen und zu versuchen, ob ich es nicht dahin bringen kann, daß mein Name dankbar genannt werde von unseren Menschenbrüdern.*

Ihr wohlgewogener

K. O.«

Frau Perrine fragte Martin, als er den Brief für sich zu Ende gelesen hatte, mit der Unbefangenheit mütterlicher Neugierde:

»Von wem ist der Brief, Kind?«

»Vom König, liebe Mutter,« antwortete Martin unbefangen.

»Vom König?« fragte Bruyère verwundert Madame Duriveau und ihr Mann sahen einander voll Stolz an.

»Kannst Du mir den Brief vorlesen?« sagte Herr Duriveau fast furchtsam zu seinem Sohn.

»Er — nein,« sagte Claudius Gérard lächelnd, er kann's unmöglich — aber ich nehm's über mich, wenn Martin nichts dagegen hat.«

»Wenn mein Vater und meine Mutter es wünschen,« antwortete Martin.

»Ob wir es wünschen!« sagte Herr Duriveau lebhaft und wandte sich zu seiner Frau. »Er fragt noch, Perrine.«

Claudius Gérard las den Brief vor.

Als er damit zu Ende war, rief Duriveau mit bethränkten Augen, indem er seine Arme nach Martin ausstreckte:

»Sohn — edler, würdiger Sohn — den ich so lange verkannt habe! — o! nicht vor Stolz wein' ich — nur vor Liebe!«

Und nachdem er Martin und Bruyère vor Rührung an's Herz gedrückt, setzte er hinzu, indem er Perrine und Claudius Gérard die Hand gab.

»O, Ihr hattet wohl Recht — mit einer Frau und Freunden, wie Ihr Beide seid, und Kindern, wie Bruyère und Martin — und bei beständiger Sühne des Bösen durch Gutesthun braucht man an der Zukunft nicht verzweifeln!«



**Eugène Sue.**

(Ende des Romans.)

## Anmerkungen

- [1] Wir ergreifen mit Begierde diese Gelegenheit, einer bewundernswürdigen Erfindung des Herrn Durand öffentlich Gerechtigkeit und gebührende Ehre widerfahren zu lassen. Es ist nämlich diesem nach Arbeiten und Studien von äußerster Schwierigkeit gelungen, eine Bewässerungsmühle zu erfinden, die vom Winde bewegt sich selbst nach der Richtung desselben stellt, und bei Windstößen still steht. Diese große und nützliche Erfindung, die wir seit fast zwei Jahren in Anwendung sehen, hat dem Ackerbau schon ungemeine Dienste geleistet, und sie muß es noch ferner thun; denn sie gewährt ebenso leichte wie wohlfeile Mittel zur Bewässerung.
- [2] Wir dürfen nicht unterlassen, im Vorbeigehen anzuführen, das dieses Radicalmittel gegen die Wechselfieber, welche die Bevölkerung der Sologne lichterem, dermaßen kostspielig ist, das es den armen Leuten auf dem Lande unmöglich fällt, es sich zu verschaffen und dabei noch den Arzt zu bezahlen, der seine Anwendung zu bestimmen hätte; der Preis des Mittels in der nöthigen Menge, um das Fieber zu vertreiben, unter der Voraussetzung, daß kein Rückfall eintrete — was vor der vollständigen Heilung unfehlbar noch mehre Male eintritt — würde das für den Unterhalt einer ganzen Familie während vier oder fünf Tage Erforderliche aufzehren.
- [3] Wir haben nur einen ganz oberflächlichen und unvollständigen Abriß von Dem geben können, was eins einer zu gleich ackerbautreibenden und der Fabrikation obliegenden Genossenschaft werden kann, die aus den Grundlagen des Capitals, der Arbeit und Einsicht ruht. Diejenigen von unsern Lesern, welche Lust verspüren sollten, die Einrichtung im Einzelnen kennen zu lernen, verweisen wir auf das vortrefflich Büchlein von Mattias Briancour: Organisation et association du travail; erschienen Libraire Sociétaire 10, rue de seine.